THE LIBRARY

Periodical Collection

CLASS

BOOK

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 27. 1. Juli 1864.

Du genre humain cet ennemi coupable
Est tentateur de sa profession;
Il prend les gens en sa possession,
De tout péché ce père formidable,
Rival de Dieu. —

Voltaire.

Der Teufel als Sittenmaler und Moralprediger.

Gewiß wäre es eine der dankbarsten Aufgaben, wenn jemand auch nur eine einfache, so zu sagen statistische Zusammenstellung des im Volke der Gegenwart noch wurzelnden Kreises von Bildern und Anschauungen über das Gebahren und die Thätigkeit des Teufels ausführen wollte. Es wäre ein brauchbarer Baustein zu einer andern Aufgabe von der größten culturgeschichtlichen Bedeutung, zu einer genetischen Geschichte des Teufels in der Vorstellung der christlichen Welt, speciell in dem christlichen deutschen Volke. Was unsere Alterthumskundigen auf der einen Seite, auf der andern unsere Theologen bisher dafür geleistet, erstreckt sich eigentlich nur auf einzelne Fingerzeige. So hat auch hier, wie überall, wo er seinen Mosesstab anschlug, Jacob Grimm zuerst unter der orientalisch-antiken Umhüllung der populären Teufelsgestalt die urgermanische Natur von Göttern und Riesen entdeckt und andere haben diesen Lichtblitz benützt, um eine Unzahl sonst dumpfer und dunkler Sagen und Mährchen des Volks zu beleuchten und zu verstehen. Das dreiundzwanzigste Kapitel der deutschen Mythologie, obwohl es schon 1844 in seine gegenwärtige Gestalt gebracht wurde, wird noch auf lange hin die Rüstkammer bleiben, aus welcher sich die Forschung die Waffen der Methode, die Grundsätze der Kritik für die Bestandtheile des deutschen Teufels holt. „Der Teufel ist jüdisch, christlich, heidnisch, abgöttisch, elbisch, riesenhaft, gespenstig, alles zusammen.“ Das ist das unumstößliche Ergebniß dieser bahnbrechenden Forschungen, dem nichts zu- und nichts abgethan werden kann. Es kommt nur darauf an, jedem einzelnen Elemente sein gebührendes Recht in dem großen physiologischen Proceß, den die Gestalt des Teufels durch Jahrtausende durchgemacht hat, zuzuweisen, und dazu wäre eben die Erfüllung des Wunsches, den wir in der ersten Zeile geäußert haben, vom größten Belange. Ein Beitrag dazu ist neuerlich gegeben worden: wir besitzen jetzt eine recht fleißige Zusammenstellung der Functionen, die dem Teufel im deutschen Sprüchwort zugetheilt werden. Jedermann erinnert sich sofort, wie oft er selbst, oder, wenn er gebildet oder zu scrupulös dazu ist, andere die schwarze Gestalt des Feindes Gottes und der Menschen im Munde führen; wie dieß keineswegs nur dann geschieht, wenn der Teufel, so zu sagen, als wirklicher Teufel gemeint ist. Im Gegentheil, die Mehrzahl derartiger volksthümlicher Redeweisen setzt eine Art von humoristisch-gemüthlichem Verhältniß zwischen dem Menschen und ihm voraus. Mag derjenige, der am heutigen Tage

Digitized by Google

von einem armen Teufel, einem guten dummen Teufel spricht, eben nur den abstracten Sinn des Bildes und nicht mehr das Bild selbst verstehen, vor Jahrhunderten, als sich das Volk das Wort schuf, muß dem Worte auch das Bild lebendig gewesen seyn, und noch jetzt wirkt seine Kraft unbewußt auf die Stimmung und Empfindung eines jeden, der es auch nur als Phrase braucht.

Aber unter all den verschiedenen Aemtern und Functionen, mit denen der Volksmund den Teufel betraut, wüßten wir keines, das ihm sonderbarer stünde, als der Beruf eines ernsthaften Sittenpredigers, eines im Grunde wohlmeinenden Kritikers der Welt und des Menschentreibens. Es ist auch unseres Wissens im Sprüchwort selbst, in diesem laconischen Niederschlag der systematischen Weltanschauung oder Philosophie des Volks, nirgends ausgeprägt, wohl aber in einem in jeder Hinsicht höchst interessanten literarischen Produkt, was ganz vor kurzem aus der Jahrhunderte langen Nacht der Vergessenheit wieder aufgetaucht ist. Keine Frage, daß es kaum ein wunderlicheres Problem gibt, als das, was hier die volksthümliche Vorstellungsweise einer längst versunkenen Zeit dem denkenden Sinn des heutigen Forschers stellt, so daß es wohl der Mühe werth ist, dabei zu verweilen.

Zuerst aber der Thatbestand. Unter dem Titel: „Des Teufels Netz," ist ein Reimwerk von großem Umfang — fast 14,000 Verse — anscheinend aus dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts, der Zeit der großen Concilien und Hussitenkämpfe, ganz vor kurzem gedruckt worden, dessen satirisch-didaktische Tendenz mit der so vieler Vorgänger, Zeitgenossen und Nachfolger stimmt. Es unterscheidet sich aber darin von ihnen, daß der Teufel in eigener Person als der Kritiker und respective Lehrer der Menschen auftritt. Ehe wir die Bedeutung dieser Situation würdigen, bemerken wir nur noch, daß schon das vorige Jahrhundert den jetzt neu gemachten Fund gemacht, aber so wenig benutzt hatte, daß er eben wieder ganz von neuem gemacht werden mußte. Der treffliche Jurist und Alterthumskenner Heumann in Altorf hat das Werk in Händen gehabt und benützt, freilich zu andern Zwecken, als sie der heutige Stand der culturgeschichtlichen Wissenschaft an die Hand gibt. Ihm war es zunächst um Antiquitäten des Rechts zu thun, aber auch so hat er, wie eine Reihe anderer gelehrter Juristen, Schilter, Scherz, Oberlin, Wachter, Haltaus, der spätern deutschen Alterthumskunde trefflich vorgearbeitet, und es darf wohl unsere so rasch vergessende Zeit auch hier daran erinnert werden, was sie auf diesem enger umhegten wissenschaftlichen Felde der Arbeit von Männern schuldet, die heute selbst von den Fachgenossen häufig mit einer Art von wohlwollender Herablassung genannt zu werden pflegen und der Masse des gebildeten Publikums unbekannte Größen worden sind.

Andere Zeiten sind gekommen, in denen die Poesie des Mittelalters eben so Mode wurde, wie sie in der Jugendzeit in Verruf stand. Aber es war eben nur die Poesie, welche gelten sollte, und auch sie nur in so weit als sie dem romantischen Bilde entsprach, das sich die Phantasie vom Mittelalter geschaffen hatte. Dahinein paßte die nüchterne Didaktik z. B. an sich schon nicht, auch wenn sie in den glattesten Versen vorgetragen wurde, noch viel weniger, wenn die Verse holperten und die Sprache die süße Flüssigkeit der Zeit Hartmanns von der Aue mit den groben und rauhen Tönen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts vertauscht hatte. So ist es denn dem Teufels Netze ergangen, wie andern einstmals viel gerühmten Büchern gleicher Art, wie Vintlee's Blume der Tugend, wie des biedern Hug von Trimberg Sammler und Renner. Erst als sich der Vorrath der von dem Geschmacke des Augenblicks bevorzugten Werke erschöpfte, mußte man nothgedrungen die einmal angeregte Arbeitsthätigkeit auch auf solche vernachlässigte Produkte wenden. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man unsere so fleißigen und genau geschulten Herausgeber mittelalterlicher Literaturwerke immer mit Entschuldigungen beginnen hört, daß sie es über sich genommen, gerade dieß an sich so werthlose Opus zum Gegenstand langjähriger Bemühungen zu machen. Dem liegt immer noch eine eigentlich ungültige Voraussetzung zu Grunde, als verlohnte es sich nur die Früchte der Vorzeit zu kosten, welche dem Gaumen der Gegenwart wohlschmeckend sind. So mag es denn auch gekommen seyn, daß der treffliche, unvergeßliche Joseph von Laßberg, einer der wenigen wirklichen Adeligen, die auch darin den Beruf und die Pflicht des Adels erkennen, in vaterländischer Wissenschaft den andern voranzugehen, zwar Besitzer einer Abschrift von unseres Teufels Netze gewesen ist, aber doch niemals das geringste Interesse für die Hebung des hier verborgenen Schatzes bekundet hat.

Es ist nach einigen vorläufigen Mahnungen erst einem jüngeren Gelehrten, dem gegenwärtigen fürstenbergischen Bibliothekar in Donaueschingen, Dr. Barack, vorbehalten geblieben, eine ganze Publikation des so gebeihlich wirkenden literarischen Vereins mit der Herausgabe dieses Werkes zu füllen. Gewiß war es vorher bis auf den Namen selbst den meisten Männern vom Fache unbekannt; aber eben so gewiß wird es an der Stelle, wo es sich jetzt befindet, der Masse des gebildeten Publikums unbekannt bleiben, zumal da der Herausgeber fast nichts dazu gethan hat, die ungenieß-

Digitized by Google

bare und dornenvolle Hülle, in der wahrlich ein recht guter Kern ſteckt, zu beſeitigen. Gerade deßhalb mag dieſer Ort geeignet ſeyn, die Aufmerkſamkeit unſerer leſenden Welt, wenn auch nur flüchtig dahin zu lenken, wo denn doch bei einem und dem andern, ſey es durch die Wahlverwandtſchaft des Stoffes, ſey es durch die allgemein gültige Bedeutung des Inhalts, ſey es endlich auch nur durch die ganz eigene Naivetät der Form, ſich das Verlangen näherer Kenntnißnahme entwickeln dürfte.

Der Titel: „des Teufels Netz“ vertuſcht eigentlich einen gemüthlichen landſchaftlichen Zug. Der unbekannte Verfaſſer nannte ſein Werk „des Teufels Segi.“ Wer am Bodenſee zu Hauſe iſt, weiß, was eine Segi oder Segin iſt. Es iſt die größte Art von Netzen, gewöhnlich mehr als hundert Ellen lang, die natürlich auch nicht im täglichen Gebrauche iſt, ſondern nur im Frühjahr und Herbſt in die Tiefe des Sees geſenkt wird, um die großen Fiſche zu fangen, welche den kleinen Netzen zu entgehen wiſſen. Aber vor der Segi ſchützt weder Größe noch erlernte Schlauheit. Sie erraft alles, gerade ſo wie der Teufel nicht bloß die kleinen und geiſtigarmen zu fangen verſteht, ſondern auch die großen und ſchlauen. Seiner Segi entgeht kein Fiſch, und darum paßt es trefflich, daß ſein Netz eine Segi und nicht ein ſimples Netz iſt. Freilich würde mancher nicht gewußt haben, was eine Segi iſt, doch wäre die Belehrung nicht ſchwer zu finden geweſen und man hätte dann neben der Hinweiſung auf den landſchaftlichen Rahmen des Werkes, den grünen Ufern des Bodenſees, auch noch ein recht friſches und eindringliches Bild gehabt.

Daß der Teufel ein Netz — großes oder kleines, wollen wir annehmen, bleibt ſich gleich — auswerfe, um die armen Seelen zu fangen, bedarf nicht einmal einer Nebeneinanderſtellung mit dem menſchenfiſchenden, älteſten und größten der Apoſtel. Das Bild liegt ſo nahe, und iſt vom früheſten Mittelalter an ſo oft als bloße Phraſe verwendet worden, daß weder die Phantaſie noch der Verſtand des unbekannten Verfaſſers unſeres Reimwerkes ſich beſonders anzuſtrengen nöthig hatte, um darauf zu verfallen. Ihm gebührt zunächſt nur das Verdienſt, es aus der trivialen und nüchternen Allgemeinheit in eine beſtimmte und charakteriſtiſche Beſonderheit umgeſetzt zu haben. Die Segi des Teufels iſt denn doch etwas ganz anderes als das ſimple Netz des Teufels. Aber es gebührt ihm noch ein weiteres Verdienſt. Wenn ein Zuſchauer den Teufel ſeine Segi auswerfen ſieht, ſo wird er wohl zu ſeinem Leidweſen bemerken können, wie ſchwer und übervoll ſie jedesmal aus der Tiefe auftaucht; er wird auch allenfalls das bunte Gewimmel der großen und kleinen Fiſche darin zappeln ſehen und den einen und den andern deutlich erkennen. Aber warum gerade dieſer Fiſchpatriarch hier und daneben jenes winzige Fäntchen neben einander von einer Maſche ſich haben verſtricken laſſen müſſen, das ſieht er nicht und weiß es nicht. Die armen Gefangenen wiſſen es ſelbſt nicht, und wenn ſie es wüßten, und wenn ſie nicht ſtumme Fiſche wären, würden ſie ſich doch ſchämen, es zu ſagen. Nur der Fiſcher ſelbſt weiß, welchen Köder er für den einen und für den andern eingelegt, wie er das Netz geſtellt und gezreht, gedehnt und gezogen hat; er kennt die ſchwachen Seiten, die Dornirthei, die übermüthige Tollkühnheit, die rathloſe Ungeſchicklichkeit ſeiner Opfer. Aber er wird es nicht jedem, oder vielmehr niemand verrathen, denn er will ſein Privilegium ungeſtört behaupten. Da iſt es denn ein trefflicher Gedanke, daß dem Teufel wider ſeinen Willen der Mund geöffnet wird.

Er hat nämlich ſchon lange Aergerniß genommen an einem frommen Einſiedel, der von ſeiner Zelle am Ufer des großen Sees hinaus in die weite Gottesweit immer nur das Lob der Größe, Güte und Herrlichkeit des Schöpfers und ſeiner allerbarmenden Gnade verkündet, Dadurch ſind dem Teufel gar manche Seelen entgangen, die er ſicher zu fangen gedachte. Da naht er ſich denn eines Weihnachtsabends dem frommen Manne, um ihn ſelbſt zu berücken, aber, und darin eben iſt er wieder der dumme Teufel, als den ihn auch der dümmſte der dummen Menſchen verſpottet, er bedenkt nicht, daß gerade in dieſer Stunde der Einſiedel am beſten gerüſtet iſt. Der empfängt ihn mit ſo kräftigem Gebete und Beſchwörung, daß er gerne niemals wieder kommen wollte, wenn er nur erſt fort wäre. Aber der kräftige Zauber des heiligen Mannes — das feurige und ernſte Gebet zu den himmliſchen Mächten, zwingt ihn zu bleiben. Es werden keine Dienſte von ihm gefordert, wie wohl andere Geiſterbanner die gefangenen Unholde zu ſolchen gezwungen haben. Der Einſiedel iſt über alle Wünſche und Bedürftigkeit hinaus: ihn verlangt nur zu wiſſen, wie es der Teufel anſtelle, daß er überall und immer, und nun gerade auch in dieſer hochheiligen Zeit ſo viel Menſchenſeelen berücke und verderbe. Da muß ihm denn der Teufel, ſo ſehr er ſich windet und dreht, die Geheimniſſe ſeiner Segi offenbaren, ihm ſagen, wie er ſie mit ſeinen ſieben treuen Knechten, den ſieben Todſünden in die Tiefe des Lebensſtromes ſenkt, wo die vielen Fiſche ſchwimmen. Jeder der ſieben Knechte, die Junker Hoffart, Haß und Neid, Geiz, Gefräßigkeit, Zorn, Unkeuſchheit und Trägheit, thut auf's beſte ſeine Schuldigkeit und mehr als das. Aber wenn ihre Erfahrenheit und ihre Kraft

1018129

Digitized by Google

nicht ausreicht, das Netz zu heben und zu ſtellen, ſo ſind noch drei andere Altgeſellen da, man könnte ſie auch Altmeiſter heißen: Beſchließ das Herz, heißt der eine, Beſchließ den Mund, der andere, Beſchließ den Seckel, der dritte, alſo, aus der Allegorie in die nüchterne Proſa übertragen, Verſtocktheit des Herzens, Gleichgültigkeit gegen die Gnadenmittel der Kirche, denn der beſchloſſene Mund iſt es, der die neue Todſünde begeht, eine andere wiſſentliche Sünde dem Beichtvater zu verhehlen, und endlich Zähigkeit im weltlichen Gute. Damit wird alles gefangen, was den eigentlichen groben Sünden entgangen iſt. Dieſen entrinnen manche, weil ſie gar ſo grob und täppiſch ſind, jenen ſchwerlich einer, weil er ſie gar nicht ſieht oder ſehen will.

Freilich iſt das alles nur Allegorie, und inſofern, da wir heutzutage jede Allegorie für altfränkiſch oder geſchmacklos zu halten beinahe geneigt ſind, nicht mehr ſchmackhaft für uns. Und doch thut ſie hier ihre tüchtige Wirkung. Man darf nur nicht daran anſtoßen, daß auch hier, wie ſo oft, der Gedanke beſſer iſt als die Ausführung. Die groben und holpernden Verſe laſſen ſich nicht glatt und elegant machen, aber was ſchadet es? es ſteckt nicht bloß ein ſehr brauchbarer Kern darin, ſie nehmen ſich auch in dem Munde des Teufels ganz gut aus. Ihm ſtünde es doch wohl nicht an, ſich in feiner und zierlicher Gewandtheit, wie ein gelehrter Schreiber, vorzuführen. Es iſt genug, wenn man ihn verſteht, und daß man ihn verſtehe, dafür ſorgt er, indem er ſpricht, wie das Volk ſpricht. Im Vergleich mit andern damals beliebten Einkleidungen didaktiſcher Werke für's Volk, ſey es nun in Proſa oder in Verſen, entweder der Form des Geſprächs zwiſchen Vater und Sohn, Lehrer und Schüler, Herr und Knecht, oder der direkten Apoſtrophe des Sprechers an die zuhörende und nothwendigerweiſe bald gelangweilte Gemeinde, iſt das Bild des auf Fiſchfang mit ſeinen Knechten ausziehenden Teufels von draſtiſcher Wirkung, und daß er ſelbſt ſeine Künſte und Kniffe offenbaren muß, ſteigert die Spannung des Leſers noch mehr und gibt dem Ganzen ein Relief der Untrüglichkeit und Sicherheit, das auf andere Art nicht erzielt werden konnte. Aber noch mehr als das. Wenn der Teufel ſelbſt ſein Handwerk verrathen muß, iſt es natürlich, daß er ſeine armen Opfer, die Menſchen, nicht ſchont. Er ſagt alles Böſe von ihnen, was er weiß, und ſagt es ſo böſe als möglich.

Wenn die ſatiriſche Didaktik wirkſam ſeyn ſoll, ſo muß ſie ſcharf, ſo muß ſie malitiös ſeyn. Iſt ſie das nicht, ſo wird ſie langweilig und wirkungslos. Dieß iſt das Gebrechen unzähliger wohlgemeinter Sittenpredigten alter und neuer Zeit, insbeſondere aber der allermeiſten poetiſchen Strafergüſſe des Mittelalters. Es mag wohl eine nicht geringe Meinung von dem ſichern Inſtinkt der Hand, die des Teufels Netz geſtrickt hat, geben, daß ſie durch ein ſo einfaches Mittel, die Einführung des Teufels als Sittenmaler ſeiner Zeit, einerſeits ſich befähigte, die ſchärfſte und erbarmungsloſeſte Zeichnung auszuführen, die nur überhaupt gedacht werden kann, andererſeits doch den widerlichen Eindruck einer menſchenfeindlichen Verbitterung und malitiöſen Schadenfreude zu paraliſiren. Denn, wie geſagt, es iſt ja immer der Teufel, der ſpricht, ihm ziemt jeder Grad von Verbitterung und Malice, und es heißt hier wirklich: je toller, deſto beſſer, oder vielmehr deſto richtiger. Ein Menſch darf vom andern nicht ſo ſchonungslos reden, das ſagt jedem das natürliche Gefühl, denn es ſind ſchließlich doch alle im gleichen Spital krank, und welchen Eindruck ſoll es machen, wenn ein Siecher den andern höhnt? Das iſt die große Klippe, an der alle Satire ſcheitert, wenn ſie auf ein reines und einfaches Gemüth wirkt. Sie erſcheint an ſich, ſobald ſie wirklich gut, d. h. eben herb und boshaft iſt, als etwas unmenſchliches, was nur dem verderbten Sinn wohl thut, aber nur deßhalb, weil ſich der Menſch im Hören oder Leſen gegen die Ueberhebung des Menſchen im Sprechen oder Schreiben auflehnt. Hört man dem Teufel zu, ſo fällt jeder Grund der Verſtimmung weg: er kann ſich nicht entwürdigen, er braucht ſich nicht zu ſchämen, etwas zu thun, was einem reinen Menſchenherzen widerlich iſt.

Der Teufel hat auch keine Cenſur zu fürchten. Er kann über jeden, vom Höchſten bis zum Niedrigſten, reden was er will. Nur iſt es mit der Rede- oder Schreibefreiheit jener Zeit ein eigenes Ding und verlohnte ſich wohl, ſo gut man ſorgfältige Unterſuchungen über die Preßfreiheit im alten Rom angeſtellt hat, auch einmal gründlich unterſucht zu werden. Eine öffentliche Cenſuranſtalt gab es damals im deutſchen Reich weder von Seite der Kirche noch des Staats, obwohl beide gelegentlich ſcharf genug gegen mißliebige Bücher einſchritten. Die erſte Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts hat nicht bloß manchen Ketzer, die damals alle einſtweilen unter der Rubrik Huſſiten begriffen wurden, brennen ſehen: es ſind auch viele Bücher den Flammen geopfert worden. Doch iſt es immer der kirchlich oder religiös bedenkliche Inhalt, der die Verfolgung provocirt. Wenn aber eine Satire die ganzen Weltzuſtände umfaſſen will, wie es das Netz des Teufels thut, wenn ſie demgemäß eben ſo die Kirche, die ja auch zu der Welt der Sichtbarkeit gehört, wie den Staat ſcharf angreifen muß, weil die Perſonen, die die eine wie den andern vertreten, durch-

Digitized by Google

weg nichtswürdig erfunden werden, ſo iſt die Grenzlinie zwiſchen der Kritik der Perſonen und der Sache wenigſtens in den Augen der verletzten Perſonen ſelbſt ſehr leicht verwiſcht. Zwar iſt es ein frommer, in jeder Art correcter Einſiedel, der als der eigentliche Held oder Veranlaſſer des ganzen kritiſchen Gerichts über die Welt eintritt, aber dieſer Deckmantel würde allein nicht geholfen haben. Denn auch die Ketzer liebten und verſtanden dergleichen Beſchönigungsmittel bei ihren unſtatthaften Angriffen anzuwenden und doch halfen ſie ihnen nichts. Aber hier, wo der Teufel alle Verantwortung auf ſich nimmt, muß die Anklage verſtummen. Niemand kann daran Anſtoß nehmen, daß er das Concilium — als die oberſte Gewalt in der Chriſtenheit, höher als der Papſt — den Papſt und die Cardinäle, den Kaiſer, die Könige und Kurfürſten, Herzoge und Fürſten, alle auf gleiche Art mit der ſchärfſten Lauge des Spottes, des Tadels, ja direkter, grober, wenigſtens für unſere Empfindung grober Anſchuldigungen überſchüttet. Daß der Teufel ſolche heilige Inſtitutionen nicht beſonders liebt, verzeiht man ihm; daß er die Schattenſeiten derſelben ganz und genau kennt, traut man ihm zu; warum ſollte er nun nicht alles, was er weiß, ſo barſch und malitiös wie er kann, von ſich geben? Ohnedem konnte ja auch weder der Arm der geiſtlichen noch der weltlichen Juſtiz den Läſterer erreichen. Uebrigens iſt auch hier, wie in ſo vielen didaktiſch-ſatiriſchen Erzeugniſſen des Mittelalters, wirklich kein Gedanke an eine principielle Oppoſition oder an revolutionäre Tendenzen. Daß ſolche damals und zu jeder andern Periode der „guten alten Zeit“ vorhanden waren, bedarf keiner Erwähnung. Damals gerade zeigten die Huſſiten in bisher noch unübertroffener Draſtik, wie das Mittelalter den Begriff Revolution in Kirche, Staat und Geſellſchaft in die Wirklichkeit umſetzen konnte. Aber dem Gemüthe, das in des Teufels Netz eine ſo ſcharfe Verurtheilung aller Stände und Perſonen durchzuführen nicht ſcheute, lag es doch ferne, dieſe Stände ſelbſt, die ganze ſichtbare Weltordnung darauf anzuſehen, ob ſie die rechte und von Gott geordnete ſey, ob der Grundfehler, der alle in des Teufels Netz treibt, nicht vielmehr in den Inſtitutionen als in den Perſonen liege. Kirche und Staat ſind ihm, ſo wie ſie ſind, ein heiliges und unantaſtbares. Petrus, der Apoſtel, hat die Kirche gegründet; die Päpſte ſind ſeine Nachfolger und ſollen es für immer bleiben. Aber ſie ſollen es ihrem heiligen Vorgänger auch gleich thun an den Tugenden der Demuth, des Glaubens, der Herzensreinheit, der Weltentſagung. Da ſie das nicht wollen, ſo muß der Teufel freilich einen nach dem andern von ihnen mit ſeinem Netze erhaſchen.

Wie das Papſtthum, ſo wird auch der Beruf der Cardinäle, Biſchöfe, Prälaten, Officialen, Chorherrn, Pfarrer, Vicarien, Lectoren, Aebte, Aebtiſſinnen und Nonnen, Bettelorden, Waldbrüder, d. h. Einſiedler und Einſiedlerinnen, Beghinen ꝛc., kurz der ganze Schematismus der geiſtlichen Ritterſchaft des Mittelalters ſehr beſtimmt getrennt von den zufälligen Perſonen. Gegen die ſchärfſte Kritik dieſer läßt ſich vom Standpunkt des ganz unerſchütterten Glaubens nichts einwenden, obwohl, wie tauſend Thatſachen beweiſen, die Kirche im Bewußtſeyn ihrer eigenen Schuld ſich auch dagegen mit den beliebten Waffen des Ketzerproceſſes und ſeinen furchtbaren Strafmitteln zu vertheidigen pflegte. Sie konnte ſich darauf berufen, daß alle wirkliche Ketzerei, d. h. aller wirkliche Abfall von der Lehre und Verfaſſung der Kirche, ſtets von ſolcher Kritik der Perſonen und der durch ſie veranlaßten Zuſtände begonnen habe oder ſich hinter ſie verſtecke.

Aber für das Gewiſſen des Kritikers und für den Maßſtab des Urtheils, den die Nachwelt an ihn zu legen hat, behält der bemerkte Unterſchied ſeinen vollen Werth. Der Teufel ſpricht hier, wenn auch noch ſo herb und hart, doch aus der Seele eines gläubigen Mannes, eines ſolchen, der auch nicht die geringſte Gliederung des großen Baus der Kirche gefährdet wiſſen wollte, der eben ſo wohl im Papſtthum wie im Waldbruderleben der Zeit eine für ewig gültige göttliche Ordnung ſah. Hatte das eine St. Petrus zu ſeinem Urheber, ſo war das andere von dem größten Propheten des alten Bundes, Elias, gegründet. Waldbrüder und Waldſchweſtern, Einſiedler und Einſiedlerinnen, Clauſener und Clauſnerinnen, Begharden und Beghinen liefern auch, und das iſt ein bemerkenswerther Zug, das geringſte Contingent in das Netz des Teufels, wie dieſer ſelbſt beklagt.

Ob man daraus ſchließen darf, daß der ſonſt namenloſe Sittenſchilderer einer dieſer unter ſich ſo nahe verwandten Berufsarten angehört habe, laſſen wir dahingeſtellt. Es wäre intereſſant, wenn ein der Welt pflichtmäßig ganz abgeſtorbenes Auge mit ſo durchdringender Schärfe bis in die dunkelſten Winkel des Welttreibens zu ſehen, wenn es von ſeiner einſamen Höhle im wilden Walde oder auf der Bergeshöhe den Schneider auf ſeiner Bühne, den Tiſchler an ſeiner Hobelbank, den Metzger in ſeiner Fleiſchkammer ſo ſicher zu belauern und abzuſaſſen vermocht hätte. Es ſetzte ein langes Leben mitten im Getümmel der Welt voraus, das endlich draußen in der Einöde ſeinen Schluß und ſeinen Frieden gefunden hätte. Aber dann wäre das Herz auch mit andern Dingen beſchäftigt, denn wo Kritik iſt, muß auch das Herz dabei ſeyn, der Verſtand

Digitized by Google

allein schärft das Auge nicht genug. Sollte nicht vielmehr jene Vorliebe für das abgezogene Leben, für das Anachorenthum im alten, ächten Sinne, wenn auch in der neuen Gestalt der damaligen Zeit, überhaupt als ein charakteristischer Zug des Volks gelten dürfen? Man täusche sich nicht darüber; unser deutsches Volk hat bis in die Reformationszeit hinein diese Vorliebe immer kund gegeben, auch als das stolze Gebäude der Kirche schon krachend zusammenbrach. Es gehört in das noch unerschöpfte Kapitel des innern religiösen Lebens im Volke selbst, von dem unsere Kirchengeschichte so wenig zu berichten weiß.

(Schluß folgt.)

Eine Reise nach der Heimath.

(Schluß.)

2.

Kaum graute der erste Pfingsttag, als Carl, die düstern, beengenden Häuserreihen der Stadt hinter sich lassend, auf der Bahn in den Frühlingsmorgen hinausfuhr, seiner Heimath entgegen. Die Sonne zog stolz herauf und die Natur schwamm im jungen Lichte. Noch tropften die Bäume, rauschten die Bäche, glitzerten die Wiesen von den Gewitterschauern der Nacht und auf den Landstraßen standen Wasserlachen; geputzte, hochaufgeschürzte Kirchgängerinnen suchten die Stege, die der Tag trocken gebleicht, und wallfahrteten, durch die Landschaft zerstreut, den Thürmen entgegen, deren Kreuze im Sonnengold flammten. Schon summte das Glockengetöse aus allen Städten und Dörfern, die im Blüthenkranz der Bäume ruhten, und mischte sich mit der Orgel feierlichen Klängen. Und so ging es weiter, immer in den Maitag hinein, der vom Frühroth bis zum Abend dem Reisenden wie die feierliche Morgenstunde des erblühenden Jahres erschien. Die Mittagsschwüle, welche athemlos auf der Landschaft brütete, hatte ihm etwas Spannendes, Erwartungsvolles, als solle jeden Augenblick was Besonderes passiren. Der Zug führte in raschem Fluge durch neue, fremde Gegenden. Alle Dinge gewannen unter seinen Augen die Bedeutung und Weihe, die ihnen ursprünglich eigen ist, und die Poesie, die sich oft neben der Alltäglichkeit langweilt, guckte ihm heut entgegen aus jedem duftenden Fliederbusche, dessen Schatten an den sonnigen Wänden der Landhäuser spielten, aus jedem Abhange, der grün umlaubt und tausendfältig mit Frühlingsblumen besäet, die Flußufer begleitete, aus jedem Hain, jeder Hütte, jedem Weiher am Wege. Sein Sinn war empfänglich geworden, heiter, befriedigt. Wer mit ihm fuhr, war gern gesehen, und weil er jedem freundlich und mittheilsam begegnete, fand er sich stets in angenehmer Gesellschaft.

Als aber Hügel, Häuser und Bäume längere Schatten zu werfen anfingen, die Nachtigall erste vereinzelte Töne aus nahen Wipfeln dem dahinbrausenden Zuge nachwarf, als Schaaren von Spatzlergängern durch die Thore der Städte dem Freien entgegen strebten, um sich am Nachmittagsglanze der Frühlingssonne zu erlaben, da nahte er sich den Grenzen seiner heimathlichen Provinz. Aus blauer Ferne dunkelten Berge, und ihm war, als sendete sie von allen Höhen grüßende Boten. Die alte vereinsamte Heerstraße, die sich in großen Windungen hin und her warf, und wieder holt vom siegenden Geleise der Eisenbahn geschnitten wurde, gemahnte mit ihren geköpften Pappelreihen und dem vergrasten Planum unsern Reisenden unaufhörlich an die Wanderpoesie der Jugend, der im sehnsüchtigen Drange nach der Ferne jedes schmetternde Posthorn, jeder hochbeladene Frachtwagen und wandernde Handwerksbursch Archenoahsstauden waren.

Der Abend dämmerte heran. Vor bescheidenen Hütten und blanken Gutshäusern, vor Müllerwohnungen und Meiereien saßen feiernd die Landleute, spielende Kinder vor sich. Bald schimmerten die ersten Lichter aus den Fenstern, und Bäume und Büsche, beschwert vom jungen, üppigen Laube, ballten sich wie zum Schlummer in dunkelnde Massen.

Da fuhr der Reisende in die letzte Station ein, von der aus ihn die Post in die Berge, nach dem Vaterhause führen sollte, das er mit Anbruch des nächsten Tages zu erreichen hoffte. Der Bahnhof lag an

Digitized by Google

der Stadt, in welcher Carl mit Richard die Schuljahre durchgemacht, und von wo aus die Freunde häufig zu Fuß die gemeinſame Heimath aufgeſucht hatten. Wo mag er weilen? fragte er ſich, als er durch die bekannten Straßen ging, und tiefe Rührung ergriff ihn. Jeder Schritt beſchwor ein verlorenes Paradies kindlicher Seligkeit, Hoffnungen, Wünſche herauf. Theure Geſtalten tauchten auf vor ſeiner Seele und ſuchend glitt der Blick durch Pforten und Fenſter, geliebte Züge zu erſpähen. Vergebens! Die Zeiten waren nicht mehr. Der Geiſt, der einſt hier waltete und Alles in den Schimmer des Jugendglücks kleidete, war entflohen und kehrte nicht wieder.

Die Poſt trug ihn bald darauf auf wohlbekannten Wegen in den dunkelnden Abend hinaus. Der Himmel umzog ſich, die Luft war ſchwül. Der ſteinige Boden, der die Nähe der Berge ankündigte, tönte ihm unter den Füßen, und er begrüßte an der Straße das erſte zu Tage liegende Geſtein. Sich weit zum Fenſter des Poſtwagens hinauslehnend, ließ er ſich vom heimathlichen Luftſtrom umkoſen, und ſuchte mit prüfendem Auge aus der einbrechenden Finſterniß herauszuſpähen, was ihm die letzte Dämmerung noch zu unterſcheiden vergönnte. Aber die Nacht verfinſterte ſich und die Gegenſtände an der Landſtraße ſchwammen zuletzt in grotesle, untrennbare Maſſen zuſammen, die die Phantaſie aufregten und die das Auge nicht entwirren konnte. Der fortſchreitende Lampenſchein des Wagens jedoch übergoß jeden Obſtbaum der Straße mit einem kurzen Lichtreflex, und wie ſie in ihrem Blüthenſchnee erſchienen, und ſogleich wieder in die Finſterniß zurücktauchten, dünkten ſie ihm freundliche Boten, die Spalier bildeten und vorüberblitzend ſich hinter ihm aufreihten, um ihm den Weg nach der Heimath zu verkürzen. Am Horizont ſtiegen Feuerſäulen empor und Flammen und angeglühter Rauch zeichneten ſich wild und maleriſch in den ſchwülen Himmel. Es waren die ſtets unterhaltenen Feuer der Hochöfen, mit denen der erzreiche Landſtrich überſäet iſt.

So erreichte die Poſt gegen Mitternacht die erſte Station, eine kleine Landſtadt. Die dunkeln Häuſer ruhten und in ihnen die Menſchen, die im Halbſchlummer vielleicht den Klang des Poſthorns hörten und von dem bekannten Gruße ſich in freundliche Träume wiegen ließen. Vor den matt erhellten Schenken, aus denen das Licht in die feuchte, unſichere Frühlingsluft hinausſchlug, ſtanden an eine Barrière gebunden die Geſpanne der Landleute, mit Krippen vor ſich. Schlaftrunkene Geſtalten wankten hin und her, bald im Dunkel verſchwindend, bald deutlich erkennbar im Strahlenfächer der Fenſter und Thüren. Ein Frachtfuhrmann war eben angelangt; noch dampften die koloſſalen Zugthiere und bei jeder Bewegung klingelten die Meſſingplatten ihres Sielenzeuges durcheinander. Von dem Markte her taktirte eine Pumpe, deren Schwengel die ſpäten Gäſte handhabten. Sonſt ſtörte kein Ton die nächtliche Ruhe der Straßen. Da ſchlug die alte Thurmuhr, die Pferde zogen an, der Wagen rollte über das Steinpflaſter, und fort ging's, zum andern Thore hinaus, dem erſehnten Ziele entgegen.

Noch ein Haltepunkt mußte überwunden werden, an den ſich eine, aus dem Süden kommende Bahn ſchloß. Von da hoffte Carl endlich ohne weitern Verzug ſeine Heimath zu erreichen.

Mitternacht war vorüber. Schon ſchien es dem Reiſenden, als zöge ſich die Luft zu der Friſche und Kühle zuſammen, die den erſten Morgen verkündigt; aber noch warf er ſich unruhig im Wagen hin und her. Die vielfache Aufregung des Tages hatte zwar die Körperkräfte erſchöpft; aber ſein angeſpannter Seelenzuſtand litt keinen Schlaf. Ein halbes Wachen, halbes Träumen bannte ihn. Beſonders aber war es Richard, der immer wieder vor ſeiner Seele ſtand und mit welchem er in einen geiſtigen Rapport trat, als wären die Jahre der Trennung nur eine lange, unruhige Nacht geweſen.

Endlich befeſtigte ſich ſein Schlummer mehr und mehr; die vorüberziehenden Obſtbäume und züngelnden Flammen ſchmolzen zuſammen zu lieblichen Frauengeſichtern und ernſten Männergeſtalten aus ſeiner Jugend; das Raſſeln des Wagens löſte ſich ihm in heimathliche Töne und Melodien auf und die Bewegung des Wagens vorwärts fühlte er wie ein Zurückſinken in die Blumenbetten der Kindheit.

Doch laſſen wir von hier ab den Mann erzählend für uns eintreten. Es erfüllte ſich an ihm in den nächſten Stunden einer der ſchönſten Momente ſeines Lebens, und wir wollen dieſen von ihm ſelbſt beſchrieben hören in der ganzen Unmittelbarkeit ſeiner Wirkungen. Er berichtet nun wie folgt.

*

Ich war endlich im Poſtwagen eingeſchlafen. Die Nebelbilder, die durch eine mährchenhafte, phantaſtiſche Ouvertüre den Traum jener Nacht einleiteten, zogen ſich zuſammen, klärten ſich und ſetzten uns Freunde — Richard und mich — auf einem wohlbekannten Waldpfad der heimathlichen Fluren ab. Wir ſtrebten unſerer Vaterſtadt entgegen. Noch war es Nacht; in den Schluchten und Gründen glänzte letzter Märzſchnee.

„Wir haben uns recht lange nicht geſehen," ſprach Richard. „Wohl uns, daß der Frühling naht, man iſt dann wohl mehr bei einander."

Digitized by Google

Ich fühlte es wie einen Vorwurf. — „Ich verſpreche, öfter zu dir zu kommen, als bisher. Weiß ich's doch ſelbſt nicht, warum ich fortblieb.“ Kühle Morgenwinde ſchauerten durch die Waldbäume. Ein Reh trat aus dem Waldesdunkel, hob das kluge Köpfchen und zog vorüber.

„Noch eine Windung macht der Weg,“ ſagte Richard, „und wir gewinnen das Freie. Das Sternenlicht erbleicht, der Tag graut; wir werden dem Morgenroth entgegen wandern.“

„Ich erkenne die Gegend nicht wieder, Richard. Wo iſt die Kapelle hin, die hier am Kreuzwege ſtand? Und weiterhin, hinter Baumreihen und Geſtrüpp, blinkt dort nicht ein altes Schloß? Ich höre Cascaden ſpringen, Taxushecken kreuzen ſich und glänzende Marmorbilder ruhen im Dämmerſchein!“ — „Dich täuſchen der Birken weiße Stämme.“

Wir bogen um die Waldecke; rechts und links drang das ungewiſſe Licht tiefer hinein in die Einſamkeit und zauberte phantaſtiſche Gemälde in die Wildniß. Schwere Tropfen laſteten auf dem Laube und fielen rauſchend in trockenes Schilf und Rohr am Wege. Nebelſtreifen zogen hin und her und ſanken müde zur Erde, wie die erſchöpften Fittiche der Nacht. Vor uns lichtete ſich das Gehölz, das erſte Frührоth dämmerte im Oſten und goldene Thore wölbten ſich von Stamm zu Stamm.

„Die Morgenluft iſt kühl und feucht; nimm meinen Mantel, Carl!“ — „Ich danke dir, ich bedarf keines Schutzes. Die Wärme innerer Bewegung und eine ſüße Spannung hält alle Kälte fern. Sage doch, wie lange iſt's her, daß wir der Heimath entgegen wanderten?“

„Weißt du es nicht mehr? Zu Weihnachten in den Ferien.“ — „Begreife ich doch nicht, wie lang das Vierteljahr war, was ſich Alles bis Oſtern zugetragen hat! — Warte einmal: habe ich nicht in der Zeit eine große Reiſe machen müſſen?“ — „Genug, daß wir wieder bei einander ſind; ſieh nur, wie unſer Morgen tagt!“

Wir nahten uns dem Rande des Waldes. Zur Rechten vereinzelte Kiefern auf Heideland. Das Morgenlicht umröthete die hohen Stämme, ſich weit hinein ergießend in die tief dunkelgrünen, leiſe rauſchenden Kronen. Ein Meer des befruchtend Feuchten ſchimmerte ſilbern über die Heide, und in einem der Glanzthore, die zwei uralte Bäume in den tagenden Horizont zeichneten, ſtand ein Jägersmann und ſang ein Morgenlied. Zur Linken dunkelte ein Moorgrund; Krüppelfichten klammerten ſich an Torfſtubben und aus ſchwarzen Lachen warf der Waſſervogel heiſere, gellende Töne in das Jägerlied.

Vor uns ſenkte ſich der Weg den heimathlichen Fluren entgegen. Aber von Nebelwogen verſchlungen ruhte das geliebte Land wie auf dem Boden eines Meeres, und nur die Kronen hoher Bäume ſchwammen und ballten ſich, gleich dräuenden Ungethümen, über den ſchweren, feuchten Dünſten.

„Welch erhabener Anblick!“ ſprach Richard. „Welche Mittel ſind in's Werk geſetzt, ſolch einen Erdentag zu vollbringen! Wer möchte mit ſchlimmen Gedanken das Herz antaſten und beflecken wollen, das durch ſolch ein Schauſpiel die Weihe der Wiedergeburt erfahren! Iſt's denn möglich, daß der Menſch mit böſen Thaten das Sonnenlicht zu trüben wagt, das er ſo unausſprechlich großartig ſich verkünden ſieht?“

„Ach, wer es verſtünde, die Weihe großer, ſchöner Zeiten mit in's Leben zu nehmen und ihren reinen Genuß wach zu rufen, wenn der Muth erlahmt und die Kraft ermattet! Sieh nur, dieſelben Wolken, die dort im roſigen Schimmer am Himmel ſchwimmen, erblaſſen zu grauen Luftgebilden, wenn der Tag anbricht.“

„Nicht doch! Wie dieſe Nacht zum Tage erblüht, ſo keimt in uns der Gedanke zur großen That. Wenn die Idee des Großen, die ſich uns zuerſt in tauſend ſüßen Wundern der Exiſtenz offenbart, zur Wahrheit, zur That werden ſoll, werden wir klagen, daß der Empfängniß Wonneſchauer uns verloren gehen? Wenn der Strahl der Sonne die Morgenröthe überwindet und vernichtet, wollen wir trauern, daß das Licht ſiegt? Die Natur empfängt Aurora; ſie ſchauert unter ihren ſanften Küſſen und wir ſind Zeugen der namenloſeſten Liebespoeſie. Der Tag zeigt uns die Natur als würdige Gattin des Lichts; ſie reichen ſich die Hände und ſchaffen und wirken.“

Krähen, erſt eine und noch eine tauchten aus den Nebeln hervor, ſchoſſen ſcheu über unſere Köpfe hinweg und flogen dem Walde zu, aus deſſen morgendlicher Stille das Echo ihres Krächzens hallte. — Hoch oben, dort, wo ſchon Strahlenglanz das Firmament durchſchoß, zogen ſilberne Schwäne der Sonne entgegen und verkündeten den nahen Frühling.

„Laß uns eilen, Carl! Jenſeits der Nebel winkt und der Rand der Hochebene; von dort laß uns den Sonnenaufgang begrüßen und, im Strom ſeines Lichtes gebadet, zum erſten mal wieder das theure Vaterhaus!“

Die ſchweren Dunſtgebilde wichen auseinander, wo wir ſie erreichten, und Bäume und Büſche hüllten ſich in leichte, luftige Schleier. Hier flohen ſie wie Schatten, neue tauchten dort hervor, und ehe wir es uns verſahen,

Digitized by Google

ſchritten wir durch das Nebelmeer, das uns am Waldbestrande empfangen.

„So ſchnell ſchwindet der Himmel und unbemerkt ergreifen uns irdiſche Mächte. Als uns auf Bergeshöhe die reine Luft umfloß, lag zu unſern Füßen wie ein großes, dräuendes Meer, was jetzt kaum ſichtbar unter unſern Händen zerſtäubt. Nimmt uns das Uebel erſt ſchmeichelnd in Beſitz, vergeſſen wir ſeine Gefahren."

„Vergiß nicht, Carl, über Nebeln, über Wolken thront der Himmel. Wo eigene Kräfte nichts mehr ſchaffen, durchdringt und vernichtet göttliches Licht das Uebel. Schon zucken röthliche Streifen um uns, der Morgenwind zerreißt die Nebelwogen und trägt mit leichten Flügeln den ſiegenden Tag bis tief hinein in des Feindes Herz. Neue Dunſtballen ſtürmen heran und füllen die Lücken; aber die Pfeile des Lichts ſchießen gewaltig daher und des Gegners Kräfte ſind erſchöpft. Hier ſinkt er matt und ſterbend zu Boden; dort flieht er, ſich bergend in feuchte Schluchten."

„Ein Stück Schöpfungsgeſchichte ſehe ich ſich erfüllen. Schon ſchwimmen Inſeln in dem Chaos der ſinkenden Nebel, liebliche Eilande, wo aus Meereien der Hahnenſchrei grüßt und Nanchwolken zum Himmel ſteigen; dort tauchen die Häupter reich blühender Erlenbüſche empor, ſich hinziehend in phantaſtiſchen Windungen. Zu ihren Füßen höre ich es murmelnd rauſchen und ahne durch Wieſengründe den Bach. Von den Höhen aber winkt, umarmt vom Frühroth, in Thau gebadet, der Waldbäume ſilbernes Grün und ſtarrt in den Morgen hinaus."

Da war es mir im Traume, als würde ich durch etwas aufgehalten. Stimmen und Geräuſch tönten an mein Ohr. Ein kühlender Luftzug traf mich und ich empfand, wie wenn eine Geſtalt auf mich zukäme und ſich dicht an meiner Seite niederließe. Bisher war ich im Poſtwagen allein geweſen. Einen Augenblick kam mir das Bewußtſeyn, daß es wohl die vorletzte Station ſey, an der wir angelangt, und vor meinen Augen nebelte es, wie erſtes Morgenroth über eine dämmernde Frühlingslandſchaft und mein Ohr glaubte unſicher und fern Lerchengeſchwirr zu vernehmen. Doch ſchon wiegte mich wieder die Bewegung des Wagens in feſteren Schlaf und ich verſank von neuem in meine Träumereien.

Aber welch ein Bild war nun vor mir aufgerollt! Aus der noch winterlichen Landſchaft war der volle Frühling geworden. Ich fühlte mich mit Richard ſanft emporgehoben, über die Erde hinſchwebend. Wir hielten uns feſt umſchlungen und ſchauten entzückt hinab in weite, liebliche Fluren.

„Richard, um Birken und Erlen legen ſich weiche, grüne Schleier und an den Bergeshängen ſprießen roſige Blüthen aus Buſch und Baum." — „Der Winter liegt weit hinter uns! Vor uns iſt Frühling!"

„Hörſt du die Nachtigall? — Dort ziehen Störche." — „Warum erſtaunſt du? Wir eilen ja nach der Heimath, nach den Gefilden ewigen Frühlings!"

Eine waldige Höhe, von deren Abhängen ſich in grünen Wogen uralter Bäume junges Frühlingslaub dem Thale entgegen goß, ſtrebte zu uns empor und zog uns nieder. Schon rauſchten um und der Wipfel ſüße Melodien und heimliche Waldeinſamkeit dunkelte heran. Doch bald entwirrte ſich der Zweige und Blätter lieblich wildes Durcheinander und die bemooſten, ehrwürdigen Stämme ruhten majeſtätiſch, entblößt der Zierde, als würdige Träger der lichten, geſchmückten Hallen, die ſie über ſich gewölbt. Mit knorrigen Wurzeln griffen ſie in den Boden ein, den tauſend ſanft ſchimmernde Frühlingsblumen bunt ſtickten.

Hier wollte ich weilen, aber Richard zog mich weiter. „Noch ſind wir nicht am Ziele; doch höre ich ſchon das Morgengeläut der heimathlichen Glocken. Laß uns hinaustreten, dort, wo der Wald plötzlich abbricht und in Luft und Licht die Erde ſchwindet. Dahin zieht es mich, da ahne ich die Heimath!"

Wir beflügelten die Schritte. Wundervolle, ſeltene Blumenglocken dufteten und neigten ſich im ſchneeigen Weiß zur Erde nieder. Im Vorübergehen ſuchte ich ſie zu erhaſchen; aber ich ſtreifte nur den Thau und die Blüthen richteten ſich auf. Wir drangen durch niedriges Gebüſch; das junge Grün ſperrte den Weg und ſchüttelte reichliche Fülle des Naß über uns hin; es rauſchte ringsum von Tropfenfall; erleichtert ſchwankten die Aeſte empor und ruhten. Blitzende Diamanten regneten nieder und die Waldblumen empfingen dankbar den flüſſigen Schmuck. — Voll Erwartung und Ungeduld ſtrebten wir vorwärts, bogen Strauch auf Strauch ſeitwärts und ließen grüne Spuren im Silberglanz der Zweige.

Da auf einmal brach der Wald ab, die Erde ſchwand und uns zu Füßen gähnte ein ſteiler Abgrund. Der Rand der Hochebene war erreicht: uns gegenüber kämpfte die Sonne durch Dunſtſtreifen und blitzte unten im Thale aus den Fenſterſcheiben der Kirche und der Häuſer, aus den Waſſern des Fluſſes, der durch Niederungsboden weithin zwei goldene Arme aufrollte, die bald zuſammengeknüpft, bald auseinander flatternd wie Schleifen mit fliegenden Bändern auf dem grünen Wieſenteppich ausgebreitet lagen.

Da ſtanden wir nun, von Sonnenlicht, von Morgenluft und Frühlingsduft umfloſſen, und ſtaunten in das Paradies unſerer Kindheit. In ſchmelzenden Nebeln

Digitized by Google

dampfte das Thal, und über feuchten Wiesen, über sonnigen Höhen schwebte die Lerche und sang. Von Berg zu Berg hallte das Echo der Eisenhämmer, begleitend den lauten Pulsschlag unserer Herzen.

„Sey mir gegrüßt, Heimath, Vaterhaus!“ rief Richard. „Wie du dort ruhst an des Waldes Rand, verborgen im Laub der Bäume — wer ahnte nicht in dir sogleich des Forstmanns Wohnsitz? Aus dem Waldrevière tönen Büchsenschüsse; du bist es, Vater, geliebter Vater! Deiner Grüße Echo tönt aus waldigen Schluchten bis zu mir herauf und erfüllt mich mit unaussprechlicher Sehnsucht.“

„Und du,“ rief ich, „altehrwürdiger Dom, vom ersten Grün umschmiegt, umflossen vom vielarmigen Strome, dich grüße ich als meine Heimath! Der Orgeltöne Klang verhallt, tiefe Stille umlagert dich. Ich weiß aber, in deinen Hallen richtet der Vater zur Frühandacht gottbegeisterte Worte an die Gemeinde. Der Sohn hört dich nicht, aber er kennt dich; die Gedanken begegnen sich und das Herz betet mit dir.“

Weiße Blüthenblätter lösten sich vom Gesträuch des Abhangs und flatterten, wie Boten unserer Sehnsucht, hinunter in die Tiefe.

„Wir ziehen mit ihnen!“ rief Richard und umfaßte mich. — „Hier führt kein Weg! Laß mich! Wir fallen!“ — „Carl, Undankbarer, vertraust du mir nicht mehr?“ — „Schwindelnd tief droht der Abgrund; ich fürchte mich!“

Da war es mir, als hörte ich zweimal meinen Namen rufen, als würde ich emporgehoben über die Tiefe — ich schrie auf, erwachte. — Wo war ich? Die heimischen Räume des Elternhauses sind es nicht! So ist es meine Studirstube in der großen Stadt? Auch nicht! Was ist das Alles um mich? Aus tiefem, tiefem Traume fuhr ich empor. Mir war's, als eilte jemand von mir fort. Ich rieb die Augen. Da glänzte ein Lichtblitz über mich hin, mich blendend und ermunternd — und ich wandte mich nach dem Fenster des Postwagens.

O Gott! Die Heimath lag mir wirklich zu Füßen, vom ersten Sonnengold umstrahlt. Von der Berge Wipfel rundum winkten süße Erinnerungen vergangener Tage, und aus Flur und Wald rauschten mir des Jugendglücks einstige Verkündigungen entgegen. Der frische Ost führte mir das nächtliche Naß zu aus Busch und Baum und kühlte die von Schlaf und Träumen erhitzte Stirn. Der Postwagen hatte den Hemmschuh angelegt und glitt langsam die Höhe hinab der Vaterstadt entgegen, die im zitternden Glanze des Morgenlichtes dampfte. Ich streckte die Arme aus und sog in langen Zügen die heimathliche Luft ein.

Da fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter und hörte neben mir von einer vollen, weichen Stimme meinen Namen nennen. Und ich erkannte die Stimme, noch ehe ich mich umgewendet, und bebend, mit geschlossenen Augen und erstickten Grußesworten lag ich an Richards Brust und ruhte, ruhte wie einst, da das schwere Leben noch wie ein versiegeltes Buch vor mir lag und kein Wunsch mich weiter trieb, als an das Herz dieses Freundes.

So fuhren wir in die Vaterstadt ein; doch erst als am Heiligenbilde unter den zwei alten Linden der Postillon blies und der Wagen am Steinpflaster aufsederte, machten wir uns von einander los und wechselten Worte. Hatte doch keiner die Minuten des ersten Wiedersehens unterbrechen wollen, die der Himmel uns gegönnt; jetzt aber konnten wir unser Entzücken nicht länger zurückhalten, sondern hießen und mit den zärtlichsten Namen willkommen und fragten ungestüm und hastig nach den Ursachen des glücklichen Zusammentreffens.

„Ein lieblicher Traum mußte es mir verrathen, daß du mir nahe warst, theuerster Freund. Welch köstliche Zeit steht uns bevor: erneutes Jugendglück, holde Freundschaft aus Kindertagen!“

„Ich überraschte dich im Schlafe, du treuer, geliebter Mensch! Als der Tag graute und ich dich erkannte, da war es mir, als brächen alle zurückhaltenden Dämme und Schleusen meiner Gefühle, — der erlöste Strom brauste daher. Ich las auf deinem Gesichte, daß wir uns noch gehörten, daß unsere Seelen sich wie damals umfaßt hielten, als ich dich unter schweren Kämpfen von meinem Herzen lassen mußte. Dem Himmel sey Dank für diese und jede Stunde eines Lebens, das so hohes, unaussprechliches Glück bringt!“

*

Wir schließen hier unsern Reisebericht und bitten den Leser, die beiden Freunde nach Ermessen und Gutdünken durch die hundert glänzenden Ehrenpforten begleiten zu wollen, welche ihnen in der Vaterstadt Freundschaft und Erinnerung aus der Jugend auf Tritt und Schritt erbaut hatten. Konnte ein König herrlicher empfangen werden? Jeder Mensch hat sein Reich, und ihm gehört, was er sich durch des Herzens Wärme und des Gedankens Reichthum anzueignen versteht.

Auch hier lebten Tausende, nannten sich Tausende Besitzer jener Häuser, Gärten, Wälder, Höhen und Thäler; aber den Freunden allein gehörte die Heimath! Sie Alle mußten ihnen von Allem das Beste steuern, die Beziehung zu Geist und Herz, ohne die Jegliches inhaltsleer und todt seyn würde.

Digitized by Google

Und wie ihnen einſt die Dinge zu Offenbarungen des Höchſten herangewuchſen, jeder Schritt ſie in ein neues Gottesreich trug und die Tage des Glücks nicht enden wollten, ſo blühte ihnen in der Erinnerung zum zweitenmal das Paradies der Kindheit auf. Die Verkündigungen der Jugend ſchienen erfüllt; an der Seite des theuren Freundes ſtillten ſich alle Wogen des Gefühls und die Stätten der Heimath wurden ihnen geweihte Plätze, heilige Orakel, in deren Baumrauſchen ſie die Sprüche des Lebens wieder vernahmen, die einſt Erfüllung, Befriedigung, Segen geweiſſagt hatten.

A. v. Hippel.

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.

(I. Nr. 26.)

Wien, den 22. April 1853.

Heute ſind' ich endlich Zeit, um meine Correſpondenz mit Ihnen wieder in's gewohnte Gleis zu leiten, nachdem ſie zuletzt etwas aus den Schienen gekommen war. Ich habe gleich die ſommerliche Witterung benutzt, um in Döbling Arthabers Blumenausſtellung und Bildersammlung zu beſuchen, zwei Dinge, die zu dem Schönſten gehören, das man in dieſer Art ſehen kann. Man weiß nicht, welcher der beiden Augenweiden man den Vorzug geben ſoll, nicht des eigentlichen Werthes, ſondern der geſchmackvollen Anordnung wegen. Denn natürlich iſt die Bildersammlung das bleibendere, wie auch das ungleich koſtbarere der beiden Ausſtellungen. Ich überlaſſe es B. Ihnen Näheres und Genaueres mitzutheilen, der mit wahrem Bieneneifer Alles durchflöbert und überall Honig einführt, während ich die Dinge vergeſſe, während ich ſie noch anſehe, und zu nichts gut bin.

Vorgeſtern und geſtern hatte ich nicht Zeit, auf einige Anfragen Ihres letzten Briefes zu antworten. C.....i war der Zuwachs an Geſellſchaft bei Bach, dem ich Platz machte, weil mich ſein affektirter Naturcharakter im Leben wie in der Poeſie langweilt. Nur wenn man nicht verſteht, was dieſes Wort in beiden Richtungen zu bedeuten hat, kann man Geſchmack an ihm finden. Das Billet von Rückert habe ich entweder zu oberflächlich geleſen, oder, was mir wahrſcheinlicher iſt, Sie thun dem Schreiber unrecht, und haben ihn auch mißverſtanden. Auf mich hat das Billet einen ganz angenehmen Eindruck gemacht, den es gewiß nicht gemacht hätte, wenn es ſo empfindungslos und pomadig geweſen wäre, wie es Ihnen vorkommt. Ich ſchicke Ihnen hier zum Erſatz einen Brief von M. aus Weimar, der Ihnen ganz gewiß beſſer gefallen wird. Ich muß nur bemerken, daß ich Rückert ganz fremd bin, während M. ein Jugendfreund von mir iſt, von dem ich ſeit achtzehn Jahren das erſte Lebenszeichen erhalte. M. iſt einer der dichteriſch beſaitetſten Menſchen, die ich kenne, ohne ein großer Dichter zu ſeyn. Er iſt oft ſchwülſtig und ohne tiefere Naturlaute in dem, was er ſelbſt macht, auch in ſeinem Urtheil über andere in dieſen Irrthümern befangen, aber ich kenne gar niemanden, der eine ſo leidenſchaftliche Liebe zur Poeſie hat. Als Menſch iſt er einer der vortrefflichſten, die ich kenne, und im Umgang äußerſt angenehm und geiſtvoll.

Ob L. je deutſch lernen wird, geſchweige denn eine andere Sprache? Das Unglück iſt, daß ſein Vater, der in der Leichtigkeit ſich auszudrücken wirklich gleich nach den Taubſtummen rangirt, auch die Nothwendigkeit nicht begriffen hat, daß ſein Sohn irgend eine Sprache lerne. — Daß die Familie Z. Geld in die Familie Zedlitz bringt, iſt ſehr erfreulich; ich wünſchte nur, daß es der öſterreichiſchen Linie zu Gute komme, die ich repräſentire; wenn ich aber ſchon nichts davon haben ſoll, ſo mögen es in Gottes Namen meine preußiſchen Vettern haben.

Den 26ſten.

Die Nachrichten von Ihnen und Marie machen mich zu Allem untauglich, ſonſt hätte ich geſtern einen herrlichen Genuß gehabt. Es war ein großes Concert bei der Fürſtin Schönburg, wo alle große und ſchöne Welt von Wien war. Der Geſang war von größter

Digitized by Google

Vortrefflichkeit; es kamen Muſikſtücke der heterogenſten Art vor, aber jedes einzelne vollkommen vorgetragen, unter anderem die große Arie aus Robert von der Medori; ein deutſches Lied von der Mareq, ſchlecht gewählt; ein Duett aus Don Pasquale von Scalesi und der Medori, und noch ein großes Terzett von Verdi. Alles war im Vergnügen aufgelöst, und obgleich ich es eben ſo genoſſen habe, war mir doch das Herz ſo ſchwer, daß ich kaum die Thränen zurück halten konnte. — Ich habe jetzt einen Wuſt Arbeit, die ich kaum zu Ende bringen kann. B. wird Ihnen erzählen, ob ich hier ein Faullenzerleben führe oder ob es mir ſauer wird.

An eine Gehaltsvermehrung iſt nicht zu denken; ſeyen Sie froh für mich, wenn ich behalte, was ich habe. Im gegenwärtigen Augenblick iſt ſelbſt dieß zu viel; wenn ich meinen Gehalt auch nach meiner Ueberzeugung vollkommen verdiene, und vielleicht mehr verdiene — und wenn ich auch das Bewußtſeyn habe, ein Maſſe Gutes gewirkt zu haben, mehr als man glaubt und ahnt — ſo verdiene ich doch meinen Gehalt nicht auf hergebrachtem Wege, und auf keinem andern hat man ein Recht, Vermehrung zu verlangen. Aber ein Orden gebührt mir, wenn irgend jemanden in Oeſterreich; aber niemand denkt im Traume daran, mir einen zu geben, und ich ſelbſt bin nicht ſo begierig danach, daß es mich ſchmerzte; ich wundere mich nur darüber, daß ich keinen habe.

Den 3. Mai.

Die Praterfahrt am 1. Mai war ſo zahlreich, daß B., der, als es dunkel wurde, noch ausging, auf der Jägerzeile 550 Wagen zählte; es müſſen über 2000 geweſen ſeyn. — Ich ging geſtern um zwei Uhr zu einer ſehr ſchönen Parade, der erſten, die der Kaiſer ſeit ſeiner Verwundung abgehalten hat; das Wetter iſt ſeit drei Tagen zauberhaft ſchön Die Truppen ſahen, da es gar nicht ſtaubte, prachtvoll aus, der Kaiſer zum Verlieben. Man muß ihn ſehen bei der Velaria mit der graziöſeſten Leichtigkeit vom Pferde ſpringen, halb abſitzen, halb voltigiren, und ſeine Suite grüßen und in's Portal treten, um dieſe leichte, zierliche und immer paſſende Körperbewegung zu bewundern. Abends war ich in der falſchen Prima Donna und habe ein paar mal recht gelacht, und das iſt Alles, was mir noth thut.

Abends acht Uhr. Ich komme eben vom Diner beim türkiſchen Geſandten, das eben ſo gut und ordentlich ſervirt war wie irgend eines, das ein chriſtlicher Diplomat gegeben hat; auch eingerichtet iſt der Türk äußerſt elegant, nur, vermuthe ich, wird es ihm nicht bequem vorkommen, da er wahrſcheinlich gewohnt iſt, mit untergeſchlagenen Beinen zu ſitzen. Uebrigens war die größte Toleranz vorhanden, denn es war der Cardinal Nuntius und der Archimandrit der Armenier dort; in der türkiſchen Geſandtſchaft ſelbſt ſind ein paar Türken, ein armeniſcher und ein öſterreichiſcher Fanariot, und ein jüdiſcher Botſchaftsarzt, der ein Wiener iſt. Dieſe Toleranz ſollte man bei uns nachahmen, man wird aber nicht.

Den 6ten.

Geſtern war ich zuerſt zum Diner bei der Mutter Pereira auf Graf Hahn eingeladen und ging ſomit des Diners bei Hangwitz mit der Herzogin von Sagan verluſtig; Hahn blieb auch aus, da er mit ſeiner Schweſter Ida zur Kaiſerin Mutter zum Diner geladen war. Sie ſoll, ſo erzählt man, ein Kloſter zum guten Hirten für Büßerinnen ſtiften wollen — vielleicht verſchafft ihr L. A. einen guten Hirten. Dieſe ſoll jetzt viel mit Hirten zu thun haben; das Gedicht an den Kaiſer im Jargon war von ihr. Nach dem Theater holte mich Thalberg ab und wir fuhren zuſammen zu Metternich, wo etwa vierzig bis fünfzig Perſonen, meiſt zufällig, zuſammen kamen und Thalberg ſpielen mußte. Ich hatte ihn ſeit Jahren nicht gehört, aber ich war wieder überzeugter als je, daß er der erſte Klavierſpieler ſeiner Zeit iſt, und Alles zuſammen genommen kommt ihm kein Zweiter gleich. Ich habe Liſzt nie mit dieſer Vollendung ſpielen ſehen, wenn auch mit ungemeiner Gewalt; noch heute ſteht meine einmal für beide gemachte Diſtinction, wo ich ſie mit Byron und Goethe vergleiche.

Den 7ten.

Geſtern war ich beim Erzherzog Ludwig, * nachdem ich mich den ganzen Winter mit dieſer ſchuldigen Reſpekterweiſung herumgezogen hatte; er war, wie immer, ſehr liebenswürdig und freundlich und recht heiter. Man muß die Familie immer mehr verehren, je mehr man ſie kennt; es iſt nicht zu viel geſagt, wenn ich behaupte, es ſey eigentlich das tugendhafteſte Herrſcherhaus in Europa. Dabei ſind es keine Aſceten, ſondern für alle fröhliche Dinge empfänglich. — Vom Kaiſer iſt wieder ein ganz eigener feiner Zug des Herzens, daß er dem König von Belgien, der, wie es heißt, am 11ten eintrifft, ſogleich ſeinen Neffen Mensdorf und ſeinen Vetter Leiningen, den einen aus Krakau, den andern

* Bruder des Kaiſers Franz.

Digitized by Google

aus Padua telegraphiſch nach Oberberg entgegen geſchickt hat, ſolche Dinge zeugen von einer richtigen Verfaſſung des eigenen Herzens. O'Sullivan, der belgiſche Geſandte, war ganz gerührt davon, obwohl er ſonſt nicht von der empfindſamen Sorte iſt. Es iſt aber eine Freude zu ſehen, wie jeder Tag eine neue Blüthe an dieſem jungen Baume treibt, den Gott nur einſt unter der Laſt ſeiner Früchte, aber von keinem Sturme brechen laſſen möge. Eine Anekdote kann ich eigentlich nicht ſchreiben, die ihm auf der Auerhahnjagd paſſirt iſt, wiewohl der Kaiſer ſelbſt ſie erzählte. Ein ſteieriſcher Bauer ging hinter Reichenau als Führer mit, hinter dem Kaiſer, dem er durch den Schnee half. Als ſie einen Hahn trafen, ſprang ihn der Kaiſer an, aber nicht vorſichtig genug; er flog auf und als der Kaiſer ſchoß, fehlte er ihn. Darüber war der Bauer ganz verſtimmt, und als der Kaiſer ihm ſagte: „Ich werd' ihn heute ſchon noch ſchießen!“ murmelte der Bauer: „Ja ſch..hen!“ Dieſe Geſchichte bitte ich nicht zu erzählen, denn es gehört ein öſterreichiſches Herz dazu, um heraus zu fühlen, welche Liebe in dieſem groben Worte des rohen Aelplers verborgen liegt, der ſich für den Kaiſer um ſeines kleinen Jagdunglücks willen ärgert; ich bin überzeugt, derſelbe Bauer würde ſich zehnmal für den Kaiſer haben todtſchlagen laſſen.

Geſtern war ich beim Erzherzog Wilhelm, der auch ſchon einmal in Auſſee war, dem aufzuwarten ich ſchon bis zur Unſchicklichkeit verſchoben hatte, aus Unluſt, Uniform anzuziehen und vier immenſe Treppen zu ſteigen; ich war recht erfreut, ihn ſo tüchtig und wohl ausſehend zu finden.

Den 10ten.

Geſtern ſagte mir Bach auf dem Heimwege aus der italieniſchen Oper, daß er den Auftrag vom Kaiſer habe, mich zu erſuchen, neue Worte zu der alten Volkshymne zu machen. Nun iſt, wie es ſich von ſelbſt verſteht, dieſer Auftrag nicht abzulehnen; dann freut es mich, daß der Kaiſer an mich gedacht hat, und ich glaube auch, daß er zu dieſer Arbeit kaum jemand beſſeren hätte finden können, ſofern dazu mehr Takt als Talent gehört; aber die Arbeit ſelbſt iſt eine unendlich mühſelige, da auf das alte Thema nur Variationen gemacht werden ſollen. Ein Lied wie meine Soldatenhymnen werd' ich nicht zuſammenbringen, und ein ſchlechtes möcht' ich nicht gemacht haben; es iſt eine Sache, bei der man zehn Chancen hat zu ſcheitern gegen Eine, glücklich in den Hafen zu kommen. Die Sache geht mir ſeit geſtern ſehr im Kopfe herum.

Den 12ten.

Ich conferirte geſtern mit Bach die längſte Zeit über die Volkshymne. Seine Bemerkung, daß mein Gedicht mehr den Charakter der Reflexion, als der lyriſchen Anſprache des Volks an den Kaiſer enthalte, iſt nicht zu widerlegen, obgleich er das Gedicht ſonſt ſehr gut fand. Ich habe es daher noch einmal zurückgenommen, um es umzuarbeiten, was vielleicht noch heute Nacht geſchieht. — Heute wartete das diplomatiſche Corps dem Könige von Belgien auf; ſeine Tournure iſt noch ganz jugendlich; dem Geſicht, das immer noch ſchöne Züge hat, ſieht man die ſechzig Jahre doch an. In ſeiner Art, Cercle zu machen, hat er etwas von Louis Philipp. Der Herzog von Brabant iſt ſehr groß, hat ein hübſches Geſicht, das von einer ſehr großen Naſe nicht entſtellt wird. — Abends las ich in Behſe, der eine ..... à la Hormayer iſt und dem man die ſchlechte Intention auf den erſten Blick abmerkt; doch iſt er in Angabe der Quellen ziemlich gewiſſenhaft, hat es ſich aber zur Aufgabe gemacht, die Kehrſeite allein aufzuſuchen. Da die braunſchweigiſch-engliſche Holgeſchichte bis in unſere Zeit hinein reicht, ſo kommen ſchon manche Perſonen unſerer Bekanntſchaft vor. — Der Kaiſer hat dem König von Belgien ſo eben ein Regiment gegeben (Piret), die Steirer haben ſomit einen vornehmen Inhaber bekommen. Abends war ich beim Fürſten Metternich, der ſeinen achtzigſten Geburtstag feierte; es war ein ſo furchtbarer Rout, daß ich froh war, als ich wieder zur Thür hinaus war;

Den 16. Mai.

Die Feſte, die dem Könige von Belgien zugedacht waren, mußten des Wetters wegen alle abgeſagt werden, ſo geſtern ein Diner im Prater im kleinen Garten des Kaiſers, und heute das déjeuné dansant in den Glashäuſern, das immer ſehr elegant ſeyn ſoll; da ich zu keinem der beiden Feſte geladen worden bin — das Diner iſt nur für die Familie, das déjeuné für die Tänzer — ſo macht es mir keinen Unterſchied. Die Hymne folgt hier in der neuen Geſtalt; ich freue mich, daß ſie Ihnen gefallen hat; um ſo gewiſſer bin ich, daß ſie Ihnen in der Umarbeitung noch viel beſſer gefallen wird, denn ſie hat entſchieden an kräftiger Bewegung gewonnen. Was Bach dazu ſagen wird, und ob man ſie überhaupt wählt, weiß ich nicht.

Oeſtreich, über deſſen Fluren
Sichtbar Gottes Hand geſchwebt,
Wo in lichten Himmelsſpuren
Rings ſein ſel'ger Hauch geweht,

Digitized by Google

Sende zu des Ew'gen Throne
Deinen jubelnden Geſang:
Heil ruh' auf Franz Joſephs Krone,
Herrſch' Er glücklich, herrſch' Er lang!

Freudig kannſt du dich erheben,
Freudig ſtolz, du altes Reich,
Denn es hat dir Gott gegeben
Einen Herrn, dem Wen'ge gleich.
Mögen hoch die Siegesfahnen
Wallen, die ſein Arm bewegt,
Sey der Ruhm all ſeiner Ahnen
Einzig auf ſein Haupt gelegt!

Mög' Er leben, mög' er blühen,
Mög' ein Engel bei ihm ſtehn,
Unſichtbar bei ſeinen Mühen
Schützend ihm zur Seite gehn:
Denn auf ihm ruht unſer Hoffen,
Unſer Glück und Stolz iſt Er;
Mög' er ſtehn unerſchrocken
Stark und mild, und hoch und hehr!

Mög' Er freuen ſich der Seinen
Und die Stämme nah und fern,
Die zu Einem Volk ſich einen,
Liebend folgen ſeinem Stern!
Denn was hoch und herrlich glänzet,
Was die Welt Erhabnes ſchafft,
Was die Stirn' der Völker kränzet,
Wird nur durch vereinte Kraft. *

Den 18ten.

Geſtern war die Verlobung der jüngſten Palatinstochter mit dem Herzog von Brabant; ſie ſechzehn, er achtzehn Jahre alt, beide hübſche junge Leute, beide viel Geiſt und ſie dazu eine gute Doſis Phantaſie, wie man ſagt. Heute iſt Ball bei B., ſchrecklich! morgen bei dem engliſchen Botſchafter, noch ſchrecklicher! Morgen kommt der König von Preußen, übermorgen Carouſſel, Vorſtellungen, Manöverb! Das Alles iſt zum Verzweifeln: Auſſi möcht' i!

Den 19ten.

Vor Allem, wie geht es mit Ihren Augen? Die machen mir jetzt die meiſten Sorgen, nebſt Marie. — Wären erſt dieſe zwei Steine mir vom Herzen, ſo ließe ſich Alles andere ertragen, wenn man es nicht ändern kann; und vieles ändert am Ende doch die Zeit oft ſchnell, was man für unmöglich zu ändern hält. Auch ich nehme manches, das mich ſonſt in Wuth gebracht hätte, jetzt ziemlich gleichgültig hin. Ich ſehe z. B., daß meine Anhänglichkeit an Fürſt Felix mich ſeinem Nachfolger nicht empfohlen hat, und daß man allerhand hervorſucht, mir meine Arbeiten zu verleiden; ich thue aber, als merkte ich nichts, und ändere gar nichts an meinem Benehmen. Ich thue nur eben nicht, was man von mir verlangt, d. h. ich ſubordinire mich nicht Leuten, die mir nichts zu gebieten haben, und arbeite ſelbſtſtändig fort, wie ich es ſeither ſeit ſechzehn Jahren gethan habe, obwohl man mir zumuthet, von ſolchen Leuten das mot d'ordre einzuholen, die ich durchaus nicht geeignet halte, es mir zu geben. Ich ſchreibe dieß nur, um nebenbei zu bemerken, daß man ſich durch die gewöhnlichen Aergerniſſe des Tages nicht aus dem Humor bringen laſſen ſoll, und ſie als den Polykrates-Ring zu betrachten hat, deſſen Verluſt die größeren abwendet. Geſtern war Ball bei Graf Buol; der Kaiſer hat dort die ganze Nacht getanzt, obwohl er die Nacht vorher auf der Lauerbahnjagd geweſen iſt, und er erſt zu Mittag zurückkehrte.

Den 20ſten.

Pour l'acquit de ma conscience hab' ich mich geſtern auf den Bahnhof begeben und dort die Ankunft des Königs von Preußen abgewartet. Die Witterung war gut, die Anſtalten vortrefflich, ganz Wien auf den Beinen, und der Empfang ſo artig, wie es nur immer erwartet werden konnte. Die ganze kaiſerliche Familie hatte ſich zum Willkomm eingefunden, und Friedrich Wilhelm in der himmelblauen Huſarenuniform ſeines Regiments hielt, neben dem Kaiſer in einer offenen Kaleſche ſitzend, ſeinen Einzug. Der König nahm ſich gar nicht übel in der Uniform aus, was bei ſeiner Korpulenz nicht zu erwarten war. Abends war théâtre paré, in dem ich aber nicht war, weil man in Gallauniform erſcheinen mußte. Auch dort wurde er außerordentlich gut empfangen und ſoll überhaupt ſehr zufrieden mit ſeinem Empfang ſeyn, was er durch vielfache skakehands mit denjenigen, die ihm vorgeſtellt worden, an den Tag legt. Während Bälle und Theater die Leute anziehen, ſitzt der Herzog von Brabant bei der kleinen Erzherzogin, qui ne demande pas mieux; der Prinz ſoll übrigens ein ſehr freundlicher und netter Herr ſeyn. — Ich ſchreibe, als wenn ich ganz guter Dinge wäre, bin es aber nicht

* Es wurde eine andere Volkshymne gewählt, wogegen nichts einzuwenden, denn die Zedlitzſche iſt ein Gedicht und kein Volkslied; aber auch die gewählte iſt nicht durchgedrungen, kein Menſch kann ſie in ganz Oeſterreich auswendig. Sie iſt jetzt ein Lied ohne Worte für die Kapellen geworden.

Digitized by Google

und kann es nicht ſeyn, bis ich Gutes von Ihnen höre; erſt dann wird mir nichts mehr abgehen, bis dahin aber Alles, und ich habe keine Freude an irgend etwas.

Den 23ten.

Geſtern ſchloſſen die Feſtivitäten mit dem Dejeuné in den Glashäuſern und endlich Abends mit einem magnifiken Zapfenſtreich in einer Vollkommenheit, wie ich nie Militärmuſik gehört habe. Heute früh iſt der König fort, zufrieden mit dem Eindruck, den er empfangen und den er gemacht hat. Nun noch Dienſtag ein Ball bei Weſtmoreland zu Ehren von Queen Victoria, und Alles kehrt wieder in's gewohnte Gleis zurück

Endlich heute ein Brief, und was für ein lieber! Der wäre wohl werth geweſen, daß er feſt geſiegelt worden wäre; ich habe ihn mit einem Poſtſiegel nebenan zugeſiegelt erhalten; dagegen brachte der Brief lauter gute Nachrichten — Gehaltserhöhung und all die kleinen Gaben, die die Herzogin aus Nizza mitgebracht hat und deren Rückkunft ohne bedeutende Erſchütterung für unſere Kranke erfolgt iſt. De petits cadeaux entretiennent l'amitié; leider iſt mir dieß Vergnügen nicht geſtattet und ich muß froh ſeyn, wenn ich meine Schulden abbezahle, worauf ich erſt im Juli 1854 rechnen kann.

Den 25ten.

Da die Gäſte weg ſind, wird hoffentlich eine Zeit der Ruhe eintreten, denn mir iſt das beſtändige auf den Beinen ſeyn, um Curalien zu machen, die denen eben ſo läſtig ſind, die ſie empfangen, als denen, die ſie machen, ein Greuel. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen in dieſen Stunden unruhiger Bewegung ſchon den Tod der armen Santine gemeldet habe. * Ich habe von jeher eine Vorliebe für ſie gehabt, und weiß, daß viel mehr gute Eigenſchaften in ihr ſteckten, als Viele ihr zugeſtehen wollten; ſie war voll Verſtand und von eigenthümlicher Geiſtesrichtung, und nicht von den trivialen Frauen, die ſehen, was Alle ſehen; ſie wußte den Dingen oft eine tiefere Bedeutung abzugewinnen, hatte viel feinen Witz und einen ſehr angenehmen Umgang.

Vorgeſtern Abend ſpielte Thalberg bei Fürſt Metternich; es war ein ungeheurer Genuß für mich Geſtern war der Ball für die Königin Victoria, in Uniform und in einer Hitze, von der ſich ſchon kein Menſch einen Begriff macht. — Was aus der Volkshymne wird, weiß ich nicht; ich frug geſtern B. und ſah aus ſeiner verhäderten Antwort, daß er vermuthlich noch kein Auge darauf geworfen hat, noch weniger auf den Brief, in dem ich ihm die Auffeer Geſchichte wegen der ſo brutal von den Behörden abgeſchlagenen Auszeichnungen * ans Herz legte? Es iſt eine üble Sache, wenn man ſo in das Getriebe der Dinge hinein ſieht. Jeder hat ſeine eigenen Intereſſen und die der andern ſind ihm Nebendinge. So bleiben eine Menge Sachen unerledigt, weil man nicht Luſt und Gelegenheit hat, immer wieder darauf zurück zu kommen. Es gibt aber ſehr wenige Menſchen in großen Aemtern, die eine lebendige Energie und einen Feuereifer für das haben, was ſie für gut erkennen, um augenblicklich und kräftig einzugreifen. Fürſt Felix war ſolch ein Mann, den der unbedingteſte Patriotismus beſeelte. F. hat gewiß patriotiſche Intereſſen, iſt ein Talent vom erſten Range, aber ihm fehlt eben die Eigenſchaft, deren ich erwähne, der gerade, durchgreifende Geiſt, den die Intriguen nicht kümmern und der ſelbſt zu keinen feine Zuflucht nimmt. Seine beſten Bekannten halten ihn für falſch, ich nicht; ich glaube bloß, es fehlt ihm an Offenheit in den Beziehungen zu andern. Darunter verſtehe ich nicht die Plauderhaftigkeit eines Staatmajes, aus dem man jeden Gedanken und Entſchluß vor der Zeit herauslocken kann. Ich muß jetzt die Volkshymne dahin geſtellt ſeyn laſſen, die Sache der Auffeer will ich indeß nicht aufgeben.

Wenn der Herzog von Braunſchweig kommt, kann ich erſt Plane für meinen Sommer machen; ich möchte ſobald wie immer möglich nach Auſſee und dann nach Sagan.

Ich habe Gallaits Bild geſehen. Daß die Wirkung eine ungeheure, erſchütternde iſt, läßt ſich nicht leugnen, aber die Compoſition iſt auch eine hochpoetiſch aufgefaßte und gedachte, denn bei aller furchtbaren Naturwahrheit und dem Schauer des Gegenſtandes befällt niemanden ein Eindruck von Grauſen. Die zwei eben abgeſchlagenen Köpfe, die Bärte blutſtarrend, die weißen Leinen voll Blutſpuren, liegen auf einer Bahre neben einander auf einem linnenbedeckten Polſter; die Leichen ſind mit einem gemeinſchaftlichen ſchwarzen Bahrtuche zugedeckt, in deſſen Mitte ein weißes Kreuz ſichtbar iſt. Daß die Köpfe abgeſchlagen ſind, iſt nur dadurch bemerkbar, daß der Kopf Egmonts nicht gerade auf den Hals paßt, ſondern etwas vorfällt und zugleich auf

* Gattin des damaligen Obriſten, jetzigen Feldmarſchall-Lieutenants Baron Henikſtein.

* Zedlitz wünſchte die heldenmüthigen Anſtrengungen, die bei dem Bergbrand gemacht worden waren, durch Ehrenzeichen belohnt zu ſehen.

Digitized by Google

eine Seite gebeugt iſt; man ſieht, er iſt nur an den Körper gelegt. Die Hand iſt, von dem Bahrtuch unbedeckt, gleichfalls ſeitwärts niederhängend; gemalt, wie ich es in meinem Leben nicht gemalt, aber oft bei eben Geſtorbenen geſehen habe, die noch nicht das wächſerne Anſehen haben. Es läßt ſich nicht beſchreiben, welche Bravour in dieſer Ausführung iſt. Die Trage mit den Leichen iſt an den Altar ſo geſtellt, daß die Geſichter in das Schiff der Kirche ſehen. Neben der Bahre iſt ſeit- und vorwärts eine prachtvolle Gruppe von etwa ſechs bis ſieben Perſonen, unter denen eine prächtige Soldatengeſtalt ganz in Eiſenharniſch; daneben der Scharfrichter, ein noch junges Lumpengeſicht, ſchmutzig und doch geputzt mit einer verſchloſſenen rothen Kappe, und auf den Fingern eine Menge Ringe, und die Kleider mit allerhand Schmelz oder unächtem Goldſchmuck behangen; wunderbar gemacht! Die andern Figuren machen eine Gruppe anſehnlicher, ſcharlach- und ſammtgekleideter Männer, unter ihnen derſelbe Mönch ſich hinaus ſchleichend, der Egmont auf dem andern Bilde zum Tode bereitet hat, als könnte er den Anblick nicht mehr ertragen. Hinter den Köpfen von Egmont und Horn zündet ein Mönch auf den Altar ſteigend die Lichter auf demſelben an, als ob gar nichts in der Kirche vorgehen ſollte als die gewöhnliche Frühmeſſe, und ganz unberührt von Allem, was um ihn herum vorgeht. — Genug, es iſt ein Wunderbild, und machen können die Niederländer wie niemand. Wenn Kunſtphiloſophie das Höchſte iſt, dann ſtehen die Deutſchen heute auf der erſten Stelle; iſt aber Kunſterſcheinung das Ziel, nach dem die Maler ringen ſollen, dann ſind unbedingt die Niederländer die vollendetſten. Freitag hatte ich ein Faſtendiner bei mir; das Hauptſtück, die böhmiſchen Karpfen, ſind mißrathen, obgleich es buchſtäblich nach Zenkers Kochbuch gemacht wurde; aber das jetzige bittere Bier macht die Speiſe unmöglich für die Gegenwart und gibt ihr einen infamen Nebengeſchmack.

(Fortſetzung folgt.)

An eine Künſtlerin.

Die Veilchen ſprechen: *

So iſt es wirklich wahr? — wir haben's lang,
Beſcheiden wie wir ſind, nicht glauben wollen;
Jetzt hat es uns ein Dichtermund verkündigt,
Und Dichtern glauben iſt uns Blumen Pflicht —
So iſt es wahr? Aus allen Blumenkindern,
Die ſich dem Schooß der Erde leis entwinden
Und ſich des goldnen Frühlingslichtes freun,
Erkorſt du huldvoll uns zur Lieblingszierde?
Gern ruht dein Aug' auf unſrer ſtillen Farbe,
Gern ſtreift dein Finger unſer ſchüchtern Blatt,
Als deines Gürtels Schmuck ſind wir geduldet.

Nun, duft'ge Roſe, birg dein volles Antlitz,
Du, hohe Lilie, magſt beſchämt dich neigen,
All ihr unzähl'gen Blumenſchaaren, huldigt
Demüthig unſerm Reiz und unſrer Macht!
Uns liebt das zauberreichſte Menſchenkind,
Von ihr geliebt ſind wir die ſchönſte Blume! —
Doch ſieh! wie ſtolz wir reden! Haben wir,
Von deiner Huld erhoben, edle Herrin,
Demüth'gen Veilchenſinn nicht ganz verlernt?
Und ſollten doch mit ſtill beſcheidner Bitte,
Mit leiſem Flehenswort das Herz dir rühren.
Denn, wiſſ es nur, der Dichter, der uns ſendet,
Deß Wort ſchon oft zu deinem Preis erklungen,
Geſenkten Hauptes, kummervollen Herzens
Geht er einher und achtet nicht des Lenzes,
Der tauſendfach jetzt ſeine Pracht entfaltet.
Der Blüthen Weiß, das helle Grün der Zweige,
Des Himmels jugendfriſcher Glanz, die Berge,
Umſchwebt vom leichten Frühlingsduft, — das Alles

* Obiges Gedicht ward im Geleit einiger Veilchen einer hochberühmten Künſtlerin überſandt, welcher der Verfaſſer ein nicht allzu ſchweres Vergehen abzubitten hatte. Ihm war es nicht unbekannt, daß die Künſtlerin oft eine Vorliebe für Veilchen geäußert hatte, und ſo glaubte er wohl zu thun, wenn er durch dieſe Lieblingsblume ſeine Bitte vortragen ließ.

Digitized by Google

Erfreut ihm nicht den Blick, sein Ohr verschließt sich
Dem Lied der wonnetrunknen Nachtigall,
Ihm muß mit Schwarz die Frühlingswelt sich decken,
Und jeder Jubellaut muß ihm verstummen,
An Eins nur muß er denken: daß du gürnst.
Doch schilt uns nicht vorwitzig, wenn wir fragen:
Sag, gürnst du wirklich noch? O dann, so laß,
Laß unser Blumenwort an's Herz dir dringen,
Und zur Vergebung neige deinen Sinn,
Daß neu dem Freunde sich die Welt belebe!
Gar manches Wort noch aus betrübter Seele
Sprach er zu uns, doch besser, wir verschweigen's,
Sonst rührte dich zu tief des Freundes Reue.
Nicht wahr, nun ist dein Zorn verweht? Denn uns
Versagst du nichts, uns stolz-bescheidnen Veilchen.
Nun soll zum Dank dich unser Duft umschmeicheln;
Mit jedem Lenz, wenn mild der Sonne Strahl
Uns aus der Erde kühlen Tiefen lockt,
Soll unsre Schaar zu deinem Ruhm erblühn,
Wer uns erblickt, soll deiner still gedenken.
Und deiner denkt man gern; die Menschen sagen,
Du seyst mit mächt'gem Zauber ausgerüstet,
Und eine Krone ruh' auf deinem Haupte,
Du seyst der Anmuth holde Königin.
Das ist zu hoch für unsre Blumenköpfchen,
So große Worte können wir nicht fassen;
Wir glaubten nur, im Kreis der Menschenkinder
Seyst du der Blumen lieblichste. — Doch wie
So gar geschwätzig macht uns deine Huld!
Zeit ist's, daß unsre Blumenlippen schweigen,
Und schweigend legen wir uns an dein Herz.

Im Frühling 1863.

Correspondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juni.

Neubauten. — Bayerisches Bier. — Der zoologische Garten. — Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein in Altona. — Das Seetreffen bei Helgoland. — Theater.

Obwohl Zoll und Accise, diese beiden, unserer handeltreibenden Welt überaus mißliebig gewordenen Abgaben noch nicht definitiv abgeschafft worden sind, beginnt man doch an einigen Punkten zwischen der eigentlichen Stadt und dem vorstädtischen Anbau die seit Aufhebung der Thorsperre unnütz gewordenen Thorsäulen nebst Anhang zu beseitigen. So sind in neuester Zeit Ferdinands- und Steinthor, die Hauptzugänge aus der innern Stadt nach der volkreichen Vorstadt St. Georg, abgetragen worden, wodurch die breiten, schönen Wallanlagen mit ihren reichen Baumgruppen und anmuthigen Spaziergängen nur gewonnen haben. Zwischen beiden nunmehr verschwundenen Thoren wurde schon im vorigen Jahr der tiefe Stadtgraben in der Weise zugeschüttet, daß jetzt von der Promenade des Glockengießerwalles auf breitem Damme ein ganz neuer Verkehrsweg über den Stadtgraben direkt in die genannte Vorstadt hinüber läuft, dem man zum Andenken an den zu früh verstorbenen Freiherrn von Merck den Namen „Merckstraße" beigelegt hat. Wie zu beiden Seiten dieser Straße lange Häuserreihen erbaut worden sind, so wird in deren nächster Nähe auf einer fast ganz ausgeebneten Höhe der Wallanlagen sich künftig das imposante Gebäude der neuen Kunsthalle erheben, welche bestimmt ist, die Schätze unserer städtischen Gallerie in sich aufzunehmen. Nahe dabei dürfte dann auch, neuerem Beschlusse zufolge, das Schillerstandbild zu stehen kommen, zu welchem hoffentlich im November dieses Jahrs der Grundstein gelegt werden wird.

So lange der Streit über Aufheben oder Beibehalten von Zoll- und Acciselinien dauert, hört man auch über das geringe Wachsen unserer Stadt Klage führen, das in keinem rechten Verhältniß mit der Wichtigkeit sowohl ihrer merkantilen Lage wie ihres bedeutungsvollen Weltverkehrs stehen soll. Wir bescheiden uns nun zwar gern und maßen uns keineswegs ein Urtheil darüber an, ob mit dem Wegfall von Zoll und Accise sofort gleichsam neues Leben in alle Glieder der Stadt fahren und sie zu gewaltigem Wachsthum nach allen Seiten hin bringen würde. Uns will nur nicht einleuchten, daß Hamburg als Stadt sich zu langsam vergrößern soll. Dieser Behauptung widerspricht wenigstens das vergangene Jahrzehnt thatsächlich. Während dieses Zeitraums bedeckte sich fast die ganze Uhlenhorst im Nordosten der Stadt mit Straßen, deren gärtenumbegte Häuser fast ohne Ausnahme als die prachtvollsten Villen erscheinen. Der Verkehr dieses unbedingt schönsten vorstädtischen Anbaus mit dem Mittelpunkt der alten Stadt wird zu Lande durch Omnibusse, zu Wasser auf Binnen- und Außenalster durch, wenn ich nicht irre, elf schlanke, elegante und schnell die blauen Wogen durchpflügende Dampfboote vermittelt. Nicht weniger stark durch die Anlage großartiger Fabriken, Speicher und ebenfalls ganzer Straßen, die sammt und sonders bewohnt sind, ist die

Digitized by Google

Stadt in das noch immer nicht vollkommen entwässerte Terrain des Hammerbrook hineingewachsen. In der Vorstadt St. Pauli aber und auf dem Landgebiet vor dem Dammthor, der idyllisch lieblichsten Umgebung der Stadt, sind so zahlreiche Bauten entstanden und neue bereits wieder in Angriff genommen, daß man füglich über dieses schnelle Wachsthum sich verwundern muß. Man darf dabei zu erwähnen nicht vergessen, daß die Mehrzahl aller neu erbauten Häuser in hohem Grade den Anforderungen der stark vermöhnten Zeit vollkommen entsprechen, daß sie also glänzend, ja luxuriös eingerichtet sind, mithin auch sehr hohe Miethpreise bedingen. Und dennoch sind diese palastartigen Wohnungen kaum nothdürftig ausgetrocknet, so werden sie auch schon bezogen, und zwar in der Regel für Sommer und Winter, oder es finden sich Liebhaber, welche sie den Erbauern für höchst respektable Preise abkaufen.

Ein noch schnelleres Wachsen in's freie Land hinein mag füe manchen vortheilhaft seyn und könnte wohl auch als Zeichen einer sich rasch mehrenden Bevölkerung, wie eines größeren Verkehres dienen; ob aber die Mehrheit Gewinn davon haben würde, dürfte doch sehr fraglich seyn. Bis jetzt hat sich die Spekulation der Bauunternehmer, so weit sich dieß beurtheilen läßt, noch nicht verrechnet, obwohl bei weitem die Mehrzahl aller neu erbauten Häuser nur von Wohlhabenden bezogen oder käuflich erworben werden können. Es will und aber nicht einleuchten, daß das Bedürfniß, kostspielige Wohnungen zu beziehen, gleichen Schritt halten würde mit vermehrter Baulust. Die seitherige schnelle Bevölkerung der neu angelegten Straßen vor den Thoren findet seine Erklärung in dem Mangel an Raum für Comptoirs und Lager in den eng zusammengedrängten Straßen der innern Stadt und in dem sehr vernünftigen Wunsche, frische Luft zwischen Gärten und Wiesen einzuathmen. Ist diesem Bedürfniß genügt, so dürfte später manche schöne Neubau länger als bisher unbewohnt bleiben.

Vor Jahr und Tag trat eine Anzahl angesehener Männer, deren Namen an der Börse schwer in's Gewicht fallen, zusammen, um auf Aktien eine Gesellschaft zu gründen, die eine Bierbrauerei nach bayerischem Muster in großem Style anzulegen beschloß. Was solche Matadore der Börse wollen, geschieht in der Regel, da der nervus rerum ihnen stets zu Gebote steht. Das Unternehmen kam also sehr bald zu Stande. Das sehr bedeutende Capital wurde durch Aktien zusammengebracht, ein passendes Stück Land unter annehmbaren Bedingungen vom Staate auf St. Pauli erworben, und die neue Bierbrauerei wuchs wie durch Zauberkräfte schnell aus der Erde empor. In diesem Augenblick ist dieses kolossale, in geschmackvollem Styl aus rothen Backsteinen aufgeführte Gebäude die Zierde von St. Pauli. Es liegt unfern der Elbe auf dem hohen Nordrande des Ufers, welcher sich weiter nördlich dem sogenannten Spielbudenplatze anschließt. Die Tummelplätze der Matrosen aus allen Zonen, die stark frequentirten Tanzsalons, von denen sich interessante Geschichten erzählen ließen, befinden sich in nächster Nähe. Das Gebäude mit seinem der Elbe zugekehrten thurmähnlichen, aber breiten Mittelbau, an den sich die übrigen Baulichkeiten nebst den langen Flügeln anschließen, sieht einem Schlosse ähnlicher als einer Brauerei. Nur der mächtige Schornstein mit seinem nachtdunkeln Steinkohlenqualm kennzeichnet es als ein der modernen Industrie dienendes Gebäude. König Gambrinus — es läßt sich nicht mehr verhehmlichen — hat mit seinem schäumenden Gerstensafte Gott Bacchus entschieden den Rang abgelaufen. Deßhalb dürfte der neuen, auf Aktien gegründeten Bierbrauerei ein sehr günstiges Prognostikon zu stellen seyn, besonders wenn sie gleich zu Anfang ein gesundes und reines Hopfenbier liefert. Was schon seit Jahren hierorts und wohl auch an sehr vielen andern Orten in unserem Norden als sogenanntes bayerisches Bier verkauft wird, enthält zum Theil gewiß Ingredienzien, unter denen sich wohl nur sehr vereinzelt ein aromatisch duftendes Büschel ächten Hopfens vorfinden dürfte. Allein die Welt hat Durst, und die Mehrzahl der Dürstenden verträgt alles Nasse, wenn es nur goldfarben glänzt und unter dem zinernen Deckel der welockende milchweiße Schaum dem etwas zweifelhaften Getränke nicht fehlt.

Es ist Ihnen bekannt, daß unsere Stadt seit Jahr und Tag sich eines zoologischen Gartens zu erfreuen hat. Die Anlage und ziemlich schnelle Herstellung desselben — ganz ist er freilich auch heute noch nicht vollendet — haben wir großentheils der Energie des bereits erwähnten Freiherrn von Merck zu verdanken, welcher bis zu seinem Tode Präses des Verwaltungsraths der zoologischen Gesellschaft war. Vermuthlich kommt das Denkmal, welches man dem um Hamburg so verdienten Manne zu errichten gedenkt, in diese Gartenanlage zu stehen.

In Bezug auf räumliche Ausdehnung dürften die meisten andern zoologischen Gärten Deutschlands den unsrigen übertreffen. Das Territorium der Republik ist nicht so groß, daß sie verschwenderisch mit demselben umgehen kann. Jeder Fuß breit Erde ist Goldes werth und wird auch wirklich mit Gold aufgewogen, und je mehr sich die Stadt über die Grenzen der Thore hinaus erweitert, desto kostspieliger wird die Scholle. Zudem mußte bei der Anlage gerade dieses Gartens darauf Rücksicht genommen werden, daß er dem Kern der Stadt nicht zu weit entrückt würde. Der schließlich gewählte und der Gesellschaft vom Staate auf eine bedeutende Anzahl von Jahren überlassene Platz entsprach den Anforderungen, die man zu machen hatte, und daß man den gegebenen Raum auf das Zweckmäßigste zu benutzen verstand, das beweisen die Anlagen und Baulichkeiten, welche in verhältnißmäßig kurzer Zeit auf demselben erstanden sind. Der ursprünglich wüste Raum, der wenig mehr als eine sterile Weide war, hat sich in einen blühenden Park verwandelt, dem landschaftliche Reize mannigfacher Art, grüne Höhen und Thalsenkungen, Teiche, malerisch angelegte Holzbrücken, lauschige Boskets, felsiges Geklipp, bergiges Terrain, künstliche Ruinen, Grotten und selbst ein brausender Wassersturz nicht fehlen. An seltenen

Digitized by Google

Thieren nimmt er es wohl mit jedem andern ähnlichen Garten wenigstens in Deutschland auf. Einzelne, äußerst schwer zu bekommende Thierarten hat er nur mit den gleichen Anlagen in London oder Paris gemein. Einzig dagegen dürfte das erst neuerdings fertig gewordene, grandiose Aquarienhaus seyn, das sowohl was dessen Anlage wie die Bevölkerung der Bassins betrifft, einen wunderbaren, wahrhaft fesselnden, feenhaften Eindruck macht. Auf eine Beschreibung des in diesen Aquarien befindlichen Thierge-wimmels muß ich hier verzichten, um nicht zu weitläufig zu werden. Vielleicht gestatten Sie, daß ich in einem besondern Artikel, der sich ganz allein mit diesem Gegenstande beschäftigen soll, später ausführlich darauf zurückkomme. Es gehört dazu ein wiederholter Besuch und ein längeres Verweilen in dieser, der Natur gleichsam entwendeten Geheimwelt des Thierlebens; denn nur dann hat der Beschauende Genuß von dem, was ihm hier geboten wird, wenn er das seltsame Treiben dieses stummen Thierge-wimmels bei hellem Tage, wie in abendlicher Dämmerung still beobachtend belauschen kann.

Der Besuch des zoologischen Gartens ward anfänglich weniger bemittelten Familien durch den etwas hohen Eintrittspreis verleidet. Diesem Uebelstande half aber der Verwaltungsrath sehr bald ab, indem er den Garten jedermann durch Herabsetzung des Preises an gewissen Sonn- und Feiertagen zugänglich machte. Das Publikum benützt denn auch in der Regel dieses humane Entgegenkommen der zoologischen Gesellschaft, um sich einige Stunden an dem Spiel und Scherz der vielen Thiere zu ergötzen, die es in ihren Gewohnheiten zu beobachten sich volle Muße gönnen kann. Am vergangenen zweiten Pfingstfeiertage, wo der Garten für billiges Entree geöffnet war, stieg die Zahl der Besucher auf mehr als 16,000, wobei die Gesellschaft ungeachtet des niedrigen Preises ein glänzendes Geschäft machte.

Bei der Lage unserer Stadt zwischen zwei Meeren, in einem Küstenlande, wo das schlechte Wetter die Regel, beständige, schöne Witterung die Ausnahme bildet, ist das Pfingstfest, wenn es in den Mai fällt, selten ein „lieb-liches" zu nennen. Dießmal jedoch sah der Himmel gnädig, wenn auch nicht tiefblau, auf uns herab. Wir hatten klares, warmes Sommerwetter, das nur der gar zu lebhafte Ostwind und der viele Staub etwas beeinträchtigten. Das Publikum indeß ließ sich dadurch nicht abhalten, altem Herkommen gemäß die schönen Feiertage im Freien zu genießen. Zu allen Thoren hinaus wallfahrteten Tausende über Tausende, und sehr viele von ihnen kehrte erst die tiefe Nacht, darunter eine Menge des nichtheiligen Geistes voll, in ihre dumpfen Wohnungen wieder zurück. Weniger Vergnügungssüchtigen brachte der erste Pfingsttag eine Ueberraschung, die niemand geahnt hatte, und die gerade deßhalb dazu angethan war, der Bevölkerung in Bezug auf ihren Patriotismus den Puls zu fühlen. Der Kronprinz von Preußen, vom Kriegsschauplatz im Norden hieher kommend, um seine Gemahlin wieder zu sehen und, wie es anfänglich hieß, sie auch nach Schleswig zu geleiten, verweilte ein paar Tage in unsern Mauern. Vielleicht gerade deßhalb, weil der Besuch der Kronprinzessin in Schleswig-Holstein aus politischen Rücksichten unterblieb, lud sich der ritterliche Herr, welcher berufen ist, dereinst den preußischen Thron zu bestiegen, seinen langjährigen Freund, Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein, hieher ein. Man kann das auch eine Demonstration nennen, die nicht ohne alle Bedeutung seyn dürfte. Die hohen Herrschaften ritten mit einander aus und gingen Arm in Arm am Jungfernstieg spazieren. Kaum aber war es in Altona bekannt geworden, daß der Herzog in Hamburg sey, als man den Fürsten bat, die größte Stadt der beiden Herzogthümer durch seinen Besuch zu beehren. Dieser Einladung gab der Herzog Folge. Unter ungeheuerm Volksjubel hielt Friedrich VIII. am ersten Pfingstfeiertage Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr seinen Einzug in Altona. So schnell es sich in aller Kürze hatte thun lassen, waren die Stadt und besonders die Straßen, welche der Herzog in einem einfachen Wagen durchfuhr, festlich geschmückt. Unmittelbar nach dem Einzuge des Fürsten defilirten die Gewerke ꝛc. mit zahllosen Fahnen, begleitet von vielen Musikchören, vor der Wohnung desselben. Später war Festdiner, wobei interessante Trinksprüche ausgebracht wurden, und Abends strahlte die Stadt im Brillantfeuer der schönsten Illumination. Tags darauf unterhielt sich der Herzog in offener Audienz mit Personen der verschiedensten Stände, die ihm zu sprechen und etwaige Mittheilungen zu machen wünschten. Alle waren entzückt von dessen Geradheit und Leutseligkeit, Eigenschaften, welche ihm das Herz aller Schleswig-Holsteiner für immer gewinnen müssen. Zu Anfang Juni gedenkt der Herzog Nordert-Dithmarschen zu besuchen, wohin er durch eine besondere Deputation eingeladen ist.

Das blutige Scetreffen bei Helgoland wenige Tage vor dem Eintritt der Waffenruhe hat bei uns jede Brust höher schlagen gemacht. Man glaubt darin — und wir wollen annehmen, mit gutem Grunde — den festen Willen Deutschlands zu erblicken, sich auch zur See fernerhin nicht mehr straflos höhnen zu lassen. Der angebliche Sieg der Dänen ist keiner, wie das längst, trotz gegentheiliger Behauptungen der perfiden englischen Presse, dargethan wurde. Ohne das auf der Fregatte „Schwarzenberg" entflandene Feuer, das der Bemannung so große Verluste zuzog, würde es den dänischen Schiffen aller Wahrscheinlichkeit nach sehr übel ergangen seyn. Der Tapferkeit der kämpfenden Mannschaft läßt bei uns jedermann volle Gerechtigkeit widerfahren, und da man vorerst etwas Besseres nicht thun kann, so sucht man die Leiden der Verwundeten und den Kummer derer, welche ihre Ernährer verloren haben, einstweilen durch reiche Geldspenden einigermaßen zu lindern. Der Staat warf sofort zur Unterstützung derselben 10,000 Mark Banco aus, ein Comité hiesiger Aleder trat zu gleichem Zwecke unmittelbar nachher zusammen, und schon Ende

Digitized by Google

voriger Woche war eine höchſt ſtattliche Summe für dieſe bedürftigen Unglücklichen gezeichnet.

Innerhalb der nächſten acht Tage werden unſere beiden ſtädtiſchen Theater geſchloſſen. Um dem Publikum vor dem Beginn der zwei-, reſpective dreimonatlichen Ferien noch einige Extragenüſſe auf dramatiſchem Gebiete zu verſchaffen, ließ die Direktion des Stadttheaters erſt die Wiener Tänzerin Claudine Couqui gaſtiren, und gibt jetzt einer Anzahl Künſtler erſten Rangs vom Dresdener Hoftheater Gelegenheit, den hieſigen Freunden des recitirenden Schauſpiels einige claſſiſche Stücke in einer Darſtellung vorzuführen, an die man wenigſtens im Stadttheater ſchon lange nicht mehr gewöhnt iſt. Auf der Thaliabühne beſteht dagegen ein vortreffliches Zuſammenſpiel, und Stücke, welche dieſer Bühne zu geben geſtattet ſind, werden daſelbſt in der Regel ausgezeichnet dargeſtellt. Augenblicklich gaſtirt auf der Thaliabühne ein früheres Mitglied derſelben, Frl. Wolter vom Hofburgtheater in Wien. Die Künſtlerin erfreut ſich großen Zulaufs und allgemeiner Anerkennung. Zum Beſten des Comités, das es ſich angelegen ſeyn läßt, für die Pflege der Verwundeten und Kranken in den verſchiedenen Lazarethen Sorge zu tragen, trat Frl. Wolter kürzlich als Maria Stuart auf genannter Bühne auf. In Berückſichtigung des wohlthätigen Zwecks ließ es die Behörde geſchehen, daß eine Tragödie über die Bretter der Thalia gehen durfte, was bisher noch niemals vorgekommen iſt. Die nächſte Zukunft wird indeß wohl auch hierin, wie in ſo vielen andern Dingen, endlich einmal Wandel ſchaffen.

Berlin, Juni.

Der Nord- und Oſtſeekanal. — Stimmung gegen England. — Handel mit Düppeler Reliquien.

Die Flugſchrift des Herrn Sturz, auf die ich vor einigen Wochen aufmerkſam machte, iſt jetzt unter dem Titel: „Der Nord- und Oſtſeekanal durch Holſtein, Deutſchlands Doppelpforte zu ſeinen Meeren und zum Weltmeere," im Buchhandel erſchienen, und entſpricht im vollſten Maße den gehegten Erwartungen. Kein Patriot ſollte das treffliche, durch Reichthum der Gedanken, glühende Vaterlandsliebe und ſchwunghafte Sprache ausgezeichnete Büchelchen ungeleſen laſſen. Sturz weiſt nach, wie der Bau eines, für die größten Seeſchiffe fahrbaren Kanals zwiſchen Nord- und Oſtſee eine dringende Nothwendigkeit iſt, wenn anders Deutſchland nicht ſeine Zukunft opfern will. „Ohne Seemacht keine Achtung gebietende Stellung gegen das Ausland! Ohne eine von Dänemark (und den ausländiſchen Staaten, deren Einfluß dieſes Land noch lange unterworfen ſeyn wird) unabhängige Verbindung zwiſchen Oſt- und Nordſee keine Seemacht! Wie zu Land unſere Kräfte zerſplittert ſind, ſo auch zu Waſſer. Unſere Meere ſind getheilt; unſere Oſtküſte iſt abgeſperrt von unſerem eigenen Meere, jenem Meere, das ſelbſt der Engländer in Erinnerung an unſere ehemalige Seetüchtigkeit noch heute das deutſche Meer nennt (the German Ocean), und beſchämend, die wir ſogar dieſen Namen vergeſſen haben!" Bloß indem wir Nord- und Oſtſee durch einen Seeſchiffkanal vereinigen, können wir unſerem Vaterland die Einheit zur See geben, die ihm eben ſo unerläßlich, wie die Einheit zu Land. „Nur das durch den Kanal ermöglichte Zuſammenwirken des nordöſtlichen und des nordweſtlichen Deutſchlands — und hierin liegt die unberechenbare politiſche Wichtigkeit dieſes Baus, liegt ſeine nationale Nothwendigkeit, liegt die hohe politiſch nationale Bedeutung, welche ihn vor jedem andern Unternehmen dieſer Art auszeichnet — nur die durch den Kanal hergeſtellte Einheit unſerer Küſte kann unſerem deutſchen Vaterland die leider verlorene Macht zur See wiedergeben." Wie Sturz zeigt, wird der Kanal, wenn entſprechend eingerichtet, einen Kriegshafen, oder beſſer einen Doppelkriegshafen bilden, wie keine andere Nation ihn beſitzt, einen Hafen, der unſerer künftigen Flotte die Herrſchaft über zwei Meere zu gleicher Zeit verleiht, und der bei zweckmäßiger Küſtenbefeſtigung von keiner Seemacht der Welt blokirt werden kann. Die Linie, welche Sturz vorſchlägt, geht vom lübiſchen Buſen nach dem Ausfluß der Stör an der untern Elbe; ſie bietet den Vortheil, daß die den Kanal benutzenden Schiffe faſt keinen Umweg zu machen brauchten, ein Vortheil, den dieſe Linie vor jeder weiter nördlich gezogenen voraus hat. Uebrigens haben wir es hier bloß mit einem Vorſchlag zu thun. Die Sachverſtändigen mögen unterſuchen, ob er wirklich der praktiſchſte iſt. Jedenfalls iſt der Kanal ein unabweisbares Bedürfniß, und da er den Intereſſen des geſammten Vaterlandes dienen ſoll, muß er auch Eigenthum der geſammten Nation ſeyn, nicht unter der Controle irgend eines einzelnen Staates ſtehen, der ihn zu Sonderzwecken gegen das große Vaterland ausbeuten könnte.

Abgeſehen von der politiſchen Tragweite des Unternehmens, würde daſſelbe für die Entwicklung unſeres Handels von den ſegensreichſten, kaum zu überſchauenden Folgen

Digitized by Google

ſeyn. „Die deutſche Küſte, welche für den Rieſenleib unſeres Vaterlandes zu klein iſt, wird um die volle Länge des Kanals vergrößert, die Hafenoberfläche Norddeutſchlands mehr als verzehnfacht, und aller Seehandel und Seeverkehr verhältnißmäßig erweitert.“ Und nicht allein unſer deutſcher Seehandel würde erweitert. „Der Handelsverkehr Skandinaviens und Rußlands mit England, Frankreich und den atlantiſchen Geſtaden wird naturgemäß durch den deutſchen Kanal gehen, der in viel höherem Grade als der von Suez ein weltenverbindender ſeyn wird.“ Hoffen wir daher mit Sturz, daß der „Rieſenbau“ kein eitler Traum bleibt, und „daß unſer Kanal mit der neuen Thatenwelt, deren Pforte er dem deutſchen Volk eröffnen wird, unſer Vaterland zu einem einigen, ganzen, „auf ewig ungetheilten“ Reiche mache, Dänemark dagegen, das bisher den Kerkermeiſter von Deutſchlands edelſten Kräften ſpielen durfte, in die ſeiner politiſchen und merkantilen Bedeutung gebührende Stellung zurückdränge — ſo zwar, daß die frühere Feindſchaft dieſes Landes unſern Enkeln gleich einem Märchen erſcheinen muß. — Zur Erreichung dieſes Ziels müſſen aber alle Mittel angeſammelt, muß alle Thatkraft angeſpannt werden.“ Gewiß, es wird geſchehen. Oder ſind wir etwa einer ſolchen Anſpannung der Kräfte nicht mehr fähig? Iſt es wahr, was das Ausland uns höhnend vorwirft, daß wir eine Nation von „Metaphyſikern“ ſind, die im „wolkigen Olymp der Philoſophie“ herumtaumeln, und auf die ſchöne Gotteserde verzichtet haben?

Hier, wie ſo ziemlich überall in Deutſchland, iſt die frühere Bewunderung für England einer tiefen Erbitterung gewichen, die leider geneigt iſt, das Kind mit dem Bade auszuſchütten. Man ſollte doch bedenken, daß die engliſchen Zeitungen und die engliſchen Parlamentsmitglieder, deren Fiſchweibergeſchimpfe uns ſeit Monaten in den Ohren gellt, nur einen winzigen Theil des engliſchen Volks, freilich den einflußreichſten, vertreten, und daß alle Verſuche jener Klaffer, die Volksmaſſen gegen Deutſchland aufzuhetzen, völlig erfolglos geblieben ſind. Sämmtliche unabhängige Organe der engliſchen Mittel- und Arbeiterklaſſen, z. B. der Star und Reynolds Newspaper (welches letztere 300,000 Abonnenten hat, doppelt ſo viel als die Times mit ihren Billingsgate-Colleginnen zuſammengenommen) haben ſich in dem deutſch-däniſchen Streit entſchieden auf Seite Deutſchlands geſtellt. Das iſt eine Thatſache, die wir in die Wagſchale legen müſſen. Die hier wohnenden Engländer äußern ſich meiſt mit lebhafter Entrüſtung über das pöbelhafte Gebahren des officiellen und officiöſen England, und einer von ihnen hat ſich dieſer Tage veranlaßt gefunden, gegen die Behauptung eines anonymen Korreſpondenten der Times, in Berlin laufe jetzt jeden Engländer Gefahr, perſönlich beleidigt zu werden, öffentlich zu proteſtiren und ſie für eine niederträchtige Lüge zu erklären, was ſie auch iſt. Wir Deutſche haben denn doch zu viel Bildung, um uns an den harmloſen Bürgern eines Staats zu vergreifen, der irgendwie unſern Zorn erregt hat. Wir gleichen nicht den civiliſirten Engländern, die bis zum Jahr 1851, alſo noch 36 Jahre nach dem Abſchluß des Friedens mit Frankreich, jeden Franzoſen, der ihnen in ihrer Hauptſtadt London auf der Straße begegnete, einen „bloody damned Frenchman“ zu nennen, und unter Umſtänden ſogar thätlich zu inſultiren pflegten — eine engliſche Nationaſitte, welche Ihr Korreſpondent aus eigener Anſchauung, ja, da man ihn manchmal für einen Franzoſen hielt, aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat.

Trotz der jetzt herrſchenden und ſicher nicht unbegründeten Erbitterung gegen England (die beiläufig zu dem abgeſchmackten Vorſchlag geführt hat, keine engliſchen Waaren mehr zu kaufen) ſind wir in dieſem Augenblick darauf bedacht, eine gute engliſche Einrichtung nachzuahmen, nämlich unſere öffentlichen Plätze, die gegenwärtig troſtloſe Stein- und Sandwüſten ſind, in bäume- und blumenbepflanzte Squares zu verwandeln. Der dieſige „Verſchönerungsverein“ hat die Sache angeregt und unſer tüchtiger Oberbürgermeiſter Seibel arbeitet eifrig an der Verwirklichung dieſes Plans. Die Koſten ſind nur gering und ſollen durch die Einkünfte der Markthallen gedeckt werden, von deren Nothwendigkeit man ſich endlich überzeugt zu haben ſcheint.

Vor einigen Tagen traf Fräulein Lucca, welche eigentlich die Engländer noch zwei Monate lang hätte bezaubern ſollen, plötzlich hier ein, hielt ſich aber nicht auf, ſondern reiſte ſofort nach dem Bade Reichenhall ab. Sie hat ihr Engagement mit Hrn. Gye in London gebrochen, weil ſie durch die Intriguen eines Claqueurs, dem ſie die geforderte Beſtechungsſumme verweigert hatte, wiederholt ausgepfiffen worden war. So erzählen ihre Freunde.

Als der Berg nicht zu Muhammed kommen wollte, ging Muhammed bekanntlich zu dem Berg, und das war ſehr klug. Unſere Spekulanten machen es umgekehrt und handeln ebenfalls klug. Ich erzählte neulich, daß die Berliner ſich gewelgert haben, zu den Düppeler Schanzen zu gehen. Wohlan, unſere Spekulanten, die ſich mächtiger dünken, wie Muhammed, ſagten: „Wenn die Berliner nicht zu den Düppeler Schanzen kommen wollen, müſſen die Düppeler Schanzen zu den Berlinern kommen.“ Und ſiehe da, die Düppeler Schanzen ſind richtig zu uns gekommen, natürlich nicht die ganzen Schanzen, was liegt uns an der Erde, aus der ſie gemacht ſind, oder glücklicherweiſe gewacht waren? — Erde iſt Erde, ob Sand aus der Haſenheide oder Lehm aus dem Sundewitt. Das, worauf es ankommt, was den Schanzen ihr Intereſſe gegeben hat, ſind die böſen Kugeln, groß und klein, bleierne und eiſerne, die von ihnen herunter unſern „Jungens“ entgegen pfiffen und ſo Manchen für immer von allen Erdenleiden curirt haben. Die Kugeln, das ſind für uns die Düppeler Schanzen, und die ſinnreichen Spekulanten haben das begriffen. Sie haben die Kugeln auf dem Schlachtfelde aufleſen und in ungeheuern Ladungen nach Berlin ſchaffen laſſen, wo ſie von den guten Bürgern und Bürgerinnen nicht bloß angeſtaunt, ſondern

Digitized by Google

auch mit wunderbarem Eifer gekauft werden. Eine einfache, aber immerhin sehr perfid aussehende Spitzkugel kostet einen Silbergroschen, eine Kartätsche $2\frac{1}{2}$ Sgr., ein Bombensplitter je nach der Größe $2\frac{1}{2}$ — 15 Sgr. und mehr. Für einen „besonders schönen" wurden mir gestern anderthalb Thaler abgefordert. Er war aber auch so breit wie zwei Hände und gut zwei Zoll dick und hatte, dem Verkäufer zufolge, ein halbes Dutzend Soldaten getödtet und verstümmelt. Ich kaufte den Splitter nicht, gab aber dem Besitzer den Rath, er solle den Preis um's zehnfache erhöhen, wenn er anders beweisen könne, daß das Stückchen Eisen wirklich so viel Unheil angerichtet. Für diejenigen, welche das Angenehme gern mit dem Nützlichen vereinigen, hat man die Kugeln und Bombensplitter zu allerhand Geräthschaften verarbeitet, zu Briefbeschwerern, Tabakskasten u. s. f. und alle solche Geräthschaften finden reißenden Absatz.

Aber noch eine anderweitige Verwendung gibt es für diese „Reliquien vom Kriegsschauplatz": auf den Gräbern der Gefallenen. Ich sah vorhin bei einem Bildhauer in der Friedrichsstraße mindestens ein Dutzend so verzierter Leichensteine, darunter das Denkmal des braven Klincke: eine weiße Marmorplatte, mit der Inschrift: „Er starb den Heldentod am 18. April 1864. Düppel." Oben auf der Platte ist eine vierpfündige Kugel befestigt, die man neben dem zerfetzten Leichnam des deutschen Winkelried fand.

Straßburg, Juni.

Populäre Vorlesungen.

Die populären Vorlesungen, die seit einigen Monaten in der Sorbonne und im Saale der „rue de la Paix" zu Paris mit bedeutender Theilnahme des Publikums gehalten wurden, sind seit letztem April auch auf der östlichen Grenzscheide Frankreichs im Gange. Straßburg wollte sich bei dieser Gelegenheit seines alten Rufes nicht begeben; die literarische Gesellschaft reichte deßhalb beim Ministerium des öffentlichen Unterrichts ihr Gesuch ein, dem auch bereitwilligst, nach vorgelegtem Programm, entsprochen wurde.

Die confessionellen, socialen und politischen Verhältnisse sind in Straßburg der Art, daß ein so einfach scheinender Plan, vor einer gebildeten, gemischten Versammlung über Literatur, Philosophie, Geschichte oder Kunst Vorträge zu halten, hier mit ganz eigenen Schwierigkeiten verbunden und durch vielfache Rücksichten beschränkt und gehemmt wird. Figaros Monolog, in der berüchtigten „folle journée," ließe sich, mutatis mutandis, ganz bequem auf das hiesige Terrain anwenden: es ist erlaubt von allem und jedem zu sprechen und zu schreiben; nur sind die Ausnahmen von dieser liberalen Fundamentairegel so zahlreich, daß am Ende von dem immensen Bezirke, worin sich die intellectuelle Thätigkeit bewegt, nur ein winziger Fleck Landes übrig bleibt; und auf diesem Fetzen ist noch manche Vorsicht nothwendig, um nicht da oder dort vor den Kopf zu stoßen, zu beleidigen, zu kränken, und statt Lorbeeren Beulen nach Hause zu tragen.

Zur Beurtheilung des ausgeführten Programms war diese vorläufige Bemerkung nothwendig; sie wirft ein Streiflicht auf die gewählten Gegenstände, die wir, vorerst ohne weitern Commentar, ihrem chronologischen Verlaufe nach anführen.

Den 23. April, am Jahrestag der Shakespearefeier, Professor Bergmann, Dekan der faculté des lettres, über Shakespeare. — Den 30. April, Professor Waddington: über die platonische Liebe. — Den 4. Mai, Professor Schnitzler über Katharina die Zweite und ihren Hof. — Den 11. Mai, Professor Gransard: über Sophokles. — Den 18. Mai, Professor Campaux über die Stellung der Frauen im fünfzehnten Jahrhundert, nach den Andeutungen der französischen Zeitdichter, und besonders nach dem allegorischen Gedichte von Martin Franc. — Den 25. Mai, Oberarchivar L. Spach über Lenz und sein Verhältniß zu Goethe. — Den 4. Juni, Herr Goguel, ehemaliger Direktor einer Erziehungsanstalt, über das delphische Orakel. — Eine, von Professor Mauriat auf den 8. Juni angekündigte Vorlesung über einen philosophischen Gegenstand unterblieb, weil sich der Betheiligte vom Kampfplatz zurückzog.

Kein eigentlich moderner, zeitgemäßer Stoff findet sich unter den angezeigten; die Vorlesenden oder Vortragenden enthielten sich, in stillschweigender Uebereinkunft, jeder Anspielung, die nach irgend einer Seite Aergerniß geben konnte. In diesen, durch selbstverständliche Vorsicht gesteckten Schranken bewegten sie sich nun nicht ohne Anstand und Würde. Eine für die Stadt und die Jahreszeit nicht unbedeutende Zuhörermenge — Frauen und Männer aus den höheren und mittleren Ständen — füllte einen Saal der Präfektur, der zu dem speciellen Zwecke hergegeben und zugerichtet ward. Schon die Wahl des Lokals deutet auf eine indirekte Vormundschaft der Behörde, die sich zwar bescheiden hinter die Gardine barg, aber doch als unsichtbar sichtbar wirkende Macht durch die öftere Anwesenheit des obersten Administrators des Departements sich offenbarte. Es ließe sich indeß nicht wohl ein liebenswürdigerer Hausherr auffinden, als der gegenwärtige Präfekt, Herr Mignerez, der mit seiner Familie gewöhnlich den Rednern den verdienten Beifall zollte.

Digitized by Google

Es war ein eigener Zufall, daß die ältere griechiſche Literatur und Geſchichte unter ſieben Nummern drei auf der Liſte einnahm. Hängt es mit der entlegenen Zeit und dem fernen Land zuſammen, oder mit den Lieblingsſtudien der Profeſſoren? Das letztere, dächte ich. Profeſſor Granſard ſprach mit einer ſo ungemeinen Zungenfertigkeit über den König Oedipus, daß man dem noch jugendlichen Manne gar wohl anhörte, er habe ſich auf Kathedern und in Privatmuſeen viel und oft mit dem alten Tragiker beſaßt. Die vorgeſchriebene Zeit ließ ihn nicht einmal zu einer allgemeinen äſthetiſchen oder hiſtoriſchen Charakteriſtik des griechiſchen Dichters kommen; aber den Inhalt der von ihm gewählten Tragödie erörterte er, für eine ungelehrte Verſammlung, zwar ohne höheren Schwung, indeſſen auf ungemein klare, faßliche und ſpannende Weiſe. — Wadbington, Profeſſor am proteſtantiſchen Seminar und bekannter philoſophiſcher Schriftſteller, hatte unzweifelhaft durch das Ausbängeſchild ſeines Aufſatzes manchen Zuhörer und manche Zuhörerin angezogen und in Irrthum geführt; man hatte wohl eine delikate, ſpitzfindige Analyſe des äſthetiſchen Minnegefühls erwartet, aber keine eloquente Auseinanderſetzung der platoniſchen Theorien über das „Schöne und Gute.“ Und doch, obgleich der Vortragende ſich großentheils auf die Darlegung einiger hierauf bezüglichen Dialogen des Schülers des Sokrates beſchränkte, erntete er ſtürmiſchen Beifall. Die franzöſiſche Sprache hat nun einmal neben manchem Vorzug noch das eigene, daß ſie den Schriftſteller oder den Redner, der ſich ihrer bedient, zur Klarheit drängt, wenn er nicht abſurd erſcheinen will. Die Hegelſchen höchſt abſtrufen Theorien, die Couſins Kopf bearbeitet und durch ſeinen ſalbungsvollen Mund wiedergegeben, erregten vor bald vierzig Jahren unter der Pariſer Jugend ſechs Monate lang einen ſchwärmeriſchen Enthuſiasmus. Hätte Wadbington Zeit und Muße gehabt, vor ſeinem gallogermaniſchen Straßburger Kreiſe die philoſophiſchen Syſteme Griechenlands zu entwickeln, es wäre ihm gelungen — vielleicht nicht in demſelben Grade wie ſeinem verehrten Lehrer — aber gewiß auf eine höchſt befriedigende Weiſe, ſeine Zuhörer für antike Philoſophie zu begeiſtern. Empfänglichkeit für beſſere Eindrücke fehlt ſelten in einem gewählten Kreiſe; aber den reizbaren Fleck richtig zu treffen, iſt das Werk des verſtändigen Meiſters. — Goguel hat ſich mit Studien über griechiſche Geſchichte und Literatur aus dem Periikleiſchen Zeitalter beſaßt; er iſt ein ernſter Mann, der dem Inhalt mehr als der Form gerecht wird. Sein correkt gehaltener, etwas lang gedehnter Vortrag über das delphiſche Orakel wurde kühl aufgenommen, wird ſich aber bei der Lektüre als ſehr gediegen ausweiſen. — Campaux iſt als franzöſiſcher jüngerer Dichter aus Lamartines und Victor Hugos Schule nicht unrühmlich genannt. Seine Vorleſung über Martin Franc war geiſtreich und in einzelnen Theilen ſehr anziehend; nur konnte ſeine durch temporäres Uebelbefinden geſchwächte Stimme nicht in alle Theile des Saales dringen; die feineren Anſichten gingen ſelber verloren. — Profeſſor Bergmann, als vergleichender Sprachforſcher und durch ſeine Werke über isländiſche Literatur ſeit längeren Jahren bekannt, hatte an Shakeſpeares Jahrestag die Reihe der „lectures publiques“ durch einen Ueberblick über des großen Dichters Leben und Wirken eröffnet. Es war, ſollte ich denken, die Quinteſſenz ſeiner mehrmaligen Vorleſungen über den allgemein gefeierten Genius.

Der einzige Vortrag, der ſich direkt auf deutſche Literatur und eliſäſſiſche Zuſtände bezog, wurde mit ſichtbarer Theilnahme auch von dem ächtfranzöſiſchen Theile des Publikums aufgenommen. Für die meiſten Zuhörer mochte wohl der Name Lenz eine unbekannte Größe ſeyn; aber durch einen von L. Spach ſtreng durchgeführten Parallelismus mit dem jugendlichen Goethe, und durch das Gemälde des literariſchen Straßburgs vor bald hundert Jahren, wurde Lenz auch dem Stockfranzoſen in das Gedächtniß geprägt, und die dramatiſirte Geſchichte ſeines leidenſchaftlichen Auftretens in Seſenheim, ſeiner myſteriöſen Ausweiſung aus Weimar, ſeiner Flucht nach Emmendingen, ſeines Wahnſinns im Steinthal bei Oberlin fand geneigte Ohren und Herzen. — Schnitzler, der gewiegte Statiſtiker und Hiſtoriograph des Elſaßreiches hielt, am Vorabend ſeiner Reiſe nach Petersburg, eine Vorleſung über das weltbekannte Treiben am ſittenloſen Hofe der großen Herrſcherin Katharina; er verhüllte wohlweislich vor einem weiblichen Publikum die allzu grellen Bilder, die ſich dem Referenten aus jener berüchtigten Zeit von ſelbſt aufdrängen mußten, und beſchränkte ſich auf das Mittheilbare, worunter doch manche weniger bekannte Züge des Lebens in der Hermitage hervortraten.

Der unerwartet ſchnelle Schluß des etwas ſpät begonnenen Curſus läßt uns hoffen, daß mit künftigem Herbſt oder Winter die literariſche Geſellſchaft durch einen erneuten Cyklus von — Vorſtellungen ihre Vitalität bethätigen wird. Dieſes Ausdrucks bedienten wir uns abſichtlich, denn in ſolchen Vorführungen liegt, man mag ſich ſtellen wie man will, doch immer etwas Theatraliſches. Waddington nannte die Sache beim rechten Namen, indem er von „nobles distractions“ ſprach, und in dem zweiſtündigen extemporirten Vortrage über Lenz ging Spach noch einen Schritt weiter; er führte mehrere ſeiner Perſonen einigemal dialogiſch vor, was von den Zuhörern eher mit Dank und Beifall als kritiſch aufgenommen wurde.

***

Digitized by Google

Newyork, Mai.

(Schluß.)

Frauenverein gegen Kleiderluxus. — Kunstausstellung.

Unter vielen der angesehensten Frauen in Washington, größtentheils Frauen von Senatoren und Repräsentanten, hat sich ein Verein unter dem Namen „the ladies national Covenant“ zu dem Zweck gebildet, dem steigenden Kleiderluxus ein Ziel zu setzen, welcher in Wahrheit in einer Zeit, wo der Finanzzustand des Landes zu so ernstlichen Besorgnissen Anlaß gibt, keineswegs berechtigt erscheint. Alle jene Luxusgegenstände werden bekanntlich vom Auslande eingeführt und müssen dort in Gold bezahlt werden, wodurch das Land mehr und mehr von dem kostbaren, hier noch immer höher steigenden Metall entblößt wird. Von der ungeheuren Einfuhr kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß in einer einzigen Woche Luxusartikel, besonders Kleiderstoffe, Spitzen und ähnliche Gegenstände, zum Werth von fünf Millionen Dollars eingeführt wurden. Alle, welche den „Covenant“ unterzeichnen, verpflichten sich für drei Jahre, oder während der Dauer des Kriegs, keine eingeführten Waaren zu kaufen, welche möglicherweise auch im Lande verfertigt werden können, und sich überhaupt aller entbehrlichen Luxusgegenstände zu enthalten. Es ist eine Bewegung auf dem richtigen Wege, die erfolgreich zu seyn verspricht, da sie von Frauen ausgeht, die durch ihre gesellschaftliche Stellung Einfluß und Ansehen genug besitzen, um der angestrebten Reform allgemeinen Eingang zu verschaffen; und hat einmal die höhere Gesellschaft, das heißt diejenigen, deren Stellung und Reichthum sich einige Generationen zurück datirt, für die neue Bewegung Partei ergriffen, so muß die neugebackene, die Shoddy-Aristokratie nothgedrungen nachfolgen. Zum Verständniß muß ich hier einschalten, daß „Shoddy-Aristokratie“ ein neuer Ausdruck ist, um jene zahlreiche Classe der Spekulanten, Lieferanten und Contractoren zu bezeichnen, die den Krieg benutzt haben, um sich zu bereichern, und nun nicht wissen, was sie alles anfangen sollen, um es den Millionären von altem Schrot und Korn wo möglich noch zuvor zu thun.

Seit Jahren schon hat man Versuche gemacht, eine Reform in der Kleidung der Frauen einzuführen, die aber früher fehlschlagen mußten, weil einerseits das Land sich anscheinend im blühendsten Zustand befand und darum kein besonderer Anlaß zur Sparsamkeit auf Kosten der Eleganz und des Geschmacks vorhanden war, andererseits, und hauptsächlich, weil die Anregung damals entweder von Frauen ausging, die — sey es mit Recht oder Unrecht — dermaßen als excentrische Originale verschrieen waren, daß ihre Namen allein schon hinreichend waren, jedes Unternehmen zu tödten, oder von solchen, die ganz im Dunkeln standen, so daß ihr Thun und Treiben unter allen Umständen unbeachtet bleiben mußte, und die oft nicht einmal Mittel gehabt hätten, den Luxus zu entfalten, gegen den sie eiferten. Außerdem war das Bestreben, die gesammte Frauenwelt ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht in kurze Röcke und Pantalons zu kleiden, doch auch gar zu gesucht und barock, die Tracht selbst für die Mehrzahl zu unkleidsam, um jemals Anklang zu finden.

Die neununddreißigste jährliche Ausstellung des Kunstvereins ist jetzt eröffnet; doch steht sie in Zahl der Bilder wie im Werth weit hinter früheren zurück. Unter 369 Bildern verlohnt kaum die Hälfte des Ansehens und nur sehr wenige lassen irgend welchen Eindruck zurück. Das ist indessen nicht als ein Zeichen von Rückschritt zu betrachten, sondern rührt nur daher, daß gerade die ersten Künstler ihre fertigen Bilder der Sanitätscommission für die Ausstellung geschenkt haben, so daß kaum einige wenige in dem langen Namensverzeichniß des Catalogs mit einem einzelnen Bild aufzufinden sind, und man es eigentlich nur mit Mittelmäßigem zu thun hat. Doch findet man dort ein paar wohlgelungene Landschaften und einige artige Genrebilder. Dieser Zweig, welcher früher ganz im Argen lag, wird seit einigen Jahren mehr und mehr mit günstigem Erfolg gepflegt, Dank der Anregung, welche durch die ausgezeichneten Werke deutscher, französischer und niederländischer Künstler gegeben wurde, die häufig hier ausgestellt waren. Die amerikanischen Maler zeigen entschiedenes Geschick, sich dieses Fach anzueignen, und wissen die Wirklichkeit zu erfassen und wiederzugeben; manchmal zwar ohne gehörige Auswahl, da nicht Alle bedenken, daß nicht Alles, was wahr und natürlich ist, darum auch schön und anziehend seyn müsse. Sie gerathen daher häufig auf Irrwege, beschränken sich entweder, die Wirklichkeit in Alltagsscenen abzumalen, ohne auch nur den geringsten Versuch zu machen, irgend eine poetische oder humoristische Idee damit zu verknüpfen, oder sie vergreifen sich auch an geradezu abstoßenden und widerwärtigen Gegenständen. Da findet man zum Beispiel einen Arzt, der, mit dem Messer in der Hand, vor der Leiche einer schönen Frau steht, die auf dem Secirtisch ausgestreckt liegt. Das Bild ist gut ausgeführt, aber wer in aller Welt kann an einem solchen Gegenstand Gefallen finden, oder möchte ein derartiges Bild im Zimmer haben? Auch die Landschaftsmaler fallen oft in seltsame Irrthümer und copiren irgend ein einförmiges Stück Land, Sumpf, Sand oder Heide, ohne zu bedenken, daß ein Anblick, der in der Wirklichkeit so geringen Reiz besitzt, durch die Nachahmung um nichts anziehender wird. Was ist wohl an einem großen Stück gemalter Leinwand zu sehen, das nur eine ebene, einförmige Wiese zeigt, auf der hier und da ein paar vereinzelte Bäume und Sträucher vertheilt sind?

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 28. 8. Juli 1864.

Glauben ſie nicht der Natur und den alten Griechen, ſo holt du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf.
Schiller.

Shakeſpeares Königsdramen,

beim Shakeſpeare-Jubiläum in Weimar zur Aufführung gebracht durch Dingelſtedt.

„Ein großes Muſter weckt Nacheiferung
Und gibt dem Urtheil höhere Geſetze."

Dieſes Wort durfte Schiller mit Stolz bei der Wiedereröffnung des Theaters in Weimar ausſprechen, als er dieſelbe durch die erſte Aufführung ſeines Wallenſtein verherrlichte. Er gab damit das Muſter, wie der Kunſt durch große hiſtoriſche Stoffe ein neuer Aufſchwung möglich zu machen iſt.

„Denn nur der große Gegenſtand vermag
Den tiefen Grund der Menſchheit aufzuregen."

Der jetzige Leiter des Weimar'ſchen Theaters darf ſich daher mit Recht rühmen, im Geiſte beider großen Meiſter, Shakeſpeares und Schillers, gehandelt zu haben, wenn er die Jubelfeier des erſteren in dem Hauſe, das durch die Erinnerung an letzteren und Goethe eine claſſiſche Würde gewonnen hat, durch die Neubelebung des großen hiſtoriſch-dramatiſchen Rieſenwerks ſeiner Jugendkraft, der Dramenreihe von den Königen der Häuſer Lancaſter und York, die kein jetzt Lebender hat im Zuſammenhange aufführen ſehen, zu feiern beſchloß. Denn ſie können uns in der That ein großes Muſter auf dem Wege neuer dramatiſcher Kunſtblüthe werden. Wohl übertreibt Dingelſtedt, wenn er ſie ein Geſtirn nennt,

„Das einſt ein Licht- und Richtpunkt werden kann
Im Meer der Kunſt dem irren Schiffersmann."

Denn zum Richtpunkt wünſcht man ſich kein Sternbild von ſolcher Breite. Dieſe iſt aber gerade das auszeichnende der Hiſtorien von den Kriegen der engliſchen Könige. Sie zeigen am deutlichſten, daß, wie Gervinus mit Recht hervorgehoben hat, das neuere Drama nicht nur zur Seite, ſondern auch an die Stelle des Epos tritt. Sie geben keinen concentrirten Typus der dramatiſchen Kunſtform. Ein herrlicher Anblick iſt aber unſtreitig das große Weltgemälde im engen Rahmen der Bühne. Wir haben es mit Dank genoſſen und wir können in der Betrachtung auch viel daraus lernen, wovon ein neuer, friſcher Strom ſchaffender Kräfte Nutzen ziehen mag.

Gervinus ſagt in Uebereinſtimmung mit der eben citirten allgemeinen Bemerkung ſpeciell von den Königsdramen, daß in ihnen eine neue beſondere Gattung des Drama neben die feſten Formen der Tragödie und Comödie geſtellt ſey. Man kann dieß unbedenklich zugeben, ohne von der Erklärung, die er davon gibt, befriedigt zu ſeyn. Er entwickelt ſie rein aus dem ſtofflichen Unterſchiede des großen hiſtoriſchen Gegenſtandes von dem rein menſchlichen Intereſſe privater Zuſtände und

Digitized by Google

Schicksale. Die historische Breite der streitenden Mächte soll die Begründung der Verwicklungen und leitenden Ideen in denselben in der Seele des Helden, die wir menschlich verstehen, zurückdrängen, so daß dadurch ein allgemeineres Wesen, die Weltgeschichte als das Weltgericht, zur abstracten Hauptperson wird. In Handlungen und Charakteren soll darum das Persönliche gegen das Allgemeine zurücktreten.

Dieß trifft unstreitig zu bei den historisch politischen Stücken, deren Stoff eine tief bedeutende Wendung der Geschichte darstellt, deren Helden als Träger allgemeiner Principien unsere Theilnahme fordern, wie in Shakespeares Julius Cäsar, in Schillers Tell. Es schließt auch da eine vollkommen streng dramatische, persönlich zusammengefaßte Einheit der Handlung gar nicht aus. Es paßt aber nicht auf Stoffe und Zeiten, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß die großen national-politischen Entwicklungen still stehen und die rohe Naturkraft herrschender einzelner Helden im Kampfe liegt. Denn in solchen Kämpfen sind die Interessen und Charaktere eben so rein menschlich wie in den Unruhen des Privatlebens, und die staatlichen Kräfte geben ihnen nur das größere Material zu gewaltigeren Thaten und Leiden.

Ein solcher Stoff war es, den Schiller im Wallenstein aus dem Chaos des dreißigjährigen Kriegs gezogen hat. Die großen Principienkämpfe, die denselben entzündet hatten, waren abgespannt, und so konnte ein Held eine Rolle spielen, der sich aus ihnen nichts machte und nur seine Person über die schwächeren und über jedes alte Recht emporzuarbeiten suchte. Er gibt in den Vorspielen den Beweis, wie ein solcher großer Stoff zur epischen Ausbreitung einladen kann, aber die Tragödie „Wallensteins Tod" ist im Grunde eine Composition vollkommen classischer Zusammenziehung auf ein rein menschlich persönliches Streben und Leiden nach allen Regeln des Aristoteles. Die Zeit der Rosenkriege in England ist, wie Dahlmann in der Einleitung zu seiner Revolutionsgeschichte treffend zeigt, eben so eine Unterbrechung der national-politischen Entwicklung, ein Intermezzo von Raufereien gewaltiger Machthaber, nicht um große allgemeine Interessen, sondern um rein persönliche Rechte und mit rein persönlichen Mitteln. Es kommt nichts dabei heraus, als daß der Starke den Schwachen besiegt, und zuletzt der Gute den Bösen. Dem Lande erwächst aus diesem Unfug nichts, als in dem günstigsten Falle, wenn ein resoluter Sieger eine Zeit lang die Gegner zur Ruhe bringt, entweder eine glänzende Eroberungspolitik ohne innere Gewähr der Dauer im Erfolg (unter Heinrich V.), oder eine entsetzliche Despotie im Innern (Richard III.). Weiter hat auch Shakespeare nichts daraus gemacht. Die Breite, die der historische Stoff dem Werke gibt, besteht also nur darin, daß die ganze Reihe der Stücke sich dem Inhalt nach aneinander reiht; die Verwicklungen und Charaktere sind einfach persönlich interessirend. Die leitende Idee, daß der Befähigtere den Berechtigteren überflügelt, das Unrecht aber zuletzt doch immer unterliegt, ist rein moralischer Art.

Wenn es nun gleichwohl wahr bleibt, daß die Reihe der Dramen von den englischen Königen sich weder der tragischen noch der komischen Kunstform streng anschließt, sondern neben und zwischen ihnen stehend ein Interesse erregt, welches mehr dem objectiv epischen Wohlgefallen an der dargestellten Geschichte nahe kommt, so muß dieß einen andern, rein formalen Grund haben. Der Stylunterschied von Tragödie und Comödie ist, kurz gesagt, dieser: die Tragödie zeigt uns, was aus dem Menschen werden kann, die Comödie zeigt uns, wie ein Mensch sich gleich bleibt. Von dem, was den Menschen umstürmt und ihn aus seiner ruhigen Bahn reißt, werden wir mit Furcht und Mitleid erfüllt, indem wir erkennen, wie auch wir vom Schicksal umgewandelt werden könnten und wohin es mit einem unseres Gleichen dadurch gekommen ist. Bei der Unverwüstlichkeit des Kernes einer eigenartigen Natur werden wir beruhigt in dem Gedanken, daß auch wir selbst weder von selbst noch von andern dem Grunde unseres Wesens entfremdet werden können. Soll die Furcht nahe rücken, so müssen ernste Verwicklungen einen Menschen betreffen und aus seiner Bahn reißen, der unter andern Umständen ein ruhig glückliches Leben hätte führen können. Soll das Mitleid uns fesseln, so muß nichts außerordentlich Großes den eigenthümlichen Charakter hindern, sich bei jedem Anlaß gehen zu lassen und unwillkürlich sich immer als denselben zu zeigen, und uns, hierauf ohne große Unruhe wegen der Folgen ihn dabei zu beobachten. Also die ernsten Verwicklungen in der Tragödie widerfahren aus dem Drange der Umstände einem, in dessen Natur gar kein Grund ist, daß sie ihm widerfahren müssen. In der Comödie geschieht nichts, was nicht im Charakter seinen Grund hat, und überhaupt nichts so Spannendes, daß es uns von ihm abzöge.

Diese Trennung ist in Shakespeares Königsdramen nicht. Was geschieht, ist groß, ernst, aufregend. Wir sehen es aber meist mit Nothwendigkeit aus den Charakteren entspringen. Jedem, der auftritt, sehen wir gleich an, wer er ist und wohin es mit ihm kommen muß. Ein König wie Heinrich VI. kann sich als König nicht halten, umgeben von solchen Großen, wie sie ihn umdrängen. Wie es zu einer Verwicklung kommt, die

Digitized by Google

ihn ſtürzt, iſt einerlei. Daß ſie ihn ſtürzen muß, das verſteht ſich von ſelbſt. Ein anderer an ſeiner Stelle wäre ihr dagegen gar nicht ausgeſetzt. Es kann uns alſo nicht ſtark rühren, tragiſch für ihn einnehmen, ſie kommen zu ſehen. Wem nicht zu rathen iſt, iſt nicht zu helfen. Auf der andern Seite iſt uns doch nicht wohl genug zu Muthe im Drang des blutigen Verhängniſſes, welches das Loos dieſes Menſchen herauf-beſchwört, um mit Heiterkeit ſeine ſonderbare Schwachheit, die einem, der auf dem Throne ſitzt, ſo komiſch ſteht, zu belächeln.

Die Wirkung der Comödie und Tragödie iſt alſo gleich wenig da. Damit iſt nicht geſagt, daß keine Wirkung da iſt. Es iſt ein erhebendes Schauſpiel für tüchtige Naturen, zu ſehen, daß

„Nur der Starke wird das Schickſal zwingen,
Wenn der Schwächling unterſinkt,“

und mehr als das, daß die größte Stärke, die zuletzt auf dem Platze bleibt, nur die friſche Freudigkeit in Verbindung mit der ſittlichen Reinheit des Willens iſt. Das hebt das Vertrauen im Leben und im Kampfe für eine jede gute Sache. Solch ein Schauſpiel gibt uns die Geſchichte und auch der Künſtler, ſey er ein Geſchichtſchreiber oder ein Dramatiker, der die Geſchichte von dieſem Standpunkt aus behandelt und dem Menſchen ſagt: „In deiner Bruſt ſind deines Schickſals Sterne.“ Freilich aber die tiefſten äſthetiſchen Wirkungen der claſſiſchen Kunſtgattungen der Bühne können dabei nur nebenbei aufkommen. Nicht mit tiefem Mitleid, ſondern mit einer gewiſſen Gelaſſenheit ſehen wir zu, wie der fällt, der fallen muß, und auch die Züge der eigenthümlichen Charaktere ſchwinden uns im Getümmel vorbei. Nur zuweilen läßt uns ein großes Leiden, das über einen ſo hereinbricht, daß nun jeder an ſeiner Stelle demſelben eben ſo erliegen müßte, vergeſſen, daß nur er es iſt, der hinein rennen konnte, und erinnert uns jetzt nur theilnehmend den Menſchen in ihm zu erblicken; oder, wenn das Getümmel der Begebenheiten einmal ruht, kann uns die Beobachtung eines, der ein Kerl iſt auf ſeine eigene Art, ergötzen. Dann wird aus der Geſchichte annähernd Tragödie oder Comödie. Es fehlt auch nichts weniger als die Fülle der mitleidswerthen Begebenheiten, ſo wie auch der lächerlichen Perſonen in dieſen Stücken. Sie ſind mit reichem Vorrath beider geladen, reicher als viele Tragödien und Comödien. Nur iſt nicht, wie in dieſen, Alles ſo darauf berechnet, Jedes für ſich den Beſchauer ganz für ſich einnehmen zu laſſen.

Warum iſt wohl Gervinus darauf nicht gekommen? Wenn er die Begründung der ernſten Verwicklungen in den Charakteren als die den Hiſtorien eigenthümliche Abweichung von den Geſetzen der Tragödie und Comödie hätte erkennen wollen, ſo würde ſeine Shakeſpeareerklärung faſt kein Stück von Shakeſpeare als ein reines Beiſpiel beider Kunſtformen darſtellen, wenigſtens nicht der Tragödie, denn er erläutert ſie alle nur aus den Charakteren. An ſie und ihre vergleichende Schilderung knüpft er alles andere, Verwicklungen und leitende Ideen als daraus fließend an. Dieſe Auffaſſungsweiſe iſt allerdings bei Shakeſpeare ziemlich nahe gelegt. Alle ſeine Charaktere, auch die der tragiſchen Helden, ſind individueller gezeichnet, als bei andern Dichtern, und darum erfordern ſie ein ſtudirteres Eingehen in ein fremdes Geiſtes- und Gemüthsleben auf Seiten des Zuſchauers, wenn er das, was den Helden geſchieht, wie wenn es ihm ſelbſt begegnen könnte oder begegnete, empfinden ſoll. Es würde ihm aber nie gelingen, wenn gerade das, was ihn rühren ſoll, auf der Charaktereigenthümlichkeit ruhte.

Das thut er denn auch in den claſſiſch-tragiſchen Stücken nicht. Macbeth und Brutus, Julia und Othello ſind durchaus keine Charaktere, daß Conflicte der Art, wie wir ſolche verhängnißvoll über ſie hereinbrechen ſehen, gerade ihnen ſehr leicht hätten begegnen können oder müſſen, ſo wenig wie Oedipus und Medea, wie Karl Moor und Wallenſtein. Es iſt vielmehr alles Gewicht darauf gelegt, zu zeigen, daß der Drang der Umſtände, dem ſie in Schuld und Verhängniß erliegen, faſt jede ſtarke Natur hätte eben ſo fortreißen müſſen. Deßhalb iſt es eine Künſtelei, die den Zweck des richtigen Verſtändniſſes ganz verfehlt, in ihren Charakteren den Grund zu ſuchen, auf den die Wirkung der ganzen Werke gebaut iſt. In den Hiſtorien dagegen iſt es eine ganz richtige, eine ganz dankbare und dankenswerthe Aufgabe, zu zeigen, wie in den jeder Perſon beigelegten Anlagen die Erklärung des oft ziemlich unvorbereitet Geſchehenden zu ſuchen iſt, und was dieſe Erklärung bei ſo großen Geſchicken, wie ſich uns hier darſtellen, Unbefriedigendes behalten könnte, wird durch den Gedanken ergänzt, daß wir hiſtoriſche Facta vor uns haben. Bleiben uns die Menſchen als ſolche fremder, weil ſie uns durch ihr Gebahren mehr in Staunen verſetzen als den Trieb, in ihrer Stelle eben ſo zu denken und zu handeln, empfinden laſſen, ſo tritt uns dagegen die Nemeſis der Geſchichte ergreifend nahe. Wir ſehen mit der Lebendigkeit der Bühne die großen Bilder erneuert, die das Epos mit mehr Ruhe vor die Seele früherer Geſchlechter zu führen hinreichte und die wir jetzt ſonſt nur in dem Studium der Geſchichte zu ſuchen pflegen. Wie aber aus der Wirklichkeit

Digitized by Google

die Kunst entspringt, so entkleimen auch diesem Jugendwerke des großen Dichters die Ansätze der vollkommen tragischen und comischen Effekte. Um sie zu erkennen, müssen wir auch hier schon Ansätze zu regelrechterer Composition aufsuchen.

Dingelstedt hat etwas nachgeholfen, das große Werk in eine handlichere, bühnengerechte Form zu bringen. Dieß war zum Theil unstreitig unerläßlich. Die schnelle Folge vieler kleinen Scenen und die Häufung mancher historischen Einzelnheiten, die für uns nicht das Interesse haben, wie für Shakespeares Zeitgenossen, machten manche Abkürzung und Zusammenziehung statthaft, ja nothwendig. Nicht ganz das Gleiche kann man von den Zusätzen sagen, mit denen er ebenfalls hie und da nicht sparsam gewesen ist. Schon Lessing hat von Shakespeare gesagt: „Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stempel gedrückt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakespeares! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben ihn zu stellen!" Mag die einheitliche Composition der ganzen Stücke in diesen Jugendarbeiten noch nicht den fertigen Meister zeigen, die kernige Manier im Einzelnen ist schon ganz vollendet in denselben. Sie ist für uns zuweilen fast zu gedrungen, um leicht genossen zu werden, zumal da auch die treffliche Uebersetzung von Schlegel durch Zusammenpressung der Worte im Vortrag oft ungemein schwer gedrungen wird. Wenn man aber in den Ton dieser Knappheit eingestampft ist, wird jede dünnflüssigere Stelle sofort leer dagegen abklingen. Auch ein Satz von Cicero würde mitten im Tacitus als eine zu breite Wortfülle auffallen. Das Theater zu Weimar spielt, wie man uns erzählt hat, den Macbeth nach der ausstudirten Arbeit, die Tieck hat anfertigen lassen, statt nach der classischen Nachdichtung Schillers, nur darum, weil der große Dichter sich einige kleine Freiheiten mit dem erlaubt hat, dem er doch, wenn irgend jemand in der Welt, ebenbürtig ist. Jeder andere sollte also doppelt vorsichtig seyn, Shakespeare verbessern zu wollen, vor Allem aber ihm Zusätze einzuschieben. Wenn man freilich eine Scene streicht, muß man den Inhalt anderswo anbringen; aber nur ja nicht mehr als das und so kurz als möglich.

Diese Grenze hat Dingelstedt nicht ganz bescheiden eingehalten. Seine Kürzungen und Ergänzungen der Scenen und Reden sind nicht immer auch Vereinfachungen, sondern Einschiebungen von merklich fremdartigem und oft ganz modernem Beigeschmack in Inhalt und Ausdruck. Bei den weniger kunstvoll durchcomponirten Stücken, die nur Reproductionen der Geschichte in dem eigenen, von Comödie und Tragödie gleich weit entfernten Style sind, welcher vorhin charakterisirt wurde, möchte das noch hingehen. Es ist ihm aber zuweilen gerade da eingefallen verändern zu wollen, wo sich die Behandlung des Stoffes bereits zu vollkommener hochtragischer oder rein heiterer Wirkung abklärt, und er hat dieselbe dadurch ziemlich rücksichtslos unterbrochen, wie dieß an einigen Stellen im Einzelnen ausführlicher nachzuweisen seyn wird. Hie und da hat es auch wohl einmal den Anschein, als hätte er durch etwas drastischere Hervorhebung von einzelnen ergreifenden Momenten, die im Originale mehr beiläufig vorübergehen, den Schauspielern eine erwünschte Gelegenheit geben wollen, sich zu zeigen; besonders wenn es zum Schlusse von Scenen vorkommt, kann man sich dieses Nebengedankens nicht erwehren. Es mag wohl auch einmal eine kleine Eitelkeit mit unterlaufen, wenn so gewaltige Anstrengungen von einem so kleinen Personal gefordert werden, wie in dieser Festwoche von dem in Weimar. Es zeigte aber auch, trotz der nicht großen Zahl, eine ansehnliche Auswahl tüchtiger Kräfte. Es sey erlaubt, sie noch kurz aufzuzählen.

Obenan steht Herr Grans, der hinter einander Richard II., den Prinzen und nachmals König Heinrich V. und Heinrich VI. spielte, also wesentlich in allen Stücken, mit Ausnahme des letzten, die Hauptrolle. Seine feine, etwas kränkliche, aber durchaus edle Gestalt und Gesichtsbildung mit einer einfach maßvollen Bewegung und einer weichen, daraus nicht mächtigen Stimme paßte vortrefflich zu der ersten und letzten Rolle, den beiden von Natur edeln, aber durch Schwachheit unglücklichen Fürsten, und er führte dieselben glänzend durch, indem er ihre krankhafte Natur mit zuweilen zugekniffenen Augen sich stets charakteristisch zeigen und doch im Schmerz zu voller Würde erheben ließ. Der kräftige Prinz Heinz stand ihm nicht ganz so natürlich zu Gesicht.

Das gerade Gegentheil ist Herr Lehfeld. Groß und stark von Gestalt, Gesicht und Stimme, macht er davon einen maßlosen Gebrauch. Sein Gang ist ein beständiges Freiturnen, sein Mienenspiel ein Getümmel von Convulsionen, seine Declamation ein Gebell. Nicht die einfachste Bemerkung kann er einfach ruhig von sich geben. Jede Scene muß er benutzen, sich hochgespreizt hervorzudrängen. Einen Richard III. kann er allenfalls spielen, aber keinen Menschen. — Ein fein gemessenes und dann in einzelnen Momenten aufsprühendes Spiel entwickelte der Sänger Herr Milde. Als derber Held erschien Herr Wünzer, hoch und stramm von Beinen, eine ansehnliche Figur. Herr Schmidt als ruhigere, aber ebenfalls einfach kräftige Männergestalt, füllte auch manche Stelle gut aus. Dagegen machte Herr Dahn seine schönen elastischen Glieder zu einer

Digitized by Google

frühreifen Copie der halsbrechenden Mimik Lehfelds. Dieser gemischten Gesellschaft von Helden reihen sich die beiden mehr comischen Charaktere Herr Dessoir und Oberländer trefflich an.

Unter den Damen ragt Frau Hettstedt nicht durch ihre äußere Erscheinung, aber durch ihr ausgebildetes Spiel hervor, und beweist dadurch, daß dieses jene in hohem Grade entbehrlich machen kann. Durch emporgerecke Haltung konnte sie sich den Anschein einer imponirenden Gestalt geben, durch weite Oeffnung der Lippen ohne Entfernung der Zähne von einander eine Furchtbarkeit der Sprache, die bis hart an die Grenze des ästhetisch erlaubten geht; wie eine Hexe, ohne große Reize, doch bezaubernd, füllte sie ihren Platz aus. Fräulein Knauff dagegen, eine hohe schlanke Figur, imponirt mehr von selbst, wenn sie auch nicht viel hinzubringt als eine leidlich gebildete, volltönende Deklamation. Ihre großen Augen sprechen von selbst. Eine angenehm einnehmende weibliche Erscheinung, sich selbst in den verschiedensten Rollen ziemlich gleich, ist Fräulein Bußler. Ihre einfach geschnittenen Züge mit einem nur seinen Mienenspiel, ihre edle Figur mit nie überstürzter Bewegung erscheinen stets graciös und wirkte im Abschied von Richard II. eben so tief ergreifend wie in der Werbung Heinrichs V., heiter reizend, stets bescheiden lieblich.

Man sieht aus dieser Liste, daß es keine sehr gehäufte, aber mit wenigen Ausnahmen doch nicht unglückliche Mischung von Kräften ist, die hier zusammenwirkten. Es gehört aber noch etwas mehr dazu, um große Werke so darzustellen, daß sie als ein großes in sich geschlossenes Schauspiel erscheinen, und das ist die Oberleitung, welche jedem seine Stelle anweist, die Anordnung der Scenen. Wir haben gegen Dingelstedts Bearbeitung der Stücke Manches einzuwenden; aber Alles, was die scenische Anordnung betrifft, hat er mit ungemeinem Geschmack und Verständniß vollbracht, und da das eine vom andern nicht zu trennen ist, so wird man auch einzelne Versetzen in der Verstücklung oder Ergänzung mancher Scenen aus der Rücksicht auf die Darstellung gern entschuldigen. Unstreitig ist es der größte Fortschritt, den unsere Bühne und unser Drama machen können, wenn sie mehr als bisher miteinander Hand in Hand gehen. Aus der unmittelbaren Bühnendichterei ist die Größe Shakespeares wie die der alten Tragiker erwachsen. Ist auch Dingelstedts vorliegende poetische Arbeit noch keine reife Frucht des Vortheils, der dem Drama als solchem zufließt, so ist doch die Leistung der Bühne, die sein Eingreifen zu Stande gebracht hat, bereits ein glänzender Beweis, was ein auf das Technische eingehender Dichter hier praktisch leisten kann. Mögen ihm gute Traditionen der alten großen Zeit Weimars zum Theil noch glücklich den Boden vorbereitet haben, so ist doch ein solches Gesammtspiel heutzutage wohl etwas Einziges. Im edlen Wetteifer aller Spieler drängte sich doch fast keiner störend vor. Der Souffleur war ungemein zurückgedrängt. Alle Statistenaufführungen waren frei von Ueberladung und Unbeholfenheit, die äußere Ausstattung geschmackvoll glänzend.

Durchlaufen wir nun kurz die Reihe der einzelnen Stücke, wie sie uns vorgeführt worden, ihrer historischen Folge nach, so tritt uns in der ersten Hälfte, der vom Dichter später verfaßten, die größere Annäherung an tragische und comische Vollendung entgegen; besonders beides gleich in den ersten beiden Stücken. Gervinus führt als Beleg zu dem Satze, der im Allgemeinen bereits als richtig anerkannt ist, daß nur an einzelnen Stellen ein einheitliches tragisches Interesse sich aus der Handlung ergibt, vorherrschend aber eine mehr planlose Zusammenfügung des historischen Stoffes sey, Richard II. als Hauptbeispiel dieses Zuges an. Dieß ist kaum zu begreifen, wenn man das Stück gelesen, und das Gegentheil nicht zu bezweifeln, wenn man es gesehen hat. Wenn irgend eines der Königsdramen eine classische Tragödie ist, die für sich allein ein tief menschliches Mitleid erregen kann, so ist es gerade Richard II. Zwar auch hier ist die Grundlage der Composition, aus der die Verwicklung abgeleitet wird, der Gegensatz von zwei Charakteren, deren einer nothwendig erliegen, der andere siegen muß. Der erstere aber ist uns durch eine edle Naturanlage, die nur durch unglückliche Verhältnisse verdorben scheint, so nahe gerückt, daß wir nicht umhin können mit ihm zu empfinden, und um ihn und was ihn betrifft, ist die ganze Gliederung des Stückes mit classischer Einfachheit gruppirt. Nur am Anfang und am Ende tritt Einiges, was ihm gegenüber als Nebensache erscheint, etwas mehr hervor, als es dem Zwecke der einfachen Tragödie an sich entsprechend wäre, und dient mehr nur zur Vorbereitung auch der folgenden Stücke und zur Fortleitung der Handlung in diese.

Richard II., der Sohn Eduards, des schwarzen Prinzen, des früh verstorbenen Kriegshelden, jung, schön, liebenswürdig, fein gebildet, verwöhnt von Schmeichlern zu Launen und Spielereien, ist nicht der Mann, in einer rohen Zeit trotzige Barone zu beherrschen. Im Glücke leichtsinnig und haltlos, ist er dem Unglück feinfühlend, jedoch widerstandsunfähig bloßgestellt; aber nachdem es ihn getroffen hat, wird er innerlich veredelt. Wir sehen an ihm vollkommen die Wirkung des großen Schicksals, „welches den Menschen erhebt, wenn

Digitized by Google

es den Menſchen zermalmt.“ Graus machte dieß vortrefflich anſchaulich, indem er ſich aus der Anfangs etwas blaſirten hohlen Maske der Majeſtät allmählig zu vollkommen edlem Gefühlsausdruck entfaltete.

Das Gegenbild des ſchwachen, reizbaren Königs iſt ſein ſtarker, ruhiger Vetter, Heinrich Bolingbroke, der ihn beſiegt und verdrängt. Er tritt den Erforderniſſen einer rauhen Zeit mit gleicher Härte und ruhiger conſequenter Energie entgegen. Er ſpielt nicht mit fernen Träumen; aber was ſich bietet, faßt er ſchnell und feſt. Wenn je ein Schauſpieler eine Rolle nicht verſtanden und verſtändlich gemacht hat, ſo Lehfeld dieſe. Statt des beſonnenen Mannes, der ſeinen hoffnungsvollen Stolz wohl zu bergen weiß unter dem unſcheinbaren Deckmantel der Beſcheidenheit, als „ein geſchmeidiger Windhund,“ wie ihn Percy ſpäter in der Erinnerung an dieſe Zeit nennt, zeigte er ein non plus ultra von Bramarbas, mit ſtets rollenden Augen, den Ellenbogen des untergeſchlagenen Armes gerade aus vorgeſtreckt, jedes Wort brüllend. Die ſcheinbare Unterwürfigkeit gegen den unterliegenden Richard wurde, wie er ſie gab, zu einer ſo plumpen Verhöhnung, daß die ſeine Ablehnung derſelben von dem, der ſich nicht täuſchen läßt, höchſt überflüſſig erſchien.

Das Stück beginnt mit einem Conflikt, in dem der König zuerſt nur in der Rolle eines über den Parteien ſtehenden Obmannes, in dieſer aber ziemlich ſchwankend auftritt. Er iſt zu zartfühlend, um die ſeiner Zeit ganz geläufige Entſcheidung des Streites zwiſchen zwei Großen, die einander hart anklagen, durch das Gottesurtheil eines Zweikampfes zwiſchen ihnen mit anſehen zu wollen. Er kann ſie auch nicht verſöhnen und auch nicht eine klare Aburtheilung des einen gegen den andern zu Stande bringen. So läßt er ſie beide verbannen und befriedigt niemand. Wenn man nun aber nebenbei erfährt, daß er ſelbſt viel näher bei der Sache betheiligt iſt, als es zuerſt den Anſchein hat, daß ſein Vetter an ſeinem Freunde ein Unrecht rächen wollte, das eigentlich ihm, dem Könige, zur Laſt fällt, ſo wird der Eindruck ſeiner ſchwächlichen Perſönlichkeit ſchon hier von dem der mißlichen Lage, in der er ſich befindet, überwogen. An dem unglücklichen Auswege, zu dem er gelangt, den Feind zu reizen und den Freund fallen zu laſſen, weil er weder das volle Recht walten laſſen, noch das Unrecht gewaltſam conſequent durchſetzen kann und mag, haben die edeln Seiten ſeiner Natur nicht minder Antheil als ſeine Schwächen, und ſeine Verlegenheit wird Gegenſtand reiner Theilnahme. Daß aber daneben hier noch das kühne Auftreten Heinrichs und das harte Loos ſeiner Verbannung ein eben ſo ſelbſtſtändiges Intereſſe in Anſpruch nimmt, iſt Vorſpiel auch der ſpäteren Stücke.

Wenn ſo im erſten Akte das Intereſſe noch getheilt, die Hauptperſon noch nicht mit Entſchiedenheit bevorzugt war, ſo verſtrickt ſich im zweiten Richard ſo entſchieden mehr, und Heinrich erhält dagegen eine ſo einfach vortheilhafte Lage, daß die ganze Schwere der Verwicklung auf erſteren fällt. Er, der thatenloſe Herrſcher, will ſich endlich einmal zu einer That, zu einem Krieg in Irland aufraffen, während ihm ſein Oheim ſterbend den Fluch ſeiner bisherigen, leichtſinnig verſchwenderiſchen Regierung auf die Seele lädt. Es rührt ihn wenig, und kaum iſt der Unglücksprophet todt, ſo ergreift der König die Gelegenheit, ſich zum Kriege Geld zu verſchaffen, indem er des Oheims Erbe an ſich reißt und damit in das Recht ſeines verbannten Vetters mit frevelhafter Kühnheit eingreift. Nun iſt dieſer gerechtfertigt, eines gerechten Vorwandes und allgemeiner Theilnahme ſicher, wenn er plötzlich vor der Zeit zurückkehrt und ſich gegen den König auflehnt. Wenn wir aber noch ſchwankend wären, ob wir uns mehr darüber freuen, oder den König bedauern ſollen, ſo gibt deſſen treue Gattin den Ausſchlag, welche entſetzt die Nachricht der nahen Gefahr vernimmt.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Transatlantiſche Plaudereien.

(ſ. Nr. 26.)

Die Amerikaner ſind im Allgemeinen ſehr tolerant ſelbſt gegen ſolche Ritter der Induſtrie. In Sparta war ja der Diebſtahl auch ein Verdienſt und wurde nur beſtraft, wenn man auf der That ertappt wurde. Hier bewundert man, ſcheint es, ebenfalls die bei der Beſtellung des Staatsſchatzes entwickelte „Smartneſs,“ und man hört äußerſt ſelten, daß dergleichen Staatskünſtler zur Rechenſchaft gezogen, und noch ſeltner, daß ſie beſtraft werden. Wird einmal ein Dieb auf der That ertappt, ſo zuckt man mit einem leichten Lachen die Achſel und fertigt den Fall mit einem mitleidigen „poor fellow!“ ab. Ob dieſe Nachſicht gegen „ſmarte“ Leute ein von den Vätern ererbter Zug iſt, kann ich nicht mit Beſtimmtheit behaupten; allein unmöglich wäre es nicht, da Betrüger aller Art, Schwindler, Bankerottirer, Diebe u. ſ. w. einen nicht unbedeutenden Theil der Einwanderer bildeten, die zu unſerer Großväter und Väter Zeiten vor dem Arm der Gerechtigkeit in Europa mit eben ſolchem Eifer flohen, als in ſpäteren Zeiten ihre Kinder und Enkel vor dem Arm der Ungerechtigkeit.

Die Spuren der Abſtammung ſind übrigens in andern Dingen ſelbſt bei den Amerikanern der beſſern Klaſſe noch unverkennbar. Auch die ehrlichen Einwanderer, welche einſt Arbeitstrieb oder Noth nach Amerika gebracht, gehörten faſt ſämmtlich der unterſten Volksklaſſe an, welche Europas „übertünchte Höflichkeit“ nicht kannten. Die Leute fanden zum Beiſpiel den Gebrauch der Taſchentücher höchſt unnütz und benutzten zum Schneuzen der Naſe die bekannten fünffingrigen Jagdſchnupftücher. Dieſe ebenſo praktiſche als ökonomiſche Mode kann man noch heute täglich bei fein gekleideten Herrn wenigſtens auf der Straße beobachten. Dieſe Herrn tragen freilich ein Taſchentuch bei ſich und gebrauchen es auch, allein nur zum Abwiſchen, nachdem das Gros der Operation vollbracht iſt. Bei Licht beſehen, iſt das eine ſehr rationelle Mode. Man ſpukt ja auch nicht in das Taſchentuch, wenigſtens nicht auf der Straße, und mir ſcheint dieſe amerikaniſche Art des Naſereinigens noch vernünftiger als die der Chineſen, welche die zu dieſem Zweck verwendeten Seidenläppchen jedesmal wegwerfen, während wir den dazu gebrauchten großen Lappen unappetitlicher Weiſe in die Taſche ſtecken. Doch sapienti sat; der Leſer wird dieſe Abſchweifung verzeihen; homo sum, nihil humani — Doch ich will die Sünde durch Latein nicht noch erſchweren.

Gemeine Leute in Europa, beſonders Waſſermenſchen aller Art, kauen Tabak. Hier iſt dieſe Gewohnheit ganz allgemein und faſt noch allgemeiner als das Rauchen. Wenn man noch nicht in die Myſterien der amerikaniſchen Genüſſe eingeweiht iſt und die Männer betrachtet, glaubt man Zahnſchmerzen ſeyen epidemiſch, da man ſo Viele mit einer dicken Backe umherlaufen ſieht. Dieſe Gewohnheit des Tabakkauens iſt auch der Grund, weßhalb die ſchönen Amerikanerinnen keine große Liebhaberinnen vom Küſſen ſind. Küßt man eine der reizenden jungen Amerikanerinnen in civiliſirter europäiſcher Liebestaſerei — habe ich mir von jungen Leuten erzählen laſſen — ſo wundert ſie ſich ſehr, ſchüttelt das Köpfchen über dieſe importirte Neuigkeit und verzieht das Geſicht. Das iſt ſehr natürlich, denn ein gebranntes Kind ſcheut das Feuer und der Dame, die einmal in ihrem Leben bei ſolcher Veranlaſſung ein ausgekautes Priemchen in den Mund bekommen hat, iſt es nicht zu verdenken, wenn ſie ſchaudert. Habe ich doch geſchaudert, als ich einſt in die Paletotta ſche griff und ein ſolches ausgekautes Bällchen faßte, welches mir ein im Theater neben mir ſitzender Oberſt aus Verſehen hineingeſpuckt hatte.

Dieſe Mode des Kauens iſt gräßlich, nicht bloß für Frauen, obgleich dieſe am meiſten darunter zu leiden haben. Ueberall auf den Trottoirs findet man ſolche abſcheulich ausſehende Ueberbleibſel, und die Damen, die dort geben, müſſen ſich ſehr vorſehen, daß ſie ihre Kleider von denſelben retten, oder daß ſie nicht — natürlich aus Verſehen — von einem Vorübergehenden mit einem braunen Strahl überſchüttet werden. Der Platz, wo ein Tabakkauer eine Stunde geſeſſen hat — zum Beiſpiel im Theater — ſieht über alle Beſchreibung ekelhaft aus. Das Kauen des Tabaks erzeugt ſehr viel Speichel, der natürlich auf den Fußboden entleert wird. Muß man einen ſolchen Platz überſchreiten, ſo hat man ſich in Acht zu nehmen, daß man nicht ausglitſcht. Gewöhnlich iſt der Platz, wo ein Amerikaner im Theater geſeſſen hat, noch mit Schaalen von allerlei Nüſſen, beſonders Peanuts (Erdſennüſſe) bedeckt, an denen viele Leute hier fortwährend knobbern und die überall feil geboten werden.

Eine andere Yankee-Gewohnheit ſieht man hier

Digitized by Google

seltener, das Holzschnitzen. Nicht etwa daß die Männer sich immer bemühten, Figuren oder irgend etwas zu schnitzen, womit sich ein Gedanken verbinden ließe; nein, sie schnitzeln nur, um zu schnitzeln, und nehmen sich manchmal, wenn sie Sonntags spaziren gehn, ein appetitliches Stück Tannenholz mit, von dem sie mit ihrem scharfen Messer selbst im Gehen große Spähne herunterschneiden. Die Mädchen im Norden haben immer Bindfaden in den Händen, mit denen sie alle möglichen Evolutionen vornehmen. In den Theatern werden diese Yankee-Peculiarities mit vielem Humor, besonders von den beiden Ehepaaren Florence und Barney-Williams dargestellt. Sogar die Mädchen kauen hier, freilich keinen Tabak, sondern ein eigens zu diesem Zweck besonders für Schulmädchen angefertigtes Zeug, welches wie Wallrath aussieht. Das Rauchen ist hier unter den Damen nicht eingeführt, doch thun es im Westen viele, besonders ältere Frauen, wie man es ja auch in Irland sieht. Die alten Negerinnen rauchen fast alle. Das Kauen von Schnupftabak ist im fernen Westen, zum Beispiel in Arkansas, zu Hause; es ist eine ekelhafte Gewohnheit unter den dortigen Frauen. Zu diesem Ende nimmt die Dame ein drei Zoll langes Stöckchen und kaut das eine Ende so, daß es sich wie ein kleiner Besen spreizt. Dieses feuchte Ende wird in Schnupftabak getaucht und damit das Zahnfleisch bestrichen. Dann behält man das Stöckchen saugend im Munde und läßt das eine Ende am Mundwinkel herausgucken.

In großen Städten, wo die Bildung schon vorgeschritten ist, treten all diese ekelhaften Gewohnheiten natürlich nicht so grell auf; der gebildete Mann von guter Erziehung, der Tabak kaut, thut dies mit einiger Rücksicht und benutzt wenigstens die großen Spucknäpfe, die in allen Hallen der Hotels und der öffentlichen Gebäude zu diesem Zweck aufgestellt sind, oder entleert seinen Ueberfluß in das Kaminfeuer. Eine noch nicht erwähnte Eigenthümlichkeit findet man jedoch bei den besterzogenen Amerikanern. Es scheint denselben nämlich fast unmöglich, wenn sie ausruhend dasitzen, die Füße auf dem Boden zu lassen; sie legen sie auf den Tisch, das Fenstersims, oder doch wenigstens auf einen andern Stuhl. Selbst im Congreß kann man Herren sehn, die ihre Beine auf dem vor ihnen stehenden Pult haben. Sie sagen, daß man so besser ausruhe, und sie haben nicht Unrecht.

Washington ist ein Ort, wo Amerikaner aus allen Staaten zusammenkommen, und wer hier beobachtet, lernt daher mehr von dem Volk im Allgemeinen kennen, als wer in der Hauptstadt irgend eines Staates wohnt. Wenn ich nun die Amerikaner der untern und Mittelklasse betrachte, so finde ich sie im Allgemeinen sehr unwissend und sehr roh, allein nichts weniger als dumm; dabei sind sie gutmüthig, brav, genügsam, ausdauernd und rechtlich, obwohl „smart," wobei allerdings diejenigen, die aus großen Städten, besonders an der Ostküste kommen, eine unangenehme Ausnahme machen und sich durch Gemeinheit, Frechheit und Spitzbüberei auszeichnen. Dem Trunk sind nur zu viele Amerikaner ergeben und ein betrunkner Amerikaner ist noch hundert mal gemeiner als ein betrunkener Engländer. Jedes Wort in ihrem Munde ist durch einen Fluch oder Eid verstärkt. Man hört gar nichts Anderes als „damned, by Jesus Christ (Dschesus Kreist) oder son of a bitch." Ein bekümmelter preußischer Gotts-Himmel-Donnerwetter-Corporal ist ein zarter Schäfer im Vergleich mit einer solchen amerikanischen Bestie. Selbst unter Leuten der höhern Klassen ist der Trunk sehr gewöhnlich; betrunkene Senatoren und Congreßmitglieder gehören keineswegs zu den Seltenheiten; ich habe sie zum wenigsten in öffentlichen Localen betrunken die abgeschmacktesten Dinge treiben sehen. Einen Senator sah ich einst in einer Schenkstube einen irischen Gig tanzen.

Die gebildetere, besser erzogene Klasse von Männern ist jedoch hier in Washington recht zahlreich vertreten, und diese haben stets auf mich einen sehr vortheilhaften Eindruck gemacht. Die Leute sind ungenirt, aber artig, höflich und oft sehr liebenswürdig. Sie sind in Allem, was sie thun, discret und übertaupt nicht zur Medisance geneigt. Sie sprechen nicht gern schlecht von Andern, sind nicht geschwätzig und zappelig wie so viele unserer Landsleute, sondern meist schweigsam (wenn nüchtern), besonnen und praktisch. Sie sind gefällig und dienstfertig, und ein amerikanischer Freund ist mir lieber als ein Dutzend deutscher Freunde hier in Amerika. Kommt man zu einem Amerikaner so sagt er: „Well, what can I do for you?" Kommt man zu einem Deutschen, so reibt er sich die Hände, grüßt und kratzfußt und fragt: „Nun, mein Lieber, was bringen Sie mir Gutes?" Das ist sehr charakteristisch.

In manchen Dingen fühlen die Amerikaner die Ueberlegenheit der Fremden, obwohl ihre grenzenlose Nationaleitelkeit das nie eingesteht; in andern Dingen wieder werden die Fremden bedeutend von den Amerikanern übertroffen. Aus der Nationaleitelkeit der Einheimischen, die mit der Ruhmredigkeit der Fremden sich reibt, entsteht oft eine gegenseitige Gereiztheit, die natürlich beiderseitig zu scharfen und ungerechten Urtheilen führt. In Allem, was Wissenschaft, Kunst und Lebensgenuß anbetrifft, sind die Amerikaner — durchschnittlich

Digitized by Google

genommen — noch Kinder im Vergleich mit den Europäern, was sie natürlich nicht einräumen; allein in praktischer Lebensphilosophie sind sie ihnen meist voraus. Mag auch der Charakter selbst derjenigen, die wir gebildete Leute nennen müssen, nicht so fein und sorgfältig ausgemeißelt seyn, als bei einem gut gezogenen Europäer, so ist er dafür kernig und gesund, von naturwüchsiger Schönheit, selbst in seinen Auswüchsen und Fehlern.

Einen Vergleich zwischen den Deutschen in Amerika und den Amerikanern, wenigstens wie ich sie kennen gelernt, fällt für unsere Landsleute keineswegs vortheilhaft aus. Die Amerikaner sind freilich bei einem solchen Vergleich außerordentlich bevorzugt, denn sie führen ihre besten, ausgebildetsten Männer vor, und wir, was Deutschland aus irgend welchem Grunde ausgestoßen. In früheren Zeiten, etwa zu Ende des letzten und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, war das Wort „dutch“ — was eigentlich holländisch heißt, aber meist für Deutsche gebraucht wird — gewissermaßen ein verächtlicher Ausdruck, der knauserige Gemeinheit und bäuerische Plumpheit ausdrückte. Natürlich, bevor die politischen Verfolgungen in den dreißiger Jahren gebildete Leute nach Nordamerika führten, wanderten meist nur die ärmsten schwäbischen, hessischen, niedersächsischen Bauern aus, die in der That kein besonders zierliches, obwohl in mancher Hinsicht vortreffliches Geschlecht sind. Erst nach dem Frankfurter Krawall und dem Hambacher Fest im Jahr 1833 kamen gebildete Deutsche hierher, und von diesen findet man viele in bedeutenden Aemtern und Würden. Die Jahre 1848 und 1849 erzeugten aber eine wahre Völkerwanderung in Europa und es wimmelte von deutschen Demokraten von allen Sorten und allen Graden. Wer die Revolution zu jener Zeit mitgemacht hat, weiß den Werth dieser Leute zu schätzen. Ich habe einmal irgendwo gesagt: „Nicht alle Demokraten sind Lumpen, aber alle Lumpen sind Demokraten,“ und das hat mir die ganze letztere Klasse der Deutschen hier zu Feinden gemacht; allein ich kann mir nicht helfen, ich muß den Ausspruch wiederholen und noch beisetzen, daß die Klasse der Lumpen die bei weitem überwiegende ist.

Die Einwanderung von 1848 und 1849 hat trotzdem auf die socialen Zustände der Republik einen entschiedenen, und ich kann wohl sagen segensreichen Einfluß gehabt. Der Amerikaner ist von Natur viel zu praktisch und zu verständig, als daß er sich die Lumpereien der deutschen Lumpen aneignen sollte; er gebraucht sie wie Nüsse, das heißt er benutzt den Kern und wirft die Schale weg. Etwas deutschen Civilisationskern, der auch bei der ärgsten Verkommenheit nicht verholzen konnte, hat aber selbst jeder deutsche Lump aus dem Vaterland mit hergebracht.

Die deutsche Nation scheint die Aufgabe des Salzes für die Bewohner der Erde zu haben. Wie das Salz fade und selbst ungenießbare Speisen genießbar macht, so wirkt eine mäßig proportionirte Beimischung von Deutschen auf jede Bevölkerung eines Landes segensreich, wie es sich leicht an Beispielen, von jedem Punkte des Erdballs entnommen, darthun ließe. Zu viel Salz macht aber die Speisen ungenießbar, und zu viel Deutsche, einem Volke beigemischt, verfalzen dem Weltbürger das Leben unter demselben.

Die Deutschen von 1848 und 1849, die herüber gekommen, bildeten sich nun aber wieder ein, das Salz der Deutschen zu seyn, und wer unter sie geräth, der wird vor Staunen zur Salzsäule. Es ist gut, daß ich die Deutschen in Deutschland und nicht nur in Amerika kennen gelernt. Diesen Vortheil aber haben die Amerikaner nicht, und wenn sie nicht übermäßig gut von den Deutschen denken, so kann man es ihnen um so weniger übel nehmen, als diese mit der beleidigenden Arroganz des Besserwissens andere Fehler verbinden, welche der Amerikaner vorzüglich haßt. Zu diesen gehören besonders der deutsche Neid, Klatschsucht, Taktlosigkeit und Zanksucht. Unter den deutschen Fortschrittslöwen und Weltverbesserern befindensich eine Menge von Leuten, welche sich Schriftsteller nennen, wenn sie in den europäischen Schulen orthographisch schreiben und im Jahr 1848 und 1849 und später hier über politische Gegenstände salbadern gelernt haben. Wer von ihnen Mitarbeiter oder gar Herausgeber eines Winkelblättchens in Butzenhausen, oder einem andern Nest in Schlesien oder Hinterpommern war, tritt hier als Autorität auf und redigirt irgendwo dort hinten im Westen eine einen halben Acker große Zeitung und hält sich für einen großen Mann. Ueber die Zustände der deutschen Presse in Amerika ein andermal.

Für jetzt habe ich nur einige Worte über das deutsche Element in Washington zu sagen. Dieses hat sich seit dem Kriege bedeutend verändert; dieser hat eine Menge Deutsche von Newyork, Baltimore und Philadelphia hierher gelenkt, die alle dem Handelsstande angehören und von denen wenigstens zwei Drittel Abrahams Samen enthprossen sind.

Hier in Washington lebten früher etwa sechzehntausend Deutsche; ihre Zahl soll aber jetzt um die Hälfte größer seyn. Hervorragend reiche oder angesehene Leute gibt es unter ihnen nicht, allein es gibt auch keine arme. Ueberhaupt hat Washington eine Eigenthümlichkeit, welche jedem Deutschen und Engländer auffallen muß: die Abwesenheit von zwei Dingen, ohne welche

Digitized by Google

ſich eine europäiſche Stadt gar nicht denken läßt — Waſhington hat weder Bettler noch Sperlinge.

Ein europamüder Deutſcher vermißte die letzteren ſo ſehr, daß er melancholiſch wurde. „In einem Lande, wo es nicht einmal Spatzen gibt, kann ich nicht leben,“ ſagte er und reiſte wieder nach Deutſchland. — „Ach Gott,“ ſeufzte er dort, „in einem Land, wo die Polizei Einem in die Suppenſchüſſel guckt, kann ich nicht leben,“ und er reiſte wieder nach Amerika. Daſſelbe Spiel wurde mehrmals wiederholt; Spatzenabweſenheit ſtieß ihn hier, Polizeiallgegenwart ſtieß ihn dort ab; wo er endlich zur Ruhe kam, weiß ich nicht. Man gibt ſich jetzt viel Mühe, die Sperlinge hier in Amerika einzuführen, denn man hat ihren großen Nutzen erkannt; die Bettler werden ſchon von ſelbſt kommen, wenn der Krieg das Land ruinirt hat.

In den verſchiedenen Departements ſind eine Menge Deutſche angeſtellt, und hauptſächlich nehmen ſie ſolche Stellen ein, wo poſitives Wiſſen verlangt wird und bloße amerikaniſche „Smartneß“ nicht ausreicht. In den topographiſchen Bureaus, bei der Küſtenvermeſſung, in den Ingenieurabtheilungen u. ſ. w. findet man hauptſächlich Deutſche. Die Apotheker haben faſt alle einen deutſchen Gehülfen, und viele Deutſche haben ſelbſt Apotheken. Unter den Schuhmachern und Schneidern iſt das Deutſchthum am Stärkſten vertreten, wenn ihre Zahl unter den Schenkwirthen und Kellnern nicht noch größer iſt. Bierwirth zu ſeyn ſcheint dem Süddeutſchen ein natürlicher Beruf, und die deutſchen Bierwirthe hier werden dick und fett, reich, und damit, wie es deutſchen Bauern zukommt, dünkelhaft und grob. Unter den hieſigen gibt es ganz ausgezeichnete Flegel. Tabak- und Cigarrenverkäufer ſind auch meiſtens Deutſche. Ich kenne hier einen gewöhnlichen Cigarrenmacher aus Bremen, der jetzt zwei große Läden auf der Avenue hat.

Der Amerikaner verſteht das Kneipen nicht; er nimmt ſtehend ſeinen Schluck — takes a drink — oder mehrere, wird betrunken und ein höchſt ungemüthliches Ungeheuer à la Caliban. Die Deutſchen können aber eine gemüthliche Kneipe nicht entbehren, und jeder deutſche Bierwirth hat ein Zimmer ſo eingerichtet, wie es Deutſche zu Hauſe gern haben. Die Geſellſchaft, mit der ich meiſt den Abend zubringe, hat ſchon allerlei Plätze probirt; wir waren beim Springmann, beim Klemann und ſitzen nun beim Ackmann. Der Springmann hat ein unbequemes Lokal und in den beiden letzten Jahren zwei Häuſer in Philadelphia verdient; er iſt daher grob und unangenehm geworden. Der Klemann leidet an denſelben Fehlern, und beim dicken Wetzel konnten wir nicht lange bleiben, weil der Wanſt immer allein reden und hauptſächlich mittrinken wollte. Im Newyorkhotel ging die Wirthſchaft zurück, weil der Wirth jeden Tag betrunken war, und ſo ſind wir denn endlich beim Ackmann, einem Bremer, der zwar ſauer wie Eſſig ausſieht und auch iſt, aber außer der Bar noch ein gemeinſchaftliches und ein Honoratorienzimmer hat, in welchem letzteren ein runder Tiſch ſteht, um den die Plätze gerade von unſerer Geſellſchaft ausgefüllt werden.

Wir rauchen, trinken Lagerbier, Philadelphia Ale, Aepfelwein und Whisky oder Brandy, Punſch, ganz wie bei uns, und lachen, ſcherzen und erzählen ganz ſo, wie bei uns im Caſino von Wutzenhauſen oder Katzenellenbogen. Ueber Politik ſprechen wir nicht, und wenn ſich Fanatiker in unſern Kreis drängen, ſo finden wir bald Mittel ſie los zu werden, oder räumen das Feld, wenn das nicht möglich ſeyn ſollte.

Die Zahl der Fanatiker iſt hier unter den Deutſchen nicht ſehr groß, obwohl es in Waſhington viele Deutſche gibt, die aus Ueberzeugung unbedingte Abolitioniſten ſind, und eben ſo viele, die ſich um des lieben Futters willen der Partei anſchließen. Es ſind unter ihnen ein Paar Burſche, die ihrer ſchlechten Streiche wegen eigentlich im Zuchthaus, Andere, die ihres närriſchen Gefaſels wegen im Tollhauſe ſein ſollten; dieſe Leute ſchimpfen, verleumden und lügen nach Herzensluſt, und man macht drei Kreuze, wenn man ihnen begegnet, bis der nächſte politiſche Wechſel ſie in den Papierkorb wirft. Sie raiſonniren und ſchwadroniren in Wirthshäuſern, die von ordentlichen Leuten geflohen werden, ganz ſo wie zur Zeit der Revolution in Deutſchland die ungewaſchenen und ungekämmten Guillotine-Helden.

Die deutſche Mittelklaſſe lebt hier ziemlich für ſich und richtet ſich ihre Vergnügungen nach deutſcher Art ein. Die Amerikaner derſelben Klaſſe paſſen da nicht recht hinein, denn da ſie ſtatt Bier mehr Branntwein trinken, ſo werden ſie leichter betrunken und die Ausbrüche ihrer Heiterkeit und die Aeußerungen ihrer Fröhlichkeit ſind zu ungeſchlacht und enden nicht ſelten in Streitigkeiten, bei denen Revolver, Meſſer und Bleiſchlingen eine unangenehme Rolle ſpielen.

Im vorigen Sommer gaben deutſche Gaſtwirthe in Gärten bei ihren Localen an beſtimmten Wochentagen Abends Concerte, die zahlreich beſucht wurden, ſelbſt von Damen, wie hier jedes weibliche Weſen von der Köchin bis zur Frau des Präſidenten genannt wird. Auch Amerikaner fanden Vergnügen an dieſen Unterhaltungen, bei denen es meiſtens recht anſtändig zugeht, und ließen es ſich amerikaniſche „Rowdies“ (Lärmmacher, Krakehler) einfallen, das Vergnügen zu ſtören, ſo wurden ſie beim erſten Goddam hinausgeworfen.

Digitized by Google

In einem großen Saal waren auch im Winter Concerte, oder deutsche theatralische Vorstellungen, denen die deutschen Bürger mit ihren Familien, an kleinen Tischen sitzend und Bier trinkend, zuhörten. Diese anständigen, wohlfeilen, wenn auch nicht besonders eleganten Unterhaltungen fanden unter den anständigen Amerikanern viel Beifall und wurden selbst in öffentlichen Blättern mit großem Lobe erwähnt. Der Chef der Polizei war fast jeden Abend dort, nicht in officieller Eigenschaft, sondern um sich an der Musik zu erfreuen.

Bälle können die Amerikaner in ihren Häusern nicht halten, dazu sind die Zimmer nicht groß genug; allein die Gastwirthe veranstalten dergleichen in den Hotels für ihre Gäste, welche ihre Freunde dazu einladen. Solche Bälle heißen „Hops“ — von hop, springen.

In diesen Sälen der großen Hotels ist übrigens eigentlich jeden Abend Gesellschaft; denn hier kommen die Frauen und Töchter der im Hotel wohnenden Familien nach dem Diner zusammen, wobei, wie in England, die Amerikanerinnen stets in besser Toilette erscheinen.

Angesehene Familien haben ihre bestimmten Empfangstage, an dem bei höheren Beamten jede anständige Person erscheinen kann, bei andern nur die näheren Bekannten des Hauses. Die Damen die solche receptions halten, empfangen gewöhnlich von 2 bis 4 Uhr. Mrs. Sprague, die Tochter des Finanzministers, verbindet mit denselben jetzt matinées dansantes, wozu aber nicht besonders eingeladen wird.

Gegenwärtig sind die „fairs“ (Jahrmärkte) an der Tagesordnung, welche in allen großen Städten der Republik zum Besten der verwundeten Soldaten gehalten werden und wozu alle Klassen reichlich beisteuern. Hier in Washington wurde beabsichtigt, nur eine große „Fair“ zu halten, allein die Anhänger der Sanitary Commission und der Christian Commission geriethen bei den Vorbereitungen in Zwist und beschlossen sich zu trennen und jede eine besondere Fair zu halten. Für die der Sanitary Commission wurde auf einem freien Platz eine sehr große Bretterbude gebaut, bei deren Ausschmückung Unionsfahnen und buntes ausgeschnittenes Papier die Hauptrolle spielten. An dieser Fair betheiligten sich die ersten Damen der Stadt wenig; sie wurde nur mäßig besucht und hat, glaub' ich, nicht besonders glänzende Geschäfte gemacht.

Die Fair der Christian Commission wurde am 22. Februar, Washingtons Geburtstag, eröffnet, gerade als die andere mit einem Balle schloß. Der Minister des Innern hatte zu diesem Zwecke einen Flügel des Patent-Office eingeräumt.

Der Eröffnung ließ die Gesellschaft drei Vorstellungen vorhergehen, die nicht im Patent-Office, sondern in Willards Hall zum Besten der Fair gegeben wurden. Der Grund dieses Arrangements war, daß sich gerade nur einige Tage ein Herr aus Boston hier aufhielt, welchem ganz besondere Geschicklichkeit im Anordnen von lebenden Bildern und pantomimischen Darstellungen zugeschrieben wurde, die von Damen und Herren aus der hiesigen Gesellschaft gegeben werden sollten.

Wie einer der Hauptleiter der Fair dazu kam, mir künstlerischen Geschmack zuzutrauen, weiß ich nicht; genug, ich wurde aufgefordert, dabei mit Rath und That mitzuwirken, und eingeladen, einer Conferenz beizuwohnen. Ich hatte mich wenig um die ganze Angelegenheit bekümmert und erfuhr erst später, daß die Deutschen sich von der Mitwirkung an dieser Fair ausgeschlossen hatten, da sie sich, und wie es scheint nicht mit Unrecht, von den Vorstehern beleidigt glaubten. Diese hatten nämlich in öffentlichen Blättern die Theilnehmer an dem Unternehmen aufgezählt und jedem amerikanischen Namen, dem es zukam, das Honorable vorgesetzt und jedem anständigen Manne das übliche Esquire angehängt. Die Namen der Deutschen waren jedoch so gesucht unceremoniös behandelt, daß man bei ihnen sogar das Mr. (Master) wegließ, was allerdings ein gröbliches Versehen, wenn nicht Schlimmeres war.

Die weibliche Leiterin der drei beabsichtigten Vorstellungen war die Frau eines Congreßmitgliedes. Bei ihr fand ich eines Morgens die Schauspielerin der Fair und den Tausendkünstler von Boston.

Wir Deutsche sind gewohnt, dergleichen Dinge mit künstlerischem Ernst und Gewissenhaftigkeit zu betreiben, und eine dem großen Publikum vorzuführende Vorstellung dieser Art erfordert wochenlange Vorbereitungen. Hier faßt man die Dinge nicht so schwerfällig und gewissenhaft auf, sondern hat nur den Hauptzweck im Auge, Geld zu machen, und der Weg, auf welchem man denselben erreicht, ist der allein richtige. Ich sah denn auch in der ersten Stunde, daß mein Rath bei Vorstellungen, wie man sie beabsichtigte, ganz und gar überflüssig sey, und beschloß mich mit guter Laune in die barbarisch praktischen Anordnungen zu fügen und persönlich mein Bestes zum Gelingen beizutragen. Von meinen obwohl mit Höflichkeit angehörten Vorschlägen wurde auch kein einziger angenommen; das Programm war fix und fertig und der Bostoner Tausendkünstler und die Congreßdame waren entschlossen, Alles genau nach ihrem Kopf einzurichten und die Sache

Digitized by Google

zu machen, wie ſie dieſelbe ſchon an andern Orten gemacht hatten.

An einem Abend wurde im Hauſe der Dame zur Probe eine Statue geſtellt, wozu ſich die hübſche Tochter eines Senators hergab, die ſich gutmüthig das Geſicht mit Mehl anſtreichen, die Haare mit Watte bedecken und ihre Perſon durch weiße Leintücher drapiren ließ. Eines Morgens wurden die Mitwirkenden nach Willards-Hall beſchieden, wo die Bühne eben errichtet wurde, welche ſchon an demſelben Abend zur Vorſtellung benutzt werden ſollte, von der übrigens noch niemand einen rechten Begriff hatte.

Das Programm der Darſtellungen wurde niedergeſchrieben und in großer Eile am hellen Tage eine flüchtige Probe gehalten. Dann zerſtreuten ſich alle Mitwirkenden, um für ihre Anzüge zu ſorgen, und verſprachen um ſieben Uhr Abends ſich einzufinden. Die Billets, das Stück zu einem halben Dollar, waren ſchon am Morgen verkauft; denn jedermann war begierig, die erſten und ſchönſten Damen der Stadt auf der Bühne zu ſehen.

Wir brauchten für die Vorſtellung verſchiedene Engel; ich hatte verſprochen ein Paar zu beſorgen und zu dem Zweck zwei kleine Gräfinnen Pourtalès mitgebracht. Man konnte keinen klaſſiſcheren Engel ſehen als die vierzehnjährige Lily und keinen deutſcheren, lieblicheren Engel als die zwölfjährige Bertha; allein der Boſtoner Tauſendkünſtler und die ſelbſt rabenaugige und rabenhaarige Mitdirectrice bildeten ſich ſteif und feſt ein, daß ein Engel ohne flachsblonde Locken eine Blasphemie ſey. Blonde Haare dieſer Art ſind indeſſen in Amerika, wenigſtens in Waſhington, eben ſo ſelten wie blaue Augen. Braune Augen, beſonders aber brennend ſchwarze, die durch dreifaches Hirſchleder bohren, ſind hier ſehr gewöhnlich; ſanfte ſchwarze Sammtaugen ſind bei weitem ſeltener.

Bekannte Gemälde nachzuahmen fiel den Leuten hier gar nicht ein; denn erſtlich gibt es hier keine Gemälde und zweitens würde das viel zu viel Mühe gemacht haben. Die erſte für den Abend beſtimmte Darſtellung, halb Bild, halb Pantomime, war aus Teniſſons „Tagtraum.“ Ein König mit ſeiner Königin und ſeinem Hof iſt verzaubert, das heißt, jeder iſt in der Stellung, die er im Augenblick gehabt, plötzlich erſtarrt. Auf einem Ruhebett liegt ſchlafend die ſchönſte Prinzeſſin. Ein „Feenprinz“ kommt herein, wundert ſich, ſieht die ſchlafende Schönheit, wundert ſich noch mehr, geräth in Feuer und küßt in ſeiner höchſt begreiflichen Ekſtaſe die Prinzeſſin. Damit iſt der Zauber gelöst; die Prinzeſſin öffnet weit ihre ſtrahlenden Augen und alle andern erwachen nach hundertjähriger Erſtarrung höchſt erſtaunt. Ich hatte als verzauberter Hofcavalier einer bezaubernden Hofdame, der röthlich blonden, blauaugigen ſchönen Tochter eines Congreßmitgliedes, hundert Jahre lang entzückt in die Augen zu ſehen, und dafür zu ſorgen, daß dieß in einem prächtigen Anzug geſchah. Für die Anzüge zu ſorgen war für uns Männer keine kleine Aufgabe, denn Maskengarderoben gibt es in dieſer Hauptſtadt der Vereinigten Staaten noch nicht, und die Chriſtenanzüge, die aus Grovers Theater geliehen worden waren, verſprachen bei der Beleuchtung von Hydrogaseygen äußerſt ſchäbig auszuſehen. Ein Herr, der den Blaubart ſpielen ſollte, rannte in Verzweiflung unther und conſultirte jedermann über die Herſtellung eines blauen Bartes. Ich rieth ihm, einen Flachsbart himmelblau färben zu laſſen, was denn auch zur Zufriedenheit bewerkſtelligt wurde.

Durch den Mann der ſchlafenden Schönheit, einen die Kunſt und die Künſtlerinnen beſchützenden Oberſt, wurde Herr Ford bewogen, ebenfalls einige Anzüge zu leihen, und ich eilte in deſſen neues Theater. Ich lief über die Bühne, wo eben eine Probe gehalten wurde, und ſtieg dann eine Treppe hinan, die mich in ein großes Zimmer führte, wo der Garderobier waltete. Wie wohl ward mich, als ich die ſüßen heimathlichen Töne der Sprache von Oc hörte! Der Garderobier war ein kleiner kraushaariger Kerl, äußerſt bekümmelt ſchon am frühen Morgen, und er und ſeine lattendürre, in einen Kattunlappen gewickelte nüchternere Hälfte verſicherten mich im reinſten Spreeaccent, daß alle juten Anjiege auf einer Miſſion in Baltimore und Alexandrien und nur zwei präſentable vorhanden ſeyen. Ich packte den einen ſogleich ein; ſein Pendant wurde für den entzaubernden Prinzen beſtimmt, und ich war herzlich froh, die Sorge vom Herzen zu haben.

(Fortſetzung folgt.)

Der Teufel als Sittenmaler und Moralprediger.

(Schluß.)

Keine Zeit war reicher an volksthümlichen Wundern, Erſcheinungen, bäuerlichen Propheten und Sittenpredigern. Alles was in der Kirche vornehm war, ſank von Tag zu Tag mehr in der Achtung der Menſchen, aber nicht, weil ſie zu aufgeklärt oder zu kalt wurden, wie es im achtzehnten Jahrhundert geſchehen iſt, ſondern weil die Kirche für das warme, glaubensbedürftige Herz des Volks zu aufgeklärt und zu kalt wurde. Wo man noch einen Hauch ächter, warmer Frömmigkeit wahrnahm, da drängte ſich die Andacht und die Hingebung des Volks geradezu fanatiſch hinzu, deſſelben Volks, das fünfzig Jahre, ja dreißig, oder gar zehn Jahre ſpäter alles zuſammen, was der alten Kirche angehörte, den Papſt und ſeine Cardinäle ſo gut wie die Beghinen und Klausnerinnen als Erfindungen des hölliſchen Feindes verabſcheuen lernte. Hätte in dieſer Zeit der Teufel die Rolle eines Strafpredigers gehabt, ſo würde er ganz anders haben ſprechen müſſen. Er würde geſagt haben: „Seht, ich habe das Papſtthum gegründet und die Chriſtenheit damit betrogen, ich habe den Menſchen vorgeſpiegelt, daß ſie durch gute Werke, Faſten, Beten, einſames Leben die ewige Seligkeit erwerben könnten, und damit fange ich ſie haufenweiſe, nicht bloß die, welche es ſelbſt thun und ſich damit ihrer Verdienſte getröſten, ſondern auch die, welche glauben, daß es Verdienſt deren ſey, die es thun.“ Der Teufel des fünfzehnten Jahrhunderts klagt, daß ihm von ſolchen Fiſchen ſo wenige in's Netz kommen; der des ſechzehnten würde frohlocken, daß ſie nicht bloß alle ſelbſt gefangen werden, ſondern auch der beſte Köder für die andern Fiſche ſind. Und doch iſt es im Grunde dieſelbe Stimmung des Volksgemüths, hier wie dort, und der Schlüſſel zu dem räthſelhaften Widerſpruch zweier an einander ſtoßender Generationen iſt nicht ſchwer zu finden.

Das Volk wollte eine Religion oder eine Kirche ſehen und in ihr leben und weben, die nicht bloß Dogmen und Ceremonien, ſondern vielmehr den warmen Hauch der Frömmigkeit, des Glaubens und der innerlichen Heiligung fühlen ließ. Dem Volke kam es nicht darauf an, wie und worin es dieſe innere Wärme ſich bethätigen und Geſtalt gewinnen ſah. Es lag ihm am nächſten, weil es eben das Volk und nun gar das Volk des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts mit ſeiner kräftigen Sinnlichkeit, ſeiner derben Geſundheit, ſeinem kernigen Gefühle war, wenn es ſchon am Kleide, an Haar und Bart, an den Runzeln des Antlitzes, den Schwielen der Hände und den nackten Füßen das Bild der wahren Herzensfrömmigkeit gleichſam holzſchnittmäßig verkörpert ſah; aber es ließ es ſich auch gefallen, als ihm geſagt wurde, daß dieß alles noch nicht hinreiche, um die unendliche Sündhaftigkeit des Menſchen zu bezwingen, daß dieß alles nur eine Maske ſeyn könne, hinter der ſich Stolz und Haß und Neid und andere noch gemeinere Laſter verbergen könnten.

Wer der Kunſt dieſer Zeit ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet hat, weiß die Erzeugniſſe des fünfzehnten Jahrhunderts an einem durchgehenden Zuge leicht von ihren Vorgängern abzuſcheiden. Dieß iſt der auf einmal durchbrechende Trieb, die bunte Fülle der Welt ſo bunt, oder wo möglich noch bunter als ſie iſt, darzuſtellen. Nenne man es Realismus oder Naturalismus, es beurkundet einen großen Umſchwung im Empfinden und Sehen, wenn ſtatt der altgewohnten Typen der Engel und Heiligen auf einmal Phyſiognomien und Geſtalten aus dem Leben ſelbſt auf den Tafeln der Altäre erſcheinen, wenn dieſe Geſtalten ſelbſt nicht mehr auf goldenem Hintergrunde wie in einer tranſcendenten Sphäre ſchweben, ſondern auf und in der Mitte von Berg und Thal, Wald und Feld, Burgen und Städten ſtehen, gehen und ſitzen. Das hat nicht ein genialer Meiſter erfunden, dazu wäre ſelbſt ein Johann van Eyck doch nicht gewaltig genug geweſen, ſondern es iſt der Geiſt der Zeit, der ihn ſeine Charakterköpfe zeichnen hieß, wo ſeine Vorgänger fromme Schemen hingeſetzt hatten. Derſelbe Realismus treibt ſein Weſen überall, wohin ſich der Blick wendet.

So auch hier in der Predigt des Teufels. Auch hier iſt es die minutiöſeſte Malerei von Charakterköpfen und Geſtalten, auf die es abgeſehen iſt. Die Hand iſt freilich oft ungeſchickt, die den Pinſel führt, und die Züge gerathen oft viel breiter, die Schatten viel ſchwärzer, als ſie ſollten. Aber es iſt doch gewagt und in erſtaunlichem Umfang gewagt. Es ſind nicht große Kategorien der menſchlichen Thätigkeit und der geſellſchaftlichen Gruppirung, die uns der Sittenmaler vorführt, wie es ſeine Vorgänger, die lehrhaften Volks-

Digitized by Google

männer des vierzehnten Jahrhunderts, Prediger von der Kanzel herab oder in der einsamen Zelle des Klosters und der Studirstube, gethan haben. Das Leben wird hier so specialisirt, daß sich eine wirkliche Statistik aller damals vorkommenden Berufsarten, aller menschlichen Beschäftigungen, aller Mittel und Wege der Arbeit und des Lebenserwerbes allein daraus entwerfen ließe. So tritt nicht bloß der Handwerksmann in abstracto auf, sondern der Schmied, der Schneider, der Bäcker, der Metzger, der Maurer, der Zimmermann, und wieder nicht bloß der Schmied in abstracto, sondern der Hufschmied, der Sensenschmied, der Kupferschmied, der Goldschmied, nicht bloß die Heilkundigen in abstracto, sondern in concreto Aerzte und Apotheker, Wundärzte und Bader sammt Aderlassern, Pfuschern und Pfuscherinnen. Es ist als wenn eine jener Darstellungen des jüngsten Gerichts, auf deren unendlichem Menschengewimmel, so zu sagen, ein Berufsgesicht neben dem andern, eine Berufsgestalt neben der andern sich drängt, wieder lebendig würde. Und alles, was geschildert wird, ist auch wirklich gesehen, so daß einem heutigen Betrachter, dem schon bei dem bloßen Vorüberziehen dieser Schaar schwindelt, bei dem Gedanken, daß ein Menschenauge das alles müsse gesaßt haben, die Sinne schier vergehen wollen.

Wären es noch erfreuliche Bilder, so ließe es sich eher begreifen, so aber sind es ja lauter Carricaturen, wenn auch keine verzerrten. Es ist eben der Schmutz, die Dummheit, die Verkehrtheit, der böse Wille, die Schwäche, der Eigennutz, der Uebermuth, und wie die andern großen und kleinen Teufelchen heißen, von denen das arme Menschenvolk gehetzt wird, die in immer neuen und doch immer im Grunde gleichförmigen Attituden sich produciren, mögen sie an Kaisern und Königen, an Päpsten und Cardinälen, oder an Schuhflickern und Wagenknechten, an Nebleuten und Jätterinnen zur Erscheinung kommen. Es könnte dem Zuschauer grausen, wenn er diesen endlosen Faschingszug von lauter Mißgestalten, und noch dazu lauter solchen, deren Porträtähnlichkeit unbestreitbar ist, vorüberziehen sieht, wüßte er nicht, daß es der Teufel ist, der ihn führt. Noch einmal, es ist die einzige Art, wodurch die an sich jeden gesunden Gaumen bald genug anwidernde Kost genießbar bleibt, und wenn auch die Technik und Anordnung des Einzelnen sehr leicht genommen ist, so bleibt doch immer der Grundgedanke der ganzen Composition meisterhaft.

Im Einzelnen macht es sich freilich der Teufel oder vielmehr der Verfasser bequem: die Darstellung schreitet vor in Gestalt eines Wechselgesprächs zwischen dem Einsiedel und dem Teufel. Diesem ist einmal sehr gegen seinen Willen die Zunge gelöst und er muß jeder Frage Antwort stehen, die der fromme Mann an ihn stellt, was dieser redlich, ja erschöpfend benützt. Er fragt ihn nach allen Pfiffen und Vortheilen seines Metiers, nach dem Köder, mit dem er die Fische fängt, und dann nach den einzelnen Gattungen dieser Fische, d. h. nach den verschiedenen Ständen und Berufsarten und den besondern Versuchungen und Gefahren, denen ihr Seelenheil ausgesetzt ist. Einer nach dem andern wird von dem Einsiedel nach der Rangordnung, wie sie damals galt, aufgezählt, vom Concil und Papst und Kaiser an bis herab zu den Schalksnarren, Lotterjängern und Bettlern. Einer nach dem andern wird von dem Teufel so zu sagen physiologisch oder anatomisch gezeichnet und die eigentliche Schoßsünde eines jeden charakterisirt. So geht die endlose Reihe von Fragen und ausführlichsten Antworten fast bis zum Schlusse fort, um nun dort durch ein neues Motiv etwas belebter unterbrochen zu werden. Darin also ist keine große Kunst zu suchen, so wenig wie in der Gruppirung jener unermeßlichen jüngsten Gerichte, die uns unwillkürlich in einer gewissen innern Verbindung mit diesem Reimwerk zu stehen scheinen.

Alles Interesse zieht sich auf die einzelnen Charakterköpfe und Gestalten, und da ist allerdings der Stoff so reich, daß es schwer ist, auch nur das allerbedeutendste hervorzuheben. Je nachdem es dem heutigen Leser mehr um ein tiefgehendes Studium der ganzen damaligen Sittengeschichte oder mehr um curiose und ergötzliche Einzelheiten zu thun ist, wird er seine Rechnung bald hier, bald dort besser finden. Uns will es bedünken, als sey aus dem Bereich der Figuren des öffentlichen Lebens und der höheren Berufsklassen die Schilderung der Legisten, der geistlichen Richter und Prokuratoren von wahrhaft schneidender Kraft. Der ganze Zorn des Volks über das Gebahren dieser Leute, die unter allen am meisten dazu beigetragen haben, Papstthum und Clerisei und die gesammte Kirche verhaßt zu machen, offenbart sich in dieser Schilderung, worin sich der Teufel mit sichtbarem Behagen ergeht.

Da ist zuerst der Official, der das Gericht in Ehren hegen sollte, aber alles nach Gunst gehen läßt. Wer ihm schenkt, dem läßt er nichts geschehen, er habe recht oder unrecht. Da werden Tagfahrten angesetzt und der arme einfältige Client muß hin und her laufen. Zu Hause hat er Weib und Kind, er aber muß vor Gericht und sie hungern. Diese klagen es freilich dem allmächtigen Gott, der Official aber lacht nur darüber. Dann muß noch ein Prokurator genommen werden; der schreibt dann eine Schrift nach der andern, daß

Digitized by Google

dem Armen die Schienbeine wund gerieben werden. Er ſelbſt weiß und verſteht nichts davon, er ſteht da ſtumm und dumm, mit offenem Mund und Augen. Der Prokurator aber ſpricht: „ich habe alles treulich geſchrieben, du ſollſt aber auch nichts unterlaſſen, damit es dir nach Wunſche gehe. Du mußt noch zwei Gulden bringen, dann haben wir die Sache feſt.“ Fragt dann der arme Mann: „Ach Herr, könnt Ihr mir ſagen, was hat der Richter jetzt geſagt?“ da heißt es: „er hat deinen Proceß jetzt referirt und ſpricht, du habeſt eine gute Sache.“ Da ſteht denn der Arme wie verzaubert. Sollte es ihm auch Mantel und Rock koſten, er will ſeine Sache durchführen.

Er glaubt, der Prokurator wolle ſich über ihn erbarmen und ihm treulich beiſtehen. Der lieſt ihm die Schriften auf Latein vor und ſpricht zu ihm: „So, jetzt kehre heim bis auf den nächſten Freitag; da wird deine Klage entſchieden.“ Kommt dann der arme Mann, ſo heißt es: „Du haſt den Gerichtstag verſäumt, ich kann dir nicht helfen und will meinen Lohn haben.“ Da ſteht der Arme erſchrocken und kann weder Hand noch Fuß regen, wie ein Gliedermann. Er ruft ihn in Gottes Namen an, er ſolle doch nicht ablaſſen, er wolle ihm gewiß genug geben. Der Prokurator wehrt ſich erſt, zuletzt aber ſpricht er: „Du mußt noch einen Juriſten haben, der dir die Sache wieder aufnehmen helfe, ohne den geht es nicht.“ Jetzt erſt wird der Arme geöffnet. Der Prokurator recht rupft ihm die Federn, der Juriſt ſtreift ihm Haut und Haar ab.

Der fängt die Sache erſt recht an. O der arme Mann, daß der ſolchen Leuten in die Hand gefallen iſt! Er muß ihm vier Gulden auf den Proceß geben, das macht ſeinen Seckel ſchwach. Aber er darf keine Widerrede wagen. Sein Seckel wird ſo abgeſchabt, daß er wollte, der Proceß wäre verloren. „O,“ ſpricht der Arme, „daß ich leben muß! ich verderbe und meine kleinen Kinder. Sie machen einen mit ſehenden Augen blind. Ach, Herr, helft mir um Gottes Willen, erfüllt an mir die zehn Gebote, denn ich bin ja ein ſo armer Mann! All mein Heil liegt an dem Proceß.“ Ja, da will der Juriſt nachſehen, was die heilige Schrift ſpricht und was St. Ivo, der Juriſt, redet. — Von keinem Proceß wollen ſie ablaſſen; dieweil noch ein Pfennig da iſt, ſo finden ſie immer noch einen Pfiff, daß er von dem Armen muß. Fehlt es aber einem allmählich an der Habe und ſehen ſie, daß ſo nichts zu gewinnen iſt, da wird eine neue Tücke aufgebracht und die Sache nach Mainz oder Rom geſchleppt. Da faßt man ihn dann erſt recht ſcharf in den Zaum und lehrt ihn traben und galoppiren. Da weiß denn der arme Mann keinen Beſcheid und ſteht wieder wie ſtumm und dumm. Da hört er: „Willſt du jetzt von deiner Sache laſſen oder willſt du ſie weiter treiben. Dann wirſt du dich anders daran halten müſſen.“ „O,“ ſpricht der, „gnädiger Herr, der Weg iſt mir gar zu weit. Aber ich bin ein ſchlichter Mann, ich laſſe nicht gerne mehr davon. Ich hab' zu viel auf die Sache gewandt, ich will das andere auch daran ſetzen.“ Da hebt ihn der Juriſt erſt recht und fängt wieder ſeine Rede an: „Du biſt recht hinter die Sache gekommen, das ſah ich wohl aus deiner Rede. Ich will dir auch weiter helfen und rathen, vielleicht geräth es uns doch noch. Ich will dir einen Rath geben, und ſetze dir mein Leben dafür zum Pfande: ſchicke mich dorthin mit ganzer Vollmacht, ſo ſeh ich, wie die Sache lauft, und laß dir kein Unrecht geſchehen, das ſchwöre ich dir zu, und gib mir ordentliche Zehrung. Haben wir dann das Heil von Gott, daß wir den Proceß gewinnen, dann will ich dir zeigen, daß dein Schade gebüßt werden ſoll, ſo lange dein Widerpart noch etwas beſitzt auf Erden. Hab nur guten Muth, koſtet es auch eine Grafſchaft, es ſoll dir alles wiederkommen; drum laß deinen Kummer.“

Da wird nun Haus und Hof verkauft, damit der Herr Advokat reiten könne und nicht zu Fuß zu laufen brauche. Der reitet gar gemächlich hin, alle Tage nur vier Stunden weit; das iſt ihm geſund und ſeinem Pferde, aber dem Armen bekommt es übel, der muß ihm alle Tage einen Gulden Zehrung geben. So geht es immer zu, durch immer neue Schlupfwinkel und Irrgärten des geiſtlichen Rechtes, bis zuletzt gar kein Geld mehr da iſt und der Advokat ſpricht: „Mein, Treu, du willſt deine Sache verſäumen.“ Da geht denn auch die Sache krumm. Der Arme ſchimpft und flucht auf alle Juriſten, aber der geiſtliche Prokurator, wenn der ſieht, daß wirklich gar nichts zu finden iſt, thut den Armen noch ſchließlich in den Bann, wenn er ihm ſeine Sporteln nicht zahlt, und läßt ihn weder hinein noch heraus. „Wahrlich,“ ſo recapitulirt der Teufel, „iſt das nicht ein grundfalſcher Burſche? Der ſoll und muß mit mir in die Hölle.“

Wir meinen, dieſes Nachtſtück lege von ziemlich grellen, aber durchaus wahrer Pinſelführung genügendes Zeugniß ab. Daß uns nicht wohl dabei wird, iſt gewiß, aber dem Schildernden war es auch nicht wohl dabei, denn es iſt recht aus dem Herzen heraus gefloſſen und offenbart, wie ſchon bemerkt, draſtiſcher als irgend etwas anderes den gerechten Grimm des Volks über die zu einer gemeinen Betrugsanſtalt herabgeſunkene geiſtliche Juſtiz und damit über die Kirche insgeſammt, die dieſe Anſtalt nicht bloß duldete,

Digitized by Google

ſondern nach Kräften noch erweiterte, und immer mehr dafür Sorge trug, ſie auf's Volk zu hetzen. — Erquicklicher, weil durchweg vom beſten Humor und derbſter, volksthümlicher Ironie durchwebt, ſind die Bilder, die uns der Teufel von dem bürgerlichen Leben zeichnet, wo Gevatter Schneider und Handſchuhmacher mit ihren kleinen und großen Vortheilchen und Kunſtſtückchen ſich produciren.

Der Ergötzlichkeit halber mag der Teufel einmal mit ſeinen eigenſten Worten uns von den Schneidern erzählen, die zu ſeinen beſten Kunden gehören. Vers und Reim ſind, wie ſchon bemerkt, rauh, derb, ja holpericht genug; warum ſollte ſich ein Verſuch der Annäherung deſſelben an das heutige Verſtändniß bemühen, gerade dieſe Charakterzüge zu verwiſchen? Es wäre zwar leicht, glattere Verſe zu machen, aber dem Teufel des fünfzehnten Jahrhunderts würden ſie nicht wohl zu Munde ſtehen:

Schneidert einer ein ganz Gewand,
So ſtiehlt er eine halbe Elle zur Hand.
Wo er Mantel und Rock ſoll machen,
Da ſorgt er wohl für ſeine Sachen,
Oder Hoſen, oder Kappen,
Da ſtiehlt er ſtets einen Lappen.
Er kanns niemals laſſen rein,
Er muß ſtehlen, ſey's auch klein.
Sicher iſt's eines Schneiders Kleid,
Wo einer bunte Farben treit,
Denn hier und dort wird gezückt,
Und alles das zuſammengeſtückt,
Und draus gemacht ein neu Gewand
Von Schneiders Laſter und ſeiner Schand,
Denn das ſteht klugs jedermann,
Was geſtohlen iſt daran. —
Wer dreißig Jahr iſt Meiſter oder Geſell,
Den hängt man billich ohn' Urtel,
Denn der hat mit dem Faden ſo viel erworben,
Daß es ihm ziemt am Strick geſtorben.
Es ſey groß oder klein,
So laſſen ſie nichts rein.
Man kann ihnen nicht wehren,
Doch ſtehlen ſie Bieten und Gehren,
Daß man es kaum inne wird,
Denn darnach ſteht ihre Begierd',
Unterzeug, Baumwoll' und Faden.
Keiner kommt ohne Schaden
Aus eines Kunden Hauſe,
Ohne Stehlen und ohne Mauſen.
Das nehm' man nur an ihnen wahr:
Sie ſind allweg bleich und miſſfarb.
Das iſt nicht von allzuviel Sitzen:
Nein, ſie ſorgen allweg und ſchwitzen,
Ob man ihrer Büberei werde innen,
Daß ſie denn nicht könnten entrinnen,
Sondern am Stricke müßten erwürgen.

Wie immer, lautet aber auch hier der tröſtliche Schluß: „Doch findet man auch hier noch manchen Biedermann, der ſolches bei Leibe nicht thut, den muß ich von dem Netze laſſen.“ Das iſt in verſchiedenen Wendungen der ſtereotype Refrain und der Teufel zeigt ſich hier wirklich von einer gutmüthigen Seite. Er verſchmäht den Fang nicht, der ſich ihm bietet: im Gegentheil, er treibt ſein Handwerk ſo geſchickt, wie er nur kann, aber er hat doch eigentlich Mitleid mit ſeinen armen Opfern und iſt nicht unzufrieden, wenn ihrer nicht gar zu viel werden oder ihm eines einmal entgeht. Der ächte Teufel der kirchlichen Vorſtellung konnte nicht ſo ſprechen, außer in heimtückiſchem Sinne oder aus ſeiner unendlichen Lügenhaftigkeit heraus.

Aber dem volksmäßigen deutſchen Teufel ſteht dieſe Rede und dieſe Geſinnung wohl an. Jene kalte, ſchneidende Erbarmungsloſigkeit und abſtracte Bösartigkeit des orientaliſchen Satans iſt ihm fremd, wie ſie dem deutſchen Volksgemüth immer fremd und unbegreiflich bleiben mußte, zu ſeiner Ehre ſey es geſagt. Der deutſche Teufel iſt und bleibt immer eine menſchliche Geſtalt, der Schalk, wie er als geniale Reproduction der Lieblingsvorſtellung des deutſchen Volksgeiſtes in Mephiſto für alle Zeiten wieder auferſtanden iſt, oder ein grober, brutaler Lümmel, wie ihn die Volksſage ſo tauſendfach auftreten läßt. Immer aber hat er noch ein Körnchen menſchliches Gemüth in ſich. Es iſt zuletzt immer der liſtige Alp, der verſchlagene Zwerg, oder der ſchwerfällige und bösartige Rieſe, der aus der Umhüllung der ſchwarzen Haut, aus den Hörnern und Bocksfüßen hervorſieht. Zwerge und Rieſen ſind zwar Feinde des Menſchen, eben weil ſie Zwerge und Rieſen ſind, aber es giebt doch auch Situationen, in denen ſie ſich freundlich zu ihm nahen. Der chriſtliche Teufel kann und darf das freilich nicht: der Menſch, der eine ſolche Nähe dulden wollte, würde ja eine Todſünde begehen. Aber doch läßt es ſich das Volk nicht nehmen, den Teufel nicht für ſo ganz ſchwarz zu halten, als man ihn malt. Und ſo iſt es auch hier, um den Schluß mit dem Anfang zuſammenzufügen, nicht bloß eine Laune oder eine Fiktion des Mannes, der das Netz des Teufels erfand, wenn er ihn als Sittenprediger auftreten ließ. Die Ehre der Erfindung ſoll ihm nicht ſtreitig gemacht werden, aber es iſt ganz aus dem Geiſte des Volkes heraus erfunden und dem Volke ohne weiteres verſtändlich.

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

La Pommerais. — Ein Pariſer Genrebild. — Wettrennen. — Medardus. — Erdbeeren als Heilmittel. — Die japaneſiſchen Geſandten.

La Pommerais iſt hingerichtet, und ſeitdem ſich an dem mächtigen Gebäude, das ſich mit ſeiner hohen, düſtern Mauer faſt ohne Fenſter wie ein Grabmal erhebt, ohnweit des Kirchhofes Père la Chaiſe, die Pforte zum letztenmal geöffnet, durch welche der Delinquent zum Schaffote ſchreitet, ſind bereits viele Tage verfloſſen, und dennoch ſpukt dieſe grauſige Figur noch immer in den Blättern und im Geſpräche. Der Abſcheu, den dieſer Giftmiſcher eingeflößt, hat ihn überlebt; ſein Blut hat die öffentliche Meinung nicht verſöhnt. Es werden zwar Stimmen laut, die behaupten, er habe ſeine Kunſt ſchon ſeit Jahren getrieben, nicht nur ſeine Schwiegermutter, ſondern auch den Mann ſeiner Geliebten habe er auf dieſe Weiſe auf die Seite geſchafft. Es läßt ſich allerdings vermuthen, daß er nur durch das Gelingen ähnlicher Verſuche zu dem kühnen Projekte aufgemuntert wurde, das ihm den Hals koſtete. Im Innern des Menſchen waltet die Nemeſis und man braucht ſie nicht auswärts zu ſuchen. Dupin, der Generalprokurator am Caſſationshofe, fand ſich veranlaßt, ſelbſt das Wort zu führen, um das Gebäude von Paradoxen und Sophismen, das Meiſter Lachaud zum Schutze ſeines Clienten aufgeführt, mit dem Wetterſtrahle ſeiner Eloquenz niederzuſchmettern. „Er iſt von Adel, ein Gelehrter, ein Arzt, lauter gravirende Umſtände; die Geſchworenen haben ihre Pflicht gethan, indem ſie das Schuldig über ihn ausſprachen, ohne mildernde Umſtände.“ Wie man nach dieſem Requiſitoir noch das Gericht ausſtreuen konnte, der Kaiſer habe den Verbrecher begnadigt, iſt unbegreiflich. Beſonders merkwürdig in einer andern Beziehung iſt der Schluß von Dupins Rede. Wir erfahren hier, daß die Lebensverſicherungsanſtalten geſetzwidrig ſind, weil, nach dem römiſchen Rechte, die Bedingungen des Vertrags „sont pleines du plus dangereux avenir.“ Wird dieſe Kundgebung von Seiten des berühmten Rechtsgelehrten Folgen haben, oder wird ſie unbeachtet vorübergehen? Hoffen wir das letztere, denn ſonſt hätten die Verſicherten nichts eiligeres zu thun, als ihre eingeſchoſſenen Kapitalien an ſich zu ziehen, und die Geſellſchaften müßten liquidiren.

Um ſolche finſtere Vorſtellungen zu verſcheuchen, wollen wir der Tragödie ein ächtes Pariſer Genrebild folgen laſſen. Ein Mr. Jacquet lud in einer Anwandlung von Galanterie zwei Damen vom Demimonde zum Souper im Café Anglais. Er war nach dem neueſten Modejournal gekleidet, ſeine Begleiterinnen trugen blitzende Bracelets; es war freilich Ehrenſold, aber bei Licht ſieht man nicht immer richtig. Der junge Herr ließ auftragen, was die Garçons ihm anwieſen; die feinſten Weine floßen in Strömen, die Comptoirdame hatte kaum Zeit zu notiren, der Wirth ſchmunzelte, bis der fatale Moment kam, den die Franzoſen le quart d'heure de Rabelais nennen. Mr. Jacquet ſuchte in ſeiner prachtvollen Weſte; er fand bloß einen Zahnſtocher; das Portemonnaie war abhanden gekommen. Die Addition belief ſich auf 99 Fr. Der Wirth ließ Jacquet vor das Zuchtpolizeigericht laden, das ihn zu drei Tagen Gefängniß verurtheilte. Jacquet appellirt und wird vom Appellhofe gleichfalls verurtheilt. Jacquet legt Berufung an das Caſſationsgericht ein; das Urtheil wird caſſirt, der Proceß wird an das Gericht in Orleans gewieſen, welches Jacquet freiſpricht. Somit war der Wirth um 99 Fr. geprellt, hatte die Koſten von vier Proceſſen ausgelegt und muß ſeinen Schuldner frei ausgehen laſſen. Das Gericht zu Orleans entſchied: die Handlung des Jacquet verdiene zwar ſtrenge Rüge, doch geben ihr alle Bedingungen ab, welche den Begriff der Escroquerie bilden. Dieſer richterliche Spruch hat einen paniſchen Schrecken unter den Reſtaurateurs verbreitet; wem können ſie in Zukunft trauen in dieſer perfiden Weltſtadt, wo „rien ne ressemble plus à un honnête homme qu'un coquin?“

Sind Sie ein Sportsman? ſchrerlich; meine Wenigkeit iſt es auch nicht, aber es wird ſchon noch kommen. Das Wettrennen iſt eine Monomanie geworden, die als anſteckende Krankheit grafſirt. Schon weiß ich, was man turf nennt, und was ein handicap iſt und performant und ein entraineur, und könnte Ihnen ſagen, wie ſchwer der Jockey wiegen darf bei Vollblutpferden, bei Stuten und Fohlen. La fille de l'air und Dermouth ſind die Celebritäten des Tages: beide haben die engliſchen Renner beſiegt. Vive la France! Vive l'Empereur! Man ſieht die Bildniſſe der Sieger an den Schaufenſtern der Bilderhändler neben den Pianiſten und Sängern. Das Journal le Sport beſchreibt ſie der Länge und Breite nach, und gibt genau die Verhältniſſe ihrer Glieder an, vom Kopf bis zum Schweif. Anläßlich dieſer merkwürdigen Ereigniſſe auf dem franzöſiſchen Turf iſt eine Notiz über die Stammhalter — bald hätte ich geſagt Ahnen — der drei berühmteſten Pferdefamilien in England veröffentlicht worden, die manches Intereſſante enthält. Dieſe drei einſt

Digitized by Google

weltberühmten Heroen des Turfs hießen: King Herod, geboren 1758; unter ſeinen Voreltern wird der Großtürk genannt, den der Herzog von Berwick unter Jakob II. nach England brachte. Von Herod ſtammen 397 Renner ab. Der zweite, Eclipſe, erblickte das Licht der Welt den 5. April 1764, während einer Sonnenfinſterniß, erſchien zum erſtenmale zu Epſom 1769, wo er eine Strecke von 6440 Meter, über $1^1/_2$ Lieues, in 6 Minuten zurücklegte. Nie konnte ein Pferd nur bis auf 150 Fuß gleichen Schritt mit ihm halten. Seine Ueberlegenheit brachte die Sportsmen zur Verzweiflung, ſo daß ſie ihm zuletzt mit dem Tode drohten. Nach anderthalb Jahren mußte der Beſitzer dem Wettrennen entſagen; während dieſer Zeit hatte das edle Thier ihm über 600,000 Fr. eingetragen. Eclipſe zeugte 334 Pferde, womit die Beſitzer über vier Millionen gewannen. Lord Grosvenor bot dem Beſitzer des Eclipſe, Kapitän Oſelly, 300,000 Fr. dafür, die dieſer ausſchlug. Eclipſe ſtarb im 23ſten Jahre; bei der Section fand ſich, daß ſein Herz zwölf Pfund wog; die Knochen hatten die Härte des Stahls. Endlich Matchin wurde geboren 1758, zeugte 354 Renner und ſtarb 33 Jahre alt. Die Franzoſen hoffen, daß Vermouth und La fille de l'air eine nicht minder glänzende Nachkommenſchaft hinterlaſſen werden. Nach dem glänzenden Siege Vermouths wurden Schicker für the Nabob, den Vater des Siegers, 100,000 Fr. angeboten und ausgeſchlagen.

Zu Mebardus hat es geregnet, und ſeitdem regnet es regelmäßig, wenigſtens einige Stunden des Tages. England hat ſeinen beſondern Medardus; er heißt der heilige Swithſin, und war Biſchof von Wincheſter. Er ſtarb 1062 und wurde auf dem Gottesacker ſeiner Kirche begraben. Als er heilig geſprochen war, trug man die Reliquien in die Gruft der Kirche, und dabei regnete es den ganzen Tag und noch vierzig Tage nachher. Seitdem iſt Swithſin der Schrecken der Volksklaſſen in England. Zum Glück iſt der Regen warm, die Sonne ſcheint dazwiſchen, und Alles gedeiht trefflich. Die Hallen wiſſen nicht, wohin mit den Kirſchen und Erdbeeren, welche aus nah und fern uns die Eiſenbahnen ſenden; aus der einzigen Stadt Angoulême kamen neulich 10,000 Kilogr. (20,000 Pfund) Kirſchen hier an. Die Erdbeeren kommen allmählig auch als Heilmittel hier ſehr in Aufnahme; der fortgeſetzte Genuß dieſer herrlichen Frucht ſoll erſtaunliche Veränderungen im menſchlichen Organismus hervorbringen. Der Bericht, den ein hieſiger Apotheker, Sanquet, der Société des sciences physiques erſtattet hat, behauptet, der Genuß der Erdbeeren befreie von der Gicht. Linné hat die Heilkraft der Erdbeeren an ſich ſelbſt erprobt. Im Sommer 1750 war er mit dem Podagra behaftet, das ihm die heftigſten Schmerzen verurſachte und ihn an ſeinen Arbeiten hinderte; da wurden ihm Erdbeeren gebracht, von denen er eine bedeutende Quantität zu ſich nahm. Hierauf ſchlief er ruhig die ganze Nacht, konnte am andern Morgen aufſtehen und ſeinen Studien obliegen, wie zuvor. Die folgenden Jahre ſtellte ſich die Krankheit wieder ein; der Anfall wurde aber immer gelinder, und das Uebel verſchwand endlich ganz. Van Swieten ſagt, Lobſüchtige (maniaques) ſetzen durch den Gebrauch der Erdbeerenkur von ihrem Uebel befreit worden. Endlich führen Hoffmann, Schulze, Galibert Fälle an, wo Schwindſüchtige durch den Genuß dieſer Frucht ihre Geſundheit wieder erlangten. — Als Beiſpiel der kräftigen Vegetation, die ſich bei dem fortgeſetzten Regen entwickelt, führe ich einen Roſenſtock im botaniſchen Garten des Luxembourg an; er hat eine Höhe von ſechs Fuß erreicht, hat achtzehn Fuß im Umkreiſe und trägt an 10,000 Knospen und Blumen.

Die japaneſiſchen Geſandten werden uns in einigen Tagen verlaſſen. Nächſtens beſuchen ſie das Telegraphenbureau im Miniſterium des Innern. Man hat Maßregeln getroffen, damit ſie von dort aus mit mehreren Städten Frankreichs in ihrer Mutterſprache correſpondiren können. Dieſer Tage haben ſie bei Madame Leon Roche, der Gemahlin des franzöſiſchen Geſandten in Jeddo, einen Beſuch abgeſtattet. Der erſte Geſandte drückte, mit ächt franzöſiſcher Galanterie, gegen dieſe Dame das Bedauern ſeines Hofes aus, daß ſie ihrem Gemahle nicht habe nach der Reſidenz Jeddo folgen können. Unter den gebotenen Erfriſchungen wundete ihnen vorzüglich der Champagner. Sie haben ſich überhaupt mit den franzöſiſchen Sitten ſehr leicht befreundet und ſich nach der neueſten Pariſer Mode kleiden machen laſſen. Der Aufenthalt in der heitern Weltſtadt ſagt ihnen ſehr zu und ſie verlaſſen Paris ſehr ungern. Ihre Rückreiſe geht über London, das Haag, Bern, Petersburg, Berlin, Liſſabon und Waſhington; von letzterer Stadt reiſen ſie direkt nach Jeddo.

Am 6. Juli feierte das Théâtre français das 258ſte Jahresgedächtniß der Geburt des „großen“ Corneille, wie ihn die Franzoſen nennen. Bei dieſer Gelegenheit wurde eine ſeine weniger bekannten Tragödien, Heraclius, aufgeführt, nebſt Fourniers „Corneille à la butte des moulins,“ ein Gelegenheitsſtück, das ſich auf dem Repertoire erhalten hat.

Digitized by Google

München, Juni.

Politische Hoffnungen und Wendungen. — Zeit- und Gelegenheitspoeſie. — Romane und Novellen. — Wiſſenſchaftliche Arbeiten. — Nationalwerkmal. — Königsbilder. — Kaulbachs Goethegalerie und Prellers Odyſſeelandſchaften. — Kupferſtich. — Zeichnungen und Gemälde.

Wenn es zu Anfang des Winters den Anſchein hatte, als wolle ſich München zu ſeiner Bedeutung für Wiſſenſchaft und Kunſt auch noch den Rang einer Metropole für deutſche Politik erringen, und hiezu unſtreitig nicht bloß durch ſeine Machtverhältniſſe unter den deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten, ſondern auch durch die großherzige Geſinnung ſeines Königs und die begeiſterte Stimmung ſeiner Bevölkerung berufen war, ſo liegen jetzt um die Zeit der Sommerſonnenwende in Folge des allzu correcten und decenten Standpunktes, den die eigentlichen Regierungspraktiker innezuhalten für gut befanden, und noch mehr in Folge des ſchweren Verluſtes, den Bayern und mit ihm ganz Deutſchland zu beklagen hatte, jene Ausſichten eben ſo weit hinter und wie der Winter, und wenn Ihnen ein Correſpondent über das dieſige Leben und Weben zu berichten wünſcht, wird er ſich vorzugsweiſe auf Thatſachen von literariſchem und künſtleriſchem Intereſſe beſchränken müſſen.

Ganz ohne Einfluß ſind allerdings die politiſchen Erregungen und Bewegungen auch auf die Thätigkeit der Muſen nicht geblieben; namentlich machte ſich in der lyriſchen Poeſie zur Zeit, als die Wogen der Wünſche und Hoffnungen am höchſten gingen, ein entſchieden kriegeriſcher Geiſt geltend. Es verging kaum ein Tag, an welchem nicht die verſchiedenen Zeitungen und Tageblätter irgend einen Erguß der Begeiſterung für die Sache Schleswig-Holſteins, einen Aufruf zu raſchem und thatkräftigem Handeln oder ein Spottlied auf die Zögernden und Zagenden gebracht hätten; außerdem erſchienen auch ſelbſtſtändige Sammlungen und Brochüren, und wenn es natürlich war, daß in dieſem kriegeriſchen Chor vorzugsweiſe die Stimmen unſerer namhaften Dichter, wie Geibel, Bodenſtedt, Lingg, Frh. v. Schack, Groſe, O. v. Redwitz u. ſ. w. dominirten, ſo erzwangen ſich daneben doch auch manche jüngere Kräfte durch Geſinnung, oder Talent Gehör; ſo u. A. Friedrich Hermann Frey, der, wie er ſchon früher bei feſtlichen Gelegenheiten als angehender deutſcher Tyrtäus aufgetreten, z. B. das fünfzigjährige Jubiläum der Schlacht bei Leipzig durch eine „den Manen der in den Freiheitskämpfen Gefallenen“ geweihte epiſche Dichtung (im Verlag von Fleiſchmann erſchienen) gefeiert hatte, mit ganz beſonderer Lebhaftigkeit und Ausdauer auch der neueſten patriotiſchen Bewegung ſeine poetiſchen Kräfte widmete und dabei eine immer erfreulichere Klärung und Kräftigung ſeines anfangs mit dem Wollen nicht ſtets im Einklang befindlichen Talents bekundete. Bezüglich Geibels wird es den Verehrern ſeiner Poeſie von Intereſſe ſeyn zu hören, daß er für viele ſeiner neueſten Dichtungen politiſchen und ethiſchen Inhalts ſtatt des Reims die Form antiker Oden gewählt und mit gleicher Meiſterſchaft gehandhabt hat. Lingg hat neben mannigfachen lyriſchen Gaben auch eine neue dramatiſche Dichtung vollendet, welche die Geſchichte des Catilina behandelt. Sie iſt bereits im Druck erſchienen.

Nicht minder theilnehmend zeigte ſich die dieſige Poeſie dem das ganze Land in tiefe Trauer verſetzenden Hinſcheiden des allgeliebten Königs Max gegenüber. Allbekannte und namenloſe, einheimiſche und fremde, berufene und unberufene Dichter fühlten ſich gleichermeiſe getrieben, am Grabe des Verewigten irgend eine größere oder kleinere Elegie niederzulegen, und den meiſten fühlte man es an, daß ſie dabei nicht bloß dem Gebote der Sitte, ſondern dem innerſten Herzensbedürfniß gefolgt waren. Naturgemäß ſchloſſen ſich dieſen Ergüſſen des Schmerzes auch Regungen der Hoffnung an, und wie das „le roi est mort!“ erſtuhr auch das „vive le roi!“ ſeine poetiſche Verherrlichung, die an der zwar noch unerprobten, aber auch ungefälſchten, lauteren und ſittenreinen Natur des jugendlichen Königs und der offenen, freien, Gemüth und Thatkraft verſprechenden Haltung ſeines Aeußern wohlbegründete Anknüpfungspunkte fand.

Eine weitere Gelegenheit zu einer außergewöhnlichen Entfaltung ihrer Schwingen erhielt die dieſige Poeſie im Shakeſpeare-Jubiläum. Auch dem Könige der Dichter verſagte die Mehrzahl der Münchner Poeten — trotz der augenblicklichen Verſtimmung gegen England — ihre beſondere Huldigung nicht; außerdem ward er auch durch einige mehr eſoteriſche, als exoteriſche Feſte gefeiert; ſo namentlich von der Geſellſchaft der „Zwangloſen,“ wobei beſonders Ernſt Förſter, Melchior Meyr und Lichtenſtein ſeine poetiſche Apotheoſe vertraten, während Carriere in einem Vortrage überzeugend nachwies, daß in Shakeſpeare's Poeſie vorzugsweiſe das germaniſche Element des engliſchen Volkscharakters und überhaupt die kennzeichnenden Eigenſchaften germaniſcher Cultur und Weltanſchauung vertreten ſeyen, und daß er daher auch von Anbeginn unter den Nationen germaniſchen Stammes weit gründlicher und enthuſiaſtiſcher erfaßt ſey, als von den Völkern von vorherrſchend celtiſcher oder romaniſcher Abkunft.

Neben dieſen Productionen der Zeit- und Gelegenheitspoeſie hat ſich die poetiſche Thätigkeit der dieſigen

Digitized by Google

Dichter mit ganz entschiedener Vorliebe auf dem Gebiet der Roman- und Novellenliteratur bewegt. Durch eine fast ans Wunderbare gränzende Fruchtbarkeit zeichnet sich in dieser Beziehung Hermann Schmid aus, der durch seine altbayerischen Dorfgeschichten und historischen Romane schnell zu einem beliebten Erzähler geworden ist. Nach den größeren Romanen „Mein Eden“ und „Der Kanzler von Tirol“ hat er im Laufe des Winters unter dem Titel: „Almenrausch und Edelweiß“ eine selbstständig erschienene „Erzählung aus dem bayerischen Hochgebirge“ veröffentlicht; außerdem ist er seit Neujahr unausgesetzt als Redacteur und Mitarbeiter an einer novellistischen, von ihm gegründeten Zeitschrift: „Der Heimgarten“ thätig, und bei alledem gewinnt er noch Zeit, für andere Organe größere und kleinere Arbeiten zu liefern, so insbesondere für Otto Janke's „deutsche Romanzeitung,“ welche noch in ihrem ersten Jahrgange zwei mehrbändige Erzählungen: „Im Morgenroth“ und „Friedel und Oswald“ von ihm bringen wird.

Außer ihm betheiligten sich als Mitarbeiter an eben dieser Romanzeitung unter den hiesigen Autoren noch Paul Heyse, Bodenstedt und Zeising. Der Erstere hat für dieselbe bereits eine Novelle: „Der Weinhüter von Meran“ geliefert, welcher die Nachreden weltlicher Sünden schildert, welche zuweilen unter dem Deckmantel geistlicher Heiligkeit begangen werden. Bodenstedt hat derselben einen dreibändigen Roman: „Deutsche Wandlungen“ zugesagt, Zeising arbeitet gegenwärtig für sie an einem zweibändigen Roman, welcher den Titel „Kunst und Gunst“ führen und die Conflicte des ächten Künstlers mit den dem Falsch, Schmeichler und Weltmann günstigeren Lebensverhältnissen behandeln wird. Inzwischen hat Zeising mit dem Erscheinen seines bereits in Ihrem Blatt näher besprochenen Zeitromans „Hausse und Baisse“ eine zumeist im bayerischen Hochlande spielende Novelle „Joppe und Crinoline“ vollendet, welche zunächst im Feuilleton der „Zeitung für Norddeutschland“ abgedruckt ist und eben jetzt bereits (nach Verständigung mit dieser) in der „Rheinischen Zeitung“ eine Reproduction erfährt.

Auch Melchior Meyr ist seit der Veröffentlichung seiner „Novellen“ und seiner „Emilia“ sehr fleißig gewesen. Außer einem Schauspiel: „Die beste Politik,“ hat er zwei neue Novellen geschrieben, eine kürzere „Zwei Freier“ und eine längere: „Ewige Liebe,“ welche sich mit dem ernsten Thema der Unsterblichkeitsfrage beschäftigt. Von Julius Grosse ist vor Kurzem der dritte Band seiner „gesammelten Novellen“ erschienen. Er enthält u. A. ein sehr interessantes Culturbild aus dem Reformationszeitalter, welches den Weltuntergangsspropheten Stiefel zum Hauptheldenen hat. Außerdem hat er theils durch sein Blatt, theils in befreundeten Kreisen Proben aus zwei epischen Dichtungen mitgetheilt, von denen die eine im Hochgebirge spielt und den Titel „Gundel vom Königssee“ führt, während die andere einen orientalischen Stoff aus den Zeiten Harun Al Raschids behandelt. Von Franz Trautmann wird eine humoristische Nachbildung der „Göttlichen Komödie“ mit Beziehung auf die gegenwärtigen Zeitverhältnisse in Aussicht gestellt.

Auf dem wissenschaftlichen Gebiet von allgemeinem Interesse haben in neuerer Zeit besonders Liebigs Aufsätze gegen Baco in der „Allgemeinen Zeitung“ Sensation gemacht. Wird hier mit eben so vieler Berechtigung als Schärfe für die Naturwissenschaften die Erfahrung als die allein stichhaltige Wissensquelle in Anspruch genommen, so fordert dagegen Huber in seiner Schrift über die „Idee der Unsterblichkeit“ mit nicht geringerer Berechtigung für die Philosophie und insbesondere für die Erörterung metaphysischer und religiöser Fragen die volle Freiheit des reinen, sich lediglich auf seine eigenen Gesetze stützenden Denkens und gestebt das Recht der Entscheidung allein der in den ethischen und ästhetischen, logischen und religiösen Grundbegriffen sich offenbarenden Vernunft zu. Auf einem noch mehr positiv-kirchlichen und theologischen Standpunkte steht eine kürzlich hier erschienene Schrift: „Menan und das Wunder,“ ein Beitrag zur christlichen Apologetik von M. Deutinger. Nicht Alles, was darin verfochten wird, ist von der Art, daß es von der freien Wissenschaft, unter deren Panier der Verfasser kämpft, acceptirt werden könnte; im Ganzen aber macht doch das Buch einen guten Eindruck, viele von den Vorstellungen des Materialismus, Empirismus und Scepticismus werden mit schlagenden Gründen als unhaltbare Vorurtheile aufgedeckt und mit nicht geringer dialektischer Gewandtheit weiß der Autor einige von den allgemein anerkannten Principien der Naturwissenschaft gegen den Unglauben der Naturwissenschaften ins Feld zu schicken. — Carriere arbeitet fleißig an seinem größeren Werke: „Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung,“ weiter. Der zweite Band, welcher „Hellas und Rom“ umfassen wird, naht sich seiner Vollendung, so daß er wahrscheinlich noch vor Ablauf dieses Jahres wird erscheinen können. Als das erste Werk, welches die Geschichte der Kunst und Poesie im classischen Alterthum im engsten Zusammenhange mit der Entwicklung der Religion, Sprache und Wissenschaft, namentlich der Philosophie behandelt und sich dabei mit geistiger Durchdringung auf die zuverlässigsten neuen Forschungen stützt, wird es sicherlich vom Belebrung suchenden Publikum ebenso willkommen geheißen werden, wie der sich mit dem orientalischen Alterthum beschäftigende erste Band. Auch Ernst Förster ist unermüdlich an der Weiterführung seiner großen deutschen Kunstgeschichte thätig und fährt daneben in der Veröffentlichung seiner „Vermischten Schriften“ und populären kunstwissenschaftlichen und kunsthistorischen Arbeiten fort. Gleichzeitig ist er beschäftigt, allgemein interessante Erfahrungen aus seinem bewegten Leben zu charakteristischen Zeit- und Sittenbildern zu verarbeiten, von denen ein Reiferlebniß in Tirol auf den Zeiten der Demagogenriecherei bereits erschienen ist.

Nicht in demselben Maaße productiv hat sich seit der vorjährigen Kunstausstellung die hiesige Kunst bewiesen; wenigstens befindet sich unter dem, was durch die Aus-

Digitized by Google

stellungen des Kunstvereins zur Oeffentlichkeit gelangt ist, nicht allzuviel, was durch Neuheit oder Bedeutung das allgemeine Interesse für sich in Anspruch nähme. Auch für ihre Thätigkeit hat sich der Ihronwechsel in mehrfacher Beziehung als maßgebend erwiesen. Die von ganz Baiern mit Begeisterung erfaßte Idee, dem hingeschiedenen Könige ein möglichst großartiges Nationaldenkmal zu errichten, hat selbstverständlich besonders anregend auf die Kunst gewirkt und schon mehrere Künstler zur Erfindung von Entwürfen begeistert. Uns sind davon bis jetzt zwei bekannt geworden, einer von dem schon mehrmals durch Preise gekrönten Architekten Ludwig Lange, der andere von dem durch seine sinnvollen Compositionen berühmten Maler Eugen Neureuther. In beiden documentirt sich das Bestreben, etwas zu liefern, was entschieden über den hergebrachten Charakter der hier schon in übergroßer Anzahl befindlichen Monumente hinausgeht. Lange bringt daher eine auf reich verziertem Piedestal sich erhebende Hochsäule mit dem Standbild des Königs in Vorschlag; Neureuther dagegen will das eigentliche, gleichfalls reich decorirte Monument mit einem prächtigen Brunnen, von wasserspeienden Schwänen und geschmackvollen Blumenanlagen umgeben, in Verbindung bringen. Nach den Zeichnungen zu urtheilen, würde das erstere einfachre, das zweite reicher und malerischer, aber auch beträchtlich kostspieliger seyn. Jedenfalls verdienen beide Entwürfe berücksichtigt zu werden. An eine Entscheidung für das eine oder andere ist natürlich vor der Hand noch gar nicht zu denken, zumal selbst darüber noch große Meinungsverschiedenheit herrscht, ob überhaupt das Denkmal ausschließlich ein Werk der Kunst oder daneben auch irgend eine wohlthätige Stiftung seyn müsse. — In noch ausgedehnterem Umfange hat sich die Kunst und Kunstindustrie mit der künstlerischen Reproduction des jungen Königs beschäftigt. Die Plastik und die Malerei, die Photographie und die Lithographie haben sich gleich sehr beeifert, dem bayerischen Volke seinen jugendlichen Monarchen in möglichst getreuen und lebendigen Büsten, Statuetten, Bildnissen ꝛc. vor Augen zu stellen. Unter den plastischen Arbeiten dieser Art verdient vor allen die sehr ähnliche, charakteristische und zugleich artistisch treffliche ausgeführte Büste von Zumbusch, unter den Bildnissen in Oel das von Fr. Dürk und das von Mohr, und unter den Vervielfältigungen die Photographie von Albert und eine danach gefertigte Lithographie hervorgehoben zu werden.

Unter den freien, für weite Kreise bestimmten Kunstschöpfungen nahmen vor allen die neuesten Blätter der Kaulbach'schen Goethegallerie („Aleris und Dora," „Friederike von Sesenheim," „Helvetiolein" und „Goethe in Weimar") aus dem photographischen Atelier von Albert und die von derselben photographischen Anstalt hergestellten Vervielfältigungen der berühmten Preller'schen Odysseelandschaften das allgemeine Interesse in Anspruch. Ueber die Compositionen als solche sagen wir hier nichts; es sind anerkanntermaßen Arbeiten, in denen sich Werk und Meister gegenseitig loben. Wir machen daher hier nur auf die ausgezeichnete Reproduction, welche sie durch die fort und fort in Vervollkommnung begriffene, echt künstlerische Technik Alberts erfahren haben, aufmerksam und betonen dieß mit besonderem Nachdruck bezüglich der Preller'schen Landschaften, weil das Erscheinen derselben im Kunsthandel eben jetzt erst beginnt, und weil wir wissen, wie groß die Anzahl der Kunstfreunde ist, welche diese von classischem Geist durchhauchten Compositionen verehren und längst gewünscht haben werden, sich mehr als bloße Erinnerungseindrücke von denselben verschaffen zu können.

Bei dieser Gelegenheit können wir nicht unterlassen, auch eines so eben erschienenen trefflichen Kupferstichs von Merz zu gedenken, durch welchen ein vorzügliches historisches Gemälde von Boßhardt dem kunstliebenden Publikum zugänglich gemacht wird. Boßhardt ist ein Schweizer und ist schon seit Jahren damit beschäftigt, denkwürdige Akte seiner vaterländischen Geschichte durch Oelgemälde zu verherrlichen, wobei er in glücklicher Weise den Gesetzen des historischen Stils und den realistischen Anforderungen der Neuzeit gleich gerecht zu werden weiß. Das jetzt durch Merz vervielfältigte Bild gehört unstreitig zu seinen besten und wirksamsten Compositionen. Es vergegenwärtigt uns einen Vorgang aus den schweizerischen Reformationskriegen, indem es uns zeigt, wie der Bürgermeister Wengi von Solothurn vor die gegen die Reformirten gerichtete Kanone tritt und durch diesen Heldenmuth den Fanatismus beider Parteien beschwört. Die Zeichnung der Figuren, die Anlage der Gruppen, die Haltung des Hintergrundes — Alles ist ungemein lebendig und malerisch, und der Kupferstich gibt die Vorzüge des Originals mit derjenigen Meisterschaft wieder, die man von den Arbeiten Merz's gewohnt ist. Bemerkt zu werden verdient noch, daß Merz hier seine Virtuosität zum erstenmal auch in derjenigen Kupferstichmanier bewährt hat, welche sich nicht mit bloßen Andeutungen von Licht und Schatten begnügt, sondern so vollkommen wie möglich die Farbeneffekte wiederzugeben sucht. Dem Colorit und der Form ist hier in gleichem Grade Gerechtigkeit widerfahren.

Als ungewöhnlich anmuthige und von poetischem Hauch durchdrungene Compositionen, welche ebenfalls zur Vervielfältigung bestimmt zu seyn scheinen, sind die in schwarzer Kreide ausgeführten „Illustrationen deutscher Volks- und Lieblingslieder" von Pixis zu nennen. Der Künstler offenbart darin eine seltene Fülle und Sinnigkeit der Phantasie, und weiß außer den Figuren namentlich auch den landschaftlichen Hintergrund und Vorgrund stets sehr reich und charakteristisch auszustatten. Zuweilen thut er darin fast zu viel und wendet mehr Mittel an, als der Einfachheit des Gedichts entsprechend ist; inzwischen ist er selbst bemüht, sich in dieser Beziehung immer mehr zügeln und das Einfache immer einfachre darzustellen. Seine jüngste Illustration zu Uhlands „gefährlicher Nachbarschaft" gehört in diesem Betracht zu den vorzüglichsten der bisher von ihm gelieferten Blätter. — Von beachtenswerthem

Digitized by Google

Talent für Erfindung und wirksame Composition auf dem Gebiet der Genremalerei zeugte auch eine Anzahl von fünf Blättern, welche unter dem Titel: „Je näher am Ziel, je näher am Grab," einen förmlichen „Zeitroman" darstellten. Der Künstler, M. Adamo, behandelt darin die verschiedenen Stadien im Lebenslauf eines ruinirten Wüstlings, der sich durch allerhand Künste zum Minister emporschwindelt und auf dem Gipfel seines Glücks in die fatale Lage geräth, sich selbst erschießen zu müssen. Die Zeichnung des Künstlers zeugt von scharfer Beobachtung und humoristischer Auffassung; aber der Correctheit leistet sie nicht überall Genüge.

Auf dem Felde der Oelmalerei dominirt schon seit lange die Landschaftsmalerei. Unter den zahllosen Arbeiten dieser Art gibt es nicht wenige, die durch Vorzüglichkeit der Auffassung und Technik einen bedeutenden Eindruck machen würden, wenn es eben nicht zu viel des Guten gäbe. Sich auszuzeichnen wird von Jahr zu Jahr schwerer, und daher erklärt es sich, daß man, um dieß dennoch zu erreichen, selbst auf unnatürliche Mittel sinnt, z. B. neue Bilder so zu malen, daß sie von vornherein wie alte, berühmte aussehen. Einzelne haben darin Bewunderungswürdiges geleistet und von ihnen ließ man es sich gern gefallen, ohne zu fragen, wie ihre Bilder dereinst im Alter aussehen würden. Jetzt, wo diese Manier förmlich Mode zu werden beginnt, muß man dagegen Protest erheben. — Im Genre herrscht augenblicklich Ebbe. Zu dem besten, was wir in jüngster Zeit gesehen haben, gehören einige Bilder von Seitz, Dürk, Carl Fries und Raupp. Mehr Frische der Produktion zeigt sich auf dem Gebiet der Thiermalerei. Jung's „Hühnerhof" und Bruno Adams „Gefißall" verdienen als Zeugnisse einer ungewöhnlichen Beobachtungsgabe und Laune eine ehrenvolle Hervorhebung. — Was im Fach der Historienmalerei geschieht, entzieht sich mehr oder minder der Oeffentlichkeit. Unter dem, was und davon zu Gesicht gekommen, ist uns als eine der in der Anlage großartigsten Compositionen die Darstellung der Ländervertheilungsscene im „König Lear" von Heckel erschienen. Der Künstler bekundet darin — besonders bei der Zeichnung und Gruppirung schöner Frauengestalten — einen kühnen Wurf, wie man ihn heutzutage nicht eben häufig findet. Ueber die Ausführung in Farben läßt sich bis jetzt noch kein endgültiges Urtheil fällen.

—s—

Aus dem Canton Bern, Juni.

Eine Alpenwanderung zu Winterszeit.

Wer aus der engen Schlucht, die die Lütschine durchfließt, von Zweilütschinen herabkommend, heraustritt in den lieblichen Thalboden von Interlaken, dem stellt sich in breiten, ungegliederten Massen ein langer, waldiger Gebirgszug dar, dessen Bestetigung vermöge seiner äußerst günstigen Lage dem Naturfreund eine der herrlichsten Rundsichten darbietet, die in dem schweizerischen Alpengebirge sich finden. Dieses Gebirge ist freilich etwas schwer ersteigbar. Es trägt auf der westwärts abfallenden Seite den Namen Harder.

An einem schönen Januarmorgen dieses Jahres unternahm der Schreiber dieser Zeilen eine kleine Wanderung nach dem steilen, jedoch von Schnee entblößten Gehängen dieses Berges. Nachdem er schon mehrmals zur Sommerszeit die gepriesenen Gegenden des Berner Oberlandes durchwandert und dabei Geist und Herz erfrischt hatte, gelüstete es ihn, die bekannten Berge und Seen auch einmal mit ihrem winterlichen Kleide angethan zu betrachten.

Bei Tagesanbruch verließ ich das gewerbsame Interlaken und verfolgte die Straße nach Brienz, von dem Seewinde, der vom Brienzer See her das Land durchzog, etwas frisch angeweht. Dem Fuße des Harders folgend, gelangte ich, von der menschenähnlichen Felsenconfiguration des Hardermannli mit starrem Blicke begleitet, nach dem Dorfe Goldswyl. Dieses Hardermannli ist ein ungeheurer Felsen am Harder, dessen oberer Theil ein rohes, mürrisch aussehendes Mannsgesicht darstellt, dessen unterer in ein verstümmeltes Bein auslaufen scheint und Anlaß zu vielen schauerlichen Volkssagen geworden ist. Noch ein halbes Stündchen weiter an dem düstern Goldswyler See vorbei, und das Steigen fängt an. Ich versah mich bei dem Wirthe zu Ringgenberg mit einem starken Alpenstocke, dessen Stift nicht von allzugroßer Länge, aber ganz von Stahl war, was mich in Erreichung meines Zieles nicht wenig förderte. Der Harder nimmt etwas weiter oben, d. h. in seiner weitern nordöstlichen Erstreckung den Namen des Nieder- und Brienzergrates an, von den gleichnamigen, an dessen Fuße gelegenen Dörfern. Obschon nun der ganze, aus Spatangenkalk bestehende Gebirgszug in seiner ganzen Erstreckung, vom Brünigpaß bis Interlaken in der Entfernung gesehen, wenig, ja fast gar keine Gliederung zeigt, außer etwa in den verschiedenen Formen der wenig über das Niveau des Grates sich erhebenden Bergspitzen, so bietet er doch, aus der Nähe beschen, sehr unregelmäßig gewellte, zerschrundete, durch Lawinenzüge, Felsstürze ꝛc. sehr zerrissene Gehänge dar, die dem Wanderer auf den schlechten Pfaden nicht wenige Schwierigkeiten verursachen. Bald wurde der Weg durch Näße, weiter nach oben durch Hervorstehen des anstehenden Felsens schlüpfrig, und es bedurfte eines kräftigen Anstemmens mit dem Stocke, um auf dem

Digitized by Google

schmalen Pfade nicht auszugleiten. Bei vorkommenden Schnee- und Eispartien gewann ich denselben die obere Seite ab, um sicherer zu gehen, der Weg wurde aber nach und nach so steil, daß die Reise nicht ohne einige unwillkürliche Rutschpartien ablief, die jedoch ohne Unfall vorüber gingen.

Oberhalb eines Wäldchens, in dem ein Sturm viele Stämme umgeworfen hatte, an einer der freiesten Stellen des Weges machte ich Halt. Es gibt Landschaften, die, aus der richtigen Entfernung betrachtet, einen wundervollen Reiz auf das Auge ausüben; erblickt man sie aus noch größerer Weite, so büßen sie schon ein Bedeutendes an Schönheit ein, da man nun ihre einzelnen Theile zu wenig unterscheiden kann. Einen solchen richtigen perspektivischen Standpunkt glaubte ich nun in demjenigen Orte, wo ich Halt machte, etwa in halber Höhe des Berges, in Bezug auf die nähere, unter mir liegende Gegend gefunden zu haben.

Es war Vormittags zehn Uhr. Die Sonne goß ihre Strahlen reichlich aus über die Landschaft, und die blaue Fläche des Brienzer Sees erglänzte in nie geahnter Intensität. In einiger Entfernung vom rechten Ufer desselben schwamm eine ungeheure Eisscholle, die sich oben aus den Buchten bei Brienz losgerissen haben mußte, und nun langsam dem Ausflusse des Sees zuschwamm. Die graue Farbe des Eises contrastirte seltsam mit der blauen des Sees. Die tiefblaue Farbe des Brienzer Sees ist theils Wirkung der ihn umgebenden steilen und bewaldeten Bergzüge, theils aber auch der großen Tiefe, die an mehreren Orten unter das Niveau des Meeres hinabreicht. Bei Oberried, also ungefähr in der Mitte seiner Längenausdehnung, hat er eine Tiefe von 2100 Fuß.

Ein liebliches Bild boten die zwei am Morgen durchwanderten Dörfchen. In anmuthigen Windungen zieht sich die Straße durch Ackerland nach Goldswyl hinaus, wo der kegelförmige Kirchthurmhügel mit dem verfallenen Kirchengebäude meine Blicke anzog. Die weithin sichtbare Ruine bezeugt noch, daß Kirchthürme auf dem Lande im Mittelalter meist in einem edleren Style gebaut wurden, als unsere utilitarische Zeit es zuläßt; unter den Kirchthürmen des protestantischen Cantons Bern, die seit hundert Jahren gebaut wurden, können die allerwenigsten Anspruch auf Geschmack machen. Dieser wegen schöner Aussicht berühmte Hügel hat einen Rivalen an dem weniger bekannten „Burghubel," hart am Brienzer See, der fast eben so hoch ist. Zwischen beiden, unten an der Aare, liegen die Goldswyler Steinbrüche, zur Liasformation gehörig, in denen sich nur selten Versteinerungen vorfinden. Wegen Abwesenheit von Leitmuscheln hat man sie auch andern Formationen zuschreiben wollen. Die dort gebrochenen Platten sind von blauer Farbe und von großer Haltbarkeit; es finden sich darin häufig faustgroße Zusammlungen von Erdöl.

Auf dem nahen Goldswyler See, dessen gefrorene Fläche die düstere Umgebung desselben reflektirt, entrollte sich einst ein Stück Berner Geschichte, und zwar ein Beispiel mittelalterlicher Lynchjustiz. Der letzte Freiherr vom nahen Ringgenberg ward auf demselben, als er mit Fischfang beschäftigt war, vom antiritterischen Volke gefangen und um seiner Bedrückung willen nach Obwalden geführt, wo er Urfehde schwor, das Land nie mehr zu betreten. Von meinem Standpunkte aus konnte ich tief in das dunkle Viereck seines ehemaligen Schloßraums hinunter sehen, während ich, etwas weiter oben, noch deutlich die Mauern des alten Stammschlosses entdeckte.

Ich setzte meinen Weg fort und sah die Centralkette der Berner Alpen sich allmählig über die vorliegenden Kalkketten, die eine mittlere Höhe von 7000 Fuß erreichen, erheben. Plötzlich wurde das Ansteigen so steil, daß der Stock nicht mehr genügte, sondern ich mich auf dem gefrorenen, schneelosen Boden an Grasbüschen, jungen Tannen, Haselstauden und Steinen festhalten und heraufziehen mußte. Von Weg war keine Rede mehr. Der Harder ist in seiner ganzen Erstreckung in der Nähe des Kammes, oder, wie die Schweizer sagen, des Grates, so steil, daß schon häufig Menschen und Vieh zu Tode gefallen sind. Indeß winkte mir das nahe Ziel. Noch ein paar verzweifelte Anstrengungen, und ich war oben.

Welch merkwürdiges Schauspiel bot sich mir dar! Die Gegend vor mir, d. h. das Habkernthal, war noch tief in das winterliche Schneekleid gehüllt, während das Thal hinter mir, so wie der eben erstiegene Bergabhang fast kein Flöckchen Schnee mehr trug. Der Kamm des Berges selbst aber war mit einer vier Fuß hohen, durch die Sonne schon erweichten Schicht Schnees bedeckt, in welche ich bei jedem Tritt bis an die Brust einsank. Ich mußte einige Schritte zurück, und mit Mühe gelang es endlich, auf der abschüssigen Haide einen Ruheplatz aufzufinden, wo ich wie ein Türke zusammengekauert meine mitgebrachten Vorräthe in Anspruch nahm. Zu meinen Füßen entdeckte ich schon einige blühende Pflanzen, die der warme Sonnenstrahl der letzten Tage hervorgelockt, den Günsel mit niedrigem Stengel und die himmelblaue Gentiane.

Soll ich nun die Rundsicht schildern, die sich von diesem erhabenen Standpunkt, etwa 3500 Fuß über dem Brienzer See, der selbst eine Höhe von 1736 Fuß über dem Meere hat, darbietet, so fiel mir vor allem der große Contrast zwischen Nord und Süd in die Augen. Die finstern, horizontal geschichteten Kalkkager des Hohgants thronten im Norden feierlich über dem näheren beschneiten Habkernthale, dessen haushohe Findlingssteine in neuerer Zeit sowohl durch ihre Färbung, als durch ihre ungeheure Größe und Räthselhaftigkeit des Herkommens und ihrer jetzigen Lagerstätte die Aufmerksamkeit der Geologen auf sich gezogen haben. Die malerisch zerstreuten schwarzen Hütten zwischen den dunkeln Buchrunsen und schreckhaften Lawinenzügen boten in dem durch zwei größere Bäche gegabelten Thale einen eigenthümlichen Anblick. Im Westen und Osten beschränkten mir die kühnen Formen des Gebirgskamms, auf dem ich stand, und der in seiner obersten

Digitized by Google

Höhe der Nummulitenformation auf eine Erstreckung von zwei Stunden angehört, den Blick ins Weite.

Die Südseite des Cykloramas erschloß mir alsdann sowohl die schreckhaft schönen als auch die mildern Seiten der innern Alpenwelt. Am Ostende des Brienzer Sees, der von hier aus in seiner ganzen Ausdehnung sichtbar ist, erhebt sich das Brünighaupt, die Hasliberge und die Berge an der Unterwaldner Gränze, alle von einer mittlern Höhe von 5000 Fuß. Von den im Winter nur tropfenweise sich ergießenden, aber ungeheure Eiszapfen bildenden Giesbachfällen schwingt sich in malerischen Formen das Arzlphorn empor und culminirt südwestlich in dem vielbesuchten, steil abgerissenen Faulhorngipfel, welcher seinerseits wieder die westlich gelegenen Felder des Sägisthalgrates beherrscht, deren vordere Abfälle, die Schränni genannt, mit ihren schmalen beschneiten Felsrändern scharf gegen die dem Winde und der Sonne ausgesetzten und daher schneelosen Zwischenräume abstechen.

Zwischen dieser Felswand und der Gruppe der Schwalmeren, die nördlich vom Thuner See begränzt wird, erhebt sich der mit ewigem Schnee bedeckte Kranz der Centralalpen, vom Wetterhorn bis zum Breithorn sichtbar. Nur die größere Schneefülle, mit der sie jetzt bedeckt sind, unterscheidet sie von ihrem sommerlichen Aussehen und läßt die Felspartien weniger hervortreten. In ihrer Mitte thront als Königin die Jungfrau, und zu ihrer Rechten steht als Hüter der altersgrane Mönch da, als granitene Marksteine der Bernischen Landschaft. Die zunächst folgenden Vorberge, die in den Schwalmeren culminiren (8400 Fuß), entsenden ein von hier aus ganz zu übersehendes Alpenthälchen nach Nordost, das weidereiche Saxetenthal, dessen wenige Einwohner sich im Hintergrunde des Thales angesiedelt haben. Das zerstörende Wasser, welches das Thal durchzieht, frißt sich häufig in den Boden ein und verursacht kleine Erdrutsche, die im Profil geichen schwarzen Linien gleichen und dem Thale ein eigenthümliches Ansehen geben. Im Westen schließt die Gebirgskette des Niesens (mittlere Höhe 7500 Fuß), die sich in den blauen Fluthen des Thuner Sees wiederspiegelt, den Rahmen des Gemäldes, und in fernen schwachen Umrissen läßt sich noch die einförmige Kette des Jura im Nordwesten entdecken.

Die Winterlandschaften der schweizerischen Alpenwelt sind noch viel zu wenig bekannt, um allerseits ihre gebörige Würdigung gefunden zu haben. Es ist fürwahr ein überraschender Anblick, die beschneiten Flühe, Bachrunsen und Schluchten, die man sonst bloß im Mittelpunkte der Hochalpen zu suchen gewohnt war, unmittelbar ins Thal gerückt zu sehen. Es fehlt jetzt allerdings das belebende Grün der Weiden, das mit den felsdurchklüfteten Bergpartien einen so schönen Contrast bildet, dafür tritt aber an den Felsen eine jede, auch die kleinste Gliederung und Abstufung im Glanze der Sonne durch ein helles Schneeband hervor und hebt sich gegen den grauen Felsgrund ungemein scharf ab. Dieser Jahreszeit fehlt auch der Donner der Lawinen, die bei eintretender Sommerwärme und Thauwetter die Thäler mit mächtigem Rollen erfüllen; dafür hüllt sich aber die Natur in jenes feierliche Schweigen, in jene tiefe Ruhe, die für den geplagten und geschäftigen Menschen, der sich auf kurze Zeit dem Gewühle des Verkehrs hat entziehen können, immer etwas Wohlthuendes hat. Je nach der Tageszeit verändert sich auch die Färbung der Luft, und wenn sich die Sonne dem Untergang zuneigt und ihre Strahlen eine größere Schicht von atmosphärischen Dünsten durchdringen müssen, bevor sie die Erde erreichen, da sind auch die blau schimmernden Linien ferner Berge von überraschender Wirkung, und wenn sie ins Violette hinüberspielen, so geben sie den berühmten Luftschattirungen italienischer Landschaften nichts nach. Namentlich die Riesenkette sah ich später mehrmals in dieser zauberhaften Lichtwirkung, besonders nach dem Untergange der Sonne.

Doch der Vordergrund zog immer wieder meine freudetrunkenen Blicke auf sich. Die aus dem Lauterbrunnen- und Grindelwaldthal herausdringende Lütschine schlängelt sich in anmuthigen Mäandersprüngen durch den sorgfältig angebauten Thalgrund, vereinigt sich mit dem wilden Saxetenbach und fällt, nachdem sie sich unter drei Brücken hat durchschmiegen müssen, in den See, den sie fortwährend durch eine Menge Geschiebe zu versanden strebt. Die Aecker des Thalbodens bilden eine äußerst buntscheckige, schachbrettartige Musterkarte, die, mit Höfen, Dörfern, Baumgruppen und mittelalterlichen Ruinen ausgestattet und von dem Silberband des Aarstroms durchzogen, durch ihre Mannigfaltigkeit nicht den geringsten Theil der Anmuthlichkeiten dieser schönen Gegend bilden. Langsam sehe ich ein Schiff seine Furchen durch die Wellen des Sees ziehen; es fährt nach der Mündung desselben in die Aare, nach Interlaken hinab, dessen stattliche Gasthofreihe gerade noch neben den steilen, waldigen Gehängen des Harders sichtbar ist. Doch ein letzter Blick der scheidenden Sonne, der die Gebirge und die Thäler vergoldet, und die zunehmende Kühle mahnen mich gebieterisch an die Rückkehr.

Das Herabsteigen war aber nichts Leichtes. Bald half mir der Stock nichts mehr; der nasse Boden war gegen Abend etwas gefroren und ließ häufiges Ausglitschen befürchten. Ich ließ mich also an den steilsten Stellen auf allen Vieren hinunter, das Gesicht gegen den Boden gekehrt und mit den Händen mich überall, wo ich konnte, anklammernd. Bald erreichte ich so die Spur eines Pfades und weiter unten den gebahnten Alpenweg, den ich zum Hinaufsteigen benutzt hatte, und gelangte so, mit einem neuen schönen, unvergeßlichen Alpenbilde bereichert, wieder nach Hause.

A. G.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 29. 15. Juli 1864.

Theseus. — The best in this kind are but shadows, and the worst are no worse, if imagination amend them.
Hippolyte. — It must be your imagination then, and not theirs.
Theseus. — If we imagine no worse of them, than they of themselves, they may pass for excellent.

Shakespeare.

Transatlantiſche Plaudereien.

(Schluß.)

Bei Tiſch ſaß ich neben dem Kapellmeiſter des Muſikcorps, welches dem Commando zur Vertheidigung von Waſhington zugetheilt iſt. Er und ſeine Künſtler waren bereits auf dem Bahnhof, um nach einer andern Gegend zu fahren, als eine telegraphiſche Depeſche vom Hauptquartier Alle zurückbeorderte und ihnen befahl, ſich den Leitern der „Fair" zur Dispoſition zu ſtellen. Die Muſik war aber bereits verpackt und fort, und der unglücklichſte aller Kapellmeiſter war froh, als er — etwa eine Stunde vor Beginn der Vorſtellung — von mir ungefähr hörte, was aufgeführt werden ſolle, um ſeine Muſik darnach anzupaſſen. Der Kapellmeiſter war natürlich ein Deutſcher, wie alle gute Muſiker hier, und rauſte ſich, wenigſtens im Geiſt, die Haare über die Barbarei der praktiſchen Amerikaner.

Die Vorſtellung ſollte um halb acht beginnen, und wir waren erſucht worden, um halb ſieben Uhr auf der Bühne zu ſeyn. Als ich mit militäriſcher Pünktlichkeit erſchien, war noch kein Menſch da, und ich hatte das Vergnügen, die Gaslichter anzuzünden, und Zeit, die Bühne und die ſonſtigen Einrichtungen zu betrachten. Ich detaillire meine Beſchreibung, damit meine umſtändlichen Landsleute ſich daran ein Muſter nehmen können.

„Willards Hall" iſt ein Gebäude, welches zu Willards Hotel gehört und mit dieſem durch einen Gang verbunden iſt. Am einen ſchmalen Ende führt eine Treppe zu einem Chor, wo gewöhnlich die Muſik und die Zuſchauer bei Bällen ihren Platz finden. Am andern Ende war auf Holzböcken die Bühne errichtet, welche etwa acht Schritte breit und ſechs tief war. Die Räume rechts und links waren durch eine hohe Bretterwand vom Saale geſchieden. In der Mitte über der Bühne prangte ein irgend woher geliehener vergoldeter Schild mit dem Wappen der Republik und rechts und links dienten zwei coloſſale Unionsflaggen theils als Verzierung, theils als Bekleidung der hölzernen Wirklichkeit. Die mit blauem Flor überſpannte Bühne ſelbſt ſah aus wie ein großer „Portſchinelle Kaſte," wie ſie in Frankfurt ſagen, und war ganz ausgeſchlagen mit ſchwarzem, unangenehm glänzenden Calico, der kürzlich dazu gedient hatte, den Schmerz der öffentlichen Gebäude über den Tod eines früheren Miniſters oder Präſidenten auszudrücken. Die langen Streifen, welche früher die Marmorſäulen trauernd umwickelt hatten, waren nur mit Stecknadeln zuſammengeſteckt. Auf dem Boden lag ein abſcheulicher, bunt gemuſterter, alle künſtleriſche Wirkung todtſchreiender Filzteppich. Ein

Digitized by Google

mit dem Bühnenende des Saals in Verbindung ſtehendes Zimmer des Hotels diente als Ankleidezimmer für die Damen. Für die Herren war der übrige Raum an der andern Seite der Bühne beſtimmt, deſſen Fußboden bald durch Tabaksbrühe und ausgeſaugte Priemchen ungangbar und ekelhaft gemacht wurde. Mit Mühe verſchaffte ich für dieſes Loch einen Spiegel aus dem Hotel und kleidete mich in großer Eile an, ſo daß ich fertig war, ehe das Gros der Mitwirkenden kam. Es waren Beamte, Offiziere und andere anſtändige junge Leute, welche ſich jedoch über die unanſtändige Lumperei der ganzen Veranſtaltung nicht zu wundern ſchienen, eben ſo wenig wie über die ſchreiende Barbarei in der Anordnung der Bilder ſelbſt. Sie hatten nichts Beſſeres geſehen, waren amerikaniſches Behelfen gewohnt und ahnten nicht, daß Herren ihres Ranges in Europa bei ſolcher Gelegenheit ganz andere Anſprüche machen würden. Gleich nach ſieben Uhr war der Saal ſo gedrängt voll von den erſten Männern und Frauen Waſhingtons, daß an der Kaſſe vergeblich zwanzig Dollars für zwei Billets geboten wurden.

Die ſchlafende Schönheit, ein reizendes Weibchen in prachtvollem Anzug und bedeckt mit Schmuck wie ein Heiligenſchrein, übte ſich im Schlafen und graciöſem Erwachen; ich bewunderte aufrichtigſt meine in einem prächtigen Phantaſieanzug wirklich bezaubernd ausſehende Hofdame, und der Prinz ging ungeduldig hin und her. Das Publikum gab ebenfalls Zeichen der Ungeduld von ſich, denn die Zeit des Anfangs war ſchon um eine halbe Stunde überſchritten und wir konnten nicht anfangen, denn es fehlte uns die Hauptſache. Der Hydrogasoxygen-Lichtmacher, ließ eben ſo auf ſich warten, wie der, welcher den Deutſchen ein Licht aufſtecken ſoll, und der „Manager" — der Tauſendkünſtler aus Boſton — hatte ſich vor den Vorhang zu drücken und die Urſache der Verzögerung anzukündigen und deßhalb um Entſchuldigung zu bitten.

Endlich war Alles in Ordnung. Der etwas ſchäbig ausſehende König ſaß auf ſeinem Thron, neben ihm ſeine Königin, und neben dem Thron, rechts und links, zwei noch weit ſchäbiger coſtümirte Barone, wovon der eine glücklicherweiſe durch meine ſchöne Hofdame verdeckt wurde, die mit mir ganz vorn am Rand der Bühne ſtand. Uns beiden gegenüber lag, auf dem Sopha hingegoſſen, die reizende junge Prinzeſſin, beleuchtet vom ſtrahlendſten Lichte. Hinter ihr ſtand als verzierende Statue ein ſchönes Mädchen, und in einer Ecke Lily Pourtales, gleichfalls als Statue, mit einem weißen, mit weißen Blumen gefüllten Korb auf dem Kopfe. Der Vorhang fing ſchon an in die Höhe zu gehen, als Miſtreß Thomas Davis, die weibliche Direktorin, den Statuen, die ihr ſpecielles Steckenpferd waren, die letzte Hand voll Mehl in's Geſicht warf.

Der Prinz wunderte ſich angemeſſen und wir Alle erwachten ſehr anſtändig, aber ich fürchte, nicht ganz zu gleicher Zeit, da der Prinz von Boſton nicht die Courage hatte, die ſchlafende Schönheit auf den Mund zu küſſen, ſondern ſich damit begnügte, mit ſeinen Lippen ihre Hand zu berühren, was den Zauber ſchwächte. Das Publikum zeigte ſich merkwürdig genügſam, es applaudirte ſo laut, als es ſich immer mit dem Anſtand vertrug, und dieſes erſte Bild mußte dreimal wiederholt werden.

Dieſe freundliche Genügſamkeit und Nachſicht des Publikums wirkte ſehr ermuthigend auf uns und überzeugte den Boſtoner noch mehr, daß Alles ganz vortrefflich ſey, was er angeordnet, und meine ſanften Vorſtellungen und ſchüchternen Vorſchläge, das folgende Bild, „Judith und Holofernes," nicht ganz ſo abgeſchmackt darzuſtellen, wurden mit Yankeeüberlegenheit kaum angehört und unbeachtet gelaſſen. Ein Capitän machte den Holofernes. Auf einen langen Brettertiſch wurde ein weißes Leintuch gelegt, darauf ein weißes Kopfkiſſen, mit „Willards Hotel" in der Ecke, und darüber gebedt ein anderes weißes Leintuch. Der Capitän hatte nur Rock und Weſte ausgezogen, und Holofernes war fertig. Daß man hinter dem Leintuch das Bretterkreuz ſah, welches den Tiſch zuſammenhielt, genirte nicht im geringſten. Die Judith wurde durch die Frau eines Künſtlers, die in Europa geweſen war und lange in Italien gelebt hatte, in Coſtüm und Handlung ganz meiſterhaft dargeſtellt, und bei ihr genirte der amerikaniſche Infanteriesäbel, den ſie ſchwang, nicht im geringſten. — In der zweiten Abtheilung dieſes Bildes erſchien Judith mit dem Kopf des Holofernes in der Hand, was ſehr geſchickt gemacht war. Der Kopf war der wirkliche Kopf des hinter dem Bett knieenden Hauptmanns, um deſſen Hals in der Höhe des Bettes ein Leintuch zuſammen gelegt war, auf dem man die Blutstropfen durch aufgenähte Stücke rothen Flanell dargeſtellt hatte. Dieſes Bild ſah ſehr gut aus.

Das Byrd-Monument in Philadelphia, wovon wir eine Photographie hatten, war recht gelungen dargeſtellt und gefiel ſehr. Am Fuße eines Marmorkreuzes ruhen drei Kinder von verſchiedenem Alter und hinter ihnen, mit der Poſaune in der Hand, ſteht ein Engel, die Hoffnung auf Auferſtehung andeutend. Das war Mrs. Davis' Triumph; ſie verſchwendete daran auch wenigſtens zwei Metzen Mehl und viele Kreide. Meine Hofdame agirte dießmal als Engel; ihre Flügel — ausgeſchnitten von Calico und mit Kohle gemalt — hatte ich in der richtigen Stellung an die ſchwarze

Digitized by Google

Hinterwand feſtgeſteckt, was ſich ſehr natürlich ausnahm.

In dem „Schutzengel“ machte Lily Pourtales den Engel, hatte aber eine andere Sorte von Flügeln, da ſie frei ſtand. Es war nämlich von ſtarkem Draht eine Art von länglichem Herzen gebogen worden, welches man mit weißem Zeug überſpannt hatte. In die obere, ziemlich tief eingeſchnittene Biegung ſteckt der Engel den Hals; die Federn ſind mit Kohle angegeben und das Ganze repräſentirt Engelsflügel in der Ruhe ſehr wohl.

Blaubart wurde ſehr ſpaßhaft dargeſtellt. Die letzte Frau des Ungeheuers, ein hübſches, ſehr gewanktes Mädchen, verſtand in dem Grade zu übertreiben, welcher für das Kindermährchen paßte, und ſpielte ihre Rolle ganz trefflich. Sechs junge Damen, wozu man hauptſächlich die mit den längſten Haaren ausgeſucht hatte, hingen an dieſen Haaren neben einander an der hintern Wand, oder vielmehr man ſah nur ihre Köpfe hängen, was durch einen doppelten Vorhang im Hintergrunde gar nicht ungeſchickt arrangirt war. Der Thurm, auf den die Schweſter ſteigt, mit dem Taſchentuch Hülfe herbeizuwinken, war ſehr naiv durch einen gewöhnlichen Rohrſtuhl dargeſtellt, und daß die junge Dame, die eine Zuckerhutmütze anhatte, welche ſo hoch wie der Thurm (Stuhl) war, eine Brille trug, verdarb nichts am Humor der Sache.

Blaubarts letzte Frau ſtellte ſpäter die Jungfrau von Orleans vor, was jedoch nichts Merkwürdiges darbot, außer daß unſer deutſcher Kapellmeiſter dazu die Marſeillaiſe aufſpielen ließ, was jedoch keinem Amerikaner auffiel.

Durch den guten Erfolg am erſten Abend ermuthigt, erhöhte das Comité den Eintrittspreis auf das Doppelte. Die Speculation war gut; der Saal war am zweiten Abend ebenſo gedrängt voll wie am erſten. Wir hatten wieder am Morgen eine kurze Probe; einige Darſtellungen wurden wiederholt, darunter das Byrddenkmal und „the red ear“ — was die rothe Aehre und auch das rothe Ohr heißt. Landleute ſind nämlich beim „husking“ beſchäftigt, das heißt beim Ausſchälen des Korne (türkiſchen Weizens), wobei es in manchen Gegenden von dem Burſchen, der eine rothe Aehre findet, als ein Recht beanſprucht wird, ſeine Nachbarin zu küſſen. Das Finden der rothen Aehre wurde im einen Bilde und das Finden des rothen Ohrs im zweiten ſehr praktiſch durch eine Ohrfeige dargeſtellt, welche das Mädchen im Begriff war, dem kecken Burſchen zu geben.

„Der letzte Traum von Ruhm“ war ein Bild betitelt, welches Mrs. Davis ausgedacht hatte, um einige lebende Figuren in goldenen Rahmen vorzuführen, denn ſonſt hatte es weder Sinn noch Verſtand. Drei goldene Rahmen, mit ſchönen lebenden Frauen als Bilder darin, ſchienen an der hintern Wand zu hängen. Ich als Maler lag, die Palette in der Hand, ſterbend in einem Seſſel und ſah mit dem letzten Blick auf mein Meiſterwerk. Eine Staffelei — aber ohne Bild — ſtand neben mir; der Boſtoner Tauſendkünſtler ſagte, man müſſe annehmen, daß ich eben die letzten Pinſelſtriche an einem der (bereits an der Wand hängenden) Bilder gethan habe. Das Bild gefiel ſehr, ſo abgeſchmackt es war, und mußte mehrmals wiederholt werden.

Alle ſogenannten patriotiſchen oder vielmehr politiſchen Bilder wollten nicht ziehen. Eine Reihe von Darſtellungen war betitelt: „Die Proklamation des Präſidenten, oder noch dreimal hunderttauſend Mann.“ Natürlich waren alle jungen Männer — auf der Bühne nämlich — ſehr bereitwillig, Haus und Hof, Weib und Kind zu verlaſſen, um ſich unter unwiſſenden, politiſchen Generalen für die Emancipation der ſchwarzen Brüder todtſchlagen zu laſſen, und die Weiber und Töchter ſahen mit wahrem Entzücken ihre Väter und Männer die Muskete ſchultern. Außerhalb der Bühne mußte man aber zur Ziehung ſchreiten, weil ſich, ſelbſt für ein Handgeld von ſage nahe an ein tauſend Dollars, nicht genug Freiwillige finden wollten.

Wenig Beifall wurde laut, als auf der Bühne beſiegte Conföderirte, in Uniformen gekleidet, die man auf dem Schlachtfeld geſammelt, von Unionsſoldaten, die ihnen das Bajonnet auf die Bruſt ſetzten, Pardon erbaten. Der Witz, daß ein Unionsofficier einer auf einem Faß vor ihm liegenden Copperheadſchlange — diejenigen, welche mit den Rebellen ſympathiſiren, werden von den Unioniſten Copperheads genannt — den Huldigungseid abnimmt, welchen man die Bewohner der aufſtändiſchen Staaten ſchwören läßt, wurde nur ſchwach belacht. Die beſſere Klaſſe der Waſhingtoner hat zu viele Verwandte und Freunde unter den Südländern, als daß ſie, wenn auch der Union anhänglich, Freude an ſolchen Scherzen finden ſollten.

Weit herzlicheres Gelächter erregte dafür ein Wachsfigurenkabinet, wobei der Boſtoner Schwerenöther als alte Dame auf recht ſpaßhafte Weiſe die Erklärungen gab. Da war eine Rieſin, eine auf einem Faſſe ſtehende junge Dame, die ein paar Fenſtervorhänge als Kleid arrangirt anhatte, eine Zwergin, Blaubart, Lord Byron, ein berühmter amerikaniſcher Räuber, eine unſchuldige Jungfrau an den Haaren haltend und das Meſſer ſchwingend. Lily Pourtales, ihr Haar bis auf die Kniee herabhängend, fungirte als Meerjungfer, und damit man ihre Eigenſchaft erkannte, guckte als Fiſch-

Digitized by Google

ſchwanz unter ihrem Kleid das Ende eines wirklichen Kabliau hervor. Als die Figuren aufgezogen wurden, geriethen ſie in Bewegung. Blaubart bewegte ſeinen Arm mit dem Schlüſſel auf und nieder; eine Wahnſinnige machte immer wieder dieſelbe tolle Gebärde; der Räuber mörderte fortwährend die kniende Unſchuld, die Meerjungfer kämmte und kämmte ihr Haar u. ſ. w.

Der Präſident und ſeine Frau hatten verſprochen, der Vorſtellung beizuwohnen, waren aber abgehalten worden; allein in der letzten erſchien Madame Lincoln. Die Vorſtellung wurde eröffnet mit einem Bilde, welches als „Kleinode aus orientaliſchen Erzählungen“ bezeichnet war. Die ganze Bühne war mit mehr oder weniger ſchönen, mehr oder weniger prachtvoll und mehr oder weniger orientaliſch gekleideten Mädchen angefüllt, die in gefälliger Gruppirung ſaßen oder ſtanden, wobei ſich natürlich die häßlichſten in den Vordergrund drängten. Der ſchreiende Filzteppich wurde durch den Brokat und Atlas der reichen Kleider und außerdem noch durch einige Decken mit orientaliſchem Muſter verhüllt und das Bild war ein ſehr hübſches.

Ich mußte wieder als Maler ſterben und hatte von unſerem weiblichen Commandanten die Ordre erhalten, den Pygmalion zu ſpielen und mich in meine Statue der Galathea zu verlieben. Die „ſchlafende Schönheit“ habe ja einen türkiſchen oder griechiſchen Anzug, der dazu paſſen werde. Ich konnte mich kaum des Lachens enthalten und remonſtrirte gelinde gegen einen Pygmalion in türkiſcher Kleidung. Die Dame entſetzte ſich, als ich von antikem Coſtüm und nackten Armen und Beinen ſprach; ſie wollte durchaus nichts Nacktes, auch ſollte ich meine lebendig gewordene Galathea nicht an's Herz drücken. Tricots, beſonders, fleiſchfarbene, waren in ganz Washington nicht zu haben und mit den Tänzerinnen der Varieties und Canterburh Hall war ich leider nicht auf ſo vertrautem Fuß, um ihnen ein ſolches Kleidungsſtück abborgen zu können. Ich hörte aber, die ſchlafende Schönheit habe ein paar vom Theater zur Dispoſition, und ich hatte die Keckheit, darum zu bitten. Die kleine Schönheit brachte mir die Unausſprechlichen im Superlativ eigenhändig und ſagte, mit halb abgewandtem Blick, ſie wiſſe nicht, ob die „Dinger“ recht ſetzen, ſie verſtehe nicht viel von dergleichen. Es waren, beiläufig geſagt, Damentricots, und wenn ich ſie anhatte, konnte ich wegen der Kürze nur mit Mühe gehen und mit noch größerer Mühe niederknien und Jupiter anflehen. Eine erträgliche Tunica wurde im Theater aufgetrieben; ein paar eigenthümliche Gummiſchuhe mußten als antike Pantoffeln dienen. Ich ſtrebte aber nach einer ſchönen Toga oder Mantel und meine Gemahlin war nicht zu Hauſe, um mir ein Leintuch in eine ſolche zu metamorphoſiren. Ich erinnerte mich eines weißen beduinenartigen Mantels, den ich irgendwo in meinem Hauſe geſehen, durchkramte Kiſten und Kaſten, verwirrte mich in Krägen- und Spitzenlabyrinthe, gerieth in Angſtſchweiß, weil ich fürchtete, überraſcht zu werden, fand aber nicht, was ich ſuchte, und mußte zufrieden ſeyn mit einem dunkelblauen Mantel ohne Aermel, der ſich togaartig überwerfen ließ. Napoleon exercirte ſich vor ſeiner Krönung ebenfalls ein, und ſo kann ich denn auch geſtehen, daß ich den Togafaltenwurf übte und in meinem Kämmerlein zu Jupiter Probe betete.

Eine amerikaniſche Dame muthet euch allenfalls ganz kühl zu, wenn ihr weiße Hoſen und Glacéhandſchuhe anhabt, auf die Bäume zu ſteigen und Vogelneſter zu ſuchen, oder ihren Koffer auf die Eiſenbahn zu tragen oder ſonſt welche Laſtträgerarbeit zu verrichten, und unſer weiblicher Commandant en Chef gehörte in dieſer Hinſicht zu den am wenigſten blöden; ſie commandirte rechts und links und ich konnte nicht umhin, ſie an die Spitze der Potomacarmee zu wünſchen. Ein paarmal hatte ich mich veranlaßt geſehen, ſie zu erſuchen, ſie möchte für zwei oder drei Diener und einen Wagen ſorgen, welche all die Aufträge, die ſie gab, ausführen könnten, und den Boſtoner Tauſendkünſtler hatte ich mehrmals in ſeinen Anordnungen, wenn ſie zu abſurd waren, durchkreuzt und war bei den gebietenden Gewalten in Ungnade gefallen. Die natürliche und erſte Folge war, daß Pygmalion, der auf dem Zettel als dritte Darſtellung genannt war, beinahe bis an das Ende der ganzen Geſchichte verlegt wurde, ſo daß ich als höchſt unzufriedener Grieche mich ſtundenlang in dem engen Raum herumzudrücken und alle mögliche Mühe hatte, meinen blauen Mantel gegen die Mehlwolken zu ſichern, welche zwei ſich ankleidende marmorne Gladiatoren einhüllten, die übrigens die abgeſchmackteſte Carricatur waren, die ich im Leben geſehen habe. Unſerem weiblichen General hatte ich auf das Sorgfältigſte aus dem Wege zu gehen, denn ſie war förmlich fanatiſch im Anſtreichen. Bei der erſten Vorſtellung ſahen die Engel bei dem hellen Lichte alle wie himmliſche Müllerburſche aus und in der letzten lag ich bereits als verſcheidender Pinſel im Seſſel und ſchmachtete meine heilige Cäcilie an; das helle Licht leuchtete ſchon und der Vorhangmann ſpukte ſich in die Hände, als unſere Mehlfurie mit ihrer Schüſſel heranſtürzte und der armen Heiligen noch eine Hand voll Mehl ins Geſicht warf. Ich ſprang entſetzt auf und ſtellte mit meinem Taſchentuch eiligſt die natürlichen Roſen meines Meiſterwerkes wieder her.

Digitized by Google

Endlich wurde „Pichmehlion“ angekündigt; — ſo ſpricht man hier den Namen aus, und zur Notiz für engliſch lernende Leſerinnen will ich zugleich beiläufig mittheilen, was ich ſelbſt erſt von unſerem weiblichen Obergeneral gelernt, daß Pſyche „Seiche“ ausgeſprochen wird. Anſtatt aber die Scene zu arrangiren, wie es in der Morgenprobe angeordnet war, ſagte unſer weiblicher Chef, wir haben genug Statuen gehabt, es ſolle nur eine einzige auf einem mit Leinwand bedeckten Kaſten ſtehen und ich davor hinknieen, das ſey genug. Etwas ärgerlich entgegnete ich, ich werde thun, was ich für gut halte, und der Vorhang rollte in die Höhe. Ich kam herein, ſeufzte meine Statue an, drückte nach Kräften Liebe und Verzweiflung über die marmorne Unempfindlichkeit aus, hatte eine heidniſche Offenbarung und betete äußerſt dringend zu dem alten Roué Jupiter, war ſehr erſtaunt, entſetzt, entzückt, als meine Statue mit großer Schwierigkeit die Augen öffnete und lächelte — ſie hatte bei dem Proceß ein halbes Pfund Mehl mit den Augenlidern zu heben, — und als ſie gar Miene machte, in meine Arme zu kommen, hielt ich es für zweckmäßig, dieſer Kataſtrophe, meinem Mantel zu Liebe, durch eine Art von Ohnmacht auszuweichen. Der Beifall war ſehr mäßig und das Bild wurde nicht noch einmal verlangt. Ich war gedemüthigt und verdrießlich, und daher mochte es wohl kommen, daß die Jahrmarktſcherze des Boſtoner Tauſendkünſtlers mir erſchrecklich fade erſchienen und daß ich über die Peak-Familie — eine Verſpottung der puritaniſchen Steifheit und Förmlichkeit, die ganz hübſch, aber zu lang war — nicht einmal lachen konnte.

Die ganze Geſchichte war aber doch ein großer Erfolg; die Amerikaner waren entzückt und die Kaſſe der „Fair“ um etwa ein tauſend Dollars reicher.

Ich muß geſtehen, daß ich bei dieſer Gelegenheit die Amerikaner weit lieber gewann, als früher der Fall geweſen war. Die Männer waren verſtändig, heiter und gutmüthig, ſehr zuvorkommend und höflich; kurz, ſie benahmen ſich ſo angemeſſen und hübſch wie möglich. Von den mitwirkenden Damen muß man daſſelbe ſagen. Sie waren einfach, natürlich, ſehr munter und durchaus anſpruchslos. Jede trug bei, ſo viel ſie konnte, das Unternehmen gelingen zu machen, und nicht eine einzige weigerte ſich, irgend eine untergeordnete oder häßliche Rolle anzunehmen. Die Damen, die ſämmtlich den erſten Ständen angehörten, fügten ſich mit dem beſten Humor in alle Anordnungen und Unbequemlichkeiten. Ich hatte mir immer ſo viel von amerikaniſcher Pruderie erzählen laſſen; allein bei dieſer Gelegenheit, wo man ſich doch ſo ſchnell und unter erſchwerenden Umſtänden ankleiden mußte, habe ich auch nicht die Spur von Pruderie bemerkt, — im Gegentheil.

Daß ich mich am Abend nach der Vorſtellung vor meiner ſchöneren Hälfte fürchtete, wird jeder Ehemann begreifen; ich that alſo ſehr bärbeißig und wir ſtellten das öſterreichiſche Wappen dar. Am Morgen beim Thee kam's aber zum Ausbruch. Die Gattin hatte „Chamäleon“ verſtanden und war ſehr erſtaunt, ihren Alten als Pygmalion zu ſehen und noch dazu in ihrem ſchweren blauen Mantel. — Dummheit, nicht einen der rothen leichten Mäntel zu nehmen, den hier alle eleganten jungen Damen haben! Ich alter Kerl ſollte mich ſchämen, mit meinem Sperlingshals einen Pygmalion zu ſpielen, während ſo viele junge ſchöne Männer da geweſen ſeyen. Ich habe wie ein Nachtwächter ausgeſehen und verdiene privatim und gedruckt ausgelacht zu werden, was mir auch ſicher geſchehen werde. Ich könne mich nicht entſchließen alt zu werden, ſey ein eitler — u. ſ. w. Wie ein begoſſener Pudel ſchlich ich frühzeitig aus dem Hauſe und begegnete dem Blaubart, der mich fragte, ob ich ſchon das Morning Chronicle geleſen habe. Ich kaufte das Blatt und las darin eine Kritik unſerer geſtrigen Vorſtellung. Die Bilder wurden meiſtens ziemlich gelobt, allein das beſte von allen ſey Pygmalion geweſen, ſowohl in Arrangement als Ausführung; beſonders geprieſen wurde „die claſſiſche Einfachheit und keuſche Darſtellungsweiſe“ u. ſ. w. Später hörte ich auch, daß Madame Lincoln Pygmalion am beſten gefallen habe.

Als ich nach Hauſe kam, reichte ich meiner Minerva das Zeitungsblatt und ſagte: „Da lies, wie man mich lächerlich macht!“ — „Das dacht' ich,“ war die raſche Antwort. Als ſie geleſen, lachte ſie unmäßig und ſagte: „Du fällſt wie eine Katze immer auf die Beine. Dank den Göttern für dieſesmal und verſuche ſie nicht wieder!“ „Amen,“ ſagte ich.

Am beſtimmten Tage wurde die wirkliche „Fair“ im Gebäude des Patentoffice eröffnet. Das Patentoffice iſt ein prachtvolles Gebäude von weißem Marmor, in welchem das Miniſterium des Innern und des Ackerbaus ihre Bureaus haben und die Modelle aller patentirten Erfindungen aufbewahrt werden. Das Gebäude liegt einem andern prachtvollen Marmorgebäude, der Poſt, gerade gegenüber und eine hohe Treppe führt unter die Säulenhalle vor dem Haupteingang. Einen noch nicht vollendeten ungeheuren Saal, deſſen Fußboden jedoch bereits mit ſchwarzen und weißen Marmortafeln belegt iſt, hatte der Miniſter des Innern

Digitized by Google

für das Unternehmen eingeräumt und die Architekten der Regierung hatten ihn eingerichtet und ausgeſchmückt.

An dem dem Eingang gegenüberliegenden Ende des Saals iſt eine Bühne errichtet, deren hintere Wand durch Waffen geſchmackvoll verziert iſt. Sie wurde von den Rednern benutzt, welche bei der Eröffnung ſprachen, nämlich vom „Regiſter“ des Schatzamts, dem Ehrenwerthen L. E. Chittenden, und Herrn B. B. French, Präſidenten der Fair. Die Räume rechts und links von der Bühne enthalten Reſtaurationen, die mit allen möglichen Fahnen geſchmückt ſind. Die öſterreichiſche dient als Vorhang zum Eingang der Reſtauration rechts und beſchattet zugleich den Kaſſirer; ihr gegenüber verdeckt die preußiſche Fahne mit ihrem verhungerten Adler und ſchwarzen Kreuz die Küche. Ich habe den leiſen Verdacht, daß dieß eine boshafte Anſpielung auf deutſche Völlerei iſt. Die gegenüberliegende Wand mit dem Eingang iſt durch Waffen verziert und durch Fahnen; über der Thüre hängt ein gar nicht ſchlechtes Oelgemälde, den Tod des Generals Lyon darſtellend.

Längs den langen Wänden ſind recht geſchmackvoll Läden eingerichtet, die reichlich mit geſchenkten Dingen aller Art verſehen ſind. Hier findet man Alles, was auf einem Jahrmarkt zu finden iſt. Hier kann man ſich elektriſiren, dort wägen laſſen; hier iſt ein Glücksrad, dort ſind Stereoskope zu ſehen. Im Centrum des Saales iſt ein Tempel der Flora und daneben ein anderer Tempel errichtet, in welchem eine Landſchaft mit einem auf einem Felſen liegenden Fort recht hübſch plaſtiſch dargeſtellt iſt. Man ſieht da teichartige Vertiefungen, in welche man für zehn Cents ſeine Angel auswerfen kann, um ein Päckchen zu fiſchen, worin, in viele Papiere gewickelt, allerlei Kleinigkeiten zu finden ſind. Zu den Seiten der beiden Tempel, nach der Bühne und dem Eingang zu, ſind mit Guirlanden überbaute Läden, in welchen allerlei ſchöne und koſtbare Dinge feil geboten werden, und zwar von den erſten Damen der Stadt, welche die Verkäuferinnen machen. Eisbuden, eine Limonadequelle mit einer ſchönen Nymphe u. ſ. w. fehlen natürlich nicht.

Der koſtbarſte dieſer Läden iſt der, in welchem die Gemahlin unſeres Bürgermeiſters oder Mayors, Mrs. Wallach, waltet. In ihm funkelt es von Silbergeſchirr, ſchönen Kleidern, Spitzen, Shawls und andern koſtbaren Dingen. Der reiche Ausſchnittwaarenhändler Stewart von Newyork hat zu der Fair ſehr koſtbare Geſchenke beigeſteuert, darunter einen indiſchen Shawl, der mit tauſend Dollars angeſetzt iſt. An Gemälden fehlt es auch nicht und eine Heilige, ein Originalgemälde von einer amerikaniſchen Dame, iſt ſehr gut. Reliquien von Washington, „dem Vater der Republik,“ und von verſchiedenen Schlachtfeldern ſind ebenfalls feil; koſtbare Stickereien, Albums u. ſ. w. ſind reichlich vorhanden. Einer der anziehendſten Punkte iſt der Floratempel, in welchem Gräfin Elſie Pourtales und Mrs. French mit einem Strauß ſchöner junger Damen täglich die ſchönſten Blumenbouketts, Körbe, Vögel und Goldfiſche verkaufen. Muſik ſpielt den ganzen Abend.

Ein Billet für die ganze Dauer der Fair koſtet einen Dollar, ein einzelnes einen Viertelsdollar. Die Fair iſt von Mittags zwölf Uhr bis Nachts eilf Uhr geöffnet und iſt allabendlich ſo gedrängt voll von geputzten Menſchen, daß man beinahe erſtickt, obwohl der Saal ungeheuer hoch iſt.

Um in den Saal zu gelangen, muß man durch die Modellſäle, deren breite Marmorgänge Raum genug für diejenigen bieten, welchen das bunte Gewühl vor den Meßbuden zu viel wird. Aus einer mit einem Vorhang verſehenen Abtheilung, welche dicht am Eingang zur Fair liegt, ſchallt monotoner Geſang. Wir treten für fünfzehn Cents in eine Neu-England-Küche, wie ſie indeſſen jetzt nur noch ſelten zu finden iſt. Hier ſitzen die alten Frauen und ſpinnen, während die jungen Weiber mit andern häuslichen Arbeiten beſchäftigt ſind und ein ſeltſam gekleidetes weibliches Hausinventarium, die kurze Pfeife im Munde, das Kaminfeuer ſchürt. Eine ehrwürdige Alte ſingt aus dem Pſalmbuch. Uns bietet die Küche nichts beſonders Merkwürdiges, denn wir ſehen dergleichen noch heute auf dem Lande in Weſtphalen und andern Gegenden Deutſchlands.

Am Abend wird nicht übermäßig viel gekauft; die reichen Leute, welche Einkäufe zu machen beabſichtigen, kamen am Nachmittag. Werthvolle Dinge, auch theure Blumenſträuße und Blumenkörbe, werden verloost; das Loos koſtet, je nach den Gegenſtänden, von zwei Dollars bis herunter zu zehn Cents. Junge Damen mit Liſten in den Händen drängen ſich durch das Gewühl, um Bekannte und Unbekannte zum Abnehmen von Loosen zu veranlaſſen, was eigentlich nicht geſtattet iſt, da es die Beſucher verſcheucht, allein trotz allem nicht ganz abgeſtellt werden kann. Ehe man ſich umſieht, haben Einem dieſe hübſchen Hexen ein paar Dollars aus der Tasche gezaubert.

Ich habe auch eine Federzeichnung, Landſchaft nach Schirmer, beigeſteuert, die mit dreißig Dollars angeſetzt iſt und verloost wird. Sie koſtet einen hieſigen Bankier, der wettete, die Zeichnung ſey ein Stich, das

Digitized by Google

feinſte Diner für zwölf Perſonen, welches in Waſhington zu haben iſt. Meine bekannte Eitelkeit hätte es nicht über das Herz bringen können, dieß zu verſchweigen.

Die Fair ſollte vier Wochen dauern; allein ſie macht ſo gute Geſchäfte, daß ihre Dauer verlängert werden wird. Convaleſcente Soldaten haben mit ihren Arbeiten ebenfalls eine Bude gefüllt, worunter manche hübſche und viele ſeltſame Dinge ſind.

Von dem Theater werde ich, wie geſagt, ein andermal reden, und von den verſchiedenen receptions und Geſellſchaften iſt nicht viel zu ſagen, was die Leſer intereſſiren könnte, da ſie die Perſönlichkeiten nicht kennen. Die Geſellſchaften ſelbſt ſind ſich alle gleich, wie ein Ei dem andern; es ſind ja auch meiſt dieſelben Perſonen in ihnen anzutreffen. Eine neuere Erſcheinung in denſelben iſt Graf Georgi, der öſterreichiſche Geſandte, welcher Herrn Hülſemann abgelöst hat. Jedermann iſt mit dieſem Wechſel zufrieden; denn Graf Georgi iſt ein liebenswürdiger Junggeſelle, der ſich hier bereits viele Freunde erworben hat und ſich ſehr freundlich der öſterreichiſchen Offiziere annimmt, die im Dienſt der Vereinigten Staaten hier in Waſhington ſtehen.

Kleinere Geſellſchaften ſind manchmal ganz angenehm; allein uns Europäern werden ſie dadurch verleidet, daß ſelten eine allgemeinere Unterhaltung in Gang kommt. Gewöhnlich ſitzen die Leute paarweiſe beiſammen und unterhalten ſich; ein Fremder kann ſich todtgähnen. An Vorleſungen mancherlei Art fehlt es nicht in dieſer Saiſon. Profeſſor Agaſſiz war vor einigen Monaten hier und hielt drei Vorleſungen über die Gletſcher im „Smithſonian" — eine treffliche Anſtalt, die wir ſpäter beſuchen wollen — welche vom Inſtitut honorirt wurden und für das Publikum unentgeltlich waren. Der Vorleſungsſaal war gedrängt voll, trotz Schnee und Wind, und ſelten mag Agaſſiz vor einem aufmerkſameren und dankbareren Publikum geſprochen haben. Daſſelbe beſtand nicht allein aus den erſten Männern und Frauen Waſhingtons, ſondern auch aus geringeren Bürgern, aus Arbeitern und Soldaten.

Agaſſiz iſt ein hübſcher Mann von einnehmendem Weſen; ſeine Ausſprache des Engliſchen iſt recht gut, und ſein freier Vortrag — er lieſt nicht ab und ſteht frei auf der Bühne — iſt äußerſt klar und intereſſant. Er weiß jedoch den Reichthum ſeines Materials nicht in die kurze, ihm zugemeſſene Zeit zu condenſiren, und am Ende der dritten Vorleſung war er uns die verſprochene Löſung mancher wichtigen Frage ſchuldig geblieben. Er iſt gegenwärtig wieder hier, und ich freue mich auf ſeine Vorleſungen.

Der große Karl Heinzen beglückte uns auch mit ſeiner Gegenwart und hielt den Teutſchen eine teutliche teutſche Vorleſung in ſeinem Holzhacker- oder Flegelſtyl. Sein Thema war ein äußerſt wohlfeiles und bequemes: „Die Menſchheit als Verbrecherin." Sie begann mit Hängen, Köpfen, Standrecht, Caſematten u. ſ. w., und die Leute, die ihr beiwohnten, erzählten mir, ſie hätten nie anſpruchsvolleren Blödſinn gehört. Ich war an jenem Abend zum Staatsminiſter Seward eingeladen, und kam ſo um den hohen Genuß, dieſes Meiſterwerk der Beredſamkeit zu hören, welches übrigens im „Pionier" — von dem wohl ein halbes Dutzend Blätter ſich nach Europa verirren mögen — abgedruckt iſt. Sobald Heinzen eine gute engliſche Ueberſetzung erhalten wird — der große Mann ſcheint demnach in beinahe zwanzig Jahren noch nicht Engliſch gelernt zu haben — ſoll das Produkt auch den engliſch redenden Verbrechern dieſes Continents bekannt gemacht werden. Ich habe nur den Anfang geleſen. Heinzen gibt jetzt ſeine ſämmtlichen Werke heraus, auf Subſcription nämlich. Bitte, verehrte Leſer, ſchicken Sie eiligſt frankirte Geldbriefe an Karl Heinzen nach Boſton, damit ſeine welterlöſenden Werke zur Welt kommen können.

Secretär Chaſe wurde von unſerem „berühmten Landsmann" mit einem Beſuch beehrt; allein Heinzen war mit dem Vater der Grünrücken — ſo nennt man die hieſigen grünen Banknoten — nicht zufrieden; der republikaniſche Tabak, den Chaſe raucht, war ihm noch nicht ſtark genug; Fremont iſt Heinzens Mann.

Die Brüder Davenport geben jetzt Vorſtellungen in Willards Hall, die ſehr merkwürdig ſeyn ſollen. Der Zettel klingt verrückt genug und iſt ſehr geeignet, die Neugierde zu erregen, hat mich aber doch noch nicht verführen können. Die Davenports ſind nämlich berühmte Mediums, die in ganz beſonders vertrautem Verkehr mit den Geiſtern ſtehen. Die Leute laſſen ſich von irgend welchem Zuſchauer auf das feſteſte binden; dann verſchwindet das Licht auf einige Secunden, und wenn es wieder erſcheint, liegen die Stricke und Bande an der Erde und zeigen keine Spur des Mehls, welches man den Brüdern in die Hände gegeben und das ſie beim Erſcheinen des Lichtes noch darin haben. Geiſter machen ſcheußliche Muſik auf allerlei hingelegten Inſtrumenten und umherfliegende Violinen fahren gelegentlich Zweiflern und Spöttern gegen die Köpfe. Einer der letzteren ſtrich plötzlich ein Streichholzchen an; man ſah die Brüder vorgebeugt mit freien Händen;

Digitized by Google

allein im Nu faßen ſie auch wieder da, die Hände auf den Rücken gebunden, wie zuvor. Die Brüder geben auch Privatvorſtellungen, bei denen wunderbare, wenigſtens unerklärliche Dinge vorkommen. Auf dem Zettel wird verſprochen zu zeigen, wie Jakob mit dem Engel rang, wie Petrus befreit wurde und dergleichen.

Mein Garn iſt dießmal länger geworden, als ich dachte, und ich will endlich ſchließen.

Shakeſpeares Königsdramen,

beim Shakeſpeare-Jubiläum in Weimar zur Aufführung gebracht durch Dingelſtedt.

(Fortſetzung.)

Der dritte Akt Richards II. iſt ein dritter Akt einer Tragödie, wie er nur verlangt werden kann. Der König, vom Aufſtand der Seinigen überfallen, erſcheint groß, edel und rührend im Leiden. Zuerſt voll von Zuverſicht auf ſeine unantaſtbare Majeſtät, dann vollkommen ſich ergebend in den unabwendbaren Verluſt ſeiner Hoheit, unfähig, zum Zwecke einer halben Erhaltung und Rettung einen geſchickten Compromiß zu verſuchen, gibt er ſich ganz dem Gefühle hin, die Größe, die er würdig in ihrem vollen Glanze zu bewahren unfähig war, verlieren zu müſſen. So wird ſein Unterliegen zu einem Akt klar bewußter kritiſcher Entſcheidung zwiſchen Triumph und Vernichtung mit claſſiſcher Einfachheit zuſammengedrängt. In einer Burg von dem ſtolzen Vetter, der ſein Recht fordert, bedroht, verſucht er ſich noch mit dem herzuſtellen, was er noch halb kann, ohne ſich zu entwürdigen, mit der Nachgiebigkeit in der Sache, in der er offenbar im Unrecht war, mit der Aufhebung des Bannes und der Lehensberaubung des Vetters, und reinigt ſich ſo gleichſam innerlich von der Schuld, bevor er ihre Folgen zu leiden hat. Er fühlt aber auch ſchon, daß er dieſe damit nicht abſchneiden wird. Sollte die Herſtellung mit dieſer Sühne noch erreichbar geweſen ſeyn, ſo müßte ſich jetzt der begnadigte Vetter dankbar unterthänig ihm zu Füßen werfen. Er kommt aber nicht, ſondern ſchickt in anhaltender Kampfbereitſchaft nur abermals ſeinen Unterhändler. Als der König ihn kommen ſieht, wird ihm klar, was ihm bevorſteht:

„Was muß der König nun? Sich unterwerfen?“

Er läßt es ſich aber nicht gleich beſtätigen, ſondern verweilt noch in einer Betrachtung, worin er ſich ſelbſt klar macht, wie nun ſeine ganze Größe ſich in Staub ſenkt. Er kann noch ſelbſt darüber reflektiren, weil es halb noch nicht wie wirklich iſt, kommt aber dabei faſt an die Grenze des Irreredens, wie es auch der kalt beobachtende Bote nachher bezeichnet. Endlich muß er aber, wie Sophokles Oedipus, daran, ſich das, was er im Grunde ſchon klar genug weiß, ausdrücklich ſagen zu laſſen. Man erſucht ihn herab zu kommen zu ſeinem Vetter. „Herab,“ das iſt die Entſcheidung. Nun faßt der entſcheidende Schrecken die Seele des Helden an. Er geht vernichtet ab. Reſignirt tritt er dann wieder auf und kann ſich keine Illuſion neuer Hoffnung mehr machen, als ihm der ſtolze Vetter heuchleriſch das Knie beugt. Er lehnt es ab und fügt ſich freiwillig und ohne viel pathetiſche Umſtände zum Gehorchen.

Dieſe herrliche Scene hat Dingelſtedt, nach meinem Urtheil, ſonderbar verunſtaltet. Er fand es paſſender, die lange Rede des Königs, in der er ſich die Conſequenzen ſeiner Demüthigung unter den Befehl des Gegners klar macht, bevor er ſich das „herab“ ſelbſt ausſprechen läßt, hinter das Herabkommen ſelbſt zu verlegen, vielleicht weil er meinte, der Schauſpieler könne eine ſolche Tirade unten auf der Bühne bequemer ausdeclamiren, als oben auf dem Thurmgeſtell. Leider macht ſie dann gar keinen Eindruck; ſie wird nur zu einem Geſchwätz nach der Entſcheidung, wozu einer, der ſein Schickſal ſoeben beſiegelt hat, gewiß nicht aufgelegt iſt. Vollkommen unverſtändlich wird aber nun vollends das Benehmen Heinrichs, der dem Unglücklichen geradezu dicht vor der Naſe ſteif ſtehen bleibt und erſt, wenn dieſer ausgepredigt hat, plötzlich Anſtalt macht, ſich vor ihm niederzuwerfen. Hier hätte es des Ungeſtüms Lehfelds nicht bedurft, um den Eindruck falſcher Demuth unkenntlich zu machen, deſſen Trüglichkeit aufzudecken Richard für nöthig halten kann.

Digitized by Google

Hier iſt ein ſehr feiner Zug der Dichtung zerſtört. Denn Heinrichs geklünſtelte Unterwürfigkeit müßte hier gleichſam Wahrheit werden, indem er, wenn er noch ein Menſch iſt, ſich wie wir vor der Majeſtät des Schmerzes in dem gebeugten König neigte. Den Schluß des Aktes macht der Schmerz der Königin.

Im vierten kommt nun mit objektiver Klarheit die unvermeidliche Verdrängung des ſchwachen Herrſchers durch den ſtarken zu Stande. Man ſieht dieſen handeln, jenen in verzweifelnden Betrachtungen gleichſam ſelbſt ſeine Majeſtät zerknittern. Zugleich erfährt man jetzt erſt vollkommen deutlich ſeine urſprüngliche Schuld, die den erſten Streit veranlaßt hat. Mit Unrecht iſt dieß weggelaſſen worden. In demſelben Akte erfolgt auch noch die rührendſte Scene, in der ſein Elend am tiefſten rein menſchlich weich empfunden wird, der Abſchied des Königs von der Königin. Wir ſehen den König und ſeine treue Gemahlin zum erſtenmal beiſammen, wenn es zugleich für ſie auch das letzte iſt. Stände das Stück als einzelne Tragödie für ſich da, ſo wäre dieß ſchon nothwendig ein Theil des Schlußaktes.

In dieſem folgt ſtatt deſſen für den Haupthelden nur noch ſeine letzte Verſöhnung mit ſeinem Schickſal in ſtiller Beſchauung und ſeine Ermordung. Daneben aber nimmt Heinrich mit der Schuld, die hieraus für ihn erwächst, und mit ſeinem ſonſt ganz königlich imponirenden Auftreten in Strenge und Milde ohne das Schwanken zwiſchen beiden, das Richard geſtürzt hat, wieder ein ſelbſtſtändigeres Intereſſe in Anſpruch, und ſo knüpft das Stück an die folgenden vorbereitend an.

Sehen wir aber hievon ab, ſo hinterläßt es aus ſeinen Haupt- und Mittelpartien einen in ſich geſchloſſenen großen Haupteindruck tragiſchen Mitleids, und wenn wohl anzunehmen iſt, daß die Aufführung aller Hiſtorien eine vereinzelte Merkwürdigkeit bleiben wird, ſo wird Richard II. als eine Tragödie für ſich allein, vielleicht mit etwas Kürzung am Anfang und Ende, eine dauernde Wirkung auf der Bühne behalten können, zumal wenn Richard ſtets ſo gut und Heinrich vernünftiger geſpielt wird.

Der erſte Theil von Heinrich IV. kommt dem regelrechten Bau einer Comödie ebenſo nahe, als Richard II. dem der Tragödie. Denn wenn auch ernſte Verwicklungen darin fortlaufen, ſo iſt doch die ganze Compoſition um die Darſtellung eines Charakters gruppirt, der nicht in eine große Verwicklung kommt, ſondern ſich nur bei verſchiedenen Gelegenheiten von den verſchiedenen Seiten ſeiner gemiſchten Natur offenbart. Sie iſt eine ſehr glücklich gemiſchte. Der junge Prinz Heinrich, der Sohn und Erbe Bolingbrokes, iſt heiter, lebensluſtig, leichtſinnig wie Richard II., aber zugleich doch auch tüchtig zu energiſchem Auftreten im Ernſt des Lebens wie ſein Vater. Dieſer war durch übermüthige Barone als der kräftigere Führer an die Stelle des ſchwachen Königs geſetzt. Nun er ſich als ſolcher fühlen will, möchten ſie ihn wieder los ſeyn, und bereuen, den ſchwachen liebenswürdigen Richard verlaſſen zu haben. Wie er ſich mit ihnen herumſchlägt, das iſt der Faden, an dem das Stück mit dem ernſten Inhalt des andern zuſammenhängt.

Das rührt den jungen Prinzen vor der Hand wenig; aber wir ſehen in ihm in der Stille die friſchere Natur ſich vorbereiten, welche die Herrſchgewalt des Vaters ohne ſeine abſtoßende Härte dereinſt mit mehr Glück zu entfalten geeignet ſeyn wird. So lange er dazu noch keinen Beruf hat, lebt er naiv als ein heiterer Bummler in den Tag hinein und wird für nichts mehr gehalten. Der künftige Held ſteckt aber eben ſo gut ſchon in ihm und er braucht gar kein anderer Menſch zu werden, noch weniger zu heucheln, um bald in der Kneipe an ſchlechten Späſſen Gefallen zu finden und tolle Streiche ausführen zu helfen, bald bei ſeinem Vater das volle Verſtändniß ſeiner künftigen ernſten Aufgabe zu offenbaren und in der Schlacht als ſiegreicher Held zu fechten.

Als aus einander geriſſene Hälften eines ſolchen ganzen Kerls ſind Percy und Falſtaff nebſt Anhängen ihm zur Seite geſtellt. Heinrich Percy, der Heißſporn des Nordens, das enfant terrible des Thatendurſtes, der hochtrabende Polterer, der den täubelnden, tollen Prinzen verächtlich zu überſehen meint, während dieſer ſich wieder ſeinerſeits über ihn in ſeinem geſpreizten Draufgehen luſtig macht, der trotzige Ritter, der den König ſtürzen will, weil er ihn geärgert hat, muß ſich im Uebermaß des Selbſtvertrauens überſtürzen und untergehen. Ein wenig menſchlicher verſtändlich gemacht, würde er unſer Mitleid vollkommen in Anſpruch nehmen, und vorübergehend iſt dazu wirklich Gelegenheit, und ſo gleichſam eine grobe Skizze tragiſcher Arbeit als contraſtirender Schatten in das ſonſt heitere Gemälde aufgenommen. Ja, ein Schatten von Tragödie. Der Kern davon, welcher gleichſam die Stelle der großen Kriſis in einer wirklichen Tragödie als vorahnende Abſpiegelung vertritt, iſt die ergreifende Scene, in der Käthe Percy, das treue Weib, ihm erzählt, wie er in der Nacht im Traume ſich abgearbeitet habe. Sie hat da in ſeinem Geſicht eine gewaltige Erregung geſehen: „wie wenn ein Menſch den Athem an ſich hält.“ Ein Laokoon in Worten. Dingelſtedt hat dieſe Verſe geſtrichen. Wir haben mehr daran verloren, als an dem Traum von Percys Verderben gewonnen, den

Digitized by Google

er uns auf ſeine eigene Rechnung die betrübte Wittwe im folgenden Stücke zum Beſten geben läßt. Doch dieß ſoll ſchnell vorübergehen. Percy geht gar nicht darauf ein. Der Schrecken ſeines wirklichen Endes im letzten Akt wird möglichſt der Freude des Sieges untergeordnet und von Falſtaff mit dummen Späſſen übertäubt. Verliert uns dieß an ſich, ſo ordnet es ſich doch dem Eindruck unter, wie der Prinz, der als gleich empfänglich jetzt für den Fall des großen Feindes, wie ſonſt für die Albernheiten des Jugendfreundes, dazwiſchen ſteht, die ſchroffen Gegenſätze in ſich vereinigt.

Der dicke Hans Falſtaff iſt die träge Maſſe der launiſchen Zerſtreuung, die auch die kräftige Natur des Prinzen behaglich umhüllt hatte, aber in ernſter Stunde ſein beſſeres ſelbſt nicht herabziehen kann. Der Falſtaff Deſſoirs war nobler als der Dörings in Berlin, dem er ſonſt im Allgemeinen nachgebildet ſeyn ſoll, und er dürfte ohne Schaden noch etwas mehr nach dieſer Seite von der vulgären Auffaſſung entfernt werden. Denn er muß doch eine nicht bloß gemeine, ſondern joviale Figur von gutem Ton ſeyn, nur etwas übermäßig aus den Schranken der Sitte ausſchweifend, auch nicht ohne eine gewiſſe edelmänniſche Bravour, nur der feſten Grundlage des Muthes, einer ſittlichen Aufopferungsfähigkeit, baar, ein heruntergekommener Junker, der ſich doch noch ein Air zu geben weiß. Heinz muß wirklich Gefallen an ihm haben finden können; ſonſt wird ſein jugendlich ausgelaſſenes Treiben mit ihm zu einer gar zu abſichtlichen Maske, und ſo ſchien es auch in Grans' Spiel ein wenig.

Wir haben in Richard II. eine Tragödie und im erſten Theil von Heinrich IV. eine Comödie erkannt, von denen erſtere ebenſo ſehr als ein claſſiſches Bühnenſtück eingebürgert zu werden verdiente, als letztere es bereits iſt. Der zweite Theil von Heinrich IV. dagegen iſt ein buntes Gemiſch unvermittelter tragiſcher und comiſcher Elemente, gleichſam der zuſammengeworfene Nachtrag zu den beiden vorigen Stücken. Große Eindrücke beider Arten wechſeln ohne Zuſammenhang ab. Die Einheit, die ihnen im erſten Theil der Antheil der einen Perſon, die uns am meiſten intereſſirte, des Prinzen, an beiden gab, iſt auch verloren. Er tritt ſehr zurück, und wenn er auftritt, ſchwankt er in katzenjämmerlicher Abſpannung zwiſchen abgeſchmacktem Nachſpielen ſeiner jugendlichen Ausgelaſſenheit und keimendem Majeſtätsgefühl. Die beiden Veteranen vom Sturze Richards, der hochmüthige Northumberland, der jenen geſtürzt und Heinrich an die Stelle geſetzt, ihn dann verlaſſen und nun in ſeinem kühnen Sohne Percy ſeine Stütze ſelbſt verloren hat, und der nun gealterte König ſelbſt, der ſich in dem gewaltſam erlangten Beſitze nicht wohl fühlt, reuevoll im Kreuzzuge Sühne ſuchen will und ſich in der Charakterloſigkeit ſeines Sohnes geſtraft glaubt, erregen in ihrer Lebensmüdigkeit Theilnahme, aber keine Spannung mehr. An ihrer Stelle führen untergeordnete Helfer die Rebellion mit den kleinlichen Künſten der Aufwiegelung und der Ueberliſtung zu Ende. Die gute Laune Falſtaffs geht daneben ihre eigenen Wege weiter und läuft in beſchmauſende Ausdeutung der dummen Philiſter, denen er noch imponiren kann, und im Sumpfe der gemeinſten Liederlichkeit mit widriger Breite aus. Jeder iſt ſich ſelbſt überlaſſen, der ſterbende Herrſcher wie der vollends verkommende Bummler, und auch der Mann der Zukunft, der heitere und zugleich ernſte Prinz kann die beiden Seiten ſeiner Natur ſchließlich nicht mehr zuſammenhalten, ſondern muß, um die Erbſchaft ſeines Vaters anzutreten, die Erinnerung an ſeine Trinkgenoſſenſchaft ungroßmüthig verleugnen. Wir haben viele Anregungen, aber keine einheitliche Befriedigung und ſchnappen am Ende nach Luft, wie wenn wir aus einer Bildergallerie kommen, wo wir das Widerſprechendſte nach einander geſehen haben.

In Heinrich V. bleibt nun aber die glückliche Heldennatur übrig und bewährt ſich, wie zu erwarten war, in einem zum Ruhm der Nation glänzend durchgeführten äußern Krieg. Der junge edle, kriegeriſche König belebt die muthigen, kalt der Gefahr trotzenden Soldaten. Die Epigonen Falſtaffs, die noch mit unterlaufen, treten dagegen zurück, eben ſo wie die lächerlich prahleriſch ſtolzirenden Franzoſen. So erhalten wir ein heiteres Bild von comiſch anſprechender, noch mehr aber rein epiſcher Farbe. Dieſem Stücke hat Dingelſtedt am übelſten mitgeſpielt. Daß er bedeutend kürzen mußte, wird ihm Jeder zugeben; denn der rein hiſtoriſche Stoff, die Folge der Kriegsbegebenheiten kann uns nicht mehr, wie die Engländer zu Shakeſpeares Zeit, für die Dauer anſprechen. Sehr verſteht iſt wohl aber der Verſuch, durch Einfügung fremder Elemente nachzuhelfen, theils zugeſetzter Späße, beſonders aber auch tragiſcher Anklänge, die gar nicht hieher gehören.

Im erſten Akte wird, treu dem Original und mit entſprechender Weglaſſung von Nebenſachen, die Vorbereitung zum Kriege gezeigt. Der zweite und dritte, in welchen derſelbe mit mancherlei einzelnen Erfolgen in Gang kommt, ſind in Einen zuſammengezogen. Aber nicht genug damit, iſt nun auch hier ein Eindruck eingeſchoben, der die andern unzweifelhaft zurückdrängen muß; denn der Ernſt einer tragiſchen Erſchütterung überwiegt natürlich jede Heiterkeit. Mitten aus dem

Digitized by Google

Getümmel der hochmuthstrunkenen Franzosen läßt er den alten kranken König Karl, statt leise ihre Ueberhebung warnend zu zügeln, als eine für sich tiefe Theilnahme fordernde Jammergestalt hervorragen, läßt ihn vom Gefühle der Schaam wegen der von dem verachteten England erlittenen Niederlagen bis zum Wahnsinn geschüttelt werden und sich dann in hoffnungsvoller Begeisterung wieder aufraffen. Die Scene war an sich sehr wirksam, und Milde spielte sie mit großer Kraft und Feinheit. Wir wurden plötzlich hochtragisch gestimmt. Was soll das aber hier? Wollte Dingelstedt vielleicht aus politischer Unparteilichkeit auch zur Abwechslung einmal unsere Theilnahme für die Franzosen in Anspruch nehmen und zeigen, daß ein bekümmerter König und Vater, der seinen Sohn durch Leichtsinn verderben sieht, was er zu erhalten besorgt war, sich aus Heinrich IV. auch über das Meer verpflanzen läßt? Wenn er sich stark genug fühlt und Lust dazu hat, in dieser Art Shakespeare in nicht englischen Stoffen nachzuahmen, so mag er es thun und uns Frankreichs Schicksal im Drange schwerer Zeit vorführen, wie Schiller seine Erhebung aus demselben in der Jungfrau von Orleans. Hier gehört das aber so wenig her, als wenn er den ersten Theil von Heinrich VI., statt ihn aus Rücksicht auf das beliebte Werk Schillers wegzulassen, mit Scenen aus diesem hätte aufstutzen wollen. Es erregt unsere Theilnahme für die Partei, deren Niederlage uns nur belustigen soll, und stört also die Stimmung, die durch das ganze Stück hindurchgehen soll.

Aus dem vierten Akte hat Dingelstedt zwei gemacht, einen, in dem sich die Schlacht vorbereitet, einen, in dem sie geschlagen wird. Wahrscheinlich war es nur so möglich, beides, die Dämmerung des Morgens im Lager mit den verlöschenden Wachtfeuern, und die Knalleffekte der Gefechte selbst mit einer brennenden Stadt im Hintergrunde, so zu allgemeinster Bewunderung in Scene zu setzen. Doch Shakespeare würde darauf sicher weniger gegeben haben, als auf den einheitlichen Eindruck, den es macht, wenn dem Uebermuth der Franzosen und der frommen Sammlung Heinrichs und der Seinen die Entscheidung auf dem Fuße folgt. Statt dessen nimmt im einen Akte das unnöthig wiederholte Beten und die beständige Erwartung eines bevorstehenden ernsten Ereignisses kein Ende. Der Vorhang fällt, ohne daß etwas geschehen ist, und die bloße Schlacht wird nachher für sich allein ein reines Spektakelstück.

Im letzten Akte kam endlich, wie im ersten, die einfache Anlage des Stückes wieder zu ihrem Rechte in dem glücklichen Friedensschlusse. Der unglückliche Karl erschien wieder ganz ruhig und seine Tochter als glückliche Braut.

Der erste Theil von Heinrich VI. wurde weggelassen. Das ging auch recht gut, nicht nur, weil er das unbedeutendste Jugendwerk des Dichters, oder vielmehr wahrscheinlich nur ein von ihm ein wenig für die Bühne überarbeitetes Stück ist; er kann auch im flüchtigen Zusammenhang der ganzen Reihe der Historien ohne Schaden ausfallen. Die Handlung der vier ersten schließt mit dem Sieg Heinrichs V. befriedigend ab. Es beginnt in den folgenden, die vor jenen entstanden sind, unter der vormundschaftlichen Regierung für den als Kind gekrönten Heinrich VI. eine neue Reihe von Conflikten, die sich im ersten Theile allmählig ansammeln und erst in den folgenden in drängender Verwicklung ausbrechen. Mit diesen kann man also allenfalls gleich beginnen.

Gervinus hat deshalb nicht Unrecht, die ganze Reihe, hinter Heinrich V. einschneidend, in zwei Hälften zu theilen. Nur ist es wenig bedeutend, dieselben als Tetralogien zu bezeichnen. Es ist eben nichts wahr daran, als daß jede vier Stücke umfaßt. Von einer geschlossenen Gliederung, wodurch diese vier zu einer Einheit höherer Art, wie die Akte im einzelnen Stücke vereinigt wären, woran man bei der Erinnerung an die antiken Trilogien denken mußte, ist keine Rede. Wir haben in den vier ersten Stücken erst eine Tragödie, dann eine Comödie, dann ein Gemisch von Elementen beider und endlich ein dramatisches Bild von heiter epischem Charakter erkannt. Diese verschiedenen Stücke bedingen sich in ihrem Eindrucke gar nicht, oder nur durch Contrast, und fassen sich ästhetisch nicht zusammen, sondern nur stofflich historisch, und so ist es mit den folgenden ebenfalls, nur daß sie dem ganzen Charakter nach einander nicht stark entgegengesetzt sind. Folgten sie einander als verschiedene Stufen einer gemeinsamen künstlerischen Wirkung, so dürfte keines fehlen; so aber darf es. Gervinus spricht auch von einer Analogie in beiden Tetralogien. Ich kann dieselbe nur in zwei einzelnen Stücken finden. Der Sturz eines schwachen Königs durch einen kräftigen Prätendenten ist im ersten Stück der ersten und im zweiten der zweiten Reihe, das nun in der Aufführung auch das erste war, ähnlich, aber doch ungleich dargestellt.

Der zweite Theil von Heinrich VI. ist das reinste Beispiel der in der Einleitung definirten Mischform zwischen Tragödie und Comödie, die Shakespeares Historien darstellen: ernster Stoff und Verlauf der

Digitized by Google

Geſchichte, wie in der Tragödie, aber Entwicklung deſſelben nicht aus der Verwicklung der Umſtände, ſondern aus den Anlagen der Charaktere, wie in der Comödie, und in Folge deſſen bedeutende Spannung, aber kein tiefes Mitleid. Ein ſchwacher König, der nichts kann als beten, muß ein Werkzeug ſtreitender Höflinge werden, und der gewandteſte und beſonnenſte derſelben, der zugleich ein altes Erbrecht auf die Krone hat, muß ihn leicht verdrängen. Um das leicht begreifliche Begebniß dreht ſich der Verlauf des Stückes. Er iſt auf der Höhe, als York, der Prätendent, durch die Schwäche Heinrichs, des Königs, Herr der Lage wird. Die einzelnen Schritte bis dahin und von da weiter ſind aber nicht ein kunſtvoll verſchlungenes Gewebe von Schickſalswendungen, von denen wir den einen geſtürzt, den andern gehoben ſehen, ſo daß es uns mit ihm anzugreifen ſcheint, ſondern nur eine locker verbundene Reihe von Anläſſen, bei denen der eine ſeine Schwäche, der andere ſeine Feinheit ſo ungezwungen und unverkennbar offenbart, wie es eben nur ihnen gegeben iſt; und in ihrer Eigenheit, bei der es unter den verſchiedenſten Anläſſen ſo kommen muß, hat das Ganze ſeine Einheit. Das Intereſſe bleibt deßhalb auch faſt gleich zwiſchen beiden getheilt, aber für beide ziemlich entfernt. Wir werden nicht von lebhafter Freude über den Erfolg der beſonnenen Schlauheit des einen und nicht von tiefem Mitleid beim unvermeidlichen Untergange des andern ergriffen, ſondern eher von einer gewiſſen überlegenen Kälte, die mehr mit dem grauſamen Humor des Schickſals als mit den Menſchen, die davon betroffen werden, gleichgeſtimmt iſt, und bewundern die Conſequenz deſſelben bei ſcheinbarer Zufälligkeit.

Schon in Richard II. haben wir etwas Aehnliches geſehen. Auch da lag die Grundurſache des Verlaufs, den die Geſchichte am Ende nehmen muß, im Gegenſatze der Charaktere Richards und Heinrich Bolingbrokes, des ſchwanken Rohres auf dem Throne und des zum Herrſchen geborenen Nachwuchſes, der ihn überragen muß. Auch da war das Intereſſe Anfangs zwiſchen ihnen getheilt und für das, was beide Anfangs drückt, beſtand gleich wenig ein eigentlich tiefes Mitleid. Indeſſen iſt doch dort die Lage des Königs von vorn herein und namentlich im Verlauf zu einer unentflechbar verwickelten gemacht, in der wir ihn mit menſchlicher Theilnahme ſich winden und am Ende erliegen ſehen. So hat Shakeſpeare ſich in dieſem ſpäteren und ganz ſelbſtſtändigen Stücke mit reiferem Kunſtſinn der tragiſchen Form ſo genähert, daß die von ihr bedingte Wirkung vollkommen eintreten kann. In Heinrich VI. dagegen, wo er noch mehr nur die Geſchichte oder vielmehr ſogar nur ein früheres Stück bearbeitet, bleibt das mehr ruhig objective Wohlgefallen an der inneren Nothwendigkeit des Geſchehenden, die aus den Charakteren fließt, vorherrſchend und der Verlauf der Geſchichte iſt nur äußerlich in ein zuſammenhängendes Ganzes abgerundet. In einfach großen Bildern wickelt ſich die Reihe von zufälligen Anläſſen vor uns ab, bei denen der Starke den Schwachen nach und nach beſeitigt. Was ihnen an nothwendiger Verbindung fehlt, erſetzt die grandioſe Erſcheinung der Machtgröße, deren wahrer Beſitz den Herren wechſelt. Deßhalb hatte auch in dieſem Stücke die Anordnung der Scenen ihr günſtigſtes Feld und Dingelſtedt feierte hier ſeinen eigenthümlichſten Triumph, trotz mancher kleiner Anſtöße, die auch hier mit unterliefen. Er hatte eine Reihe reicher, pomphafter Tableaus daraus gemacht, in denen man die Perſonen hervortreten und verſchwinden ſah.

Das Stück beginnt, wie im Original, mit der feierlichen Vorſtellung der Verlobten des Königs, Margaretha von Anjou vor ſeinem Thron durch Suffolk, der für ihn um ſie geworben hat. Die Großen der Krone, beſonders der Protector, Herzog Gloſter, ſind entrüſtet über die Einbußen Englands in Frankreich, womit dieſe Verlobung erkauft iſt, die doch keinen Vortheil bringt. Der König muß es ſich deutlich zu verſtehen geben laſſen und nimmt es geduldig hin. Man ſieht alſo gleich, wie die Sachen ſtehen. Dingelſtedt hat etwas nachgeholfen, daß man auch die Andern in Ermangelung des vorhergegangenen Stückes, in den ſie ſich bei Shakeſpeare bereits gezeigt haben, kennen lernt und zugleich ſieht, wie anders die neue Königin auftritt als ihr Gemahl, indem ſie gleich über jeden für ſich eine überlegene Gloſſe macht. Es iſt nicht ſehr natürlich, aber doch recht orientirend. In der Folge wird man noch mehr ſchnell und deutlich mit dem Gewebe der Factionen bekannt, indem erſt nach dem Abgange des Königspaares der Protector ſich bei den andern Luſt macht, dann, wenn auch er weg iſt, der Cardinal mit dem Reſt über ihn die Köpfe zuſammenſteckt, dann dieſe über ihn u. ſ. w., bis zuletzt York allein übrig bleibt und wüthet, daß Andere das Reich verwüſten, das ihm gebührt. Man ſieht in dieſer Scene Shakeſpeare als den Meiſter der klaren Darſtellung eines verworrenen Stoffs: Krieg aller gegen alle in der unſcheinbaren Form des Hofklatſches, worin einer, der die andern am beſten berechnet und beobachtet, Sieger bleiben muß. Natürlich hat der Bearbeiter hier die Perſonenfülle etwas beſchnitten. Nun folgt die Vorbereitung, die den erſten, der im Augenblick noch factiſch die Macht hat, den Protector Gloſter zum Sturze führen muß. Der Hochmuth und die faulen Umtriebe ſeiner Frau, die ſich von Gaunern in Zauberſchwindel

Digitized by Google

verwickeln läßt und ihre Gelüſten nach der Krone bloßgibt, ſind paſſend in Eine Scene gedrängt. Sodann das Schalten und Walten der neuen Königin und ihres Günſtlings, die den Protector verdrängen wollen und den erſten wirkſamen Streich gegen ihn führen, indem ſie die Anſtiftungen ſeiner Frau enthüllen.

(Schluß folgt.)

Briefe von Bedlitz an eine Freundin.

(ſ. Nr. 27.)

Wien, den 30. Mai 1853.

Ich habe eigentlich nicht das Geringſte zu berichten, was des Schreibens werth wäre; ich weiß nicht, ſoll ich froh darüber ſeyn. Drei Stunden Vorträge gehört, ohne nur ein einziges Wort zu verſtehen. Nun bin ich mit allem Tratſch fertig, den ich aufzutreiben weiß, und nun zu Ihrem Briefe.

Mir wird immer Angſt, daß wenn ich Ihnen etwas Heiteres ſchreibe, um Sie und Marie zu zerſtreuen, meine Scherze gerade in einen Augenblick hineinfallen, wo ſie eher unangenehm ſind, als wohl thun. Meine Reiſe nach Sagan kann nur zwiſchen dem 20. Juli und 20. Auguſt ſtattfinden. Die Reiſe in einer andern Zeit vorzunehmen, würde mich in einen Wuſt von Bedenken verwickeln, die ich gar nicht zu löſen vermöchte. Dann aber iſt der Kaiſer ſchon von Iſchl weg.

Den 31ſten.

Aus Brüſſel ſind mehrere Perſonen von Rang hier, die Alle nicht genug von dem Enthuſiasmus erzählen können, den die Heirath des Herzogs von Brabant mit einer Erzherzogin hervorgebracht hat; die Niederlande ſollen in einem wahren Freudentaumel ſeyn, eine Urenkelin von Maria Thereſia zur Stammmutter der neuen Königsfamilie zu erhalten, wie es denn überhaupt merkwürdig iſt, daß Maria Thereſia gerade in den Niederlanden die volksthümlichſte Erinnerung hinterlaſſen hat und eine poetiſche Figur geblieben iſt. Dieſer Freudenrauſch in Belgien macht aber in Paris nicht gleichen Effekt. Louis Napoleon ſoll nicht in demſelben Grade davon erbaut ſeyn, ſo daß die überaus freundliche Aufnahme, die er dem Herzog von Genua beſchenkt, mehr als Höflichkeit des Wirthes gegen den Gaſt ſcheint und ein Paroli iſt, das der belgiſchen Heirath wegen gebogen wird. Ich wünſche, daß man ſich rückſichtsvoll nach allen Seiten benimmt, um den Frieden zu bewahren; daher wäre es mir ganz lieb, wenn der Eindruck durch irgend eine Artigkeit unſererſeits für Paris wieder geſchwächt würde; es könnte leicht geſchehen, denn Louis Napoleon iſt für jede ihm bewieſene Deferenz dankbar.

Mama, es iſt ſchwer, ſich über die Preußen nicht zu ärgern! Wir haben den König mit voller Artigkeit und Rückſicht empfangen, der Kaiſer und das Volk wollten accentuiren, daß man einen Werth auf die erneute Freundſchaft legt; nun aber ſchlagen die preußiſchen Blätter ſchon wieder den Ton an, als ob wir ihnen amende honorable hätten machen wollen, und nicht genug Demonſtrationen zu finden gewußt hätten, um die Politik „des Aviliſſements Preußens“ als abgethan zu bezeichnen, und man habe eine ſolche Wichtigkeit auf den Beſuch gelegt, daß der Curs trotz der ungünſtigen Nachrichten aus der Türkei in die Höhe gegangen ſey! Prahle du und der Teufel! Indeſſen, ſo lange es nicht zu arg wird, wollen wir es unberührt laſſen.

Den 1. Juni.

Geſtern hörte ich den Don Juan als letzte Vorſtellung der Italiener. Ich fand die Oper zum Theil ſchlechter, zum Theil beſſer in Bezug auf das Verſtändniß der Aufgabe dargeſtellt, als von den Deutſchen. Man ſieht daraus den diametralen Gegenſatz zwiſchen der entſchieden ſüdlichen Fabel nebſt Charakteren, und der deutſchen Tiefe in der Compoſition. Die Einen erreichen die Gluth nicht, die Andern nicht die Tiefe,

Digitized by Google

die trotz der Fabel und der Charaktere eben macht, daß es Poesie wird. Manches war von höchster Vollkommenheit. Die Welschthümler sind nicht einverstanden, wenn behauptet wird, daß die Oper auf deutschen Bühnen besser gegeben wird, als von den Italienern, und finden, daß deutsche Musik überhaupt gar kein Recht habe, aus dem Concertsaal auf die Bühne zu steigen.

Meine Sehnsucht aus Wien hinaus in die Luft der Berge nimmt mit jedem Tage zu, und die Hoffnung, sie zu befriedigen, trifft auf neue Hemmnisse. Diese Sehnsucht ist ein physisches Uebelbefinden, wie ich es in Rom gehabt habe. Ich meinte, bis 10ten würde ich gehen können; nun schickt heut Lerchenfeld zu mir und läßt mir sagen, König Max käme gegen den 9ten und rechnete darauf, mich hier zu finden; da bleibt mir nun nichts anderes übrig, als die Reise um acht Tage aufzuschieben, die mir aber unglaublich hart ankommen. Meine Gesundheit braucht bald eine Lufterfrischung, ich fühle es! Meine Unbeweglichkeit wird immer empfindlicher, mein Athem hört ganz auf, und das alte Lied von Bewegung reicht nicht aus, denn wenn ich Bewegung bis zur Ermüdung mache, werde ich jedesmal leidend; ich brauche Gebirgsluft, das ist, was mir nöthig ist.

Den 6. Juni.

Gestern war Rout bei Graf Buol, aber schon so leer, daß ich nicht glaube, daß sie lange fortgesetzt werden dürften. Jetzt höre ich, daß der König von Bayern erst zwischen dem 11ten und 13ten kommen wird; das macht natürlich, daß ich gar nicht im Stande bin, mit einiger Wahrscheinlichkeit zu sagen, wann ich abfahre. — Erzherzog Albrecht ist auf seiner Visitationsreise in Ungarn an den Masern erkrankt und liegt in Szatmar; Erzherzogin Hildegarde ist gleich heute zu ihm. Der Kaiser war in diesen letzten Tagen in der Schneebergsgegend auf der Jagd im größten Incognito, und „ging, um sich im Lande umzusehen, auf einige Eisenwerke und auch nach Mariazell, wo ihn endlich, als er aufbrach, ein Postknecht erkannte und Lärm schlug.

Nun zu Ihrem Brief; ich bin schon immer bei den ersten Zeilen in unruhiger Besorgniß, und wenn ich nicht das Aergste finde, so glaube ich einen Augenblick, die Nachrichten seyen nicht so schlecht, bis ich im Verlauf sehe, daß sie doch eigentlich noch immer herzlich schlecht sind. Und Sie, armes, liebes Herz, wie müssen Sie gehetzt und erschüttert werden! — Wie sollte mir denn der Aufenthalt in Sagan nicht gefallen? Die Fläche würde mir unter schattigen Bäumen äußerst angenehm seyn, zumal wenn ich nicht genöthigt bin, Menschen zu frequentiren. — Gestern hatte ich Lust, eine Visite bei F. Metternich zu machen, aber der Fiaker verlangte vier Gulden, die ich besser fand zu behalten und zu Hause zu bleiben. Abends las ich den dritten Band von Behse, ein Buch, das man trotz der bösen Absichtlichkeit doch nicht aus der Hand legen kann. — Ihr Brief brachte mir so gar wenig Tröstliches! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich Ihr Augenübel alterirt; Alles könnten Sie leichter tragen, als sich im Lesen und Schreiben gehemmt zu sehen. Wenn Ihnen aber scheint, daß Niemand das rechte Verständniß von der Masse von Leiden hat, die Sie tragen müssen, so haben Sie unrecht: ich habe es vollständig, nur helfen kann ich leider nicht. Sie sagen: „Sie werden einen Theil der Lindenblüthe hier noch mit genießen, wenn Sie nicht zu spät kommen." Ja, ich werde zu der Lindenblüthe zu spät kommen, denn die Zeit meines Besuches wird leider erst zwischen den 25. Juli und 25. August fallen.

Gestern aß ich mit L. F. bei Fürstin Schönburg. Wir hatten zu fünf Personen ein sehr angenehmes kleines Diner, und schwelgten im Garten in wunderbar schöner Luft. Es sind wahrhaft liebe gute Menschen, hinter denen kein Falsch ist; sie sind voll Theilnahme für Sie. Der Bruder ist jetzt mit noch nicht 40 Jahren Erzbischof von Olmütz geworden, mit einem enormen Einkommen. Dann war ich bei Fürst Metternich, wo ich unter einer Menge Leute eine etwas passirte schöne Frau, die Marquise Caraman aus Paris, recht angenehm fand.

Den 10ten.

Gestern machte ich einen Spaziergang auf die Bastei in herrlicher Luft und betäubendem Akazienblüthengeruch. Als ich nach Hause ging, wollt' ich bei Patzel Gefrornes essen, um mich abzukühlen. Patzel ist der Nebenbuhler Dehnes und gehört der correcten, conservativen Seite an, während Dehne ein Revolutionär ist; aber ich fand bei Dehne einen Artikel, der Ihnen das Wasser in den Mund ziehen wird: er hat eine Maigranita — ein zu Granit gefrorener Maitrank — worin Waldmeister eine Hauptrolle spielt. Ich fand ihn so gut, daß ich die Politik vergessend nach Hause ging. Ich begegnete noch unterwegs Kübeck und seiner Frau, die ich lange nicht gesehen habe und die sehr lieb und freundlich mit mir waren. Abends spät las ich noch in Behse. Behse ist eine Canaille, und, nach seinem Buche zu schließen, eine recht boshafte; das

Digitized by Google

aber einmal zugegeben, kann man nicht interessanteren Skandal feil bieten, als es in diesem Werke geschieht.

Den 11ten.

Gestern hat es in einem fort gewittert und der Regen fiel in Fluthen vom Himmel. Während dieser Zeit wurde das Leichenbegängniß des alten St. Z. gehalten, der zum Glück für seine Tochter nicht vor dem 1. Mai gestorben ist, an welchem Tage die Aviticität in Ungarn gesetzlich aufgehört hat, widrigenfalls bei weitem der größte Theil des Vermögens den ferneren Z.'s zugefallen wäre. — Ich erhielt einen Brief von Kl., die meine Schinkenaufträge geistreich ausgeführt hat, nur hat sie sie, wie mir scheint, als Frachtgut gesendet. Eilfracht! das ist die richtige Weise, Alles an mich zu spediren. — Ich habe den gestrigen Abend bei der P. zugebracht und dort die famöse Magnetiseuse gesehen, eine ganz angenehm aussehende Person von etwa 30 Jahren. — Die nächste Woche wird Wien ganz leer machen. — Sie haben mir noch immer nichts über die dänischen Liqueure geschrieben. — Im Kärthner Thortheater wurde eine Zeitlang nicht gespielt, indem man sein Inneres einer Reinlichkeitstoilette unterwarf und einen neuen Kronleuchter spendirte, denn der alte glich in der That einer alten Stallaterne in einem Gasthause für Fuhrleute. In der Burg gastiren fort und fort Fremde mit mehr oder minderem Erfolg; außer der Bayer-Bürk scheint aber nichts vom ersten Rang dabei zu seyn. — B. schreibt mir, daß in Aussee die neuen Obstbäume zum erstenmal zu tragen versprechen, wenn nicht, wie gewöhnlich, wieder Alles gestohlen wird; ich freue mich sehr darauf, obgleich mein Genuß, wenn Ihr nicht dort seyd, sehr schwindet. B. schreibt, die Vegetation sey dort ungewöhnlich. Wenn Johann des Morgens Spargel sticht, so sind des Abends schon wieder vierzig bis fünfzig zu sehen. Für wen wächst das Alles? wer sollte sie genießen? Wann wird es uns einmal wieder so gut werden, so recht heimlich und durch keine inneren und äußeren Leiden gestört, uns wieder einmal daran freuen zu können, daß uns Allen der Himmel ein so hübsches Plätzchen gegeben hat, und daß wir es so niedlich aufgeputzt haben! — Der König von Bayern ist da. Das Kärnthner Thor ist fertig. Es tritt ein fast ganz neues Sängerpersonal auf. Beck, ein neuer Tenor, Steger, und eine neue Sängerin, Namens Tietjens, was sehr nordisch klingt; einmal werd' ich mir die Geschichte noch ansehen.

Den 19. Juni 1853.

Sie bekommen heute nur noch ein paar Zeilen, um Ihnen zu melden, daß ich wohl bin, und daß ich übermorgen abreise. Ich fühle ein physisches Bedürfniß nach frischer Luft und nach der Art Bewegung, die mir wohl thut, d. h. dem beständigen Hin- und Hergehen im Freien, ohne ermüdende Spaziergänge zu machen, die mich Athem kosten, den ich nicht habe. * Ich gedenke Mittwoch in Aussee zu seyn, und so sehr ich mich sonst freue, so ist es doch ein trostloser Gedanke, daß Sie nicht dort sind.

Eine Sache, die mich sehr freut, ist, daß Grillparzer vom König von Bayern einen Orden bekommen hat, und ich kann Ihnen schon vertrauen, daß ich vielleicht dazu beigetragen habe, denn ich habe Wendtland und Lerchenfeld beide direkt aufgefordert, dem Könige Grillparzers Werth auch von allen andern als der poetischen Seite klar zu machen, wenn er ihn, wie zu vermuthen ist, nicht gehörig kennt. Ich weiß wohl, daß eigentlich wenig oder nichts daran liegt, ob er einen Orden mehr oder weniger hat (nachdem ihm der Kaiser ohnehin den Leopoldorden gegeben), aber da er sich im Ganzen in Deutschland so unwürdig vernachlässigt sieht, so wird er doch dadurch überzeugt werden, daß es noch Leute gibt, die anders von ihm denken.

Der neue Bariton Beck wird einstimmig gelobt, und auch Stegers Tenor soll ganz herrlich seyn, von erster Schönheit — sonst soll er aber ganz bemm seyn, und auch von erster Ungeschicklichkeit. Er macht indeß Furore, und so kann man mit Ander, Erl und noch einigen von den Alten behaupten, daß keine deutsche Oper besser ist. Im Winter werd' ich sie wohl cultiviren.

Bruck a. d. Mur, den 22. Juni 1853.

Ich bin heute endlich auf meinem Wege nach Aussee, in einem Wetter, das einem ordentlich das Herz aufthut, wenn man aus dem Stadtgefängniß auf einmal in die wundervolle, grüne Natur kommt, die noch diesen täglichen Gewitterregen wirklich grüner ist als je. Wenn mir aber das Herz aufgeht, denke ich immer zuerst an Sie, und so benutze ich auch den ersten Augenblick respiro, um Ihnen noch von hier zu schreiben.

Meine Fahrt bis Gloggnitz war nicht sehr ergötzlich; über den Semmering hatte ich einen kranken

* Diese Abneigung gegen regelmäßige Bewegung war bei ihm unüberwindlich.

Digitized by Google

Geiſtlichen gegenüber, der alle Augenblicke halten laſſen mußte, und der ſo leidend ausſah, daß ich glaubte, ich würde ihn zum Tode bereiten müſſen und er den Geiſt mitten auf dem Sömmering aufgeben. Ich brachte ihn aber doch glücklich bis Mürzzuſchlag. Uebrigens war er etwas unangenehm, ſo daß meine Rührung und mein Mitleid nicht ſo groß waren, als es ſonſt geweſen wäre. In Mürzzuſchlag fand ich den alten Grafen Heinrich Hardegg, meinen beſondern Gönner, mit dem ich bis hieher fuhr. Er erzählte mir, daß unſer alter Wallmoden geſtern Abend in Nußdorf übernachtet habe, um am andern Tage mit dem Dampfboote weiter zu gehen; ſtatt deſſen kam des Nachts die telegraphiſche Nachricht, daß man bei Krems des hohen Waſſers wegen die Brücke nicht paſſiren könne. Hardegg, der an den Achtzigen gleichfalls General der Cavallerie iſt, nennt ſeinen Kameraden nie anders als den alten Wallmoden, was Radetzky, der ſieben bis acht Jahre älter war als er, auch that.

Von Politik ſpreche ich Ihnen nicht. Alle Conſtellationen ſind nichtswürdig, und kann man auch den Ruſſen durchaus nicht Recht geben, ſo muß man dennoch zugeben, daß eben nur geſchieht, was zu erwarten war, nachdem die engliſchen Intrigunen die Türkei zu ihrer Werkſtatt erſehen hatten. Daß Kaiſer Nicolaus das nicht leiden werde, ließ ſich ſattſam voraus wiſſen. Wir wären ohne die Engländer jetzt in der Lage, ein entſcheidendes Wort zu ſprechen; wir können es aber wegen ihnen nicht. England und die Revolution haben Alles gethan und thun es bis dieſe Stunde (wo in England Koſſuths Raketenlieferant ſeinen Proceß gewonnen hat), um uns zu Grunde zu richten. Die ruſſiſche Hülfe hat nicht durch Thaten, aber durch ihr bloßes Erſcheinen dagegen ein Veto eingelegt. Der Macht, die uns hülfreich geweſen iſt, und ohne die keine eigene Tapferkeit uns hätte retten können, dieſer Macht ſind wir Dank ſchuldig. Wer mir das Leben gerettet hat, dem kann ich mich nicht feindlich entgegen ſtellen! In dieſe Lage haben England und ſeine Satelliten uns gebracht. Wir ſind, wenn heute die Sache zum Kriege führt, in viel gefährlicherer Lage als die Ruſſen, denen weder England noch Frankreich etwas anhaben können. Die Kreuzzeitung, das Wochenblatt, die Kölner Zeitung ſind ſchändlicher als ſchändlich gegen Oeſterreich. Man kann freilich über dieſe armſelige Bagage lachen, aber unverſchämt bleibt das Pack doch auf eine merkwürdige Weiſe. — Alles das wird einmal ſeine Rechnung bezahlt bekommen und ſeine Dummheit und Prahlhanſigkeit bitter bereuen, wenn es zu ſpät iſt. Indeß iſt das für uns ein ſchlechter Troſt und macht unſere Lage nicht beſſer. Wir werden kaum ohne Krieg heraus kommen, und iſt's der glücklichſte, und erobern wir noch ſo viel Land, ſo iſt doch der Friede zur Conſolidirung unſerer Verhältniſſe weit nöthiger. Wir werden natürlich Alles thun, um den Krieg zu vermeiden, wir werden vermitteln, ſo viel wir können, und die Türken, die übrigens in den Grund hinein nichts nutz ſind (die an unſern Grenzen ihre chriſtlichen Rajas jetzt mehr pfählen laſſen als je, was aber Lord Straffort Radcliff vollkommen ignorirt) nach Möglichkeit in ihrer Exiſtenz zu ſichern trachten. Wenn es aber nicht gelingt, und wenn einmal Attaque geblaſen wird, dann ſind wir ſo gut genöthigt mitzureiten, wie alle übrigen, und zwar dann mit — und nicht gegen die Ruſſen. Indeß auch dann wird für das Wochenblatt noch nicht die Zeit zu einem neuen deutſchen Kaiſer herangerückt ſeyn. Radowitz und Bethmann-Holweg ſtammen nicht vom alten Königsmacher Warwick.

Nun zu etwas Intereſſanterem: Kl.'s Schinken ſind endlich angekommen. Mein warnender Genius hat mir zugeflüſtert, daß dieſes lange Intervall zwiſchen Abgang und Ankunft mit Unheil ſchwanger iſt. Eben wie ich nach Baden in den Fiaker ſteigen will, kommt der Poſtbote und bringt 36 Pfund Schinken, aber auch eine Speſenrechnung von 19 fl. 40 kr. C.M. Ich bin faſt unter den Tiſch geſunken. Natürlich ſind, ſtatt unmittelbar die Schinken an das Expeditionsbureau zu Oberberg zu adreſſiren, dieſelben an den Spediteur J. M. S. in Breslau geſchickt worden, und dieſer hat die koloſſale Unverſchämtheit, für ein Colli von 36 Pfund 11 fl. Nachnahme vorhinein in Rechnung zu bringen. Ich ſchicke die Rechnung mit, vielleicht kann doch E. nachfragen, wie das möglich iſt. Ich bin wahrhaftig nicht knickerig, aber man kommt ſich gar ſo dumm vor, wenn man ſich ſo einfältig prellen laſſen muß. Ich habe hier in Bruck eben eine ähnliche Geſchichte mit dem hieſigen Spediteur, der gleichfalls ſolche Künſte verſteht.

Morgen werd' ich unaufhörlich an Sie denken und betrübt ſeyn, daß ich ohne Sie in unſer liebes Auſſee komme. F. wird als Burgfräulein fungiren, und obwohl ich ſie verehre, dürfen die Poſtpferde wegen ihr nicht geſchwinder gehen. Die Eiſenbahn von Prag nach Wien ſoll, wie ich höre, polizeiwidrig ſchlecht ſeyn, ſo daß jeden Tag ein Kind vor der Zeit in den Waggons geboren wird.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Literatur.

Robin Hood. Ein Balladenkranz nach altenglischen Volksliedern von Anastasius Grün. Stuttgart, 1864.

Ein allerliebstes Büchlein, das weit mehr gibt, als der Titel verspricht. Den Kern und die Mitte des Buchs bilden dreiundzwanzig Balladen von Robin Hood; die Einleitung aber verbreitet sich in einer Abhandlung über die Geschichte und den Charakter des Helden, über sein muthmaßliches Verhältniß zur Geschichte seiner Zeit und über die Verehrung, die er seit sechs Jahrhunderten in Festen und Volksspielen, in Balladen und Sagen genießt. Ein kurzer Anhang endlich gibt erläuternde Anmerkungen zu den Balladen.

Mit Recht bemerkt der Verfasser: „Wenn wir die Reihen jener ächten Volkshelden mustern, deren Andenken sich in Lied und Sage, in Festen und Gebräuchen der verschiedensten Völker lebendig zu erhalten wußte, so werden wir kaum Einen finden, dessen Volksthümlichkeit und Beliebtheit an Höhe und Dauer jene überträfe, deren sich der Name Robin Hood bei dem Volke Englands noch bis zum heutigen Tage erfreut. Als Zeugniß für diese mag es gelten, daß die Geschichte und die Thaten Robin Hoods und seiner Genossen den Stoff zu mannigfaltigen dramatischen Vorstellungen und zu zahlreichen, in wohlfeilen Ausgaben verbreiteten Volksromanen und Prosaerzählungen, so wie zu vielfachen Anspielungen gegeben haben, welche sich in englischen Dichtern und Prosaikern, namentlich in Shakespeares Werken, zahlreich vorfinden. In neuerer Zeit haben zwei ausgezeichnete Schriftsteller Englands, Walter Scott in seinem Roman „Ivanhoe“ und James in seiner Erzählung „Forest days,“ es nicht verschmäht, ihre Dichtungen mit Episoden aus dem Leben Robin Hoods zu schmücken; zu geschweigen eines späteren ähnlichen Versuches in Peacocks „Maid Marian.“ In unsern Tagen (1860) ward eine Oper von Macfarrens „Robin Hood“ als werbendes Kassenstück für „Her Majesty's“ Theater von der Londoner Presse mit vollen Posaunenstößen gepriesen, ein Erfolg, an welchem der Held des Librettos seinen nicht unerheblichen Antheil haben mag. Ihm verdanken verschiedene ältere und neuere Sprüchwörter ihren Ursprung; bei Robin Hood oder einem seiner Genossen zu schwören, scheint Landesbrauch gewesen zu seyn. Seine Lieder wurden bei feierlichen Gelegenheiten gesungen und sein Dienst bisweilen dem Worte Gottes vorgezogen. Der erste Mai ist der Robin Hoods day„ und feierliche Spiele, Schützen- und Maifeste, zur Ehre seines Gedächtnisses eingeführt, wurden bis gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts regelmäßig abgehalten, und zwar nicht von den untern Volksklassen allein, sondern von Königen, Prinzen und ernsthaften Magistratspersonen, sowohl in England als in Schottland; Feste, nach den Anschauungen der früheren Jahrhunderte so innig verflochten mit der bürgerlichen und religiösen Freiheit des Volkes, daß die Regierung sie zu unterdrücken nicht wagen durfte.“ — Anastasius Grün erzählt noch von Felsen, Hügelreihen, Buchten, die seinen Namen tragen, ferner, daß wohl noch ein Dutzend Gäßchen, Höfe und öffentliche Plätze in London sich nach ihm nennen. Die tiefgewurzelte und weitverbreitete Volksthümlichkeit Robin Hoods nicht allein in England, sondern auch in Irland, und insbesondere in Schottland, welches eine eigenthümlich national gefärbte Reihe von Robin-Hoods-Liedern aufzuweisen hat — worin hat sie ihren Grund? wie konnte sich die Volksphantasie in dem Grade für einen Mann begeistern, der nach der Ueberlieferung eine Art Räuber und Wildschütze, ein geächteter und außerhalb des allgemeinen Gesetzes stehender Mann (outlaw), ein aus der Gesellschaft Ausgestoßener und mit dem Makel des Freibrutherthums Gebrandmarkter gewesen?

Robin Hood war geboren, nach J. Ritsons 1795 erschienener Biographie, in Locksley in der Grafschaft Nottingham unter der Regierung König Heinrichs II. ums Jahr 1160. Ein ungezügeltes Jugendleben soll sein Erbe verzehrt, ihm manche Geldbuße und Schulden halber die Acht zugezogen haben, so daß er nicht minder aus Noth, denn aus eigener Wahl eine Zufluchtsstätte in jenen Büchen und Wäldern suchte, mit denen zu jener Zeit unabsehbare Strecken Englands, besonders in den nördlichen Gegenden bedeckt waren. Hier fand er bereits oder versammelte er später um sich eine Anzahl von Leuten ähnlichen Schlags und Geschicks, welche ihm als Haupt und Führer willige Folge leisteten. Auch soll ihm seine Geliebte Marian in seine Zufluchtsstätte gefolgt seyn. Die Schaar wuchs mit der Zeit auf beiläufig hundert Schützen und übertraf im Schießen mit dem Langbogen alle andern Schützen im Lande.

In dieser Gesellschaft herrschte Robin Hood eine Reihe von Jahren in den Wäldern wie ein unabhängiger Fürst, in fast ununterbrochenem Kriege mit dem Könige von England und dessen Unterthanen, mit einziger Ausnahme der Armen und Hülflosen, der Verfolgten und Unterdrückten oder sonst seines Schutzes Bedürftigen. Wenn er an dem einen Orte von überlegenen Kräften bedroht ward, flüchtete er zu einem andern, immer Trotz bietend der Macht dessen, was „Gesetz und Regierung“ hieß. Ein Aufrührer oder Hochverräther war er darum nicht: ein Geächteter jener Tage war ebenso beraubt jedes oberherrlichen Schutzes, als er gegen Niemand durch den Eid der Treue gebunden war: „seine Hand war gegen Jedermann und Jedermanns Hand gegen ihn.“ Die königlichen Forste lieferten unserem Helden und seinen Gefährten durch's ganze Jahr Ueberfluß

Digitized by Google

an Wild und Feuerung; den Rest ihrer Lebensbedürfnisse deckte der Handel mit benachbarten Ortschaften; mitunter nahm aber der Held mit seinen Genossen auch zum Raube seine Zuflucht. Bei solchen Gewaltthaten hat er sich nur die Habe der Reichen angeeignet, nie hat er außer in ehrlichem Kampfe einen Menschen getödtet. Er sagt von sich selbst S. 160:

„Nie that ich Leides einem Mann,
Der treu und ehrlich lebt;
Mich reizt nur der, deß schnöd' Begehr
Nach fremdem Gute strebt."

„Ich that kein Leid dem Ackermann,
Der pflügt auf seinem Grund,
Noch dem, der hier das Waldrevier
Durchstreift mit Fall und Hund."

„Erzfeind bin ich der Geistlichkeit,
Die übermüthig heut.
Solch fauler Bauch und schelmischer Gauch,
Ein Fang ist's, der mich freut."

Ein Ausschreiben, das auf seinen Kopf einen namhaften Preis setzte, blieb erfolglos. Endlich, als die Gebrechen des Alters auch auf ihm zu lasten begannen und er von einem Krankheitsanfall durch einen Aderlaß Erleichterung suchte, wandte er sich zu diesem Behufe an seine Verwandte, die Priorin von Kirkleys in Yorkshire, da Frauen, insbesondere Nonnen jener Zeit mit chirurgischen Verrichtungen vertrauter waren, als heutzutage.

Sie reicht die Hand ihm lilienweiß
Und führt ihn in's Gemach;
Sie ließ ihm Blut, so lang hervor
Ein rother Tropfen brach.

Sie sah ihn an mit mildem Blick:
„Er ist mein Vetter gut!"
Da regt sich mitleidvoll die Hand,
Zu stillen ihm das Blut.

Sie sah ihn an mit strengem Blick:
„Der Priester Feind ist er!"
Da sank erbarmungslos die Hand,
Das Blut floß immer mehr.

Sie ließ mit offner Ader ihn
Und schloß die Zelle dann,
Daß all den langen Tag sein Blut
Bis nächsten Mitting rann.

Da fiel sein Blick auf's Fenster frei,
Das ladet ihn zur Flucht;
Er ist zu schwach zu Sprung und Schwung,
Drum läßt er's unversucht.

Da fiel sein Blick auf's treue Horn,
Das hing zu seinen Knieen;
Er setzt's zum Mund und läßt in's Rund
Drei schwache Stöße ziehn.

Das hört alsbald der kleine John
Wohl unter'm Waldesdach:
„Dem Meister droht wohl Todesnoth,
Er bläst so schwer und schwach."

Klein John lief gegen Kirkley schnell,
So schnell er kann, herbei,
In Kirkleyhall sprengt er mit Hast
Zwei Schlösser oder drei.

Und als er stand vor Robin Hood,
Auf's Knie fällt der Genoß.
„„Gewährt, o Meister," sprach Klein John,
„Mir eine Gnade bloß.""

„Und welche Gnade?" frug Robin.
„O nenne dein Begehr!"
„„Verbrennen laß mich Kirkleyhall
Und all sein Nonnenheer!""

„Nicht doch, nicht doch!" sprach Robin Hood,
„Die Bitt' verlag' ich dir;
Nie that ich Leides einer Frau,
Und Keinem, der mit ihr."

„Nie that ich Leides einer Maid,
Und thu's auch nicht zum Schluß;
Doch gib den Bogen mir zur Hand
Und einen Pfeil zum Schuß."

„Und wo der Pfeil jetzt niederfällt,
Sollt graben ihr mein Grab;
Legt unter's Haupt, legt mir zum Fuß
Ein Rasenstück hinab."

„Legt meinen Bogen mir zur Seit',
Der wie Musik mir klang,
Und macht den Rand ans Gras und Sand,
Macht's breit genug und lang;"

„Macht schlicht und schlecht das Bett zurecht
Dem Schläfer, der da ruht;
Dann spricht noch spät, wer vorübergeht:
Hier liegt Ihn Robin Hood!"

Solches geschah nach Kirton am 18. November 1247 im 87sten Jahre seines Alters und im 31sten Jahre der Regierung König Heinrichs III. Nach Robin Hoods Tode zerstreute sich seine Schaar.

Hood ist also kein Räuber gewöhnlichen Schlages, kein nobler Verbrecher, kein begabter Taugenichts. Etwas

Digitized by Google

Sittengefährliches und Verführerisches liegt nicht von Weitem in diesen Balladen, und wenn junge Leute durch Räubergeschichten selbst zu Raub und Mord hie und da nach ihrem eigenen Geständniß verleitet worden seyn wollen, so ist Robin Hood viel zu naiv und originell, viel zu sehr, wie aus den oben mitgetheilten Proben erhellt, durch so manche Züge mit dem allgemein und ächt Menschlichen verwandt, als daß sich so etwas von diesen Balladen befürchten ließe. In Schillers Räubern fragt Carl Moor den Kosinsky: „Hat dir dein Hofmeister die Geschichte des Robins in die Hände gespielt — man sollte dergleichen unvorsichtige Canaillen auf die Galeere schmieden — die deine kindische Phantasie erhitzte und dich mit der tollen Sucht zum großen Mann anstrecke? Kitzelt dich nach Namen und Ehre? wißt du Unsterblichkeit mit Mordbrennereien erkaufen?“ Aber Moors Frage an Kosinsky hat nach ihrem ganzen Zusammenhang nur dann einen Sinn, wenn man Karl die Möglichkeit voraussetzen läßt, der neue Ankömmling sey von Haus aus ein unpraktischer, schwachköpfiger, unreifer Mensch, den eine Räubergeschichte, eine romantische Träumerei zur Bande geführt. Robin Hood ist in England ein jedem Knaben bekannter Held, ohne daß deßwegen die Geschichten und Balladen von diesem Räuber für gefährlich gälten. Da ist ferner nichts vom Mord- und Blutgeruch, von der Armensünderbank und der Missethäterangst, von peinlichem Verhör und öffentlicher Hinrichtung „dem Malefikanten selbst zur wohlverdienten Straf und Andern zum abschreckenden Exempel“ — nein, hier weht der frische Hauch der Poesie, hier athmen wir Waldesduft, Robin Hood ist der König der Wälder, und wenn er in sein Horn stößt, so sammeln sich wie durch Zaubergewalt seine Getreuen um ihr Haupt, und der Klang dieses Hornes und die frische Macht seiner Rede hallt lang in unserer Seele nach. Ein Mann, der so sehr der Liebling eines ganzen Volks geworden ist, wie Robin Hood, ein Räuber, der wie ein Heiliger verehrt wird, muß eine ganz besondere Erscheinung gewesen seyn; er kann seine Volksthümlichkeit nicht bloß seiner List und Gewandtheit, oder seiner Güte gegen Arme und Nothleidende verdanken, Züge, durch welche gewöhnlich der Dichter versucht, uns mit dem blutigen Handwerk des Räubers möglichst auszusöhnen; in einem Volkstheiligen sieht das Volk sich selbst nach einer seiner Haupteigenschaften verkörpert. Robin Hood ist Patron des Schützenwesens; er war selbst Wildschütz und wußte, wie kein Anderer, den Bogen zu handhaben. Darin liegt offenbar etwas Poetisches; der freie Urstand der Natur kehrt hier wieder. Englands größter Dichter ist nach der Volkssage selbst in seiner Jugend ein Freund des edlen Waidwerks gewesen und hat diese noble Passion nicht gerade auf die gesetzlichste Weise befriedigt, ohne daß seine Landsleute an diesem Zug Anstoß nehmen.

Den Hauptgrund von Hoods Volksthümlichkeit findet aber A. Grün darin, daß er das von den normannischen Eroberern zurückgedrängte und unterdrückte Angelsachsenthum in seiner Person vertritt. „Der Name Hood ist sächsisch und die ältesten und daher brachtenswerthesten Balladen reihen seine Vorfahren unter die Yeomanry, das ist die Klasse der freien Landleute, ein. Später, als das Andenken an die durch die Eroberung bewirkte Umwälzung sich abschwächte, verstellen die Dorfpoeten darauf, ihren Liebling mit dem Aufputz der Größe und des Reichthums auszustaffiren; sie machten aus ihm einen Grafen oder doch mindestens den Enkel eines Grafen, so schon in der ersten Ballade der Sammlung: R. Hoods Geburt. Diese Annahme jedoch entbehrt jeder historischen Grundlage. Robin Hood gehörte zu den Männern, die lieber Räuber als Sklaven seyn wollten und die in ihren Wäldern den strengen Jagdgesetzen der Normannen trotzten. Der volksthümliche Widerstand gegen das Normannenthum dauerte unter der Form des Freiheutterthums noch lange fort und die Begriffe: „freier Mann“ und „Gegner des Gesetzes,“ blieben noch lange ungetrennlich. Als jedoch der angelsächsische Volksstamm sich später durch Gewohnheit in Verhältnisse einlebte, welche er früher in Verzweiflung ertragen hatte, verlor jenes Freiheutterthum allmählich seine patriotische Weihe und sank zu seiner natürlichen Bedeutung eines entehrenden Handwerks zurück; doch blieb in den untern Volksschichten immer noch eine große Hinneigung zur Verletzung der Jagdgesetze und eine aufgesprochene Sympathie für jene zurück, die, sey es aus Noth, sey es aus Uebermuth, diese Verordnungen der Eroberer mißachteten. Das Treiben abenteuernder Wildbiebe und das Waldleben überhaupt wird mit Liebe in einer Menge neuerer Lieder gefeiert; sie alle preisen die Unabhängigkeit, deren man sich im „grünenden Walde“ erfreut, wo man keinen andern Feind hat, „als den Winter und das Unwetter,“ wo man „fröhlich ist, so lange der Tag währt, und leichten Sinnes, wie das Blatt auf dem Baume.“

Diese ganze Auseinandersetzung, bei welcher A. Grün hauptsächlich A. Thierry folgt, leuchtet vollkommen ein. Das Räuberwesen steht zum Staat in einem eigenthümlichen Verhältniß. Geschichtlich betrachtet ist der Staat gegen den Communismus des Räuberwesens gegründet; bei dieser Gründung selbst aber spielt List und Gewalt meistens eine größere Rolle, als Recht und Gesetz. Der erste Regent, hat ein geistreicher Mann gesagt, war ein glücklicher Soldat. Was Wunder nun, wenn in unruhigen Zeiten der Räuber dem Herrscher des Noth- und Polizeistaates seine Verwandtschaft mit ihm auf unangenehme Art in Erinnerung bringt? So berühren sich die Extreme. Diese Verwandtschaft gilt natürlich vor Allem vom Eroberer, und Heinrich II., der auszog, um Robin Hood zu jagen, war ein edler und ritterlicher Herr; aber in dem Feind, den er bekämpfte, in dem Gegenkönig, der seinen Thron in den Wäldern aufgeschlagen hatte, lebte doch kein Anderer fort, als der Angelsachse Harald. Ein verwandter Fall, auf den der Sonnenwirth in Hermann Kurz's Roman zu seinen Gunsten hinweist, findet sich im Alten Testament. Hier lesen wir 1. Sam. 22, 2: „Und es versammelten sich zu David allerlei Männer, die in Noth und

Digitized by Google

Schuld und betrübtes Herzens waren; und er war ihr Oberſter, daß bei vierhundert Mann bei ihm waren.“ Hieher gehört namentlich Davids Abenteuer mit Nabal und Abigail, eine Geſchichte, die in ähnlicher Weiſe, wie ſchon Goethe aufgefallen iſt, wiederkehrt in Hebels „Statthalter von Schopfheim.“ Doch wäre auch möglich, daß Hebels Gedicht auf einer wirklichen, vor Jahrhunderten vorgefallenen Begebenheit beruht. So findet ſich ja auch in der vorliegenden Sammlung die Ballade: „Robin Hoods goldner Lohn,“ welche die größte Aehnlichkeit hat mit Hebels Erzählung: „der ſchlaue Huſar.“ Robin Hood zwingt zwei Mönche, die ihm unter dem Vorwand, ſie haben keinen Pfennig bei ſich, eine kleine Gabe verweigert hatten, mit ihm niederzufallen und zu Gott um Geld zu flehen. Nach einem Gebet von einer Stunde fordert ſie Robin auf, in ihren Taſchen nachzuſehen, und auf ihre Betheurung, ihre Taſchen ſeyen leer, ſucht er ſelbſt nach, findet fünfhundert Stücke baar und theilt dieſe mit ihnen. Aehnlicher Art iſt die Liſt, welche der Huſar gegen den unfreundlichen Bauern, der hundert Gulden im Sack hat, anwendet, indem er mit ihm vor der Bildſäule des heiligen Alphonſus niederfällt und dieſen um eine Geldbeſcheerung bittet. Nur hat Hebel, vielleicht abſichtlich, den Schluß der Erzählung weggelaſſen, nämlich daß der betrogene Bauer den Huſaren bei Friedrich dem Großen verklagte, daß aber dieſer König über das Stückchen ſeines Soldaten ſich herzlich freute und auf die Klage zurückſchrieb: „Der Huſar ſoll das Geld behalten, aber künftig nicht mehr zu einem Heiligen um Geld beten.“ — „Es winken ſich die Geiſter aller Zeiten,“ und ſo auch die Geiſter der Liſt und Verſchlagenheit der kühnen Räuber und luſtigen Freibeuter.

Die Robin-Hoods-Balladen ſind „der merkwürdigſte Theil der engliſchen Volksliteratur, und man kann an ihnen allein ſchon die Blüthe und den Untergang des engliſchen Volksgeſanges verfolgen.“ Dieſe Balladen, welche zuerſt 1795 von Ritſon und 1847 von J. W. Gutch geſammelt wurden, mögen, wie A. Cunningham ſagt, in ihrer ungekünſtelten Anſchaulichkeit manchem vielleicht roh erſcheinen. „Sie ſind aber reich an Handlung und rein menſchlichem Charakter; ſie ſpiegeln die Sitten und Gefühle ferner Zeiten wieder; ſie zeichnen manches, was der Maler nicht ausführte und der Geſchichtſchreiber überſah; ohne verletzende Bitterkeit ſpricht aus ihnen die Empfindlichkeit gegen Unbill und Unrecht im öffentlichen wie im Privatleben; ja ſie ſchwingen ſich bisweilen in die höheren Regionen der Phantaſie empor und liefern Gemälde im ächten Geiſt der Romantik. Ein unwiderſtehlicher Drang zum Kampfe, der ihnen nur Spiel ſcheint; Verachtung gegen Alles, was hinterliſtig und feig, Liebe für Alles, was frei, mannhaft und warmherzig iſt; Haß gegen alle Unterdrücker, ſeyen es Prieſter oder Laien, und Hinneigung zu allen jenen, welche die wahre Luſtigkeit in Wort und That lieben — das ſind die Eigenſchaften, durch welche die Robin-Hoods-Balladen ſich auszeichnen. Der perſönliche Charakter, ſo gut wie die Geſchichte des kühnen Geächteten iſt jedem Verſe aufgeprägt.“ Bei aller gewiſſenhaft beobachteten Treue gegen Geiſt und Wort der Originale hat A. Grün doch in der Zuſammenſtellung der Einzeltheile des Gemäldes ein gewiſſes Maß von Freiheit ſich erlaubt, und mit vollem Recht, im Unterſchied von den Herausgebern des engliſchen Textes, nicht die philologiſche, ſondern die hiſtoriſche Chronologie maßgebend ſeyn laſſen.

In der That, hier haben wir ächte Volksballaden, die aus dem Vaterland der Ballade ſtammen (Ballade nicht vom italieniſchen ballata, Tanzlied, in Corſika = Todtenklage, ſondern vom walliſiſchen gwaelawd (ſprich: wal-ad) = Lied in der Volksſprache). Man vergleiche einmal, um ſich den Unterſchied zwiſchen Romanze und Ballade recht klar zu machen, dieſe Balladen in ihrem raſchen dramatiſchen Gang, in ihrem ſtoßweiſen Vorrücken und ihren kurzen, ſchlagfertigen Jamben und Anapäſten mit der feierlichen Grandezza und der ruhigen Umſtändlichkeit der mit dem langſam abgemeſſenen Schritte des Trochäus auftretenden Romanzen vom Liebling des ſpaniſchen Volks, vom Cid Campeador.

Und ſo iſt denn in dieſem liebenswürdigen Büchlein erfüllt, was ſein Herausgeber am Schluſſe der Einleitung als Wunſch ausſpricht. Es giebt ein Tau durch dieſe Blätter, als ob von ferne der nie ganz erfolgloſe Waldhornruf Robin Hoods erklänge und den Leſer freundlich einlüde zu einem Gange in die erfriſchenden Schatten, zu einem Stündchen Aufenthalt „im luſtigen grünen Wald.“

G. Hauff.

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Todte Saison. — Theaterübelstände. — Deutsche Sänger in London. — Berliner Wetterunken. — Reform des Fuhrwesens. — Plan zur Auswanderung nach Palästina. — Taubity.

Wir sind jetzt mitten in der „sauren Gurkenzeit," oder, wie der feinere Berliner zu sagen liebt, der „todten Saison." Die „Welt" und die „Halbwelt" haben die Stadt verlassen, und die armen Zurückgebliebenen (vielleicht wäre es richtiger zu schreiben, die zurückgebliebenen Armen) müssen sich behelfen, so gut es eben gehen will. Zum Glück ist es nicht so schlimm, wie die Leute der „Welt" mit der „Halbwelt" sich einbilden. Dank häufigen Regengüssen haben wir weniger als sonst vom Staube zu leiden, und da wir ein vergnügungsinstiges Völkchen sind, und uns die Ruthe der Respektabilität nicht auf den Rücken gebunden haben (ich spreche von uns Zurückgebliebenen, die weder zur „Welt" noch zur „Halbwelt" gehören), so führen wir ein ganz erträgliches Leben. Haben wir doch Biergärten in Hülle und Fülle, und luftige Sommertheater, und Concerte im Freien à 1½ Silbergroschen per Person, ja sogar als neueste Neuerung Groschenei's, das den berühmten Londoner Penny-Jees der Herren Gatti nichts nachgibt, und uns obendrein in eigenen Wägelchen auf der Straße nachgefahren wird, so daß wir uns nicht die Mühe zu nehmen brauchen, den kostbaren Artikel in einer Conditorei aufzusuchen. Was können wir mehr verlangen? Ich für meinen Theil bin völlig zufrieden, und gehe ungenirt am hellen Tag aus, entschlossen, meinem Schneider, wenn er mir begegnen und mich mit respektabler Verachtung ansehen sollte, ein unrespektables Schnippchen zu schlagen.

Es freut mich, mittheilen zu können, daß ein hiesiges Blatt, und zwar der von Dr. Maron (dessen Buch über die Japanesische Expedition Ihnen bekannt seyn wird), trefflich redigirte „Beobachter," einen ernsthaften Feldzug gegen das Theateragenten- und Theaterzeitungsunwesen begonnen hat. Ein in der letzten Sonntagsnummer enthaltener Aufsatz gibt in scharfer, aber ruhig gemäßigter Sprache eine Schilderung des herrschenden Ausbeutungssystems. Es wird gezeigt, wie das Interesse der Agenten dem Interesse der Künstler zuwiderläuft, wie z. B. das Interesse des Agenten es erheischt, daß die Schauspieler keine dauernden Stellen bekommen, oder doch nicht lange in einer und derselben Stelle bleiben, weil dieß die Commissionsgebühren schmälern würde. „Es ist aber," sagt der Beobachter, „ein nnumstößlicher Erfahrungssatz, daß die Menschen, wenn ein Interessenconflict eintritt, ihren eigenen Interessen den Vorrang zu geben pflegen." Vom größten Nachtheil für die Schauspieler ist ferner der erbitterte Concurrenzkrieg zwischen den Agenten, deren Zahl bei weitem den Bedarf übersteigt. „In diesem Concurrenzkrieg gelangt nur zu oft das Sprüchwort: „Schlägst du meinen Juden, so schlag ich deinen Juden," zur praktischen Anwendung, und zwar so, daß die unglücklichen Schauspieler die Rolle der Juden zu spielen haben." Ueberdieß ist die unverhältnißmäßig große Zahl der Agenturen schon an sich in sofern ein Uebel, als die Betriebskosten außerordentlich vermehrt werden. Eine Stellenvermittlung ist nothwendig; aber „eine Arbeit, welche bei zweckmäßiger Organisation mit Leichtigkeit von ein paar tüchtigen Männern zu versehen wäre, nimmt unter dem jetzigen System einige Dugend Personen in Anspruch; und die Mehrkosten, welche aus dieser ungeordneten, anarchischen Geschäftsführung erwachsen, fallen natürlich auf die Schultern der Künstler."

Der „Beobachter" kommt dann auf die Theaterzeitungen zu reden, welche meist das Eigenthum und Organ von Agenten, in allen Fällen aber direkte oder indirekte Erpressungsanstalten sind. „Der Abonnementspreis ist durchschnittlich ein sehr hoher, und da die Schauspieler sich zum Abonnement verpflichtet, oder besser gesagt, moralisch gezwungen glauben, werfen diese Blätter einen hübschen Profit ab." Ein Künstler, dessen Ruf nicht begründet ist, kann sich der Brandschatzung nicht entziehen, denn die Theaterdirektionen werden — in Ermanglung unparteiischer Organe — bei Engagements wesentlich durch diese Zeitungen bestimmt, so daß es für den Bühnenkünstler von der äußersten materiellen Wichtigkeit ist, mit diesen Blättern auf gutem Fuß zu stehen.

Nach einem Blick auf die nach allen Seiten hin unbefriedigenden Theaterzustände der Gegenwart, insbesondere mit Rücksicht auf die gesellschaftliche Stellung der Schauspieler, wird der Vorschlag gemacht, die Künstler sollten sich auf dem Weg der Association vereinigen und selber eine Centralagentur nebst einem Centralpreßorgan gründen. An die Centralagentur, die in mancher Beziehung dem Londoner Governantencinstitut (Governess' Institution) gleichen würde, hätte jedes Mitglied einen bestimmten regelmäßigen Beitrag zu bezahlen. Dafür besorgt die Anstalt, ohne Extraremuneration, die nöthige Stellenvermittlung und bestreitet die Kosten des Bühnenblatts, welches die gemeinsamen Interessen des Schauspielerstands zu vertreten hat. Mit dieser Centralagentur wäre auch eine Krankenkasse und ein Pensionsfonds zu verbinden. „Die

Digitized by Google

Leitung des Ganzen müßte in den Händen eines von den Mitgliedern zu wählenden Ausschusses seyn, der einen Geschäftsführer, Kassier und Sekretär (je nach Bedarf mehrere) und den Hauptredakteur des Centralorgans ernennt — Beamte, die natürlich entsprechend zu besolden sind.

Dieß der Vorschlag des „Beobachters." Wenn auch die Einrichtung einer Krankenkasse und eines Pensionsfonds — so wünschenswerth sie jedenfalls ist — auf mancherlei praktische Schwierigkeiten stoßen dürfte, so steht der Gründung der projektirten Centralagentur nicht das mindeste Hinderniß entgegen. Die Anlagekosten wären sehr gering, und das Institut, wie die damit verbundene Zeitung, würde sich bald bezahlt machen. Zur Verwirklichung des Plans ist bloß erforderlich, daß die Schauspieler sich von dem alten Schlendrian losreißen und selber an's Werk gehen. Die gebratenen Tauben fliegen in unserer prosaischen Zeit Niemand in den Mund. Wer Hülfe will, muß sich selbst helfen.

Nun zu einer andern „Theaterfrage." Die Kämpfe, welche die Direktion unserer königlichen Schauspiele mit den Billetthändlern führt, werden keinem Leser unbekannt seyn. Seit Jahren rollt Sisyphus-Hülsen den Stein bergauf, ohne ihn auf den Gipfel bringen zu können. Und das ist nicht zu verwundern, da sich die Herren Billetthändler, wie sich neulich zum unbeschreiblichen Erstaunen des Publikums herausstellte, unter dem Schutz und Schirm der hohen und mächtigen Polizei befinden, die das saubere Geschäft in aller Regel concessionirt hat. Während der letzten Wochen, wo Niemann hier seine Gastspiele gab, erreichte das Uebel einen solchen Grad — unter sechs bis acht Thalern war kein (eigentlich bloß 1 Thlr. kostendes) Parkettbillet zu haben — daß Herr von Hülsen sich zu einem abermaligen Versuch entschlossen hat. Von der richtigen Voraussetzung ausgehend, daß der jetzige officielle Preis der Billete ein zu niedriger ist, will er vom Beginn der nächsten Saison an eine Preiserhöhung eintreten lassen. Auf diese Weise hofft er zwei Fliegen mit Einer Klappe zu schlagen: die Einnahmen der königlichen Schauspiele vermehren und dem Publikum zugleich billigere Preise sichern, als es jetzt thatsächlich bezahlen muß. Leider kann ich die Hoffnungen des Herrn von Hülsen nicht theilen. Die Einnahmen der unter seiner Leitung stehenden Theater werden unstreitig einen entsprechenden Zuwachs erhalten, jedoch der Billetthandel wird nicht unterdrückt werden. Wenn keine besonders anziehende Vorstellung ist, wird er schlummern, allein das ist auch gegenwärtig der Fall; wenn aber irgend ein großer Künstler auf dem Theaterzettel prangt, wird das Publikum nach wie vor geneigt seyn, über den gesetzlichen Preis zu kaufen, und dann ist auch der Billetthandel wieder da, Hr. von Hülsen müßte denn für jede einzelne Vorstellung einen besondern, je nach der Anziehungskraft derselben berechneten Tarif festsetzen, was schwerlich zu empfehlen seyn dürfte, und unseres Wissens auch nicht in seiner Absicht liegt. Geschieht das aber nicht, so verfehlt die Maßregel ihren Zweck. Hr. von Hülsen sollte wirklich einmal eine kleine Reise nach London machen und sich erkundigen, wie z. B. der Manager des Princeß-Theater des Billettschwindels Herr geworden ist.

Unsere Berliner Sängerinnen und Sänger haben dieses Jahr offenbar kein Glück in London. Fräulein Lucca wurde von Gye vom Coventgarden-Theater so abgehetzt, daß sie die Flucht ergreifen mußte, und in Folge der Aufregung und Ueberanstrengung gefährlich erkrankt ist. (Gestern war sogar das Gerücht verbreitet, sie sey todt. Es hat sich aber zum Glück nicht bestätigt). Nicht viel besser erging es unserem braven Fricke mit Herrn Mapleson von Her Majesty's. Er kam zur verabredeten Zeit, d. h. sobald Herr von Hülsen es ihm erlaubte, nach London; trotzdem wollte Mapleson, der ihn ein paar Tage früher erwartet zu haben behauptete, wegen angeblichen Contraktbruchs einen Theil des ausbedungenen Gehalts abzwacken. Fricke ließ sich das nicht gefallen und zerriß den Contrakt. Er singt jetzt bloß in Privatconcerten, wobei er sich pekuniär weit besser steht. Die einzige Berliner Opernberühmtheit, welche mit den Londoner Managern keine Unannehmlichkeiten gehabt hat, ist Frau Harriers-Wippern, die auf den Brettern von Her Majesty's ebenso reichliche, als wohlverdiente Lorbeeren erntet.

Während unsere Presse einen erbitterten Federkrieg gegen England führt, und während die patriotischsten unserer patriotischen Bürger den Ankauf englischer Waaren für einen Verrath am Vaterland erklären, feiert das treulose Albion seit einigen Tagen vor unserer Nase, auf dem Sandfeld hinter dem classischen Kreuzberg, eine Reihe von Triumphen, welche jede patriotische Seele tief bekümmern müssen. Auf jenem Sandfeld werden nämlich die Berliner Wettrennen abgehalten. Ich sage Berliner Wettrennen; die Bezeichnung ist aber falsch, obgleich das Ding allgemein so genannt wird. Es sollte heißen: englische Wettrennen bei Berlin; denn Alles ist englisch an diesen Wettrennen; die Pferde sind englische Pferde, oder haben wenigstens englische Namen — Formidable, the Cure, Blackdrop, Snowdrop, Little Thistlefly, the Flying Dutchman u. s. w. Die Regeln, nach denen verfahren wird, sind englische Regeln; die Kunstausdrücke sind sämmtlich dem Englischen entnommen, und nicht einmal übersetzt, was doch so leicht wäre; wir hören da von Handicaps, Steeplechase, Stakes, Sweepstakes und so weiter. Ja, die Herren Berichterstatter, welche für die Geiegenheit in Reporters umgewandelt sind, haben sogar das deutsche Wort für die Gangart der Pferde vergessen und sprechen von dem „Pace" der Renner. Daß wir auch englisch wetten, versteht sich von selbst. Kurz wir sind völlig englisirt, und John Bull kann sich im Hinblick auf diesen moralischen Sieg leicht über die moralische Entrüstung hinwegsetzen, die er in der Brust unserer Patrioten erregt hat. Es fällt uns nicht ein, die „Einrichtung" der Wettrennen verdammen zu wollen. Sie hat ohne Zweifel ihr Gutes, und warum sollen wir etwas Gutes nicht bei uns einbürgern? Aber einbürgern und nachäffen ist zweierlei.

Digitized by Google

Unſere Polizei arbeitet unermüdlich daran, das öffentliche Fuhrweſen zu reguliren und zu einer Vollkommenheit zu erheben, wie ſie der Hauptſtadt des Intelligenzſtaats entſpricht. Sie ſtrebt nicht bloß darnach, unſre Omnibuſſe und Droſchken dem Ideal der Schönheit und Bequemlichkeit zuzuführen, die Droſchken- und Omnibuspferde, ſowie die Droſchken- und Omnibuskutſcher moraliſch und phyſiſch zu veredeln; nein, die Fürſorge unſerer wohllöblichen, Alles — das Größte und Kleinſte — mit Adlerblick überſchauenden Polizei erſtreckt ſich ſelbſt über die Peitſchen der Droſchken- und Omnibuskutſcher, die hinfüro — ich meine die Peitſchen — gleich den mecklenburgiſchen Civiliſationsſtöckchen von einer beſtimmten mit der minutiöſeſten Genauigkeit vorgeſchriebenen Länge und Dicke ſeyn müſſen. Wahrhaftig, wenn unſer öffentliches Fuhrweſen unter ſolch weiſem Regimeut nicht gedeiht, nicht ein Muſter wird für die übrige Welt, dann iſt die gerühmte Allmacht der Intelligenz, iſt die Intelligenz des Intelligenzſtaats nur eine hohle Phraſe. Und das wäre doch eine ſchreckliche Enttäuſchung.

Der Berliner Sand iſt bekanntlich fruchtbar an Ideen, freilich Berliner Ideen. Die neueſte Sandidee iſt ein koloſſaler Plan zur Coloniſation von Paläſtina. Mehrere hervorragende jüdiſche Bankiers und Kaufleute haben einen Ausſchuß gebildet, der die Idee ins Werk ſetzen und eine moſaiſche Auswanderung nach dem gelobten Land organiſiren ſoll. Gelingt der Plan und kehren die Enkel Abrahams unſerer Stadt den Rücken, ſo würden ſämmtliche Zeitungen Berlins mit nach Paläſtina zu wandern haben und wir wären ohne Preſſe. Es wäre ſchrecklich. Herr von Bismarck, der ſeinen „Kladderadatſch“ nicht entbehren kann, wird hoffentlich das Unheil von uns abwenden.

Eine Berliner Celebrität, deren Ruhm aber weit über Berlin hinausſtrahlt, iſt uns dieſer Tage plötzlich entriſſen worden, nicht durch die Hand des Todes, ſondern durch die eines Schutzmanns: der Reklameriſe Daubitz, der Zwillingsbruder im Geiſt des unſterblichen Hoff. Man munkelt von Beſtechung eines Beamten; der Mann ſoll übrigens unſchuldig ſeyn. Und warum nicht? Humbug und Ehrlichkeit ſind heutzutage ja keine Gegenſätze mehr. Möge der Stern des Kräuterliqueurs, Caſtor Daubitz, bald wieder unverdunkelt neben dem Stern des Malzextrakts, Pollux Hoff, funkeln! In ſeinem Glanz ſonnte ſich manches geſinnungstüchtige „Organ der öffentlichen Meinung“ und „Aufklärung,“ das ſonſt eleudiglich abſterben würde.

Der Keller, in welchem Gregy ermordet wurde, iſt jetzt an einen Blumenhändler vermiethet. Derſelbe hat dreifache Miethe zu bezahlen, macht aber nichtsdeſtoweniger ausgezeichnete Geſchäfte. Die Kunden drängen ſich hin, den Duft einer Blume einzuathmen, die den Duft von Menſchenblut eingeſogen hat; es iſt ſo ſchauerlich poetiſch, und wir leben im Zeitalter des Senſationscultus. Wir haben andere Nerven, als unſere patriarchaliſchen Vorfahren, die jenen Cultus ihren Kuchenmägden zu überlaſſen pflegten.

Carlsbad, Juni.

Badeleben.

Das altberühmte, im fichtenbewachſenen Felſenthale der ſchnell dahin rauſchenden Tepel ſo maleriſch gelegene Carlsbad gehört zu den bekannteſten und beſuchteſten Bädern unſeres Welttheiles. Zu vielen Tauſenden ſtrömen aus den ferſten Ländern Europas jährlich die Fremden hier zuſammen, um an der kochenden, ſchäumenden Quelle des „Sprudels“ Heilung von wahren, oft genug auch von eingebildeten Leiden zu ſuchen und häufig auch zu finden. Carlsbad iſt kein Mode- oder Luxusbad, ſein Ruf als beſtes Heilmittel gegen gewiſſe Uebel, beſonders Leberleiden, ſteht ſo unerſchütterlich feſt, daß es im ſtolzen Gefühl ſeines Anſehens jegliches Lockmittel verſchmäht. Von Carlsbad gehen beim Beginn der ſogenannten Badeſaiſon keine anlockenden Annoncen in die Zeitungen Deutſchlands, Englands und Frankreichs aus, man verſchmäht es, den Ruf der dieſigen Quellen laut ausposaunen zu laſſen, da man vollkommen überzeugt iſt, daß es kaum einen Arzt in Europa geben wird, der nicht den Carlsbader Sprudel kennt und nicht ſchon Patienten dahin geſchickt hat. Auch das traurige Hülfsmittel der öffentlichen Spielhöllen, welche ſo viele rheiniſche Bäder zur Schande Deutſchlands verpeſten, und Baden-Baden, Wiesbaden und vor allem Homburg zum Sammelplatz aller Abenteurer und ſchlechten Weiber aus Paris machen, fehlt hier ganz, wie überhaupt

Digitized by Google

in allen böhmiſchen Bädern. Franzöſiſche Spielpächter haben vergebens wiederholt Millionen Franken Pacht geboten, wenn ſie in Carlsbad eine öffentliche Spielbank errichten dürften. So finden vornehme Abenteurer, freche Weiber, kurz all das äußerlich elegante, innerlich aber deſto verworfenere Geſindel, welches ſich in manchen Bädern umhertreibt, hier keinen ergiebigen Boden, und ſie verſchonen das Bad, wenige Ausnahmen abgerechnet, mit ihrem Beſuche. Auf die ungezwungene, angenehme Geſelligkeit äußert die Abweſenheit dieſer Elemente den günſtigſten Einfluß. Wir kennen viele der bedeutendſten Badeorte Frankreichs und Deutſchlands aus eigener Anſchauung, wir wüßten aber keinen, wo eine ſo einfache, angenehme Geſelligkeit und ein ſo ungezwungener Verkehr der Badegäſte unter einander herrſcht, als in Carlsbad. Da die hieſigen angreifenden Brunnen, und beſonders der Sprudel eine ſehr einfache Diät verlangen, wenn ſie nicht nachtheilig wirken ſollen, ſo fällt auch aller Tafelluxus faſt ganz weg. Die wenigſten Badegäſte trinken Wein, und der reichſte Bankier, der vornehmſte Fürſt, wie der kleine Beamte, der ſich hundert Gulden für die ſeiner kranken Leber ſo nothwendige Badereiſe zuſammengeſpart, leben äußerlich faſt auf gleich einfachem Fuße. Die meiſten Spaziergänge hier ſind Waldpfade in den mit ſorgfältig geſchonten Forſten bewachſenen Berge; für lohnende Spazierfahrten ſind aber wenige Wege vorhanden, und ſo bringen ſelbſt die reichſten Badegäſte ſelten ihre Equipagen mit, daher man elegante Wagen oder koſtbare Pferde faſt gar nicht ſieht. Alles geht hier beſchieden zu Fuß, und die vielen Spaziergänge in den ſchattigen Wäldern und auf den Bergen bewirken wieder eine Einfachheit der Toiletten, die anderswo von Jahr zu Jahr immer mehr ſchwindet. Die vornehmſten Männer gehen hier den ganzen Tag im bequemen weiten Paletot und dem weichen Filzhut, und hohe ſteife Hüte, ſchwarze Fräcke oder gar Ordensbänder gehören zu den größten Seltenheiten. Selbſt die Damen ſuchen hier mehr durch Einfachheit als durch die Pracht ihrer Toilette zu glänzen, und wenn man eine beſonders bunt und auffällig in den neueſten Modefarben gekleidete Dame erblickt, kann man ſicher ſeyn, daß es eine Ruſſin iſt, oder eine Wiener Fleiſchhackersfrau, oder die Gemahlin eines Berliner Juden; hat ſie aber dabei hübſche Füße und ein gewandtes, pikantes, kokettes Auftreten, ſo gehört ſie dem Pariſer Demimonde an und hat ſich auf einige Tage hieher verirrt.

So gibt es trotz der ſehr ariſtokratiſchen Geſellſchaft aus ganz Europa, die ſich alljährlich hier verſammelt, kein bekanntes Bad, das in Allem und Jedem ſo wenig Pracht und Luxus zeigt, und wo der nothwendig in der Welt herrſchende Unterſchied des Ranges und Reichthums im äußern Verkehr ſo wenig hervortritt. Vor dem Kaffeehauſe „zum Elephanten,“ auf der „alten Wieſe,“ dem Sammelplatz der norddeutſchen und öſterreichiſchen Ariſtokratie, wo die durch ihr gewandtes, taktvolles Benehmen und ihren vortrefflichen Kaffee weit über Deutſchlands Grenzen hinaus berühmte Madame Müller waltet, ſitzen auf einfachen Holzbänken vor einfachen Tiſchen oft Dutzende der bekannteſten Diplomaten, Generale, preußiſche Grafen und öſterreichiſche Fürſten, der gewöhnlichen Excellenzen, deren Zahl Legion iſt, gar nicht zu gedenken, in der einfachſten Kleidung, bunt und zwanglos durch einander, alle mit gleichem Behagen den würzigen Trank ſchlürfend und unbefangen mit einander plaudernd. Daß ſich ſonſt die Geſellſchaft nach Rang, politiſcher Parteifarbe und nach der Heimath in zahlloſe größere und kleinere, engere und weitere Kreiſe trennt, iſt in einem Bade, das jährlich von etwa 14,000 Kurgäſten aus den verſchiedenſten Theilen Europas beſucht wird, ganz natürlich. Einige Kaffeehäuſer und Reſtaurationen werden beſonders von den Polen oder den Ruſſen, andere von den Schweden und Dänen (dieſes Jahr ſind dieſe Länder ſehr ſpärlich vertreten), noch andere von den Oeſterreichern und ſonſtigen Süddeutſchen beſucht; „in der Eintracht“ pflegen Gelehrte und Schriftſteller, auch wohl oppoſitionelle Kammermitglieder Morgens ihren Kaffee, Abends ihre „Sprudel- oder Gerſtelſuppe“ einzunehmen, während das äußerlich ungemein beſcheiden ausſehende Kaffeehaus „zum Elephanten“ faſt ſtillſchweigend als Hauptverſammlungsort der Geburts- und Rangariſtokratie angeſehen wird, ohne jedoch dieß durch irgend welchen äußern Luxus einem unkundigen Blick zu verrathen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 30. 22. Juli 1864.

— Nun sind die Zeiten
Die überwerthen, da,
Wo offen alle Weiten,
Und jede Ferne nah.
Wir wühlen in den Schätzen,
Wir schmettern in den Kampf,
Windsbräuten gleich versetzen
Uns Geistessing und Dampf.

Annette von Droste-Hülshof.

Aesthetik einer Gebirgslandschaft.

Als ich, um meine kleinen Wanderungen in den Bergen und Thälern des schönen Harzwaldes zu beginnen, an einem sehr trüben und neblichten Julimorgen vor einem der hohen Gebirgsthore, welche sich aus der norddeutschen Ebene erheben und die Haupteingänge zum Innern jener Berglandschaft darstellen, in der freundlichen Wirthsstube hinter meinem Lesetische saß und betrübt, ja fast muthlos auf die mit Wolken ganz verhangene Bergpforte und auf die vom Regen und windigen Wetter beinahe zerstörte Scene hinblickte, — da öffnete sich rasch die Thür des Zimmers, und mit dem Ausrufe: „O wunderschön!“ „wunderschön!“ trat schnell ein alter Herr mit ergrauten Haaren herein, der einer ebenso hochbejahrten würdigen Matrone die Hand reichte und sie, indem er ihr den nassen Mantel abnahm und den triefenden Regenschirm bei Seite stellte, zum Sopha führte.

„Ach ja! herrlich! herrlich! wunderschön!“ erwiederte sie ihm mit freundlichem und wohlgefälligem Lächeln, obgleich sie dabei augenscheinlich zitterte und fröstelte. Und beide ergingen sich dann, indem sie auch mich eifrig in ihr Gespräch zogen, in lebhaften Lobeserhebungen dessen, was sie so eben auf ihrem feuchten und kühlen Morgenspaziergange erlebt und geschaut hätten.

Sie erzählten mir, sie seyen am Abend zuvor aus einer großen Stadt der norddeutschen Ebene, die sie mir nannten, hier am Rande des Gebirges angelangt, und haben der Versuchung nicht widerstehen können, trotz des grämlichen Wetters noch vor dem Kaffee einen kleinen Blick hinter die Coulissen zu thun, und schon das Bißchen, was ihnen der Nebel zu sehen gestattet, entzückend, herrlich, wunderschön gefunden.

Ich schämte mich damals, diesem liebenswürdigen und obwohl durchnäßten, doch enthusiastischen Ehepaare gegenüber meines eigenen Mißmuths und ging nun selber durch Regen und Wind ins Gebirge hinein, wofür mich auch bald eine Aufhellung des grauen Himmels und eine Reihenfolge schöner Reisetage belohnte.

Wohin ich kam, fand ich die Thäler gefüllt mit Wanderern, die nicht weniger erregt und befriedigt schienen als meine beiden gemüthlichen Alten, und überall sah ich mich in munterer, reiselustiger und für die Natur der Berge und Thäler schwärmender Gesellschaft.

Truppweise, Männer und Frauen, trabten sie die rauhen Pfade ins Thal hinab, oder klommen mühselig und doch geduldig, schweißtriefend und doch unter lustigen Gesprächen an den Abhängen zu den belaubten

Digitized by Google

Gipfeln hinaus. Laut bezeugten sie ihr Entzücken, und ihr Gesang und frohlockender Beifall scholl in den Wald hinaus.

An einigen Hauptpunkten des Gebirges waren die Versammlungen so groß wie auf den Marktplätzen unserer Städte, und die meisten hatten Haupt und Brust mit Eichenlaubkränzen und Blumen, ja oft in ganz phantastischer und grotesker Weise mit Blüthenzweigen und großen schwankenden Farrenkrautblättern geschmückt. Theils hatten sie diese Kinder der Flora selber irgendwo gesammelt, theils aber saßen in den Winkeln und Verstecken der Thäler kleine Kranzbinderinnen, welche, wie auf dem Lido von Venedig, jenen Naturschmuck anboten und an die Vorübergehenden vertheilten.

Da alle Leute in ihrer freudigen Stimmung so gar nichts Feindseliges oder Abstoßendes offenbarten, vielmehr sich offenen Sinnes und zutraulich begegneten, — da sie jeden, den sie trafen, vornehm oder gering, gleichsam als ihren Genossen und Schicksalsgefährten zu betrachten schienen, so wurde man leicht in Gespräche, in Bekanntschaften und fast freundschaftliche Berührungen gebracht, wenn es auch nur für das halbe Stündchen war, welches man nöthig hatte, um sich mitsammen eines schönen Anblicks zu freuen, oder um irgend eine seltene Blume aufspüren zu helfen.

Einmal fand ich mich, ich weiß nicht recht wie, mit einem Trupp von fünfzig solcher mit Farrenkraut bekränzten Personen verwickelt und verbündet, und wanderte mit ihnen einen halben Tag lang desselbigen Weges. Sie sagten mir, sie seyen Handwerker aus Wittenberg, sie haben in ihrer alten finstern Stadt schon oft so viel von den Schönheiten der Berge und Thäler gehört, aber jetzt zum ersten male in ihrem bereits ziemlich vorgeschrittenen Leben seyen sie wirklich selbst hinausgekommen. Erst die neue Eisenbahn habe ihnen die Gelegenheit dazu verschafft, und auch jetzt haben sie nur die Frist eines einzigen freien Tages, und könnten bloß einen kleinen Streifzug ins Gebirge ausführen. — Sie thaten es, wie ich wahrnahm, mit der schönsten Laune, und versicherten mich, das Andenken an diesen Jubeltag werde wohl noch lange bei ihnen vorhalten müssen.

Wie diese aus Wittenberg, so gab es weiterhin andere Partien aus Braunschweig, aus Hannover, aus Hamburg und aus mehreren andern Städten und Ländern des nördlichen Deutschlands. Und wenn es einmal in einem Thale anfing urplötzlich wie aus Kübeln zu regnen und man sich dann zum Schutz unter einen Felsen stellte, so hörte man bald um sich her sämmtliche Dialekte des deutschen Reiches zischeln, und zuweilen noch einige fremdartige Sprachen dazu. Denn der Regen hatte alle in der Nachbarschaft verstreuten Wanderer wie verschiedenartiges Gerölle fortgeschwemmt und sie in derselben Grotte in den buntesten Reisekostümen zusammengeführt.

In der That, seit Goethe die Auferstehung der deutschen Stadtbürger aus ihren Mauern und engen Gassen und ihr lustiges Tummeln und Treiben in den Gärten und Dörfern vor dem Thore bewunderte und in seinem Faust beschrieb, haben sich in Folge unserer erleichterten Verkehrsmittel, welche die Pforten der Welt in allen Richtungen so weit aufgethan haben, nicht nur die Kreise der Geschäfte und Arbeiten unserer städtischen Bevölkerungen, sondern auch die Gebiete ihrer Freuden, ihrer Lustreisen und ihres Naturgenusses außerordentlich ausgedehnt. Immer weiter greifen diese Kreise in die schönen Gebirgslandschaften hinaus, je billiger man die Preise des Dampfschiff- und Eisenbahntransportes stellt, und es werden jährlich mehr Volksklassen in diese heilsame Bewegung hineingezogen. Immer häufiger sieht man Leute, die früher kaum daran dachten, die nächste Nähe ihres Heimathsortes zu verlassen, in entlegene Paradiese hinauspilgern, sich in dem Freudentempel der Natur ergehen und Geist und Phantasie am erregenden Anblick ungewohnter Scenen erfrischen.

Als ich in Treseburg, einem kleinen reizenden auf einer Wiese in der Mitte eines hohen Bergkranzes gebetteten Dorfe des Bodethales, anlangte, bedauerte man, daß ich mich nicht ein wenig früher eingefunden. So eben seyen 500 Jünglinge, Turner aus dem Lüneburgschen, die diesen Ort besucht hatten, mit Sang und Klang, in einer muntern Procession weiter ins Gebirge hineingezogen. Am vorigen Sonntage, so sagte man mir im selben Dörfchen, habe die Eisenbahn nicht weniger als 1300 Gäste aus Magdeburg zu diesem lieblichen Erdfleck geführt und am nächsten Feiertage, so setzte man hinzu, erwarte man aus Berlin eine noch größere Anzahl, für welche bereits Quartier bestellt sey. Ein großer und in aller Welt berühmter Eisenfabrikant habe nämlich jedem seiner Arbeiter ein Freibillet für die Berlin-Thaler Bahnstrecke geschenkt, um sie auf zwei Tage hinauszulassen zu Lust und Freiheit in den Bergen und Thälern.

Gleiches begegnete mir und ähnliche Dinge erzählte man mir bei meiner Weiterreise auch auf andern Stationen. Als ich den Rabensberg, eine hohe Kuppe am Südrande des Harzes, erreichte, fand ich die daselbst wohnenden Leute damit beschäftigt, ihren Berg auf's beste herauszuputzen. Sie hatten dazu Hülfe aus den benachbarten Thälern requirirt, und schmückten das Haus mit langen Laubgewinden, richteten Bänke und Tische auf dem freien Platze vor dem Hotel mit der

Digitized by Google

Ausſicht, und reinigten auch die alte Kanone, die daſelbſt in einem Gebüſche für das Bergecho poſtirt war. Es geſchehe, ſagten ſie mir, für die Paſtoren und Kirchenvorſteher aus dem Eichsfeld und aus der goldenen Aue und aus vielen Dörfern und Städten der Landſchaften, die ich da vor mir liegen ſähe. Dieſe ernſthaften Herren wollten hier auf der luftigen Höhe einen großen Kirchenconvent veranſtalten. Ehemals hatten ſie ſolche Zuſammenkünfte in ihren kleinen dumpfigen Städten abgehalten. Seit einigen Jahren aber haben ſie es ſchöner gefunden, irgend einen der nicht zu weit entlegenen Harzberge als Sammelplatz zu beſtimmen, den Ernſt der Geſchäfte mit frohem Naturgenuſſe zu miſchen und dabei, von der reinen Bergluft begeiſtert, dem lieben Gott und der Menſchheit vielleicht um ſo fröhlicher zu dienen.

Auch die zuweilen weitverzweigten Familien der kleinen Fürſten- und Herzogthümer umher, ſo berichtete man mir wieder anderswo, halten jetzt oft ihre jährlichen Familiencongreſſe auf der Victorshöhe, oder unter den maleriſchen Ruinen des Schloſſes Hohenſtein, oder auf einer andern hochgelegenen Station. Es ſey dieß bei einigen Familien faſt ſchon zur Gewohnheit geworden. Wenn ſie eine Berathung beabſichtigen, ſo correſpondiren ſie mit einander, verabreden eine Zeit, wählen einen der genannten ſchönen Punkte und treffen ſich dann da aus Süden und Norden, um ihr Wiederſehen mit einer Naturfeier in den Bergen und Thälern zu verbinden.

Die Muſenſöhne der benachbarten alma mater Göttingen ſind freilich ſchon ſeit ſehr langer Freunde und Beſucher des Harzes geweſen. Auch iſt auf ihm bereits einmal in alten Zeiten eine Geſellſchaft ſehr junger Naturfreunde, kühner und beſonders bevorzugter Gymnaſiaſten aus Halberſtadt erſchienen, über deren damals ſehr ungewöhnliche Gebirgsreiſe man vor hundert Jahren ein eigenes Buch gedruckt hat. Wie unvergleichlich lebhaft und allgemein iſt nun in der Neuzeit auch die Betheiligung der fröhlichen Jugend an den Naturfreuden und Schwärmereien in den Bergen geworden! Manche in den norddeutſchen Ebenen blühende Schulen ſenden jetzt ihre Zöglinge zu beſtimmten Zeiten des Jahres ſo regelmäßig wie die Hirten ihre Lämmer zu den Höhen und Bergwieſen. Die Wegweiſer und Gebirgsführer des Harzes haben ihre Kundſchaften unter dieſen Schulen. Der eine pflegt dieſe, der andere jene zu geleiten. Sie wiſſen genau, wann Herr Blochmann in Dresden, der Vorſteher einer weltberühmten Bildungsanſtalt ſeine Ferien gibt, ſeine deutſchen, ruſſiſchen, amerikaniſchen Zöglinge in's Freie entläßt und mit ihnen ſeine „große Harztour“ macht; ſie wiſſen, wann die Jenenſer oder die Schüler von Schulpforte kommen.

Bei mehreren Lehrinſtituten haben die weiſen Scholarchen eine jährlich wiederkehrende Bergreiſe ihrer Schüler eben ſo in den Schulplan aufgenommen, wie andere Lektionen, und ſie haben dafür ihren feſtgeſetzten Termin, wo ſie ihre Zöglinge, mit Steinhämmern und Pflanzenbüchſen behangen, in's Gebirge führen. Natürlich ſind faſt alle dieſe jungen Leute Schriftſteller und Maler, führen Abends im Nachtquartier fleißig Buch und Rechnung über ihre Erlebniſſe und Abenteuer in den Bergen, und verfertigen zahlloſe Reiſe- und Gebirgsbeſchreibungen, die nachher als ihre Jugendprodukte in den Familienarchiven aufbewahrt werden.

Die Umwälzungen in unſerem Chauſſée- und Wegebau, die allgemeine Beſchleunigung der Bewegung, in Folge deren ehemals weit entlegene Berge und gleichſam ganz nahe vor Thor und Thür gebracht ſind, haben aber in Verbindung mit der überall annehmenden Freude an der Natur, ihrem Genuſſe und ihrer Erkenntniß nicht nur die Truppe der flüchtigen Reiſenden und Beſucher vermehrt; ſie haben auch noch andere bemerkenswerthe Veränderungen in unſerer Lebensweiſe herbeigeführt.

„Gar manche wohlhabende Familie der großen Städte Norddeutſchlands,“ ſagt Profeſſor Bernhardt Cotta in ſeinem bekannten Werke über den geologiſchen Bau des deutſchen Bodens, „wählen einen der Harzgebirgsorte zu ihrem Sommeraufenthalt. Sie ziehen jetzt ſo regelmäßig Jahr aus Jahr ein zu den wald- und kräuterreichen Höhen, wie es ſonſt nur die Sennhirten thaten. In Thale, in Blankenburg, in Wernigerode und in andern hübſchen Bergorten haben ſie ihre Villen und Vorwerke gebaut, und man findet am Rande des Harzes vierzig oder fünfzig Meilen weit vom Winterlager, Berliner, Hamburger, auch Bremer Suburbanums, die nun faſt mit derſelben Bequemlichkeit und mit weit größerer Genugthuung benutzt werden, als ehemals die in den Vorſtädten.“

Andere, die ſich beſcheidener einrichten müſſen, haben ſich wenigſtens einige Verbindungen und Freunde in dieſem oder jenem kleinen Harzorte verſchafft, bei denen ſie ſich während der Sommerferien einniſten, um Bergluft zu athmen und Thäler zu ſchauen, und vielen ſind dieſe Sommerferien in den Bergen ihre Hauptfreudenzeit während des Jahres, deren ſie mit Luſt ſchon im trüben Winter gedenken.

In Folge deſſen ſind manche vielbeſuchte Gebirgsorte des Harzes von ihren Bewohnern, armen Köhlern, Berg- und Waldleuten, äußerſt gefällig herausgeputzt, und ſehen nun freundlichen und eleganten Badeorten

Digitized by Google

ähnlich. Sogar die einsamen Prediger- und Försterwohnungen, die am Rande des Brockenfeldes verstreut liegen, haben dergleichen für den Zweck des Naturgenusses angeknüpfte Connexionen in Rostock und Mecklenburg oder sonstwo am Ufer des baltischen Meeres und erwarten von daher zu gewissen Zeiten diese oder jene ihnen bekannte Familie, die ihre Invaliden zu ihnen führt, um sie in der Gebirgsatmosphäre an Geist und Herz erstarken zu lassen.

Wie in einer Gemäldegalerie die verschiedenen Genres, Schulen und auch die einzelnen Stücke ihre besondern Bewunderer haben, so hat auch im Gebirge bald diese, bald jene Höhe oder Scene ihre eigenen Liebhaber gefunden. Auf dem Gipfel einer sehr schönen Bergspitze mit einer reizenden Aussicht erzählte man mir, daß dort ein gewisser alter Herr aus dem Norden, den man mir nannte, schon seit langer Zeit jedes Jahr erscheine, sich daselbst auf einige Tage niederlasse, an der Aussicht erfreue, und dann befriedigt heimreise, bis zum nächsten Jahre, wo er wiederkehre. Mehr oder weniger hat jeder ausgezeichnete Punkt solche treue Freunde und Liebhaber, die an ihn gewöhnt sind und ihn über alles andere erheben.

Ein so allgemeines und reges, und ein noch viel bunteres Leben und Treiben, als ich es hier in der Kürze habe schildern können, hat die in der Neuzeit in allen Gemüthern so merkwürdig wach gewordene Freude an der Natur und namentlich an ihren Schöpfungen in den Bergen in's Leben gerufen, an diesen wilden Bergen, von denen noch vor kaum hundertfünfzig Jahren ein berühmter Harzschriftsteller, der Freiherr von Rohr, sagte, sie kommen dem Fremden so garstig, rauh und furchtbar vor, daß alle Reisende ihnen gern aus dem Wege gingen. Und ich brauche nicht zu sagen, daß sich dasselbe heitere Bild, wie im Harz, in ähnlicher Weise auch in unsern andern schönen deutschen Berglandschaften wiederholt, im Riesengebirge, im Thüringer- und im Schwarzwalde, und in unsern herrlichen Alpen.

Aller Orten in diesen und andern Gebirgsgegenden hat man in der Neuzeit am Fuße der Höhen und in den Thälern Sommerschlößchen gebaut, überall hat man auf den Spitzen der Vorgebirge Rotunden, Bellavistas und geschmackvolle Tempel errichtet, jeden Rastplatz durch eine Hütte gemüthlich und wohnlich gemacht, um den Bedürfnissen dieses so allgemein gewordenen Naturcultus zu begegnen.

Ein Netz von reizenden Philosophengängen und Bergpfaden, die jeder zu einem sehenswerthen Ziele führen, und die so schattig und still weder den Peripatetikern in Athen, noch Voltaire in seinem einsiedlerischen Ferney geboten wurden, hat sich um jeden schönen Bergort herum gesponnen. Ja man hat sogar Chausseen und andere große Werke nicht etwa für wichtige commercielle oder kriegerische Zwecke, sondern bloß für die reisenden und in der Gebirgsromantik schwärmenden Naturfreunde angelegt. Viele unserer neuerdings geschaffenen schönen, großen, breiten Bergstraßen kann man kaum mehr als Heer- oder Handelsbahnen bezeichnen. Man muß von ihnen sagen, daß sie Lust- und Freudenwege sind; denn der Saumrosstreiber, der Kaufmann, der militärische Transport verschwinden auf ihnen inmitten der Caravanen der sogenannten Touristen als fast unbeachtete Elemente.

In den Alpen wetteifern sogar diese Touristen an Kühnheit mit den Jägern und den Schatzgräbern. Sie erklimmen die schwierigsten Bergspitzen, wagen Leib und Leben, nicht etwa eines großen wissenschaftlichen Zweckes, einer Entdeckung halber, oder um Gold- und Silbergruben aufzuspüren, sondern aus reinem Naturdrange, des Romantischen und Pittoresken wegen, bloß um neue Aussichten zu gewinnen und um ein ästhetisches Interesse und ihre Schaulust zu befriedigen. Von dieser Lust gespornt, überwinden sie fast so große Schwierigkeiten wie ehemals ein alter spanischer Conquistador bei der Entdeckung eines neuen Landes. Der wissenschaftlich forschende Saussure erwarb sich zwar das Verdienst der ersten Ersteigung des savoyischen Montblanc, ein kühner Gemsjäger das der ersten Betretung der schweizerischen Jungfrau. Aber den eben so muthvollen Touristen und Naturfreunden, unter andern den Mitgliedern des berühmten, in England eigens für diesen Zweck gestifteten Clubs, verdanken wir heutiges Tages die Erklimmung und Erforschung einer ganzen Reihe bisher gänzlich unbekannter Berghörner.

Da dem allen nach Gebirgsreisen bei uns so zu sagen zur täglichen oder doch jährlichen Gewohnheit geworden sind, da sie, wie gesagt, in unsern Schulen prinzipmäßig betrieben werden, da sie eine Angelegenheit bilden, die jetzt so viele tausend Gemüther beschäftigt, so lohnt es sich wohl der Mühe, dem Gegenstande einiges Nachdenken zu widmen, und auf die Frage, was es denn sey, was alle jene Leute in den Thälern und Bergen mit so großem Enthusiasmus erfüllt, eine einigermaßen genügende Antwort zu finden, und zwar um so mehr, da man wohl bemerken kann, daß Viele unter denen, die jetzt jährlich zu Hunderten, ja zu Tausenden, jung und alt, Männer und Weiber, bekränzt und jubelnd, mit Sang und Klang in den Bergen ein und auszuziehen, sich dabei einer Lust

Digitized by Google

überlaſſen, deren Quelle und deren Bedeutung ſich klar zu machen ſie nicht einmal verſucht haben.

Namentlich aber müſſen wir Norddeutſchen uns zur Anſtellung einer Betrachtung dieſer Art — ich meine, wenn ich es mit Einem Worte ſagen ſoll, zu einer äſthetiſchen Analyſe der Gebirgslandſchaft und unſeres Behagens an ihr — aufgefordert fühlen, da wir ja in einer ſo großen nur in ganz weiten Abſtänden von Gebirgen umkränzten Ebene wohnen, wie ſie ſonſt im mittleren und weſtlichen Europa nicht wieder vorkommt.

Und ſo mag ich denn dieſe Unterſuchung zu allernächſt mit der Bemerkung beginnen, oder, wenn man will, fortſetzen — denn im Grunde genommen befinden wir uns ſchon längſt mitten in der Arbeit — wie in den Ebenen der Boden, der große Schauplatz unſerer Augenweide, weit und endlos ausgeſtreckt iſt, nach den Geſetzen der bleiernen Schwere. Die geraden und die winklichen Linien herrſchen auf ihm vor. Gäa ſtellt ſich in der Ebene ſo zu ſagen todt und matt mit hingeſunkenen Gliedern dar. In den Bergen und Thälern dagegen lebt ſie gleichſam auf und ſcheint zu Thaten zu erwachen. Der Erdboden erhebt ſich aus dem Schlafe, gewinnt Bewegung und Form. Er wird wie ein wogendes und ſchäumendes Meer. Die Geſtalten, die er annimmt, ſind ungemein mannigfaltig, und jede derſelben iſt in ihrer Art anregend, und hat ihren mehr oder weniger beſtimmt ausgeſprochenen äſthetiſchen Werth und Charakter.

Wie anmuthig und gefällig ſind die leiſen Anſchwellungen, die ſanften, abgerundeten Gelände mit allmählig in einander übergehenden Linien und Schwingungen, die ſich gemächlich ins Thal herniederlaſſen, wie ein ins Neſt ſinkender Vogel. Wie aufregend und impoſant bäumen ſich die ſchroffen Felſen empor, in denen das Herz der Erde gleichſam aufgeſchloſſen und tragiſch zerriſſen erſcheint. Unwillkürlich ſetzt ſich bei dem Anblick unſer Geiſt in Thätigkeit und forſcht nach den Urſachen dieſer Senkungen und Hebungen, dieſer Aufreißungen und dieſes Ruins. Er glaubt dabei nicht bloß das Geſchaffene, ſondern die Wirkſamkeit der Naturkräfte ſelber vor ſich zu ſehen. Die Phantaſie führt ihn in die Werkſtätte der Titanen, wie ſie pflügten und ſchmiedeten, wie ſie meißelten und bauten, und den Oſſa auf den Pelion thürmten.

Pilgert man in der Tiefe der Thäler durch die Reihe der ſo bunt durch einander geworfenen Höhen dahin, ſo begegnet man auf Schritt und Tritt dem überraſchendſten Wechſel. Da ziehen ſich die Brüſtungen und Baſtionen der Berge wie die Couliſſen einer Schaubühne vor einander her und greifen mit ihren mächtigen Vorſprüngen in einander über. Was dieſe Couliſſen hinter ſich verdecken mögen, was ſie, wenn wir an jener Ecke ankommen, offenbaren werden, dieſe Fragen halten uns in beſtändiger Spannung. Da iſt die Erwartung immer rege, die Hoffnung ſtets auf dem Flügel, und eine Ueberraſchung harrt unſer bei jeder Wendung des Weges. Denn da die Terrainbildungen ſo bunt geſtaltet und geſchliffen ſind, ſo ſcheinen ſie ihre Figur bei jedem Schritt, den wir thun, bei jedem neuen Standpunkte, den wir gewinnen, zu verändern. Sie machen gleichſam, indem wir fortſchreiten, beſtändige Verwandlungen durch.

Sind dieſem nach die Bodenlinien und ihre Figuren ſelbſt ſchon an und für ſich ſehr verſchiedenartiger Natur, ſo wird nun durch ſie auch allen Dingen, die weiter auf den Erdboden aufgeſetzt ſind und ihm anhängen, eine ganz andere äſthetiſche Bedeutung zu Theil, als die iſt, welche ſie in der Ebene beſitzen. Obgleich dieſe Anhängſel und Zierathen des nackten Erdbodens, — ich meine die Blumen und Kräuter, die Büſche und Bäume, die Werke der Menſchen, die Häuſer, die Städte und Dörfer und am Ende die Menſchen und übrigen lebendigen Geſchöpfe ſelbſt — in den Ebenen dieſelben ſind, wie im Gebirge, ſo machen ſie doch hier in Folge der mannigfaltigen Poſitionen, in die ſie durch die ſchwankende Unterlage gebracht werden, einen ganz andern Effekt und gewinnen einen viel höheren maleriſchen Werth.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Shakeſpeares Königsdramen,

beim Shakeſpeare-Jubiläum in Weimar zur Aufführung gebracht durch Dingelſtedt.

(Schluß.)

Den zweiten Akt fängt Dingelſtedt mit einer aus dem erſten Theile herübergenommenen Scene an. Es iſt die Wahl der Roſen. Sie erklärt das Aufkommen des Abzeichens, nach welchem ſpäter die Streiter für die beiden Linien des Königshauſes ſich unterſcheiden, die rothe Roſe für die noch herrſchende Lancaſter, die weiße für York. Der Einfachheit wegen gibt er ihnen nun ſofort dieſe Bedeutung, die ſie in Wahrheit und bei Shakeſpeare erſt allmählig erhalten haben. Ganz gut für unſer Verſtändniß, nur nicht ganz geſchickt angebracht; denn wenn hier ſchon ein Theil des Adels ſo offen für den als wahren König Partei nimmt, der noch ruhig am Hofe des andern dient, ſo iſt das an ſich ſchon ſonderbar, und doppelt ſonderbar iſt es nun, wenn York hinterher ſeinen bereits erklärten Verfechtern erſt im tiefſten Geheimniß die erſten Andeutungen über ſeine Anſprüche macht. Während er ſo ſeine Partei vorbereitet, bringen die andern nach Anſehen ſtrebenden Großen, der Cardinal und Suffolk, den Protektor zu Falle: erſt ſeine Frau im feierlichen Gericht über ihre Schwarzkunſt (Dingelſtedt gab eine Balgerei mit dem Pöbel auf ihrem Bußgange hiezu, welchen Fräulein Knauff mit viel Affekt ausführte); dann ihn ſelbſt heimlich durch die Vorſtellung, daß kein Protektor mehr von Nöthen, nachdem der König zu Jahren gekommen. Im dritten Akte geht es noch weiter. Er wird peinlich verklagt. Der König fühlt ſich ſeiner treueſten Stütze beraubt, und gibt es dennoch zu. Er dauert aus, aber mehr im verächtlichen als im rührenden Sinne. York dagegen läßt ſich ſcheinbar nur mit Widerſtreben gegen Gloſter brauchen; in einem großen Monologe aber, der bezeichnend mit dem großen Worte „Jetzt oder nie“ anhebt, macht er ſich klar, wie nun einer über den andern ſtürzen, er ſelbſt aber oben bleiben muß. Er ſoll mit einer Armee nach Irland; deſto beſſer, um hernach mit derſelben zurückzukehren und zu ernten, was die andern anrichten. Der Cardinal und Suffolk laſſen den Herzog Gloſter ermorden. Die Anhänger Yorks bringen es zu Tage, und da der König nun endlich einmal nicht anders kann, als die Schuldigen verdrängen, ſo fällt er nun in die Hände der Sieger, die mit ſeinem nachherigen Verdränger bereits einig ſind.

„Der eine ſteigt, der andere fällt; das iſt der Lauf der Welt.“ Damit iſt der dritte Akt ein Höhe- und Wendepunkt der Geſchichte; aber kaum tritt uns der erliegende König menſchlich näher als der ſchlaue Sieger, und wenn es einen Augenblick nahe daran iſt, daß wir uns ihm nahe fühlen, iſt es nur, weil die Rohheit und gelaſſene Hinterliſt des andern doch noch abſtoßender iſt als ſeine ganz unmännliche Rathloſigkeit. Als Nachſpiel ſtirbt der Cardinal in der Verzweiflung plötzlicher Reue. Dieſes Entſetzen war ein Gegenſtand, den Lehfeld vortrefflich darſtellen konnte. Am Ende ließ Dingelſtedt den König ein Vater unſer vorſchlagen. Alle fallen auf die Kniee, der Vorhang fällt, das Publikum klatſcht.

Es folgen im vierten Akte die Zwiſchenfälle des Volksaufſtandes, an deſſen Spitze Cade, der vorgebliche Mortimer (Vorgänger Yorks im Erbanſpruch an die Krone), einherzieht, die lächerlichſte Fratze einer communiſtiſch revolutionären Bewegung, die auch der größte Verehrer Shakeſpeares nicht ſehr bewundern kann. Alles dieß, wie auch der Untergang des geſtürzten Höflings Suffolk, deſſen Todesnachricht die Königin ſchmerzlich erſchüttert, muß nur dem neuen, langſam, aber ſicher herannahenden Herrſcher den Weg bereiten, und ſein Sieg iſt entſchieden, als der gewaltige Warwick, deſſen Amt es von da an iſt, die Könige abwechſelnd zu heben und zu ſtürzen, offen für ihn auftritt. Dieß macht Dingelſtedt noch im vierten Akte fertig. Für den fünften bliebe demnach nur die Entſcheidungsſchlacht bei St. Albans, in welcher Warwick und York den König zurückſchlagen. Dingelſtedt nimmt nun aber noch den Anfang des dritten Theils hinzu, das Zuſammentreffen beider Parteien im Parlamentshauſe zu London, wo York den Thron beſteigt, nachher aber mit Heinrich den Vergleich ſchließt, daß dieſer bis zu ſeinem Lebensende König bleiben ſoll, wenn er dagegen ihn und ſein Haus als Erben anerkenne. Dieß gibt freilich großartigere Schlußtableaus als die Schlacht. Ob es aber auch dem Sinne nach einen richtigeren Abſchluß gibt, iſt die Frage. Ein Friedensſchluß, ſollte man allerdings denken, iſt ein noch beſeligeltes Ende, als die gewonnene Schlacht. Wenn aber dieſer Friede ein ſo fauler Friede iſt, wie man hier ſogleich ſieht,

Digitized by Google

daß die energiſchen Leute auf beiden Seiten, beſonders die Königin für ihren Sohn, den ſein Vater für den Frieden um jeden Preis unnatürlich enterbt, ſofort entſchloſſen dagegen proteſtiren, ſo iſt es in keiner Weiſe ein abſchließendes Endreſultat der vorhergegangenen Kämpfe, ſondern der offenbare Keim und Ausgangspunkt von neuen. Deßhalb ſchließt Shakeſpeare offenbar einzig richtig dieſes Stück, in welchem Alles darauf hinausgeht, daß Heinrich geſtürzt werden und York triumphiren muß, mit deſſen Sieg, und beginnt mit der halben Benutzung deſſelben ein neues Stück.

So ſchließt ſich alſo der zweite Theil von Heinrich VI. durch eine richtig durchgeführte Einheit der Handlung von Anfang bis zu Ende richtig ab. Während in den andern Stücken Tragiſches und Comiſches bald vorherrſchen, bald gemiſcht ſind, iſt hier weder das eine noch das andere nach ſeinen eigenen Stylgeſetzen behandelt und zur Wirkung gebracht, und doch eine Kunſtregel eigener Art zwiſchen beiden richtig durchgeführt. Das große Bild vom Zerfall einer haltloſen Regierung iſt vor uns abgewickelt. Dieß hat uns kaum vorübergehend in eine lebendige Theilnahme verſetzen können, weil nicht das Spiel von glücklichen und unglücklichen Umſtänden Menſchen, die wir wie unſeres Gleichen anſehen konnten, ſtrauchelu und fallen ließ. Der Grund des Erfolges, der Nerv der Compoſition war die Anlage ihrer, uns faſt gleich ſehr fremd entgegentretenden Charaktere. Dieſe intereſſirten uns aber auch nicht rein als ſolche, ſondern als die Quelle ſo verhängnißvoller Begebenheiten. Jedes Intereſſe an den Menſchen trat zurück gegen die Bewunderung der großen, unerbittlichen Conſequenz, mit der ſie ihrer Beſtimmung zugeführt wurden. Der erſte Theil von Heinrich IV. iſt längſt in den Schatz der gangbaren claſſiſchen Comödien aufgenommen; durch Richard II. kann der der claſſiſchen Tragödien glücklich bereichert werden. Wenn die hier von Shakeſpeare ausgebildete Mittelform beider, wie man auch über ihren abſoluten äſthetiſchen Werth denken mag, doch als jedenfalls merkwürdige Erſcheinung auf dem Theater bleibend erhalten werden ſoll, ſo iſt jedenfalls der zweite Theil von Heinrich VI. das geeignetſte Muſter derſelben und kann die Bearbeitung Dingelſtedts mit einigen Verbeſſerungen ſehr wohl bei wiederholten Vorſtellungen deſſelben zu Grunde gelegt werden.

Deſto kürzer kann ich mich über den dritten Theil faſſen. Es gibt wohl kaum ein Stück in der Welt, in welchem eine größere Fülle von tragiſchem Stoffe zuſammengehäuft wäre; aber zu einer einheitlichen Wirkung ausgewachſen iſt er nicht. Es ſtecken eine Menge Tragödien als Rudimente darin, aber es iſt keine. Die Entſetzen des Bürgerkrieges, in dem der Sohn den Vater tödtet und der Vater den Sohn, die Weltentſagung des Königs, dem das Scepter aus der ermattenden Hand fällt; der heroiſche und trotzdem vergebliche Kampf des Mannweibes an ſeiner Stelle; der grauenvolle Untergang des Mannes, der im vorigen Stücke mit ſo kalter Berechnung zum Siege gelangt war und ſich nun die Frucht deſſelben ſo ungeſchickt wieder hat entgehen laſſen; die ſchwankende Herrſchaft ſeines Sohnes, der ſich durch Liebelei der ſtarken Hülfe des Mannes beraubt, der ihn geboben hat und durch eine vortheilhafte Heirath eben noch mehr befeſtigen will; der Untergang dieſes gewaltigen Warwick ſelbſt, der noch einmal den ſchwachen König, den er erſt geſtürzt hat, herzuſtellen ſtrebt; die letzte Rache der Söhne Yorks am Sohne Heinrichs und ihm ſelbſt — das Alles ſtumpft uns in ſchneller Folge gegen das Entſetzen ab. Dingelſtedt hat es hie und da etwas rührender zu machen geſucht. Er leibt der claſſiſchen Megäre Margaretha weiche Reminiscenzen an ihren verlorenen Günſtling Suffolk und eine Rührſcene ſtatt der puren Rachewuth des Originals an der Leiche ihres Sohnes. Er hat damit ſicher nichts verbeſſert.

Richard III. endlich iſt längſt allgemein auf der Bühne bekannt und als claſſiſches Werk tragiſcher Kunſt von aller Welt anerkannt. Ich muß darin aller Welt widerſprechen, ſowohl aus theoretiſchen Gründen als aus dem unwillkürlichen Eindrucke der Vorſtellung, gegen die an und für ſich nicht viel einzuwenden war; auch gegen Lehfeld nicht. Ich kann mich hier natürlich nicht mit aller Welt über meine abweichende Anſicht von dieſem Stück auseinanderſetzen, ſondern greife nur die größte Autorität heraus, welche ich bekennen muß gegen mich zu haben. Schiller hat bekanntlich Richard III. in den ſtärkſten Ausdrücken gerühmt als eine Tragödie, deren reine große Nemeſis dem Rieſengange des Schickſals bei den Alten ganz zur Seite zu ſtellen ſey. Ich kann ihm nichts beſſeres entgegenhalten als ſeine eigene Auseinanderſetzung über die Eigenſchaften der tragiſchen Perſon, welche Vorbedingungen für das tragiſche Mitleid ſind.

„Die Möglichkeit des Mitleids beruht auf der Wahrnehmung oder Vorausſetzung einer Aehnlichkeit zwiſchen uns und dem leidenden Subject. Ueberall, wo dieſe Aehnlichkeit ſich erkennen läßt, iſt das Mitleid nothwendig, wo ſie fehlt, unmöglich. Je ſichtbarer und größer die Aehnlichkeit, deſto größer unſer Mitleid; je geringer jene, deſto ſchwächer auch dieſes. Es müſſen, wenn wir den Affekt eines andern in ihm nachempfinden ſollen, alle inneren Bedingungen zu dieſem Affekt in uns ſelbſt vorhanden ſeyn, damit die äußere

Digitized by Google

Urſache, die durch ihre Vereinigung mit jenen dem Affekt die Entſtehung gab, auch auf uns die gleiche Wirkung äußern könne. Wir müſſen, ohne uns Zwang anzuthun, die Perſon mit ihm zu wechſeln, unſer eigenes Ich ſeinem Zuſtande augenblicklich unterzuſchieben fähig ſeyn."

Wer kann dieß wohl bei Richard III.? In der Kataſtrophe Heinrichs VI. haben wir ihn kennen gelernt. Wenn er unter ſeinen Brüdern der hitzigſte iſt, den Vater zu rächen, kann er uns faſt gefallen; wenn er dem Erbfolgeſtreit nicht kürzer ein Ende machen kann, als indem er mit Ermordung aller Träger der Gegenanſprüche aufräumt, kann er uns imponiren. Wenn er aber damit fertig iſt, hält er einen Monolog, worin er ſich kurz und bündig als den darſtellt, der keinem Menſchen gleicht, alſo das gerade Gegentheil von dem iſt, was Schiller in der eben angeführten klaren Auseinanderſetzung, ebenſo wie Ariſtoteles, als Grundbedingung eines tragiſchen Helden fordern muß. Und dem entſprechend zeigt er ſich in dem Stücke, worin er die Hauptrolle ſpielt, durchweg. Im Beginn kündigt er an, daß er gewillt iſt, ein Böſewicht zu werden, und er führt dieſen Vorſatz mit ausnehmender Leiſtung durch. Leſſing ſagt gegen Corneille und ſeine unſinnigen Bravaden des Laſters: „Der größte Böſewicht weiß ſich vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen, ſucht ſich ſelbſt zu überreden, daß das Laſter, welches er begeht, kein ſo großes Laſter ſey, oder daß ihn die unvermeidliche Nothwendigkeit es zu begehen zwinge. Es iſt wider alle Natur, daß er ſich des Laſters als Laſters rühmt; und der Dichter iſt äußerſt zu tadeln, der aus Begierde, etwas Glänzendes und Starkes zu ſagen, uns das menſchliche Herz ſo verkennen läßt, als ob ſeine Grundneigung auf das Böſe, als auf das Böſe, gehen könnte. Dergleichen uns geſchilderte Charaktere, dergleichen ſchaudernde Tiraden ſind indeß bei keinem Dichter häufiger als bei Corneille, und es könnte leicht ſeyn, daß ſich zum Theil ſein Beiname des Großen mit darauf gründe. Es iſt wahr, alles athmet bei ihm Heroismus; aber auch das, was keines fähig ſeyn ſollte und wirklich auch keines fähig iſt: das Laſter. Den Ungeheuern, den Gigantiſchen hätte man ihn nennen ſollen, aber nicht den Großen, denn nichts iſt groß, was nicht wahr iſt."

Shakeſpeare, der ſonſt die Wahrheit ſelbſt iſt, hat hier offenbar denſelben Fehler gemacht, groß ſeyn zu wollen durch dieſen unwahren Heroismus des Laſters, gerade wie Schiller im Franz Moor. Dieſe Aehnlichkeit erklärt freilich nicht Schillers Billigung des Richard; denn Franz Moor lag lange hinter ihm, als er dieſe ſchrieb. Vor ihm aber lag die Vollendung des Wallenſtein und zu keiner Zeit hat er ängſtlicher bei ſich nach der dramatiſchen Technik gerungen. Hierin finden wir vielleicht die Erklärung, weßhalb ihm damals ein Stück ſo imponiren konnte, welches in der That ſehr groß iſt in der virtuoſen Technik, womit es das, was es vorführen will, zur möglichſt wirkſamen Erſcheinung bringt. Das Publikum alſo, welches mit Kennerblick die Virtuoſität anſtaunt, wird ſtets in dieſem Stück den Dichter und einen Schauſpieler bewundern, der uns mit entſetzlicher Lebendigkeit das Unwahre wirklich macht. Die wahre Größe, den wahren Fortſchritt aber, wozu unſere Bühne gelangt iſt, als ſie Shakeſpeare anſtatt der Franzoſen ſchätzen und genießen lernte, hat Schiller mit den Worten ausgedrückt: „Und menſchlich handelt, menſchlich fühlt der Held." Da nun Richard durchaus nur unmenſchlich handelt und fühlt, muß er jeden reinen Sinn, dem es um den Haupteindruck des großen Kunſtwerks und nicht nur um die Mittel zu thun iſt, abſtoßen.

Muß er? wird man mich fragen; wenn er es nun nicht thut? Nun, bei mir hat er es gethan, und wenn man dabei vorgefaßte Meinung anklagen will, ſo berufe ich mich auf ein naiveres Publikum, ob es dem nicht ebenſo geht. Neben mir z. B. ſaß ein Fräulein, das der ganzen Reihe der Vorſtellungen aufmerkſam gefolgt war und in deſſen großen Augen keine Apathie und Blaſirtheit zu liegen ſchien. Ich fragte ſie plötzlich, ob ſie an dem Könige wohl Antheil nehmen könne. „An welchem? An dem? Nein!" fuhr ſie faſt ſchaudernd zurück, und ſie hatte ſchon vorher manchmal leiſe geſagt: „Gräßlich! gräßlich!" Ja, das Gräßliche iſt hier das allein Wirkſame, welches Ariſtoteles und Leſſing mit Recht aus der Tragödie verbannen.

Ich habe den letzteren angeführt, wie er gegen Corneille ſchreibt. So muß ich doch auch ſagen, daß er auch von Shakeſpeares Richard III. nicht ganz ſchweigt. Er erwähnt ihn bei Gelegenheit der Behandlung deſſelben Stoffs durch Weiße. Es ſcheint, als ſolle Shakeſpeares Stück, welches im Eingange zu der Abhandlung über das von Weiße beiläufig erwähnt wird, dieſem als Muſter entgegenſtehen, wo Alles gut iſt, was dort verfehlt. Ausdrücklich geſagt iſt es nicht, daß der Vergleich ſo ausfallen müſſe. Wenn es aber Leſſings Meinung geweſen wäre, ſo könnte ich ihn, wie vorhin Schiller, und noch viel gründlicher aus ſich ſelbſt widerlegen. Denn Alles, was er gegen Weißens Richard III. ausführt, paßt von Wort zu Wort auch auf Shakeſpeares Richard. Ich meine, Leſſing hat auch wohl ſelbſt gewußt, was er ſchrieb, und hat nur damals nichts direct gegen Shakeſpeare ſagen wollen, weil er ihn eben im Ganzen, als noch viel zu wenig

Digitized by Google

allgemein anerkannt, mit Recht immer nur mehr hervorheben wollte.

Ich könnte dieses ganze Thema nicht beſſer erſchöpfen, als wenn ich die ganze Ausführung Leſſings über die, jeder höchſten Anforderung an die Kunſt widerſprechende Wirkung des Entſetzlichen als ſolchen herſetzte; doch dazu iſt hier nicht der Ort. Ich will nur Eines anführen. Leſſing fragt ſich, ob dieſer blutdürſtige Teufel nicht Schrecken in vollem Maße erwecke? „Wohl erweckt er Schrecken, wenn unter Schrecken das Erſtaunen über unbegreifliche Miſſethaten, das Entſetzen über Bosheiten, die unſern Begriff überſteigen, wenn darunter der Schauder zu verſtehen iſt, der uns bei Erblickung vorſätzlicher Greuel, die mit Luſt begangen werden, überfällt. Von dieſem Schrecken hat mich Richard III. mein gutes Theil empfinden laſſen. Aber dieſes Schrecken iſt ſo wenig eine von den Abſichten des Trauerſpieles, daß es vielmehr die alten Dichter auf alle Weiſe zu mindern ſuchten, wenn ihre Perſonen irgend ein großes Verbrechen begehen mußten. Sie ſchoben öfters lieber die Schuld auf das Schickſal, machten das Verbrechen lieber zu einem Verhängniſſe einer rächenden Gottheit, verwandelten lieber den freien Menſchen in eine Maſchine, ehe ſie uns bei der gräßlichen Idee wollten verweilen laſſen, daß der Menſch von Natur einer ſolchen Verderbniß fähig ſey."

Man braucht, um zu ſehen, wie anders die Sache uns dadurch näher gebracht ſeyn kann, nicht auf die Alten zurückzugehen, ſondern z. B. nur Shakeſpeares Macbeth zu vergleichen, der im Stoffe viel Aehnliches mit Richard III. hat. Das Gräßliche, welches das Gefühl abſtoßen muß, beſteht nicht in der Menge des Schrecklichen, was geſchieht, an ſich. Was Macbeth thut, iſt ebenſo abſcheulich, ja vielleicht noch abſcheulicher, weil es nicht ſo wie bei Richard nur als Facit einer ganzen Zeit von Blut und Schrecken erſcheint. Er ſticht einen edeln glücklich regierenden Fürſten einfach todt, um ſelbſt zu herrſchen, und die Greuel, die nachfolgen, ſind ebenſo grundlos. Wie ganz anders aber iſt es uns bei ihm begreiflich gemacht durch die entſetzliche, hölliſche Verführung, die durch Orakel und ihre beginnende Erfüllung den edlen Helden ehrgeiztrunken macht, den wir vergeblich gegen die Verſuchung ankämpfen ſehen! Wie ſchaudert er vor dem zurück, was ſich ihm wie mit magiſcher Unwiderſtehlichkeit aufdrängt! wie ſchaudern wir mit ihm, während uns Richards raffinirte Bosheit ein Räthſel bleibt! Macbeth iſt ein Stück, in dem Shakeſpeare nicht nur der Größe, worin er immer unvergleichlich iſt, ſondern auch der Reinheit des tragiſchen Eindrucks nach den Griechen und unſerem Schiller gleich ſteht. Das Wohlgefallen an Richard III. überlaſſen wir am beſten dem derben Geſchmacke ſeiner Landsleute. Aus der Reihe der Stücke, durch die Shakeſpeare ein vollkommener Tragiker für alle Zeiten und Völker geworden iſt, müſſen wir ihn ſtreichen.

Blicken wir aber vom Ende der Reihe der Königsdramen auf ihren Anfang zurück, ſo müſſen wir ſagen: von dem letzten Stücke zum erſten, von Richard III. zu Richard II., der ſpäter entſtanden iſt als jener, iſt ein ungeheurer Fortſchritt zur Ueberwindung auch des widerſtrebendſten Stoffes in claſſiſcher Form. Blicken wir dagegen nur ſtoffich zurück und faſſen Richard III. als das Ende aller Begebenheiten der großen vorhergegangenen Stücke, von denen uns, wenn wir ſie alle in einem großen Totaleindrucke zuſammen oder durcheinander klingen laſſen, der Kopf dröhnt, ſo iſt er allerdings der richtige Abſchluß dafür. Nach einem ſolchen Chaos von Fauſtrecht folgt am Ende ein letztes Aufrämen des Mords und macht einer neuen Zeit freie Bahn.

Dieſe Art von Abſchluß zu einer Einheit, in der immer das eine Stück nur als Fortſetzung des vorigen ſein volles Verſtändniß hat und nur bei einer ſolchen zuſammenhängenden Darſtellung, wie wir ſie hier geſehen haben, vollkommen findet, iſt jedenfalls ein großes Vorbild dafür, wie die Kunſt der Bühne durch fortlaufende Behandlung hiſtoriſcher und beſonders nationaler Stoffe einen reichen Boden und einen politiſchen Werth gewinnen kann. Auch die Compoſition der Kunſtwerke als ſolcher muß dabei gewinnen. Denn die weitläufigen Bedingungen einer großen hiſtoriſchen Begebenheit erfordern eine Expoſition, die im Eingang eines einzelnen Stückes ſelten hinreichend untergebracht werden kann, und daher entweder als bekannt vorausgeſetzt oder in Vorſpielen ausgedreht werden muß, wie Schiller beim Wallenſtein gethan hat. In einer großen Reihe von Stücken, wie die Shakeſpeares, wirkt jedes für das folgende zugleich als expoſitorendes Vorſpiel. Man muß ſich aber nicht einbilden, daß damit an ſich eine im engeren Sinne äſthetiſche Verbindung beider oder vieler gegeben ſey. Die Reminiscenzen oder die allgemeinen Gedanken, die ſich von dem einen zum andern fortziehen, gehören, wie die Perſonen, die unter veränderten Umſtänden wieder auftreten, nur zum Stoffe. Die Wirkung kann in jedem einzelnen Stücke für ſich eine nach der Compoſition deſſelben ſelbſtſtändige, ernſte oder heitere ſeyn und muß es, wenn es ein wahres Kunſtwerk ſeyn ſoll. Wie dieß bei zuſammenhängenden hiſtoriſchen Stücken erreicht ſeyn kann und nicht, zeigen Shakeſpeares Königsdramen in allen Abſtufungen. Natürlich iſt nicht ausgeſchloſſen, daß

Digitized by Google

außerdem auch eine wahre äſthetiſche Gliederung mehrerer Stücke zu einer Einheit höherer Ordnung, wie in den Trilogien der Griechen, bei ſtofflich verbundenen hiſtoriſchen Stücken bewerkſtelligt ſeyn könnte, aber ſchwerlich in einer ſo langen Reihe wie dieſe, und in dieſer iſt es offenbar nicht der Fall.

Was wir ferner in Shakeſpeares Hiſtorien nicht finden und was dem hiſtoriſchen Drama nicht nur eine tiefere politiſche Bedeutung geben, ſondern auch die rein kunſtmäßige Geſtaltung deſſelben nicht hemmen, ſondern vielmehr heben würde, iſt die Behandlung und richtige Würdigung ſolcher Stoffe, die keine nur rein perſönlichen und gewaltſamen Umwälzungen zeigen, ſondern tiefer gegründete naturgemäße Staatenentwicklungen. Das Belehrendere ſolcher wahrhaft großen Zeiten erhellt von ſelbſt. Zu zeigen iſt nur, daß dabei auch die kunſtmäßige Behandlung der rein menſchlichen Freuden und Leiden, die dabei entſtehen, ſo wie der Charaktere, die ſich darin offenbaren, mehr begünſtigt iſt als bei der Vorführung unruhiger Zeiten, in denen die Charaktere ſelbſt Alles machen.

Wenn der einzelne Menſch, als ſelbſtſtändiger Veranlaſſer von großen Völkerſchickſalen, gegen die Macht großer Zeitideen und Völkerintereſſen mehr zurücktritt, tritt dadurch das eigene Intereſſe, welches er durch ſeine Erfolge oder Niederlagen, ſo wie durch ſeine Charaktereigenthümlichkeiten erregen kann, nicht gleichfalls zurück. Im Gegentheil, alles dieß kann uns dann um ſo mehr an ſich intereſſiren. Die Erfolge oder Schickſale, die einem Menſchen zu Theil werden, der nicht nur auf eigene Rechnung, ſondern als Träger einer großen Strömung ſeine Hand im Spiele der Geſchichte hat, berühren ihn, wenn er von Begeiſterung für ſeine Sache erfüllt iſt, noch mächtiger, als wenn ſie ihn allein angingen. Er miißt ſich in dem, was er zur Herbeiführung beigetragen hat, eine um ſo größere Verantwortung bei. Wir aber geben ihm weniger Schuld, wenn er ſich verrechnet hat und unterliegt; denn auch der ſtärkſte und beſte kann ſich in der Zeit und den ſie beherrſchenden Mächten täuſchen und ihrem gewaltigen Drange nicht widerſtehen. Er kann unſere Achtung gewinnen durch die Energie des Widerſtandes und unſere Theilnahme durch die Fruchtloſigkeit deſſelben. Wir können ihn fallen ſehen ohne Entrüſtung gegen das Schickſal, wenn er fallen mußte, um dem Wachſen größerer Ideen, als die er vertritt, Platz zu machen, und doch erhebt uns die Aufopferung, mit der er den ſeinigen treu gefallen iſt. Selbſt die rein ſittlichen Tugenden und Vergehungen, zu denen er im Kampfe großer Zeitenſtürme ſich erhebt und fortgeriſſen wird, und denen ſich ſein perſönliches Schickſal in dem allgemeinen noch ſpeciell motivirt, werden uns begreiflicher, wenn die Erregung eines allgemeinen Zuges der Geiſter, und nicht nur die beſondere gute oder ſchlechte Anlage oder Neigung des Herzens ſie hervorgerufen hat. Auf der andern Seite kann das comiſche Intereſſe an einzelnen Menſchen mitten im Sturme großer Gährungen des Völkerlebens vollkommen harmlos ergötzen, wenn wir ſehen, daß ihre Beſonderheiten nicht im Stande ſind, den großen Zug der Geſchichte verhängnißvoll zu ſtören.

Um ſolche Schöpfungen hervorzubringen, gehört aber ſelbſt eine Zeit dazu, welche ein Stück Geſchichte lebt, das nicht nur als eine Reihe zufälliger Leiſtungen genialer Kraftmenſchen von einem Publikum mit beſchränktem Unterthanenverſtande aus der Ferne angeſtaunt wird, ſondern als nothwendige und unwiderſtehliche Conſequenz lebensfriſcher Zeitſtrömungen von einem ſeiner ſelbſt bewußten Volke in Herz und Hand getragen wird. Eine ſolche Zeit war die Shakeſpeares noch kaum, und er ſelbſt war jedenfalls von dem Geiſte derſelben noch nicht ergriffen. Er hatte, ſo viel man auch aus einzelnen Anſpielungen hervorzuzerren bemüht ſeyn mag, keinen tiefen Sinn für die Umwälzung, die der in England ſo künſtlich gepflanzte Proteſtantismus herbeiführen mußte, wenn er erſt den Geiſt der Völker umgewandelt hatte, und kein Herz für die Rechte des Volks und Parlaments, die ſo bald die Epigonen ſeiner unbändigen Königsgeſchlechter in Schatten ſtellen ſollten. Schiller hatte mehr Sinn für dergleichen, aber noch weniger eine Zeit und ein Volk von ſelbſtbewußter, energiſcher Willenskraft um ſich. Wir aber gehen einer Zeit entgegen, welche den Boden für eine neue Entfaltung der von ihnen geſchaffenen Kunſtrichtung mit Keimen reicher Fruchtbarkeit ausſtattet. Blicken wir deßhalb auf Shakeſpeares Größe zurück, ſo ermahnt uns Schiller dazu:

„Und blicket froher in die Gegenwart,
Und in der Zukunft hoffnungreiche Ferne.“

Digitized by Google

Briefe von Bedlitz an eine Freundin.

(Fortſetzung.)

Auſſee, den 5. Juli 1853.

Geſtern kam Ihr Brief an. Ich freue mich, wenn die Hitze M. zwingt, ſich Nachts kalt waſchen zu laſſen, da ſie hier keine Veranlaſſung dazu haben würde, denn der Schnee liegt noch bis auf den halben Loſer, und außer zwei ſehr heißen Tagen habe ich noch nichts von Wärme geſpürt und laſſe mir täglich einen Pluzer (Krug) mit warmem Waſſer in mein Bett legen, und friere wie ein Hund. Nichts deſto weniger habe ich bis jetzt Coquetterien von Hexenſchuß und Kreuzſchmerzen mit kalten Waſchungen abgehalten. Daß ich nächſten Monat bei Ihnen bin, iſt, wenn nicht die Welt einfällt, eine ausgemachte Sache, aber ich verbitte mir jeden gewaltſamen Angriff auf meine Leibes- und Seelengewohnheiten. Ich leſe ſchon in Ihren Briefen von einer Menge Planen in Wäldern und Feldern und Parks und Schlöſſern; aus dem Allen wird nichts! Was glauben Sie denn von mir? Wiſſen Sie nicht, daß ich Aſthma habe? d. h. gar keinen Athem, mithin gar nicht gehen kann, und daß ich nur im Freien verweile, aber nicht mich darin bewege, und eben ſo wenig geneigt bin, mich von Ihnen in Sagan auf dem dürren Sande als hier auf den ſteinigen Bergen hetzen zu laſſen. Auch nach Berlin wird nicht gegangen, ſo ſehr ich Kl. liebe und ſo gern ich ſie ſehen möchte. Sonſt bin ich mit Allem zufrieden. Daß die Schleſier bis jetzt noch nicht wiſſen, was ein Bett iſt, und noch immer unter qualmenden Federn ſchlafen, macht ihrer Bildungsfähigkeit wenig Ehre, und ich bin Ihnen doppelt dankbar, daß Sie mir durch M. S. aus der Noth haben helfen laſſen. Ich hätte ſonſt gleich wieder abfahren müſſen und das erſte Nachtquartier aufſchlagen, wo man auf Roßhaar und Matratzen ruht. Auch die Dimenſion der ſchleſiſchen Betten iſt mir bekannt: „vier Bretter und zwei Brettchen,“ und ich ſah ſie noch jüngſt in einer engliſchen Carricatur: die Beine ſahen bis über das Knie über das Bett heraus und der Kopf bis zu den Schultern. Doch es wird ſchon die gehörige Lage gefunden werden.

Kl.'s Bericht über die Neuberin hat, wie Sie ſich leicht denken können, unſer größtes Intereſſe erregt. Daß die Aufführung, wie es ſcheint, mit der Wiener hätte rivaliſiren können, hätte ich nicht geglaubt, und wie ich die Kretinger und die Nettich kenne, glaube ich es in Bezug auf dieſe noch nicht. Das Verſtändniß des Stücks liegt aber jedenfalls den Berlinern näher, die mit den Beziehungen deſſelben genauer bekannt ſind, als die Wiener. Die literariſche Clique der Recenſenten, ausgelaugte hölzerne Kerls, wie Häring, Rellſtab und der große Jude, werden ſchwerlich für das Stück ſeyn, weil ſie es ſchon früher für ſchlecht erklärt haben; auch die B. P. wird es deteſtiren, und beſonders ihre Partei. Das Alles aber macht nichts. Eine andere Partei wird es loben, und das Publikum wird ſich darin unterhalten, und die geſcheidten, unparteiiſchen Leute werden es vortrefflich finden.

Die Erzherzogin Sophie wird in Iſchl am 16ten mit der Königin von Preußen erwartet. B. grüßt; Joſeph iſt ganz Koch, Kathi Küchenmagd; der Fiſchmeiſter hat eine alte Geiß geheirathet, mein orientaliſches Dirndl ſtrahlt von Schönheit und iſt dieſes Jahr erſt in ihre volle Blüthe getreten. Es herrſcht die ſtrengſte Sittlichkeit im Hauſe, das weder X. noch Y. betreten.

Den 9. Juli.

Die Zeit läuft ſo ungeheuer, daß man ihr kaum nach kann; kaum daß ich angefangen habe mich hier wieder zurecht zu finden, iſt es nur noch einige Tage zu meiner Abreiſe. Ich gedenke den 20ſten hier weg zu gehen, ein paar Tage in Iſchl zu bleiben, um der Erzherzogin Sophie aufzuwarten, und dann über Gmunden und Linz nach Wien zu gehen, und ungefähr am letzten oder erſten Auguſt bei Ihnen einzutreffen.

Nun ein Wort über die Neuberin. Ich kenne zu lange die Schriftſteller, Schauſpieler und Recenſenten, um nicht überzeugt zu ſeyn, daß es in Berlin eben ſo ſeyn werde, wie in Wien; indeß iſt nichts zu thun, um die Sache zu ändern. Das Stück hat keinen Affront zu Berlin erlitten, vielmehr iſt es vom Publikum gerade ſo günſtig aufgenommen worden, wie in Wien. Was es verdient, hat es nicht erhalten, denn es hätte ſollen Furore machen; dagegen kann man nur die Zeit operiren laſſen. Und nun zu etwas Angenehmem, meiner Ankunft in Sagan. Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, wie ich mich darauf freue, obwohl ich

Digitized by Google

weiß, daß wir viel ſtreiten werden. Sie werden mich überall herum ſchleppen wollen, und ich werde nirgends hingehen wollen; in den Garten werde ich aber doch mit Ihnen gehen, und mich mit Ihnen in den Schatten ſetzen und plaudern, wenn nämlich keine Hitze iſt, denn Hitze iſt mein Greuel und die Sonne verachte ich.

Nun noch eine angenehme Hoffnung für mich. Die Stände in Wiesbaden haben für die Beſetzung der drei eingezogenen Geſandtſchaftspoſten von Berlin, Wien und dem Haag jährlich 6000 fl. votirt. An der Sache iſt nicht zu zweifeln, es handelt ſich nur darum, ob ich den Poſten bekomme. Aber ich möchte faſt glauben, daß meine Ernennung in wenigen Wochen ſtatt finden wird, was für die Zukunft allerdings bedeutend gut wäre.

Den 10ten.

Heute Vormittag, als ich eben beim Schreibtiſch ſaß, kam Fürſt Taxis mit Frau und Töchtern mich zu beſuchen. Zum Glück fanden ſie mich ſchon empfangsmäßig gekleidet; ſie ließen ſich nicht zu Tiſche halten, und hätten doch meine Küche nicht unvorbereitet gefunden, da ich den Gendarmerieobriſten Haas und noch ein paar Herren erwartete; meine ungariſchen Trüffeln fungirten beim Diner. Sorgen Sie nicht, daß ich in Sagan auf irgend etwas Anderes Anſpruch mache, als auf excellente Butter, an der ich mir vorgenommen habe mich gründlich nach langer Entbehrung zu laben. Sie werden gut thun, ſich mit einem gewiſſen Gutsbeſitzer der Nachbarſchaft in Intriguen einzulaſſen, da B. behauptet, man bekomme von ihm das beſte von Butter, was Schleſien zu liefern vermag. Ich habe mit einer Fleiſchſpeiſe genug, und weiß, daß Schöps und Kalb dort beſſer ſind als hier; folglich bin ich gänzlich unbekümmert, daß ich Noth leide. Haben Sie denn ſchon eine Wohnung mit einem Bett für mich und einen Sarg für Joſeph gefunden, der ſich wundern wird, wie bequem, und namentlich wie kühl man in Schleſien im Sommer liegt? — Mailath iſt gegenwärtig in München. So wenig ich Anſtand nehmen würde, M. durch ihn magnetiſiren zu laſſen, ſo läßt ſich doch gegen Ihre Abneigung nichts einwenden; übrigens iſt er zu wenig Herr ſeines Aufenthalts, die Gläubiger hetzen ihn beſtändig hin und her.

Den 14. Juli 1853.

Die Zeit rennt ſo, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf ſteht, nicht ſowohl wegen der Zeit, denn die möchte rennen, aber das Geld rennt mit und läßt ſich gar nicht einholen. Meine Ankunft bei Ihnen bleibt immer für den 1. Auguſt feſtgeſetzt, aber meine andern Pläne erleiden bedeutende Modifikationen. Der Großherzog von Weimar iſt, wie Sie wiſſen, geſtorben und ſein Sohn hat die Regierung angetreten; da iſt nun nicht zu umgehen, mich perſönlich zum Regierungsantritte glückwünſchend vorzuſtellen. Ich kann aber unmöglich nach Weimar gehen, ohne zuvor einen Reſpektsbeſuch in Braunſchweig gemacht zu haben, und dieſer wird in die Zwiſchenzeit meines Saganer Aufenthalts fallen. Meine Kaſſe iſt nicht für ſolche Ausflüge eingerichtet, und es ſind keinerlei Anzeigen bemerkbar, die auf eine baldige Vermehrung ſchließen laſſen, Vedremo!

Hier war nach einem Abgrund von Höllenwetter endlich vor einigen Tagen eine Aenderung zum Guten bemerkbar, und ſeit drei Tagen iſt wahres Götterwetter, von unbeſchreiblich milder, klarer und reiner Luft, die ſchönſte Sommerwärme ohne drückende Hitze. In meinem Garten aber geht es deſto ſchlechter; nichts wächſt und gedeiht. Gott weiß, was er mit ſeiner Natur macht, aber er macht etwas, irgend ein remue ménage, was Mama alle Tage macht, wo es beſſer wäre, ſie ließe es beim Alten.

Haben Sie von dieſer infamen Meuchelmordgeſchichte in Smyrna gehört? Die Mordthat der Banditen iſt infam, aber noch viel infamer iſt, daß bei dem Leichenbegängniß des jungen Hackelberg (eines Sohnes des Generals) alle Schiffe im Hafen Trauerflaggen aufzogen, nur die engliſchen und nordamerikaniſchen zogen die ihrigen nicht auf und ſtellten ſich auf dieſe Weiſe auf die Seite der Banditen und gaben dem Meuchelmord ihre moraliſche Unterſtützung; die Hunde!

Den 19ten.

Meine Reiſe iſt feſtgeſetzt; nur werde ich in Wien noch zuvor Audienz beim Kaiſer nehmen und abmachen, was ich noch abzumachen habe. Noch nie hat mir mein Aufenthalt hier ſo wenig Freude gemacht; die Witterung war zum Theil fürchterlich, und mein Garten war nie in ſo ſchlechtem Zuſtande; nichts wächſt von der Stelle und alle Blumen und Gewächſe ſehen aus, als ob ſie für Liliputer angebaut wären; zu alledem kam geſtern ein Gewitter mit Hagel wie türkiſche Haſelnüſſe, der vollends Alles zuſammenſchlug. Alles das macht mich grämlich und verleidet mir die Luft. Ich gebe Jahr aus Jahr ein Geld aus, und laſſe mich keine Mühe verdrießen; was hätte ich mit dieſen Anſtrengungen anderwärts für Erfolge! — K. N. brachte mir neulichſt ſeine Schweſter für einige Tage hieher; ich bin ſeitdem vollkommen unglücklich, denn ich kann es

Digitized by Google

entſchieden nicht über mich gewinnen, ihr ohne Entſetzen in's Geſicht zu ſehen. Ich glaube nicht, daß menſchliche Häßlichkeit ohne Krankheit weiter getrieben werden kann. Nebſtbei iſt ſie auch beſchränkt und daher nicht ohne Anſprüche, das Ganze iſt demnach greulhaft. Ich muß mir alle Gewalt anthun, um nur die gewöhnlichſte Freundlichkeit für ſie zu haben. Sonſt iſt ſie ein gutes Thier, und beide Geſchwiſter adoriren mich.

Linz, den 24. Juli 1853.

Liebe Mama, was ſteht hier oben geſchrieben? Sie ſehen, daß ich ſchon auf dem Marſch bin und nächſtens verrücken werde. B. wird Ihnen geſchrieben haben, daß die Naſſauer in ſich gegangen ſind. Dieſe Sache zu Ende zu bringen, werde ich in Wien bemüht ſeyn, mit Graf Buol darüber zu ſprechen, und mir ſogleich eine Audienz beim Kaiſer erbitten; iſt dieſe erlangt, ſo reiſe ich und mache das Uebrige unterwegs, und kommt die Sache zu Stande, ſo gehe ich auch noch nach Wiesbaden. Alles Nähere hierüber in Sagan.

Mama, Sie machen mich ſchon jetzt in einem fort aus, ich will aber verzogen und nicht geſcholten werden, und Sie müſſen nicht aller Augenblicke etwas an mir und meinen Unternehmungen tadeln. Ich ſchreibe Ihnen einige Zeilen von hier, denn in Wien hab' ich viel zu thun, was nöthiger iſt als ſchreiben.

Wien, den 27. Juli 1853.

Sie werden doch hoffentlich finden, daß ich, wie Döbler noch ein Sträußchen, überall noch ein Briefchen für Sie in petto habe. Ich habe eigentlich unglaublich viel an Sie zu ſchreiben, und weiß doch, wenn es dazu kommt, nicht was; denn wenn ich auf der Reiſe bin, ſo geht mein Kopf wie eine Windmühle und jagt die Gedanken. — P. Zedlitz iſt ſchon als Cadet ein ausgezeichneter Reiter, und alle Berichte an den Inhaber fließen von ſeinem Lobe über; das freut mich ungeheuer, denn er iſt Blut vom Blut meiner Väter und trägt meinen Namen.* Die ..... Colonie, die ich im Vorbeifahren wieder ſah, hat eine gräßliche Scheu vor dem Waſſer, und ich bin geſonnen, jedem eine Handbürſte und ein Pfund Saganer Seife von meiner Reiſe mitzubringen. Uebrigens kann man von ihnen wie der ſpaniſche Dichter von dem Mohren ſagen: „Er hatte eine ſchwarze Haut, aber eine weiße Seele.“ Auf dem Schiff war recht angenehme Geſellſchaft; eine Menge recht artiger Offiziere, eine ſehr hübſche, einſchichtige Frau, der die Offiziere anhaltend den Hof machten, wobei ſie eine ſehr gute Haltung beheit, trotzdem, daß ihre körperliche Anmuth vollen Effekt machte. Sieben engliſche junge Ladies, wie die Orgelpfeifen, mit langen, weißen ſchottiſchen Zähnen, zwiſchen fünfundzwanzig und fünfzehn, wie junge Reiher aus einem Neſte, ganz gleichen Hutkaleſchen und dicken blauen Schleierwülſten, die offen wenigſtens auf die Strumpfbänder gereicht hätten; ein ächt engliſcher Anblick. Ich kam noch zeitig genug an, um auf dem Caſino eſſen zu können, und fand zu Hauſe meinen Schreibtiſch mit Briefen bedeckt. Ueber das Wann meiner Abreiſe kann ich erſt beſtimmen, wenn ich Audienz beim Kaiſer gehabt habe. Die dumme Salzkammergutsverſchwörung hat hier ſchon ein endloſes Geklatſche gemacht, und man kann recht daraus erſehen, wie wenig dazu gehört, aus der Mücke einen Elephanten zu machen. Da ich direkt vom Schlachtfelde komme, wird man mich vermuthlich darüber ausfragen und ich bin ganz darauf vorbereitet, ihnen die Wahrheit zu ſagen.

Ihre Commiſſionen werden alle beſorgt werden; aber was ſind Sie für eine Perſon, wenn man von Ihnen verlangt, daß Sie etwas leiſten ſollen! Haben Sie mir das Ellenmaß von M.'s Kleid geſchickt? Joſeph freut ſich ſehr, Menſchen und Länder kennen zu lernen, und möchte ſehr gern eine Schmuggelſpekulation mit der Reiſe verbinden; ich hab' ihm aber ſchon erklärt, daß daraus durchaus nichts wird.

Den 28ſten.

Erſt Sonntag zwiſchen ſieben bis acht Uhr Abends werde ich erfahren, wann ich Audienz bekomme. Ich habe wegen der Naſſauiſchen Angelegenheit einen Brief von Prokeſch bekommen, der mir einen definitiven von Fürſt Wittgenſtein in Ausſicht ſtellt. Die Hitze iſt ſpriſch; ich habe es abgelehnt, Pepita zu ſehen; ich höre, ſie iſt ſchwarz und mager, das iſt nicht mein Geſchmack. — Auf baldiges Wiederſehn! Wie das Wort lieblich klingt! — Den 1. Auguſt Sonnabend hab' ich Graf Buol wieder an meine Audienz erinnert, aber noch hab' ich vom Kaiſer keinen Befehl.

Den 3. Auguſt.

Heut iſt der dritte und ich weiß von meiner Audienz noch kein Wort, aber was ſoll ich machen? Ich

* Er iſt als Oberlieutenant im ſelben Regiment, Erzherzog Ferdinand Maximilian Uhlanen, im Jahre 1861 in Meran bruſtkrank geſtorben.

Digitized by Google

kann den Kaiser nicht zwingen Wüßte er, wie sehr ich mich wegsehne, er gäbe sie mir gleich!

Den 4. August.

Es ist nicht mehr zum Aushalten! Ich habe hier gar nichts zu thun und muß Hitze, Langeweile, Ueberdruß ertragen, muß Geld ausgeben und sitzen bleiben, ohne zu wissen, wie lange, von einem Tag zum andern. Jetzt ist die Anwesenheit der Königin von Preußen wahrscheinlich schuld an der Verzögerung, da der Hof täglich Parthien macht und der Kaiser, der diese Tante sehr liebt, immer gegenwärtig ist. Gestern war ich aus Verzweiflung im Theater, wo „Vert-Vert“ gegeben wurde, ein Ballet voll Unsinn, wie alle, aber mit vieler Eleganz in Scene gesetzt.

Den 5ten.

Nichts in der Situation geändert, ich bin wüthend. Schreiben mag ich auch nicht.

Den 6ten.

Noch keine Audienz! Einstweilen langweile ich mich, wie noch nie im Leben, denn ich will nichts thun, weil mich Alles ärgert. Hier schicke ich Ihnen einen Autograph von Bach, woraus Sie ersehen, daß ich den Pepitabeinen doch nicht entgehen kann, obgleich ich überzeugt bin, daß sie keinen Effekt auf mich machen werden. Eben kommt die Audienzansage für den Montag. Am 9ten gehe ich.

Dresden, den 1. September 1853.

Ich bin nach einer recht langweiligen Reise, die sich nur die letzte Station vor Dresden etwas interessanter machte, gestern glücklich hier angekommen. Ich mußte mehr Aufenthalt machen, als ich eigentlich gefahren bin, und die Gesellschaft war langweilig. Nur ein paar Meilen von Dresden setzte sich eine junge, ausnehmend schön und vornehm aussehende Dame in den Wagen mit einer Kammerfrau, die, als ihre Gebieterin eine Bekannte zu Hoyenwerda traf und einen Augenblick ausstieg, der Reisegesellschaft zum besten gab, ihre Dame sey Hofdame bei der verwittweten Großherzogin von Weimar. Auf diese Annonce hin hielt ich es für passend, mich, als sie wieder in den Wagen stieg, selbst vorzustellen, und so verging diese letzte Stunde der Fahrt recht angenehm im Gespräche über die Weimarer Verhältnisse.

Ich warf hier ein paar Karten im corps diplomatique ab u. s. w. Jetzt Abends um zehn schreib' ich Ihnen. Gott gebe, daß ich Sie und M., die ich immer lieb habe, bei meiner Wiederkunft wohl finde. Was bis zu dieser Genesung durchzumachen ist, das ich in seiner ganzen Schwere begreife, tragen Sie wie bisher mit Geduld, wo möglich mit noch größerer, in sofern als jede Spitze, wenn man sie abbricht, eine Narbe zurückläßt. Gott wird es Ihnen hoch anrechnen, wenn Sie sich dieser Selbstüberwindung befleißen, und vorzüglich Ihre Geistesüberlegenheit dort nicht hervortreten lassen, wo man sie nicht gern sieht. Heben Sie das Alles für mich auf, ich weiß besser Bescheid damit, und werden Sie recht unbedeutend, dann werden Sie den Leuten angenehm werden.

Wiesbaden, den 8. September 1853.

Das ist ein entsetzliches Leben. Erstens habe ich, seitdem ich auf der Reise bin, noch keine Zeile von Ihnen, und dann bin ich in einer solchen Hetze, daß ich gar nicht zur Besinnung komme. Ich steige kaum irgendwo aus und denke mir: hier werd' ich ausruhen, so muß ich schon wieder weiter, und werde buchstäblich nur von einem Eilwagen in den andern geworfen; so etwas aber ist nicht mehr für meine alten Knochen. Unter solchen Umständen kann ich auch nicht ordentlich schreiben, und so muß ich auch heute nur die Hauptsachen berichten.

Meine Rechnungen waren sämmtlich ohne den Wirth gemacht: nirgends finde ich Fürsten und Minister zu Hause, und so muß ich überall zugeben. Der Herzog von Nassau kommt erst heute und ich kam gestern; also auch ein Tag „versaubeutelt,“ wie wir Dichter sagen. Vormittags fuhr ich nach Biberich und fand dort in der Oberhofmeisterin die Wittwe meines alten Freundes Baronin Thüngen, die ich mich wahrhaft freute, wieder zu sehen. Leider werden mich die fünfzehn Jahre, die wir uns nicht gesehen haben, mehr geändert haben als sie, die damals noch sehr jung war.

Den 9ten.

Endlich ein Briefel vom 7ten; wo der andere ist, wissen die Götter! Indeß bin ich froh, daß der da ist, trotz aller Ungerechtigkeit, von der er voll ist. Das ist der fünfte Brief, den ich schreibe, und in meinen Wischeln steht mehr als in Ihren normalen Briefen, die sich gegen meine Schrift verhalten, wie der 24er Fuß zu preußisch Courant, 7 fl. auf 4 Thlr.! — Nun zu meinen Angelegenheiten. Der Herzog hat mich empfangen,

Digitized by Google

daß es mich auf's Tiefſte gerührt hat, nicht wie einen Diener, ſondern wie einen alten Freund, den man liebt und ſchätzt und den man ſich wieder zu ſehen freut. Der Herzogin ſtellte er mich vor: „Mein alter Freund Zedlitz, den ich, wie du weißt, ſehr liebe.“ Bei Tiſche ſaß ich neben ihm. Die Herzogin iſt eine ſehr hübſche und ſympathiſche Frau, die überall einen ſehr angenehmen Eindruck machen würde. Sie haben ein allerliebſtes Bübchen von ſechzehn Monaten, das herzigſte Schneckerl, das man ſich denken kann. Um ſechs Uhr tritt das Paar ſpazieren, und die Herzogin ſagte mir beim Abſchied: „Wir ſehen Sie doch morgen wieder beim Eſſen?“ Ich bleibe morgen noch hier und mache einen Beiuch bei der verwittweten Herzogin und übermorgen gehe ich in Einer Tour nach Weimar. Ich rede dem Herzog ſehr zu, in's Lager von Olmütz zu gehen. Von meinen drei Herren behandelt mich keiner ſo als Freund wie er. Es iſt eine beſondere Liebenswürdigkeit an ihm, daß er nicht anders ſcheinen will, wie er iſt, und daß ſich keine Spur von Oſtentation an ihm findet. Fürſt Wittgenſtein iſt ein ſehr gemüthlicher alter „Reichsunmittelbarer“ von altem Schrot und Korn. Nichts habe ich von dem Tode der Prinzeſſin Amalie von Waſa gewußt. Auch mich würde ihr Hinſcheiden ſehr betrübt haben, wenn ich nicht dieſen leichten Tod für ein beſſeres Loos für ſie hielte, als ein freudenloſes, getrübtes Leben. Sie wiſſen, wie ich ſie verehrt habe. Ich ſehne mich ſehr nach Sagan und habe Noth, dort auszuruhen und meine matten Glieder zu ſtärken, die dermaßen unter dem Druck meiner Jahre leiden, daß meine Beine mich kaum mehr tragen und meine Kniee unter mir zuſammenknicken, als wenn ich gerädert wäre.

Weimar, den 12. Sept. 1853.

Ich bin hier. Geſtern war ich in einem beſtändigen Hin- und Herfahren begriffen, denn ich mußte nach Ettersburg zu Tiſche und wurde mit Hofequipage abgeholt; nachdem ich von meinem Souverän Audienz bekommen hatte, ward ich der anweſenden verwittweten Königin von Holland und der Großfürſtin Großherzogin vorgeſtellt; die regierende Großherzogin war leider krank und konnte mich nicht empfangen. Die Großfürſtin ſteht hier in ungemeiner Verehrung von Jung und Alt, und zwar mit vollem Recht. Sie iſt eine alte Frau und ſehr taub, aber man erkennt im Augenblick ihre Superiorität. Sie hatte ſchon mein ganzes Herz gewonnen, als ſie ſich mit dem größten Intereſſe nach Grillparzer erkundigte und vollkommen Beſcheid von ihm und überhaupt über die Literatur wußte. Hier in Weimar gilt die Literatur noch immer etwas, und die Leute leſen viel. Abends war ich zur Großfürſtin nach Belvedere geladen; nachdem ich daher eine Stunde von Ettersburg hieher gefahren war, fuhr ich wieder eine Stunde nach Belvedere hinaus, wo Thee und ein paar Schüſſeln recht elegant ſervirt wurden, und die Converſation durch die Großfürſtin ganz allerliebſt gehalten wurde, mit eben ſo viel Geiſt als Natürlichkeit, ſo daß man nicht umhin kann, zu geſtehen, daß die Weimaraner mit ausgezeichneten Fürſtinnen faſt durch ein ganzes Jahrhundert geſegnet ſind, denen ſie großentheils den Ruf der Bildung und die ausgezeichneten Leute, die ſich dort angeſiedelt haben, verdanken. Morgen gehe ich über Halle, Magdeburg und Köthen nach Braunſchweig, wo ich acht Uhr Abends anzukommen hoffe.

Braunſchweig, den 16. Sept.

Ich bin geſtern glücklich hier angekommen, nachdem ich in Halle und Magdeburg länger warten mußte, als mir lieb war. Von Halle aus fuhr ich mit einem recht netten Ehepaar, der Mann eine Schönheit und die Frau nicht gerade hübſch, aber ſympathiſch und gebildet. Es waren Braunſchweiger, die eine Erholungsreiſe in die Schweiz gemacht hatten. Ich machte mich ſo liebenswürdig, wie ich es immer mit hübſchen Frauen zu ſeyn trachte, und hoffe, daß der gute Eindruck gegenſeitig war; wir nahmen einen ganz herzlichen Abſchied mit Händeſchütteln von einander. Da der Mann indeß ſo ſchön war wie Reiſchach zu ſeiner Zeit, ſo wird der von mir gemachte Eindruck nicht tiefer gegangen ſeyn, als es ſeiner Ruhe angemeſſen iſt.

Der Ort Braunſchweig macht einen ſehr hübſchen Eindruck. Ich machte erſt meine Viſite beim Miniſter Schleinitz u. ſ. w., dann fuhr ich zum Oberhofmarſchall; der Herzog war eben nach Hauſe gekommen, und als er hörte, ich ſey da, ließ er mich gleich rufen und ſprach ungefähr eine halbe Stunde klug und verſtändig, wie er iſt, mit mir und lud mich auf morgen zu Tiſch. Gr., ſein Adjutant kam dann zu mir, um mich in die Hofloge in's Theater abzuholen — die „Puritaner.“ — Nach dem Theater ging ich nach Hauſe, ließ mir Wein und Selterserwaſſer geben, und ſchreibe an Sie. Zu dieſen Tagen geht die Leiche der Prinzeſſin Amélie hier durch. Mich dauert ſie ſehr, und der Prinz Waſa noch mehr. Ich gehöre zu den wenigen Perſonen, die ſie nach ihrem ganzen Werthe geſchätzt und geliebt haben, und die ſie tief betrauern. — Alles Herzliche an Ihre Töchter, und ſie ſollen mich ordentlich lieb haben, wie's recht iſt.

Digitized by Google

Braunſchweig, den 18. Sept. 1853.

Endlich geht es wieder „Mamawärts“ und ich bin froh, daß meine ermüdende Umſchau zu Ende iſt. „Einmal den Berg Beſuvium erſtiegen, und nie wieder,“ wie es im Stammbuche des Eremiten ſteht. Ich habe geſtern ein Diner beim Herzog gehabt, der recht artig für mich war, und habe heute eines beim Miniſter Schleinitz, der ein kluger Mann iſt. Ich bin angenehm überraſcht zu ſehen, wie der junge Kaiſer hier in Ehren gehalten wird; ich habe kein Haus betreten, wo nicht ſein Bild hing, und überhaupt iſt, was nicht roth iſt, für Oeſterreich ſehr freundlich geſinnt, zumal die Truppen, was natürlich iſt, denn es ſind eine Menge Braunſchweiger bei uns in Dienſten, was bei einem ſo kleinen Lande von großem Einfluß iſt. Schleinitz hat auch einen Sohn bei Bayern Dragoner. Die Einrichtung des Schloſſes und überhaupt alles herzoglichen Eigenthums iſt auserleſen, ſo wie, nebſtbei bemerkt, die Küche in Braunſchweig die beſte unter den Küchen meiner Souveräne iſt; der Herzog verſteht es, wie es ſcheint, ſelbſt.

Leipnick, den 27. Sept. 1853.

Ich kam geſtern um Mitternacht hier an, nachdem ich alle möglichen Hinderniſſe wie in einer steeple chase überwunden hatte. Lariſaris Courierzug! Bis Ratibor ging ein gewöhnlicher Zug, und dann wieder, wie in Ratibor, fünf Stunden in Oderberg, und unterwegs, weil ein Courier angeſagt war, wieder eine Stunde, um uns nicht mit ſeinen Wagen zu kreuzen; der Courier war C.'s Freund, Graf Münſter. Einen Theil des Weges fuhr ich mit einer ſehr netten Dame, eine von den ſchönen Großmüttern, einer Gräfin St. Ich kannte ihre ganze Familie genau, und wir trennten uns als intime Bekannte. Es dauerte bis halb zwei, ehe ich zu Bette kam, und um ſieben ſaß ich ſchon wieder im Wagen, um in einem Eilwinde in's Lager zu fahren; es zerſchnitt einem förmlich das Geſicht wie um Weihnachten. Das Manöver war ſehr ſchön, wenn man aber nicht zu Pferde iſt, kann man ihm nicht folgen und hat nicht den rechten Genuß davon. Das Gefolge des Kaiſers war prachtvoll; ich fand natürlich eine Menge Bekannte. Ich wollte, ich hätte Abends noch den Zapfenſtreich abwarten können, da ich aber ohnehin Kopfweh von dem abſcheulichen Winde hatte, ſo war es gerathen, Abends nach Hauſe zu gehen. Morgen, wenn das Wetter gut iſt, gehe ich noch einmal in's Lager, wenn nicht, bin ich ſchon um eilf Vormittags in Wien, wo ich auf jeden Fall am 29ſten ſeyn muß, wegen dem Hauszins, der dort auf die Stunde bezahlt werden muß.

Wien, den 29. Sept. 1853.

Ich bin geſtern ſpät hier eingetroffen, da die Eiſenbahnzüge durch die vielen Extrazüge in großer Confuſion waren. Ich habe die ganze Reiſe Notizen für M.'s künftigen Transport geſammelt. In Breslau müſſen Sie ſie von einem Bahnhof zum andern tragen laſſen, denn das Pflaſter iſt aller Orten, Wien ausgenommen, ſo infam, daß ich bei jedem Stoß bis an das Wagendach geflogen bin; das kann eine Kranke nicht durchmachen. — Die Manövers ſind ſehr gut ausgefallen, und zumal die 85 Escadrons Cavallerie haben prächtig ausgeſehen und ſich ſehr gut producirt. Die beiden Kaiſer ſind bereits von Olmütz weg, unſerer trifft am 1ſten wieder hier ein.

Den 30. Sept.

Ich arbeite wie ein Laſtträger, um alle meine Rückſtände aufzuräumen. Ich ſaß in Sagan bei Tiſch neben der B. und lobte das prachtvolle Ausſehen eines Apfels im Obſtkorbe, ohne ihn zu nehmen, und als ich in Wien angekommen, gibt ihn mir Joſeph in einem mit kleinen Nadeln zuſammengeſteckten Papier, worauf ſtand: „Wer iſt der Schelm?“ Solche kleine Gentilleſſen machen die B. ſo liebenswürdig, und in allem ſpricht ſich ihre Gutmüthigkeit aus.

(Schluß der zweiten Abtheilung.)

Digitized by Google

Literatur.

Die Neuen Nibelungen. Zeitroman, von Ernſt Mevert. Vier Bände. Hamburg, 1864.

Das Titelblatt des oben genannten Romans wird manche Leſer in eine zweifelnde Stimmung verſetzen. Die „Neuen Nibelungen“ klingen verheißungsvoll genug; aber ſchon der unmittelbar nachklingende „Zeitroman“ ſtimmt den Ton herab, während der Anblick der „Vier Bände“ auf viele auch von denen, für welche der „Zeitroman“ kein abſchreckendes Aushängeſchild iſt, eine entmuthigende Wirkung nicht verfehlen kann. Wir bekennen, daß wir ſelbſt nicht vermochten, uns einer ſolchen Stimmung zu entziehen. Allein von dem Nibelungenecho gelockt, überwanden wir unſere Abneigung, betraten den Märchenwald, in deſſen Mitte die Erzählung anhebt, und fühlten uns weiter und weiter fortgezogen, ſo daß wir endlich nicht allein durch das vierbändige Labyrinth unſern Weg fanden, ſondern der Entwicklung mit ſteigendem Intereſſe bis zum Ende der Kataſtrophe folgten. Wir entſinnen uns nicht, dem Namen des Verfaſſers ſchon früher auf dem Felde der Literatur begegnet zu ſeyn; auch fehlt es in der That nicht an Zügen, die ſeinen Roman als ein Erſtlingswerk kennzeichnen. Aber es iſt eines jener wenigen Erſtlingswerke, die ſofort zu bedeutenden Erwartungen berechtigen, in deren Fehlern ſelbſt ſich ein kräftiges Talent offenbart. Wir rechnen zu dieſen Fehlern beſonders eine gewiſſe burſchikoſe Ungebundenheit des Tons, die dem Autor ſo natürlich zu ſeyn ſcheint, daß ſie ſich ſelbſt in manchen der pathetiſchen, heroiſchen Partien nicht verläugnet. So oft burſchikoſe Perſönlichkeiten redend eingeführt werden, mag man eine entſprechende Redeweiſe als charakteriſtiſch gelten laſſen, ebenſo wie die dialektiſche Unterſcheidung von Hoch- und Plattdeutſch, als Ausdruck des Bildungsunterſchieds der höhern und niedern Volksklaſſen, nicht ohne ihre Berechtigung iſt. Wenn aber der Erzähler des Romans als Erzähler in dieſen Ton fällt; wenn, um ein Beiſpiel zu erwähnen, bei Entfernung der handelnden Perſonen häufig Phraſen wie die folgende wiederkehren: „Es war nun Zeit, daß wir uns auf die Beine machten,“ oder in der Schilderung einer verliebten Scene der Held erklärt: er habe ſich von den unerwarteten Liebesbezeigungen ſeiner Dame „wie verhießert“ gefühlt; oder gar an der Stelle, wo die Heldin, eine hohe walkyrenhafte Schönheit, zum zweitenmale bedeutungsvoll auftritt, mit dem Satze geſchildert wird: „War der Backfiſch ſchon ſchön geweſen, ſo war die Jungfrau hinreißend und bezaubernd“ — ſo verdient jener Ton als Auswuchs muthwilligen Uebermuths entſchiedenen Tadel. Ein anderer damit zuſammenhängender Fehler iſt die unverkennbare Hinneigung des Autors zu einer Heinrich Heine'ſchen Manier der Darſtellung, vor der man die Schriftſteller unſerer Zeit nicht genug warnen kann. Bei Heine war dieſe Manier originell und beſaß, als claſſiſcher Ausdruck des Uebergangs aus der Nebelwelt der Romantik in die moderne Welt der Wirklichkeit, ein hiſtoriſches und künſtleriſches Intereſſe. Gegenwärtig, wo jene Uebergangsepoche hinter uns liegt, iſt die Auffriſchung ihrer Manier um ſo mehr zurückzuweiſen, als dieſelbe ſchon in den letzten Produktionen ihres Erfinders zur Carricatur ausgeartet war. Den Gefahren, denen ſie ausſetzt: einer phantaſtiſch-brillanten Detailmalerei auf der einen und ſkizzenhaft unvollſtändiger Ausführung auf der andern Seite, iſt auch der Verfaſſer der „Neuen Nibelungen“ nicht entgangen. Manche Theile der Erzählung, manche ſpannende dramatiſche Epiſode, manche Charakterentwicklung der handelnden Perſonen trägt den Stempel künſtleriſcher Vollendung, während andere ſkizzenhaft nachläſſig hingeworfen und nur loſe und ungenügend zu einem Ganzen verbunden ſind.

Allein wenn dieſe Fehler Tadel verdienen, ſo werden ſie durch Tugenden anderer Art mehr als aufgewogen. Ein reines Gefühl für Poeſie und Natur, ein glücklicher Humor, ein männlich kräftiger, human gebildeter Sinn, eine edle patriotiſche Begeiſterung durchdringen das ganze Gewebe des Romans und erfüllen ihn mit einem lebendig pulſirenden Intereſſe, das weder der Senſations-, noch der reine Tendenzroman in der Seele des Leſers zu erwecken vermögen. Wir ſtehen auf dem Boden der Gegenwart und der Wirklichkeit. Der hiſtoriſche Hintergrund der zeitgenöſiſchen Geſchichte der letzten zwanzig Jahre, vor Allem die ſchleswig-holſteiniſche Bewegung, geben der Handlung zugleich eine breite Grundlage und charakteriſtiſche Färbung, eine Vereinigung epiſcher Fülle mit draſtiſch wirkſamem Leben. Ohne uns zu allen Anſichten des Verfaſſers zu bekennen, halten wir doch eben dieſe patriotiſche Begeiſterung, welche im beſten Sinne des Wortes die Seele ſeines Romanes iſt, des höchſten Lobes werth und ziehen ſein Werk von dieſem Geſichtspunkte aus entſchieden z. B. dem Freitag'ſchen „Soll und Haben“ vor, deſſen Gedankenſphäre, trotz aller Kunſt der Schilderung, eine ſpießbürgerlich beſchränkte iſt und eben durch die Abſchließlichkeit, womit das ſo nahe liegende politiſche Element ferngehalten wird, ein ernſteres ſittliches Intereſſe unbefriedigt läßt.

Die „Neuen Nibelungen“ zerfallen in ſechs Bücher,

Digitized by Google

mit den Ueberſchriften: 1) das Mährchen, 2) das Thiereposs, 3) die Metamorphoſe, 4) das Epos, 5) der Roman, 6) die Tragödie. Es tönt durch dieſe Zuſammenſtellung wie ein fernes Echo der alten Nibelungen und wie ein fernes Echo durchtönt den ganzen Roman die ſtolze Erinnerung an die Heldenzeit unſerer Vorfahren, von deren Thaten jene alten Mähren „ſingen und ſagen.“ Der Titel des Romans aber entſpringt dem Namen einer Studentenverbindung, deren Mitglieder ſich vereinigen in dem Streben nach einer freien Neugeſtaltung Deutſchlands und dem Wahlſpruche huldigen, für das Vaterland zu leben und zu ſterben. Von der Jugend des Gründers dieſer Verbindung, des Helden des Romans, erzählt das erſte Buch. Er heißt Hermann Wieland und iſt der Sohn eines armen Webers und Schulmeiſters in dem Gebirgsdorfe Krainhagen im Fürſtenthum Lürkeburg. Als kräftiges Naturkind wächst er hier in den romantiſchen Bergen und Wäldern ſeiner Heimath auf, Kopf und Herz voll von der Schönheit der umgebenden Natur, von den Mährchenwundern, deren Erzählung er Abends am Heerde eines alten Großvaters zuhört, die er ſtaunend in alten Büchern lieſt. Da ſeine Eltern frühe ſterben, adoptirt ihn der brave alte Dorfpfarrer Nörting. Aber der Knabe iſt auch jetzt nunmilig zum Lernen, träumt nur von Feen und Rittern und verzauberten Prinzeſſinnen und durchſchweift Tage lang mit ſeinen Krainhager Spielgenoſſen das waldige Bergrevier, in der geheimen Sehnſucht, jenen Geſchöpfen ſeiner Einbildungskraft perſönlich zu begegnen, Heldenthaten zu vollbringen, als rettender Ritter die ſchönen verzauberten Prinzeſſinnen und Feen zu erlöſen. Sehr geſchickt und poetiſch wirkſam wird dieſer poetiſche Jugendſinn des Helden mit einem localen Volksmythus verknüpft, der zugleich auf die ſocialen Zuſtände des biderben, aber abergläubiſchen Bergvölkchens ein charakteriſtiſches Licht wirft. In dem wildeſten Dickicht des Waldes nämlich liegt ein dunkler, geheimnißvoller Teich und in dem Waſſer dieſes Teiches hat vor nicht langer Zeit ein unglückliches Mädchen aus dem Dorf, dem der geldſtolze Vater die Ehe mit ihrem armen Liebhaber verweigerte, in einem Anfall von Verzweiflung die Frucht ihrer verbotenen Liebe ertränkt, um bald darauf ſelbſt in Wahnſinn zu ſterben. Zur Sühne ihrer Miſſethat nun, ſo geht das Gerücht im Volke, war die Kindesmörderin verdammt zum Ausſchöpfen des dunkeln Teiches, und ſie ſollte ihn ausſchöpfen mit einem bodenloſen Eimer, und in finſtern Nächten hörte man am Teiche ihr Wehklagen und das Winſeln des ertränkten Kindes und mehr als einer hatte durch das Gebüſch die blaſſe ſchattenhafte Geſtalt der Mutter geſehen, wie ſie, über das Ufer des Teiches hingebeugt, klagend das dunkle Waſſer mit ihrem bodenloſen Eimer ausſchöpfte. Hermann Wieland hört dieſe Geſchichte eines Abends von dem alten Großvater, und von tiefem Mitleid ergriffen, beſchließt er, die unglückliche Verdammte aus ihrer irdiſchen Höllenqual zu erlöſen. Er verbindet ſich zu dieſem Zwecke mit ſeinen Freunden, und da nichts ihm verhängnißvoller dünkt und mehr ſchmerzt, als der hoffnungsloſe banauſiſche Eimer, ſo ſucht er Abends ſpät mit ſeinen Genoſſen auf allen Bauerhöfen nach Eimern, ſchlägt denſelben die Böden aus und eilt den nächſten Morgen früh mit ſeinen, wie er glaubt, befreienden Talismanen in den Wald hinaus, dem dunkeln Teiche zu. Dieſer Gang in den Wald, die Erwartung, das Zagen, das Hoffen der kühnen Ritter, der Traum des Helden, der unterwegs ermüdet einſchläft, endlich den Teich erreicht und die Eimerböden an der Stelle, wo man die Kindesmörderin geſehen haben will, beponirt, gehören zu den gelungenſten Partien des erſten Buches. Alles iſt Mährchen, Wunder, Geheimniß, und auch der Schluß der Expedition, an deren Ende die Ritter ſich verirren und durch die Pfeifen, Klappern und Hallorufe ihrer beſorgten Dorfgenoſſen anfangs wie durch das Nahen der wilden Jagd geſchreckt, dann aber auf ihrer Bedrängniß gerettet und jubelnd zurückgeführt werden, iſt mit dem beſten Effekt dargeſtellt.

Dieſe Epiſode bildet aber zugleich den Höhepunkt des Wald- und Mährchenlebens des Helden. Er kommt nicht lange nachher zum Markt in die Hauptſtadt des Landes, ſteht dort die Gymnaſiaſten, deren bunte Mützen ſeinen Ehrgeiz entflammen; hört, daß ſein Pflegevater ihn, wenn er fleißig lernt, der Prinzeſſin Amalie, einer geiſtreichen alten, unverheiratheten Dame, die talentvolle unbemittelte junge Landeskinder auf ihre Koſten erziehen und ſtudiren läßt, vorſtellen wolle, und wirft nun ſeine ganze Energie auf die bisher vernachläſſigten Studien. Seine Fortſchritte ſind ſo raſch, daß er bald das erſehnte Ziel erreicht. Er wird Gymnaſiaſt und erwirbt ſich durch Muth, Kraft und jenes freie offene Weſen, welches der Jugend imponirt, in Kurzem eine angeſehene Stellung unter ſeinen Mitſchülern. Unter dieſen iſt Ulrich von Rollenſee, Sohn eines Oberforſtmeiſters, der das nicht weit entlegene Bergſchloß Arburg bewohnt. Eines Pfingſtmorgens unternehmen die Gymnaſiaſten eine Turnfahrt in die Berge und werden auf der Arburg durch Ulrichs Vater bewirthet. Bei dieſer Gelegenheit macht Hermann die Bekanntſchaft des ſchönen Burgfräuleins Gerhardine von Rollenfee. Die Begegnung iſt kurz, obgleich nicht bedeutungslos. Dennoch erfährt man nicht ohne Ueberraſchung in einem unmittelbar folgenden Abſchnitt, daß zärtliche Liebe die beiden jungen Seelen verbindet. Eine lange, in extravagant Heine'ſchem Styl gehaltene, philoſophiſch phantaſtiſche Discuſſion über das Weſen der Liebe leitet eine Mondſcheinſcene in der Nähe der Arburg ein, und die Liebenden begegnen ſich im Walde und ſchwören ſich ewige Treue; doch die ſchönen Tage ihres Glückes ſind kurz. Gerhardinens Eltern entdecken mit Schrecken das zärtliche Verhältniß, und Gerhardine wird zu Verwandten ihres Vaters, eines geborenen Schleswigers, der durch eine Reihe ſeltſamer Wechſelfälle in's Land gekommen und ſeinen urſprünglichen Namen Rollerſen mit dem ariſtokratiſcheren Rollenſee vertauſcht hat, nach Kopenhagen entfernt. Hermann iſt untröſtlich, ergießt ſich in Heine'ſcher Verzweiflungslyrik, begräbt aber

Digitized by Google

endlich, ebenfalls à la Heine, ſeine Liebe in einem großen Grabe in der Lüneburger Heide und kehrt nach einer längeren Reiſe geheilt in ſeine Heimath zurück. Seine Lehrjahre auf dem Gymnaſium gehen ihrem Ende zu und am Schluß des erſten Buches wird er als Student der Medicin zur Univerſität entlaſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz-Nachrichten.

Aus Tirol, Juni.

Die Glaubenseinheit. — Für. — H. v. Gilm.

Difficile est, satiram non scribere! möchte ich leider auch jetzt meinem Berichte über unſere Zuſtände vorſetzen. Es gab Leute, welche glaubten, der Brand des glaubenseinheitlichen Fanatismus werde allmählig in ſich verglimmen; wer die Zähigkeit des Clerus in allen Dingen, welche ſein Intereſſe berühren, kennt, mußte zu dieſem Wahn lächeln. Auf dem Landtag ging freilich die Hetze nicht los, obwohl die Regierung jene berückſichtigten, proteſtantenfeindlichen Anträge der Biſchöfe nicht erledigt hatte; es riß aber endlich den Liberalen, welche bisher die treueſten Stützen des Miniſterium Schmerling waren, die Geduld, und ſie brachten eine ſehr ſcharfe Interpellation ein, worin ſie die Entſcheidung jener mittelalterlichen Angelegenheit forderten. Der Statthalter konnte keine Antwort geben, und ſo drängt alles dem alten Peſſimismus zu. Die Folgen des Zauderns ſind auch nicht ausgeblieben. Die Ultramontanen wühlen in jedem Thale; „in allen Seelſorgskirchen wurde am Herz Jeſufeſte für das herrliche Gut der Glaubenseinheit gebetet, und aus Furcht wegen der liberalen Interpellation bezüglich der Glaubenseinheit eine Interpellation an den himmliſchen Vater gerichtet.“ Dabei hatte es aber nicht ſein Bewenden; trotz der dringenden Feldarbeit und des Mangels an Händen wurden große Proceſſionen in Scene geſetzt, die weniger im Unterland als im Oberinnthal, wo nach Richles Ausdruck die Intelligenz noch nicht hindurchgedrungen iſt, gelangen. Wüthende Predigten ſollten das Volk für das theure Gut des Clerus entflammen, gegen die Liberalen wurde gedonnert, in einem Lauſzettel, der im Bezirk Bruck von Gemeinde zu Gemeinde ging, ſogar geſagt: „Unſere Gegner in der Glaubensfrage, und ſohin die Feinde des Vaterlandes im vollſten Sinne des Wortes drängen die hohen und höchſten Behörden zur endlichen Entſcheidung in dieſer ſo hochwichtigen Lebensfrage.“ — Die Liberalen können dieſe Verleumdung verachten, ſie haben dem Land Tirol nirgends Schande gemacht; ob demſelben die berüchtigten Anträge der Biſchöfe und ſo manche Predigten und Landtagsreden zur Ehre gereichen, laſſen wir vorläufig dahin geſtellt. Wir können es aber bei dieſer Lage der Dinge nicht umgehen, auf die ſchmählichen Proceſſe hinzuweiſen, durch welche der Ultramontanismus auf's ſchlimmſte bloßgeſtellt wird. Im kleinen Biſthum Brixen ſind in kurzer Zeit nicht weniger als drei Prieſter wegen Unzucht verurtheilt worden, das gleiche Schickſal traf einen Jeſuiten im kurzen Rock zu Bezau und ſo eben wurde ein Mönch aus gleichem Grunde flüchtig. Dabei kann man leicht berechnen, wie viele Fälle gar nicht zur Kunde der Gerichte kommen. Und dann verfährt man gegen die Proteſtanten, als ob von ihnen Gefahr für die Sittlichkeit Tirols drohte, und zerſchlägt an öffentlichen Plätzen Statuen, während man in Kirchen vor Bildern betet, die weder Hoſen noch Röcke tragen. Dabei wüthet man gegen die freie Preſſe, in ſo fern ſie ſich nicht ad majorem Dei gloriam verdingt, und proſcribirt liberale Blätter. Der Pfarrer von Golnig ſchrieb bezüglich der Gartenlaube an den Gemeindevorſteher: „Ich bitte Sie, helfen Sie mir dieſes teufliſche Blatt ausrotten; es geht um ſo leichter, da jetzt die Verfaſſer durch's Verbot einen Schaden von 100,000 Thalern haben.“ Wir würden von all dieſen böſen Dingen nicht ſprechen, wäre nicht andererſeits die Heuchelei ſo groß. Und der Erfolg dieſer Umtriebe? — Er iſt nicht ſo bedeutend, als es den Anſchein hat. Die Bauern laufen freilich mit den Proceſſionen, zum Stutzen werden ſie aber, trotz aller Andeutungen der Hochwürdigen, nicht greifen, und die Regierung darf, wenn ſie endlich das Recht als Recht auch für Tirol erklärt, kein Jahr 1809 beſorgen. Es iſt, einzelne Tollköpfe abgerechnet, trotz des beſten Willens nicht gelungen, das Volk zu fanatiſiren, und wird auch nicht gelingen, davon ſind wir

Digitized by Google

überzeugt. So ſind wir allerdings gezwungen, eine Epiſode aus dem Mittelalter durchzuleben; allein das iſt ſehr lehrreich, wir erfahren dabei, was die Leute möchten, wenn ſie könnten.

Die Enthüllungen in Flirs Briefen aus Rom haben unter den Ultramontanen gewaltiges Entſetzen hervorgebracht; bereits iſt die zweite Auflage derſelben erſchienen und ein Bändchen Nachträge angekündigt. Auch Flirs Briefe aus früherer Zeit werden erſcheinen, eben ſo eine Reihe Abhandlungen über Hamlet, welche, früher im „Phönix“ gedruckt, Beifall fanden und insbeſondere von Friedrich Hebbel günſtig beurtheilt wurden. In Flirs Nachlaſſe wurde eine Tragödie gefunden; da er ſie ſelbſt für ſeine beſte Arbeit hielt, wird ſie wohl im Druck erſcheinen. So rückt Flir, nachdem ſich über ihn bereits die Erde geſchloſſen, unvermuthet in das Licht; die Cultur- und Literaturgeſchichte wird wohl von ihm eben ſo ſehr Notiz zu nehmen haben, wie von Johann Senn und Johann Schuler, wenn ſie auch nur — Tiroler waren und keiner Coterie jenſeits des Mains angehörten.

Daſſelbe gilt von Hermann von Gilm, der jüngſt zu Linz am 31. Mai als Statthaltereiſecretär verſchied. Seine Gedichte ſind ein Stück öſterreichiſcher Zeitgeſchichte; einige zeichnen ſich durch große Schönheit aus, manche ſind freilich im Inhalt unklar und verworren, in der Form nicht genug durchgeknetet. Geboren am 1. November 1812 zu Innsbruck, ſtudirte er hier die Rechte und wurde durch Johann Senn, den er freilich an Tiefe des Gedankens nicht erreicht, aber an Glanz der Bilder übertrifft, angeregt. Er gehörte der liberalen Richtung an; die Gedichte, welche er gegen die Jeſuiten ſchleuderte, fündeten überall und erweckten ihm, obwohl ſie nur handſchriftlich im Umlauf waren, viele Feinde unter der ſchwarzen Garde und ihrem Anhang. Wir wiſſen nicht, ob ſein Nachlaß im Druck erſcheint, wir verweiſen daher auf die „Frühlieder von Adolf Pichler,“ in denen Mehreres von ihm unter der Chiffre *m erſchien; auf Steubs „drei Sommer in Tirol,“ wo ſein Lied: „Warum ſo ſpät erſt, Georgine?“ mitgetheilt iſt, und geben nachträglich Einiges aus ſeinem Cyclus: „Gedichte eines Verſchollenen.“

Die Vertreibung der Zillerthaler.

Ich ſtand wohl auch an goldner Seſſel Lehne,
Und ſog den Duft aus parfümirten Locken,
Die weichſten Hände drückt' ich bei der Chaine,
Und ließ von weichen Kleidern mich umflocken.

Mich machten all' die Frauenaugen eitel,
Die lieblich winkten, näher herzutreten:
Der Lorbeer grünte ſchon auf meinem Scheitel,
Und ſüße Lippen küßten den Poeten.

Da ſchallte her das Halloh wilder Treibe
Vom fernen Thal; — ein Hauch ward zum Verräther,
Ich ſah der Männer Wuth, den Schmerz der Weiber
Und ihren letzten Blick zum Haus der Väter.

Der grüne Buchwald löhnte vor Entſetzen,
Die Berge ſtanden ſtarr vor der Mißhandlung,
Ich riß der Liebe feuchten Kranz zu Fetzen
In meines Herzens plötzlicher Umwandlung.

Johannes auf der Brücke.

Hell ſcheint der Mond; auf dem Geländer
Der Brücke ſteht der heilige Johannes;
Das ſanfte Licht durchſchimmert die Gewänder
Und wärmt das Marmorantlitz dieſes Mannes.

Die harten Lippen, die ſo lang geſchwiegen,
Sie ſangen an zu reißen und zu ſchwellen;
Schon ſeh' ich Seufzer auf dem Munde liegen
Und Thränen aus den weißen Augen quellen.

Wohl dauerſt du mich; ich kenne deine Rolle:
Den ganzen Tag ein heilig Antlitz zeigen,
Ob auch das Herz zerfreſſen iſt vom Grolle,
Mit einer holden Engelsdemuth ſchweigen.

Gib mir die Hand, du biſt mein Kamerade!
Auch ich bin nicht, was ich den Menſchen ſcheine,
Wenn nächtlich ich am blühenden Geſtade
Des ſchönen Inns um viele Berge weine.

Digitized by Google

Straßburg, Juli.

Jung, Matter †.

Im Laufe der neun letzten Monate wurde das proteſtantiſche Seminarium in dem Perſonal ſeiner Profeſſoren ſchwer heimgeſucht; und es iſt dieſer Umſtand für das benachbarte Deutſchland nicht unerheblich. Dieſe gelehrte Corporation liefert wohl zur wiſſenſchaftlichen Verbindung zwiſchen beiden Rheinufern einige Hauptbeſtandtheile. — Im Laufe des Oktobers 1863 ſtarb Profeſſor Jung, der als Stadtbibliothekar im Gedächtniß jedes Durchreiſenden oder längere Forſchung betreibenden Gelehrten in ſegensreichem Andenken bleiben wird. Jung hatte ſich aus der Familie eines einfachen Schiffmanns zu den akademiſchen Würden emporgearbeitet, war mit encyklopädiſchen Kenntniſſen ausgeſtattet und der treue Rathgeber jedes gewiſſenhaft Lernenden. Als Mitglied der elſäßiſchen archäologiſchen Geſellſchaft lieferte er beſonders für Epigraphik und römiſche Alterthumskunde bedeutende Beiträge, und, obgleich ſechzigjährig, machte er noch mit jugendlichem Eifer Ausflüge in die Vogeſen und in die Rheinebene, wo nur eine Ausbeute zu hoffen war. Die Erbſchaft Schöpflins und Oberlins, die ihm als Bibliothekar zugekommen, legte er bloß mit dem letzten Athemzug in andere Hände nieder.

Vor einigen Monaten wurde Fritz, Profeſſor der Exegeſe und bewährter pädagogiſcher Schriftſteller, nach langwieriger Krankheit zu Grabe getragen; und vor wenig Tagen gab man, auf demſelben ernſten Wege, dem auch in weiteren Kreiſen bekannten Profeſſor Matter das Geleite. — Matter hatte ſich, wie Jung, aus höchſt primitiven Verhältniſſen emporgeſchwungen; er war der Sohn eines unterelſäſſiſchen Ackermannes. Dem Schreiber dieſer Zeilen bleibt es noch ein unaufgelöſtes Räthſel, wie es dem Bauernſohn gelungen, lang bevor er nach Paris überſiedelte, ſich in franzöſiſche Sitten und Sprache einzuleben. Matter hatte ſich urſprünglich für die Theologie beſtimmt, war aber in das Lehrfach übergegangen und zog durch gekrönte Preisſchriften (die Geſchichte der alexandriniſchen Schule, 1818, und die Geſchichte des Gnoſticismus, 1828) die Augen der gelehrten Pariſer Kreiſe auf ſich, kam mit Guizot in Verbindung und wurde durch ihn zum Generalſtudieninſpektor befördert (1833). Bei vorrückendem Alter kehrte er aus Paris in die einfachere Stellung eines Profeſſors am proteſtantiſchen Seminar zurück (1846), und lebte von nun an ausſchließlich ſeinem ſchriftſtelleriſchen Berufe. Seine Anſichten über Deutſchland veröffentlichte er, nach einer Rundreiſe, in einem zweibändigen Werke (Etat social, politique et littéraire de l'Allemagne 1846—1847), das unſtreitig, ſeitdem Frau von Staël ihr blendendes, epochemachendes: „de l'Allemagne“ zu Tage gefördert, in der Reihe der franzöſiſchen Schriften über die Geſammtverhältniſſe Deutſchlands obenan ſteht.

Die Veröffentlichung fiel in die verhängnißvolle Epoche kurz vor der Februarrevolution; die Wogen gingen zu hoch; die einfache, literariſche Produktion blieb im größeren Publikum unbeachtet; im Zeitraum von wenig Monaten veränderte und verſchob ſich auch in Deutſchland die Sachlage dergeſtalt, daß im Jahr 1848 das zehn Monate früher Geſchriebene ſchon veraltet ſchien. Auch an Matter bewährte ſich das verhängnißvolle Wort: habent sua fata libelli In ſeinen letzten Lebensjahren beſchäftigte ſich der rüſtige Kirchenhiſtoriker mit dem Studium der Myſtik und der Thaumaturgie. Seine Werke über St. Martin, der einige Zeit in Straßburg lebte, und über Swedenborg ſind wohl das Bedeutendſte, das aus ſeiner Feder gefloſſen. Ich möchte nicht darauf ſchwören, daß er nicht ſelbſt ein wenig zum Swedenborgianer geworden. Dem letzteren Werke wurde die Ehre des „Index“ zu Theil. Der Tod überraſte den dreiundſiebzigjährigen, während er an einem Aufſatze über die Myſtiker von Fenelon bis auf St. Martin arbeitete. Er war, begreiflicherweiſe, durch ſein Studium der exaltirten Alexandriner und der verrücktſten Gnoſtiker auf die Fährte gerathen, die ihn dem Fenelon, dem Freunde der Madame Guyon, dann dem St. Martin, dem Freunde der Frau Bonklin von Bonklinsau, und zuletzt dem Freunde und Vertrauten der überirdiſchen Engel, dem Swedenborg, in die Arme führen mußte. Wir alle ſtehen an dem Abgrunde, der uns von dem Schattenlande trennt, und werfen ſpähende Blicke hinüber — doch „kein Steg will dahin führen“ — und das beſte bleibt immer, ſolche Studien als ein Spielwerk des Geiſtes und nicht allzu ernſthaft zu nehmen. Ich weiß nicht, wie weit oder wie lange Matter noch auf ſolchem Wege fortgewandelt wäre; es ließ ſich aber beſtimmt vorausſehen, daß er entweder umkehren oder dem engherzigſten Pietismus in die Arme fallen mußte.

Der Kampf zwiſchen der ſtrenggläubigen und der liberaleren Richtung in der proteſtantiſchen Kirche wurde in den letzten Monaten hier auf eine höchſt leidenſchaftliche Art durchgefochten. Neben oder vielmehr über dem proteſtantiſchen Seminar beſteht hier, wie Sie wohl wiſſen, ſeit einigen dreißig Jahren eine theologiſche Fakultät; es iſt beinah ein überflüſſiger Auswuchs; denn bis jetzt bekleideten die Profeſſoren der theologiſchen Abtheilung des Seminars auch die Stellen der höheren akademiſchen Lehranſtalt, welche direkt vom Miniſter des öffentlichen Unterrichtsweſens abhängt. Durch einen der oben angeführten Todesfälle und durch Permutation war der Katheder der

Digitized by Google

„Eloquence sacrée“ erledigt. Die öffentliche Stimme. wenigstens die bedeutende Mehrzahl, bezeichnete für diesen Posten einen französischen, eminenten Kanzelredner, der, als solcher, seit mehreren Jahren zahlreiche Zuhörer aus den höheren Ständen um sich versammelt. Aber Colani ist nicht nur als Prediger berühmt; die „Revue théologique,“ die er mit Professor Reuß heraus gibt, hat seinen Namen in der theologischen Welt verbreitet. Nur verfolgt er die freie, wissenschaftliche Richtung, und ist somit der intoleranten, orthodoxen Partei, die im Pariser Consistorium die Oberhand hat, ein Dorn im Auge; er wird als heidnischer Philosoph mit Renan in denselben Kehricht geworfen und man hintertrieb seine Ernennung, die von dem in Straßburg residirenden Directorium vorgeschlagen war, auf eine höchst unchristliche Weise. Bis in die Tuilerien hinein spielte die Mine, die den Ruf des geachteten Mannes untergraben und ihn in die Lüfte sprengen sollte. Wieder konnte man in den Angstschrei ausbrechen: Tant de fiel entre-t-il dans l'âme des dévots!

Nur wurde dießmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Auch die Gegenpartei rief ihre officiellen und nicht officiellen Helfer in's Feld; an höchstem Orte, behauptet man, wurde Colanis Candidatur in das gehörige Licht gesetzt. Die Ernennung überraschte und blendete die Gegner wie ein Blitz aus unbewölkter Höhe. Es ist unbestreitig ein Gewinn für die protestantische Kirche und das Lehramt in Straßburg, daß Colani nicht durch eine minder berechtigte Persönlichkeit verdrängt wurde; aber dem in Reih und Glied wie Ein Mann auftretenden Katholicismus gegenüber sind solche Spaltungen im Schooß der lutherischen und reformirten Kirche ein unerquickliches Schauspiel. Die Ultramontanen reiben sich dabei vergnügt die Hände und rufen wie der Pharisäer: „Wir danken dir, Gott, daß wir nicht sind wie dieser Einer!“

Ich glaube Ihnen diese bedeutenden Symptome der hiesigen religiösen Zustände nicht vorenthalten zu dürfen; nur wagte ich dabei nur einige Andeutungen; die geheimen Triebfedern, die solches Räderwerk in Bewegung setzen, eignen sich noch nicht für die größere Oeffentlichkeit.

Carlsbad, Juni.

(Schluß.)

Badeleben. — Die Festwoche.

Bei der allgemeinen Promenade, dann bei den Concerten der vortrefflichen Bademusik, welche den alten Ruf Böhmens, das musikalischste Land in Europa zu seyn, vollkommen rechtfertigt, fällt aber jeder Unterschied gänzlich weg. In der langen Queue, die während der Sommermonate Morgens von sechs bis acht Uhr sich gewöhnlich vor dem brodelnden „Sprudel“ oder dem Mühl- oder Marktbrunnen sich bildet, geht die böhmische Bürgersfrau aus der Nachbarschaft vor der stolzen ungarischen Fürstin; der polnische Flüchtling wandelt ruhig neben dem russischen General, der ihn vielleicht vor wenigen Wochen erst durch seine Kosacken auf's Eiligste verfolgen, und hätte er ihn verreicht, unzweifelhaft hängen ließ, und der demokratische Süddeutsche hat den Vortritt vor dem Mitgliede des preußischen Herrenhauses, das nie eine andere Zeitung als die Kreuzzeitung auch nur einen Augenblick in die Hand nehmen wird. Allen aber füllen die kleinen freundlichen Brunnenmädchen in ihren blauweißen Jacken die dargereichten Porzellanbecher gleich dienstfertig mit dem heißen Wasser, und alle, sonst in ihrem Wünschen, Hoffen, Lieben und Hassen so unendlich verschiedenen Menschen hegen in diesen Stunden während des Trinkens am Brunnen nur den Einen gemeinsamen Gedanken, daß ihnen der Gebrauch der Quelle gut bekommen, die Galle abführen und das Blut reinigen möge. Es gewährt wirklich oft einen interessanten und dem Menschenbeobachter sehr ergiebigen Anblick, wie diese Tausende Morgens an den drei Quellen, die vorzugsweise getrunken werden, mit ihren Trinkbechern in der Hand umherwogen. Keine Nation, kein Rang, kein Stand, keine Wissenschaft, keine politische Partei ist hier unvertreten.

Der Weltruf Carlsbads und die Gewißheit, daß die Brunnengäste doch kommen müssen, bewirken auch, daß die Bewohner des Ortes sich eben nicht sehr anstrengen, um dem Luxus unserer Zeit viel Rechnung zu tragen. Trotz der vornehmen und reichen Besucher ist z. B. kein Kurhaus, kein großartiger Saal, ja selbst kein elegantes Wirthshaus vorhanden, das in Baden-Baden nur annähernd zur zweiten Klasse gerechnet werden dürfte, kein Leiseal, kurz nichts der Art. Die Wohnungen sind besonders in den Monaten Juni und Juli, der Hauptkurzeit, sehr theuer, und 100 bis 150 Gulden wöchentlich für ein Quartier von sechs bis acht Zimmern in guter Lage sind gewöhnliche Preise. Ueberhaupt ist das Leben seit den letzten sechs bis

Digitized by Google

acht Jahren hier ziemlich theuer geworden und die frühere Wohlfeilheit Carlsbads gehört jetzt zu den Mährchen. Das Ueberfordern versteht man hier sehr gut und handeln muß man fast um Alles, wenn man nicht übertheuert seyn will, obgleich die Unverschämtheit, die in manchen rheinischen Bädern herrscht, noch nicht erreicht ist. Im Uebrigen sind alle Hausbesitzer gegen ihre Miether sehr höflich; sie sind reinlich, dienstwillig und ehrlich, und hat man erst einmal den Preis fest bedungen, so gehören fernere Prellereien zu den Seltenheiten. Die Bevölkerung ist durchweg deutsch, man hört fast nie ein böhmisches Wort und von dem heftigen Streite, der jetzt in Böhmen zwischen den Zechechen und Deutschen herrscht, merkt man in Carlsbad flüchtlich nicht das Mindeste. Auch die ganze Landbevölkerung auf fünf Meilen in der Runde ist durchweg deutsch und erst gegen Pilsen zu beginnt auf den Dörfern die böhmische Sprache. Es sind sehr fleißige, wohlhabende Leute, die sich durch Arbeitsamkeit, Ordnung und besonders auch durch Gleinlichkeit vortheilhaft von den Zechechen unterscheiden. Auf den ersten Blick kann man beim Eintritt in ein böhmisches Dorf erkennen, ob solches von Zechechen oder von Deutschen bewohnt wird.

Die landschaftliche Umgebung von Carlsbad ist hübsch, durchaus aber nicht großartig, und Teplitz behauptet unter den böhmischen Bädern hierin entschieden den Vorzug. Das Thal, in dem der Ort liegt, ist sehr enge und wird von beiden Seiten von Hügeln, die großentheils sehr schön bewaldet sind, umschlossen, so daß man nirgends eine freie Aussicht hat. Die sehr seichte Tepel, die unmittelbar außerhalb Carlsbad sich in die ungleich bedeutendere Eger ergießt, durchfließt den Ort seiner ganzen Länge nach und theilt ihn in zwei so ziemlich gleich schmale und lange Hälften. Besonders großartige Gebäude sind im ganzen Städtchen nicht vorhanden, nur auf der einen Höhe oberhalb der Stadt hat ein mecklenburgischer Gutsbesitzer, Baron von Lützow, sich eine sehr glänzende Villa erbauen lassen, welche weithin sichtbar ist und der ganzen Umgegend zur besondern Zierde gereicht. Da durch die Badetaxe der Kurgäste alljährlich an 50,000 Gulden zusammenkommen und Carlsbad schon einige hundert Jahre ein sehr besuchter Badeort ist, hat man allmählig der ganzen Umgegend, fast auf eine Meile weit in der Runde, ein parkartiges Ansehen verschafft. Man hat in den Wäldern Nadel- und Laubhölzer auf wohl berechnete Weise durcheinander gepflanzt, so daß die verschiedenen Laubschattirungen sich dem Auge möglichst wohlgefällig darstellen, einzeine, besonders große und durch ihr Alter oder ihren Wuchs merkwürdige Eichen, wie z. B. die schon von Körner besungenen Bäume in Dairlig, sind den Gutsbesitzern abgekauft worden unter der Bedingung, daß sie auf den Feldern stehen bleiben; sehr bequem angelegte, sorgfältig unterhaltene Pfade schlängeln sich stundenweit auf alle Höhen und durch die Wälder, Felder und Wiesen; auf den hervorragendsten Kuppen sind Tempel, Schweizerhäuser oder wenigstens Ruhebänke angebracht, und wo es passend war, hat man durch die Wälder Durchsichten ausgehauen. So hat der eifrige Spaziergänger — und viele Bewegung im Freien gehört zu den Hauptbedingungen der Kur — eine reiche Auswahl der mannigfachsten Spaziergänge und kann fast täglich damit abwechseln.

Herrscht nun hier alle Jahre im Juni und Juli ein sehr bewegtes Badeleben und wogen Tausende von Gästen durch einander, so wurde die heurige Johanniszeit ganz besonders glänzend durch die dreitägige Zusammenkunft der Monarchen von Preußen und Oesterreich, die ein zahlreiches Gefolge von höheren Diplomaten, Offizieren und Hofbeamten mitbrachten zum Zeichen, daß es nicht bloß auf einen freundschaftlichen Besuch abgesehen war, sondern auf wichtige politische Berathungen.

Der König von Preußen, der alljährlich die hiesigen Quellen besucht, langte mit zahlreichem Gefolge zuerst hier an. Er ist eine große, sehr stattliche Erscheinung, mit wohlwollendem, trotz des weißen Backen- und Schnurrbartes, noch frisch aussehendem Gesicht. Daß er von Kindheit auf daran gewöhnt ist, Uniform zu tragen, sieht man dem Könige des Soldatenstaates auf den ersten Blick an. Der schwarze Civilrock, den er hier immer trägt, hat einen gewissen militärischen Schnitt, sein schwarzer hoher Hut sitzt so gerade wie eine Tschakhaube auf dem Kopfe, und außer Damen gegenüber grüßt der König auch nur militärisch durch bloßes Handanlegen an den Schirm. Aehnere Bekannte liebt er durch Salutiren mit seinem Spazierstock, als wäre es ein Degen, zu grüßen. Der König geht viel und gerne, bloß von einem Adjutanten begleitet, umher, mischt sich in das größte Gewoge der Kurgäste und liebt es sehr, wenn man möglichst wenig Notiz von ihm nimmt.

Am Tage nach der Ankunft des Königs von Preußen hatten die Badegäste ein Schauspiel, das im vorigen Jahre, wo Oesterreich und Preußen sich so getrennt: gegenüberstanden, wohl Niemand vorausgesetzen hätte. Graf Rechberg langte mit Herrn von Bismarck in derselben Extrapostchaise hier an. Beide hatten in Schwarzenberg, der letzten sächsischen Eisenbahnstation, zusammen eine Postchaise genommen und hatten so den sieben Meilen betragenden Weg mit einander zurückgelegt. Schon in der äußern Erscheinung bilden die beiden Herren einen grellen Gegensatz. Herr von Bismarck ist eine hohe, schlanke Gestalt, von gerader Haltung und militärischem Auftreten, der man, wie dieß bei so vielen Preußen der Fall ist, die Dienstzeit im Heere ansieht, wie er es denn auch sehr liebt, sich in seiner Uniform als Landwehroffizier zu zeigen. In seinem Gesichte liegt Geistes- und Willenskraft, das große blaugraue Auge hat viel Schärfe und die hohe Stirne zeugt von Gedankenreichthum. Nur ein gewisser hochmüthiger und dabei stricter Zug um den Mund und eine zu sichtbar hervortretende Selbstschätzung beeinträchtigen den vortheilhaften Eindruck, den seine ganze äußere Erscheinung sonst auf jeden Unbefangenen machen würde. Uebrigens hat Herr von Bismarck in den letzten zehn Jahren bedeutend gealtert, Kopfhaar und Schnurrbart fangen an sich weiß zu färben,

Digitized by Google

zahlreiche Furchen bedecken die Stirne und das Geſicht beginnt jenen matten Ausdruck anzunehmen, den man bei Männern, welche ſich geiſtig ſehr anſtrengen und dabei viel Sorgen und Verdruß haben, ſo häufig findet.

Als das gerade Gegentheil erſcheint Graf Rechberg. Er iſt ein kleiner, feiner, geſchmeidiger Mann, dem man anſieht, daß er ſich ſtets auf den Parkett der Höfe am wohlſten gefühlt hat. Ein paar dunkle, ungemein kluge und lebendige Augen blitzen aus ſeinem fein geſchnittenen Geſichte und zeugen von der geiſtigen Bedeutung ihres Beſitzers. Als kürzlich beide Miniſter Arm in Arm auf der Promenade wandelten, wobei Graf Rechberg neben dem lang ausſchreitenden Bismarck einhertrippeln mußte, ſagte Einer: „Da geht der Rieſe Goliath mit dem kleinen David.“

Unter den Schwärmen von mittleren Diplomaten aller Art, deren Menge jetzt zahllos hier iſt, und die überall umherſpioniren, um wahre und falſche Neuigkeiten an ihre Höfe zu berichten, regt noch der Vertreter des Kaiſers der Franzoſen, der Duc de Grammont, körperlich wie geiſtig hervor. Er iſt ein hoher, ſchlanker Mann mit lebendigem, ächt franzöſiſchem Geſicht, in welchem ein paar dunkle feurige Augen blitzen, und muß in der Jugend ein ſehr ſchöner Mann geweſen ſeyn. Als er kürzlich mit Bismarck ſpazieren ging, blickten ſelbſt Leute, die nicht wußten, daß ſie hier die Vertreter Preußens und Frankreichs vor ſich hatten, dem ſtattlichen Paare lange nach.

Alle hier weilenden höchſten und hohen Perſönlichkeiten traten aber für den Augenblick ſehr in den Hintergrund, als am 22. Juni der Kaiſer von Oeſterreich in ſeine getreue Stadt Carlsbad einfuhr. Als junger Erzherzog war Kaiſer Franz Joſeph einmal hier geweſen, seit er die Krone trägt, hatte er aber den berühmteſten Badeort ſeines Reiches noch nicht betreten, weßhalb dieſer um ſo mehr Grund hatte, ihn auf's Feſtlichſte zu empfangen. Schon am Tage zuvor ſchmückte ſich die ganze Stadt mit Kränzen und Guirlanden und von jedem Dache wehten lange Fahnen in der glücklicherweiſe heitern Luft. Die meiſten Fahnen zeigten die öſterreichiſchen, viele auch die böhmiſchen Farben (roth und weiß), doch ſah man auch, dem Könige von Preußen zu Ehren, viele ſchwarz-weiße Fahnen. Die hohen Häuſer und die ſich theils im Thal, theils auf der Höhe in Schlangenlinien hinziehenden engen Straßen trugen viel dazu bei, den maleriſchen Anblick der reich geſchmückten Stadt zu erhöhen. Als eigenthümliches Wahrzeichen Carlsbads hatte man durch Sperrung der Abzugsröhren die mächtige Quelle des Sprudels gezwungen, ihre weiß ſchäumenden Waſſer in einer an zwanzig Fuß hohen Fontaine in die Luft zu ſchleudern. Am Eingang der Stadt war eine rieſige grüne Ehrenpforte erbaut, an der weißgekleidete Mädchen dem einfahrenden Kaiſer Blumen ſtreuten, während die Bürgerſchaft Spalier in der Straße bildete. Sehr eigenthümlich erſchienen die Bergknappen des Joachimsthaler Bergreviers in ihrer düſtern Tracht, ein brennendes Grubenlicht in der Hand. Von lautem Jubel der wogenden Volksmenge, welche mindeſtens durch 10,000 Landleute der Umgegend vermehrt war, begrüßt, fuhr der Kaiſer, aus ſeinem offenen Wagen nach allen Seiten freundlichſt grüßend, durch die Stadt. Im Flur des Gaſthauſes „zum goldenen Schild,“ in deſſen Gartenpavillon auch der König von Preußen wohnt, empfing dieſer in öſterreichiſcher Uniform den Kaiſer. Beide Monarchen umarmten ſich auf das Herzlichſte und verkehrten überhaupt während der drei Tage auf's freundſchaftlichſte und ungezwungenſte mit einander. Man ſah ſie häufig zuſammen Spaziergänge machen. Während die hier verſammelten Miniſter und Geſandten von Oeſterreich, Frankreich, Rußland und Preußen die wichtigſten Berathungen hielten, vergnügte ſich das Badepublikum mit dem Beſchauen der vielen intereſſanten Perſönlichkeiten und dem Anhören und Wiederzählen der zahlloſen Anekdoten und Gerüchte, die verbreitet wurden.

Den Glanzpunkt der Feſtlichkeiten bildete die allgemeine Illumination der Stadt am 23. Juni, die großartigſte, die Carlsbad je geſehen. Alle Häuſer waren vollſtändig beleuchtet und die Lage vieler Gebäude hoch auf den mit Fichten bewachſenen Hügeln trug zum pittoresken Anblick der in einem Lichtmeere ſchwimmenden Stadt ungemein viel bei. Gleich feurigen Guirlanden wanden ſich in wohlgefälligen Biegungen die erleuchteten Straßen an den dunkeln Bergen herum. Die hoch über der Stadt liegende Villa des Herrn von Lützow, glich, mit Tauſenden von Lampen bedeckt, in der That einem Feuerſchloſſe und ein auf Lampen zuſammengeſetzter, an fünfzig Fuß hoher Doppeladler auf der Felſenkuppe der „Friedrichs-Wilhelmshöhe,“ der in der Luft zu ſchweben ſchien, war eine wahrhaft prächtige Erſcheinung.

Am andern Tage fuhr Franz Joſeph wieder ab und die Feſtwoche in Carlsbad hatte ein Ende. Sie bildete einen in jeder Hinſicht intereſſanten Zeitabſchnitt und wird allen hieſigen Badegäſten ſtets in angenehmer Erinnerung bleiben.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 31. 29. Juli 1864.

Gleich sehr er Absicht, Arglist Verrätherei
Und Tücke, die sein Schicksal untergraben.
Er ist erst um meine Gunst besorgt,
Weit mehr als es ihm ziemte; gegen Viele
Hegt er ein Mißtrauen, die, ich weiß es sicher,
Nicht seine Feinde sind.

Goethe.

Goethe und Fichte.

Wohl selten, vielleicht nie hatte ein bedeutender Mann sich des Glückes zu erfreuen, von dem eigenen Sohne in seinem Leben und Wirken so warm, eindringlich und wahr geschildert und gewürdigt zu werden, wie es Fichte zu Theil geworden. Sein Leben nebst literarischem Briefwechsel von seinem Sohne, Immanuel Hermann Fichte, ist eines der werthvollsten und gediegensten Werke, welche die Geschichte unserer neuern deutschen Philosophie an's Licht gestellt hat. Gründlichkeit, Einsicht und Reife des Urtheils haben sich hier mit Klarheit und Innigkeit der Darstellung zu einem des Geschilderten würdigen Lebensbilde vereinigt, das durch die Hand, welche es entworfen, einen noch größeren Reiz für uns erhält. Und auch ein Enkel hat sich als Vermittler der großen Gedanken Fichtes dem weiteren Leserkreise dargestellt.

Mußten wir im Allgemeinen die große Wahrheit rühmen, die sich in dem verehrungsvollen Lebensbilde des Sohnes ausprägt, so dürfen wir es um so ungescheuter aussprechen, daß in der Darstellung der Entlassung Fichtes von seiner Jenaer Professur, und insonderheit in der Auffassung von Goethes Betheiligung an dieser Angelegenheit, die Vorliebe für den Vater den Sohn irre geführt hat, da hier nicht allein sein Urtheil ganz einseitig erscheint, sondern er manches übergangen hat, was zu einer vollständigen Darlegung der Verhältnisse unumgänglich nöthig sich erweist. Nichts kann verfehlter seyn als die Behauptung, Fichte habe sich als den politischen Gegner Goethes, dieser sich als den seinigen betrachten müssen, und dieses Verhältniß habe zur damaligen Zeit fast noch mehr wie jetzt gegenseitiges Vertrauen und volle zusammenwirkende Anerkennung ausgeschlossen. Goethe erkannte jede Ueberzeugung als solche an, und so störten die freien Gesinnungen Fichtes sein Verhältniß zu diesem nicht; nur wenn diese ihn zu dem Versuche geleitet hätten, das Bestehende anzugreifen und zu bekämpfen, den Umsturz des Staates sich zum Ziele zu setzen, nur dann würde er sich verpflichtet gefühlt haben, ihn als seinen Feind zu betrachten, ihm auf jede Weise entgegenzutreten. Aber Fichte war davon weit entfernt, und niemand in der Weimarischen Regierung hielt ihn eines solchen Versuches fähig, obgleich der Sohn das Gegentheil ohne Beweis aufstellt; denn wenn Fichte selbst behauptet, man habe seine Briefe erbrochen, so hat er sich wohl getäuscht. Auch in Berlin meinte er, man breche seine eigenen Briefe auf, woran auch Schelling glaubte; als letzterer aber ihm ein Couvert zum Beweise

Digitized by Google

ſchickte, wie unverſchämt man in Berlin Briefe aufbreche, mußte Fichte geſtehen, daß er ſelbſt das Couvert noch einmal aufgeriſſen habe und das Berliner Poſtcomptoir unſchuldig ſey. Fichte war in ſeiner leidenſchaftlichen Aufregung zu maßloſem Verdachte nur zu geneigt. Von ſeiner Verbindung mit Reichardt wußte Goethe wohl gar nichts, und wäre dieſes auch geweſen, wirkliche Verſuche zum Umſturz traute er auch dieſem nicht zu, mit dem er ſelbſt ſo lange in brieflichem Verkehr blieb, bis er Schiller auf die herbſte Weiſe angriff.

Daß Goethe ein bitterer Feind des franzöſiſchen Umſturzes geweſen, wird niemand leugnen wollen, aber er haßte die verſtockten Ariſtokraten, welche die Grundurſache alles Unglücks waren, nicht weniger als die herrſch- und raubgierigen Demokraten. Daß er jenes weltgeſchichtliche Ereigniß niedrig und nur von der burlesken Seite aufgefaßt und behandelt habe, das ſollen nach Fichtes Lebensbeſchreiber „der Bürgergeneral“ und „die Aufgeregten“ beweiſen, wo die eingeſchränkt gehäſſige Anſicht des Gegenſtandes ſogar die poetiſche Auffaſſung bis zur Geſchmackloſigkeit herabdrücke. Dieſe beiden dramatiſchen Scherze beziehen ſich aber gar nicht auf den Ausbruch der Revolution, deren geſchichtliche Nothwendigkeit Goethe durchaus nicht verkannte, ſondern auf die Verſuche ſelbſtſüchtiger, gewiſſenloſer Menſchen, in Deutſchland ſelbſt unter dem trügeriſchen Banner der Freiheit und Gleichheit ähnliche Verwirrungen anzurichten. Und waren nicht Herder und Knebel in der erſten Zeit leidenſchaftliche Anhänger der franzöſiſchen Revolution, ohne daß Goethe deßhalb mit ihnen gebrochen hätte? Freilich meinte der treffliche Batſch, daß ſeine freiſinnige Anſchauung ihm Goethe abwendig gemacht habe, aber er ward ſeines Irrthums bald inne, da Goethe wieder eben ſo vertraut ſich wiſſenſchaftlich mit ihm unterhielt wie früher. Es wäre noch das erſte feſtſtehende Beiſpiel beizubringen, daß Goethe wegen abweichender politiſcher oder religiöſer Anſichten, ohne daß dieſe widerwärtig ſich ihm aufgedrungen oder zu thätiger Ausführung gekommen, eine Verbindung aufgegeben habe. Daß dieß auch Fichte gegenüber nicht der Fall geweſen, wird ſich aus der folgenden Darlegung ergeben, wobei wir auf Goethes Aeußerungen in den „Annalen“ keine Rückſicht nehmen, da andere urkundliche Belege vorhanden ſind und die „Annalen“ überhaupt in Folge ihrer ſpäten Abfaſſung unzuverläſſig erſcheinen.

Als Voigt, der Curator der Univerſität Jena, auf Hufelands Empfehlung Fichte an die Stelle von Reinhold nach Jena berief, waren bereits deſſen „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die franzöſiſche Revolution“ erſchienen, freilich ohne ſeinen Namen, der aber bald genug bekannt ward. Er hatte hier aus dem Begriffe und dem Zwecke des Staates die Forderung der Veränderlichkeit ſeiner Verfaſſung hergeleitet, und aus der Befugniß jedes einzelnen, aus dem Staatsvertrage auszuſcheiden, die Rechtmäßigkeit der Revolution bewieſen. Trotz des Rufes eines Demokraten, in welchen Fichte gekommen, wagte es Voigt, ihn zu berufen, indem er hoffte, dieſer werde klug genug ſeyn, ſeine „demokratiſche Phantaſie oder Phantaſterei“ zu mäßigen. Auch unterließ er nicht, dieß Fichte ſelbſt brieflich zu verſtehen zu geben. „Was Voigt über die Profeſſorenpolitik ſchreibt,“ bemerkte Böttiger in Bezug hierauf gegen Fichte, „iſt ja die Politik eines jeden vernünftigen Staatsbürgers. Wahr iſt es, daß Ihr Ruf nach Jena überall großes Aufſehen erregen wird und in den nächſten Kreiſen ſchon wirklich erregt. Allein Sie leſen ja nicht über Schlözers Metapolitik, und den eſoteriſchen Schülern können Sie noch mehr, als der gute Schlözer ſich je in den Sinn kommen ließ, anvertrauen. Wo Schnaubert Dinge wie in ſeiner neueſten Disputation: „De principe legibus suis obligato,“ mit Beifall ſeines Fürſten ſchreiben kann, da muß man auch alles ſagen können.“ Voigt wird Fichte nicht verhohlen haben, wie der Rückſchritt jetzt allgemein in allen deutſchen Cabinetten herrſche, und jede zu freie politiſche Aeußerung dieſe gegen Jena aufregen werde.

Fichte hatte Böttiger erſucht, ihm einen Verleger für ſein Antrittsprogramm „über den Begriff der Wiſſenſchaftslehre oder der ſogenannten Philoſophie“ und ſeinen bogenweiſe auszugebenden Grundriß zu verſchaffen. Darauf erwiederte Böttiger: „Bertuch wird mit Vergnügen den Verlag Ihres Programms übernehmen. Aber ſchicken müſſen Sie mir das Manuſcript ſo früh als möglich. Eine ſolche Poſaune kann nicht früh genug geblaſen werden! Die Materie, die Sie hierzu gewählt haben, iſt äußerſt zweckmäßig. Auch zu Ihrem bogenweiſe auszugebenden Lehrbuche wird Bertuch ſehr gern Verleger ſeyn wollen. — Ihre ganze Idee hatte vorzüglich auch Goethes Beifall, der bei der ganzen Deliberation gegenwärtig war, und ſich überhaupt als Ihren wahren Freund ſchon lange bewieſen hat.“ Alſo durchaus keine Sorge wegen ſeines Demokratismus, ſondern die regſte Theilnahme von Goethes Seite, der freilich ſpäter in den „Annalen“ ſagt, Fichte habe in ſeinen Schriften ſich mit Großheit, aber vielleicht nicht ganz gehörig über die wichtigſten Sitten- und Staatsgegenſtände erklärt gehabt, und ſeine Berufung als eine Kühnheit, ja Verwegenheit bezeichnet. Als Frau von Kalb ſich bei Goethe nach Fichtes Ankunft erkundigte, erwiederte dieſer, er ſey noch nicht gekommen, ſie ſolle

Digitized by Google

aber sogleich sein Programm erhalten, sobald es ausgedruckt sey. „Aus seinen Briefen scheint es, er habe vor in ein sonderbares Horn zu stoßen.“ Den Ankommenden empfing Goethe höchst freundschaftlich, wie Fichte selbst seiner Gattin berichtet. Daß er sich sehr in Acht nehmen müsse, sah er selbst wohl ein. Viele, nicht bloß Studenten, hätten große Lust, schreibt er, sich hinter ihn zu stecken und ihn zu allerlei Dingen zu verleiten, um unter seinem Schutze deßgleichen oder Aergeres zu treiben. Er hatte Voigt zugesagt, sich ganz an Hufeland zu halten. „Benützen Sie dieß Zutrauen,“ bittet Voigt diesen, „und berathen ihn, damit er nirgends Prise gibt, besonders helfen Sie, daß er die Politik als eine dankloſe Spekulation bei Seite läßt.“ In Jena vernahm Fichte, daß Goethe und Wieland gut von ihm gesprochen. Wie sehr Vorsicht Noth thue, ergab sich bald; denn schon nach drei Wochen erzählte ein Hofrath aus Jena den Geheimräthen zu Weimar, Fichte habe öffentlich gelehrt, in zwanzig bis dreißig Jahren gebe es nirgends mehr Könige oder Fürsten, ein leeres Gerede, das aber doch Voigt und Goethe etwas beunruhigte.

Als Fichte bald darauf nach Weimar kam, besuchte er Goethe, dem er auf seinen Wunsch einen Begriff von der neuen Wissenschaftslehre gab, auch ihm die Bogen seines Lehrbuchs einzeln zuzusenden versprach. Von einem Rückhalte Goethes, einem Vorurtheile gegen den Demokraten keine Spur. Voigt schreibt an Hufeland: „Es sind mir einige recht angenehme Stunden gewesen, die ich bei Goethe mit Fichte zugebracht habe. Ich hoffe, er soll mit uns zufrieden seyn, so wie ich ganz gewiß mir viel Gutes verspreche.“ Damals gelobte er Goethe von neuem, alles zu meiden, was Anstoß erregen könne. Gleich darauf dankt dieser Fichte für die übersendeten Bogen, worin er die Hoffnung erfüllt sehe, welche die Einladungsschrift ihn habe fassen lassen. Er finde hier nichts, was er nicht verstünde oder zu verstehen glaubte, nichts, was sich nicht an seine gewohnte Denkweise willig anschlöße. Durch die wissenschaftliche Begründung dessen, worüber die Natur mit sich selbst in der Stille schon lange einig zu seyn scheine, werde er dem menschlichen Geschlechte eine unschätzbare Wohlthat erweisen und sich um jeden Denkenden und Fühlenden verdient machen. Er selbst aber werde ihm den größten Dank schuldig seyn, wenn er ihn endlich mit den Philosophen versöhne, die er nie habe entbehren und mit denen er sich nie habe vereinigen können. Die Fortsetzung erwarte er mit Verlangen, um manches bei sich zu berichtigen und zu befestigen, und sobald Fichte freier von dringender Arbeit sey, denke er über verschiedene Gegenstände mit ihm zu sprechen, deren Bearbeitung er so lange aussetzen wolle. Auch erklärt er sich bereit, an der von Fichte und seinen Freunden beabsichtigten Zeitschrift theilzunehmen. Gegen Frau von Kalb äußert er wenige Tage später: „Fichtes Nachbarschaft ist mir sehr angenehm und bringt mir manchen Nutzen; es conversirt sich auch mit ihm sehr gut, und da er uns verspricht, den Menschenverstand mit der Philosophie auszusöhnen, so können wir andern nicht aufmerksam genug seyn.“

Mit Fichtes Vorgänger Reinhold hatte Goethe nie zu einem ihn fördernden Gespräche gelangen können, woher ihm Fichte um so schätzenswerther scheinen mußte. Die einzigen philosophisch gebildeten Freunde, womit er in persönlicher Verbindung gestanden, waren Jacobi und Herder, aber auch diese waren nur von einer Seite in die Philosophie hereingekommen, hatten sie nicht zu ihrer eigentlichen Lebensaufgabe gemacht. Aus Spinoza und Kant hatte sich Goethe das angeeignet, was ihm gemäß war; bei Fichte hoffte er auf eine weitere Aufklärung seiner Begriffe über Natur und Geist, und er rechnete auf ihn besonders bei der Ausführung seiner Farbenlehre. Als er im Juli nach Jena kam, besuchte er unzweifelhaft Fichte, der bald darauf gegen W. von Humboldt äußerte, Goethe habe ihm sein System so bündig und klar dargelegt, daß er es selber nicht klarer hätte darstellen können. Sein Gefühl leite ihn ganz richtig, weßhalb er ihn für die Spekulation zu gewinnen hoffte. Ein inniger zutrauliches Verhältniß ist kaum zu denken; wo zeigt sich hier der geringste Rückhalt gegen den Demokraten? Aber freilich konnte Goethe den weiteren Schritten von Fichtes Spekulation nicht folgen. Schon am 8. September schreibt er an Jacobi, er wünsche sehr, gelegentlich seine Gedanken über Gehalt und Form von Fichtes Lehrbuch zu hören, das er als eine sonderbare Produktion bezeichnet; er selbst sey zu wenig oder vielmehr gar nicht in dieser Denkart geübt, und könne also nur mit Mühe und von ferne folgen. So hatte sich also die Hoffnung auf eine wirkliche Erleuchtung seiner Begriffe durch Fichte nicht verwirklicht, ohne daß irgend eine Abneigung gegen seinen Demokratismus daran Schuld gewesen, wovon auch bis dahin bei Fichte keine Einwirkung sich gezeigt, da er ganz der Gründung seiner Wissenschaftslehre sich hingegeben hatte. Schiller schreibt am 28. Oktober an Goethe: „Nach den mündlichen Aeußerungen Fichtes (denn in seinem Buche war davon noch nicht die Rede) ist das Ich auch durch seine Vorstellungen erschaffend, und alle Realität ist nur in dem Ich. Die Welt ist ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat und den es bei der Reflexion wieder fängt. Sonach hätte er seine Gottheit

Digitized by Google

wirklich deklarirt, wie wir neulich erwarteten.“ So waren alſo die beiden engverbundenen Dichterfreunde keineswegs für Fichtes neue Lehre gewonnen.

Als kurz vorher verlautete, es ſolle eine zweite Auflage von Fichtes Schrift über die franzöſiſche Revolution erſcheinen, wurde nicht bloß Voigt, ſondern auch Goethe darüber verſtimmt und beſorgt. Goethe äußerte vertraulich gegen Voigt, das ſtimme nicht zu dem, was Fichte bei ſeiner erſten Unterredung mit ihm verheißen habe. „Ich ſorge nach meinen Nachrichten aus Dresden, Gotha ꝛc.,“ ſchreibt Voigt an Hufeland, „daß man die Sache auf eine ſonderbare Art zur Sprache bringen werde, wenn einer unſerer Jenaiſchen Lehrer ſo etwas heraus gibt. Nun glaube ich gar wohl, daß Fichte dabei ſehr furchtlos und gleichgültig ſeyn würde, aber wir andern können es nicht ſeyn, die wir gern ungeneckt leben und auch Jena nicht verſchreien laſſen wollen.“ Trotz aller Mahnungen ließ ſich Fichte zur Unterdrückung dieſer zweiten Ausgabe nicht beſtimmen, über die er ſchon mit dem Verleger abgeſchloſſen hatte, ohne zu bedenken, daß man dieſe Veranlaſſung ergreifen werde, die Cabinette gegen ihn als Demokraten aufzuhetzen, wodurch die Weimariſche Regierung in eine üble Lage verſetzt werden könnte.

Gleich darauf reizte er die geiſtliche Behörde dadurch gegen ſich auf, daß er am Sonntag zur Zeit des öffentlichen Gottesdienſtes Vorleſungen hielt; nur die Zeit des akademiſchen Gottesdienſtes hatte er gemieden, indem er den ihm gegebenen Rath, die Stunde des Gottesdienſtes nicht zu wählen, nur in beſchränktem Sinne befolgte. Wie wohlwollend man auch in Weimar gegen ihn geſinnt war, wo man die Anklage der beabſichtigten Untergrabung des öffentlichen Gottesdienſtes entſchieden zurückwies, man ſah ſich bei aller Anerkennung doch genöthigt, ihm das Leſen am Sonntage zu verbieten. Doch war dieſe Angelegenheit noch nicht erledigt, als die gut gemeinten Beſtrebungen Fichtes, die verderblichen Ordensverbindungen wegzuſchaffen, ihn in noch unangenehmere Verwicklungen brachten. Er ſelbſt gibt freilich der Säumniß der Regierung, den Entſagungseid der Ordensbrüder anzunehmen, allein die Schuld an der dadurch hervorgerufenen Aufregung und den ärgerlichen Auftritten, die ihr folgten; aber im Grunde hatte er ſich durch die Unkenntniß der leidenſchaftlichen Vorliebe, womit meiſt die leeren Köpfe und die rohen Seelen unter den Studirenden an dieſem Spielwerk hängen, verleiten laſſen. Er hätte ſich ſagen ſollen, daß gerade dieſe jeder Belehrung unzugänglich ſind und ſich erbittert gegen denjenigen wenden, der hieran zu rühren, die Thorheit als ſolche zu bezeichnen ſich beigehen läßt. Zwei Orden waren freilich dahin gebracht worden, daß die Mitglieder den Entſagungseid leiſteten, aber der dritte zog ſich zurück und ließ ſeinen Groll gegen Fichte in jenen Thätlichkeiten aus, womit ſtudentiſche Rohheit ſich rächen zu dürfen glaubt.

Goethe befand ſich gerade zu Jena, als dieſer Unfug gegen Fichte ſpielte. Sein Verhältniß zu dieſem ward nicht erſt in Folge jener Ereigniſſe gelockert, ſondern weil ſeine Lehre ihm nicht faßbar war und ſeiner Anſchauung widerſtrebte. Als Mitarbeiter an den Horen blieb er mit Schiller und Goethe verbunden, die ſeinen Mangel an Lebensklugheit nur bedauern konnten.

Zu Fichtes Unglück erhob ſich der leidenſchaftliche Grimm gegen ihn noch einmal, als die ganze Sache längſt vergeſſen ſchien, die Vorleſungen ſchon geſchloſſen waren. Hatte er ja ſeine Vorträge, worin er die Studirenden auch über die Ordensverbindungen zu belehren gedachte, ſchon vor dem eigentlichen Schluſſe des Halbjahres abgebrochen, da er die Ueberzeugung gewonnen, daß dieſe nicht mehr die gewünſchte Theilnahme fanden. Da der Senat ihm ſchon früher die Hülfe, die er von ihm verlangt hatte, nicht geben zu können erklärt, ſondern ihn auf den Herzog verwieſen hatte, ſo eilte Fichte gleich am folgenden Morgen nach Weimar, wo er dem Herzog erklärte, daß er unter dieſen Verhältniſſen nicht mehr in Jena leben könne, und ſich die Erlaubniß ausbat, den Sommer auf dem Lande zuzubringen, die ihm gern gewährt wurde.

Goethe wird nicht weniger wie Schiller dieſen Schritt mißbilligt haben, wodurch Fichte der rohen Brutalität das Feld räumte. Von ſeinem ländlichen Aufenthalte aus beſuchte er im Sommer Weimar, wo er bei Herder, Voigt und Goethe vorſprach. Letzterer war, wie Fichte ſeiner Gattin berichtet, die Artigkeit, die Freundſchaft ſelbſt, und er bezeigte ihm ungemeine Achtung. Der Beſuch war indeſſen von Fichtes Seite nur ein förmlicher; auf ein näheres Verhältniß zu Goethe hatte er ganz verzichtet; freilich mochte auch dieſer von einem ſolchen im Grunde wenig erwarten, ja bei Fichtes Mangel an Weltklugheit ſich davor ſcheuen. Kurz vorher war es zwiſchen Fichte und Schiller wegen eines von dieſem zurückgewieſenen Beitrags zu den Horen zu Erklärungen gekommen, wobei Fichte ſich auf Goethes Urtheil berief. Schiller wollte darauf erwiedern, Goethe wäre am wenigſten die für ihn günſtige Inſtanz. Dieſer ſey viel zu fremd im philoſophiſchen Gebiete, weßhalb er nicht gerecht gegen ihn ſeyn könne, und Fichtes äſthetiſche Uebertretungen würden ihn ſehr verletzen; wenn er ihn ſelbſt nicht für fähig halte, über den Geſchmack und Ton ſeiner Abhandlung zu urtheilen, ſo möge er wiſſen, daß Goethe ihn in dieſen Punkten zum Richter in ſeinen eigenen Sachen

Digitized by Google

anerkenne und ihm seine Handschriften zu diesem Zwecke vorlege. Goethe war es wohl, der die Absendung dieses Briefes hinderte. Als Goethe ein paar Monate später einen Aufsatz des unterdessen gestorbenen, von Fichte selbst nach Jena gezogenen Weißhuhn gelesen hatte, worin dieser Sätze und Gegensätze zu Grundlage eines neuen Systems der Philosophie aufstellte, meinte Goethe, diese Art zu philosophiren liege ihm näher als die Fichte'sche. Das Verhältniß war ganz gelöst, da Fichte sich zurückhielt und Goethe keinen rechten Anknüpfungspunkt fand.

Ende Februar 1797 machte Schiller Goethe auf Fichtes im „philosophischen Journal" eben begonnenen „Versuch einer neuen Darstellung der Wissenschaftslehre" aufmerksam, den er mit vielem Interesse gelesen habe. Daß er bei der spekulativen Tendenz des Kreises, worin er lebe, wenigstens im ganzen an dieser neuen Darstellung Antheil nehmen müsse, meldet Goethe an Knebel; er ging sie mit Schiller Abends durch, wie er am 18. März an Meyer meldet. Auf Fichtes Naturrecht, dessen erster theoretischer Theil 1796, der zweite praktische 1797 erschien, nahm Goethe keine Rücksicht. Erst im März 1798 schreibt er an Schiller, Fichte habe ihm den zweiten Theil geschickt. „Ich habe aus der Mitte heraus einiges gelesen, und finde vieles auf eine beifallswürdige Art deducirt, doch scheinen mir praktischem Skeptiker bei manchen Stellen die empirischen Einflüsse noch stark einzuwirken. — Ich mag mich stellen wie ich will, so sehe ich in vielen berühmten Axiomen nur die Aussprüche einer Individualität." Er hatte unterdessen noch Schellings „Ideen zu einer Philosophie der Natur" gelesen, welche in ihm das Gefühl erregt, daß man wohl thue, im philosophischen Naturzustande zu bleiben und von seiner ungetrennten Existenz den besten möglichen Gebrauch zu machen, bis die Philosophen einmal übereinkommen würden, wie das, was sie nun einmal getrennt haben, wieder zu vereinigen seyn möchte. Der transcendentale Idealist glaube ganz oben zu stehen und streite mit den andern Vorstellungsarten, die doch auch berechtigt seyen. Möge der Idealist sich gegen die Dinge an sich wehren, wie er wolle, er stoße doch, ehe er sich's versehe, an die Dinge außer ihm an. Wenn die eine Partei von außen hinein den Geist nicht erreichen könne, so werde die andere von innen heraus wohl schwerlich zu den Körpern gelangen. Die Scene im zweiten Theile des „Faust," worin der Baccalaureus als überspannter Idealist auftritt und ein Fichte nachgesagtes Wort, man müsse alle Dreißigjährigen todtschlagen, in derbster Weise ausspricht, gehört schon ein paar Jahre früher, 1795 oder 1796, wie auch die Rede des Idealisten in „Oberons und Titanias goldene Hochzeit" nicht später als 1797 fällt.

Ob Fichte Goethe auch seine Sittenlehre, die im Jahre 1798 erschien, zugesandt habe, wissen wir ebensowenig als uns von einer Antwort Goethes auf die Uebersendung des zweiten Bandes des Naturrechtes etwas bekannt ist. Am 28. August desselben Jahres meldet Schiller: „Ich bin in diesen Tagen von einem Besuch überrascht worden, dessen ich mich nicht versehen hätte. Fichte war bei uns und bezeigte sich äußerst verbindlich. Da er den Anfang gemacht hat, so kann ich nun freilich den Spröden nicht spielen, und ich werde suchen, dieß Verhältniß, das schwerlich weder fruchtbar noch anmuthig werden kann, da unsere Naturen nicht zusammenpassen, wenigstens heiter und gefällig zu erhalten." Goethe erwiederte: „Nutzen Sie das neue Verhältniß zu Fichten für sich, so viel als möglich, und lassen es auch ihm heilsam werden. An eine engere Verbindung mit ihm ist nicht zu denken, aber es ist immer sehr interessant, ihn in der Nähe zu haben."

So zeigt sich also bis hieher, wo wir an der Schwelle jenes Streites stehen, der Fichte von Jena entfernte, nicht die geringste Spur von einer Abneigung Goethes und Schillers gegen ihn wegen seines Demokratismus oder gar wegen seiner Verbindung mit dem Schiller verhaßten Reichardt. Goethes und Schillers Geistesrichtung war von der Fichtes zu sehr verschieden, als daß sie sich hätten vereinigen können, und Fichtes Mangel an Weltklugheit und Mäßigung ließ ein ersprießliches Lebensverhältniß um so weniger hoffen, als seine wissenschaftliche Ueberzeugung auf die Gestaltung seines Lebens den wesentlichsten Einfluß übte. Keine engherzigen Rücksichten schieden Goethe und Fichte; Goethe ließ den Philosophen nicht fallen, weil er als Demokrat sein politischer Gegner war, sondern er hatte sich gleich in der ersten Zeit überzeugt, daß Fichte die von ihm erwartete Erleuchtung ihm nicht bringen werde, wie hoch er auch sonst seine geistige Begabung schätzen mochte. Wie wohl er ihm wollte, deutet sein Wunsch an, Schillers Verbindung mit Fichte möge auch diesem heilsam werden. Bei der Angelegenheit aber, welche Fichtes Entlassung zur Folge hatte, ward Goethe durch die Sache selbst gezwungen, sich gegen ihn zu erklären, wie sehr er auch bedauerte, einen so beliebten Lehrer von Jena scheiden zu sehen.

Fichtes und Niethammers „philosophisches Journal" hatte am Anfang des Jahres 1798 zwei Aufsätze von Forberg und Fichte gebracht, welche in dem ohne Namen des Verfassers erschienenen, mit G..... unterzeichneten „Schreiben eines Vaters an seinen in Jena

Digitized by Google

ſtudirenden Sohn über den Fichteſchen und Forberg-ſchen Atheismus" als atheiſtiſch bezeichnet wurden. Der Zweck dieſer Schrift, als deren Verfaſſer man den verdienten Theologen Gabler in Altdorf anzugeben ſich bemühte, war kein anderer, als die Regierungen gegen Fichte aufzuregen. Schon am 19. November verordnete das kurſächſiſche Miniſterium die Beſchlagnahme jenes ſo lange unangefochten gebliebenen Heftes wegen der in den beiden Abhandlungen enthaltenen atheiſtiſchen Aeußerungen, die es genauer bezeichnete, und theilte dieſes den Landesuniverſitäten mit. Gegen die hier erhobene Beſchuldigung des Atheismus glaubte ſich Fichte öffentlich vertheidigen und auf die Quelle hinweiſen zu müſſen, woraus dieſe böswillige Verleumdung fließe. Er that dieß in ſeiner „Appellation an das Publikum gegen die Anklage des Atheismus." Hätte er ſich rein an die Sache gehalten und wiſſenſchaftlich dargethan, daß dieſe ganze Beſchuldigung auf Mißverſtändniß beruhe, ſo würde dieſer Schritt um ſo erfolgreicher geweſen ſeyn, je ruhiger der Ton der Vertheidigung. Aber Fichte übergoß das kurſächſiſche Miniſterium mit Hohn, ohne zu bedenken, daß er dadurch einen Kampf auf Tod und Leben hervorrufen werde, der nur mit dem für Weimar höchſt nachtheiligen Verbote der Univerſität Jena oder mit ſeiner eigenen Entfernung enden konnte. Und ſich ſelbſt hatte er nicht allein als einen von der Partei des Rückſchritts erbittert Verfolgten dargeſtellt, ſondern er hatte auch, indem er von dem ihm drohenden Scheiterhaufen ſprach, den Schein lächerlicher Uebertreibung auf ſich gezogen, da im damaligen Deutſchland eine ſolche Strafe eben ſo wenig zu fürchten ſtand, als jetzt der Giftbecher des Sokrates, den übertreibende Rednerei wohl für die Wahrheit leeren zu wollen prahlt.

Von dieſer Schrift ſandte er am 18. Januar 1799 zwei Exemplare an den eben in Weimar weilenden, die Aufführung der Piccolomini vorbereitenden Schiller mit folgender Zuſchrift: „Sie ſind einer der erſten, mein ſehr verehrter Freund, von denen ich wünſche, daß Ihnen dieſe Schrift gefallen möge, und an welche ich bei der Abfaſſung derſelben oft gedacht habe. Ein anderer iſt der Herr Geheime Regierungsrath (vielmehr Geheimerath) von Goethe. Nun habe ich meine guten Gründe, dieſe Schrift an keinen Geheimenrath und überhaupt an keinen Menſchen, der auf die Entſcheidung des Rechtshandels, in den man nun einen philoſophiſchen Diſput verwandelt hat, einigen Einfluß haben dürfte, ſelbſt zu geben. Vielleicht läßt Goethe von Ihnen ſich eine Unterſcheidung gefallen, die ich nicht machen durfte; und ſo bitte ich Sie, ihm in Ihrem Namen das zweite Exemplar zu übergeben."

Den folgenden Tag theilte Fichte ſeine Schrift auch dem Herzog mit. „Als Ew. Herzoglichen Durchlaucht Diener in meiner Angelegenheit Gewalt zu befürchten ſtatt Recht, wäre unverſtändig, und unedel, Gunſt ſtatt Recht zu begehren," ſchrieb er bei dieſer Veranlaſſung. „Vor meinen Fürſten werde ich im Wege der ordentlichen Gerichte geſtellt werden, und es wird ohne Zweifel erfolgen, was Rechtens iſt. Aber Ew. Durchlaucht ſind zu ſicher, durch die Abſonderung des Fürſten vom Menſchen nur noch zu gewinnen, als daß ich Bedenken tragen ſollte, Höchſtdenenſelben zu ſagen, daß mir an Ihrem perſönlichen Urtheile viel gelegen iſt, und daß ich hoffe, daſſelbe wieder herzuſtellen, wenn Ew. Durchlaucht in dieſe Schrift zu blicken und etwa von S. 88 ſie zu leſen geruhen möchten. Ich erſterbe ich tiefſter Ehrfurcht."

Schon am 18. December hatte ſich der Kurfürſt an den Herzog von Weimar mit der angelegentlichſten Bitte gewendet, den Verfaſſer und Herausgeber jener beiden Aufſätze zur Verantwortung zu ziehen und nach Befinden ernſtlich beſtrafen zu laſſen, „auch überhaupt nachdruckſamſte Verfügung zu treffen, damit dergleichen Unweſen auf Dero Univerſität, auch Gymnaſien und Schulen kräftiger Einhalt gethan werde, und Wir nicht in die unangenehme Nothwendigkeit verſetzt werden mögen, Unſern Landeskindern die Beſuchung ſothaner Lehranſtalten zu unterſagen und ihnen die unverkennbaren Vortheile ſo mancher beſonders auf der Univerſität Jena vorhandenen Unterrichts- und Uebungsmittel Unſerem Wunſch entgegen zu entziehen." In Folge dieſer Zuſchrift hatte Karl Auguſt am 27. December den Senat aufgefordert, Fichte und ſeinen Mitherausgeber Niethammer mit ihrer Verantwortung zu vernehmen und von dem Erfolg Bericht zu erſtatten, um ſo mehr, als man zu beſorgen Urſache habe, der Inhalt jener Aufſätze möge auch ein Gegenſtand ihrer Vorleſungen ſeyn. Daß Fichte wirklich von jenem Schreiben des Kurfürſten an den Herzog von Weimar unterrichtet war, ergibt ſich aus dem gedruckten Briefe vom 18. Januar, womit er ſeine „Appellation" an Schiller und die bedeutendſten deutſchen Theologen und Philoſophen ſandte. Die Regierung durfte wohl erwarten, daß er, um Kurſachſen, deſſen Verbot der Univerſität Jena zu befürchten ſtand, nicht zu reizen, ſeine Schrift unterdrückt oder vorläufig zurückgehalten, oder wenn dieß unmöglich geweſen wäre, wenigſtens dem Herzoge mitgetheilt hätte, daß er vor der Kunde von jener Anklage beim Herzog ſeine „Appellation" geſchrieben und in Druck gegeben, ſie auch nicht habe zurücknehmen können. Aber ſtatt deſſen that er beim Herzog, als ob er von der Anklage und der in Folge derſelben verfügten Vernehmung nichts wiſſe; wenigſtens erwähnte

Digitized by Google

er der ſchon erfolgten Anklage nicht. Und wozu ſandte er ſeine „Appellation“ an den Herzog, dem die letzte Entſcheidung gehörte, und der auf dem geſetzmäßigen Wege ſeine Vertheidigung erhalten mußte, während er die Geheimenräthe aus „guten Gründen überging, aus Gründen, die doch wohl auf den Herzog gleich anwendbar waren?

Wie man in Weimar dieſe unzeitige Appellation aufnahm, wie inſonderheit der Herzog, Voigt und Goethe darüber dachten, ſollte Fichte aus Schillers Erwiederung vom 26. entnehmen. „Es iſt gar keine Frage,“ ſchreibt dieſer, „daß Sie ſich in dieſer Schrift von der Beſchuldigung des Atheismus vor jedem verſtändigen Menſchen völlig gereinigt haben, und auch dem unverſtändigen Unphiloſophen wird vermuthlich der Mund dadurch verſtopft ſeyn. Nur wäre zu wünſchen geweſen, daß der Eingang ruhiger abgefaßt wäre, ja daß Sie dem ganzen Vorgange die Wichtigkeit und Conſequenz für Ihre perſönliche Sicherheit nicht eingeräumt hätten. Denn ſo wie die hieſige Regierung denkt, war nicht das Geringſte dieſer Art zu befahren. Ich habe in dieſen Tagen Gelegenheit gehabt, mit jedem, der in dieſer Sache eine Stimme hat, darüber zu ſprechen, und auch mit dem Herzoge habe ich es mehreremal gethan. Dieſer erklärte ganz rund, daß man Ihrer Freiheit im Schreiben keinen Eintrag thun würde und könne, wenn man auch gewiſſe Dinge nicht auf dem Katheder geſagt wünſche. Doch iſt dieß letzte nur ſeine Privatmeinung, und ſeine Räthe würden auch nicht einmal dieſe Einſchränkung machen. Bei ſolchen Geſinnungen mußte es nicht den beſten Eindruck auf die letztern machen, daß Sie ſo viel Verfolgung befahren. Auch macht man Ihnen zum Vorwurf, daß Sie den Schritt ganz für ſich gethan haben, nachdem die Sache doch einmal in Weimar anhängig gemacht worden. Nur mit der Weimariſchen Regierung hatten Sie es zu thun, und der Appell an das Publikum konnte nicht ſtattfinden, als höchſtens in Betreff des Verkaufs Ihres Journals, nicht aber in Rückſicht auf die Beſchwerde, welche Kurſachſen gegen Sie in Weimar erhoben und davon Sie die Folgen ruhig abwarten konnten.“

(Schluß folgt.)

Aeſthetik einer Gebirgslandſchaft.

(Schluß.)

Wie das Terrain ſelbſt, ſo liegt auch das ganze darauf gewirkte Gemälde der Landſchaft in den Ebenen darnieder. Seine Züge ſind breit und weit aus einander gezogen. Die Kornfelder, die Wieſen, die Wälder ſind unüberſehbar, die Dörfer, ihre Häuſer, ihre Heerden nicht gruppirt, ſondern wie Regimenter eines an das andere gereiht. Es iſt wie ein Bild, dem man für unſer Auge nicht die rechte Lage gegeben hat, und das wir nicht zu überſchauen vermögen. Ueberall dagegen, wo, wie er es in den Bergen gethan, Neptun mit ſeinem Dreizack auch nur ein wenig in der Erdrinde gerührt hat, da fügen ſich alsbald dieſe Dinge zu pittoresken Gruppen und Scenen zuſammen. Es iſt wie eine richtig arrangirte Bildergallerie, in der jedes Stück ſo aufgeſtellt iſt, daß man es bequem anſchauen kann, und in der jede Statue ſo zu ſagen ihr angemeſſenes Piedeſtal bekommen hat.

Die Bäume und Gebüſche der Wälder erhalten in den Gebirgen für ihre Wurzeln die verſchiedenartigſte Unterlage, auf der ſie, um ihre Exiſtenz zu gewinnen, die mannigfaltigſten Hinderniſſe zu überwinden haben. Sie klammern ſich mit ſtarken Armen feſt an die Felſen und nehmen dabei ſehr ausdrucksvolle Attitüden an. Hier treten ſie kühn auf einen Gipfel hinaus, dort verſtecken ſie ſich in einer dunkeln Schlucht, wo ſie ungezählte Jahre lang ein ſtilles vegetatives Leben führen. Wie ſeine eigene Stellung, ſo ſcheint dabei auch jeder ſeine individuelle Lebensgeſchichte zu haben. Nicht wie die Bäume in der Ebene gleich Soldaten auf der Parade, ſondern gleichſam wie Krieger in der Schlacht ſtürmen ſie an den ſchroffen Abhängen hinauf. Einer klettert und ragt über den andern hinaus und von den Bergzinnen herab ſchwanken und rauſchen im Winde ihre dort aufgepflanzten und weithin geſchauten grünen Blätterfahnen.

Die Werke der Menſchen miſchen ſich mit den

Digitized by Google

Schöpfungen der Natur in den gefälligſten Contraſten. Es ſind Contraſte, die man in der Ebene kaum recht gewahrt, da dort faſt überall der Menſch geſiegt und ſich mit ſeinem Anbau übermäßig breit gemacht hat. Weil in der Gebirgslandſchaft die Gelegenheiten, die der Boden darbietet, in kurzen Abſtänden wechſeln, ſo erſcheinen die Gärten, die Wieſen, die Ackerfelder alle in gefälliger Beſchränkung, und ſie rahmen ſich gegenſeitig ein zu hübſchen, kleinen, faßlichen und genießbaren Bildern.

Der Wald umarmt die Wieſe oder das Kornfeld, oder dieſe machen umgekehrt ein Stückchen Wald zu einer Inſel oder Oaſe. Hie und da liegen ſie auf den kleinen Plateaus, wie freundliche Ruheplätze für unſere Füße und Augen, inmitten der allerſeits anſteigenden Höhen. Da, wo am Rande der Abhänge der Wald und der Ackerboden wechſeln, in bunt geſchlängelten Linien ſich trennen, erblickt man die unabänderlichen Gränzen, welche die Natur den Anſtrengungen des Menſchen geſteckt hat. Dem Erdreich ſcheint in jenen Linien der alte Wahlſpruch der Landleute: „Wo der Pflug kann gehen, ſoll kein Wald mehr ſtehen,“ mit großen Schriftzügen eingegraben.

Die Dörfer und Städte und die Elemente, aus denen ſie beſtehen, ihre einzelnen Gebäude, machen es wie die Bäume im Walde. Ein Bergdorf ſchüttet ſeine Häuſer über die Stufen des Thales hin, und ſie fallen in den wechſelreichſten Gruppen auseinander. Zuweilen, wo der Boden beſonders pittoresk geſtaltet war, hat jedes ſeine eigenen Veranſtaltungen treffen müſſen, um ſich ſein Terrain zu ſchaffen. Die Städte lehnen ſich an den Fuß des Gebirges. Ihre Straßen und Häuſer haben ſich noch ein wenig an den Abhang hinaufgedrängt, hie und da in den Schluchten verſteckt. Die Stirn des Hügels krönt die Akropolis, oder das Schloß des angeſtammten Fürſten. Aber über ihr noch ragen die dunkeln unerobertichen Berggipfel empor, in deren Schuß die ganze Anſiedlung freundlich ruht.

Ja auch nur ein einſames Kirchlein, oder auch nur eine vereinzelte Hütte, eine Köhler- oder Hirtenwohnung, wie außerordentlich gewinnt auch ſie in äſthetiſcher und maleriſcher Hinſicht, wenn man ſie aus der Ebene auf eine Bergterraſſe verſetzt! Selbſt nur ein ſtilles Lichtlein, ein erleuchtetes Fenſter, wie ganz anders ſpricht es zu uns, faſt wie ein Stern vom Himmel, wenn wir es in der Nacht von der Spitze einer fernen Anhöhe ins Thal hinab blinken und winken ſehen!

Und um zu gewahren, mit welchem maleriſchen Reichthum der Scenerie auch die lebendigen Geſchöpfe ſelbſt in den Bergen auftreten, mag man beiſpielsweiſe etwa nur die Gruppirung einer am Felſenabhange zur Mittagszeit gelagerten Ziegenheerde, wie man deren überall in den Bergen findet, beobachten. Da hat jedes Thier ſein ihm gehöriges Lager, ſeine Felſennicke für ſich. Sie präſentiren ſich in den verſchiedenſten, durch die Bodenform bedingten Situationen, und ſo zieht ſich die Heerde von Stufe zu Stufe bis zu ihrem Hirten hinab, der unten am Bache ſitzt und ſich der labenden Kühlung der Fluthen erfreut.

Auch dieſe Bäche und Fluthen inſpirirt das Gebirge mit einem ganz neuen Geiſte. In den Ebenen ſchleichen ſie in den Gräben und Kanälen und in den breiten flachen Flußbetten träge fort. Wie Gäa ſelbſt, ſo ſchlafen auch ihre Najaden an ihrem Buſen. Das muntere Treiben, welches ſie in den Bergen und Thälern beginnen, dient dieſen zu einer ihrer vornehmſten Zierden, und befähigt ſie überallhin Leben und Friſche zu verſtreuen.

Während ſie dort ganz ſtumm ſind, werden ſie im Gebirge äußerſt geſchwätzig und liſpeln und murmeln aller Orten auf ihren langen Wegen dahin. Sie ſpielen in ungetrübter Klarheit über die Felſen hinweg, faſt immer beflügelten Schrittes, als würden die Bergnixen von den Waldgöttern gejagt und verfolgt. Meiſt eilen ſie Welle auf Welle auf dem abſchüſſigen Boden weiter, zuweilen zerſplittern ſie in blinkendem Waſſerſtaub und Schaum an dem harten Geſtein. Dann und wann gelangen ſie zu einer jähen Wand; da löſen ſie ſich von der Erde und ſpringen hellen Auges muthvoll in kühnen Sätzen ins Thal hinab, indem ſie dabei ihre feuchten Schleier und glänzenden Gewänder weit in die Luft hinausflattern laſſen. Man glaubt ſie gänzlich zerflattert und aufgelöst, aber ſiehe! unten in dem Becken des Keſſels, den ſie ſich gegraben haben, da liegen ſie ſchon bald wieder geſammelt, lachend und mit gefunden Gliedern ſogleich zu neuem tollen Spiele ſich aufraffend.

Hie und da im Hintergrunde eines Thales ſtürzen zuweilen mehrere ſolcher Waſſerfäden zuſammen und bleiben hier lange bei einander in dem Baſſin eines kleinen Sees, den ſie der Landſchaft einſügen wie ein klares Auge, den Bergen und Wäldern zur Selbſtbeſpiegelung, welche die Scene umher verdoppelt.

Wie im Elemente des Waſſers, ſo erſteht auch im Reiche der Luft ein verdoppeltes und erhöhtes Leben. In den Bergen haust die Geliebte des Narciſſus, die redſelige Nymphe Echo. Für ſie finden ſich daſelbſt die geeignetſten Sprechwinkel, eben ſolche gleich Hohlſpiegeln geſtaltete Wände, wie die Theorie der Akuſtik ſie für den Widerhall haben will, von beliebiger Conſtruction. Faſt überall geben Wald und Felſen Antwort

Digitized by Google

und wiederholen in luſtiger und launiger Weiſe die Rufe und Geſänge der Gebirgsbewohner.

An vielen Orten — und dieſe Orte ſind ſo bekannt und berühmt wie die maleriſchen Fußkatarakten — iſt die Zuſammenſtellung der Wände der Art, daß ſie den Schall ſich gegenſeitig wie im Ballſpiel zuwerfen und ihn bis in weite Ferne hüpfend und rollend hinaus ſenden. Selbſt dem Donner des Himmels wird dadurch in den Gebirgen eine ſtärkere und länger anhaltende Reſonnanz gegeben.

Aber auch ohne dieſe Reſonnanz des Echos üben daſelbſt alle Töne, ſey es das Glöcklein der Kirche im Thale, ſey es das Geläute der Rinder auf dem Rücken eines Grats, ſey es ein Jägerhorn über unſerem Haupte auf dem Scheitel eines Felſen — bloß in Folge der Verſchiedenheit ihrer Ausgangspunkte — auf unſer Ohr einen eben ſo eigenthümlichen Zauber, wie auf unſer Auge jene vom Gipfel herab ſchimmernden Flämmchen und Lichter. Ja ſchon das Geklapper einer Mühle oder auch der dumpfe Schlag eines Eiſenhammers, den wir unter uns aus einem waldigen Thale hervorpochen hören, reden eine andere Sprache zu uns, als in der proſaiſchen Ebene.

Das Spiel, welches Sonnenlicht und Farben mit den Bergen treiben, iſt ebenfalls die Quelle einer beſtändigen und äußerſt unterhaltenden Augenweide für den Wanderer, und es führt Anſchauungen herbei, die man zu den wunderbarſten, obgleich nicht von jedem beachteten Phänomenen rechnen darf.

Schon die einfachen Gegenſätze von Schatten und Licht ſind in der Berglandſchaft weit größer und kräftiger, als in der Ebene. In jedem Thale hat man zu jeder Tageszeit eine helle Lichthälfte zur Linken und eine dunkle Schattenſeite zur Rechten. Es gibt tiefe Einſchnitte und Abgründe, die faſt immer mit Schatten geſättigt ſind, in die nur dann und wann ein Strahl dringt. Zu Zeiten hat man den hellen Sonnenſchein auf der Heerſtraße, blickt man aber in den dichten Wald zur Seite, ſo entdeckt man in ihm alle Gegenſtände wie von einem dämmernden Schimmer umflort. Da glaubt man Nacht und Tag in naher Berührung zu ſehen.

Nur ganz vorne im nächſten Vordergrunde zeigt ſich da Alles in ſcharfen Umriſſen, jedes Objekt in ſeiner ihm eigenthümlichen Farbe, grün die Bäume, grau die Steine, roth die Häuſerdächer. Kaum tritt die Felswand ein wenig zurück, ſo wird ein Luftſchleier vor ihr ſichtbar. Sie ſelber verändert die Farbe und überzieht ſich mit einem zarten bläulichen Dufte. Weicht ſie noch weiter zurück, ſo verdunkelt ſich bei günſtigen Zuſtänden der Atmoſphäre das helle Blau zu einem ſtärkeren Tone, und endlich zu einem ganz tiefen und ſchönen Indigo oder Ultramarin, das dem Auge faſt noch wohlthuender ſchmeichelt als das Blau des Himmels. In dieſes tiefe, ſaftige Blau ſind dann alle Gegenſtände des Gebirges getaucht, die grünen Bäume, die grauen Geſteine und die rothen Häuſer und Hütten, die nur ein wenig mit den ihnen eigenen Farben hindurchſcheinen.

Ueberſieht man von einem hohen Standpunkte aus mehrere Höhenreihen hinter und neben einander, ſo weiß unſer Auge die Größe ihrer Abſtände an den Variationen und Abſtufungen des Blau, das bei den entlegenſten wieder mehr und mehr in graue oder weißlich ſchimmernde Tinten verſchwimmt, zu bemeſſen, und dieſe Abſtufungen ſind viel feiner und zugleich dabei doch ſchärfer geſchieden, als der geſchickteſte Pinſel ſie darzuſtellen vermöchte.

Schon dieſe gewöhnlichen Wechſel und Phänomene bei den alltäglichen Farbenzuſtänden in der Gebirgswelt ſind ungemein gefällig. Welcher Aufruhr aber entſteht erſt unter ihnen, wenn das Licht der Sonne bei ihrem Auf- und Niedergange unter einem ungewöhnlichen Winkel herein fällt, wenn ihr ſtrahlender Globus ſich aus dem goldenen Thore der roſigen Morgenröthe erhebt, oder wenn er Abſchied nehmend in das Gluthmeer am Abendhimmel verſinkt. Dann miſcht ſich das Blau der Felſen und Berge mit den helleren und glänzenderen Tinten Roth und Gelb. Es entſtehen daraus zahlloſe Nebentöne von Lila, Violet, Purpur und von andern Farben, die noch gar keine techniſchen Namen haben. Manchmal ſtehen die Gipfel in voller Gluth, und dieſe feurige Gluth kühlt ſich darauf wieder ab wie erkaltendes Eiſen zu bräunlichen, braunen und endlich ganz matten Färbungen.

Dabei findet oft (oder vielmehr ganz gewöhnlich) die Täuſchung ſtatt, daß nicht etwa nur die Luftſchicht vor ihnen, ſondern die Maſſen der Gebirge ſelbſt wie transparent erſcheinen. Man glaubt gleichſam dieſe ſchweren eckigen, plumpen Stoffe, aus denen ſie beſtehen, ſich verflüchtigen, verduften und ſich verklären zu ſehen. Luft und Licht, Nähe und Entfernung bringen alle dieſe mannigfaltigen Illuſionen, Anſchauungen und Zuſtände hervor.

Wie die Oberfläche der Erde ſelbſt, und Alles was an ihr klebt, durch die in den Gebirgen ſtattfindende Bodenſchaukelung eine höhere poetiſche und äſthetiſche Bedeutung erhält, ſo gewinnen auch alle Ereigniſſe am Himmel, alle Veränderungen des überall eine ſo große Rolle ſpielenden ſogenannten Wetters ein erhöhtes Intereſſe.

Digitized by Google

In der Ebene zieht Jupiter Pluvius in ſeinem Wolkenwagen hoch über den Köpfen der Bewohner dahin. Er ſchüttet ſeinen Regen, Schnee oder Hagel auf ſie herab, ohne ihnen dabei einen Blick auf die intereſſante Maſchinerie dieſes Wagens zu geſtatten. Die Phänomene am Firmament und auf der Erde bewegen ſich in weiten Diſtanzen über und nebeneinander weg, als hätten ſie nichts mit einander zu thun. Werden wir Flachlandbewohner, wie es leider ſo oft geſchieht, in eine dichte Nebelüberſchwemmung eingetaucht, ſo iſt aus ihr weder nach links noch nach rechts, weder nach oben, noch nach unten ein Ausweg zu finden. Oder kommt ſtatt des Nebels einmal ein glänzender Tag über die Fläche, ſo beklagt man ihn faſt wie einen in der Wüſte verirrten Fremdling. Er findet da nichts, was er beleuchten, verſchönern und vergolden könnte. Vergebens ſehnt ſich die Seele hinauf in den blauen Aether. Sie findet nirgends Stufen zu ihrer Erhebung vorgerichtet. Auch die Gewitter und die andern großartigen Ereigniſſe am Himmel ziehen im Flachlande, als wären ſie ſein Ebenbild ohne beſonders maleriſche und imponirende Effekte vorüber.

Wie ganz anders iſt auch dieß Alles wieder in den Thälern und Bergen! Dort treten Himmel und Erde in nahe Berührung. Jener hängt auf dieſe gleichſam mit ſeinem ganzen Apparate herab. Jede Veränderung in der Atmoſphäre wird dort auch als ein intereſſanter Vorgang gewahrt und aus der Nähe mit angeſchaut. Auch dieſes alles iſt dort viel wechſelreicher und effektvoller.

Sogar das ſogenannte ſchlechte Wetter hat dort zuweilen ſeine großen Reize. Die Wolken dienen den Bergen zur Verbrämung. Sie ſitzen auf den Gipfeln wie Pelzmützen auf dem Haupte eines Greiſes. Sie hängen ſich an die Bergſpitzen wie Flaggen an einem Thurm. Mitunter, wenn viele ſolcher Wolkenflaggen ausgeſteckt ſind, ſieht es aus, als ob alle Bergpyramiden rauchten, wie die Schornſteine einer Stadt. Sie breiten ihre Fittige über die Thäler aus wie rieſige Vögel. Sie wölben ſich in bauſchigen Bögen über die Eingänge der Gebirgsthore.

Sind es nur vereinzelte kleine Wolkenlappen, ſo ziehen dieſe wohl zerſtreut in den geräumigen Thaleinſchnitten umher, wie verirrte Schafe, ſchwingen ſich wie Luftballons, von der Sonne vergoldet, an den Abhängen hinauf und hinab, ſo daß es den Anſchein hat, als hätte die Erde einen der Himmliſchen zu ihrem Gefangenen gemacht.

Senken ſie ſich, wie es zuweilen geſchieht, in Maſſe ganz tief herunter, ſo füllen ſie die Thäler wie ein ausgetretenes Meer, aus dem die Berge wie Inſeln fröhlich und ſonnig emportragen. Man klimmt über einige der großen Bergſtufen empor und hat bald das ganze Meer unter ſich, das die Thalgründe und die Ebene wie eine milchweiße Fluth bedeckt.

Wundervoll iſt es dann, der allmähligen Entſchleierung der Natur, dem Spiel der Wolken, den unzähligen Phaſen ihrer lockern Geſtaltungen und den launenhaften Bewegungen derſelben, die aber alle in ſo zauberiſcher Stille vor ſich gehen, zuzuſchauen.

Zuweilen macht ſich dieſe Entſchleierung ganz langſam. Die Nebelmaſſe, die dir gegenüber lag, verdünnt ſich und zergeht allmählig, bis du anfängſt hinter ihr hohe und undeutliche Geſtalten zu gewahren. Es will ſich da etwas abklären und gebären; du erkennſt noch nicht genau, was es iſt. Es iſt, als wenn Thäler und Berge ihre Morgentoilette vor deinen Augen machten. Wenn wieder ein Schleier fällt, nimmſt du allgemach die Umriſſe beſtimmter wahr. Siegend bricht die Sonne in den Wald. Es tritt dir endlich eine ſchön geſtaltete Bergfigur, mit Bäumen und Waldung geſchmückt, deren Nähe du nicht ahnteſt, aus dem Nebel entgegen. Noch umgibt den Berg ein ganz zarter, feiner Broden, deſſen ſchließliche und völlige Verdampfung du faſt bedauerſt, wenn nun das fertige Gebilde klar und feſt vor dir ſteht.

Mitunter dagegen geht es ganz raſch. Ein plötzlicher Windſ hat in den Duft und Dunſt hineingeblaſen, mit einem Hauche Alles hinweggeräumt. Es eröffnet ſich in dem Wolkengemäuer ein weites Loch, und du ſiehſt durch daſſelbe, — als wäre es ein Zauberbild — eine liebliche ſonnige Landſchaft mit ihren Städtchen, ihren Gärten und einem Abſchnitt ihres Fluſſes, in Gewölk eingerahmt. Du glaubſt, wie aus einem Fenſter des Himmels, ein Stück der lieben Erde wieder zu erblicken, die du verloren hatteſt.

Während den Flachlandbewohner die böſe Witterung, wenn er an ſeinen Kalender nicht glaubt, überkommt, er weiß ſelber nicht wie, ſind dafür im Gebirge, wo man ſich gleichſam mitten in der Wetterwerkſtätte der Natur befindet, ſo viele Barometer aufgeſtellt, als es Bergpfeiler gibt. Von ihren Scheiteln aus verfolgt man das ganze Himmelsregiment. Man ſchaut gleichſam wie ein Wahrſager in die Zukunft hinaus. Weit in der Ferne ſieht man das Unwetter finſter und impoſant heranziehen. Die Hälfte des großen Kreiſes zu deinen Füßen hat es ſchon erobert, während über der andern Hälfte noch der lieblichſte Sonnenſchein lächelt. Du ſiehſt, wie die grollenden Mächte, die auf den Fittigen des Sturmes einherbrauſen, ein Thal nach dem andern verhüllen und verſchlingen. Drohend und donnernd und mit heftigen Ergüſſen

Digitized by Google

kommen ſie näher herbei gefahren. Sie ſtoßen mit der Stirne an das felſige Piedeſtal deines hohen Sitzes. Erſchreckt willſt du entfliehen; aber ſiehe, du kannſt es erleben, daß die Maſſen ſich klüften und theilen, und ſtatt dich zu beläſtigen in wildem Schlachtgetümmel unter dir weggiehen. Du ſtehſt auf deinem geſicherten und unverletzten Throne, wie ein unbetheiligter Zuſchauer, und dünkſt dich faſt wie ein Berggeiſt, der die Blitze und die Ergüſſe der irdiſchen Lufthülle, und die Leiden und Schrecken der Menſchheit tief unter ſich hat, ſelber aber, gleich den Göttern Griechenlands auf ihrem ſtets heitern Olymp, ſich ſonnigen Daſeyns erfreut.

Solche und viele den angedeuteten ähnliche Scenen und Täuſchungen, Anſchauungen und Erlebniſſe, wie ſie in den Bergen und Thälern häufig vorkommen, ſind es, was uns ihren Anblick ſo anziehend und das Verweilen und die Wanderung in ihnen ſo unterhaltend und ſo erhebend macht. Zwar iſt die Natur mehr oder weniger bedeutungsvoll überall, in der Ebene, in der Wüſte, auf dem Meere. Aber im Gebirge, wo ſie ſo mannigfaltige Symbole auf einem kleinen Raume concentrirt hat, iſt ſie dieß doch ganz vorzugsweiſe. Unſere Seele ſieht ſich da ſelbſt und ihr Leben, ihre Schickſale, Leiden und Freuden in äußerſt ergreifenden und ſehr deutlich redenden Bildern abgeſpiegelt.

Man könnte eine Gebirgslandſchaft gewiſſermaßen eine reiche Sammlung von in Stein, Holz und Erde verwandelten, ſich vor uns offenbarenden Seelenſtimmungen nennen, eine handgreifliche Darlegung unſerer freudigen und ſchmerzlichen Empfindungen unſerer Affekte, Phantaſien und Träume.

Die ſchroffen Wände, die dräuenden Felskirnen, die ſchaurigen Schluchten, die finſtern Abgründe werden uns da zu einer Verſinnbildlichung der menſchlichen Leidenſchaften. Ihr Anblick intereſſirt uns faſt auf dieſelbe Weiſe wie eine dramatiſche Vorſtellung auf der Bühne. In den freundlichen Thalmulden, den anmuthig gerundeten Hügeln, den ſanften Berggeländen ſehen wir die ſanften Stimmungen auf das graziöſeſte objektivirt, und der Bergpfad, der uns durch das ganze Labyrinth wie ein Ariadnefaden hindurchleitet, erſcheint uns wie unſer eigener Lebensweg. Wir gerathen mit ihm in Engpäſſe hinein, aus denen kein Ausgang zu führen ſcheint. Doch löſen ſich dieſe Hinderniſſe beim Weiterſchreiten zu Thoren auf; wir ſind gerettet und eilen freier athmend in das liebliche Thal hinaus, das ſich dahinter wieder öffnet.

Die Bäume, die ſich an das Geſtein klammern, ſind uns in dieſem Sinne nicht mehr bloß maleriſche, das Auge beſchäftigende und die Sinne reizende Gegenſtände, ſondern gleichſam lebendige Acteurs. Die Höhen endlich, die wir mit ſo vieler Luſt erklimmen, um Ausſicht, Ausſicht — das allgemeine Geſchrei aller Bergreiſenden, der beſtändige Lockruf, mit dem man uns auf jeden Kulm hinauf bringt — zu genießen, erſcheinen uns wie Leiterſproſſen zum Himmel. Unſere Seele triumphirt auf den Gipfeln, da ſie ſich über ſo viel irdiſchen Dingen erhaben ſieht.

Wer die Gebirgslandſchaft und unſere Freude an ihr in dieſer Weiſe auffaßt, dem iſt dann die todte Natur eben nicht todt, ſondern vielmehr Alles, wie jenen beiden von mir erwähnten liebenswürdigen Alten aus einer norddeutſchen Stadt, herrlich! und wunderſchön, und voll von reicher Bedeutung. Er dankt dem Schöpfer für das herrliche Geſchenk der Gebirgswelt, und ihm, wie allen Kindern dieſer für die Natur ſchwärmenden Neuzeit, bei denen ſich ein ſechſter Sinn, der Naturſinn, und eine beſondere Species deſſelben, der Höhenſinn, ſo merkwürdig ausgebildet hat, wäre der Gedanke, daß die Erde vielleicht einmal ohne alle Berge und Thäler geweſen ſeyn könnte, ganz unerträglich, während unſere in ihre Städtemauern eingeſchloſſenen und für ſolche Dinge ganz gleichgültigen Vorfahren, von denen der von mir genannte Freiherr von Rohr ſagt, daß ſie den rauhen und gefährlichen Klippen auf ihren Reiſen gern aus dem Wege gingen, ſich darum eben nicht viel gekümmert haben würden.

Digitized by Google

Leute-Freundſchaft,

eine Studie von Bogumil Golz.

Als Grundſatz muß im geſellſchaftlichen Verkehr die Wahrheit gelten, daß ein aufrichtig freundſchaftliches und dauernd genugthuendes Verhältniß nur zwiſchen Perſonen von denſelben Grundanſchauungen, Glaubensbekenntniſſen und Neigungen, von einer ungefähr gleichen Bildungsſtufe und nicht allzu verſchiedener natürlichen Begabung möglich iſt. Schon eine große Verſchiedenheit der Glücksgüter und Rangſtufen pflegt in der Regel der Freundſchaft hinderlich zu ſeyn. Der minder begüterte und niedriger geſtellte Freund geräth unvermeidlich in den Nachtheil, daß er nicht Alles das erwiedern kann, was er annehmen muß, falls er daß freundſchaftliche Verhältniß nicht von vorn herein durch Peinlichkeit und Mißtrauen unmöglich machen ſoll. Auf der andern Seite wird durch die gezwungene Unbefangenheit und den bloßen Schein einer Gönnerrolle das freie Bewußtſeyn, welches die Grundlage alles ſittlichen Verkehrs bleiben muß, unmöglich gemacht. Ganz beſonders mißlich iſt die Freundſchaft, die ein privatiſirender Schriftſteller oder Künſtler auf Grund ſeiner Talente mit reichen oder hochſtehenden Perſonen eingeht, welche durch Genies ihren Geſellſchaften oder ihrem kleinen Hofſtaat ein Relief geben und ſich die Zeit vertreiben wollen. Ein vacirendes Genie pflegt bei ſolchen Gönnern das andere zu verdrängen; und wenn auch das nicht geſchieht, ſo iſt der unbedeutendſte Verſtoß, den ſich der Schützling etwa zu Schulden kommen läßt, für vornehme, für geld- oder adelſtolze Perſonen Grund genug, um die Gönnerſchaft ganz plötzlich zurückzuziehen und in einen Hochmuth umzuwandeln, der das in Ungunſt gefallene Subjekt die Ueberlegenheit des Ranges und der Glücksgüter empfinden läßt.

Herzliche Leute aus der bürgerlichen Sphäre und Blutsverwandte repariren gelegentlich ein Mißverſtändniß; aber mit feinen und vornehmen Herrſchaften iſt man tauſend Meilen aus einander, ſobald die leiſeſte Inconvenienz eingetreten iſt; verſchuldet oder nicht, bleibt ſich gleich. Bildung, Genie, Gefühlsverfeinerung, erhöhtes Selbſtbewußtſeyn, Rang und Reichthum ſind charmante Qualitäten, ſie bewähren ſich aber nicht in allen Verhältniſſen und Eventualitäten als liebenswürdig und human. Unſer Herrgott bleibt eben darin ein gerechter Geiſt, daß er nicht alles Gute und Beſte auf gewiſſe Menſchen, Verhältniſſe und Lebensarten gehäuft, daß er vielmehr auch den ungebildeten, genieloſen und gröber organiſirten Leuten ſolche Vortheile vorbehalten hat, um welche ſich die ſogenannten Günſtlinge des Glücks und die Gebildeten zeitlebens vergeblich abſchmachten und bemühen. Freundſchaft unter armen, unwiſſenden, verlaſſenen Menſchen kann ſehr natürlich eine Erlöſung von Gemeinheit, Einſamkeit und Verzweiflung ſeyn, während Freundſchaft unter allzu feinen, kritiſchen und vornehmen Leuten in eine raffinirte Thierquälerei, und eben darum in Heuchelei, in Haß und Selbſtverachtung auszuarten pflegt.

Die Menſchen ſind in der Regel nur ſo lange liebenswürdig, bildſam, fügſam, ideal und freundſchaftlich geſinnt, als ſie eben nichts geworden ſind, als ſie keine Meiſterſchaft, keine Aemter, Güter und Ehren erreicht haben. Wenn das geſchehen iſt, abſorbirt die Amtswürde, die Amtsſorge, die Rechthaberei, das Standesvorurtheil jede Hingebung und jede Idealität. Auch der Idealismus der Gelehrten, der Künſtler und Gebildeten wird von ihrer idealen Praxis und Ambition in der Regel aufgezehrt, daß verzweifelt wenig Begeiſterung für die Freundſchaft übrig bleiben kann. Mit Leuten wiederum, die nichts haben, nichts heißen und nichts geworden ſind, hat niemand eine Satisfaktion. Die Freundſchaft vollends unter ſolchen Menſchen, die etwas in der Welt bedeuten und vor ſich gebracht haben, iſt nur eine Verpflichtung zum Reſpekt, eine reciproke Beräucherung und Illumination.

Freundſchaft und Liebe gelten der Perſönlichkeit allein, und nur ihr, alſo dem idealen und natürlichen Charakter, dem liebenswürdigen Naturell, nicht aber den bürgerlichen Aemtern, Ehren und Gütern, die ein Anhängſel der Perſon geworden ſind.

Junge Menſchen, die ein volles Herz haben, aber noch nichts von alle dem wiſſen, können oder vorſtellen und beſitzen, was die Welt honorirt, die ſaugen ſich an ein zweites Herz feſt, aber den Notabilitäten fehlt zu dieſem Proceß Kraft und Impuls.

Freundſchaft iſt nur den Menſchen, aber nicht den Halbgöttern und Helden verliehen, die eine Welt mit dem Geiſte oder mit dem Schwerte beherrſchen. Zur Freundſchaft gehört das Genie des Herzens; die volle Wucht des Charakters iſt nicht ihr Boden, denn der dramatiſche Geiſt ſucht ſich eine Welt voll Widerſtand für ſeine Willens- und Thatkraft, aber nicht den Seelentauſch mit einem einzelnen Menſchen. Der

Digitized by Google

gewaltige Charakter verträgt auf die Dauer kaum die Hingebung eines Weibes, geſchweige die eines Mannes.

Freundſchaft, die einen tiefen Inhalt haben, ein Myſterium in ſich ſchließen ſoll, darf ſchwerlich auf eine Harmonie von Mittelmäßigkeiten, Beſchränktheiten und Unmachten gegründet werden. Freundſchaft zwiſchen Männern kann nicht in bloßen Herzensharmonien ihr Daſeyn hintruchern; aber aus lauter Geiſt, aus lauter Verſtand und Tugenden wächſt die Himmelsblüthe der Menſchenſympathie auch nicht hervor. Zu ihr gehört Seelenleben und Verſtand zugleich: Verſtand, zum gegenſeitigen Verſtändniß, Seele, um einen unerſchöpflichen Inhalt für das Verſtändniß zu haben, und ein friſches Herz, unter welchem wir die Energie der individuellen Seele und ihre Mitleidenſchaft verſtehen, die in der entſchiedenen Liebe für ein verwandtes Weſen Gravitation gewinnt.

Allzugeſcheidt, allzuverdienſtlich und berühmt darf der Menſch nicht ſeyn, welcher ſich einem Menſchen hingeben ſoll; denn wer um ſeiner Talente und Verdienſte willen ſich die Bewunderung der Welt erworben hat, kann keine Sehnſucht haben und keine Genugthuung darin finden, daß ihm ein Herz zu eigen gehöre. Zur Freundſchaft gehört ein Menſchenkind, welches mehr Divination als executiven Verſtand, mehr paſſiven als produktiven Genius, mehr Liebe als Kraft, mehr Verdienſt als ruhmgekrönte Anerkennung beſitzt.

Große Kraft und Selbſtſtändigkeit, große Tiefe ſteht nothwendig allein. Die Genies ſchließen ſich in der Regel gegenſeitig aus, weil ſie eine Welt für ſich bilden. Freundſchaft gehört der unreifen Jugend und dem mürbe gewordenen Alter. — Gegen dieſe Wahrheit beweiſen die Freundſchaften unſerer großen Dichter und Denker nichts; denn große Kunſt- oder Literaturgenies ſind ſelten große Charaktere oder gar Propheten und Helden. In was für Täuſchungen oder Wahrheiten, Unmachten oder Potenzen gewiſſe berühmt gewordene Freundſchaften beſtanden haben, wiſſen wir nicht. Die uns bekannt gewordenen Symptome der Dichterfreundſchaft in der claſſiſchen Periode Weimars ſind zweideutig genug. Ich glaube davon wenig und nichts.

Genies, welche als Künſtler, Gelehrte, Reformatoren oder Helden über die Weltbühne gehen, ſind in der Regel zu ſehr von Leidenſchaften, Produktionen und Kämpfen aufgezehrt, um noch eine concentrirte keuſche Kraft des Herzens für ein zweites Herz aufzubringen. Deſto luſtiger blühen Liebe und Freundſchaft auf einer brach liegenden Seele, die nicht durch Wiſſenſchaften oder Künſte, durch tauſend Zweifel und Zerwürfniſſe um die überflüſſige Lebenskraft, um die Poeſie der Seele, um Glaube und Liebe gebracht iſt.

Man kann ſich mancherlei Täuſchungen hingeben, und wenn man ein gutherziger, naiver Menſch iſt, auch einbilden, daß die Leute nicht ſo trivial, ſo ſelbſtſüchtig, ſo neidiſch, ſo läſterſüchtig und langweilig ſind. — Nein, wenn die guten Chriſten ſelbſt ſatt, gut gelaunt und auf dem Trockenen ſind, ſo gönnen ſie ihrem ſehr guten, ſehr beſcheidenen, ſehr dienſtfertigen und unſchädlichen Nebenmenſchen auch ſeinen Antheil am Leben, d. h. eine beſcheidene Exiſtenz und zwar eine ſolche, durch welche die übrige nicht verdunkelt oder irgendwie beeinträchtigt wird; und wenn dieſer ſubaltern geſtellte Nebenmenſch auch noch ſubalterne Gedanken, Empfindungen und Leidenſchaften beſitzt, ſo hat er die ſchönſte Ausſicht, im Urtheil der Welt, für ein brauchbares und leidliches Subjekt zu paſſiren, und wenn ihm durch Erbſchaft oder Handelsglück Geld zu Hülfe kommt, ſo kann er an ſich ſelbſt erfahren, wie ein unbedeutendes Subjekt zu einer geſuchten und diſtinguirten Perſon avancirt. Iſt er aber mit dem Inſtinkt des Genies begabt, dann erfährt er an allen Orten, daß die Kraft der Liebe, des Glaubens und der Erkenntniß den Menſchen, der ſie beſitzt, von der Liebe und dem Vertrauen der Nebenmenſchen ausſchließt; daß der Genius zu einem Einſiedlerleben, zu einem Leben ohne Freundſchaft, ohne Liebe, ohne Gedankenaustauſch verdammt iſt, daß nur die Mittelmäßigkeit des Kopfes, des Herzens, der Phantaſie, des Charakters Zutrauen und Freundſchaft erwirbt, daß die Maſſe alles andere leichter begreift und lieber an ſich kommen läßt, als ein Genie. Daß die Genies aber ſich unter einander ſehr leicht ſpinnefeind werden, lehren nicht nur die Briefwechſel, ſondern auch die alten Malerbiographien.

„Die Freundſchaften der meiſten Jünglinge ſind äußerlich, ſelbſt da, wo ſie das Produkt einer tieferen Empfindung ſind. Angeborener und von der Cultur genährter Stolz wirkt ſchon gegen jede unmittelbare Aeußerung des Gefühls, und da, wo daſſelbe wirklich hervorbrechen will, wird ein ſpöttelnder Scherz darüber gekleiſtert, damit doch ja die kalte, beſonnene Bildung ihre Genugthuung erhalte; denn ſo viel geſtehen ſelbſt von den natürlich Empfindenden die meiſten zu, daß eine Ueberwältigung des Gefühls ein Drangeben der männlichen Würde ſey. In dieſer Hinſicht wirkt die Bildung (oder was wir ſo Bildung nennen, gute Erziehung, feine Lebensart) dem Gemüth entgegen, und es gehört ſchon ein gut Theil, oder vielmehr eine ganze, durchaus kräftige Natur dazu, um dieſer Macht zu trotzen und ſein beſſeres Selbſt nicht zu verleugnen,

Digitized by Google

der kalten Eitelkeit zu Liebe. So kommen denn die wenigſten Freundſchaften ſchön, als unmittelbarer Ausdruck des Gemüthe zur Erſcheinung." (Roquette.)

Es gibt viel Lamentirens über den Mangel an Aufrichtigkeit, ſelbſt unter Freunden; die Thatſache iſt leider richtig, aber der Grund nicht unbefangen erkannt. Lüge, Verſtellung und Treuloſigkeit iſt keine Wurzel in den Leuten, ſondern ein Gelegenheits- und Hülfslaſter, eine Nothwendigkeit im Verkehr von Individuen, die ſich weder achten noch trauen. So ſchlecht und herzlos ſind wir doch nicht, daß wir nicht Freundſchaft genießen und Treue halten möchten, ſobald wir uns nur den geeigneten Charakteren gegenüber ſehen. Das Bedürfniß, die gegenſeitige Täuſchung bringt jene Alltagsfreundſchaften zu Stande, die ſchon von vorn herein weder ehrlich, noch unintereſſirt oder auf natürlicher Wahlverwandtſchaft gegründet ſind. Was iſt alſo hinterdrein viel über Treuloſigkeit zu deklamiren, wenn die Zeit das ſeparirt, was nur wie Oel und Waſſer mechaniſch gemengt und durcheinander gerührt worden war? Scheiden ſich die Verbindungen, welche die Stoffe natürlichermaßen miteinander eingehen, warum nicht die Menſchencharaktere, welche durch die Weltverhältniſſe widernatürlichermaßen ein Amalgam eingegangen ſind?

Im ehrlichſten Falle unterliegt der menſchliche Charakter einer Metamorphoſe, die ſich in dem Maße geltend macht, als der Geiſt mit Sinnlichkeit verſetzt und noch nicht bei der Lebensſtufe angelangt iſt, wo ein überflüſſiger, d. h. ein vernünftiger Geiſt, die elementare Weltverwandtſchaft beherrſcht. Jugendliebe und Jugendfreundſchaft werden in einer Zeit geſchloſſen, wo der Menſch nur den Trieb nach Vereinigung, aber nicht die Unähnlichkeiten deutlich fühlt. Wenn nun ſpäter der entwickelte Verſtand ſcheidet, was die Phantaſie, das trunkene Herz und der naive Geſchlechtstrieb zuſammengefügt, ſo darf da kein Theil über Treuloſigkeit ſchreien. In ſpäteren Lebensjahren liegen den aufgelöſten Verhältniſſen freilich Verſchuldungen zum Grunde.

Wir haben oft ſchon im Beginn eines Verhältniſſes das elende Gefühl des Comödienſpiels, der gegenſeitigen Täuſchung und Heuchelei. Was ſoll aus Freundſchaften und Ehen werden, die auch nur Ein unlauteres Element in ſich ſchließen? Ein wenig Sauerteig, ein Tropfen Gift verſäuert und zerſetzt ja einen Organismus, der geſund erſchaffen iſt; wie will denn ein Machwerk, ein Verhältniß mit widernatürlichen und unlautern Motiven beſtehen!

Lüge und Heuchelei iſt viel weniger eine Wurzel der Menſchennatur, als ein Produkt des Eigennutzes, der Eitelkeit, der Phantaſterei, der Charakter- und Herzensſchwäche, der innern Confuſion. Mögen aber die Sinneswandlungen gründen, worin ſie wollen, ſo ſind ſie doch einmal da.

Selbſt an unſern wirklichen Freunden machen wir in alten Tagen die Erfahrung, daß ſie gleichgültig, materiell oder trivial werden; auch die Freundſchaft bekommt dickes Blut, verliert die Bildkraft und wird fett. Wohl uns dann, wenn ein Keim der Liebe und Achtung für uns vom gütigen Himmel in einen neuen Boden, in ein friſches Menſchenherz geſenkt wird.

Alle übertriebenen Geſchichten und Begeiſterungen nehmen ein klägliches Ende; ganz beſonders iſt dieß aber mit forcirten Freundſchaften der Fall. — Es kann nicht anders ſeyn, den gemachten Illuminationen folgen die Ausnüchterungen. Wir halten es unmöglich im Rauſche aus, der unmäßige Nervenverbrauch rächt ſich durch eine Blaſirtheit, welcher die gefunde Lebensſchwellung fehlt.

Im erſten Stadium einer Bekanntſchaft kehren beide Theile ihre liebenswürdigen und intereſſanten Seiten heraus. Einer ſtreichelt den Andern. Mit der Vertraulichkeit ſchwindet aber die Förmlichkeit, welche ſo manche natürliche Gebrechen und Unarten zudecken mußte. Man ſieht ſich im Negligé wie die Eheleute; der bräutliche Idealismus ſagt uns Lebewohl.

Man kommt auch mit den Genüſſen auf's Ende, die man für unerſchöpflich hielt; man erfährt, daß es für den nüchternen Verſtand, für die geſättigte Begierde und Eitelkeit, für die ermüdete Phantaſie keine Myſterien gibt. Man beginnt ſich alſo zu langweilen, zu prüfen, zu zergliedern und ſich in dem Maße gering zu ſchätzen, als man ſich urſprünglich vergötterte.

Freundſchaft mit eitelm Phantaſten und Enthuſiaſten iſt ein garſtiges Ding von Anfang bis zum Ende. Dieſe Naturen müſſen einen Rauſch und Kitzel haben, wenn ſie ſich amüſirt finden ſollen. Zu dem Ende illuminiren ſie ſich mit unſern Tugenden oder Talenten, und dichten uns auch ſolche an, die wir nicht beſitzen. Sie lieben ſolchergeſtalt viel mehr ihr eigenes Phantaſiebild als unſere mittelmäßige Perſon. Will der Enthuſiasmus nicht recht verfangen, ſo wird die Schmeichelei zu Hülfe genommen. Wehe uns, wenn wir ſie annehmen, und wehe uns, wenn wir ſie zurückweiſen! Im erſten Falle werden wir als eitle Narren verurtheilt, andernfalls dafür gehaßt und geſtraft, daß wir ein falſches Manöver durchſchauten. In allen Fällen nüchtert der Enthuſiaſt von ſeinem Rauſche aus und rächt ſich dann für das Gefühl ſeiner eigenen Falſchheit und Narrheit durch eine Erkaltung, die durch ihre Plötzlichkeit und Uebertreibung eben ſo

Digitized by Google

abſurd ausfällt, als die frühere phantaſtiſche Hingebung und Zärtlichkeit.

Die Feindſchaften, welche aus äußeren Veranlaſſungen, aus Uebertreibungen, aus zu ſtark gefühlten Freundſchaften und Selbſtſchwelgereien mit ihrem darauf folgenden Ekel hervorgehen, werden vergeſſen, wenn die Partner nicht gar zu böshaftig ſind. Wir verzeihen den Leuten, die uns belogen, um unſer Geld gebracht, ja an unſerer Ehre geſchädigt haben; aber ſchlechte Menſchen vergeben und vergeſſen es nie, wenn wir ſie ſelbſt ehrlos, ſchuftig oder lächerlich geſehen, wenn wir Zeugen ihrer Demüthigung geweſen; ob wir ſie herbeigeführt oder nicht, ändert dabei nichts. Endlich lehrt die Naturgeſchichte, daß einem Naturgeſetze zufolge ſich die ungleichen Organiſationen entweder abſtoßen oder anziehen.

Weiber haſſen ſich im Gefühl ihrer Schwäche, und weil ſie ſich gegenſeitig durchſchauen, unverſöhnlicher als Männer; eine Geſchlechtsliebe aber, die ſich in Haß verkehrt, kann auch in Deutſchland wahrhaft diaboliſch ſeyn. Wie die feindlichen Pole der Naturproceſſe ſich noch in der Culturgeſchichte geltend machen, lehrt der Glaubens- und Racenhaß alle Tage auf eine Weiſe, die den Weltfrieden zu einer Chimäre macht.

Im Egoismus und in allen natürlichen Feindſchaften liegt eine unendlich tiefere Naturökonomie und Weltnothwendigkeit, als irgend ein Profeſſor der Ethik und Theologie begreift. Die Menſchenwelt kann eben ſo wenig ohne Egoismus und Feindſeligkeit, als ohne Sympathie, Verleugnung und Liebe beſtehen.

Alles verzeihen und die Leute, nur nicht, daß wir weiter fortſchreiten, während ſie ſtehen bleiben; daß wir etwas geworden ſind durch Arbeit und Verdienſt, während ſie ſelbſt nichts waren, nichts ſind und nichts ſeyn werden als Dutzendſeelen oder abgeſchmackte Originale ohne Genie. — In dieſem Sinne ſagt ſchon Goethe: „Da ich irrte, hatte ich viele Genoſſen.“

Mit der Wahrheit, mit der Erkenntniß der Tugend, dem äußeren Glück ſteht man allein. Das iſt alſo das Entſetzliche am Baum der Erkenntniß, daß er uns unſere Freunde und Blutsverwandte entführt; Kinder entfremden ſich ſogar den Eltern, aber die Mütter nie den Kindern! Das iſt der große Styl der Natur und ihr abſolutes Geſetz.

Um recht eindringlich zu erfahren, wie verläſſig, nobel und herzenstreu die Freunde ſind, muß man ein *Autor* oder *Künſtler* ſeyn. Wenn unſer Werk mit Beifall aufgenommen wird, ſo ſchweigen die lieben Freunde unſern kleinen oder großen Ruhm ganz harmlos todt; falls wir uns aber von der Kritik äſthetiſch beraſpelt, abgeprügelt oder in effigie geköpft ſehen, ſo geht durch den Kreis unſerer verehrlichen Bekannten eine ſtillvergnügte, wiſpernde Geſchäftigkeit, deren Hauptträger und Producenten aus unſern freundlichſten Freunden beſtehen. Handgreiflich ſind die Symptome ihrer Perfidität, ihrer Schadenfreude, und eventuell ihrer Mißgunſt keineswegs; aber wir brauchen nicht zu den Somnambulen zu gehören, um die ſchönen Seelen und ihre tiefſten Sympathien zu verſtehen. Sie bringen eine Schandkritik mit ſcheinbarer Empörtheit zur Sprache; ihre Satisfaktion beſteht aber darin, daß unſer Schimpf unter die Leute kommt.

Es geſchieht wohl, daß wir in unſern losgelaſſenen Humoren ein bischen verunglücken; wenn das aber einem geſcheidten Menſchenkinde begegnet, ſo iſt nichts überflüſſiger hintennach als ein kluger Schulmeiſter oder ſchulmeiſternder Freund, „der uns den Spiegel zeigt.“ Wenn uns dann und wann etwas Närriſches paſſirt, ſo geſchieht es nicht, weil wir's nicht beſſer wußten, ſondern weil eben auch der geſcheidteſte und beſte Menſch nicht in allen Augenblicken und in allen Formen geſcheidt und tugendhaft iſt. Wenn dann unſere ſogenannten Freunde Leute ſind, die uns von Herzen dulden und reſpektiren, ſo werden ſie lieber unſere verſchämten Gewiſſensbiſſe zu ignoriren oder in einem herzlichen Humor zu vertuſchen ſuchen, als daß ſie ſich auf unſere Unkoſten mit ihrer abſonderlichen Weisheit etwas zu gute thun. Der Bauer ſchlägt auf dieſelbe Stelle zweimal, honette Leute begnügen ſich dagegen mit einem leiſen und ſpaßhaften Wink.

Delikateſſe iſt die Grundbedingung aller ſittlichen Verhältniſſe. Liebe und Freundſchaft haben darin ihr Element, ihnen iſt aber das didaktiſche und hofmeiſternde Weſen oder die Methode eben ſo widernatürlich als der Poeſie. Es kommt zwar nichts Geſcheidtes heraus, wenn Freunde und Verlobte einander illuminiren, aber Kritik und Nüchternheit bilden auch nicht den Boden, in welchem Liebe und Glückſeligkeit gedeihen. Brautleute ſollen ſich nicht kritiſiren, ſondern gegenſeitig illuminirt ſeyn.

Freundſchaft kann aufrichtig und ohne Falſch nur unter den *Guten* beſtehen. Die *Böſen* mißtrauen und *verachten* einander nothwendig, und auch die Halbnarren und Halbguten leiden ſich auf die Dauer nicht. Harmonie der Seelen kann doch nicht in verſtimmten oder todten Seelen ſeyn, und die *Geiſter* allein machen harmoniſchen Falls nur eine herzloſe, unmelodiſche, ſtille Muſik.

Die Freundſchaft will Seele und Leib, gleich wie die Muſik ein Inſtrument, auf dem ſie geſpielt wird.

Digitized by Google

Wenn ich des Freundes Antlitz ſehe, muß die Freude von dem meinigen ſtrahlen, eine Freude, die mir von der ſichtbaren Harmonie ſeiner Züge durch die Seele klingt. Seine Augen müſſen gute, liebe Augen ſeyn, aus denen ein „Strom von Gutmüthigkeit“ quillt, wie aus den Augen von Yoriks Mönch.

Geiſtreiche Leute und Denker, die nichts weiter als eben gedankenreich, als ſcharf und tiefſinnig ſind, die alle Gefühle und Ahnungen reflektiren und ohne Reſiduum reforbiren, die für alle Bruchtheilchen einen General-Nenner und für alle elementaren Flüſſigkeiten eine Form parat haben — was ſoll denen die Freundſchaft? Sie haben ja kein überſtrömendes Herz, ſie haben ja Bildung, Charakter und Vernunft!

Wer von einer Freundſchaft Genuß haben will, mag Acht haben, daß er ſich nicht mit Perſonen vertieft, welche der Ehrgeiz oder die leere Phantaſterei zu allerlei Projekten antreibt. Solche Leute beuten die Freundſchaft für ihre großen und kleinen Unternehmungen aus; ihre Unruhe und Haſt theilt ſich den Umgebungen mit und ſchließt jedes Wohlbehagen aus. Wer für eine Perſon Freundſchaft fühlen ſoll, deſſen Seele darf nicht von anhaltenden Sorgen, Befürchtungen und Experimenten verzehrt ſeyn.

Ein italieniſches Sonett auf Platens Grab.

Durch die liebenswürdige Aufmerkſamkeit des um Einführung deutſcher Wiſſenſchaft hochverdienten Univerſitätsprofeſſors Antonio Tari kam uns das nachſtehende Gedicht unter die Augen, das, ſo viel wir wiſſen, in Deutſchland bis jetzt noch unbekannt iſt. Daſſelbe hat zum Verfaſſer Emanuel Giaraca, Profeſſor in Syrakus, der im Jahr 1861 in Neapel ein Bändchen ſeiner graziöſen Poeſien herausgegeben hat.

Al conte
Augusto Platen-Hallermünde,
poeta bavarese.

Questo insigne, amico a G. Leopardi, morì in Siracosa nel 1836, pe' terrori del Cholera, e fu sepolto nella romantica villetta del Cavaliere Mario Landolina Nava, ospite degli stranieri.

An den Grafen
August Platen-Hallermünde,
den bayeriſchen Dichter.

Dieſer berühmte Mann, ein Freund Leopardis, ſtarb 1836 in Syrakus an der Cholera und wurde begraben in der romantiſchen Villa des Cavaliers Mario Landolina Nava, des Gaſtfreundes der Fremden.

Se mi concede il ciel che in pace io giaccia
Sotto questo terren, lunghi dal mio
Gelato suol natio, dove sul labbro
Ogni sospir più fervido s'agghiaccia.

Platen, trad. di G. Leopardi.

E tu, cui dall' immite aere natio,
Dall' aspre rupi e dagli eterni algori
Nel bello italo suol trasse il desio
D'aure piu dolci e d'armonie migliori,

Dormi in questa urna che l'amor d'un pio
Inghirlandava di perenni allori!
Qui l'ardente tuo voto il ciel compio
Ch'era il dormir tra' molli itali fiori.

Dormi in pace, o poeta: a noi straniera
De' pregiati tuoi carmi è l'armonia,
Ornamento gentil de la Baviera.

Pur come un figliuol la patria mia
Ti amó, ti pianse; e ben mostró che vera
Cittadina del mondo è Poësia.

Du, den ſein Land, das bergumſchloſſen wilde,
Wo nie des Nordes rauhe Töne ſchweigen,
Voll holder Sehnſucht trieb hinabzuſteigen
In's ſchöne Reich der Süßigkeit und Milde,

Du ruheſt hier, und wie mit einem Schilde
Umwölbte dich der Freund mit Lorbeerzweigen,
Und alſo ward dein Lieblingsloos dir eigen:
Zu ſchlafen einſt in dieſem Duftgefilde.

Schlaf ruhig, Dichter! Zwar in unſern Landen
Sangſt du dein Lied in unverſtand'nem Tone,
Du, dem die Deutſchen ſo viel Kränze wanden;

Doch hat mein Volk gleich einem theuern Sohne
Geliebt dich und beweint und wohl geſtanden:
Des Dichters Vaterland iſt jede Zone.

Digitized by Google

Literatur.

Die Neuen Nibelungen. Zeitroman, von Ernſt Mevert. Vier Bände. Hamburg, 1864.

(Fortſetzung.)

Das zweite Buch, „Thierepos,“ gibt eine lebendige Schilderung des flotten Studentenlebens in Saalſtadt. Begierig, die langerſehnte akademiſche Freiheit aus dem vollen zu genießen, laſſen nämlich Hermann und ein ihn begleitender Landsmann ſich ſofort in ein Corps aufnehmen, innerhalb deſſen das alte ſtudentiſche Unweſen, wie wir bald darauf erfahren, die Form eines vollſtändig organiſirten Thierſtaats, mit König Nobel an der Spitze, angenommen hat. Duelle, Commerſe, Gelage, Proceſſionen blenden eine Zeitlang die neu eingetretenen Füchſe; allein bald ſtellt ſich ein Gefühl der Leere ein. Es ergeht ihnen wie den Reiſenden im Orient, die mit Ungeduld der Königin des Morgenlandes, dem berühmten Stambul entgegenſehen, das ihnen mit ſeinem Minaretenwald aus dem Duft der Ferne wie eine Mährchenſtadt aus „Tauſend und Eine Nacht“ entgegenlacht, und die ſich arg enttäuſcht finden, wenn ſie in die engen ſchmutzigen Gaſſen der berühmten Weltſtadt eintreten. In Hermanns Seele reift dieſe Enttäuſchung den Entſchluß zu einer gründlichen Umgeſtaltung des Studentenlebens, und inmitten des trüben Pompé mittelalterlicher Jugendbarbarei baut ſich ein Plan zur Erreichung dieſes Zweckes, gegründet auf ſeine Kenntniß der deutſchen Geſchichte, und begeiſterte Phantaſien von der Wiedergeburt des Vaterlandes ſteigen langſam in ſeiner Seele auf. Zuerſt überraſcht er ſeine Mitbrüder in Cereviſ durch den Vortrag eines geharniſchten Liedes: „die Ritter vom Geiſt,“ deſſen volle patriotiſche Klänge frendartig ergreifend in den an andere Töne gewöhnten Räumen der Corpskneipe widerhallen und dem kühnen Sänger manche ernſtere Geiſter unter den Commilitonen näher bringen. Etwas ſpäter erſcheint er bei einem Commers als Capuziner verkleidet und hält den zechenden Genoſſen eine ſatiriſche Strafrede im Styl des Capuziners in Wallenſteins Lager, welche der deutſchen ſtudirenden Jugend zu ernſtlicher Beherzigung anzuempfehlen iſt. So verfließt das erſte Studienjahr und an ſeinem Ende kehren die Füchſe aus dem Thierſtaate zurück in den Stand menſchlicher Burſchen.

Mit dieſer Thatſache beginnt das dritte Buch, „die Metamorphoſe.“ Ein Ferienbeſuch Hermanns bei Herrn von Ammerſtein, einem ſeiner Commilitonen, einer dämoniſch angelegten, politiſch begabten Natur, beſtärkt ihn in ſeinen ſchon früher genährten Ideen. Ammerſteins Vater iſt ein Gutsbeſitzer am Rheine und dort, in der herrlichen blühenden Natur, an den Ufern des ſchönſten deutſchen Stromes, in der freieren Atmoſphäre des ſüdlichen Lebens, faßt das Gefühl der alten Größe und des heutigen Verfalls Deutſchlands unſern Helden mit vorher kaum geahnter Gewalt; nun erſt treten die alten Heroen ſeiner Mährchenzeit, Sigfrid und die andern Helden der Nibelungen an ihrer Spitze, ihm menſchlich nahe. Tiefe Schwermuth erfaßt ihn, indem er des verlorenen Hortes deutſcher Ehre und Macht gedenkt, und voll patriotiſcher Ideen kehrt er nach Saalſtadt zurück, um ſofort Hand an's Werk zu legen und, ſoweit ihm vergönnt iſt, die Auferſtehung Deutſchlands zur Einheit und Freiheit mit vorzubereiten. Sein Plan iſt die Begründung einer auf dem Prinzip politiſcher Bildung und Thätigkeit zu erbauenden allgemeinen Studentenſchaft. Unmittelbar nach ſeiner Rückkehr beruft er einen „Seniorenconvent“ der verſchiedenen ihm bekannten Corps und ſetzt vor demſelben ſeine Ideen in begeiſterter Rede auseinander. Allein er findet wenig Anklang. Am eifrigſten opponirt ihm der Pommer Herr von Strauß, das Ideal des feudalen Junkers und Corpsburſchen. Die Discuſſion erhitzt ſich zum Streite, der Streit endlich culminirt in der Herausforderung des Pommern durch Hermann zu einem Duell mit Piſtolen. Da man einen verhängnißvollen Ausgang fürchtet, und fernere unglückliche Folgen für die Ueberlebenden vermeiden will, ſo wird verabredet, daß jeder der Combattanten einen Brief zurücklaßt, worin er ſeine Abſicht kundgibt, ſein Leben durch Selbſtmord zu enden. Das Duell findet ſtatt und der Pommer fällt tödtlich getroffen durch den erſten Schuß ſeines Gegners. Die Scene, welche dieſer Kataſtrophe folgt, ſteht voran unter den ergreifendſten, trefflichſt geſchilderten des Romans. Hermann ſteht, während Secundanten und Aerzte auf den Sterbenden zuſtürzen, eine Weile betäubt. Dann, wie aus einem Traume erwachend, kniet er an der Seite des Todten nieder. Mit milder und feſter Stimme beklagt er ſeinen Fall, doch es ſoll nicht an der Sühne fehlen. Denn hier, an der Seite des blutenden Leichnams, des Vertreters der Vergangenheit, gelobt er, ſein Blut und Leben einer beſſeren Zukunft zu weihen, zu leben und zu ſterben für die Einheit und Freiheit des Vaterlandes. Alle Umſtehenden, von dem feierlich begeiſterten Ernſt des Augenblicks unwiderſtehlich mit fortgeriſſen, wiederholen wie aus Einem Munde den Schwur Hermanns: für das Vaterland zu leben und zu ſterben. Ein allgemeiner Convent der Verbindung wird in den nächſten Tagen berufen, die Feudalpartei wird überſtimmt, die Majorität des Corps vereinigt ſich mit den gleichgeſinnten Mitgliedern der Burſchenſchaft und kurz

Digitized by Google

darauf, faſt gleichzeitig mit dem Ausbruch der Pariſer Februarrevolution, conſtituirt dieſe neue Geſellſchaft ſich als den Bund der „Neuen Nibelungen," mit Hermann als ihrem erſterwählten Präſidenten und Führer.

Außer Hermann, dem ſchon genannten Ammerſtein und dem Erzähler des Romans (der ſich beiläufig erſt im vierten Bande durch den Namen Stern als von dem Autor verſchieden zu erkennen gibt) ſtehen an der Spitze des Bundes die ehemaligen Burſchenſchafter Volland, Friese und Hagen und die Corpsburſchen Reinhardt, Rollerſen, Tülyow und Braun. Nur die letztgenannten Perſönlichkeiten treten im weiteren Verlaufe des Romans als individuell charakteriſtiſche Figuren auf; von Volland und Friese werden wir nichts als ihr heroiſches Ende zu erwähnen haben. Allein die nächſte Aufgabe iſt nun, neue Bundesgenoſſen zu werben, und ſchon rüſten ſich die Helden der Nibelungen zu dieſem Zwecke, als die Kunde vom März-aufſtand in der preußiſchen Hauptſtadt ſie erreicht und alle dem Rufe ihres Führers nach Berlin folgen. Die Darſtellung des Kampfes jener Nacht des achtzehnten März, an dem ſie Theil nehmen, iſt unſerer Meinung nach das poetiſch Gelungenſte, was in dieſer Sphäre geleiſtet werden kann. Für die Entwicklung des Romans iſt von Wichtigkeit das Wiedererſcheinen Ulrichs von Rollenſee, des früheren Schulkameraden Hermanns und Sterns, der als preußiſcher Gardelieutenant eine von den Nibelungen vertheidigte Barrikade mit ſtürmender Hand erobert. Ein alter Thierarzt, Namens Reimer, fällt unter ſeinen Streichen. Ammerſtein ſpringt hinzu, den Fall des Alten zu rächen, wird jedoch aufgehalten durch die geiſterhafte Erſcheinung der Tochter des Gefallenen, Leonore Reimer, deren Geſchichte, obgleich ſie erſt ſpäter als Epiſode erzählt wird, wir zum beſſeren Verſtändniß der folgenden Begebenheiten hier in der Kürze einſchalten. — Ulrich von Rollenſee hat ſie, eine poetiſch begabte, ſenſitive Natur, glänzend und eigenartig ebenſoſehr durch ihren Geiſt als ihre Schönheit, mittelſt einer falſchen Heirathsceremonie getäuſcht, die ihm Vertrauende entehrt, ſie dann verlaſſen und ihren Bruder, Ammerſteins Freund, der die Unſchuld der Schweſter an dem Verführer zu rächen eilt, im Duell getödtet. Schon halb geiſtesverwirrt, gebiert ſie ein todtes Kind und verläßt ihr Schmerzenslager als Wahnſinnige, erfüllt von der fixen Idee, daß ſie geſtorben, aber aus dem Reiche des Todes ins Leben zurückgekehrt ſey, um den treuloſen Geliebten als rächendes Gewiſſen durch's Leben zu begleiten und zu verfolgen. So erſcheint ſie an ſeiner Seite in jener Märznacht und ſo finden wir ſie ſpäter in Dänemark und auf der Arburg wieder. Ihre Geſtalt iſt, abgeſehen von gelegentlichen Unwahrſcheinlichkeiten des Details, poetiſch gedacht und geſchickt gezeichnet. — Indeß erſchallt ſchon von einer andern Richtung ein Kampfruf an das kleine Nibelungenheer. Der Freiheitskampf iſt auch in Schleswig-Holſtein ausgebrochen und ein Brief des Bundesmitgliedes Reinhardt, eines Schleswigers, der ſich ſpäter als Verwandter der Rollenſees enthüllt, ſetzt die Nibelungen nach Schleswig-Holſtein zu in Bewegung. Ammerſtein und andere brechen ſofort auf. Hermann und Stern reiſen zunächſt zur Beſchaffung der nothwendigen Ausrüſtung in ihre Lüttenburgiſche Heimath.

Sie treffen in Lüttenburg eben zu der Zeit ein, wo auch das Volk dieſes Großſtaats ſeine Revolution macht, und die mit vielem Humor, obſchon ſtellenweiſe zu umſtändlich ausgeführte Beſchreibung dieſes Sturms im Waſſerglaſe bildet den Schluß des Buches der „Metamorphoſe." Das vierte, „das Epos" betitelte Buch, das umfangreichſte und inhaltvollſte, beginnt mit einem poetiſchen Gruße an Schleswig-Holſtein und der Fahrt Hermanns und Sterns nach dem Kriegsſchauplatze. Das Treiben der Freiſchaaren, denen ſie unterwegs begegnen, der bunte Wirrwarr in Rendsburg, dem allgemeinen Rendezvous der aus allen deutſchen Gauen herbeieilenden Volkskämpfer, bietet wieder Gelegenheit zu einer Reihe von lebensvollen humoriſtiſchen Schilderungen, die dem Autor beſonders leicht und glücklich aus der Feder fließen und mit Abzug der ſchon gerügten burſchikoſen Auswüchſe alles Lob verdienen. Nicht minder gelungen iſt die Schilderung der Zuſtände in Schleswig, die Schilderung der Kämpfe, an denen das allmählig ſich wieder zuſammenfindende Nibelungenheer theilnimmt.

Im Laufe eines Gefechtes tritt eine andere bedeutungsvolle Charaktergeſtalt auf, ein däniſcher Offizier, Veit von Benzow, in dem wir etwas ſpäter einen Verwandten Reinhardts, Rollerſens und Rollenſees in Lükeburg entdecken. Anſcheinend von Mitleid bewegt, bietet er dem verwundeten Ammerſtein ſeine Feldflaſche, zieht dieſelbe aber höhniſch von den Dank ſtammelnden Lippen des halb Verſchmachteten zurück und verſetzt ihm mit den Worten: „Stirb, deutſcher Hund!" eine neue Wunde. Ammerſtein indeß entkommt dem Gemetzel und ſchwört dem ehrloſen Unmenſchen blutige Rache. Eine zweite, und zwar eine der beſtgezeichneten Geſtalten des Romans, mit der wir ebenfalls hier zuerſt bekannt werden, iſt die Schweſter jenes Veit von Benzow, Helene, eine junge, ſchöne, intrigante, geiſtreiche, bezloſe Coquette, mit deren Hülfe Reinhardt, ihr Vetter, von einem däniſchen Gefangenenſchiff entkommt und auf deren Bekanntſchaft bei einem bevorſtehenden Beſuch in Sundewitt er ſeine Freunde durch die Erzählung ſeiner Flucht vorbereitet. Dieſe letzteren haben ſich inzwiſchen dem Adoſſeriſchen Freiſchaarencorps angeſchloſſen und ſind tapfer kämpfend bis nach Jutland hinauf gedrungen. In Kolding begegnen ſie dem dort ſtationirten Ulrich von Rollenſee und der phantaſtiſchen Geſtalt Leonore Reimers, die als rächender Engel dem treuloſen Verführer weiter und weiter gefolgt iſt. Ammerſtein, ihr alter Beſchützer und Freund, fordert ihn auf Leben und Tod; allein Rollenſee, in einem andern Duell verwundet, wird in aller Eile zu beſſerer Verpflegung nach Flensburg transportirt und verſchwindet wieder aus unſerem Geſichtskreiſe. In Folge des Vordringens der regulären deutſchen Truppen werden indeß die Freiſchaaren immer mehr bei Seite gedrängt, ſo daß die Nibelungen, gekränkt durch die ihnen

Digitized by Google

widerfahrene ſchnöde Behandlung, mit dem Reſte ihres Corps nach Süden zurückziehen. Es kommt nun zu dem eben erwähnten Rendezvous, auf einem im Sundewitt gelegenen Gute Reinhardts, und mit Helene, „dem Fröken von Benzow," „der Blitzhaſe," erſcheint zugleich, zur höchſten Ueberraſchung der Freunde, Gerhardine von Rollenſee, Hermanns Geliebte von der Arburg. Die Benzows waren die Verwandten, zu denen ſie damals, nach Entdeckung ihres Liebesgeheimniſſes, entfernt wurde. Kein Zeichen des Andenkens iſt ſeitdem zwiſchen den Liebenden gewechſelt, aber ſchon der erſte Moment des Wiederſehens zeigt, daß ihre Liebe nicht erloſchen iſt. Es iſt eben um die Zeit der erſten Belagerung Düppels. Der von dorther dröhnende Kanonendonner ſchallt nach Reinhardts Landſitz hinüber und erregt von Neuem die Kampfbegier der Nibelungen. Sie eilen hinaus und nehmen an einem blutigen Gefechte Theil — Hermann wird ſchwer verwundet. Man trägt ihn Abends zurück nach Reinhardts Gute, und bei dem Anblick ſeiner wie entſeelt ausgeſtreckten Geſtalt bricht der Strom der lange gewaltſam gebändigten Leidenſchaft mächtig und großartig aus Gerhardinens Seele hervor. Alles andere vergeſſend, ſtürzt ſie an ſeiner Seite nieder, ſeine Hände und ſein Geſicht mit glühenden Küſſen und Thränen bedeckend. Für ſich allein verlangt ſie die Pflege des Verwundeten, und ſtillſchweigend ehrt man ihre Rechte; denn von dieſem Augenblick an handelt und erſcheint ſie, ohne daß ein Wort von Liebe über ihre Lippen gekommen iſt, als Hermanns Verlobte. Die Geneſung des Helden geht langſam von ſtatten; auch wird ſein Leben mehr als einmal durch die Nachſtellungen der Dänen bedroht. Allein die auftauchenden Gefahren werden eine nach der andern durch Liſt, Ausdauer und Kühnheit abgewehrt. Er kann endlich ſein Lager wieder verlaſſen, und ein heiteres, idylliſches Leben im Freien, im Walde und den Feldern an der Meeresküſte des Sundewitt beginnt. Obendrein fehlt es nicht an einem andern mitgenießenden Liebespaar, denn Reinhardt iſt in den Netzen der ſchönen Sirene von Benzow, der „Blitzhaſe," gefangen. Aber ach! die ſtörenden, verhängnißvollen Mächte ſind nicht mehr fern. Es kommt zum Beſuch von Alſen her der rothhaarige, falſche, griesgrämige Däne Veit von Benzow, deſſen erſtes Auftreten ſchon wie ein Mehlthau die Blüthen heiterer Geſelligkeit in dem befreundeten, liebenden Kreiſe in ihrer Entfaltung ſtört. Bald erkennen wir in ihm den grimmigen Nebenbuhler Hermanns, und auch der Nibelunge Rollenſen, der bis dahin, um Hermanns willen, eine geheime Neigung für Gerhardine bekämpft hat, wird durch Benzow zu tiefer, ingrimmiger Feindſchaft gegen ihn umgeſtimmt. Als Gerhardine Benzows wiederholte Annäherungen ſtolz zurückweiſt, ſchickt dieſer ihrer adelſtolzen Mutter auf der Arburg einen anonymen Warnbrief, voll von freundſchaftlichem Bedauern über die Abwege, auf welche ihre Tochter gerathen, da ſie ihre Familie entehre durch die Pflege verwundeter Freiſchärler. Dieſer Brief thut die erwünſchte Wirkung: die Mutter beſtellt Gerhardinens ſofortige Rückkehr. Gerhardine gehorcht; allein völlig im Klaren über den Urheber des mütterlichen Befehls, verweigert ſie die Begleitung Benzows, wählt vielmehr zu ihren Begleitern Rollenſen und ihre Couſine Helene. Reinhardt hat inzwiſchen in dem Dänen Benzow jenen Offizier wieder erkannt, der in dem Gefechte bei Bau ihm und Annemarken (der letztere iſt auf einer Reiſe in Frankfurt abweſend) mit der oben beſchriebenen Unmenſchlichkeit begegnet, und die obendrein ſchon gereizte Stimmung führt zu heftigen däniſch-deutſchen Discuſſionen, dieſe zu einer Forderung auf Piſtolen zwiſchen Benzow und Reinhardt. Das Duell ſoll früh Morgens am Strande des Sundewitt ſtattfinden. Aber die Freunde ſind zeitig am Platze und entdecken in dem von Alſen herankommenden Boot nicht Benzow und ſeine Secundanten, ſondern eine Compagnie „tapperer Landſoldaten," offenbar beſtimmt, die deutſchen Freiſchärler aufzuheben. Entrüſtet über die Eiendigkeit dieſes Verrathe, beſchließen die Freunde, die Auftiftier zu beſtrafen. Rollenſens Vater ſoll Benzow eine Weile hinhalten, indeß Reinhardt von dem nahen Glücksburg eine Compagnie ſchleswig-holſteiniſcher Jäger herbeiholt. Dieß geſchieht. Nur kommt Reinhardt zu ſpät zurück; denn die Dänen ſind, nachdem ſie den alten Rollenſen als Gefangenen mit fortgeſchleppt, ſofort wieder nach Alſen aufgebrochen, nichts zurücklaſſend, als den zerſtückten Leichnam des treuen Hundes, der ſich der Gefangennehmung ſeines Herrn widerſetzte.

(Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Stimmung. — Der künftige Politiker und der künftige Mediciner. — Amtliche Geſundheitsberichte. — Die Brutuſſe. — Paramblatorb.

Wiederum eine Drehung des Kaleidoſkops: Kampf und Sieg an der Stelle des Waffenſtillſtands und der Conferenz. Daß die Conferenz „ohne Baſis und ohne Programm“ ins Waſſer fallen würde, hatten wir jedoch erwartet, und der neue Scenenwechſel hat uns darum nicht überraſcht. Wir ſind hier in Bezug auf den Krieg nachgerade ziemlich gleichgültig geworden. Nicht einmal die Einnahme der Inſel Alſen vermochte uns aus unſerem Nil-admirari-Phlegma aufzurütteln. Und das hat ſeine guten Gründe. Düppel war eine harte Nuß, die nicht aufgeknackt werden konnte, ohne daß Mancher ſich die Zähne ausbiß; aber Alſen war ſchon aufgeknackt, als man die Hand darnach ausſtreckte; und wir wundern und höchſtens, daß man die Hand nicht früher ausſtreckte. Ueberhaupt legen wir dem Krieg jetzt keine ſonderliche Wichtigkeit mehr bei. Das kleine Dänemark zu überwinden, iſt keine ſchwierige Aufgabe für das große Deutſchland, zumal die Hauptarbeit bereits vollbracht iſt. Eine deſto ſchwierigere Aufgabe iſt die Wahrung der Intereſſen Deutſchlands im Norden, und dieſe Aufgabe — das ſehen wir Alle ein — wird nicht durch Schlachten gelöſt. Statt nach dem Kriegsſchauplatz blicken wir deßhalb nach den Cabineten, in die Kammern und auf den Marktplatz und beobachten, freilich mit ſehr weit auseinandergehenden Wünſchen, das verwickelte Spiel der Diplomatie, ſuchen im chaotiſchen Durcheinander der Volksſtimmen die Volksſtimme zu erkennen. Allerdings, handeln wäre beſſer, als beobachten und horchen. Doch wir Berliner ſind ja auch Deutſche.

Profeſſor Virchow, der es müde geworden zu ſeyn ſcheint, über die „Noth der ſchweren Zeit“ (mit allen Variationen) zu jammern, hat dieſer Tage einmal etwas Praktiſches in Angriff genommen, und merkwürdigerweiſe nicht auf dem Gebiete der Politik, ſondern der Medizin. Es liegt eine feine Ironie des Schickſals darin, daß der berühmte Gelehrte, der als politiſcher Dilettant ſo heftig gegen den Ausdruck: künftige Politiker, eiferte, ſeinen erſten praktiſchen Anlauf als „künftiger“ Mediciner machen mußte. Das Sprüchwort: Schuſter bleib bei deinem Leiſten, hat doch manches für ſich, und Herr von Bismarck ſprach in ſeinem vielgeſchmähten Satz von den „künftigen Politikern“ eine tiefe Wahrheit aus. Nur dürfen wir den Ausdruck „künftig“ nicht zu künftig auffaſſen. Eine abgeſchloſſene Zunft ſollen die Politiker nicht bilden — das meinte auch Bismarck nicht; im Gegentheil, jeder Menſch ſoll ein Politiker ſeyn, aber es iſt ein Unterſchied zwiſchen Politik und Kannegießerei, und wie der Schuhmacher ſein Handwerk gelernt haben muß, ſo auch der Politiker. Der Kannegießer braucht natürlich nichts von Politik gelernt zu haben; nein, er darf ſogar nichts gelernt haben, ſonſt wäre er kein Kannegießer. Um zu wiſſen, daß Einen der Schuh drückt, dazu hat man nicht nöthig, einen Schuh machen zu können; um zu wiſſen, wo Einen der Schuh drückt, muß man ſich ſchon auf die Schuhmacherei etwas verſtehen, und die wenigſten Menſchen kommen bekanntermaßen dahinter, wo eigentlich der Schuh ſie drückt. Wenn es ſich nun aber gar darum handelt, einen Schuh zu bekommen, der uns nicht drückt, dann müſſen wir einen richtigen Schuhmacher haben, oder doch einen Mann, der das Handwerk richtig gelernt hat. Mit der Politik iſt es genau daſſelbe. Der Kannegießer weiß, daß der politiſche Schuh drückt. Um zu wiſſen, wo der politiſche Schuh drückt, muß man ſchon von der Politik etwas verſtehen. Aber politiſche Schuhe machen, die nicht drücken, die uns gut ſitzen und unſere fortſchrittlichen Füße in der Bewegung nicht hemmen, das kann nur der gelernte, der praktiſche, oder, wie Herr von Bismarck es nannte, der „künftige“ Politiker. Ach, hätten unſere unzünftigen Politiker, Herrn von Virchow mit eingerechnet, ein klein Bischen „Zunftverſtand“ gehabt, der Schuh würde ſie und uns jetzt nicht ſo arg zwicken! Schlechte Leute und gute Muſikanten machen beſſere Muſik, als gute Leute und ſchlechte Muſikanten; und die ſchlechten Leute und guten Politiker heben in unſerer böſen Welt die guten Leute und ſchlechten Politiker regelmäßig aus dem Sattel. Darum wollen wir Alle gute Politiker werden, ſo daß die ehrſame Zunft der Politiker jeden Staatsbürger in ſich begreift und dadurch aufhört eine Zunft zu ſeyn. Bis wir ſo weit ſind, wird das kleine Häuflein der zünftigen Politiker, welche Herr von Bismarck im Auge hatte, die Welt führen: gerade führen, krumm führen, vorwärts führen, rückwärts führen, an der Naſe führen, ganz wie es ihnen beliebt. — Doch ich wollte von dem praktiſchen Anlauf des Herrn Virchow reden. In einer der letzten Sitzungen der Stadtverordnetenverſammlung ſtellte dieſer gute Mediciner und ſchlechte, zum mindeſten zweifelhafte, Politiker den in ſein Fach einſchlagenden, folglich „künftigen“ Antrag, „die Communalärzte zur Erſtattung regelmäßiger Berichte über ihre ärztlichen Erfahrungen zu veranlaſſen.“ Die Berichte ſollen monatlich erſcheinen und am Schluß des Jahres zu einem erſchöpfenden, allgemeinen Bericht verarbeitet werden. Zweckdienlicher wäre es ohne Frage, wenn die Berichte, wie in London, wöchentlich erſchienen, doch monatlich

Digitized by Google

Berichte sind besser, als gar keine. Es versteht sich von selbst, um praktischen Nutzen zu haben, müssen die Berichte auch praktisch abgefaßt und dem großen Publikum zugänglich gemacht werden. Letzteres ist ein wesentliches Erforderniß. Wären die Berichte ausschließlich für Aerzte und Statistiker bestimmt, so würden sie zwar unstreitig der Wissenschaft reichliches Material liefern, allein der Hauptzweck wäre verfehlt: dem Laien Einsicht in die Gesundheitsgesetze zu verschaffen, ihm die Quellen der Krankheiten zu enthüllen und zu zeigen, von welchen Bedingungen das körperliche Wohlbefinden des Individuums und der Gemeinde abhängt. Ich trenne das Individuum von der Gemeinde, weil der Einzelne sich nicht immer den bedingenden Einflüssen seiner Umgebung entziehen kann. Was den Inhalt der Berichte betrifft, die durchaus populär, Jedem verständlich geschrieben seyn müssen, so ist mit todten Ziffern natürlich nicht gedient. Die Zahlen müssen belebt werden. Die einzelne Zahl sagt nichts; sie wird erst durch die Zusammenstellung mit andern Zahlen beredt, die zum Vergleichen und folglich zum Denken zwingen. Die einfache Thatsache, daß in einem gewissen Zeitraum so und so viel Menschen erkrankt, gestorben sind, ist nicht im geringsten belehrend. Wird aber daneben gesagt, wie viel Menschen mehr oder weniger in dem gleichen Zeitraum unmittelbar vorher erkrankt, gestorben sind, wie sich die Zahl der Krankheits- und Todesfälle zur Durchschnittszahl verhält, dann beleben sich die todten Ziffern, sie kommen in Bewegung und sprechen zu uns. Wir erkennen, daß wir nicht die Sklaven eines eisernen Fatums sind, welches für einen bestimmten Zeitraum eine bestimmte Zahl von Menschen zum Krankseyn, zum Tod verurtheilt hat. Und mit dieser Erkenntniß ist schon viel gewonnen. Doch nicht genug. Es gilt noch, die natürlichen und künstlichen Ursachen zu entdecken, aus denen die Schwankungen des Gesundheitszustandes hervorgehen. Kein Mittel ist aber geeigneter, dem Volk diese Ursachen klar zu machen, als derartige Berichte. Dieselben sollten deßhalb außer den nöthigen statistischen Zahlen passende Notizen über die Witterungsverhältnisse geben und, wie es in London geschieht, die örtlichen und individuellen Gründe der Erkrankungen constatiren, wo sich solche Gründe nachweisen lassen. Den Wirkungen der Witterungsverhältnisse können wir uns allerdings nicht ganz entziehen, aber doch zum Theil. Wenn wir z. B. aus dem Bericht ersehen, daß feuchtes Wetter oder Ostwind Leuten von unserem Alter gefährlich ist, so werden wir zu einer Vorsicht ermahnt, die uns vielleicht das Leben rettet. Dagegen die künstlichen Krankheitsursachen sind stets unter unserer Controle. Mit allgemeinen Regeln und Vorschriften wird da nichts ausgerichtet. Die Lehre muß sich an das Beispiel knüpfen und unermüdlich wiederholt werden. Wiederholung ist der Tod der Phrase, aber die mächtigste Waffe der Wahrheit.

In Berlin gibt es eine zahlreiche Klasse von Spießbürgern, die jeden Angriff auf die pestilenzialischen Rinnsteine und auf sonstige Abscheulichkeiten für einen Angriff auf die Gemeindefreiheit erklären, denen Gestank und Gemeindefreiheit identisch sind. Der literarische Vorkämpfer dieser Klasse, von der auch an andern Orten Exemplare vorhanden seyn dürften, hat sich das klassische Pseudonym Junius Brutus beigelegt, und bricht in den Spalten der „Spener'schen Zeitung“ Lanze um Lanze für den alten Schleudrian. Doch ein Tropfen höhlt zuletzt den härtesten Stein aus; selbst durch den Schädel eines Junius Brutus sickert zuletzt die Wahrheit. Wenn unser Brutus Monat für Monat in einem amtlichen Aktenstück liest, daß die Häuser, in welchen die Masern, das Nervenfieber und andere Fieber solche Verwüstungen anrichten, schlecht ventilirt sind und eine giftshauchende Müllgrube haben (wo der Abfall hingeworfen wird), schlimmerer Dinge nicht zu erwähnen; daß die Straßen, in denen eine besonders hohe Sterblichkeit herrscht, sich durch besonders übelriechende Rinnsteine und Schlammpfützen auszeichnen — denn das kommt in der Hauptstadt des Intelligenzstaats vor — da mag Brutus sich noch so häufig vorgeredet haben, der Gestank sey eine Bürgschaft der Freiheit und überhaupt alles Guten; sein Glaube wird nach und nach wankend, der Wurm des Zweifels benagt ihn. So oft unser Brutus die Düfte in seinem Haus riecht, so oft er die Schlammpfütze vor der Thüre erblickt, steigt der Gedanke an Masern, Nervenfieber und andere Fieber vor ihm auf; er fängt an zu begreifen, daß ein fataler Zusammenhang zwischen Gestank und Krankheit besteht, und schließlich des Widerstands müde streicht er de- und wehmüthig vor der Wahrheit die Flagge. „Auch du Brutus!“ Junius Brutus ist bekehrt, und statt in der „Spener'schen Zeitung“ Jeden anzuschwärzen, der eine empfindliche Nase hat und Gemeindereformen im Interesse der öffentlichen Gesundheit wünscht, wird er sich kühn den verwegenen Neuerern zugesellen, und Schulter an Schulter mit ihnen gegen seine ehemaligen Götzen zu Felde ziehen. Ach, ich weiß, leicht ist es nicht, diese Brutusse zu bekehren. Es erfordert viel, viel Zeit, viel, viel Mühe. Aber das steht fest, die amtlichen Gesundheitsberichte, wenn zweckmäßig verfaßt, würden das Bekehrungswerk trefflich fördern, und ich will daher hoffen, daß der Plan des Herrn Virchow von den noch unbekehrten Brutussen nicht in der Geburt erstickt werde.

Wie mächtig die Brutusse sind, das hat unser Oberbürgermeister Seydel zu seinem Schaden erfahren. Mit was für prächtigen Entwürfen trat er in sein Amt ein! Ein kleiner Joseph II., wollte er Irrthum, Dummheit, Spießbürgerei, Mißbräuche aus dem Gemeindewesen wegfegen, Berlin zu der schönsten und gesundesten Stadt der Welt, die Berliner zu freien, kräftigen, sich selbst regierenden Gemeindebürgern machen. Nun, dem kleinen Joseph ist es ergangen, wie weiland dem großen. Bei jedem Schritt stieß er an die Wand der Vorurtheile, fuhren ihm die Kröter in die Waden, schrieen die Brutusse Zeter. Eine Zeit lang versuchte er mit dem Kopf durch die Wand zu rennen, ohne sich um die keifenden Brutusse und die bissigen Kröter zu bekümmern; allein vor einigen Tagen riß

Digitized by Google

ihm doch die Geduld, er ließ ſich zu einem übereilten Streich fortreißen, er ſetzte einen Gemeindebeamten ab, nachdem er wegen einiger Papiere, deren Herausgabe derſelbe verweigerte, eine Hausſuchung bei ihm angeordnet hatte, und jetzt haben ihn die Bruttuſe in ihrer Gewalt. Entweder muß er ſich ihnen auf Gnade und Ungnade ergeben, oder er muß ſeinen Platz räumen, denn ein offener Krieg wäre hoffnungslos. Dieſe Kriſe in unſerem jungen Gemeindeleben iſt wirklich beklagenswerth.

Inzwiſchen werden wir hier ſtets großſtädtiſcher, „kommen dem Londoner Ideal immer näher," nur leider nicht in den wichtigen und richtigen Punkten. Das Räuſpern und Spucken wird eben leichter abgeguckt, als das Genie, der Geiſt. Während wir auf dem Feld des Gemeindelebens gar traurig hinter dem Muſter zurückbleiben, haben wir die Pferderennen eingeführt, einen „Tattersall" gegründet, und ſind gegenwärtig damit beſchäftigt, die „wandelnden Straßenannoncen" bei uns einzubürgern. Vorgeſtern ſah ich eine ganze Proceſſion der letzteren unter den Linden; die Straßenbuben groß und klein erlaubten ſich aber ſo handgreifliche Witze über die Neuerung, daß ihr eine ſehr dornenreiche Zukunft zu prophezeien iſt. Auch die Perambulators, jene Marterwerkzeuge für die Kinder, welche hineingepackt, und für die Erwachſenen, denen ſie auf dem Trottoir über die Füße gerollt werden, fängt man an aus London hieher zu ſchaffen, und zwar kauft man, wie es ſcheint, die Exemplare auf, welche dort vor dem Sturm der öffentlichen Entrüſtung in die Trödlerladen geflüchtet werden mußten. In London darf ſich nämlich ſeit Jahren kein Perambulator mehr auf der Straße zeigen, nicht als ob die Polizei es verboten hätte, ſondern weil das Publikum dieſen unſeligen Maſchinen Tod und Verderben geſchworen hat. Und nun bringt man ſie nach Berlin!

Die königlichen Theater ſind jetzt geſchloſſen; aber in den Privattheatern wird trotz der Abweſenheit der „Welt" fortgeſpielt, und es fehlt uns alſo nicht an Bühnenunterhaltung. Für die Opernliebhaber iſt ſogar der Quantität nach beſſer geſorgt, als in Zeiten der Saiſon. Statt Einer Oper haben ſie drei — freilich Ferienopern. — Herr Fricke, von deſſen Abenteuern in London ich Ihnen ſchrieb, hat ſich ſchließlich doch mit Napleſon ausgeſöhnt und iſt in Ihr Majeſtät mit vielem Beifall aufgetreten.

Unſere beiden Reklamenrieſen haben neuerdings entſchiedenes Unglück. Daß und wie der Stern des Kräuterliqueurs Daubitz verdunkelt wurde, wiſſen Sie. Noch ſchlimmer iſt es dem Malzextrakt Hoff ergangen. Er hat einen furchtbaren Nebenbuhler gefunden, in der Perſon ſeines ehemaligen Braumeiſters, der die berühmte Waare genau zur Hälfte des Normalpreiſes ausbietet. Mit des Schickſals Mächten iſt kein ewger Bund zu flechten.

Genf, Juni.

Der St. Medardustag. — Schnee im Juni. — Rückblick auf das Calvinjubiläum. — Zur Kritik der Lebensgeſchichte des Reformators.

„Man ſoll den ſchönſten Tag nicht vor dem Abend loben" — und den ſchönſten Lenz am Genfer See nicht vor dem St. Medardustage. Das wird mir wieder recht lebhaft in's Gedächtniß gerufen, wenn ich heute meinen letzten Brief vom Mai in dieſen Blättern finde und mit der dort gepriefenen Frühlingspracht das Weltuntergangswetter vergleiche, welches wir im zweiten Viertel des laufenden Monats im ſchweizeriſchen Alpenlande zu überſtehen hatten. Pancratius und Servatius, die wunderlichen Heiligen, waren glücklich vorübergegangen; das kalte Wetter in der zweiten Hälfte des Mai hatte in der Schweiz wenig Schaden angerichtet und nur einige höher gelegene Gegenden am Genfer See waren ſtrichweiſe von leichten Nachtfröſten, heimgeſucht. So ſchienen denn alle Klippen glücklich umſchifft, der ſichere Hafen eines ſchönen Sommers in Ausſicht zu ſtehen. Noch aber war der Medardustag, die auf die Charybdis des Pancratius folgende Scylla unſerer Landleute, zu überwinden, und die klugen ſavoyiſchen Bauern ſchüttelten bedenklich die Köpfe und erinnerten an die alte Wetterregel:

S'il pleut le jour de St. Médard,
Le tiers des biens est au hasard,

wenn die Städter allzufrüh den prachtvollen Stand der Felder, Wieſen und Weinberge prieſen und ſich ſchon im voraus auf billige Preiſe der Lebensmittel freuten. Der gefürchtete Heilige kündigte denn auch ſein Herannahen ſchon am 7. Juni durch ein tobendes Hagelwetter an, welches von Weſt nach Oſt, vom Genfer See bis an den Bodenſee über die Schweiz verheerend dahinfuhr. Hier in Genf hatten die Schloßen die Größe von Haſelnüſſen, allein ſchon wenige Stunden weiter fand man Hagelkörner bis zu der Größe eines Hühnereies. Am furchtbarſten wüthete das Wetter in den Cantonen Waadt und Neuenburg längs

Digitized by Google

des Jura, wo beſonders die Weinberge ſehr gelitten haben. Der Mehrbetrag ſelbſt brachte dann eilfigen Regen, der auch noch die beiden folgenden Tage anhielt. Eine tröſtende Clauſel, welche die Bauernweisheit jenem Spruch angehängt hat, lautet zwar:

A moins que la St. Barnabé
Ne vienne lui couper le pied.

Allein der beſagte Tag, der 11. Juni, blieb ſo zweideutig wie ein Ausſpruch des delphiſchen Orakels. Jedenfalls war es ein eigener Anblick, als wir am Morgen, nachdem ſich die Wolken ein wenig verzogen, einen großen Theil ſchon der benachbarten ſavoyiſchen Gebirge, wie z. B. den etwa 5000 Fuß hohen Môle, wieder in den winterlichen Schneemantel gehüllt ſahen. Auch die folgenden Tage brachten noch Schnee in Menge in den Alpen. Grindelwald war wieder in den Winter zurückgeworfen; im Ormontthal im Waadtland lag der Schnee anderthalb Fuß hoch und in vielen Gegenden mußte das Vieh aus den höheren Regionen wieder in die Thäler zurück getrieben werden, da z. B. namentlich im Berner Oberland noch ſehr wenig zur Unterbringung der Kühe für ſolche Fälle gethan iſt. Auch Ueberſchwemmungen haben großen Schaden angerichtet. So ſtand das Berner Seeland, die Gegend nördlich vom Murtener bis zum Neuenburger See, faſt ganz unter Waſſer, und bei Bern ſelbſt war die Aar ausgetreten. Auch die Rhone hatte einen ungewöhnlich hohen Waſſerſtand erreicht, ſo daß ſie in einigen Gegenden ihres Thallaufs in Frankreich über die Ufer trat und Felder und Wieſen verwüſtete. Erſt mit dem 18. Juni ſcheint dieſe eigenthümliche Witterungsperiode, die einem vollkommenen Rückfall in den April zu vergleichen war, überwunden und nun endlich der wirkliche Sommer heranzunahen. Es iſt das auch für die bereits zahlreich eintreffenden Fremden ſehr zu wünſchen, denen namentlich in den Alpenthälern, in Interlaken und Ghamounb, der ſtarke Schneefall einen ranziſchen Schrecken einflößte, ſo daß Wirthe und Penſionsgeber ihre ganze vielgewandte Beredtſamkeit aufbieten mußten, zu tröſten und zu beſchwichtigen. Seit einigen Tagen hat der Touriſtenzug bedeutend zugenommen, und wenn es ſich beſtätigt, daß der ruſſiſche Hof nach dem Gebrauch der Bäder von Kiſſingen einen längeren Aufenthalt zu Ouchy bei Lauſanne nehmen wird, ſo ſehen wir, trotz der trüben politiſchen Ausſichten, einer äußerſt glänzenden Saiſon am Genfer See entgegen.

Vom Ende vorigen Monats haben wir noch einige Worte über das Calvinfeſt nachzutragen. Das Ende des Feſtes kennen unſere Leſer freilich bereits aus den Zeitungen; es ging auf wie das Hornberger Schießen, um mit dem Sprichwort zu reden, und wer es mit der Wahrheit, der Freiheit und dem Licht ernſt meint, der kann in Anbetracht der Umſtände, nicht unzufrieden ſeyn mit dieſem Ausgang. Unſere überfrommen Kreiſe, das große wohlorganiſirte Heer der „Stillen im Lande,“ die ganze gottſelige Sippſchaft, die den lieben Gott auf der Zunge, eine kühle Rechenmaſchine im Kopfe, Dünkel, Eitelkeit und alle möglichen ſchnöden Gelüſte im Herzen und den Pariſer Börſencurs in der Taſche trägt, ſie alle hatten ſo große, klug eingetheilte, weit hergeholte Anſtalten gemacht, um mit jenem Feſt ſich wieder einmal ganz in den Vordergrund zu drängen, daß das ſchließlich davongetragene Fiasco und die ſüßſauern Mienen jener Trübſichter faſt einen komiſchen Eindruck machen. Das Fiasco aber iſt in optima forma vorhanden, die Idee eines Nationalfeſtes, wie ſie zuerſt in jenen Kreiſen gehegt wurde, iſt gänzlich zu Waſſer geworden. Wie hätte auch dem Gedächtniß eines Mannes, deſſen ganzes Streben ſo zu ſagen auf eine völlige Vernichtung der alten Genfer Nationalität und Volksthümlichkeit hinauslief, eine allgemeine Volkshuldigung dargebracht werden können? Alle Blätter erhoben ſich gegen den Gedanken, ſelbſt das Journal de Genève, welches ſonſt gelegentlich gern etwas in Frömmelei „macht,“ fehlte nicht in dem Chorus. Die Wiſſenſchaft hatte einen Sieg über die Parteitradition erkämpft; man ſah in Calvin nicht mehr allein den Reformator, man ſah auch den Menſchen und Politiker, den ehrgeizigen, herrſchſüchtigen Charakter in ihm, deſſen Namen auf ſo vielen Blättern der Genfer Geſchichte mit Blut, Feuer und Schwert eingezeichnet iſt. Die eine Thatſache ſteht unwiderruflich feſt: der Calvinenthuſiasmus iſt in Genf vorüber, der Volksgeiſt wird von einer friſcheren, freieren Strömung getragen, als in der dumpfen Atmoſphäre calviniſtiſcher Aceſe und der ſie begleitenden innern Unwahrheit und Heuchelei gedeihen konnte. Freilich — und ich bin gewiß der letzte, der dieß überſehen wollte — an der Stelle der frommen Schminke von ehedem iſt jetzt häufig in manchen Kreiſen und Volksſchichten der nackte Materialismus nur allzu offen hervorgetreten, aber es iſt wenigſtens Wahrheit in dieſer Erſcheinung, und nicht die heuchleriſche, augenverdrehende Lüge. Von Genf als der „Stadt Calvins“ kann nur noch im hiſtoriſchen Sinn die Rede ſeyn; die Stadt Fazys mag es vielleicht in gewiſſem Sinn noch heute genannt werden. Aber die Zeit muß kommen, wo die extremen Gegenſätze ſich beide aufgehoben haben werden und auf ihren Trümmern ein wahrhaft geſundes Volksleben erwachſen kann.

Die Natur der Sache brachte es mit ſich, daß die Geſtalt Calvins noch einmal unmittelbar in den Kampf hineingezogen werden mußte; eine Parteifärbung trugen faſt alle Schriften, welche aus Anlaß des Feſtes erſchienen. Jetzt, wo die Agitation vorüber und der ernſte Streit wie das Gezänk ſchweigen, tritt die ruhige wiſſenſchaftliche Betrachtung wieder in ihre vollen Rechte, und da zeigt es ſich denn gar bald, daß gerade auf dem Gebiet der Genfer Reformationsgeſchichte noch ſehr viel zu thun übrig bleiben wird. Die Lobredner Calvins haben den wiſſenſchaftlichen Standpunkt ganz verrückt; jeder ernſte Beitrag, ihn wiederherzuſtellen, gewinnt an Werth. Wie Calvins Thätigkeit und Einfluß in Genf von jeher abſichtlich bemäntelt worden ſind, ſo zeigt auch das frühere Leben des Reformators noch manche dunkle Stellen. Die meiſten Schrift-

Digitized by Google

steller, welche über Calvin schrieben, sind gewöhnlich mit Sorglosigkeit darüber hinweggegangen und haben selten ihre Quellen genauer geprüft, selbst wenn diese mit andern unwiderruflich feststehenden Thatsachen sich in offenbarstem Widerspruch befanden.

Zwei solcher Irrthümer hat neuerdings Professor Alb. Rilliet in einer kleinen Schrift (Lettre à M. J. H. Merle d'Aubigné sur deux points obscurs de la vie de Calvin, Genève 1864) beleuchtet und widerlegt. In seiner Histoire de la Réformation au temps de Calvin nimmt Merle d'Aubigné an, daß Calvin, nachdem er seine Institutio christianae religionis verfaßt, eine französische Dedication seines Werkes, datirt vom 1. August 1535, an Franz I. gerichtet, und daß er diesen Widmungsbrief unmittelbar ins Lateinische übersetzt habe, indem er das Datum vom 23. August beifügte. Calvin hätte also diese beiden Briefe vor dem Werke selbst veröffentlicht, welches erst im März 1536 erschien. Rilliet dagegen beweist, daß in der That nur eine lateinische, aus Basel vom 23. August datirte und gleichzeitig mit der Institution gedruckte Dedication existirt. Hieraus ergiebt sich eine weitere für die Lebensgeschichte des Reformators wichtige Thatsache. Nach Merle d'Aubigné reiste dieser von Basel nach Italien kurz nach dem 23. August 1535, nachdem er vielleicht die Correctur der Probebogen der Institution vollendet hatte. Rilliet zeigt dagegen, daß das Buch zwischen jenem letzteren Datum und dem Monat März 1536 gedruckt wurde, und statt der mehr oder weniger scharfsinnigen Annahmen, zu welchen Julius Bonnet und die gelehrten Herausgeber der Werke Calvins,* Reuß, Baum und Cunitz, Professoren am protestantischen Seminar in Straßburg, ihre Zuflucht nehmen, um diesen Aufschub zu erklären, liefert Rilliet die genügendsten Erklärungen über die damaligen Gebräuche des Buchhandels und die Arbeiten der Verleger der Institution. Weiter schließt dann der Genfer Gelehrte, daß Calvin, statt in der zweiten Hälfte des Jahres 1535 nach Italien zu reisen, den Winter 1535 auf 1536 ruhig in Basel verbliebe, mit der Correctur seines Werkes beschäftigt, und erst gegen Ende März des letzteren Jahres nach Italien abreiste. Nach Basel um die Mitte Mai zurückgekehrt, unternimmt er seine letzte Reise nach Novon, ordnet seine Angelegenheiten und langt, durch die Kriegsverhältnisse zu einem großen Umweg genöthigt, Anfang Juli in Genf an. Was wird nun aber aus dieser ganzen dramatischen Reise Calvins von Ferrara nach Modena, Standiano, Saluzzo und Pignerol und aus seinen Predigten im Aostathal im Monat Februar 1536? Man kann darüber nicht mehr im Zweifel seyn: alle diese an das Romantische streifenden Abenteuer des Reformators sind reine Erfindungen, die sich nur auf völlig werthlose Quellen stützen und eine gewissenhaft strenge Kritik nicht aushalten. Wer diese angebliche Apostelfahrt Calvins mit allen ihren bis auf die neueste Zeit von calvinistischen Schriftstellern beliebten Ausschmückungen kennen lernen will, der findet sie u. a. auch in P. Pressels Werk „Johann Calvin, ein evangelisches Lebensbild“ in dem Abschnitt weitläufig erzählt, der die Ueberschrift führt „Missionsfahrten: Italien.“

Bisher hatte die Kritik auf dem Gebiete der Genfer Reformationsgeschichte stets eine scharf ausgeprägte anticalvinistische Färbung getragen. Der Standpunkt der beiden Gallisse, als sie es unternahmen, den großen historischen Augiasstall von allem traditionellen Wust zu reinigen, war derjenige der Polemik nicht nur gegen die im Schwunge gehenden Irrthümer, sondern auch gegen die Person des Reformators und gegen den Calvinismus in allen seinen Consequenzen. Die Schriften des jüngeren der beiden genannten Gelehrten lesen sich häufig wie Philippiken gegen einen noch lebenden, im vollen Mißbrauch seiner Gewalt noch heute handelnden Tyrannen. Diese Erscheinung erklärt sich leicht; galt es doch in der That, einen falschen Heiligen von einem Altar zu stürzen, auf welchen ihn eine Partei erhoben und bis zur neuesten Zeit mit Weihrauchopfern zu feiern gewußt hatte. Die Kritik in dieser Richtung zu ignoriren, ja sie als Ketzerei zu verdammen, galt in jenen Kreisen in Genf noch bis vor kurzem für guten Ton. Auch heute ist in dieser Beziehung die Situation noch keineswegs durchgreifend geändert; doch die Wahrheit hat angefangen sich Bahn zu brechen. Die oben erwähnte kleine Schrift Rilliets ist eine Concession, welche ein calvinistischer Gelehrter der Kritik macht; das wissenschaftliche Prinzip der ernsten Prüfung findet nun auch in jenem Lager bongré malgré Eingang. Es ist das ein großer moralischer Sieg, dessen heilsame Folgen nicht ausbleiben können. Man hatte bisher alle Ursache, ein geschichtliches Buch auf jenen Kreisen von vornherein mit Mißtrauen aufzunehmen; dieses wird erst schwinden können, wenn man sich überzeugt hat, daß die parteiische Voreingenommenheit zu Gunsten Calvins, seiner Person, seines Dogmas und seiner Institutionen dem wissenschaftlichen Ernst das Feld geräumt hat. Es ist daher Werth darauf zu legen, daß sich A. Rilliets Namen unter denjenigen Genfer Gelehrten befindet, welche ein anderes großes literarisches Unternehmen befürworten, das gleichzeitig mit der Calvinfeier angekündigt wurde und jedenfalls höchst wichtige Beiträge zur innern und äußern Geschichte der Reformation unter den Völkern französisch-romanischen Stammes zu liefern verspricht.

(Schluß folgt.)

* Welche gegenwärtig bei Schwetschke und Sohn in Braunschweig erscheinen.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Druckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 32. 5. Auguſt 1864.

— Ton island carrions
Ill-favour'dly become the morning field;
And their executors, the knavish crows,
Fly o'er them all, impatient for their hour.
Shakespeare.

Skizzen vom Kriegsſchauplatz

von E. Mevert.

Kurze Leidensgeſchichte eines angehenden Correſpondenten.

„Wie viel Uhr iſt es? — Wie viel Uhr iſt es? Donnerwetter, Doctor, können Sie nicht hören? Wie viel Uhr iſt es?"

Der alſo ſprach, war der Correſpondent Mör, welcher vergangenen Abend friſch von Hamburg angekommen war, um ſich auf den Kriegsſchauplatz zu begeben und mit den Raben und Wölfen Odins vom Fleiſch der Erſchlagenen zu nähren.

Alſo wie viel Uhr es ſey, wollte er wiſſen. Da ich aber zur ſelben Zeit, als er die Frage ſtellte, noch ſanft in Morpheus Armen ruhte, aus denen mich erſt die ſuperlative Energie, mit welcher er die Frage wiederholte, erweckte, ſo konnte er mir's nicht übel nehmen, wenn ich erſt gähnte und mich ſtreckte und dann mit einem: „das will ich Ihnen ganz genau ſagen, das weiß ich nicht," die halbgeöffneten Augen wieder ſchloß und mich auf die andere Seite legte.

Aber damit war er nicht zufrieden geſtellt. — „Entſchuldigen Sie mich, Doctor," ſagte er und ſchüttelte mich an der Schulter; „ich glaube, es iſt ſchon ſpät und hohe Zeit, daß wir aufſtehen, wenn wir nach Alſen wollen. Und Sie wiſſen, ich habe Verpflichtungen. Sagen Sie mir wenigſtens, wie viel Uhr es iſt."

„Aber, Liebſter, Beſter, ſehen Sie doch nach Ihrer Uhr!" — „Meine Uhr," erwiderte er, „kann ich nicht finden. Entweder habe ich ſie verloren oder bei meiner Eile, noch etwas vom Kampfe auf Alſen zu ſehen, in Hamburg zurückgelaſſen." — „Nun, ſo erlaube ich Ihnen, nach meiner Uhr zu ſehen." — „Das habe ich mir bereits ſelbſt erlaubt. Die ſteht aber leider ſtill." — „Kann kann ich Ihnen nicht helfen. Oder glauben Sie, die Natur habe mir im Magen oder ſonſt wo eine Einrichtung angebracht, nach der ich die Zeit bemeſſen könnte?"

Verzweifelnd ging er einigemal im Zimmer auf und ab und warf ſich endlich mit einem reſignirten Seufzer auf's Bett. Als ich eben wieder einſchlafen wollte, ſprang er abermals auf. „Ich halt's nicht aus, Doctor! Wir kommen zu ſpät und ſehen nichts mehr! Ich will einmal im Hauſe recognosciren, ob ich nicht irgendwo eine Uhr finde." — „Thun Sie das!"

Er zog ſeine Stiefeln an, ſetzte ſeinen Hut auf und ſchlug ſein Plaid wie einen Mantel über ſein adamitiſches Nachtcoſtüm. Ich wollte mich wach halten, um bei ſeiner Zurückkunft nicht zum drittenmal geweckt zu werden, aber der unwiderſtehliche Morgenſchlaf hatte mir die Augen bereits wieder zugedrückt, als ich plötzlich

Digitized by Google

ein lautes Geräuſch auf dem Gange hörte. Eilige Schritte näherten ſich, die Thür wurde aufgeriſſen und hereinſtürzte Mör im beſagten adamitiſchen Koſtüm, denn das Plaid war den Schultern entfallen und ſchleppte in ſeiner ganzen Länge hintennach. Mit wunderbarer Schnelligkeit zog er es herein, aber noch war er nicht halb damit fertig, ſo ließen ſich polternde Schritte auf der Treppe und bald ein drohendes „Aha“ auf dem Gange vernehmen. Mör ſchlug die Thür zu, warf ſich wie ein Blitz ins Bett und fing an aus Leibeskräften zu ſchnarchen. Kaum war er damit im Gange, ſo öffnete ſich die Thür abermals und herein trat mit Spieß und Horn ein Nachtwächter.

Voll Erſtaunen ob dieſer Vorgänge hatte ich mich im Bett aufgerichtet und daher das Vergnügen, das Intereſſe, welches der Nachtwächter für meinen Freund gefaßt zu haben ſchien, auf mich übertragen zu ſehen. Der Alte war in großer Aufregung, geſticulirte und ſchimpfte. Das rührte mich nun ſchon in ſofern weniger, als ich es nicht verſtand, da die homeriſche Schmährede in dem angelſächſiſch-frieſiſch-däniſchen Patois Nordſchleswigs abgefaßt war. Ich begnügte mich daher, ihn anzulächeln und mich wieder hinzulegen. Damit war er aber nicht einverſtanden, ſondern ſchien handgreiflich werden und mich aus dem Bett ziehen zu wollen.

Um der Sache mit Einem Wurf ein Ende zu machen, langte ich nach meiner Börſe, zog einen Banknthaler hervor und überreichte ihn dem zürnenden Achilleus. Wenn ein Jude flucht: „Ich will hier auf der Stelle untergehn,“ ſo hebt er die Mütze ein wenig und geht einen Schritt vorwärts. So hält er ſein Gewiſſen rein. Ein Beamter erreicht denſelben Zweck, wenn er die linke Hand nicht wiſſen läßt, was die rechte thut. So auch hier. Als ich dem Alten den Thaler hinreichte, ſtreckte er die rechte Hand aus, wandte aber den Kopf nach der linken Seite und fuhr auch fort, den Strom ſeiner Rede ungeſchwächt fließen zu laſſen. Aber der Ton ſeiner Stimme wurde friedfertiger und ſeine Schritte wandten ſich mählig der Thür zu. Ich lächelte ihn abermals freundlich an, machte eine verabſchiedende Handbewegung und ließ mich wieder in die Kiſſen ſinken.

Nun fuhr Mör wie ein Kobold aus dem Bett, tanzte in ſeinen Stiefeln eine Polka und erzählte, er habe auf ſeiner Recognoscirungstour verſchiedene Zimmer geöffnet, verſchiedene Leute in verſchiedenen Lagen geſehen, aber nirgends eine Uhr entdecken können. Da ſey ihm eingefallen, daß er vergangenen Abend nicht weit von unſerem Wirthshaus eine Kirche geſehen. Diese Kirche, habe er weiter gedacht, könne eine Uhr beſitzen. Er habe deßhalb die Hausthür geöffnet und ſey auf die menſchenleere Straße gegangen. Kaum aber habe er ſich überzeugt, daß der Zeiger erſt auf Drei ſtehe, ſo ſey ein Nachtwächter in die Straße gebogen und habe ihn mit ſeinem großen Kuhhorn angeblaſen. Hiervon, ſowie von dem Gedanken an ſein mangelhaftes Koſtüm erſchreckt, habe er die Flucht ergriffen, damit aber weiter nichts erreicht, als den Wächter der Nacht, der in ihm wahrſcheinlich einen Dieb oder ſonſtigen Miſſethäter gewittert, zur Verfolgung zu reizen.

Ich tröſtete ihn mit der Verſicherung, daß dieß alles, mit Ausnahme des Thalers, den er mir zurückerſtatten ſolle, ein höchſt komiſches Ereigniß ſey, womit er als Belletriſt ſein Glück machen könne, ſchloß die Augen und ſchlief ein.

Um ſechs Uhr erwachte ich wieder, ſtand auf und machte meine Morgentoilette. Mör ſchnarchte noch luſtig drauf los und ſchien von ſeiner großen Eile ſo gründlich curirt, daß ich Mühe hatte, ihn aus dem Bett zu bringen. Als mir dieß endlich gelang, fingen ſeine Leiden wieder an. Als er ſich gewaſchen hatte, fand er kein Handtuch. Es war nur eines da und das hatte ich benutzt. Dafür ließ ich es aber an gutem Rath und Troſt nicht fehlen; ich machte Mör darauf aufmerkſam, daß in Kriegszeiten ein guter Correſpondent ſich allenfalls mit ſeinem Taſchentuche das Geſicht trockne. Sonſt thäte es auch der Wind, oder die Sonne. Mör war ein gelehriger Correſpondent. Er trocknete ſich Geſicht und Hände mit ſeinem Taſchentuch und nannte dieß das zweite komiſche Abenteuer des Morgens. Ich widerſprach nicht, und ein Herz und eine Seele gingen wir zum Kaffee hinunter.

Der Kaffee war ſchlecht und die heißen, national Flensburger Semmeln waren noch ſchlechter und Mör wollte den Kaffee nicht trinken und die Semmel nicht eſſen. Ich machte ihn darauf aufmerkſam, daß Alſen von den Dänen rein ausgefreſſen ſey und es ſchwer halten werde, dort etwas zu bekommen.

„Dann nehmen wir uns Proviant mit,“ meinte er. Ich war's zufrieden und wir gingen zu einem Schlachter und kauften uns ein Stück geräucherten Rindfleiſches, das wog fünf Pfund, und eine Wurſt, die wog zwei. So weit war's gut, aber guter Rath wurde theuer, als nach Abſchluß des Handels die Transportfrage ſich ganz von ſelbſt aufwarf.

„Doctor, bezahlen will ich's, aber tragen müſſen Sie's,“ ſagte Mör. „Bezahlen mögen Sie's, aber tragen müſſen Sie's auch, denn eine Haſelnuß würde meiner Reiſetaſche Gelegenheit zum Platzen geben. Dafür werde ich aber um ſo bereitwilliger beim Verzehren helfen,“ ſagte ich.

Digitized by Google

„Aber meine Taſche iſt ſo voll, daß kein Stecknadelknopf mehr hineingeht," verſicherte Mör. Dann, meinte ich, wird es das Vernünftigſte ſeyn, daß wir unſern Proviant gleich auf der Stelle verzehren. „Fünf Pfund Fleiſch und zwei Pfund Wurſt?" fragte Mör verwundert. — „Wenn man in den Krieg geht, ſo muß man ſich einen großen Magen mitnehmen," antwortete ich altklug und erfahren. — „Da wollen wir lieber nach dem Sattler gehen und uns eine neue Taſche kaufen," lautete Mörs Auskunft.

Ich hatte nichts dagegen, und wir gingen zum Sattler. Zwei Thaler genügten, uns das Eigenthumsrecht an eine Taſche von ſchwarzem Wachstuch zu erwerben. Mit dieſer gingen wir zurück zum Schlachter und holten unſern Proviant ab; und als wir dieſen noch durch einige Pfund Brod vermehrt und dem Ganzen den Namen „eiſerner Beſtand" gegeben hatten, zogen wir vergnügt zum Thore hinaus.

Die Morgenſonne war heiß und Hunderte von Wagen, die zum Fuhrpark im Sundewitt gehörten und von Flensburg Proviant zu holen kamen, hüllten uns in eine endloſe Staubwolke.

„Aber mein Gott, Doctor, wir haben ja nichts zu trinken! Wir verſchmachten ja, ehe wir eine Stunde hinter uns haben," rief Mör plötzlich. — „Mit dem Trinken werden wir uns wohl behelfen müſſen, bis wir nach Alſen kommen," tröſtete ich. — „Und in Alſen? Wer gibt uns da etwas? Ich glaube, die Dänen hätten alles aufgezehrt." — „In ihren Feldflaſchen werden ſie wohl noch einige Reſte übrig gelaſſen haben." — „In ihren Feldflaſchen? Wie ſollen wir an ihre Feldflaſchen kommen?" — „Die Todten auf dem Schlachtfelde werden uns nicht wehren, unſern Durſt aus ihren Flaſchen zu löſchen."

Mör bekreuzigte ſich. „Nein," meinte er, „da wollen wir lieber nach Flensburg zurückkehren und uns etwas zu Trinken kaufen." — „Ich meinerſeits danke. Aber gehen Sie in Gottes Namen. Ich werde mich derweil hier in's Gras legen und den Eiſernen (Beſtand) hüten."

Mör war's zufrieden und ging nach Flensburg. Nach einer Stunde kam er wieder mit einer nagelneuen Feldflaſche, ganz mit ſteinaltem Rum gefüllt. Nachdem wir uns mit dieſem an einer vorbeirinnenden Quelle ein Glas kalten Grog gemacht und uns ſo für die Weiterreiſe geſtärkt hatten, hängten wir unſere ſchweren Taſchen wieder um und ſchritten rüſtig fürbaß.

Das dauerte jedoch nicht länger als eine kleine halbe Stunde; da ſtand Mör ſtill und deklamirte mit tragiſchem Pathos:

Ach, wenn doch jemand käme
Und uns mit ſich nähme!

Und als ich ihn näher betrachtete, ſah er ſehr blaß und angegriffen aus, und ſein Kopf hatte eine Stellung zu ſeinem Körper angenommen, wie ich ſie an den Grafen Egmont und Horn auf einem berühmten Bilde auf der letzten Londoner Ausſtellung wahrgenommen hatte, wo nämlich die abgeſchlagenen Köpfe wieder vor den Rumpf geſetzt, aber ſchlecht angepaßt waren. Das Angegriffenſeyn konnte ich mir leicht erklären, denn der Correſpondent Mör iſt ein ſehr langer und dünner Correſpondent, in den man allenfalls einen Knoten ſchlagen könnte, ohne dadurch eine weſentliche Verkürzung in ſeiner Körperlänge zu erzielen. Aber wie ſein Kopf zu dieſer maleriſchen, jedoch bei einem ungeköpften Menſchen regelwidrigen Stellung gekommen war, konnte ich mir ſchlechterdings nicht erklären, bis ich bei näherer Beſichtigung wahrnahm, daß er das Tragband der auf dem Rücken getragenen neuen Taſche mit dem eiſernen Beſtande erſt unter den Armen durch und dann hinten um den Hals geſchlungen hatte, ſo daß das Band die Schultern zurück-, Hals und Kopf aber vordrängte. Dieſem Uebelſtande war bald, aber nicht ohne ein neues Unglück abgeholfen. Beim Abnehmen löſte ſich das ſchlecht genähte Tragband am einen Ende von der Taſche, ſo daß Herr Mör dieſe hinfür unterem Arm tragen mußte.

„O, wenn doch jemand käme, der uns mit ſich nähme!" ſtöhnte Mör nach einer Viertelſtunde wieder. „Ich kann wahrhaftig nicht mehr, Doctor. Laſſen Sie uns hier über die Hecke ſteigen und dort unter der Baumgruppe etwas frühſtücken." Ich hatte nicht das Geringſte dawider, und wir ſtiegen über die Hecke und machten uns an unſern eiſernen Beſtand.

Derweil fing es an zu regnen, und als wir mitten im Frühſtücken waren, ging es Trabtrab, Trabtrab auf der Heerſtraße, und ein Zug preußiſcher rother Huſaren kam daher geſprengt, ſetzte über den Knick und war im nächſten Augenblick bei uns unter den Bäumen. Sie waren im Lagermäßigſt und machten ſich und ihren Pferden wahrſcheinlich bloß ein wenig Bewegung. Einer nach dem andern ſetzten ſie über den Knick und bildeten bald einen neugierig uns betrachtenden Kreis, in welchem wir wie zwei Jahrmarktsaffen, die das ſchauluſtige Publikum reichlich mit Nüſſen und Aepfeln verſorgt hat, ſaßen und kauten und mit großen Augen zu unſern Bewunderern emporblickten.

Um uns aus dieſer etwas peinlichen Situation zu befreien, ergriff ich Mörs Flaſche, ſetzte ſie an den

Digitized by Google

Mund und ſagte: „Auf Ihr Wohl, meine Herrn Huſaren!“ Nachdem ich getrunken, ſtand ich auf und reichte die Flaſche dem Nächſten. Dieſer nickte freundlich, trank, ſagte Brr! und gab die Flaſche mit einem „Proſt“ ſeinem Nachbar. Die Flaſche machte die Runde, und als ſie zurück kam, war ſie leer.

„Des Rumes wären wir ledig, Gott ſey der Wurſt nun gnädig!“ ſagte Mör leiſe zu mir. Aber ſeine Beſorgniß verwirklichte ſich nicht. Der Regenſchauer war vorüber, die Huſaren grüßten mit zwei Fingern an der Mütze und machten ſich einer nach dem andern wieder auf die Straße.

Hierin folgten wir ihnen bald, und das Glück wollte, daß, als Mör ſein „Ach, wenn doch jemand käme, der uns mit ſich nähme!“ wieder hören ließ, ein Marketenderwagen hinter uns angehumpelt kam. Der Marketender war ein humaner Mann und bereit, uns für einen einzigen Thaler die Flaſche wieder zu füllen, für zwei andere aber uns ſelbſt nach Sonderburg mitzunehmen. Ich rieth von dem letzteren ab, da ich gewiß war, daß wir noch andere und billigere Fahrgelegenheiten, woran es auf dem Kriegsſchauplatz ſelten fehlt, finden würden. Aber Mör verſicherte, er könnte keine fünf Schritte mehr gehen, und meinte, es hieße den Himmel verſuchen, wollten wir ein ſo augenſcheinlich von der Vorſehung benutztes Werkzeug (ich glaube, er meinte den Marketender) in unſerem Unverſtande zurückweiſen. Ich fügte mich alſo, der Handel wurde abgeſchloſſen und wir ſtiegen auf.

Kaum hatte der lebensmüde Gaul uns einige hundert Schritte weiter gebracht, ſo kamen wir an eine Anhöhe, und der Marketender erſuchte uns höflich, abzuſteigen, da ſein Gaul bergauf ſchon ohne uns übergenug zu ſchleppen habe. Wir waren keine Thierquäler und ſtiegen ab. Als wir nun langſam dem keuchenden Thiere vorausſchritten, kam ein mit zwei blanken Pferden beſpannter und mit zwei bequemen Sitzen verſehener Bauerwagen hinter uns angerollt. Ich fragte den Bauern, ob er nach Sonderburg wolle? „Ja.“ — Ob er uns mitnehmen wolle? — „Ja.“ — Was er dafür haben wolle? — „Etwas zu trinken.“ — „Topp,“ ſagte ich, „wir fahren mit!“ — „Halt!“ rief der Marketender, „Sie fahren mit mir!“ — „Ihr Pferd kann uns ja nicht ziehen.“ — „Wer ſagt das?“ — „Sie haben es eben ſelbſt geſagt.“ — „War bloß eine erlaubte Nothlüge, weil ich das Pferd ſchonen wollte, dem es allerdings ſchwerer wird, den Berg hinauf zu kommen, als Ihnen. Wenn Sie aber wollen, ſo ſteigen Sie nur gleich wieder auf.“ — „Hier haben Sie einen Thaler und damit geben Sie ſich zufrieden!“ — „Nein, ich beſtehe auf unſerem Handel. Geben Sie mir zwei, dann können Sie fahren, mit wem Sie wollen.“

Ich würde ihm die beiden Thaler gegeben haben, aber der Bauer hatte ſchon genug von der Geſchichte, hieb auf die Pferde und fuhr davon. Wehmüthig ſahen wir ihm nach und gelobten, bei der nächſten Gelegenheit uns um den unverſchämten Marketender gar nicht zu kümmern, ſondern ruhig nach Sonderburg zu fahren.

Wagen holten uns noch mehrere ein; aber im Vorbeijagen hörten oder verſtanden uns die Fuhrleute nicht, und wir blieben auf unſerem Marketenderwagen ſitzen. Endlich kam wieder eine Anhöhe, wir ſtiegen dem armen Thiere zu lieb ab und wurden für unſere Barmherzigkeit ſogleich durch einen Wagen belohnt, der uns einholte und uns auch mitnehmen wollte, aber von dem Marketender, der anfing zu fluchen und zu ſchimpfen und zur größeren Sicherheit unſere Sachen in eine ſeiner Kiſten packte, abermals daran verhindert wurde. Wir mußten uns in unſer Schickſal fügen und mit der Verſicherung des Marketenders, daß wenn ſein Wagen nicht breche, oder ſein Pferd nicht ſtürze, wir heute ſicherlich noch nach Alſen kommen würden, zufrieden geben.

Langſam klapperten wir dahin auf der ſtaubigen Straße, die Sonne brannte aus dem wolkenloſen Himmel herab und erinnerte uns oft an unſere neue, friſchgefüllte Flaſche, wenn dieſes der Marketender nicht that, der zur Flaſche eine ſchnelle Zuneigung gefaßt hatte und gar nicht blöde war, im Namen allgemeiner Kameradſchaft, die auf dem Kriegsſchauplatz herrſchen müſſe, zu fordern, wenn wir ſie ihm nicht ſelbſt reichten.

Für unſere kleinen Leiden wurden wir jedoch hinreichend durch die ſchöne Natur entſchädigt, die wir Muße vollauf hatten zu betrachten. Zur Linken breitete ſich das reizende Sundewitt mit ſeinen waldgekrönten Höhen und ſaatengeſegneten Niederungen aus. Ein leichter Wind wogte über die ſchon im Aehrenſchmuck gliternden Roggenfelder. „Sieh, Freir reitet auf ſeinem goldborſtigen Eber durch die Felder!“ ſagte der poetiſche Mör; und in der That ſahen die wogenden Kornfelder in der Ferne aus wie dahinjagende Schweineheerden, und wenn die Mythe von Freir und ſeinem goldborſtigen Eber einem ſolchen Aehrenfelde ihre Entſtehung verdankt, ſo müſſen wir die Sinnigkeit unſerer Vorfahren bewundern, wenn uns auch die Poeſie des Vergleichs heutzutage ein wenig problematiſch erſcheinen mag. Zu unſerer Rechten hatten wir hin und wieder die bezaubernſten Fernblicke auf den Flensburger Meerbuſen, nach der Küſte von Angeln, nach Holms und Glücksburg hinüber. Alte Erinnerungen tauchten auf,

Digitized by Google

und in meiner Phantaſie fing die Scene an ſich zu beleben.

Hinter Gravenſtein wurde die Gegend noch intereſſanter. Hier fangen die Schlachtfelder von 1848, 1849 und 1864 an, und manches Kreuz ſtand da am Wege, welches Kunde gab von den dort gefallenen und begrabenen Söhnen zweier ſich um das Erbe ſtreitenden Brudervölker.

„Was für lange Reihen rother Häuſer ſind das, die ſich dort dem Strande entlang ziehen?“ fragte Mör. — „Das ſind die Ziegeleien von Eckenfund,“ antwortete ich. — „Wahrhaftig?“ fragte Mör. „Da ſind wir ja auf dem Schauplatze Ihrer „Neuen Nibelungen.“ „Das ſind wir,“ antwortete ich beſcheiden. — „Das iſt mir aber intereſſant,“ meinte Mör, „da müſſen Sie mich umherführen, wenn wir von Alſen zurückkommen.“ — „Gern!“ war meine höfliche Antwort.

„Aber, Doctor, ſagen Sie, die gräßliche Scene mit dem todten Bierkönig, iſt die auch wahr?“ — „Alles iſt wahr!“ gab ich ſhakeſpearisch zur Antwort. — „Und die „Herrngaardesſytern,“ die von einem Schneider ins Meer gejagt wurden?“ fragte Mör weiter. — „Alles iſt wahr,“ wiederholte ich.

„Wäre es nicht gut, wir ſchickten einige ſolcher Schreckſchneider nach den däniſchen Inſeln, vielleicht liefe die ganze Nation ins Waſſer, und es würde Frieden in der Welt?“ — „Und was würde aus Ihnen und Ihren Correſpondenzen vom Kriegsſchauplatz werden?“ — „Ja, das iſt auch wahr! Nun, dann warten wir noch ein Weilchen mit den Schneidern.“

Als wir nach Düppel kamen und es den ſteilen Düppelberg hinanging, ſtiegen wir ab, um einen Abſtecher nach den berühmten däniſchen Schanzen zu machen. Leider war von dieſen und den Laufgräben nichts weiter zu ſehen, als der Ort, an dem ſie ſich befunden hatten, der durch das mangelnde Korn bezeichnet wurde, das ſonſt in üppiger Fülle wuchs und die Spuren des Kampfs größtentheils verdeckt hatte. Nur hin und wieder zeigte ſich eine kahle Stelle, wo die Erde aufgewühlt war, ein Zeichen, daß hier eine Kugel eingeſchlagen hatte.

Als wir nach dem Wagen, der auf der Höhe des Düppelberges auf uns wartete, zurückkehrten, ſahen wir den Marketender in dem Kaſten, der unſere Sachen enthielt, kramen und dazu eifrig kauen.

„Doctor, je crois que cet homme a mangé de notre Eiſernen,“ ſagte Mör auf franzöſiſch, damit es der Marketender nicht verſtehen ſollte. — „Nous verrons,“ erwiderte ich, trat zum Wagen und forderte den Marketender auf, uns unſere Sachen zu geben, da wir die paar Schritte bis nach Sonderburg zu Fuß zurücklegen wollten. Er hatte allerlei dawider, mußte ſich aber endlich bequemen, unſern Wunſch zu erfüllen. Eine Beſichtigung des Eiſernen brachte denn auch ſofort die Spuren eines fremden Angriffs zu Tage.

„Haben Sie gefüttert, während wir abweſend waren?“ fragte ich den etwas verblüfften Marketender. — „Nein.“ — „Haben Sie das Pferd ausgeſpannt und frei umhergehen laſſen?“ — „Nein.“ — „Kommt der Fall, daß Pferde Wurſt und Rauchfleiſch freſſen, bei den Marketendern zuweilen vor?“ — „Wie meinen Sie das?“

„Ich meine, daß jemand während unſerer Abweſenheit bei unſerem Proviant geweſen iſt, und da außer Ihnen und dem Pferde wohl Niemand daran konnte, ſo vermuthete ich, das Pferd .... aber nein, Ihr fettiger Mund und Ihre Hände tragen zu deutliche Spuren, als daß ich das Pferd beſchuldigen ſollte. Laſſen Sie einmal ſehen! Sie tragen ja wohl die Nummer des Regiments, bei dem Sie als Marketender fungiren, auf der weißen Binde am Arm. — So, ſchon gut, wir ſprechen uns wieder! Vorläufig aber behalten wir die beiden Thaler zurück. Auf Wiederſehen in Sonderburg!“

Nun gab es ein Lamentiren und Beſchwören, ihn nicht in Ungelegenheit zu bringen, aber wir würdigten ihn keiner Antwort, nahmen unſere Sachen und ſchritten den Berg hinab nach Sonderburg.

Es war bereits eine Pontonbrücke geſchlagen, auf der wir ungehindert an das Alſener Ufer kamen. Hier zeigte ſich unſern Blicken eine grobartige Scene der Verwüſtung. Ganze Straßen von Sonderburg lagen in Trümmern. Manche Häuſer waren bis auf den Grund raſirt. Auch als wir höher in die Stadt hinaufkamen, war da faſt kein Haus, welches nicht Kugelſpuren zeigte. Am auffallendſten war die durchgängige Zertrümmerung der Fenſter, die wir auch an den ſonſt unbeſchädigten Häuſern wahrnahmen. Dieß rührte von den demoraliſirten däniſchen Truppen her, die, als ſie es in Sonderburg nicht mehr aushalten konnten, durch die Straßen gingen, die Fenſter einſchlugen oder einſchoßen, die Häuſer plünderten und theilweiſe auch in Brand ſteckten.

Wir hielten uns in Sonderburg nicht lange auf, weil wir das Schlachtfeld ſehen wollten, wo eben noch die letzten Todten, welche zu ſehen Mör eine ganz beſondere Luſt verſpürte, eingeſammelt und begraben wurden.

Wir gingen zuerſt am Strande entlang, einem endloſen Laufgraben folgend, der die lange Kette von Batterien, die ſich von Sonderburg den ganzen Alſſund entlang zogen, verband. Da hier jedoch nichts

Digitized by Google

als die zurückgelaſſenen Kanonen nebſt Munition, aber keine Todte zu ſehen waren, ſo drängte Mör, das Schlachtfeld aufzuſuchen, ehe es dunkel werde. Wir erkundigten uns alſo nach der Gegend, wo das Hauptgefecht ſtattgefunden hatte, und wurden nach Kjär gewieſen.

Auf dem Wege dahin, den wir größtentheils querfeldein nahmen, ſtießen wir bald auf Spuren des Kampfs: lange, parallellaufende, friſchgetretene Pfade durch das Korn, hin und wieder ein zurückgelaſſener Schuh, eine verlorene Mütze, auch ein ausgeleerter Tornifter, neben dem einige däniſche Liebesbriefe umhergeſtreut lagen. Bei näherer Unterſuchung zeigte ſich auch ein dunkler Fleck in dem zerwühlten Boden und das helle Grün der zertretenen Kornhalme hatte ſich mit Roth gemiſcht. Armer Tappere, der hier ſein junges Leben ausgehaucht hatte! Und arme Pige (Mädchen), die du mit ängſtlichem Blick die dünnen Reihen der heimkehrenden Krieger durchfliegen und deinen Wilhelm vergebens ſuchen wirſt! Deine Briefe aber ſollen kein Spiel der Winde werden und vielleicht rohen Menſchen zur Beluſtigung dienen. Wir wollen ſie mitnehmen und in Ehren halten.

(Schluß folgt.)

Goethe und Fichte.

(Schluß.)

Letzteres hatte die „Appellation“ freilich gar nicht bezweckt, ſie hatte ſich bloß auf das Verbot und den Vorwurf des Atheismus beſchränkt, aber ſie hatte doch eine ihn, Fichte, umſpinnende Verfolgung behauptet, welche zu den gewaltthätigſten Mitteln greifen würde, ohne irgend des Schutzes der Regierung zu gedenken, welche ihn zu halten und ſein Recht zu wahren Kraft und Willen hatte. „Was meine beſondere Meinung betrifft,“ fährt Schiller fort, „ſo hätte ich allerdings gewünſcht, daß Sie Ihr Glaubensbekenntniß über die Religion in einer beſondern Schrift ruhig und ſelbſt ohne die geringſte Empfindlichkeit gegen das ſächſiſche Conſiſtorium abgelegt hätten. Dagegen hätte ich, wenn ja etwas gegen die Confiskation Ihres Journals geſagt werden mußte, freimüthig und mit Gründen bewieſen, daß das Verbot ihrer Schrift, ſelbſt wenn ſie wirklich atheiſtiſch wäre, noch immer unſtatthaft bleibe; denn eine aufgeklärte und gerechte Regierung kann keine theoretiſche Meinung, welche in einem gelehrten Werke für Gelehrte dargelegt wird, verbieten. Hierin würden Ihnen alle, auch die Philoſophen von der Gegenpartei, beigetreten ſeyn, und der ganze Streit wäre in ein allgemeines Feld, für welches jeder denkende Menſch ſich wehren muß, geſpielt worden.“

Goethe war hiemit ganz einverſtanden; er bedauerte den unklugen und unnöthigen Schritt, wodurch der Regierung die Beilegung der Sache erſchwert werde, und daß die ausgeſprochene Furcht vor dem Scheiterhaufen ihn bei allen ruhig Denkenden lächerlich mache. „Fichte brandert es ſchon,“ ſcherzte er bei Wieland; „darum ſchreit er vom Scheiterhaufen.“ Auch galt wohl beſonders Fichte ſeine Klage über diejenigen, welche Weimars Gemeinvortheil verriethen, da Fichte, indem er Denkfreiheit auf das leidenſchaftlichſte forderte und Kurſachſen wegen ſeiner Unterdrückung derſelben verhöhnte, das Wohl der Univerſität ganz hintanſetzte, deren Beſuch Kurſachſen leicht verbieten konnte.

Vergebens hatte Schiller Fichte zu beruhigen und ihn vor leidenſchaftlicher Hitze zu warnen geſucht. Seine beim Senate eingegebene Verantwortungsſchrift war noch ſchärfer als die „Appellation“ gehalten; ſtatt ſich auf die Frage zu beſchränken, ob die verklagten Aeußerungen wirklich atheiſtiſch ſeyen, ließ er ſich auf manches ein, was zur Sache nicht gehörte, ſuchte als Grund der Verfolgung politiſchen Haß und als Veranlaſſung eine niederträchtige Schmähſchrift nachzuweiſen, beſtritt, daß es unter jeder Bedingung unerlaubt ſey, beſonders in philoſophiſchen Werken wahrhaft irreligiöſe Lehren vorzutragen, und er ſchloß mit der entſchiedenen Forderung, ihn entweder von der Anklage des Atheismus ehrenvoll freizuſprechen oder, wenn man ſeine richtig verſtandenen Lehren als atheiſtiſch verdamme, ihn ſeines Amtes zu entſetzen. Goethe fand eine ſolche Vertheidigung mit Recht abgeſchmackt, da ſie die Sache

Digitized by Google

abſichtlich auf die Spitze ſtellte, und der Regierung, die ihn halten wollte, nur Verlegenheit bereitete. Daß man von Seiten dieſer unter der Hand mit Fichte verhandelt habe, beruht auf irriger Annahme des Lebensbeſchreibers; am wenigſten darf man aus den Worten: „Mündlich das Weitere!“ am Ende von Schillers Brief den Schluß ziehen, dieſer habe, als er mit Goethe am 6. Februar nach Weimar zurückkehrte, mit Fichte ſeiner Angelegenheit wegen geſprochen. Auf die Haltung ſeiner Vertheidigungsſchrift weiteren Einfluß zu üben, konnte keinem einfallen, da, wie die Geheimräthe und der Herzog die Sache anſahen, ihm Schiller bereits mitgetheilt hatte. Wohl mochte man in Weimar ſich ſagen, daß ein Verweis Fichte zum Aeußerſten treiben, und er lieber ſeine Stelle niederlegen, als ſich einen ſolchen gefallen laſſen werde, und es wäre möglich, daß Goethe, der es für Pflicht der Regierung hielt, ſich dadurch von dem, was ihr nothwendig ſcheine, nicht zurückſchrecken zu laſſen, bei dieſer Gelegenheit mit Hindeutung auf Schelling geäußert: „Ein Stern geht unter, der andere erhebt ſich;“ — auf die letzte Entſcheidung wirkte er nicht ein, ſondern dieſe erfolgte unerwartet raſch während ſeiner Anweſenheit zu Jena und ward durch einen neuen verhängnißvollen Schritt von Fichtes Seite herbeigeführt.

Fichte fühlte ſich durch den Gedanken, man könnte die Sache mit einem Verweiſe abmachen wollen, ſo leidenſchaftlich aufgeregt, daß er nicht unterlaſſen konnte, der Regierung einen deutlichen Wink zu geben, daß ſie dieß ja nicht wagen möge, da ſie hierdurch ihrer Univerſität die gefährlichſte Wunde ſchlagen würde. Goethe war am Mittag des 21. wieder nach Jena gekommen. Den folgenden Tag ſchrieb Fichte an Voigt einen ſeine Stellung vollkommen verkennenden Brief. „Ich habe, verehrungswürdiger Herr Geheimrath, in der bekannten Angelegenheit keinem Manne am Platze extra acta mich mittheilen wollen,“ beginnt er. „Jetzt ſind unſere Verantwortungsſchriften eingelaufen, und es iſt daran, mein Schickſal, und vielleicht das Schickſal einer berühmten Univerſität zu entſcheiden. Nach reiflicher Ueberlegung halte ich es denn doch für Pflicht, ein Wort dazwiſchen zu reden, ehe beides entſchieden wird. Ich wende mich an Ew. Hochwohlgeboren als an denjenigen, der mich hieher gerufen und der eine Zeit lang die Güte gehabt, meine Angelegenheiten für einen Theil der ſeinigen zu halten. Ich überlaſſe es gänzlich Ihrer eigenen Weisheit, inwiefern Sie von dem, was ich Ihnen ſagen werde, weiteren Gebrauch machen, oder lediglich Ihre eigenen Rathſchläge und Maßregeln dadurch beſtimmen laſſen wollen.“

Nachdem er des ungeheuern Mißverſtändniſſes der Anklage gedacht, und daß nur diejenigen, welche die eigentliche Tendenz ſeines Syſtems kennen, über die Sache zu urtheilen im Stande ſeyen, droht er: „Die Frage, warum man einen Profeſſor der Philoſophie, der weit entfernt iſt, Atheismus zu lehren, zur Verantwortung zieht, und den Generalſuperintendenten dieſes Herzogthums (Herder), deſſen öffentlich gedruckte Philoſopheme in der That dem Atheismus ſo ähnlich ſehen, wie ein Ei dem andern, nicht zur Verantwortung zieht, dieſe Frage, die ich aus Diskretion nicht gethan habe, wird nächſtens ein anderer thun, wenn ich es nicht verbitte; und ich werde es ſicher nicht verbitten, wenn man noch einen Schritt vorwärts gegen mich thut.“ Als ob man freiwillig Fichte zur Verantwortung gezogen habe, nicht in Folge einer Klage, welche man zum Vortheile der Univerſität nicht unbeantwortet laſſen konnte. Gegen Herder war ja noch kein Kläger aufgetreten.

Was er unter „dem Schritte vorwärts“ verſtehe, ergibt ſich aus der Einleitung zur zweiten Drohung. „Jetzt nehme ich mir die Freiheit,“ fährt er fort, „eine Stelle in meiner Verantwortungsſchrift zu commentiren. „Man wird mir,“ ſage ich in derſelben, „wohl auch keinen gerichtlichen Verweis geben; man wird gegen meine Ehre, die mir lieber iſt als mein Leben, nichts thätlich unternehmen.“ Das habe ich geſagt, weil ich zu dem Entſchluſſe leiten möchte, es nicht zu thun, nicht aber, als ob ich wüßte oder ſo ſicher darauf rechnen könnte, daß man es nicht thun würde. Perſönliche Beziehungen auf mich, die ſich ergeben haben ſollen (er meinte politiſche Verdächtigungen, die aber wohl nur in ſeiner Einbildung oder auf leeren Zuträgereien beruhten), neuerlich entſtandene Beziehungen auf die ganze Univerſität und, was mehr iſt, die Beziehungen auf Kurſachſen dürften wohl, um dem letzteren eine Art Genugthuung zu geben, auf den Entſchluß leiten, mir durch den akademiſchen Senat eine derbe Weiſung zukommen zu laſſen und zu rechnen, daß ich, wenn auch nicht in gleichem Grade dafür intereſſirt, den Verfaſſer vom „Grabmal des Leonidas“ kein Dementi bekommen zu laſſen, dennoch dieſen Verweis ruhig hinnehmen werde. Ich muß erklären, verehrteſter Herr Geheimrath, daß darauf nicht zu rechnen iſt; das darf ich nicht, das kann ich nicht. Ich darf nicht. Mein Benehmen in dieſer ganzen Sache von Anfang an bis hieher iſt meiner innigſten Ueberzeugung nach nicht nur tadellos, ſondern preiswürdig, und es iſt verächtlich, das Preiswürdige, es ſey an andern oder an uns ſelbſt, öffentlich ſchelten zu laſſen, ohne, in wie weit es an uns liegt, den Tadel deſſelben abzuwehren. Ich kann nicht. Ich bin gerade durch meine Feinde

Digitized by Google

ſchon lange, und jetzt mehr als je, in eine Lage getrieben, die die ſtrengſte Unbeſcholtenheit zur Bedingung meiner Exiſtenz macht. Freund und Feind erwartet dieſe von mir und muthet ſie mir zu. Ich kann, ohne alles zu verlieren, etwas Unanſtändiges eben ſo wenig öffentlich erdulden als thun. Jener Verweis würde in kurzer Zeit in allen Zeitungen abgedruckt erſcheinen und mit lautem Hohngelächter und Schadenfreude von meinen Feinden aufgenommen werden. Jeder rechtliche Menſch würde fühlen, daß es mir die Ehre verböte, Regierungen, die mich eines ſolchen Verweiſes für werth geachtet hätten, länger unterworfen zu ſeyn, und die allgemeine Verachtung würde mich treffen, wenn ich es bliebe. Es würde mir nichts übrig ſeyn, als den Verweis durch Abgebung meiner Dimiſſion zu beantworten, und dieſen Brief, den ich mir gegenwärtig die Ehre gebe Ew. ꝛc. zu ſchreiben, der allgemeinſten Publicität zu übergeben."

Endlich glaubt er ſich noch verbunden, eine dritte, eigentlich vierte Drohung hinzuzufügen. „Mehrere gleichgeſinnte Freunde, welche man für bedeutend für die Akademie anerkannt hat und welche in der Verletzung meiner Lehrfreiheit die ihrige als mitverletzt anſehen würden, ſind auch über die Anſicht, die ich Ew. ꝛc. ſo eben vorgelegt, mit mir einig; ſie haben mir ihr Wort gegeben, mich, falls ich auf die angegebene Weiſe gezwungen würde, dieſe Akademie zu verlaſſen, zu begleiten und meine ferneren Unternehmungen zu theilen; ſie haben mich berechtigt, Ihnen dieſes bekannt zu machen. Es iſt von einem neuen Inſtitute die Rede; unſer Plan iſt fertig, und wir können dort denſelben Wirkungskreis zu finden hoffen, welcher uns allein hier anzuziehen vermochte, und die Achtung, welche man auf dieſen Fall uns hier verſagt haben würde."

Dieſe letztere, auf einen genau entworfenen Plan hindeutende Drohung beruhte auf dem allerſchwächſten Grunde. Freilich hatte man Fichte früher die Hoffnung auf Neugründung der Univerſität Mainz gemacht, wohin man ihn und ſeine Freunde gern ziehen würde; aber die Univerſität war mittlerweile wieder in der alten Weiſe eröffnet worden, und es war kaum noch eine Ausſicht, daß der frühere Plan durchgehen werde, weßhalb die Berufung auf dieſe jetzt ganz in der Luft ſchwebende Anſtalt, die ihm und ſeinen Freunden einen erwünſchten Wirkungskreis eröffnen würde, eine bloße Rednerei war. Mochte er auch mit einzelnen ſeiner Freunde früher von den Mainzer Ausſichten geſprochen und dieſe ihm dorthin zu folgen zugeſagt haben, davon, daß ſie, falls er ſeine Entlaſſung nehmen müſſe, daſſelbe thun würden, war keine Rede geweſen. Freilich behauptet Fichte entſchieden, Paulus habe für den angedeuteten Fall zugeſagt, gleichfalls ſeine Entlaſſung zu nehmen, aber Paulus ſtellt dieß in Abrede; er habe nur erklärt, nicht in Jena zu bleiben, wenn die Lehr- oder Ueberzeugungsfreiheit verletzt würde. Paulus, damals Prorector, war, da er eben gerichtsweiſe vernommen, man wolle Fichte durch den Senat einen Verweis zukommen laſſen, ſelbſt zu dieſem geeilt, der ihm ſeinen Entwurf zum Briefe vorlegte, worüber ſie weiter verhandelten. Ohne ihn, meint Fichte, würde er den entworfenen Brief wohl haben liegen laſſen. Als Fichte Tags darauf den veränderten Brief Paulus mittheilte, äußerte dieſer den Wunſch, durch die Faſſung des Satzes: „es würde mir nichts übrig bleiben," auf den Ausweg eines nicht öffentlich compromittirenden Verweiſes hinzulenken. Aber Fichte änderte die Stelle nicht, ja er fügte noch die Drohung der Veröffentlichung des Briefes hinzu. Dennoch gab ſich Paulus dazu her, den Brief nach Weimar an Voigt zu bringen und, wie Fichte ſelbſt und Paulus berichten, dieſem den Ausweg des Privatverweiſes beſtimmt anzugeben, dagegen alle Folgen eines öffentlichen noch einmal lebhaft vorzulegen. Wie ſeltſam aber war es, daß in dem ausführlichen Privatſchreiben nur die ſtärkſten Drohungen ausgeſprochen wurden, falls die Regierung einen öffentlichen Verweis ihm zugehen laſſen werde, wogegen die Annahme eines Privatverweiſes gar nicht erwähnt, ja vielmehr dadurch ausgeſchloſſen ward, daß er ſein ganzes Benehmen in dieſer Sache für preiswürdig erklärte, alſo jeden Verweis für unberechtigt erkannte! Wenn Fichte ſelbſt ſpäter behauptete, durch ſtarke Bezeichnung des entgegengeſetzten öffentlichen und gerichtlichen Verweiſes den Ausweg des Privatverweiſes angegeben zu haben, ſo wird dieß kaum jemand finden. Und wäre dieſes auch, welche Zumuthung, daß Voigt dieſen Hauptpunkt zwiſchen den Zeilen leſen ſolle, während die Drohungen mit bitterſter Schärfe und Selbſtgefälligkeit ausgeſprochen waren! Auf ſolche Weiſe ſich vorſchreiben laſſen, was man thun dürfe, unter derben Drohungen vor einem möglichen Schritte ſich warnen laſſen, das darf eine Regierung nicht dulden, will ſie nicht der Spielball der Laune ihrer Untergebenen werden.

Der Brief war eine reine Abgeſchmacktheit, die Fichtes Mangel an Weltklugheit auf das deutlichſte beweiſt. Schillers und Goethes Klagen über Fichtes Abſurdität, ſeine Unklugheit, ſeine Schiefheiten werden durch ihn gründlich beſtätigt. Aber auch Paulus benahm ſich ungeſchickt, als er ſich zum Träger eines ſolchen Drohbriefes und zum Befürworter ſo wunderlicher Bedingungen hergab. Was die Sache ſelbſt betraf, ſo hatte Weimar unzweifelhaft bereits den andern

Digitized by Google

Höfen einen Verweis der Unvorſichtigkeit als einfachſte Löſung in Vorſchlag gebracht; und wäre dieß auch nicht geweſen, ſo konnte man mit einem Privatverweis ſich nicht begnügen, den man geheim halten, nicht einmal Kurſachſen mittheilen durfte, das durch irgend ein Zugeſtändniß zu befriedigen der Vortheil der Univerſität dringend forderte. So blieb alſo kein Ausweg, als den Verweis durch den Senat Fichte zukommen zu laſſen. Daß aber ein Mann von ſolcher ſtarren Strenge, wie Fichte, ſeine Drohungen wahr machen werde, mußte man vorausſetzen, und ſo ſchien es der Regierung der einfachſte Weg, der Sache ein Ende zu machen, wenn ſie gleich die gedrohte Entlaſſung annahm, ſtatt ſich dieſe in den derbſten Ausdrücken von dem aufgeregten Manne ausſprechen zu laſſen, der nur auf die Denkfreiheit und ſeine Ehre, nicht auf den Vortheil der Univerſität bedacht war, von welcher die bedrängte Regierung das drohende Verbot abzuwenden ſuchen mußte.

Aber war dieß nicht ein Mißbrauch eines Privatbriefes, daß Voigt das an ihn gerichtete Schreiben dem Herzog mittheilte und dieſer ſich darauf bezog? Ein reiner Privatbrief war das Schreiben keineswegs. Fichte hatte Voigt freigegeben, nach ſeiner eigenen Weisheit davon „weiteren Gebrauch zu machen," ja er hatte gedroht, ſelbſt den Brief zu veröffentlichen. Bei einer ſolchen Rückſichtsloſigkeit wäre jede Rückſicht von Seiten der Regierung bedauerliche Schwäche geweſen, ſie mußte die Drohungen einfach annehmen. Und ſo ward denn auch am 29. März die Entſcheidung ausgefertigt. Die von Kurſachſen bezeichneten Sätze wurden als ſeltſam und anſtößig nach dem gemeinen Wortverſtande erklärt, ihre Verbreitung als ſehr unvorſichtig erkannt, und der Senat beauftragt, den Herausgebern ihre Unbedachtſamkeit zu verweiſen und ihnen eine beſſere Aufmerkſamkeit auf die herauszugebenden Aufſätze zu empfehlen, wozu die Regierung um ſo mehr berechtigt war, als die Profeſſoren als ſolche volle Genſurfreiheit hatten. In einer Nachſchrift wurde mit Bezugnahme auf den Brief an Voigt die Entlaſſung Fichtes als nothwendige Folge angenommen, und zugleich bemerkt, daß der Herzog denjenigen, die Fichte, wie er behaupte, zu folgen gedachten, die Entlaſſung vorzuenthalten nicht gemeint ſey.

Goethe befand ſich noch in Jena, als dieſer Erlaß beim Prorektor Paulus anlangte. Letzterer kam ſogleich mit der traurigen Kunde zu Fichte und beredete dieſen zu einem neuen Brief an Voigt, worin er ſonderbarerweiſe erklärte, der ihm ertheilte Verweis ſey kein ſolcher, wie er ihn im Sinne gehabt, da er ſeine Lehrfreiheit nicht verletze, daher er auch nicht gezwungen ſey, deßhalb ſeine Entlaſſung zu nehmen. Dieſer authentiſchen Erklärung ſeines früheren Briefes möge Voigt dieſelbe Verbreitung geben wie dieſem, beſonders ihn dem Herzog vorlegen. Aber Fichte hatte jeden Verweis in dieſer Sache, der ihm öffentlich zu Theil werde, als eine Beleidigung ſeiner Ehre erkannt, und ſo war dieſe Behauptung nur eine Ausflucht, zu welcher ihn das Verlangen trieb, die Entlaſſung rückgängig zu machen. Paulus eilte mit dieſem Briefe wieder nach Weimar, wo Voigt ihm ſogleich bemerkte, die Sache ſey nicht rückgängig zu machen, da man die Entlaſſung bereits nach Dresden gemeldet und auch den übrigen ſächſiſchen Höfen davon Anzeige habe zukommen laſſen.

Dieſer zweite Brief erſcheint als eine neue Unklugheit, da an eine Abänderung des gefaßten Beſchluſſes unmöglich zu denken war, wäre auch der Rückzug nicht ſo ungeſchickt geweſen. Die Regierung befand ſich ganz in ihrem Rechte; ſie hatte ſich eines freilich höchſt bedeutenden Mannes, eines beliebten Lehrers entledigt, der durch ſein rückſichtsloſes Handeln ihr nur immer neue Verlegenheiten bereitet haben würde, da er für ihre bedrängte Lage und den Vortheil der Univerſität kein Auge hatte. Nur durch ſeine ungeſchickten Drohungen, ſein unzeitiges Dreinreden hatte Fichte ſeine Entlaſſung ſich zugezogen. Hätte er die Entſcheidung ruhig erwartet, und als ihm der Verweis zukam, dieſen einfach durch ſeinen Abſchied abgelehnt, ſo würde man ſein Benehmen als Ausfluß eines ſelbſtſtändigen, auf ſeine Ehre haltenden Charakters haben ehren müſſen. Er ſelbſt war ſpäter über die Sache nicht ganz mit ſich einig. In einem Briefe an ſeine Gattin vom Auguſt des Jahrs ſagt er, es reue ihn keineswegs, daß er keinen Verweis gewollt und mit dem Abſchiede gedroht, wobei er ſich nicht zu erinnern ſcheint, daß er doch einen Privatverweis ſich auch damals hatte gefallen laſſen wollen; er billige ganz ſeinen erſten Brief, mißbillige bloß den zweiten, den ihm Paulus abgepreßt habe. Dagegen ſpricht er gegen Reinhold ein paar Monate früher ſeine Reue aus, geſteht freimüthig ſeinen Fehler, daß er durch den erſten Brief der Regierung einen Schein des Rechtes geboten habe. „Hätte ich ihnen doch nicht dieſen Schein durch ein unglückliches Herausgeben aus meinem Charakter in die Hände gegeben!"

Es iſt ſchmerzlich, auf ſolche Fehltritte eines der erſten Geiſter unſeres Volkes eingehen zu müſſen, aber hier war es unumgänglich nöthig, der beſchönigenden Darſtellung des Lebensbeſchreibers gegenüber, die Goethes Verhalten und Urtheil in ein falſches Licht ſtellt. Nach der gegebenen Darſtellung wird man Goethes fünf Monate nach Fichtes Entlaſſung gethane Aeußerung an

seinen Schwager Schlosser recht zu würdigen vermögen. „Was Fichte betrifft, so thut mir's immer leid, daß wir ihn verlieren mußten, und daß seine thörichte Anmaßung ihn aus einer Existenz herauswarf, die er auf dem weiten Erdenrunde, so sonderbar auch diese Hyperbel klingen mag, nicht wieder finden wird. Je älter man wird, desto mehr schätzt man Naturgaben, weil sie durch nichts können angeschafft werden. Er ist gewiß einer der vorzüglichsten Köpfe, aber, wie ich fast fürchte, für sich und die Welt verloren. Uebrigens ist es, so klein die Sache scheint, ein Glück, daß die Höfe in einer Angelegenheit, wo eine unverschämte Präoccupation so ungemein weit ging, einen Schritt thun konnten, der, wenn auch (nur) von der einen Seite gebilligt, von der andern Seite nicht getadelt werden kann. Und ich für meine Person gestehe gern, daß ich gegen meinen eigenen Sohn votiren würde, wenn er sich gegen ein Gouvernement solche Sprache erlaubte."

Die Würde der Regierung erforderte diesen Schritt, auf den übrigens, wofür auch die eben angeführte Aeußerung sprechen dürfte, Goethe keinen entschiedenen Einfluß hatte. Wer Karl Augusts kräftiges, oft leidenschaftlich durchgreifendes Wesen kennt, der wird auch kaum zweifeln können, daß die rasche Entscheidung nicht sowohl Voigts als sein Werk war. Wenn Voigt später alles that, um die Entlassung Fichtes bei den Studenten und in weitern Kreisen in ihr rechtes Licht zu setzen, so geschah dieß zum Vortheil der Universität und zur Rechtfertigung der Regierung, und man würde es ihm auch nicht zu hoch anrechnen dürfen, sollte er hierin zu weit gegangen seyn. Daß aber die Weimarische Regierung oder der Herzog selbst den Fürsten von Rudolstadt bestimmt habe, Fichte den von diesem gewünschten freien Aufenthalt in seinem Lande zu verweigern, beruht auf bloßer Einbildung Fichtes. Der Herzog würde nichts dagegen gehabt haben, wenn Fichte in seinem Lande geblieben wäre; mochte es ihm auch unangenehm gewesen seyn, durch Fichtes Zurückziehen nach dem Rudolstädtischen den Schein auf sich zu ziehen, daß er in seinem Lande nicht hätte bleiben dürfen, einen Wink deßhalb dem Fürsten zu geben, konnte ihm nicht einfallen. Dagegen mochte es letzterem unlieb seyn, sich als Beschützer des von Jena entlassenen Professors darzustellen, dessen Lehren man des Atheismus beschuldigt hatte; er fürchtete am Ende seine Geistlichkeit und wohl gar die Stimme des Volks. Schiller fand eine solche Zumuthung unklug; sie zeige, wie incorrigibel Fichte in seinen Schiefheiten sey. Wie könne er dem Fürsten zumuthen, sich umsonst und um nichts bei allen anders denkenden Höfen zu compromittiren! Und welche armselige Erleichterung verschaffe ihm wohl ein freies Quartier dort, wo er gar nicht an seinem Orte sey! Denn man hatte ihm berichtet, um ein solches sey er eingekommen. Fichtes Brief an den Fürsten, dessen Fassung vielleicht auf die Ablehnung nicht ohne Einfluß blieb, liegt uns nicht vor. Er selbst sagt uns, daß der Geheimerath zu Rudolstadt seine Bitte rund abgeschlagen.

Goethe schätzte Fichte als trefflichen Kopf; aber er bedauerte seinen Mangel an Weltklugheit und Mäßigung. Nichts lag ihm ferner, als ihn seiner freien Gesinnungen wegen zu hassen, vielmehr blieb er ihm persönlich immer freundlich gewogen. Im September meldet Fichtes Gattin nach Berlin von Jena aus: „Goethe ist jetzt hier und hat sich bei Schlegel sehr freundlich nach dir, deinen jetzigen Arbeiten und Befinden erkundigt." Fichte legte diese Freundlichkeit falsch aus, wenn er darin ein Schuldbekenntniß Goethes sah, indem er irrig annahm, wie man ihm gesagt, dieser habe einen Haupteinfluß bei seiner Entlassung geübt. „Was du mir von Goethe schreibst, ist etwas," erwiedert er. „Es ist begreiflich, daß Leute, wie Goethe, nachdem nur die erste Hitze bei ihnen verraucht ist, sich des Auftritts mit mir, der ihnen, wie sie wohl wissen, auch noch ganz anders gedeutet wird, als sie meinen, schämen, ihn ungeschehen wünschen, begreifen, daß der Universität ein nicht wohl zu ersetzender Schaden zugefügt worden u. dgl. — Es ist leicht, in der Hitze einen falschen Schritt durchzusetzen, aber sehr schwer, ihn bei kaltem Blute wieder gut zu machen. Wünschen thäte ich freilich meine Restitution, wenn es mit meiner vollen Ehre geschehen könnte; aber es ist kaum nur daran zu denken. Jedoch ich hoffe, es soll uns nicht Noth thun." — Der Herzog hatte bereits ein Gesuch der Studirenden um Wiederanstellung Fichtes entschieden abgelehnt, und kein Zuspruch würde ihn je zu einem solchen Schritte bewogen haben, wozu aber auch weder Goethe noch Voigt rathen konnten.

In der ersten Hälfte des Decembers kam Fichte nach Jena, um im nächsten Monat mit seiner Familie nach Berlin überzusiedeln. Schiller schreibt am 7. von Weimar aus an Goethe: „Fichte ist, wie ich höre, nun in Jena angelangt; ich bin neugierig, ob mit Ihrem Fuhrwerk." Goethe, der zwei Tage darauf nach Weimar zurückkehrte, sah ihn nicht, ebensowenig Schiller, der nun in Weimar wohnte. Und doch hatte Fichte ein paar Monate vorher seiner Gattin geschrieben, sobald er nach Jena komme, werde er seine jetzige Ansicht der Sache unverholen äußern, daß die Weimarische Regierung in ihrer Art ganz recht gehabt habe, wie er in der seinigen; es habe zwischen ihnen als Parteien

Digitized by Google

so kommen müssen; er werde sogleich Voigt, Goethe und Schiller besuchen und ihnen dieß sagen. Der Herzog lehnte im Januar ein zweites Bittgesuch von Studirenden um Fichtes Berufung kurz ab. Fichtes Aufenthalt verzögerte sich über Erwarten. Ehe er aber nach Berlin zurückkehrte, meldete er bei Goethe sich zum Abschiedsbesuche an, mit einer Förmlichkeit, welche diesem gar wunderlich vorkam. „Beiliegenden Brief erhalte ich von Fichten," schreibt Goethe den 12. März 1800 an Voigt; „wahrscheinlich ist ein ähnlicher bei Ihnen eingelaufen. Daß doch einem sonst so vorzüglichen Menschen immer etwas Fratzenhaftes in seinem Betragen ankleben muß! Ich denke ihm heute zu antworten, daß es mir ganz angenehm seyn soll, ihn bei seiner Anherkunft zu sehen. Uebrigens halte ich es für unverfänglich, daß man ihm den Titel als Professor gebe, doch habe ich mir vorher Ihr gefälliges Sentiment in dieser Sache erbitten wollen, damit man bis zum Schluß hierin einstimmig handle." Fichte muß freundlich von Goethe geschieden seyn. Als er im Juli eine Zeitschrift, „Jahrbücher der Kunst und Wissenschaft," bei Unger zu Berlin in Verbindung mit Schelling u. a. herauszugeben beabsichtigte, lud der Verleger auch Goethe und Schiller dazu ein, die aber ablehnten; dagegen hoffte Fichte am 15. November nach einem so eben empfangenen Briefe beide zu der mit Schelling bei Cotta herauszugebenden Zeitschrift zu gewinnen. „Die Ausführung lassen Sie nur mir," schreibt er an Schelling. Goethe verkehrte damals zu Jena viel mit den dortigen Philosophen, mit Niethammer, Schelling und Fr. Schlegel. Von Schelling hat er sich Fichtes vernichtende Kritik von Bardilis Logik aus, für welche sich Reinhold entschieden hatte, um sich über die Sache aufzuklären.

Am 9. Juni 1803 wandte sich Fichte an Schiller mit der Bitte, ob nicht etwa die herzogliche Kammer die auf seinem Hause zu Jena noch zu seinen Gunsten haftende Hypothek übernehmen möchte. „Könnten Sie etwa den Direktor der Kammer, Herrn Geheimerath Schmidt, der meiner Frau Onkel ist, durch seine eigene Geneigtheit oder durch Geheimerath Goethe oder Voigt zu diesem Geschäft bewegen?" Goethe nahm sich der Sache an und sandte an Zelter einen darauf bezüglichen Brief des Advokaten Salzmann. Zu seinem großen Aerger mußte Fichte in Berlin gleich darauf das Anspochen von Goethes *natürlicher Tochter* erleben. So sehr er auch Goethes „Iphigenia," „Tasso" und „Hermann und Dorothea" stets geliebt und verehrt habe, schreibt er an Schiller, so halte er doch dieses Werk für das größte dermalige Meisterstück des Meisters, worauf er sich weiter über das Wesen und die Vorzüge der „natürlichen Tochter" ausspricht. Goethe dankte ihm am 29. August durch Zelter für den sehr schönen und liebenswürdigen Brief, den er über sein Stück an Schiller geschrieben, und läßt ihm sagen, daß sie seine Angelegenheit bestens beherzigten; aber leider ruhe auf allem, was Advokatenhände berührten, so leicht ein Fluch. Am 23. September meldet Goethe an Schiller: „Möchten Sie wohl beiliommendes Blatt an Fichte abgehen lassen? Leider steht die ganze Sache nicht erfreulich. Fichte steht bei seinem großen Verstande noch im Wahn, als könnte man vor Gericht auf seine eigene Weise Recht behalten, da es doch daselbst hauptsächlich auf gewisse Formen ankommt. Auch ist, wie Sie aus dem Blättchen sehen werden, Salzmann, der von Grund aus nichts taugt, abzuschaffen." Fichte wurde auch von Goethe zur Theilnahme an der neuen Literaturzeitung aufgefordert, wozu er sich gern bereit erklärte.

Als Schiller mit seiner Familie im Mai 1804 Berlin besuchte, fand er bei Fichte und seiner Gattin die freundlichste Theilnahme. Bei der Nachricht, daß Schiller für die preußische Königsstadt gewonnen sey, erbot sich Frau Fichte, ihnen eine gute Wohnung zu besorgen. Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Der Tod Schillers betrübte Fichte und dessen Gattin, die unterdessen nach Erlangen gegangen waren, auf das erschütterndste. „Ich hatte an ihm noch einen der höchst seltenen Gleichgesinnten über geistige Angelegenheiten," äußert er an Woltzogen. Seine Gattin sprach der Wittwe ihre herzlichste Theilnahme aus; sie möge zu Fichte das völlige Zutrauen wie zu einem Bruder haben, wenn er in literarischer Hinsicht ihr dienen könne. „Man sagt im Publikum," bemerkt sie, „daß Goethe gefährlich erkrankt sey. Wolle Gott, daß dieß ein falsches Gerücht sey, und daß er nicht auch uns entrissen werde! Wir grüßen ihn herzlich." Auch später theilte Frau von Schiller Fichtes Gattin manches über Goethe mit, woran diese herzlichen Antheil nahm. Im Sommer 1806 erkundigte sich Goethe bei Zelter nach der Weise und dem Erfolge der von Fichte zu Berlin gehaltenen Vorlesungen. Fichte sandte ihm später ein Exemplar derselben.

Ob Goethe und Fichte sich in der Folge noch einmal sahen, wissen wir nicht, aber beide beobachteten freundlich aus der Ferne ihr tüchtiges, aus dem reichen Quell tiefster Begabung und edelster Seele fließendes Wirken. Fichte sollte in Berlin in der traurigsten Zeit Deutschlands sich als heldenhafter, ächt deutscher Charakter bewähren und die Schiefheiten, durch welche er in Jena sich so manche Unannehmlichkeiten bereitet, auf das schönste durch kräftiges, entschiedenes Handeln

Digitized by Google

und den Flammeneifer sühnen, womit er die Brust des niedergedrückten, aber nicht erdrückten deutschen Volkes hob und begeisterte. Goethe wird mit freudiger Anerkennung dem so edel gereiften, charakterfesten Manne gefolgt seyn und seinen unerwartet frühen, durch das herrschende Lazarethfieber herbeigeführten Tod herzlich bedauert haben. Drei Jahre später gedenkt er gelegentlich „der glücklichen Zeit, da der treffliche Fichte noch persönlich unter uns lebte und wirkte," den er als einen „kräftigen, entschiedenen Mann" bezeichnet. Und wenn er auch später in den „Annalen" seiner leidenschaftlichen Rücksichtslosigkeit gedenken mußte und dabei sich manchmal herb äußerte, wobei er die Thatsachen nicht immer ganz richtig darstellte, so gesteht er doch auch damals, wo die Erinnerung an jene Zeiten schon erblichen war: „Er war eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen, und an seinen Gesinnungen in höherem Betracht nichts auszusetzen."

H. Düntzer.

Shakespeare-Musik.

I.

Compositionen zu Shakespeares phantastischen und supernaturalistischen Dichtungen.

Wir bedürfen keines tiefen Studiums, nur einer flüchtigen Umschau auf dem Gebiet der Poesie, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß nie ein profaner Schriftsteller — um den üblichen Ausdruck zu gebrauchen — so befruchtend auf jedes schöpferische Talent in jedem Zweige der Kunst eingewirkt hat, wie Englands großer dramatischer Dichter. Es kann uns deßhalb nicht in den Sinn kommen, in diesen Zeilen eine erschöpfende Abhandlung über die zu Shakespeares Dichtungen componirte Musik geben zu wollen; die Aufgabe wäre in diesem Raume jedenfalls nicht zu lösen. Wir fassen nur einige Notizen und Gedanken zusammen, die wir im Laufe der letzten Jahre aufgespeichert, und begnügen uns, ein Thema flüchtig zu berühren, dessen ausführliche Untersuchung und Besprechung die Arbeit von Jahren erfordern würde.

Das erste Stück in der englischen mir zur Hand liegenden Shakespeareausgabe ist die letzte Arbeit des Autors, „der Sturm," und damit sehen wir uns sogleich mitten in die Gruppe seiner Dichtungen versetzt, die wir als die supernaturalistische bezeichnen: das mährchenhafte Traumdrama, das Zauberfingspiel und die aus Hexensprüchen, Ehrgeiz und Verbrechen gewebte Tragödie.

Es gehört zu den sehr verbreiteten Ansichten, daß gerade das Uebernatürliche für die Musik ein geeigneter Vorwurf sey. Die erste Oper, welche über die Bühne ging, war die Armidasage, mit ihrem Kampf zwischen Sensualismus und Spiritualismus, d. h. zwischen Heidenthum und Christenthum, mit ihrem heidnischen Zauberwesen und dem christlichen Gottesglauben, der mächtiger ist, als alle Zauberei. Und die Geschichte Armidas und ihrer Zaubergärten ist jedenfalls dasjenige Opernsüjet, welches sich am meisten wiederholt hat. Die List und Niederlage der schönen Hexe hat bis jetzt einige fünfzig Componisten gefunden — unter diesen Lulli, Händel, Gluck, Haydn und Rossini — und zum großen Theil mag diese häufige Wiederholung ihren Grund in der Anziehungskraft finden, welche das Mährchenhafte auf die Phantasie der Menschen unbestreitbar ausübt.

Aehnlich verhält es sich mit Shakespeares „Sturm." Miranda und Ferdinand stehen dabei nur in zweiter Linie, Prospero, Ariel und Caliban in der ersten. Die Anziehungskraft des Stückes liegt ohne Zweifel in dem übernatürlichen Element desselben, in dem Phantastischen und Wunderbaren, womit der Dichter es so verschwenderisch ausgestattet hat. Dennoch stößt die Musik gerade hier auf die Grenzen, die sie nicht zu überschreiten vermag. Ariel kann nur nach einem gewissen conventionellen Muster gedacht und behandelt werden, und die Naturtöne, das Sausen des Sturmes, das Brausen der Wellen, das Rauschen der Blätter, der Wiederhall in den Bergen, lassen sich eben nur in derselben Sprache wiedergeben; mit Einem Worte das, was so viele Componisten anlockte, scheint auf der andern Seite geeignet, von jedem Versuche abzuschrecken.

Digitized by Google

Anfangs begnügte man sich allerdings, die lyrischen Partien des Stückes, namentlich die Ariels, in Musik zu setzen und sie bei der Aufführung singen zu lassen. Auch ist es wahrscheinlicher, daß man zuerst schon vorhandene Melodien benutzte und sie dem Texte anpaßte — wie man jetzt noch im französischen Vaudeville thut — als daß sie irgend für das Drama geschrieben wurden; denn die Theatermusik lag zu der Zeit, von der wir sprachen, noch sehr im Argen, ja es gab damals nicht einmal ein Orchester, das diesen Namen wirklich verdient hätte.

Im Jahre 1673 componirte der erste englische Meister, in dessen Werken sich einige Genieblitze finden, Matthew Locke, eine Musik zum „Sturm," die für die damalige Zeit nicht ohne Verdienst ist, der man indessen niemals eine Bedeutung beimessen konnte, wie z. B. der Macbethmusik, die man diesem Componisten verdankt. Die erste Sturmmusik von wirklichem Werthe ist die von Henry Purcell (geb. 1658, gest. 1695), einem Componisten, dessen melodiöse Weisen das englische Ohr noch heute entzücken. Dennoch läßt sich auch in dieser Musik eine gewisse Dürre und Steifheit nicht verkennen, die man sonst in keiner Schöpfung Purcells bemerkt. Daß ihm der Ausdruck für das Phantastische durchaus nicht abging, ja daß er darin seiner Zeit weit voraus war, beweist seine reizende Cantate: the delirious Lady, nach einem Texte von Dryden. Es erscheint freilich sonderbar, daß ein Dichter wie Dryden in mancher Beziehung anregender auf die schöpferische Kraft des Componisten gewirkt haben sollte, als Shakespeare; aber man darf dieser eigenthümlichen Erscheinung gegenüber nicht vergessen, daß dieß die Periode war, in welcher England seinem größten Dichter eine Geringschätzung bewies, die sich noch bis zur Zeit Händels bemerklich machte. Der letztgenannte große Meister kannte, wie seine Compositionen beweisen, die englische Poesie durch und durch, daß er aber trotzdem niemals eine Zeile von Shakespeare componirt hat, ist eine Thatsache, die als sprechendes Zeichen der Zeit volle Beachtung verdient. Sein Schüler und Gehülfe, Johann Christopher Smith (eigentlich Schmidt), besaß einen feineren Sinn. Er schrieb für den „Sturm" sowohl, wie für den „Sommernachtstraum" Musik, oder besser gesagt, stellte eine solche dafür zusammen. Die zu dem ersteren Stücke ist freilich längst vergessen und verschollen, was uns indessen um so weniger Wunder nehmen kann, da bald darauf einer der besten Shakespearecomponisten, Thomas Augustin Arne (geb. 1710, gest. 1778) den „Sturm" zum Theil mit Musik versah.

Arnes Compositionen zum „Sturm" und zu Shakespeares „Wie es Euch gefällt" stehen unter allen musikalischen Produktionen, welche England im Laufe des letzten Jahrhunderts hervorbrachte, als hervorragende Erscheinungen da. Man wird sich der Frische und Grazie dieser Musik namentlich dann voll bewußt, wenn man sie mit der schon mehr die italienischen Muster verrathenden Oper „Artaxerxes" von demselben Componisten zusammenhält. Es findet sich dort nicht Eine Piece, die sich mit Ariels: „Wo die Bien', saug' ich mich ein," jenem Liede vergleichen ließe, das seinen hinreißenden Zauber bewahren wird, so lange es noch Stimmen zum Singen und Ohren zum Hören gibt.

Mit der Partie des Caliban — einem Ungeheuer, das jeden Musiker in Verlegenheit setzen muß — war Arne weniger glücklich. Er besaß, soweit wir ihn nach seinen noch vorhandenen Werken zu beurtheilen vermögen, weniger Talent für das Wilde, Rauhe, Leidenschaftliche, als für das Liebliche, Anmuthige. Er würde z. B. mit Gays von Händel componirtem „Polyphemus" nichts zu machen gewußt haben. — Die Partien der Juno und Ceres im „Sturm" sind uns, wenn Arne sie überhaupt componirt hat, nicht erhalten. Diese Episode, welche wiederholt — unter andern von den englischen Tonkünstlern Henry Linley und Smart — in Musik gesetzt wurde, hat dennoch erst in neuerer Zeit einen würdigen Meister gefunden, und zwar in einem der beiden jüngsten englischen Componisten, die es gewagt haben, ihren Namen mit dem Namen Shakespeare zusammenzustellen, in A. Sullivan, auf den wir später zurückkommen.

Zu Anfang des letzten Jahrhunderts, als in Deutschland die Oper anfing ein neues, reiches Leben zu entfalten, begannen auch hier die romantischen Stücke Shakespeares Aufmerksamkeit und Bewunderung zu erregen. Die Componisten aller Länder mußten schließlich dieser griechischen Könige und Königinnen, dieser Götter und Göttinnen herzlich müde seyn, deren Leiden, Freuden und Abenteuer sie in Tönen auszudrücken versucht hatten; namentlich seit Gluck mit seinen fünf unvergleichlichen Opern beinahe jeden Fortschritt auf dem Gebiet der classischen musikalischen Tragödie unmöglich machte.

Shakespeares „Sturm" fiel in Deutschland zunächst leider in ungeschickte, schwache Hände. Johann Heinrich Rolle, ein sehr fruchtbarer und nicht unbeliebter Tonsetzer der vormozartischen Zeit, machte das Stück zum Sujet einer seiner Opern. Später componirte Winter, ein Mann, der sich als Tonkünstler eines weiter verbreiteten Rufes erfreute, und dessen Name bis heute nicht ganz vergessen ist, den „Sturm." Leider besaß dieser Componist nicht einen Funken von

Digitized by Google

Talent für einen derartigen Stoff. Seine südamerikanische Oper: „das unterbrochene Opferfest," welche dessenohngeachtet ihren Weg über die deutschen Bühnen gemacht hat, besitzt z. B. so gar keine Spur von Lokalfarbe, daß man die Scene ohne die geringste Schwierigkeit nach der Mark Brandenburg oder nach Holland verlegen könnte. Winter ist unter den achtungswerthen, aber langweiligen Componisten jedenfalls einer der langweiligsten, und natürlich konnte der „Sturm" dieses Mannes seinen Platz nur in dem Verzeichnisse seiner Werke finden. Die Oper fiel in München, wo sie zur Aufführung gebracht wurde, gänzlich durch. Für die magische Zauberwelt Shakespeares fehlte Winter aller Sinn.

Wie sehr sich Mendelssohn-Bartholdy von dem Gegenstande angezogen fühlte, ist genugsam bekannt. Im Verein mit Immermann, der den Text arrangirte, beschäftigte er sich Jahre lang mit der Idee, aber die Schwierigkeit des Sujets, sowie die Unkenntniß Immermanns von der nothwendigen musikalischen Gestaltung eines Opernbuches, veranlaßte ihn dennoch davon abzustehen. Ein Londoner Theaterunternehmer kündigte allerdings später mit Gewißheit einen „Sturm" von Mendelssohn an, ja ging sogar so weit, die Portraits der Sänger und Sängerinnen in den Hauptscenen zu veröffentlichen, das Alles aber mit keinem andern Rechte, als daß der Componist ihm versprochen, ein Textbuch anzusehen, welches der ebenso geschickte wie gewissenlose Scribe nach Shakespeares „Sturm" zusammengestellt hatte. Zwei weniger harmonirende Geister, als Mendelssohn und Scribe, hätten sich wohl kaum zu einer gemeinsamen Kunstschöpfung vereinigen können. Zur Charakteristik des Textbuches mag es genügen anzuführen, daß Scribe um das ihm zu zahme Stück zu würzen, die abscheuliche Verfolgung Mirandas durch Caliban auf der Bühne zur Anschauung brachte. Das Buch wurde natürlich von Mendelssohn mit Protest zurückgewiesen und der Componist starb, ohne seinen musikalischen Lieblingsplan zur Ausführung gebracht zu haben.

Halévys „Tempesta" — nach Scribes Text — wurde in London aufgeführt und von Henriette Sontag und Lablache gesungen, ohne indessen großen Beifall zu finden. Es liegt eine nicht zu verwischende französische Färbung auf dem Ganzen, welche wenig ansprach. Dazu kommt der letzte, vollkommen überflüssige Akt, den man in Paris, als man dort einen Versuch mit der Oper machte, ganz einfach wegließ. Dennoch ist die Musik zum Theil nicht ohne Eleganz, und Lablache, der Unübertreffliche, entfaltete in der Rolle des Caliban den ganzen Reichthum seiner Kunst.

Die wilde Kraft, die sich in jeder seiner Bewegungen, in Blick und Ton ausdrückte, ohne doch jemals die Grenze des Aesthetischen zu überschreiten, die Feinheit und taktvolle Mäßigung, mit welcher er die Schwierigkeiten und Klippen der Partie zu umgehen wußte, machten seinen Caliban zu einer der unvergeßlichsten Kunstleistungen, die wir je auf der Bühne bewundert haben.

Außer den genannten haben wir noch einige Sturm-Compositionen neueren Datums zu erwähnen und unter diesen zunächst eine geistvolle, aber leider etwas zu lang ausgesponnene Ouvertüre von Benedict, die bei Gelegenheit der Wiederaufnahme des Stückes (mit Musikbegleitung von derselben Hand) auf der Hofbühne zu München geschrieben wurde. Zweitens haben wir eine Phantasie für Orchester und Chor anzuführen, componirt von dem excentrischen Shakespearejünger Hector Berlioz, die wegen der Wunderlichkeit der Idee, des gänzlichen Mangels an Melodie und der gekünstelten Instrumentaleffekte ohne Zweifel zu den Shakespearecuriositäten zu zählen ist.

Auch Taubert in Berlin schrieb Musik zum „Sturm," welcher nach Dingelstedts scenischer Einrichtung mit der genannten Musik 1856 in München gegeben wurde. Als besonders gelungen wird in dem, sonst mittelmäßigen Tauberschen Tonwerke die Jagd der Geister auf Caliban bezeichnet.

Als die neueste und vielleicht zugleich bedeutendste Sturmmusik wird uns aber die von dem schon erwähnten jungen englischen Componisten H. Sullivan genannt. Wenigstens hat dieselbe in den musikalischen Kreisen Londons eine Sensation hervorgerufen, wie kaum je eine andere englische Composition unter ähnlichen schwierigen Umständen. Wäre der junge Musiker älter gewesen, so hätte er vielleicht nicht gewagt, sich mit Purcell und Arne zu messen. Mit einem neuen Sturm, einem neuen Ariel aufzutreten, war bei der Verehrung, welche jene beiden alten Meister in England noch immer genießen, keineswegs leicht, und dennoch scheint, nach dem Urtheile englischer Autoritäten, der kühne Wurf gelungen. Sullivans Musik soll frisch, kräftig und lebendig seyn, und namentlich in den zarten, phantastischen Partien ein tüchtig geschultes Talent und einen feinen, durchgebildeten Geschmack verrathen. Besonders wird die Musik für Juno und Ceres — mit Einschluß eines graziösen Entr'acts zum vierten Aufzuge — und das Präludium zum fünften Akt, wo Prospero den Zauber löst, als vorzüglich bezeichnet. Sullivans Talent für die Instrumentalmusik ist, nach allem, was wir hören, glänzender als das irgend eines seiner Landsleute der Vergangenheit und Gegenwart.

Digitized by Google

Er hat in Deutſchland tüchtige Studien gemacht und beſitzt eine volle Empfindung für die Poeſie ſeines Vaterlandes. Das Zaubermährchen, welches lange Jahre einen ſo mächtigen Reiz auf die Phantaſie des größten Shakeſpearecomponiſten Mendelsſohn-Bartholdy ausübte, ſcheint in deſſen Schüler einen muſikaliſchen Illuſtrator gefunden zu haben, der ſeines Meiſters würdig iſt.

Die beſte Shakeſpearemuſik, welche exiſtirt, iſt ohne alle Frage die zum „Sommernachtstraum“ von Mendelsſohn-Bartholdy. Daß ein kaum dem Knabenalter entwachſener Jüngling — denn das war Mendelsſohn, als die Muſik von Beethoven und Weber bereits im vollen Glanze ihres ewigen Ruhmes ſtrahlte — ein Tonſtück wie die Ouvertüre zum „Sommernachtstraum“ zu ſchaffen vermochte, ohne daß ſich der leiſeſte Einfluß der beiden eben genannten Meiſter nachweiſen läßt, das gehört in der That zu den Wundern, die nur das Genie vollbringt. Wenn es wahr iſt, daß Mendelsſohn bis zu ſeinem letzten Lebenstage in gewiſſer Beziehung ein Kind blieb, ſo iſt es nicht weniger wahr, daß er von früheſter Jugend auf ein Mann war — ein Mann von ſtarker, mächtiger Individualität, welcher Alles ſeinem Verſtande, ſeiner künſtleriſchen Empfindung, ſeinen Studien, ſeinem Genius verdankte, aber beinahe nichts ſeinen muſtergültigen Vorgängern.

Zur Wahl des „Sommernachtstraums“ für die Compoſition wurde Mendelsſohn, außer durch ſeine Begeiſterung für Shakeſpeares Poeſie und ſeinen offenen Sinn für Humor, hauptſächlich durch das vorherrſchende ſupernaturaliſtiſche Element des Stückes beſtimmt. Oberon und Titania ſprachen ihn mehr an, als Romeo und Julia. Seine Ouvertüren gleichen — mit Ausnahme der zu Ruy Blas — eher maleriſchen belebten Landſchaften, als Gemälden menſchlicher Gemüthsaffekte, wie wir ſie z. B. in den Ouvertüren zu Beethovens Leonore, zu Coriolan und Egmont vor uns haben. Es iſt ein ungeahnter Reichthum neuer Ideen in der Ouvertüre zum „Sommernachtstraum,“ eine klare Charakteriſtik dreier deutlich unterſchiedenen Gruppen: der Elfen, der Rüpel und der edeln Liebenden, die mit unvergleichlicher Kunſt und Sauberkeit ausgeführt ſind. Man könnte ſich denken, das Werk wäre aus Einem Guſſe entſtanden, ſo wie es iſt, ohne Arbeit, ohne Verbeſſerung, ohne Veränderung. Alles iſt originell und neu, und dennoch ohne jede Affektation, ohne Excentricität. Kein Wunder, daß es erſchien wie eine neue Offenbarung der Kunſt, die ihrem genialen jugendlichen Schöpfer mit Einem Schlage ſeinen Platz mitten unter den bedeutendſten Tondichtern Europas ſicherte.

Das Werk ſollte indeſſen ein Dutzend oder mehr Jahre im Pulte des Componiſten liegen, bis endlich der letztverſtorbene König von Preußen, der kunſtſinnige Friedrich Wilhelm IV., befahl, den „Sommernachtstraum“ mit Mendelsſohns Ouvertüre auf ſeiner Bühne aufzuführen, und zugleich dem Componiſten den Auftrag ertheilte, die übrige nöthige Muſik noch hinzu zu dichten.

Nichts war ergötzlicher, als Mendelsſohn von der Freude erzählen zu hören, die er bei dieſem Auftrage empfand, und von dem Triumph, der für ihn daraus hervorging. * Es iſt jedenfalls Stoff genug in der Ouvertüre, um einen großen Theil des Materials für die ſceniſche Muſik zu liefern. Dennoch that Mendelsſohn eben ſo viel oder mehr neue Gedanken hinzu, als er in der Ouvertüre bereits ausgegeben hatte, und das Neue paßte vortrefflich zu Geiſt und Ton des Alten. Die Anführung der Introduktion zum zweiten Aufzuge, des Rondos, des Geſanges der Elfen: „Bunte Schlangen, zweigezüngt,“ mit ſeinem wiegenden Refrain und des Nocturnos, während die Liebenden im Walde ſchlafen, genügt, um zu beweiſen, daß die erſte Inſpiration durch Zeit und Erfahrung nicht an Friſche und Farbe verloren hatte. Als Ganzes gehört dieſe Muſik, die Mendelsſohn aus dem leiſen Flüſtern der Elfen, dem Weben und Rauſchen der warmen, duftigen Mondnacht, dem ganzen Zauber der Liebe, zugleich mit dem plumpen Dreinſchlagen der Rüpel, dem Schwirren und Wirren des tollen Puckgetreibes zu einer unbeſchreiblich reizenden, originellen, zauberhaften Harmonie zu geſtalten wußte, zu den beiden beſten Werken des Meiſters, denn es ſteht in ſeiner Art eben ſo hoch, wie ſein „Elias“ unter den Oratorien.

Ludwig Tieck, deſſen Shakeſpearevorleſungen ſich einer europäiſchen Berühmtheit erfreuten, hatte die ſchwierige Einrichtung des Stückes — welches Shakeſpeare bekanntlich zum Vermählungsfeſte ſeines Freundes Southampton geſchrieben — für die Bühne übernommen. Sie fiel vortrefflich aus, aber bei ſeinem Beſtreben, die altengliſche Bühne möglichſt genau nachzuahmen und die Aufführung ſo weit als thunlich den Intentionen des Dichters anzupaſſen, kam der Verfaſſer

* Die erſte Vorſtellung fand auf der Bühne des königlichen Schloſſes in Potsdam, vor einem vom Könige geladenen Publikum ſtatt. Alles, was Berlin an Berühmtheiten auf jedem Gebiet der Kunſt und Wiſſenſchaft aufzuweiſen hatte, war anweſend. Wir nennen aus der Menge nur Humboldt, Böckh, Raumer, Ranke, Kugler, Mundt, Willibald Alexis, Rellſtab, Varnhagen, Bettina, die Crelinger, die Paalzow u. ſ. w.

Digitized by Google

des „Phantasus“ doch auch auf ziemlich wunderliche Ideen. So z. B. ließ er die Athenienser in ſpaniſchem Coſtüm erſcheinen, weil es zu Shakeſpeares Zeiten ſo Mode war. Mendelsſohn krähte vor Lachen, wenn er das erzählte. Trotz ſeiner Sonderbarkeit hat ſich indeſſen — wie wir beiläufig erwähnen — dieſer Gebrauch auf vielen deutſchen Bühnen erhalten, wie z. B. in Dresden, wo man zwar Tiecks Namen vom Theaterzettel geſtrichen und viele ſeiner beſten Einrichtungen entfernt, die Athenienſer in ſpaniſchem Coſtüm aber getreulich beibehalten hat.

Die einzelnen Piecen aus dem „Sommernachtstraum“ aufzuführen, welche von andern Tonkünſtlern mit mehr oder weniger Glück in Muſik geſetzt ſind, würde eine ſehr ſchwere Aufgabe ſeyn. Die Compoſitionen Henry Rowley Biſhops, eines Tonſetzers, der in England einer großen Berühmtheit genießt, * gelten für die beſten. Seine Canzone: „Ich ſchwör es dir bei Amors ſtärkſtem Bogen,“ iſt z. B. ſehr beliebt. Eduard Horn, ein in England geborener und beliebter Muſiker deutſchen Urſprunges, ſetzte das: „Ich weiß 'nen Hügel, wo man Quendel pflückt,“ ſehr hübſch in Muſik, und der engliſche Componiſt William Shield zeigte ſein vorzügliches Verſtändniß für Shakeſpeares Poeſie in dem Liede: „Ein Angeltern iſt Euer Auge.“

Das dritte von Shakeſpeares ſupernaturaliſtiſchen Stücken, welches ſich zur Muſik nicht nur eignet, ſondern eine ſolche geradezu verlangt, iſt die große Hexentragödie „Macbeth.“ Sie iſt in der That in jeder möglichen Form componirt worden, und namentlich ſcheint ſie auf die Tondichter des Continents eine große Anziehungskraft ausgeübt zu haben.

In England betrachtet man noch jetzt die alte Macbethmuſik von Locke mit einer Art abergläubiſcher Verehrung. Es gibt wenige Dinge, an die man ſo blind geglaubt, die man ſo über Gebühr geprieſen hat, wie dieſe Muſik. Selbſt in neuerer Zeit, wo man die Bearbeitungen von Dryden, Cibber und andern zu Gunſten des Shakeſpeareſchen Urtextes von der Bühne verwies, iſt doch niemand kühn genug geweſen, dieſe alte Macbethverſion anzutaſten, und ich laufe Gefahr, den Unwillen der engliſchen Nation auf mich zu ziehen, wenn ich bei aller Verehrung für den Genius jenes alten Meiſters, es wage, die Muſik zum Theil kahl, monoton und dem Geiſte des Stückes durchaus nicht entſprechend zu finden. Die Compoſition iſt nicht ohne Werth, nicht ohne Größe und Schönheit, aber nicht Ein Accord, nicht Eine Modulation deutet z. B. an, daß die Hexen böſe Geiſter ſind, die Haß, Mord und Verderben ſäen. Ihre weiſſagenden Zauberſprüche erinnern in ihrer großartigen Einfachheit vielmehr an die Hexe von Endor in Händels „Saul.“

Die deutſchen Componiſten, ohne Zweifel angeregt durch Schillers Ueberſetzung, vielfach vielleicht auch inſpirirt durch die Leiſtungen der großen Sophie Schröder, deren Lady Macbeth Allen, die ſie in dieſer Rolle geſehen, unvergeßlich bleiben wird, machten vielfache Verſuche, eine Macbethmuſik zu ſchaffen. Spohr componirte eine Ouvertüre, welche indeſſen keineswegs zu ſeinen beſten Produktionen gehört. Dann verſuchten ſich Eberwein, André in Offenbach, Holly, Reichardt, Nederitſch, genannt Gallus (ein längſt vergeſſener Componiſt), Naſtrelli und andere an der Aufgabe, das Stück muſikaliſch zu illuſtriren, ohne indeſſen etwas Hervorragendes zu leiſten. — Taubert componirte eine Oper „Macbeth“ nach einem Textbuche von Th. Eggers, welche im Jahr 1857 in Berlin zur Aufführung kam, ſich jedoch keines durchſchlagenden Erfolges zu erfreuen hatte, obgleich Johanna Wagner die Lady meiſterhaft ſang.

Außerdem beſitzen wir zwei Macbethopern, welche beſondere Erwähnung verdienen, die eine von Chélard, die andere von Verdi. — Chélard, obgleich nicht zu den franzöſiſchen Tondichtern erſten Ranges gehörend, hat mit ſeinem Macbeth, zu welchem der eben ſo unglückliche wie talentvolle Rouget de Liſle, der Verfaſſer der Marſeillaiſe, den Text lieferte, dennoch keinen ſchlechten Wurf gethan. Die Oper, welche in Paris keine Heimath fand, trug dem Componiſten in Deutſchland Ruhm und die Stelle eines Kapellmeiſters ein. In London, wo das Werk unter der eigenen Leitung des Componiſten im Jahre 1832 zur Aufführung kam, wurde es durch Beethovens „Fidelio“ in Schatten geſtellt, der damals zum erſtenmale in England über die Bühne ging und in welchem Deutſchlands größte dramatiſche Sängerin, Wilhelmine Schröder-Devrient, das engliſche Publikum zur Begeiſterung hinriß. Dennoch fehlt es Chélards Oper nicht an Stellen von wirklich muſikaliſcher Bedeutung und effektvollen Contraſten. Namentlich erſcheinen und der Geſang der Hexen, die glänzenden Chöre beim Empfange Duncans und die unheimliche Nachtſcene als gelungene Partien. Die Lady Macbeth der Schröder-Devrient wird in England noch heute als eine der größten Bühnenereigniſſe des letzten halben Jahrhunderts bezeichnet. — Chélard hat nie wieder eine Muſik geliefert, die mit der zum Macbeth zu vergleichen und mit ähnlichem Erfolg gekrönt geweſen wäre. Er war bald vergeſſen und ſtarb einige Jahre ſpäter in Weimar, als ein wenig beliebter, wenig gekannter Mann.

* geb. 1782, geſt. 1855.

Digitized by Google

Die italieniſche Oper „Macbeth“ iſt, obwohl von einem berühmteren Manne, von Signor Verdi componirt, dennoch ungleich ſchwächer und geiſtloſer als die Chélards. Verdi, der durch ſeinen Geſchmack wie durch ſein Talent vorzugsweiſe auf das Melodrama hingewieſen iſt, deſſen Grenzen er nicht überſchreiten ſollte, liefert mit ſeinem Macbeth einen neuen Beweis für die alte Wahrheit, daß ſeine Landsleute für ſupernaturaliſtiſche Stoffe nicht das mindeſte Verſtändniß beſitzen. Die Erſcheinung des Ninus in Roſſinis „Semiramide“ können wir kaum als Gegenbeweis gelten laſſen. Verdis Hexen ſind Wahrſagerinnen vom Carneval, verkleidete, ſchnurrige alte Weiber, kurz Alles, nur nicht die ſchrecklichen Prophetinnen der ſchottiſchen Haide. Das Lied der Lady beim Bankett ließe ſich mit ſehr geringer Mühe in das luſtige Trinklied einer Cameliadame vom Genre der „Traviata“ verwandeln. Auch der letzte Monolog der Heldin (deren Partie, beiläufig geſagt, für eine ſehr wenig dazu paſſende Darſtellerin, aber für die größte Stimme in Italien, für die Barbieri-Nini, geſetzt iſt) läßt ſich mit der Traumſcene Chélards durchaus nicht vergleichen. Dennoch hat Verdis Lady Macbeth, wie die Chélards, das Glück gehabt, von einer der bedeutendſten dramatiſchen Sängerin unſerer Zeit, der Garcia-Viardot dargeſtellt zu werden.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Die Neuen Nibelungen. Zeitroman, von Ernſt Mevert. Vier Bände. Hamburg, 1864.

(Schluß.)

Hiemit ſchließt das Buch des „Epos.“ Das fünfte Buch, „der Roman,“ führt uns zurück nach Lütkeburg. Der Waffenſtillſtand von Malmö hat die Freiſchaaren vollends aus Schleswig-Holſtein vertrieben. Die Freunde ſind daher nach Saalſtadt gegangen, um ihre abgebrochenen Studien aufzunehmen, und wir finden Hermann als friſchgebackenen Doktor der Medicin in Lütkeburg wieder. Aus einem Geſpräch Sterns und Hermanns erfahren wir zunächſt eine Reihe höchſt amuſanter Details über den Verlauf der Lütkeburgiſchen Revolution, wie denn überhaupt der gegen die deutſche Kleinſtaaterei gerichtete ſatiriſche Theil der „Neuen Nibelungen“ rühmend hervorzuheben iſt. Eine Einladung nach Krainhagen, zu der dort ſtattfindenden Hochzeit des handfeſten Schmiedes Fritz Ife, eines früheren Spielgenoſſen unſeres Helden, führt uns dann wieder in die Nähe der Arburg. Und auch die Inſaßen der Burg erſcheinen bei dem mit heiterem Humor beſchriebenen ländlichen Feſte. Es erſcheint der alte Oberforſtmeiſter von Rollenſee mit ſeiner Tochter Gerhardine und ſeiner Nichte Helene von Benzow, und das erſte Wiederſehn der Liebenden weiſſagt helle Tage für ihre Zukunft. Während der Lütkeburger Revolutionszeit hat nämlich Hermann dem Oberforſtmeiſter keinen geringen Dienſt geleiſtet, indem er die zur Zerſtörung der Arburg herangerückten Bauern von Gewaltthätigkeiten abhielt, und der alte Rollenſee hat ihm dieſen Dienſt nicht vergeſſen. Er empfängt ihn auf's zuvorkommendſte und conſultirt ihn ſofort wegen eines Krankheitsfalles, zu deſſen Behandlung er eines geſchickten und diskreten Arztes bedarf. Denn der alte Thurm der Arburg beherbergt zwei Wahnſinnige: die unglückliche Leonore Reimer und den nicht minder unglücklichen Rollenſen. Die erſtere iſt ihrem Verführer aus Schleswig hierher gefolgt und, nachdem ihre traurige Geſchichte den Eltern bekannt geworden, von dem alten Rollenſee theils aus Mitleid, theils aus Furcht, das Vorgefallene möge bekannt werden, ſammt ihrer ſie begleitenden Mutter auf der Arburg zurückbehalten worden. Auch Rollenſens Geiſt iſt durch ſeine hoffnungsloſe Neigung zu Gerhardine zerrüttet und zwei trübe Familiengeheimniſſe laſten auf der Seele des biedern alten Rollenſee. Nachdem er Hermanns Anſichten über die zweckgemäße Behandlung von Wahnſinnigen gehört, ladet er ihn auf die Arburg ein und engagirt ihn kurz darauf als Arzt ſeiner Familie. So ſehen ſich denn die Liebenden faſt täglich und geben ſich insgeheim den ſchönſten Hoffnungen hin. Hermann wird durch Rollenſees Vermittlung in den höheren Lütkeburger Kreiſen eingeführt, dem Fürſten ſelbſt vorgeſtellt. Die Kur der Wahnſinnigen nimmt einen guten Fortgang. Allein mit dem Nahen des

Digitized by Google

Winters zieht die Rollenfer'ſche Familie in die Stadt. Ihr Benehmen gegen Hermann wird kälter, zurückweiſender. Bald ſteht er Gerhardinen nur noch in Geſellſchaft und alle ſeine ſo leidenſchaftlich genährten Hoffnungen ſchreinen an dem Widerſtande der Rollenfeed gegen eine Verbindung, in der ſie eine Mesalliance erkennen, ſcheitern zu ſollen. Gereizt, verſtört theilt er ſeinem Freunde Stern dieſe Wendung der Dinge mit, zugleich mit Gewaltthaten drohend, falls man ihn zum äußerſten treibe. Stern, durch Hermanns aufgeregtes Weſen erſchreckt, räth ihm, für's erſte die Vermittlung Ammerſteins nachzuſuchen, von deſſen Freundſchaft man ſowohl wegen ſeiner adeligen Abkunft als ſeines gewandten, weltmänniſchen Weſens einen günſtigen Einfluß auf die Rollenfees hoffen dürfe. Ammerſtein kommt und bringt ſofort den beſten Eindruck hervor. Auch Reinhardt erſcheint zum Beſuch in Lütkeburg und ſämmtliche anweſende Nibelungen werden zu einem um Weihnachten ſtattfindenden großen Hofball eingeladen. In den an den Balſaal ſtoßenden zur Promenade beſtimmten Gemächern findet nun im Laufe des Abends eine Reihe der aufregendſten Scenen ſtatt. Wir begegnen Reinhardt und Helenen, welche letztere, von einem Hauch alter Liebe bewegt, Reinhardt beſchwört, ſie zu retten vor den Nachſtellungen des Erbprinzen (eines gewiſſenloſen Wüſtlings, von deſſen Heldenthaten der Leſer ſchon früher unterrichtet iſt), aber da Reinhardt ihre Liebe durch die Anerbietung einer einfachen ländlichen Exiſtenz im Sundewitt auf die Probe ſtellt und ſich getäuſcht findet, ihr adel- und weltſtolzes Herz endlich an den fürſtlichen Wüſtling verſchenkt. Wir begegnen dem Dänen Veit von Benzow (gleichfalls ſchon vorher durch das Stadtgemunkel erwähnt als würdiger Genoſſe der Ausſchweifungen des Erbprinzen), der hier noch einen letzten Sturm auf Gerhardinens Herz wagt, allein zuerſt durch Hermann, dann durch Reinhardt und Ammerſtein in eben dem Augenblicke unterbrochen wird, wo er dem ihn verächtlich zurückweiſenden Mädchen unverſöhnliche Rache ſchwört. Ammerſtein erkennt ihn mit einer Art wilder Freude als jenen däniſchen Unmenſchen aus dem Gefechte bei Bau; Reinhardt erinnert ihn an das ſo ſchmählich unterbrochene Duell im Sundewitt und Hermann iſt nur zu bereit, ihm als Bräutigam Gerhardinens Satisfaktion zu geben. So ſind denn viele neue Fäden für ſeltſame Verwicklungen geſchlungen. Aber Tags darauf iſt Veit Benzow verſchwunden, Niemand weiß wohin. Nur ein Streifſchuß, von welchem Ammerſtein bei einer bald nachher ſtattfindenden fürſtlichen Eberjagd auf höchſt verdächtige Weiſe verwundet wird, deutet an, daß der heimtückiſche Geſelle nicht fern iſt. Auch der Fürſt, der an Ammerſtein großen Gefallen hat und ſich in ſeiner Nähe befindet, wird durch einen vorbeieilenden Eber verwundet. Am Schluß der Jagd verſammelt die Geſellſchaft ſich zum Mahl auf der Arburg. Das plötzliche unerklärte Erſcheinen zweier nachtwandelnden Geſtalten, Leonorens und Rollenfees, unterbricht dieſes Mahl auf unheimlich phantaſtiſche Weiſe und beſchließt das fünfte Buch.

Das ſechste und letzte Buch, „das Trauerſpiel,“ zeigt und die Lage der Dinge bedeutungsvoll verändert. Wir erfahren, daß der alte Fürſt, in Folge theils der Wirkung jenes Unfalls auf der Eberjagd, theils wegen des Umſchwunges der zeitgenöſſiſchen Ereigniſſe, die Regierung niedergelegt und den Erbprinzen zum Prinz-Regenten ernannt hat; daß der letztere den Bruder ſeiner Maitreſſe, Veit von Benzow, als Miniſter berufen, daß eine graſſe Reaktion eingeleitet, Hermann, wegen eines Artikels in den „Vaterländiſchen Blättern,“ zu einjähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt, Ammerſtein und Reinhardt aber, als Ausländer und Umherſtreicher, aus den fürſtlich Lütkeburgiſchen Territorien verbannt ſehen. Helene wohnt vorläufig noch auf der Arburg; allein das Verhältniß zwiſchen ihr und Gerhardinen iſt, aus naheliegenden Gründen, ein geſpanntes, eben ſo wie die Beziehungen zwiſchen dem neuen Miniſter und dem Oberforſtmeiſter, der das gewaltſame Verfahren des erſteren mißbilligt. Zwiſchen Hermann und Gerhardinen wird durch die Vermittlung der Freunde beider eine geheime Correſpondenz unterhalten; doch iſt Gerhardinens Lage eine traurige. Wiederholt erneuerte Aufforderungen ſeitens Helenens, der Bewerbung des verhaßten Dänen nicht länger zu widerſtehen, verſtimmen ſie; halbverſteckte Andeutungen wegen der bevorſtehenden Ungnade ihrer Familie, falls ſie ſich nicht füge, erfüllen ſie mit Unruhe und Angſt. In Anbetracht dieſer Lage der Dinge beſchließen die Nibelungen die Ausführung eines doppelten Planes, deſſen Gelingen den verhängnißvoll geſchürzten Knoten zu löſen verheißt: Hermann ſoll aus dem Gefängniß befreit werden, Gerhardine von der Arburg fliehen. Auf Ammerſteins Schloß am Rheine ſteht beiden Liebenden ein Aſyl offen, wo der Segen des Prieſters ſie auf immer vereinigen ſoll. Nach vielen ſchweren Kämpfen willigt Gerhardine in dieſen Plan. Die Verabredungen werden getroffen; aber Gerhardinens ungewohntes Weſen erregt den Argwohn des Fräuleins von Benzow. Sie bewacht ſie, fängt einen Brief, der die letzten Anweiſungen zur Flucht enthält, auf und theilt denſelben ihrem Bruder mit. Ein Wagen ſoll Abends ſpät Gerhardinen an der Mühle in Krainhagen erwarten. Benzow, die Anwendung offener Gewalt ſcheuend, beredet ſich mit dem halb wahnſinnigen Rollenfen, der noch immer von ſeiner Leidenſchaft für Gerhardinen nicht geheilt iſt. Rollenfen ſoll etwas vor der verabredeten Zeit mit Benzows Wagen an dem Rendezvous eintreffen und Gerhardinen entführen, wenn er Widerſtand findet, nöthigenfalls Gewalt anwenden. Alle Nibelungen haben ſich indeß in Lütkeburg eingefunden, die Befreiung Hermanns iſt gelungen und die verhängnißvolle Stunde naht heran. Die Schilderung der Flucht Gerhardinens von der Arburg an einem dunkeln ſtürmiſchen Abend gehört zu den vortrefflichſten des Romans. Sie erreicht zu Fuß die Mühle, ſieht den Wagen vorfahren und ſteigt, da der Kutſcher von Verrath flüſtert und zur Eile treibt, haſtig ein. Ein paar Minuten ſpäter erſcheinen die Nibelungen. Sie hören, was geſchehen, ſpannen in raſender

Digitized by Google

Eile die Pferde vom Wagen und ſetzen den Verräthern nach. Das Donnern des Fuhrwerks, eine Stimme, die verzweiflungsvoll aus der Ferne Hermanns Namen ruft, zeigt ihnen die Richtung des Weges. Sie kommen näher und näher, haben faſt ſchon den Wagen erreicht, da fällt ein Schuß, dann noch einer, die Pferde rennen gegen die Bäume an der Straße, der Wagen ſtürzt um. Als die Nibelungen ihn erreichen, ſehen ſie unter ſeinen Trümmern zwei Leichen am Boden ausgeſtreckt: Gerhardine und Rollefen. In demſelben Augenblick erſchallt in der Nähe Hufſchlag und einer von den Krainhager Burſchen, der die Nibelungen begleitet, erkennt in einer Lichtung des Waldes Veit von Benzow. Mit den Worten: „Der Däne, der Miniſter!“ eilt er, dem Pferde in die Zügel zu fallen, ſtürzt aber, durch einen Piſtolenſchuß Benzows getroffen, todt nieder. Der letztere, des Gelingens ſeines Planes verſichert, flieht in den Wald, Reinhardt und Ammerſtein ihm nach. Die Leichen aber werden auf die Arburg geſchafft und Hermann, niedergeſchmettert durch den entſetzlichen Schickſalsſchlag, hält während der Nacht lautlos und thränenlos die Todtenwache an Gerhardinens Leiche; nur Leonore leiſtet ihm Geſellſchaft und auch ſie wird im Laufe der Nacht durch ein ſtilles Erlöſchen von ihren langen Leiden erlöſt, ſo daß das Licht der Morgenſonne Hermann bei zwei Leichen als Wächter findet. Benzow entkommt ſeinen Verfolgern; aber Ammerſtein und ſein Begleiter, nachdem ſie ihn in ſeinem Hotel in Lützeburg vergeblich geſucht, ziehen die Sturmglocke und erzählen dem ſich ſammelnden Volk in glühender Rede, was geſchehen. Die Maſſe ſtürmt vor das Schloß und fordert die Auslieferung des Dänen. Es wird ihnen verkündet, daß Benzow ſammt dem Erbprinzen geflohen, daß der alte Fürſt bereit ſey, die Regierung wieder zu übernehmen — eine Ankündigung, die nebſt dem bald folgenden Einrücken mehrerer Bataillone preußiſcher Truppen die Aufregung beſchwichtigt. Auch die Krainhager Bauern haben inzwiſchen Revolution gemacht. Den Tod ihres ermordeten Genoſſen zu rächen, ſtürmen ſie auf die Arburg und zerſchlagen, da ſie das „Fröken von Benzow“ vergeblich ſuchen, die Zimmer, die ſie bewohnt, bis ſie das Gemach erreichen, wo Hermann ſeine Leichenwacht hält. Vor dieſem Anblick falten ſie die Hände und kehren in ihr Dorf zurück.

Der letzte Abſchnitt verſetzt uns in die Revolution nach Baden. Die Nibelungen haben ſich den Schaaren der Volkskämpfer angeſchloſſen; Hermann vor allen andern ſtürmt in das wildeſte Gefecht voran, offenbar den Tod ſuchend. Er findet ihn bei dem Sturm auf eine preußiſche Batterie, durch die Hand Ulrich von Rollenſees, der wiederum dem rächenden Schwerte Ammerſteins erliegt. Auf einer der kleinen Rheininſeln, im Angeſicht des Straßburger Münſters, beſtatten die Nibelungen ihren Führer. Dann noch ein Glockenläuten aus den Bergen von Krainhagen, das den Tod von Hermanns altem Pflegevater verkündet, und die Tragödie und der Roman ſind zu Ende.

Wir haben in dem Vorſtehenden die Hauptumriſſe der Handlung der „Neuen Nibelungen“ gegeben, und ſo ſkizzenhaft dieſelben der Natur der Sache nach ſeyn mußten, glauben wir doch genug gethan zu haben, um unſere rühmende Hinweiſung auf den Roman zu rechtfertigen. Da wir Eingangs unſern Tadel im Allgemeinen ausgeſprochen, kehren wir hier nicht zur Rüge gewiſſer Details zurück, über deren befriedigende oder unbefriedigende Ausführung ſich ſtreiten ließe. Ein Talent, das ſich in einem ſolchen Erſtlingswerke offenbart, verdient jedenfalls alle Anerkennung. Wir Deutſche ſind nur zu reich an ähnlichen Ergüſſen, zu arm an epiſchen Werken von dauerndem Werthe. Unſere Romanliteratur hält mit der der Engländer und Franzoſen eben ſo wenig einen Vergleich aus, als wir jene Völker an einheitlicher Bildung unſerer Nationalität und Geſellſchaft erreicht haben. Erſt wenn der Roman ſich des reichen Stoffes unſerer vaterländiſchen politiſch-ſocialen Bewegungen bemächtigt, werden wir auch auf dieſem Gebiete Vortreffliches leiſten. Der Verfaſſer der „Neuen Nibelungen“ hat mit kühnem und glücklichem Griff einen ſolchen Stoff aus den Wogen der Zeit herausgehoben, und wir ſchließen mit der Hoffnung, ihm bald wieder in einem Werke zu begegnen, das an Lebensfriſche dieſem gleicht, aber in ſelbſtſtändiger Reinheit des Stils und Kraft der Darſtellung eine höhere Entwicklungsſtufe ſeines Talents verkörpert.

F. A.

Digitized by Google

Correſpondenz-Nachrichten.

Von der Elbe, Juli.

Das Attentat auf Sylt und ein ächter Sproß des Frieſenſtammes.

Unter den Inſeln der Weſtſee, wie die Seefahrer denjenigen Theil der Helgolander Bucht nennen, welcher die Küſten Dithmarſchens und Schleswigs bis zur Mündung der Königsau beſpült, iſt Sylt die nördlichſte, durch ihre großartigen Dünenbildungen intereſſanteſte, und was ihre Bewohner betrifft, der Geſinnung nach die deutſchеſte. Dänemark kann es heute noch nicht dieſer Inſel vergeſſen, daß ſie einen der muthvollſten Söhne Schleswig-Holſteins, Jens Uwe Lornſee, den erſten Märtyrer für das Recht ſeines engeren Vaterlandes, geboren hat. Seit jenen Tagen blicken die Dänen mit böſem Auge auf Sylt und überhaupt auf die ganze Inſelgruppe der Weſtſee. Die Bewohner derſelben ſind zähe, entſchloſſene, unbeugſame Nordfrieſen, ſo zäh, tapfer und unbeugſam, wie ſie es ſchon waren zur Zeit Waldemar Atterdags. Von ihrer deutſchen Geſinnung haben ſie ſeit 1848 zu wiederholten malen Zeugniß abgelegt, nie aber lauter und entſchiedener als ſeit dem Ausbruch des neuen Kampfes mit Dänemark, der — wir wünſchen und hoffen es — mit der gänzlichen Trennung der Elbherzogthümer von Dänemark enden wird. Sollte die Diplomatie dennoch anders über Schleswig-Holſtein verfügen wollen, ſo würde dieß nur die Einpflanzung eines neuen Keimes zu noch weit blutigerem Kriege oder die Preisgebung einer der deutſchеſten Marken unſeres Geſammtvaterlandes an einen unverſöhnlichen, nach Rache lechzenden Feind ſeyn. So unbedeutend die Inſel Sylt als Land iſt und ſo wenig man früher in Deutſchland ſich um dieſen von der Nordſee umbrandeten, nicht beſonders fruchtbaren Erdbrocken gekümmert hat, ſo wichtig iſt ſie doch ihrer Lage wegen und durch die Tüchtigkeit ihrer Bevölkerung für das Feſtland Schleswig. In dieſem Augenblicke wiederholt ihr Name in faſt allen Organen der europäiſchen Preſſe. Die Inſel beginnt trotz ihrer Kleinheit eine Rolle in der Geſchichte der Gegenwart zu ſpielen, und es iſt noch ſehr die Frage, ob das, was vor Kurzem durch fanatiſche Dänen auf Sylt geſchehen iſt, nicht ſchwer in die Wagſchaale fallen wird, welche das Schickſal hält.

Die Dänen haben, eingedenk ihrer ſeeräuberiſchen Vergangenheit, eine Anzahl der angeſehenſten, einflußreichſten und beſten Männer — wir nennen ſie die beſten, weil ſie als Frieſen, d. h. als Deutſche ächteſten Stammes nicht däniſch ſeyn und werden wollen — gewaltſam ihren Familien entriſſen und fortgeſchleppt, um ſie höchſt wahrſcheinlich des Hochverrathes anzuklagen und ſie als Hochverräther, wenn irgend thunlich, von parteiiſchen däniſchen Richtern verurtheilen zu laſſen. Von einem glücklich der Verhaftung Entronnenen, dem ich ſeit langen Jahren perſönlich befreundet bin, erhalte ich über die Vorgänge auf Sylt und den verhängnißvollen fünfzehnten Juni ſo intereſſante Details, daß ich nicht unterlaſſen kann, dieſelben zu öffentlicher Kenntniß in weiteren Kreiſen zu bringen. Ich thue dieß um ſo lieber, als ſich gerade bei dieſem Vorfalle die kluge Energie und raſche Entſchloſſenheit des frieſiſchen Charakters glänzend bewährt hat.

Bekanntlich fand ſich unter den zahlreichen Deputationen, welche nach Kiel reiſten, um dem Herzoge zu huldigen, auch eine von Sylt ein. Es war den wackern Männern ſchwer geworden, das Feſtland zu erreichen. Sie mußten, um ihren Plan ausführen zu können, Gefahr und Leben auf's Spiel ſetzen, und durch das brüchige, bereits ins Treiben gerathene Eis der Binnenſee zu Fuß nach der Küſte Schleswigs hinüber wandern. Das Wagſtück gelang. Wohlbehalten kamen ſie auf dem Feſtlande an, wohlbehalten kehrten ſie auch wieder zurück auf die geliebte Heimathinſel. Bald darauf erſchien der Commandant der Zollkreuzerflottille, Capitän-Lieutenant Hammer, der für gewöhnlich in Wyck auf Föhr reſidirt, mit ein paar Kanonenjollen vor Sylt, landete mit einer Hand voll Marinеſoldaten und verlangte von den Syltern, ſie ſollten durch Unterzeichnung einer beſondern Schrift die Huldigung widerrufen und König Chriſtian IX. den Eid der Treue ſchwören. Die entſchloſſenen Sylter, Männer, die wohl wußten, was ſie wollten, wieſen dieſes Anſinnen mit Entrüſtung zurück; es kam zu ziemlich lebhaften Auftritten, durchaus aber zu keinem Exceß. Erſt als Capitän Hammer Gewalt zu brauchen drohte und ſeinen Mannſchaften befahl, auf die ſich weigernden Sylter anzuſchlagen, wäre beinahe Blut gefloſſen. Daß es nicht dazu kam, verdankt die Inſel der Furchtloſigkeit des bereits dem Greiſenalter nahen Capitän Th. Decker aus Weſterland. Dieſer Wackere trat dem Dänen entſchloſſen entgegen mit den Worten: „Laſſen Sie immerhin ſchießen! Die erſte Leiche bin ich, die zweite ſind Sie!“ Das fruchtete und nun wendete ſich das Blatt. Der Däne mit ſeinen Leuten wollte, da er ſich nicht gar zu ſicher fühlen mochte, abziehen. Deſſen jedoch weigerten ſich die Frieſen. Man ließ ihn erſt gehen, nachdem er einen Revers unterzeichnet hatte, worin er verſprach, Sylt und die Sylter nicht wieder mit ſeinem Beſuche zu beläſtigen.

Was von däniſcher Treue zu halten iſt, lehrt die Geſchichte. Jenes Verſprechen beobachtete der augenblicklich Gefährdete als einen Nothbehelf, um ſich einer fatalen Situation zu entziehen. Der Commandeur der Zollkreuzer-

Digitized by Google

Flottille war gleich wieder mit ſeinen Kanonenjollen zwiſchen den Inſeln, ſtörte den Verkehr, hielt die Poſten an, erlaubte ſich einzelne Briefe wegzunehmen, und was dergleichen Wikingerunfug mehr war. Ueberhaupt ſchaltete er, als ſey die Weſtſee ſein ganz alleiniges Eigenthum und er ſelbſt wenigſtens Admiral derſelben. Hätten die deutſchen Mächte, was leider unterblieben iſt, vor Beginn der Waffenruhe die Inſeln der Weſtſee mit Truppen beſetzt, dann hätte das Attentat auf Sylt niemals ausgeführt werden können. Wehrhaft die Verbündeten auf der Küſte des Feſtlandes ſtehen blieben, obwohl ſchon alle Vorbereitungen zur Ueberführung eines ausreichenden Truppenkörpers, insbeſondere nach Sylt, getroffen waren, bedarf zur Zeit noch der Aufklärung.

Die Sylter hatten ſich inzwiſchen in Ruhe wiegen laſſen. Selbſt daß man die ſpäter entführten Männer, von denen mehrere in Berlin geweſen waren, um bei Herrn von Bismarck Verwahrung gegen eine Theilung Schleswigs einzulegen, auf der Ueberfahrt anhielt und ihre Namen notirte, erregte auffallenderweiſe keinen Verdacht in ihnen. Freilich war Capitän Hammer ſeit jenem erſten Beſuche nicht direkt auf Sylt erſchienen, nur eine Anzahl „Tappere“ hatte er an's Land geſetzt, die ſich in den verſchiedenen Ortſchaften einquartierten.

Da geſchah der nächtliche Ueberfall, ſo plötzlich und in ſolcher Heimlichkeit, daß diejenigen, welchen er zunächſt galt, auch wenn ſie jetzt gewarnt worden wären, doch ſchwerlich ihren Verfolgern hätten entrinnen können. Gegen zwei Uhr beim erſten Schimmer der Morgendämmerung wateten die Schergen Hammers durch das Schlickwaſſer der Watten vor Munkmarſch, einem kleinen Orte, etwa eine Viertelſtunde Weges von Keitum entfernt. Die Bewohner der Inſel lagen in tiefem Schlafe, und geräuſchlos führte der Herrſcher in der Weſtſee ſeine Schaar nach dem großen Kirchdorfe, das er ganz umſtellen ließ, damit niemand entrinnen könne. Dann ſtellte er vor die Häuſer derjenigen Männer, die als eifrige deutſche Patrioten bekannt und deßhalb den Dänen von jeher verhaßt geweſen ſind, Doppelpoſten auf und ſchritt nunmehr zur Ausführung ſeiner geſahrloſen Heldenthat. In ſeine Hände fielen in Keitum die beiden Brüder W. und C. Bleicken, von denen ich erſteren wenige Tage früher noch zu ſprechen das Vergnügen hatte; ein ganzer Mann vom Kopf zur Zehe, feſt, willensſtark, voll Leben und Feuer, Deutſchland ergeben mit jeder Faſer ſeines Herzens. Auch des penſionirten Küſters C. P. Hanſen, des verdienten Chroniſten der Inſel, bemächtigten ſich anfangs die Dänen, gaben ihn aber nach längerem Verhör wieder frei. Der vierte in Keitum Geraubte war Dr. med. Jenner, dem ſchwerlich ein anderes Vergehen nachzuweiſen iſt, als daß er eben nicht däniſch ſeyn will, und daß ihm die Sylter als Arzt mehr Vertrauen ſchenken, als ſeinem ebendaſelbſt praktizirenden däniſchen Collegen. Gleiches Schickſal mit den Syltern theilten noch Capitän Prott aus Weſterland, ſo wie die Herren Siemonſen, Hein aus Archſum und ein dritter, deſſen Name mir entfallen iſt. Die Beſtürzung in Keitum, über welches ſofort der Belagerungszuſtand (während der Waffenruhe auf einer völlig friedlichen Inſel, deren ganze Bevölkerung nicht Eine Waffe in die Hand genommen hatte!) verhängt wurde, war groß. Jeder gedachte der entfernter Wohnenden, die keine Ahnung von den Vorgängen inmitten des Hauptortes der Inſel haben konnten, und die doch gewarnt werden mußten, ſollte das Unglück nicht größere Dimenſionen annehmen. Boten aber waren nicht zu entſenden; denn der ſchlaue Leiter des ganzen Unternehmens hatte ſeinen Leuten Befehl ertheilt, jedermann in das Dorf hinein, niemand aber hinaus zu laſſen. So war denn jeder Einzelne, ſelbſt das Kind, ein Gefangener innerhalb des Häuſercomplexes von Keitum.

In dieſer höchſten Noth faßte eine muthige junge Frau, Inken * — ich verſchweige mit Abſicht ihren Geſchlechtsnamen — den Entſchluß, die Freunde, von denen ſie glaubte, daß man auf ſie zu fahnden gedenke, zu warnen, möge es koſten, was es wolle. Der Commandant der Dänen hatte alle Hände voll zu thun. Er mußte für Sudvendirung der Amtsthätigkeit der Civilbehörden ſorgen, und die aus ihren Häuſern entführten Keitumer ſcharf verhören. Ihn alſo, den Gefährlichſten von Allen, hatte die reſolute Frau nicht zu fürchten. Wenn es ihr gelang, mit den däniſchen Wachtpoſten fertig zu werden, die jeden Weg zum Dorfe ſperrten, ſo konnte ſie auch die Freunde in den benachbarten Orten warnen. Eine Liſt half ihr glücklich den ſchnell entworfenen Plan ausführen.

Es iſt auf Sylt wie auf allen frieſiſchen Inſeln Gebrauch, die Schafe, deren die Einwohner eine beträchtliche Anzahl beſitzen, während der guten Jahreszeit Tag und Nacht im Freien zu laſſen, damit ſie auf geeigneten Stellen ruhig graſen können. Um dieſe nützlichen Thiere am Verlaufen zu hindern, pflöckt man ſie an langen Ketten feſt, die ihnen geſtatten, das im Bereich der Kette vorhandene Gras abzuweiden. Dieſe Einrichtung macht ein öfteres Wechſeln des Weideplatzes nöthig, zu welchem Zwecke die Mehrzahl der Sylter Frauen und Mädchen, denen dieſes Geſchäft obliegt, jeden Morgen früh ſich auf's Feld begeben. Man nennt dieſes Wechſeln der Weideplätze im Plattdeutſchen „Umtüdern,“ d. h. Umpflöcken. — Inken legte ihre dunkle Sylter Alltagstracht an und ſchürzte ſich in landesüblicher Weiſe hoch auf, um damit den Wachtpoſten der Dänen gleich anzukündigen, daß ſie auf dem Felde zu thun habe. Dann theilte ſie ihr Vorhaben einer Freundin mit, die ſogleich darauf einging, und beide traten den zum Felde führenden Weg an. Wie zu erwarten ſtand, wurden ſie von den Wachen angehalten und befragt, was ſie außerhalb des Dorfes zu ſchaffen hätten? Inken deutete auf die in der Ferne blökenden an ihren Ketten reißenden Schafe und antwortete: „Die Schafe umtüdern. Es iſt höchſte Zeit. An ihrem Blöcken könnt ihr hören, daß ſie nichts mehr zu freſſen haben.“ Das ſchien den jütiſchen Grützköpfen doch einzuleuchten. Die beiden Frauen durften

Digitized by Google

paſſiren, und die aus der Ferne ſie beobachtenden Wachen ſahen, daß ſie ſich wirklich mit den Schafen zu ſchaffen machten und ſie in gewohnter Weiſe umpflöckten. Es gibt aber der Schafe viele auf Sylt. Jeder Hauseigenthümer beſitzt deren mehrere, und da die Felder der einzelnen Eigenthümer, mehr aber noch die Wieſen und Weiden dergeſtalt durch einander laufen, daß faſt nur die Feldarbeiter genau anzugeben wiſſen, wem dieſe oder jene Feldmark gehört, ſo weiden die Schafe auch verſchiedener Hausbeſitzer ſehr durch einander. Jnken und ihre Gefährtin hatten alſo viele Thiere umpflöcken, die freilich nicht alle ihnen zu eigen gehörten. Dabei entfernte ſich Jnken, immer oſtwärts gehend, von dem Wege, auf welchem ſie Keitum verlaſſen hatte, bis ſie von den Wachen nicht mehr geſehen werden konnte, während ihre Begleiterin ſich in der Nähe hielt und hier das Geſchäft des Umpflöckens der Thiere beſorgte. Erſt als die Freundin Jnkens dieſe geborgen, d. h. auf freiem Wege nach Archſum und Morſum wußte, wo gefährdete Patrioten wohnten, kehrte ſie zurück nach Keitum. Von den Wachen befragt, wo die andere Frau geblieben ſey, gab ſie harmlos zur Antwort, dieſelbe ſey auf einem andern Wege in's Dorf zurückgegangen, was den Dänen ſehr wahrſcheinlich vorkommen mochte. Jnken eilte nun oſtwärts, ſo ſchnell ihre Füße ſie tragen wollten, warnte, wo ſie es für nöthig erachtete, und drängte zu eiligſter Flucht, zu der ſie ſelbſt ſich ebenfalls entſchloß. Am Strande von Morſum fand ſich ein williger Mann, der es wagte, durch die Binnenſee nach dem Feſtlande zu ſteuern. Wir wiſſen, daß die Ueberfahrt glückte und die muthige Frieſin wohlbehalten in der Wiedingharde landete.

Auf gleichem Wege flüchtete ſich Capitän Decker aus Weſterland, deſſen ich ſchon erwähnt habe. Es muß auffallen, daß die Dänen gerade dieſen Mann unbehelligt ließen, da ſie über ſeine Geſinnung nicht in Zweifel ſeyn konnten, und ſein Wirken ihnen ſicherlich eben ſo bekannt war, wie das der übrigen. Sollte Hammer das Alter des wackern Frieſen reſpektirt haben? Es iſt kaum anzunehmen, da dieſer kleine Störtebecker neueſten Datums von ſentimentalen Regungen ſich nicht beſtimmen läßt. Eher dürfte ihn die Furcht, auf energiſchen Widerſtand zu ſtoßen, deſſen er ſich allerdings verſehen durfte, abgehalten haben, ſogleich auch nach dieſem ehrwürdigen Greiſe die räuberiſchen Hände auszuſtrecken. Th. Decker entrinnen zu laſſen, lag ſicher nicht im Plane des Dänen. Ihn zu beobachten, war ja leicht, ihn einzuſchläfern und ganz ſicher zu machen, nicht unmöglich; denn der eben erſt auf ſeine Heimathinſel zurückgekehrte alte Mann wünſchte ſich nach Monate langer Abweſenheit unter erprobten Freunden und liebenden Verwandten ausruhen zu können. Um durch ſein Erſcheinen kein Aufſehen zu erregen, hielt ſich Decker zwei Tage ſtill in ſeinem Hauſe, jede Stunde gewärtig, aufgehoben und weggeſchleppt zu werden. Am 18. Juni erſt entſchloß er ſich zur Flucht, ohne daß ſelbſt ſeine nächſten Verwandten von ſeinem Vorhaben unterrichtet wurden. Auf ſeinen Stock geſtützt, wie jedes Kind der Jnſel ihn kannte, und ohne alles Gepäck, wanderte er in ſeinem Alltagsrocke nach Keitum, beſuchte daſelbſt einen däniſchen Controleur, um Zoll zu bezahlen, und trat dann in den nahe gelegenen Gaſthof. Aus dieſem gelang es ihm, ſich unbemerkt von däniſchen Aufpaſſern zu entfernen, die Küſte zu erreichen und hier das rettende Boot eines ihm bekannten zuverläſſigen Schiffers zu beſteigen, das ihn glücklich an das ſchleswigſche Feſtland trug. Die Zahl der flüchtigen Jnſulaner, welche, ſo lange die Dänen noch Gebieter in der Weſtſee ſind, an eine Rückkehr zu den Ihrigen nicht denken können, iſt bedeutend, hoffentlich aber auch die Zeit nicht mehr fern, wo der Deutſche frohlockend und offen am Feſtlande wie auf den Jnſeln ſich als Deutſcher bekennen darf, ohne den Zorn und die Rache des unverſöhnlichen Dänen fürchten zu müſſen.

E. W.

Genf, Juni.

(Fortſetzung.)

Der Briefwechſel der Reformatoren. — Zwei Bildniſſe Calvins. — Reformationsgeſchichtliche Bilder.

Das Buch, von dem wir ſprachen, iſt die „Correspondance des Réformateurs dans les pays de langue française, recueillie par A. L. Herminjard,“ welche bei H. Georg in Genf erſcheint. Das Werk iſt auf einen ſtattlichen Umfang, acht bis zehn Großoctavbände zu je 500 Seiten, berechnet, wird aber auch eine Vollſtändigkeit anſtreben, wie ſie bei ähnlichen Sammlungen nur ſelten erreicht iſt. Der Herausgeber ſelbſt hat bereits 4000 Briefe geſammelt, unter denen ſehr viele bisher noch nicht gedruckt ſind. Nicht nur die hervorragendſten Geſtalten, wie Calvin, Farel, Viret,

Digitized by Google

Th. Beza, ſollen berückſichtigt werden, ſondern überhaupt alle jene Männer, welche an dem Reformationswerk in der Periode von 1512—1565 einen thätigen Antheil nahmen; ſowohl ihre Privatcorreſpondenz, wie alle wichtigen officiellen Aktenſtücke werden hier ihre Stelle finden. Jedes einzelne Stück ſoll der leichteren Ueberſicht wegen mit kurzen Summarien verſehen und mit hiſtoriſchen und biographiſchen Noten begleitet werden, welche auch den weniger Eingeweihten mit allen bezüglichen Perſönlichkeiten, Ereigniſſen und Verhältniſſen nach den beſten Quellen bekannt machen. Der Herausgeber hofft überdieß, während des Erſcheinens ſeines Werkes durch die Theilnahme des gelehrten Publikums, an welches er ſich wendet, ſeine Sammlung noch vervollſtändigen zu können.

Wie die Literatur, ſo hatte auch die Kunſt ihre Beiträge zur Calvinfeier geliefert. Manche ältere Erſcheinungen gewannen neues Intereſſe, und gerade an ſolchen fehlte es nicht. Lithographie und Photographie trugen zu ihrer Verbreitung bei. Kleine Photographien in dem bekannten Viſitenkartenformat brachten das Bildniß Calvins nach den beiden auf der Genfer Bibliothek aufbewahrten Darſtellungen. Die eine, ein Oelgemälde, zeigt im Profil jenes ſchmale, hagere Geſicht, mit vergeiſtigten, aſcetiſchen Zügen, wie es den meiſten modernen Portraits Calvins zu Grunde gelegt iſt. Der Ausdruck iſt ſtreng und kalt, aber ein inneres Feuer ſcheint aus dem lebhaften Auge zu ſprühen. Es iſt ein abſtractes Denkergeſicht mit docirenden Mienen, aber die Leidenſchaftlichkeit der romaniſch-galliſchen Race iſt zugleich darin ausgeſprochen. Hätte dieſer Mann zur Zeit der Revolution gelebt, er hätte mit abſtract-philoſophiſchen Gründen die Nothwendigkeit der Guillotine demonſtriren können; im ſechzehnten Jahrhundert lehrte er die Prädeſtination und bewies, daß der chriſtliche Staat die Ehre Gottes auch mit Feuer und Schwert zu ſchützen und den beleidigten Gott mit Blut zu „rächen“ habe. — Das andere Bildniß findet ſich auf einem geſchnittenen Stein. Hier erſcheinen dieſe Züge, obwohl in ihrem Grundtypus bei aller Verſchiedenheit nicht gerade durchaus abweichend, jedenfalls aller Idealität baar, in abſchreckend häßlicher Realität. Die ſchmale, gefurchte Stirn iſt etwas eingedrückt, die Naſe ſpringt ſcharf hervor, die fleiſchloſen Backenknochen geben den Zügen einen abſtoßenden Charakter, um die Mundwinkel ſpielt ein ganzes Heer böſer Leidenſchaften, Haß, Jähzorn, Dünkel, tyranniſche Gelüſte, und der zottige Ziegenbart drückt dem Ganzen faſt den Stempel des Dämoniſchen auf. Man möchte für dieſe Züge kaum den Ausdruck „conſolirt“ zu ſtark finden. Welche dieſer beiden Darſtellungen dem Original am nächſten kam, darüber fehlt jeder Nachweis. Dem aſcetiſch-theokratiſchen Ideal der Genfer Calviniſten par excellence wird das Oelbild am beſten entſprechen; der kaltherzige, herrſchſüchtige, grauſame, argwöhniſche, um ſeine Mittel nie verlegene Charakter, wie Galiffe den Reformator geſchildert hat, findet in dem Bild des geſchnittenen Steins hauptſächlich ſeinen Ausdruck. Eine endgültige Entſcheidung über die Authenticität des einen oder andern Bildes wird nie getroffen werden können. Bemerkt mag noch werden, daß keine der beiden Darſtellungen eine baldare Aehnlichkeit mit dem Bild in Neubuerg's leones (Ausgabe von 1593) zeigt, obwohl dieſe Sammlung ſonſt bekanntlich manches gute Conterfei von Berühmtheiten des ſechzehnten Jahrhunderts enthält.

Die Genfer Hiſtorienmalerei, trotz der gewiß nicht armen vaterländiſchen Geſchichte wenig produktiv und überhaupt noch ziemlich jung, hat vorwiegend ihre Gegenſtände aus der Reformationsgeſchichte gewählt. Die allgemeine Bildungsrichtung, Stimmung und Vorliebe der höheren und wohlhabenden Stände der kleinen Republik mochte dieſen Weg der Kunſt bisher vorzeichnen, obwohl die Periode vor 1535 gewiß ebenſo reich an maleriſchen und dankbaren Gegenſtänden iſt.

Eines der bekannteſten Bilder der reformationsgeſchichtlichen Art iſt Lugardon's „Erſter Beſuch Farels bei Calvin,“ ſchon ſeit Jahren durch eine gute Lithographie vielfach verbreitet. Der Gegenſtand iſt aus Calvins Schriften ſelbſt bekannt. Als der Reformator 1536 auf ſeiner Reiſe von Noyon nach Baſel in Genf angelangt war, in welch letzterer Stadt er nur zu übernachten gedachte, begab ſich Farel, der, ein gewaltiger „Pionier“ der Kirchenverbeſſerung, bis dahin als Leiter der Bewegung in Genf gewirkt hatte, allein den Mangel organiſatoriſcher Talente an ſich ſelbſt wohl kennen gelernt haben mochte, in die Herberge, wo der berühmte Verfaſſer der „Inſtitution“ ſein Quartier genommen hatte, um dieſen zum Bleiben in Genf zu bewegen. Calvin, bei wichtigen Entſcheidungen immer unſchlüſſig und zaghaft, zögerte auch hier, ſchützte ſeine Jugend — er war 27 Jahre alt — und die Liebe zu ruhigen wiſſenſchaftlichen Studien vor und ſuchte abzulehnen. Da brach der heftige Farel in einen ſtürmiſchen Zorn aus. „Er hob,“ ſo erzählt Calvin, „die Hand zum Fluchen und Beſchwören im Namen Gottes auf: Du redeſt von deinen Studien und deiner Ruhe; nun wohl, ich erkläre dir im Namen des lebendigen Gottes, daß wenn du in ſo großer Noth der Kirche deine Hülfe uns verſagſt und dich ſelber mehr ſuchſt als Chriſtum, daß dann Gott deine Studien und deine Ruhe verfluchen wird!“ Calvin gab dem ſtürmiſchen Andringen nach; dieſer Entſchluß wurde entſcheidend nicht nur für ſeine eigene Zukunft, ſondern auch verhängnißvoll für die Geſchicke Genfs: in gewiſſem Sinn iſt der Moment ſelbſt ein welthiſtoriſcher. Das Bild Lugardons iſt nicht ohne Verdienſt, doch hätte die Idee, will uns ſcheinen, noch einen höheren Ausdruck finden können.

Die intereſſanteſten Darſtellungen aus der Genfer Reformationsgeſchichte verdanken wir Hornung, dem fruchtbarſten und originellſten unter den Genfer Hiſtorienmalern überhaupt. Hornung iſt eine durchaus urſprüngliche, nationale Natur, die auf's Innigſte mit der Heimath verwachſen iſt. Er iſt, was wir zugleich bemerken wollen Autodidakt. Als Genremaler hat er ſich hauptſächlich durch ſeine Savoyardenknaben berühmt gemacht, die er mit

Digitized by Google

unübertrefflicher Naturwahrheit und vielem Humor in den mannigfaltigſten Situationen und Beſchäftigungen darzuſtellen weiß. Seine kleinen ſavoyiſchen Schloſſeger und andere ähnliche Bilder, in welchen dieſer ächte nationale Typus, dieſe Genügſamkeit und Sorgloſigkeit, ſo zu ſagen ein Lazzaronithum aus den ſavoyiſchen Bergen, in höchſter, heiterſter Vollendung durchgeführt ſind, haben in Frankreich mit Recht großen Beifall gefunden und ſind durch die Lithographie in den weiteſten Kreiſen verbreitet. Hornung hat das ſavoyiſche Land nach allen Richtungen durchſtreift, er kennt ſeinen Charakter, die Sitten, Sagen und Volkslieder ſeiner Bewohner, wie wenig andere. Nicht minder hat er ſich von dem Inhalt der vaterländiſchen Geſchichte durchdringen laſſen, der Geiſt des ſechzehnten Jahrhunderts hat ſich ihm offenbart, da er verwandte Seiten in dem Gemüthe des Künſtlers fand. So gehören denn auch die Darſtellungen Hornungs aus dem Genfer und franzöſiſchen Reformationszeitalter zu dem Beſten, was auf dieſem Gebiete geleiſtet worden iſt.

Bekannt und durch eine ſchöne Lithographie, wie durch gelungene Photographien vielfach verbreitet iſt ſein Bild: „der letzte Beſuch des Genfer Rathe bei dem kranken Calvin," gegenwärtig im Beſitz der hieſigen Bildergalerie. Das Sujet iſt aus Th. Bezas Leben des Reformators entlehnt. Calvin, ſchon lange leidend und den Reſt ſeiner phyſiſchen Kräfte, trotz des raſtloſen Kampfes ſeines willensſtarken, zähen Geiſtes gegen die unabänderlichen Geſetze der Natur, immer mehr dahinſchwinden fühlend, hatte die Abſicht zu erkennen gegeben, noch einmal im Stadthaus ſelbſt eine Ermahnung an den Rath zu richten. Dieſe Verſammlung dagegen, um dem Kranken die übermäßige Anſtrengung zu erſparen, begab ſich in corpore, von den vier Syndicis geführt, am 27. April 1564 an das Krankenlager des Reformators. Calvin erhebt ſich mühſam auf ſeinem Ruhebett und hält, wenn auch mit ſchwacher Stimme — oft ſchien ihm der Athem während ſeiner Krankheit zu vergehen — noch einmal eine jener feurigen Reden, mit welchen er ſo oft die Vertreter der Republik hinzureißen gewußt hat; er geſteht zu, daß ihn ſein Eifer wohl häufig zu weit geführt habe, aber er ermahnt auch die Leiter des Staats, ferner zur Ehre Gottes auf dem betretenen Wege zu verharren. Erſchüttert ſtehen und ſitzen die Rathsmitglieder umher, einige zerfließen in Thränen, alle richten andächtig und ernſt die Blicke auf den Mann, der wenigſtens auch im Tod ſeinem ganzen Leben, was es nun Gutes oder Schlimmes in ſich geſchloſſen haben mochte, treu blieb. Nachdem Calvin geendigt, reichte er allen die Hand, „und alle fühlten ſich um ſo mehr bewegt, weil ſie ihn in ſeinem Amt als den Mund des Herrn betrachteten und in ihrer Liebe als ihren eigenen Vater, denn er hatte mehrere unter ihnen von Kindheit an gekannt und unterrichtet." Dieſen Moment ſtellt Hornungs Gemälde dar. Es iſt von ergreifender Wirkung, und es iſt dem Künſtler gelungen, durch Feſthalten der ächt menſchlichen Beziehungen in dieſer Scene uns über jene finſteren Erinnerungen zu erheben, die von der Strenge Calvins, als geiſtlichen Oberhaupts des Staats und Herren aller Gewiſſen der Bewohner von Genf, geſchichtlich ſich kaum trennen laſſen. So weiß die ächte Kunſt ihre verklärende, verſöhnende Wirkung auf alle Erſcheinungen des Menſchenlebens und der Geſchichte auszudehnen und einen ſchönen Sieg zu feiern, wenn ſie die ſchroffſten Gegenſätze, ohne unwahr zu werden, ausgleicht, damit das rein Menſchliche zur Erſcheinung gelange.

Das zweite hier zu nennende Bild Hornungs befindet ſich gegenwärtig auf der vermanenten Kunſtausſtellung im Cynarbiſchen Athenäum. Es iſt im Catalog aufgeführt als „les adieux de Farel et de Calvin," zwar von geringerem Umfange als das vorige, aber von nicht minder anſprechender Wirkung. Auch hier iſt der Gegenſtand wieder aus Th. Bezas Leben des Reformators genommen. Als der ſchon achtzigjährige Farel, damals Prediger in Neuenburg, von der ſchweren Krankheit des ſo viel jüngeren Freundes und Gehülfen Kunde erhielt, ſchrieb er an Calvin, er werde zu ihm kommen, ihn noch einmal zu ſehen. Calvin ſuchte den Greis davon abzuhalten; allein der „bonhomme" Farel trat dennoch die beſchwerliche Reiſe an, und traf Anfang Mais 1564 bei dem Freunde ein, den er, zwar todtkrank und ſich mühſam aufrechthaltend, dennoch im Lehnſtuhl vor ſeinem Pult, von Büchern umgeben, findet. Die Wirkung des Gegenſatzes zwiſchen den beiden Geſtalten, dem noch immer kräftigen Greis, deſſen derbes, bärtiges Geſicht noch immer den feurigen Charakter, den etwas kapuzinerhaften Volksredner erkennen läßt, und dem geiſterbleichen, ſchon zur leibhaftigen Abſtraktion dahingeſchwundenen Reformator, iſt ſchlagend; das Bild erhält gerade dadurch ein unmittelbares Leben, eine unabweisliche Wahrheit und Realität.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 33. 12. Auguſt 1864.

— Si varios sensus animalia cognunt,
Muta tamen quom sint, varias emittere voces,
Quanto mortalem magis aequum est!

Lucret.

Ueber das Charakteriſtiſche in der menſchlichen Stimme.

Der Menſch iſt charakteriſtiſch und ſymboliſch von Kopf bis zu Fuß. Im Ausdrucke ſeines Angeſichts, in der Bildung und dem Habitus ſeines ganzen Körpers, in ſeinem Mienen- und Geberdenſpiel, in ſeinem Gange, ſeinen Manieren, ſeinen Bewegungen, ja in den Zügen ſeiner Handſchrift, kurz in allen Aeußerungen ſeines Weſens verräth ſich dem Auge ein Stück ſeines Innern, ſeiner Sinnesart, ſeiner Gefühls- und Denkweiſe. Wie ſollte ſich dieß vor allen Dingen nicht auch dem Ohr in der Stimme offenbaren?

Die menſchliche Stimme tönt (hauptſächlich in Folge der weithin durch einen großen Theil unſeres Organismus gehenden Verzweigung der Stimmnerven) ſo recht aus der Tiefe der Bruſt, dem Sitze unſerer Seele hervor.

„Es ſtrömen ihre Wellen
Aus nie entdeckten Quellen.“

Sie leidet und verkümmert wie das Herz in einem engen Bruſtkaſten; in einem weiten bildet ſie ſich ſchöner, größer und voller aus, wie auch das Herz ſelbſt. Eine Menge unſerer edelſten Organe, der Bau und die Beſchaffenheit der Lunge, des Luftkanals oder der Kehle, des ganzen Reſpirationsapparats, ferner der Zunge, der Mundhöhle, auch der Zähne und Lippen, und am Ende die Eigenthümlichkeit und Spannung des ganzen Nerven- und Muskelſyſtems, ſind von bedeutendem Einfluß auf ſie und ihre Modulation.

Durch die Stimme theilt ſich die Seele vorzugsweiſe unmittelbar und eindringlich mit. Ein Laut der Stimme, ein Ausruf iſt die dem Menſchen natürlichſte Aeußerung ſeiner Gefühle und Affekte, ſeiner ſchmerzlichen oder freudigen Erregungen. Sie vermittelt den Austauſch der Gedanken und durch den Geſang iſt ſie das Organ der höchſten Begeiſterung und der zarteſten Empfindungen. Wenn ſie ertönt, ſo iſt es, als hätte nicht bloß der Leib, ſondern der Geiſt ſelber geſprochen.

In der That, es wäre ganz wunderlich, wenn die Stimme, die dem eben Geſagten nach ſo vielfach ein Erzeugniß unſeres ganzen phyſiſchen wie pſychiſchen Weſens iſt, die ſo beſtändig den Herzensregungen, Ideen, Leidenſchaften und Affekten als Canal oder Inſtrument dient, nicht eine bleibende Färbung von dieſen fortwährend durch ſie abfließenden Seelenäußerungen annähme, wenn ſie nicht den Herrn, dem ſie dient, — den Geiſt — abſpiegelte, wenn ſie nicht (auch ganz abgeſehen von den articulirten Worten, oder den Noten und Geſangtönen, die man ihr gleichſam wie Waaren

Digitized by Google

mit an Bord gegeben) ihre eigene ausdrucksvolle Phyſiognomie hätte.

In welch innigem Zuſammenhang die Stimme mit dem Weſen und Charakter alles Lebendigen ſteht, lehrt uns ſchon ein Blick auf die Natur außer uns, und auf das, was wir in ihr vorgehen ſehen oder hören. — Dort kann man zunächſt die Bemerkung machen, daß überhaupt nur die höher organiſirten Geſchöpfe, die meiſten Säugethiere und Vögel, mit einer Stimme begabt ſind. Nicht nur die Gewächſe, auch faſt alle niedrigen Thiere, die Fiſche, die Amphibien, die Inſekten, deren Summen und Zirpen wie Blättergeräuſch nur „Geräuſch,“ aber keine Stimme iſt, ſind ſtumm. Schon dieß beweiſt, wie viel die Stimme mit dem Geiſte und dem Seelenleben zu thun hat. Bei der Beobachtung der Stimme jedes einzelnen der ſtimmbegabten Geſchöpfe werden wir die Beſchaffenheit derſelben meiſt mit ſeiner Natur, mit ſeinem Charakter, mit der Geſtalt und Symbolik ſeiner ganzen Körperbildung in hohem Grade in Harmonie finden. Dieſe Unterſuchung kann hier nicht angeſtellt, noch weniger erſchöpft werden. Aber ſchon einige Beiſpiele werden genügen, um das Geſagte zu beweiſen.

Das Brüllen des Löwen, das dem Donner ähnelt, iſt ein höchſt imponirender Ausdruck der Kraft und des muthvollen Sinnes dieſes Königs der Thiere. Die Idee eines Löwen, deſſen Stimme zart wie die der Nachtigall tönte, ſcheint ſo widerſinnig und ſo komiſch, daß ſie Shakeſpeare einmal benutzt hat, um die Zuhörer in ſeinem Sommernachtstraum lachen zu machen. Unter allen Thieren iſt nur der Löwe mit dieſem großartig rollenden Kehltone begabt, wie auch nur er allein die Majeſtät der ganzen Erſcheinung und die kühne Sinnesart beſitzt, die ihn bei allen Völkern zum Symbol der Stärke und Herrſchaft gemacht hat.

Das Brummen des Bären ſcheint nicht weniger charakteriſtiſch. Es iſt tief und rauh, wie Farbe und Haare ſeines Pelzes. Es gleicht dem Klange der Baßgeige, wie denn der plumpe und derbe Pelz ſelber in Gang und Figur die wandelnde Baßgeige des Waldes vorzuſtellen ſcheint. Es iſt, obwohl wild und ſchreckhaft, doch nicht ſo imponirend, wie das Gebrüll des Löwen, wie denn auch wieder der Bär ſelbſt, obwohl ein wilder Geſell, eben nichts Imponirendes und Feuriges, dagegen viel Phlegma und brummige Inſichgekehrtheit beſitzt.

Das fiſtulirende Miauen unſerer kleinen Katzen, die Schärfe und Spitzigkeit ihrer Falſettſtimme, das Abſchweifende und Gewundene derſelben gibt dem Ohr dieſelbe Vorſtellung von dem gewandten, ſchmiegſamen und nicht eben als treuherzig geprieſenen Charakter dieſer Thiere, der ſich dem Auge durch ihren rundlichen Körper und ihre feinen, leiſen, lauernden und ſchleichenden Bewegungen und Umriſſe ausſpricht. — Welch auffallender Contraſt, dieſes halbunterdrückte Miauen und das helle offene Bellen und Kläffen unſerer treuen Hauswächter, der Hunde, deren Stimme bei Erregung ihres Eifers, oder wenn ſie winſeln und klagen, oder wenn ſie uns ſchmeicheln und liebkoſen, der mannigfaltigſten Modulationen und zuweilen des rührendſten Ausdrucks fähig iſt, ſowie denn auch ihr Gemüth ſehr verſchiedene Abſtufungen der Güte zeigt, und ſich der Entwicklung und Erziehung im höchſten Grade zugänglich erweiſt.

Das einfache und einförmige, volltönende, langgezogene und leidenſchaftsloſe Blöcken der Rinder, welches wir unter Umſtänden nicht ungern vernehmen, entſpricht in gleicher Weiſe dem behäbigen, phlegmatiſchen, man möchte ſagen biedern Charakter unſerer friedlichen Wiederkäuer. Man könnte kaum ein anderes Geſchöpf finden, zu dem dieſes derbe Blöcken und Brüllen ſo gut paßte, wie zu den breiten Mäulern, dem langſamen Weſen unſerer Ochſen. Und findet man ausnahmsweiſe einmal etwas Aehnliches bei einem andern, nicht ſo grotesken Thiere, wie z. B. beim ſogenannten Brüllfroſche oder auch beim Brüllaffen, ſo erſtaunt man über dieſe wunderliche Laune der Natur, die allerdings nie ganz bei der Regel bleibt und mitunter ausnahmsweiſe Widerſprechendes verbindet.

Das ſchmetternde Wiehern des Roſſes bildet zu dem Blöcken des Rindes einen ebenſo frappanten Gegenſatz, wie das Miauen der Katze zu dem Gebläff des Hundes, und der Vergleich der Charaktere ergibt eine dazu paſſende Parallele. Jenes helle, trompetenartige, freudige Gewieher ſcheint ein nicht minder unzweifelhafter Ausdruck der Munterkeit und des Thatendranges der edlen Roſſe, als ſich in der eben geſchilderten Sprache der Rinder deren gemüthliches Phlegma ausſpricht.

Auch in der Vogelwelt können wir uns die den gefiederten Geſchöpfen eigenen Stimmen und Töne kaum anders ausgetheilt denken, als wie ſie es ſind, und vermöchten ſie mit keinen andern Vögeln in Verbindung zu ſetzen, als mit denen, welchen die Natur ſie verliehen. Der feine, gefällige Geſang der kleinen Singvögel, ihr Zwitſchern und Pfeifen iſt ein ſehr beſtimmter Ausdruck ihrer behenden Zierlichkeit. Es iſt für ſie ſo bezeichnend, daß ein Taubſtummer ſich ſolche feine, hohe, zwitſchernde und ſanftflötende Töne gewiß nicht anders, als unter dem Bilde eines flatternden Vogels vorſtellen kann, ſowie umgekehrt ein Blinder ſich unwillkürlich nach dem Laute dieſer Töne die Figur der kleinen Sänger ausmalen wird. Gezwitſcher, und

Digitized by Google

z. B. ein Adler, — Geflöte, und eine Eule wird ihm ein nicht vereinbarer Widerſpruch dünken.

Das triumphirende durchdringende Krähen unſerer Hähne, das ein wenig an das Wiehern der Pferde erinnert, harmonirt wiederum, wie dieſes, mit dem kampfluſtigen und ſelbſtbewußten Weſen des eingebildeten, auf dem Hühnerhofe dominirenden Vogels und ſteht wie ſein muthiger Sinn in auffallendem Contraſt mit dem wirthſchaftlichen durch die Naſe tönenden Geplapper und Gekaker der Hausfrau Henne, bildet aber freilich einen noch frappanteren Gegenſatz zu dem dummen und überlauten Geſchnatter der einfältigen Gänſe und der vorlauten Enten.

Das unheimliche Geheul der ſcheuen, mörderiſchen und melancholiſchen Nachtvögel, der Uhus und aller Eulen iſt aller Orten ſo bezeichnend gefunden worden, daß faſt alle Völker die Benennung dieſer Vogelgattung von ihrem charakteriſtiſchen Geſchrei entnommen haben, als wenn darin ihr ganzes Weſen am beſten ausgeſprochen wäre.

Wie faſt bei allen Thieren, wenn ſie von Affekten und Leidenſchaften bewegt werden, die Stimme ſich auf wunderbare und charakteriſtiſche Weiſe wandeln, ſteigern, ſchärfen, oder ſonſt ſehr mannigfaltig modificiren kann, das wird denen nicht entgangen ſeyn, die Gelegenheit gehabt oder genommen haben, einen Tiger im Zorn, ein Pferd im Kampfe, einen Hirſch zur Zeit der Brunſt, ein ſpielendes Bärenjunge in ſeinem Neſte, ein Mäuſeſtimmchen im Käfig, einen Hund im Sterben, einen Schwan bei ſeinem letzten Seufzer, eine Nachtigall beim Neſterbau, oder andere Vögel bei ihren Lock- und Angſtrufen zu belauſchen und zu beobachten. Bei ſolchen und andern Veranlaſſungen klingen zuweilen Töne aus der Thierwelt hervor, die höchſt ergreifend, äußerſt rührend ſind, mächtig in Ohr und Herz dringen, und die es uns deutlich genug zum Bewußtſeyn bringen, in welch hohem Grade die Stimme überall in der ganzen lebendigen Natur eine Verrätherin der Seelenzuſtände iſt.

Gehen wir nun von den Thieren zum Menſchen über, ſo offenbart ſich auch bei ihm das Charakteriſtiſche der Stimme auf die mannigfaltigſte Weiſe, und zwar zuerſt im *Unterſchiede der beiden Geſchlechter*, alsdann bei den verſchiedenen *Altersſtufen*. Etwas ſpiegelt ſich auch vom Weſen jedes *Individuums* eben ſo deutlich in der Phyſiognomie ſeiner Stimme, wie in der ſeines Antlitzes und ſeines ganzen übrigen Habitus ab. Und endlich haben auch die *Familien*, *Claſſen* und *Stände* der Menſchen, und zuletzt die *Völker* und *Racen* ihr eigenthümliches und bezeichnendes Stimmorgan.

Unter dieſen Rubriken möchte ich das Wenige, was ich über dieſen Gegenſtand hier vorzubringen gedenke, einigermaßen überſichtlich zuſammenordnen.

Daß die Stimme für das innere Weſen ſehr bezeichnend ſey, bewährt ſich zunächſt vor allen Dingen auffallend im Unterſchiede der beiden Geſchlechter. Dem rauheren, kräftigeren Manne iſt, wie den durch Stärke und Muth hervorragenden Thyen in der Thierwelt, auch das rauhere, vollere, tiefer tönende Stimmorgan zu Theil geworden. Den milden, ſanften, anmuthigen Frauen dagegen hat die Natur, wie den zierlichen Singvögeln, ein zartes, feines, flötendes, gefälliges Organ gegeben.

Die Stimme der Frau iſt in Harmonie mit ihrem Weſen ſchwächer, lieblicher, biegſamer, geſchmeidiger, weicher, ſchmeichleriſcher als die des Mannes. Sie iſt gleich dem Silber und Golde der feinſten Ausſpinnung und der anmuthigſten Verzierungen fähig. Doch hat ſie auf der andern Seite, im Großen und Ganzen genommen, im Vergleich zu der des Mannes etwas mehr Eintöniges. Die Stimmen aller Frauen, ſo verſchieden ſie ſind, gleichen ſich weit mehr unter einander, wie denn auch unter den Gemüths- und Charakteranlagen derſelben keine ſo ſtark contraſtirenden Verſchiedenheiten beſtehen, wie unter denen der Männer. Der Mann leiſtet in den meiſten Dingen das Aeußerſte, im Böſen wie im Guten. Er wird ganz roh und brutal, und er erhebt ſich zur höchſten Poeſie, Weisheit und Vergeiſtigung. Zwiſchen beiden Extremen liegen eine Menge von Stufen, und auf jeder entwickeln die Männer eine weit ſtärker ausgeſprochene Individualität, einen viel ſelbſtſtändigeren und eigeneren Charakter. Die Frauen beſitzen die Eigenſchaften, durch welche ſie ausgezeichnet ſind, nicht in ſo abweichenden Miſchungen. Sie erſcheinen wie ſchöne *Blumen* von derſelben Gattung und nur von verſchiedenen Spielarten. Die Männer ſind in ihren Eigenheiten ſo verſchieden wie die *Bäume*. Man könnte das Weſen jener auch einer anmuthigen Hügellandſchaft mit rundlichen Contouren vergleichen, während dieſe ein Hochgebirge vorſtellen, in welchem alle denkbaren Zufälligkeiten und Geſtaltungen des Terrains vorkommen.

Daß dem ſo ſey, zeigt ſich unter andern beſonders auffallend, wenn man die Nationen, ihre Typen und Charaktere unter einander vergleicht. Die charakteriſtiſchen nationalen Verſchiedenheiten treten bei den Männern weit frappanter hervor, als bei den Weibern. Auch die Stände, Claſſeneintheilungen und Rangſtufen und ihre Unterſcheidungsmerkmale werden weit mehr durch die Männer als durch die Weiber beſtimmt und aufrecht erhalten. Ein heldenmüthiger Ritter und ein

Digitized by Google

kümmerlicher Pfahlbürger des Mittelalters ſind viel weiter von einander verſchieden, als eine ſchöne Königin und eine ſchöne Schäferin derſelben Zeit. Die Geſchäfte, die Pflichten, die Neigungen und Stellungen der naturgemäß überall vielfach abhängigen Frauen ſind in allen Claſſen und Rangſtufen viel gleichartiger. Schon dieß, die größere Beſchränktheit ihres Wirkens, bringt ſie mehr auf daſſelbe Niveau. Die Freiheit und Selbſtſtändigkeit befördert beim Mann die Mannigfaltigkeit ſeiner Entwicklung. Da das Herz der Frauen durch zarte Empfindungen, durch Sanftmuth, Wohlwollen, Frömmigkeit und Hingebung und ihr Aeußeres durch Grazie und Anmuth ausgezeichnet iſt, ſo wirkt auch dieß einem ſehr ausgeprägten Charakterausdruck entgegen. Ihr Weſen iſt gleichſam aus lauter feinen Farbentönen gewebt, ohne die ſchroffen Gegenſätze, die ſich in der Seele und in der Phyſiognomie des energiſchen Mannes offenbaren. Das Schöne und Idealiſche ſchließt überall in gewiſſem Grade das Charakteriſtiſche aus.

Die Phyſiognomik hat es daher auch immer vorzugsweiſe mit den Männern zu thun, von denen ſie ihre Beiſpiele entlehnt und an denen ſie ihre Wahrheiten demonſtrirt. Die ſogenannten Charakterköpfe der Maler ſind faſt alle aus der Männerwelt, und nach den Männern macht der Künſtler ſeine Hauptſtudien. Die Züge der Männer ſind aufrichtiger, faßlicher, handgreiflicher, darſtellbarer. Die zarter angelegten Frauen ſind ſchwerer zu erkennen, zu analyſiren und zu claſſificiren.

Daher iſt auch die Geiſtesanlage wie die Körperbildung der Frau viel früher fertig, als die des langſam reifenden Mannes. Schnell entfaltet ſich die Schönheit und das Antlitz der Jungfrau. Die Phyſiognomie des Mannes geht durch eine viel längere Stufenleiter von Phaſen. Als Knabe hat er oft den Reiz und die weiche Grazie des Mädchens; als bärtiger Mann nimmt ſein Geſicht ein ganz verſchiedenes Gepräge an. Er hält ſich lange, bis in ſein fünfzigſtes Jahr und länger, auf der Höhe ſeiner Kraft und ſeines phyſiognomiſchen Ausdrucks. Selbſt als Greis noch mit ſilbernen Locken kann er impoſant ſeyn.

In Uebereinſtimmung mit dieſem Allen nun iſt auch die Stimme der Männer umfangreicher und mannigfaltiger als die der Weiber. Sie zeigt weit mehr Nuancen und Varietäten als dieſe; ſie hat eine längere Skala. Die Frauenſtimmen ſind verſchieden wie Glockentöne, die Männerſtimmen wie die der Inſtrumente eines Orcheſters. Daher wird es auch den Männern zuweilen nicht ſchwer, die Frauenſtimme nachzuahmen, während es den Frauen faſt unmöglich iſt, in den Ton der Männer zu verfallen. Die Alten konnten deßhalb auch auf ihrem Theater die Frauenrollen allenfalls durch Männer geben laſſen. Umgekehrt alle Rollen durch Frauen zu beſetzen, wäre ihnen durchaus unmöglich geweſen. Es zeigt ſich dieß Alles auch auffallend in dem ſo vollen, reichen Männerchorgeſang, dem gegenüber der weibliche Chorgeſang, in Bezug auf Effekt und mannigfache Verwendung, die Segel ſtreichen muß.

Solches zeigt ſich aber, wie bei der Geſangſtimme, ſo auch bei der Sprechſtimme. Die Eigenthümlichkeiten des Accents und des Tons der verſchiedenen Dialekte und Sprachen treten bei den Männern weit beſtimmter und ſchroffer hervor, als bei den Frauen, und eben ſo die Eigenthümlichkeiten der Stimmen der Individuen. Man denke nur wieder an die Bühne, wo den Männern ſo weit mannigfaltigere Charakterrollen und Charakterſtimmen zufallen als den Frauen. Das Schaurige und Schreckhafte der Geiſterſtimme, das Erhabene und Impoſante des Heldenorgans, das Comiſche und Kreiſchende des Policinelltons und ſo vieles andere wird Alles dem Manne zu Theil. Namentlich zum Comiſchen und Burleſken iſt das liebliche Frauenorgan ſehr wenig geeignet. Weibliche Bajazzos hat es nirgends gegeben. Auch überall da, wo es bloß auf außerordentliche Entwicklung von Kraft ankommt, muß die weibliche Stimme naturgemäß der männlichen weichen, z. B. wenn die Alpenbewohner mit einem lauten freudigen „Juchzer“ das Echo der Felſen und Thäler wecken, oder wenn ein Stentor vor Troja mit einer Stimme, die, wie Homer ſagt, der von fünfzig Männern gleichkommt, die Griechen zum Kampfe anfeuern ſoll.

Der Parallelismus zwiſchen Stimmorgan und Gemüthsanlage der beiden Geſchlechter, im Ganzen genommen, offenbart ſich auch innerhalb der Grenzen jedes einzelnen Geſchlechtes wieder. Es gibt Männer, welche die männliche Baßſtimme beſonders voll, kräftig und tieftönend beſitzen, und ſehr oft iſt dieß ein Beweis einer beſonders ſtark in ihnen ausgebildeten Männlichkeit überhaupt. Andere Männer dagegen ſind mit einem zarttönenden, ſchwächlichen und mehr weiblichen Organe begabt. In der Regel wird man dieß bei ihnen als einen Beweis dafür betrachten können, daß auch ihre Gemüthsanlage der weiblichen ſich zuneigt.

Eben ſo finden ſich umgekehrt Frauen, denen der ſeelenvolle, empfindungsreiche Ausdruck und Klang des Frauenorgans in beſonders vollem Maße eigen iſt, während andere bei aller Zierlichkeit und Grazie ihrer

Digitized by Google

äußern Erſcheinung uns zuweilen durch eine etwas rauhe, harte, tiefe, gebrochene und der männlichen ein wenig ähnliche Stimme überraſchen. Die Frauen mit einem ſolchen männlichen Organe wird man in der Regel dem allgemein waltenden Naturgeſetze gemäß kecker, entſchloſſener, und dabei etwas weniger empfindſam und weich finden, als die mit der gewöhnlichen flötenden, melodiſchen und einnehmenden Frauenſtimme.

Freilich macht die Natur auch hier nicht ſelten Ausnahmen und gefällt ſich, obgleich ſie für gewöhnlich ihre Regel befolgt, darin, dann und wann ein anſcheinend contraſtirendes Aeußere und Innere zuſammen zu knüpfen. Namentlich hat es zuweilen Männer gegeben, die trotz des heldenmüthigen Anſcheins in ihrem Aeußern durchaus nicht heroiſcher geweſen ſind als ein Falſtaff, und ein feinſtimmiger, knabenhafter David hat nicht ſelten einen bärtigen Goliath trotz ſeiner Bärenſtimme an Energie und Mannhaftigkeit weit übertroffen. Auch in der Thierwelt gibt es ja neben dem brüllenden Löwen Brüllaffen. Man darf natürlich von der Phyſiognomik, oder der Kunſt, aus dem Aeußeren das Innere zu deuten, nicht verlangen, daß ſie ſo apodiktiſche Ausſprüche thue wie die Mathematik. Trotz der unſicheren Umriſſe aber, die ſie zieht, und trotz der vielen Ausnahmen, die ſie zulaſſen muß, ſteckt doch ein Kern unläugbarer Wahrheit darin.

Wie bei den beiden Geſchlechtern, ſo zeigt ſich auch auf den verſchiedenen Stufen des Lebensalters eine gewiſſe Uebereinſtimmung in der Art und Weiſe, wie ſie das Organ beeinfluſſen, mit der, wie ſie das geſammte Weſen und den Gemüthscharakter des Menſchen bedingen und geſtalten.

Die Säuglinge wimmern, lallen und winſeln faſt wie die Kleinen der übrigen Geſchöpfe, mit denen ſie anfänglich in Bezug auf die Entwicklung ihres Geiſtes und Gemüths faſt auf gleicher Stufe ſtehen. Auch die ſchon aus der Wiege hervorgetretenen Kinder haben — darin noch etwas den lärmigen Thieren gleich — durchweg noch lange kleine durchdringende Trompetenſtimmen. — „Schreit doch nicht ſo!“ iſt eine der Ermahnungen, zu welchen ſich Eltern und Lehrer bei Kindern beſonders häufig veranlaßt ſehen. Dieſe helle, laute, ſchreiende Stimme und Sprechweiſe der Kinder entſpricht der Lebhaftigkeit ihrer Affekte. Sie reden nicht in Folge von Ueberlegung, ſondern immer in Folge von ſie plötzlich und heftig ergreifenden Impulſen. Erſt mit fortſchreitendem Alter wird das Organ runder, minder ſcharf, zugleich charakter- und ausdrucksvoller, ſo wie ihr ganzes übriges Weſen ſich mehr ausbildet, beruhigt und abrundet.

Knaben und Mädchen zeigen in dem erſten Lebensviertel, wie in ihren Neigungen und Seelenanlagen, ſo auch in der Phyſiognomie ihres Stimmorgans keine ſo große Verſchiedenheit wie ſpäter. Erſt mit der beſtimmten Entwicklung der Eigenthümlichkeiten ihres Weſens, erſt wenn es heißt: „vom Mädchen reißt ſich ſtolz der Knabe,“ da treten auch die geſchlechtlichen Verſchiedenheiten ihres Stimmorgans hervor. So lange der Charakter der Knaben noch nicht recht feſt ſteht, ſo lange iſt auch ihre Stimme ſchwankend, und ſie ſchweift aus kindiſchen Tönen in männliche hinüber. Erſt beim ganz ausgebildeten jungen Manne wird auch die Stimme ganz ſicher, vollönend und kräftig.

Auch bei der heranwachſenden Jungfrau geht mit der Reife ihres Geiſtes eine charakteriſtiſche Verwandlung in der Stimme vor, wenn gleich keine ſo große, wie beim Jünglinge. Sie nimmt merklich an Fülle, Metall, Stärke und Rundung, und auch etwas an Tiefe zu. Auch läßt ſich dann wieder die Jungfrau von der Matrone an einer Modifikation ihrer Stimme unterſcheiden.

Im Ganzen, ſo kann man ſagen, iſt während des erſten Lebensviertels die menſchliche Stimme von Jahr zu Jahr ſo verſchieden, daß ſich darnach das Alter faſt eben ſo genau beſtimmen läßt, wie nach der Länge des Körpers und andern Merkmalen. Iſt der Menſch auf der Höhe ſeiner phyſiſchen und phyſiſchen Entwicklung angelangt, ſo verändert ſich die Phyſiognomie ſeiner Stimme vielleicht nicht mehr ſo ſchnell, wie die des Antlitzes und des übrigen Organismus, ſo daß es alsdann leichter iſt nach dieſem, als nach dem Klange ſeines Organs das Alter eines Menſchen zu ſchätzen. Daß aber doch auch im dreißigſten, vierzigſten, fünfzigſten Lebensjahre, wo wir alle Eigenthümlichkeiten unſerer körperlichen Phyſiognomie, wie unſeres Charakters am feſteſten ausgeprägt haben, ſolche Wandlungen und Abſtufungen der Stimme wirklich exiſtiren, beweiſt der Umſtand, daß darauf eingeübte Blinde das Lebensalter eines mit ihnen redenden Menſchen bloß nach dem Tone ſeiner Stimme ziemlich richtig abzuſchätzen wiſſen.

Im hohen Greiſenalter vermiſchen ſich wieder mehr oder weniger ſowohl die phyſchiſchen und phyſiognomiſchen Unterſchiede der Geſchlechter, als die des individuellen Charakters, die ſich im Laufe des Lebens feſtgeſetzt hatten, ſo wie in andern Beziehungen, ſo namentlich auch in Bezug auf die Stimme. Die Züge aller Menſchen, der Männer und der Frauen, der Sanguiniker und der Phlegmatiker, der Gerechten und Ungerechten haben in ihrem neunzigſten Jahre mehr mit einander gemein, als in ihrem vierzigſten. Ihr

Digitized by Google

Charakteriſtiſches ſtumpft ſich ab, und ſie ſcheinen dann faſt wie in der Wiege, wieder alle nach einem und demſelben Typus geformt. Selbſt der Thor, ſogar der Verbrecher bekommen im hohen Alter einen Anſtrich von Ehrwürdigkeit. Die Frau büßt etwas von ihrer Zartheit und Anmuth, der Mann von ſeinem kräftigen und markigen Ausdruck ein. Wie jene ein wenig männlicher, dieſer etwas ſchwächlicher ausſieht und iſt, ſo verliert auch die Stimme der Frau ihr klangvolles Metall und das Melodiſche, die des Mannes dagegen wird unſicherer, ſchwächer und verliert ihren dröhnenden, vollen, männlichen Ton. Und eben ſo verwiſchen ſich im allerhöchſten Alter auch alle andern charakteriſtiſchen Unterſchiede der Stimme, ihre Schärfe, ihre Wärme, ihre Anmuth und Kraft und ihr ganzes, im mittleren Lebensalter ſo eigenthümliches und vielſagendes Gepräge.

Im Zuſammenhang mit dieſen Einflüſſen des Lebensalters auf die Stimme ſtehen denn auch diejenigen Einwirkungen, welche vorübergehende Schwäche und Krankheit auf ſie haben. Abgeſehen davon, daß die Stimme ihre eigenen an ihr ſelbſt haftenden Leiden hat, wird ſie vorzugsweiſe von den Krankheiten des ganzen Organismus oder irgend eines Theils deſſelben betroffen. Der vollkommene Zuſtand unſerer Geſundheit offenbart ſich außer im Antlitze (Wangen, Lippen und Augen) nirgends deutlicher als in der hellen Friſche und Energie unſerer Stimme. So wie der Körper leidet, an welchem Uebel es auch immer ſey, ſo drückt es ſich alsbald im Klange und Tone der Stimme ganz beſonders wahrnehmbar aus. Bei faſt jeder Krankheit, auch wenn ſie ſonſt nichts an uns ändert, wenn ſie vielleicht noch nicht einmal den muntern Ausdruck des Geſichts afficirt, nach welchem wir, um uns von dem Wohlbefinden unſerer Freunde zu überzeugen, doch ſo gewöhnlich blicken, wird die Stimme ſchlaff, lahm, matt und verhüllt, erhält einen klagenden oder hohlen Ton. Wie Jemand ſich befinde, merken wir ſchnell an der Weiſe, wie ſeine Rede tönt. Die wechſelnde Phyſiognomie der Stimme dient uns daher zum Barometer und zum klaren Spiegelbild für den Wechſel im Geſammtbefinden eines Freundes, und wir freuen uns ſogleich bei einem Reconvalescenten, wenn wir gewahren, daß ſeine Stimme an Energie und Vollkönigkeit zugenommen habe. Die Aerzte haben eine Menge beſtimmt charakteriſirter Tonarten der Stimme, Heiſerkeiten und anderer Affektionen des Organs beobachtet, welche ihnen als Anzeichen zahlreicher ebenſo beſtimmt charakteriſirter Uebel dienen.

Wie nun die beiden Geſchlechter, wie die verſchiedenen Altersſtufen und die zahlloſen Arten von Körperſchwächen und Gebrechen ihre charakteriſtiſche und im Allgemeinen beſtimmt ausgeprägte Stimmphyſiognomie beſitzen, ſo iſt denn auch bei jedem Individuum je nach der Perſönlichkeit eines Jeden ſeine Stimme ganz ebenſo charakteriſtiſch gebildet, wie ſeine Geſichtszüge und ſeine Gemüthsanlagen, und auch darin ſind, wunderbar genug, die feinen und doch von der Natur ganz ſcharf gezeichneten Nüancen ſo zahllos wie die Menſchen ſelbſt. So viele Millionen Seelen auch ſchon gleich dem Sand am Meere über dieſen Globus verſtreut worden, ſo iſt doch jedem ſein eigenes perſönliches Geſicht und ſeine eigene individuelle Stimme zu Theil geworden. Auch ihrer übrigen Perſönlichkeit kommt in gewiſſem Grad ein eigenthümlicher Ausdruck zu; allein derſelbe iſt unſern Sinnen nicht im entfernteſten ſo deutlich wahrnehmbar, bei weitem nicht ſo auffallend wie in dem Angeſicht und in der Stimme.

Man erkennt dieß ſogleich, wenn man ſelbſt aus einem großen Haufen die bekannten Stimmen ſeiner Freunde, auch ohne ſie zu ſehen, auf der Stelle herausſhört. Ja die Phyſiognomie der Stimme ſcheint zuweilen noch beſtimmter, ſchärfer und individueller ausgeprägt, als die der Geſichtszüge. Zwillinge, die ſich in ihrer äußern Erſcheinung oft ſo vollkommen gleichen, wie ein Ei dem andern, ſind dann doch am Ende noch in ihrem Organ verſchieden, und wenn ſonſt an nichts, ſo kann man ſie an ihrem Sprachton unterſcheiden. Auch hat es ſich oft ereignet, daß man längſt vergeſſene Menſchen, wenn man ihnen wieder begegnete, nicht an ihren Geſichtszügen, ſofort aber an ihrer Stimme wiedererkannte.

Fragt man nach der charakteriſtiſchen Bedeutung oder Symbolik der individuellen Stimmen der Menſchen, ſo kann man zunächſt bemerken, daß es darin etwas Feſtes und Bleibendes, und daneben auch etwas Wandelbares gibt. Die nämlich in unſerem Angeſichte gewiſſe unveränderliche Umriſſe und Grundlinien, die Geſichtsbildungen und die Geſichtszüge vorhanden ſind, ſo haben wir auch in unſerer Stimme einen gewiſſen uns angeborenen Grundton, den wir ſelten ganz ablegen und verleugnen können. Wie aber unſer Angeſicht, mag es ſchön ſeyn oder nicht, mag es von der Natur dieſe oder jene Form und Zeichnung beſitzen, bei unſern in Aktion geſetzten Affekten und Seelenregungen durch das Mienen- und Geberdenſpiel, entweder abſichtlich oder unabſichtlich, einen ſehr veränderten Ausdruck gewinnt, ſo kann auch unſere Stimme, wie immer ſie auch von Haus aus tönen mag, durch Einwirkung unſerer Affekte, durch Kunſt und Erziehung ebenfalls in mannigfaltiger Weiſe in ihrem Ausdruck

Digitized by Google

modificirt werden. Man könnte dieß das Mienenſpiel der Stimme nennen. Und man muß daher überall, wo von der Beurtheilung der Phyſiognomie der Stimme der Individuen die Rede iſt, das, was ihnen in dieſer Beziehung angeboren iſt, von dem, was ſie aus ihren Stimmen machen, unterſcheiden.

J. G. Kohl.

(Schluß folgt.)

Skizzen vom Kriegsſchauplatz

von E. Mevert.

Kurze Leidensgeſchichte eines angehenden Correſpondenten.

(Schluß.)

Als wir in die Nähe von Kjär kamen, wurde das Schlachtfeld bunter. Ganze Reihen von Holzſchuhen ſtanden hinter den Knicken und in den Gräben, ein Zeichen, daß die Dänen ihr Heil in der Flucht geſucht hatten. Hinter andern Hecken lag Zoll bei Zoll das blaue Papier von aufgebiſſenen Patronen; ein Zeichen, daß ſie ſich eine Zeitlang dahinter gehalten und gewehrt hatten.

„Aber, Doctor, wo ſind denn die Todten? Wir hörten doch, daß von den Preußen allein an 150 gefallen ſind," fragte der blutdürſtige Mör. — „Da kommt ein Bauer, den wollen wir fragen."

Der Bauer, der ein ſehr geläufiges Deutſch ſprach, berichtete uns, die Todten ſeyen bereits eingeſammelt; wenn wir aber querfeldein gingen und den Spuren im Korn folgten, ſo würden wir gewiß noch einige finden. Er ſelbſt habe vor ein paar Stunden noch Einen in einer Koppel bei Kjär geſehen. — Wir gingen alſo querfeldein und folgten den langen Spuren durch das Korn.

Schon wurde es dunkel und wir begannen an der Befriedigung unſerer hyänenartigen Begier nach Leichen zu zweifeln, als Mör einen ungeeinten Schreckensſchrei ausſtieß. Ich brach mir durch das hohe Korn Bahn zu ihm und ſah ihn blaß und vor Entſetzen ſprachlos einen gefallenen Dänen anſtarren. Der Anblick war allerdings darnach angethan, einem nervenſchwachen Jüngling wie Mör den Blutlauf ein wenig in Unordnung zu bringen. Der Todte lag auf dem Rücken und hatte das bleiche Geſicht gräßlich verzerrt. Aus den verdrehten Augen ſtierte der Tod in ſeiner ganzen Schrecklichkeit. Die Linke war krampfhaft gegen den Leib gedrückt, das ſchwarze Blut war zwiſchen den Fingern erſtarrt. Die Rechte krallte ſich um ausgerauſte Kornhalme, womit ſie die blutende Wunde vielleicht hatte ſtopfen wollen. Der Arme mußte viel gelitten haben, ehe ihn der Tod von ſeinen Qualen erlöste, was bei Unterleibswunden, die man leicht an den verzerrten Zügen der Leichen erkennt, meiſtens der Fall iſt. Daß noch ein Lebensfunken im Körper ſey, daran war nicht zu denken, da er bereits zwei Tage hier gelegen haben mußte. Wir ließen ihn daher unberührt liegen, um irgendwo Anzeige von unſerem Funde zu machen.

Dieß thaten wir erſt den nächſten Tag in Sonderburg. Ob unſere Anzeige von Erfolg war, weiß ich nicht anzugeben. Laßt die Todten ihre Todten beſtatten! Wir Lebendigen hatten zu viel mit uns ſelbſt zu ſchaffen, als daß wir uns um todte Dänen hätten weiter bekümmern ſollen. Vielleicht liegt er noch im Korn und ſein ſonne- und regengebleichtes Gerippe jagt einem ahnungsloſen Schnitter bei der nächſten Ernte vielleicht einen ähnlichen Schrecken ein, wie dem Correſpondenten Mör, den der Vorfall ſo angriff, daß er ſich einen Augenblick niederſetzen und ſeinen Nerven durch einen Schluck Rum wieder Spannkraft geben mußte. Vom weiteren Leichenſuchen wollte er nichts hören, und ſo machten wir uns unverzüglich auf den Weg nach Sonderburg, denn die Quartierfrage wurde für uns nachgerade am wichtigſten.

In Sonderburg ging es noch bunt zu. Die Straßen waren voll von Soldaten der verſchiedenſten Waffengattungen. Sie waren luſtig und guter Dinge, und dazu hatten ſie Grund, wurde ihnen doch alles geliefert, was ſie gebrauchten, und ihr Nachtlager vom Quartiermeiſter angewieſen. Aber um uns kümmerte

Digitized by Google

ſich niemand. Unſere Frage nach einem Nachtquartier wußte niemand zu beantworten. Wir gingen in die verſchiedenen Hotels, deren kahle Zimmer aber von der Erde bis unter das Dach von Soldaten angefüllt waren. Die Bewohner, ſeit Monaten geflohen, waren noch nicht zurückgekehrt, und an Eſſen und Trinken war ebenſowenig zu denken, wie an Obdach für die Nacht. Für das Erſtere ließ uns unſer eiſerner Beſtand unbeſorgt ſeyn, das letztere aber machte uns um ſo mehr Kummer.

„Warum quartieren Sie ſich nicht ſelbſt in einem der halbzerſtörten Häuſer ein, von denen viele unbeſetzt ſind, weil ſie für die Soldaten zu ſchlecht befunden wurden?“ So fragte ein Huſarenofficier, den wir in unſerer Unſchuld und Bedrängniß um guten Rath angegangen hatten.

Obgleich wir im erſten Augenblick den ungeſchliffenen Junker im Stillen verwünſchten, ſo kamen wir doch nach und nach zur Einſicht, daß der Mann einen praktiſchen Blick hatte, und fingen an die zerſchoſſenen Häuſer zu durchſtöbern. Die Scenen der Verwüſtung, die uns hiebei zu Geſichte kamen, waren unglaublich. Den wunderbarſten Anblick aber gewährte ein Haus, deſſen oberes Stockwerk in dem untern eingeſchachtelt lag, ſo daß das größtentheils ziegelloſe Dach aus den zur Seite gewichenen Mauern beſſelben emporragte und ſeine dunkeln Sparren in den geröthten Abendhimmel melancholiſch emporſtreckte.

Endlich fanden wir in einem Erdgeſchoß ein Zimmer, das verhältnißmäßig gut erhalten war. Ich ſage verhältnißmäßig, denn die Decke war geborſten, man ſcheute ſich, ſie anzuſehen; zwei ſich gegenüberſtehende Wände zeigten ein eben nicht kleines Loch; die Tapeten hingen in langen Fetzen von den Wänden, und der Fußboden war mit Stein- und Möbeltrümmern bedeckt. Wir räumten dieſe in eine Ecke fort, breiteten unſere Plaids aus und nahmen unſern Eiſernen in Angriff, der uns nach den überſtandenen Strapazen vortrefflich mundete.

Nach beendigtem Mahl legten wir unſere Reiſetaſchen unter den Kopf, deckten uns mit dem Plaid zu und verſuchten zu ſchlafen. Schon fingen die Bilder, die vor meinem Geiſte vorüberzogen, an ſich zu verwirren und die Hand des Schlafes legte ſich leiſe auf meine Schläfe, da nieste Mör laut auf. Ich fuhr empor und ſah einen Schwarm von Ratten aus der Thür galoppiren, die der Duft unſers eiſernen Beſtandes wahrſcheinlich herbeigelockt hatte.

„Doctor, ich halte es hier nicht aus!“ ſchrie Mör und ſprang auf. „Man riskirt hier ja bei lebendigem Leibe gefreſſen zu werden.“ — „Mit dem Gefreſſenwerden hat es für unſere Perſon ſchon gute Wege; aber ich rathe Ihnen, ſich den Eiſernen ſtatt der Reiſetaſche unter den Kopf zu legen.“ — „Damit das Ungeziefer gleich aus der leeren Taſche ſich in meinen Kopf weiter freſſen kann!“

„Die armen Thiere! Wer weiß, wie lange ſie ſchon in dieſer ausgeſtorbenen Stadt gefaſtet haben!“ — „Um ſo mehr Grund, nicht hier zu bleiben. Zudem zieht es hier ganz infam. Ich glaube, ich habe mich ſchon auf den Tod erkältet; hörten Sie nicht, wie ich nieste?“ „Freilich hörte ich es; aber die Erkältung werden Sie ſich wohl draußen in dem thaufeuchten Korn geholt haben.“ — „Nein, ich ſchwöre es, hier! Fühlen Sie den Zug nicht, ſehen Sie nicht, daß zwei Fenſterſcheiben fehlen und die Thür kaum noch in den Angeln hält?“

Das war allerdings richtig und ich gab Mör nach. Wir bändelten unſere Sachen alſo auf und traten wieder auf die Straße hinaus. Hier war es unterdeſſen ſtiller geworden. Nur hin und wieder ſchlüpfte eine dunkle Geſtalt an uns vorüber und verlor ſich zwiſchen den Trümmern der Häuſer.

„Doctor, ſehen Sie da,“ flüſterte Mör: „iſt das nicht ein Tapperer, der ſich dort ſo ſchnellfüßig und ſockenleiſe um die Ecke ſtiehlt? Der Kerl ſah gerade ſo aus, wie der Tode im Kornfelde.“ — „Kann ſeyn,“ erwiederte ich, „daß ſich hier noch einige verſprengte däniſche Soldaten aufhalten. (Das war, wie wir ſpäter erfuhren, wirklich der Fall; Dutzende von Dänen kamen, von Hunger getrieben, nach einigen Tagen aus ihren Schlupfwinkeln hervor und ſtellten ſich den Preußen freiwillig als Gefangene.) Die werden uns aber ſchon ungeſchoren laſſen.“ — „So?“ meinte Mör, „und wenn uns ein ſolcher Bluthund nun in dem einſamen Hauſe ſchlafend gefunden hätte?“

„Wer da?“ unterbrach ihn eine rauhe Stimme und ein Bajonnet blitzte auf ſeiner Bruſt. — „Gut Freund, meine Herren!“ antwortete ich der Patrouille. „Sie kommen eben recht, wir haben noch kein Quartier, vielleicht können Sie uns eines anweiſen.“

„Ja wohl, auf der Wache iſt noch Platz. Vorwärts marſch!“ ließ ſich der Botokude vernehmen. — „Schon gut, ſo kommen wir doch wenigſtens unter Dach und Fach,“ tröſtete ich. — Aber Mör wollte ſich nicht tröſten laſſen. Der Gedanke, arretirt zu werden, war ihm ſchrecklich.

„Ich verbürge mich für die Herren!“ ließ ſich da plötzlich eine bekannte Stimme vernehmen. „Ich bin Marketender beim 65ſten. Hier meine Binde!“ Es war unſer Marketender, der uns wie ein rettender Engel erſchien. Mör griff ſogleich in die Taſche und

Digitized by Google

drückte ihm die beiden bewußten Thaler in die Hand. Ich griff in meine Tasche und gab den Soldaten eine Handvoll Cigarren. Im nächsten Augenblick waren wir wieder flott.

„Wenn Sie mir noch einen Thaler geben, so verschaffe ich Ihnen ein Nachtlager, so gut es hier in Sonderburg zu haben ist. Ich logire selbst da. Und kosten thut's obendrein nichts."

Mir versprachen das Verlangte, und der Marketender führte uns nach einer kleinen Fuhrmannsherberge direkt in die Küche. Hier saß eine bunte Gesellschaft um den lodernden Herd, auf dem ein großer Kaffeekessel brodelte. Der Wirth war nämlich heute mit Sack und Pack, mit Vieh und Volk wieder eingezogen und machte reißende Geschäfte mit Kaffee, die Tasse fünf Hamburger Schillinge, und Butterbrod, die Schnitte ebenfalls fünf Hamburger Schillinge. Wir waren nicht langsam, unsere Börse zu ziehen und zehn Hamburger Schillinge in Kaffee und Butterbrod anzulegen, und ich entsinne mich nicht, je in meinem Leben ein so köstliches Abendbrod für zehn Schillinge genossen zu haben.

Nun aber wollten uns die Augen zufallen, und wir baten den Marketender, uns unsere Schlafzimmer anzuweisen. Er zündete bereitwillig eine Hornlaterne an, führte uns über den Hof in einen Kuhstall, hing die Laterne an einen Holznagel an der Wand und wünschte uns eine „wohlschlafende" Nacht.

„Aber, Marketender, sind Sie des Teufels?" schrie Mör, als ihm die Sprache wiederkam, der ihn Erstaunen und Entsetzen beraubt hatten. — „Wo so?" fragte der Marketender, verwundert in der Thür stehen bleibend. — „Wir sollen doch hier nicht auf diesem blanken Stroh, hinter den Schwänzen dieser fünf Kühe schlafen?" — „Schlafen oder nicht schlafen," war die gleichgültige Antwort des Marketenders, „ein besseres Nachtlager finden Sie in ganz Sonderburg nicht." Damit ging er und ließ uns und die fünf brummenden Kühe allein.

Wir mußten uns wohl oder übel in unser Schicksal fügen. Stroh war frisch und in Menge da, die Temperatur war warm, wenn auch nicht angenehm, und so nesteten wir uns resignirt in das Stroh und legten unser müdes Haupt abermals auf die Reisetasche. Aber ein böses Schicksal wollte uns heute Abend nicht zur Ruhe kommen lassen. Eben hatte der erste leise Schlaf unsere Sinne betäubt, so fuhren wir wieder empor; denn es öffnete sich die Thür und vier, in der Dunkelheit kaum zu unterscheidende Gestalten traten laut redend zu uns herein. Die Sprache, die sie redeten, war jedoch gesundes Plattdeutsch, und so ließen wir unsern Körper bald wieder ins Stroh sinken.

Einer der vier neuangekommenen Herren, ein Omnibuskutscher aus Tondern, lieh seiner Muth gegen die Dänen besonders kräftige Ausdrücke. Die Dänen hatten ihm nämlich bei ihrem Rückzuge einen Omnibus und zwei Wagen mit fortgenommen, die er nun zu reklamiren gekommen war. Den Omnibus hatte er schon wieder, was aber das Schicksal der Wagen gewesen war, kann ich nicht angeben, denn als die Geschichte bis zu diesen gediehen war, schlief ich ein.

Als ich erwachte, schimmerte der Tag bereits durch die Spalten der großen Thür. Ich richtete mich auf, um nach der Uhr zu sehen; denn um vier Uhr diesen Morgen, hatten wir vergangenen Abend gehört, sollte die Brücke über den Alsfund abgebrochen werden. Es war halb vier und daher Zeit, uns nach der Brücke aufzumachen, wenn wir mit den Pionieren, die nach Norden sollten, mit hinüber wollten.

Ich weckte Mör, der sich schwer aus Morpheus Armen losriß und große Lust hatte, weiter zu schlafen und die Pioniere mit der Brücke zum Teufel gehen zu lassen. Als ich ihn endlich doch im Hofe landete, wollte er sich erst waschen. Ich wies ihn nach einer Pumpe und erbot mich, ihm so viel Wasser über den Kopf zu pumpen, als er zu seiner Reinigung für nöthig erachte. Aber es fing ihn an zu frösteln, er gab das Waschen ganz auf, und wir gingen im Laufschritt nach der Brücke hinab, denn es war wirklich empfindlich kalt und unser Magen leer.

An der Brücke hieß es: „Halt! Es wird niemand hinübergelassen!" — „Warum nicht?" — „Das geht mich nichts an! Befehl!" — „Aber um vier Uhr wird sie abgebrochen." — „Geht mich auch nichts an. Uebrigens wird sie nicht abgebrochen, es ist Contreordre gekommen." — „Nun, Mör, dann wird es das Beste seyn, wir kehren erst zu unserer Herberge zurück und laufen uns für zehn Schillinge Kaffee und Butterbrod. Später bleibt's auch noch Tag."

Mör hatte nicht das Geringste dawider, und wir gingen zurück und trieben die „smukke Kofferpige" aus dem Bett. Nach etwa einer Stunde dampfte der heiße Kaffee vor uns, nach dessen Genuß wir uns wieder Menschen fühlten. Ja, Mör wurde so übermüthig, daß er darauf bestand, nach Ulkebüll zu gehen, wo noch einige fünfzig Todte in der Kirche liegen sollten. Ich meinerseits hatte nichts einzuwenden, und so schritten wir gen Ulkebüll.

Als wir dort bei der Kirche ankamen, stand ein Posten vor der Thür: „Halt! Wird niemand hineingelassen!" — „Wollen Sie nicht eine Cigarre rauchen?"

Digitized by Google

— „Wird nicht geraucht auf Posten.“ — „So rauchen Sie sie nachher!“ — „Darf nichts annehmen auf Posten.“

Den Weg hatten wir vergebens gemacht. Als wir noch standen und das frischgegrabene, lange und tiefe Grab betrachteten, in welches die fünfzig Todten in der Kirche verscharrt werden sollten, näherten sich drei Herren der Kirchthür und erfuhren dasselbe Schicksal wie wir. „Aber wir suchen einen Freund, der gefallen ist, und den wir mit nach Hamburg nehmen wollen.“ — „Dann müssen Sie sich an den Lieutenant wenden. In jenem Hause finden Sie ihn.“ Die drei gingen und kamen bald mit einem Soldaten zurück, der die Thür öffnete und uns mit eintreten ließ.

Da lagen sie in langen Reihen um den Altar und im Schiff der Kirche bis an das entgegengesetzte Ende, einige in Särgen, die meisten aber noch auf dem kahlen Steinboden. Wir hoben die Deckel von den Särgen. Darin lagen sie, wie sie gefallen waren, in ihre Mäntel gehüllt, das Gesicht von ihrer Mütze zugedeckt. Wir nahmen die Mützen ab und sahen jedem prüfend ins Antlitz. Der Gesuchte war nicht darunter.

Während die drei Hamburger in die Sakristei gingen, wo auch noch Preußen liegen sollten, kletterte ich über die Rücklehne der Bänke, um die Dänen, die meistens im Schiff lagen, zu sehen. Die Gesichter der Todten zeigten die verschiedensten Ausdrücke. Die einen waren verzerrt: Bilder des Entsetzens, der Todesangst, des Schmerzes; die andern lagen und lächelten, als ob sie schliefen und ein liebes Traumbild sähen; noch andere sahen aus wie nichts, wie Sachen, wie schlechte, nie vom Leben erwärmte Steinbilder, die zerbrochen oder ungeschickt in die Kleider gesteckt waren. Am Ende der Kirche aber lag ein Däne, dessen Gesicht ich beinahe wünschte nicht gesehen zu haben. Er hatte beide Hände geballt und aufwärts gestreckt. Sein Gesicht und seine stieren Augen blickten ebenfalls nach oben, und das Ganze sah aus, als ob der weit geöffnete Mund im Augenblick des Todes einen gräßlichen Fluch zum Himmel geschrieen hätte und in dieser Stellung erstarrt wäre.

Mir wurde bei diesem Anblicke doch ein wenig unheimlich zu Muthe, der Blutgeruch und Verwesungsdunst, den ich bisher weniger beachtet hatte, wollte mir den Athem versetzen, und so schnell ich konnte, schritt ich über die Bänke zurück, um ins Freie zu gelangen.

Als ich vor der Sakristei vorbeikam, sah ich, daß die drei Hamburger eine Leiche emporgerichtet hatten und eben daran waren, ihr einige Locken abzuschneiden. Später las ich in den „Hamburger Nachrichten,“ der Sergeant C. sey von der Hamburger Turnerschaft, deren Mitglied er gewesen, feierlich und mit großen Ehren begraben worden. Es wird derselbe gewesen seyn, dem die Hamburger eben die Locke abschnitten, als ich vor der Sakristei vorüberging. Ich kümmerte mich damals nicht weiter darum, sondern eilte aus der Thür ins Freie.

Hier sah ich Mör auf den Steinstufen sitzen und den Kopf stützen. Ihm war übel. Ich nahm seine Flasche, that einen Zug und reichte sie ihm. Aber er wollte nicht trinken; er habe es schon versucht, aber der Rum habe ihm gerade übel gemacht. Ich nahm ihn beim Arm und führte ihn fort. Auf dem Wege nach Sonderburg sprachen wir kaum ein Wort. Von seiner Lust, Leichen zu sehen, war Mör gründlich curirt; er vermied es sogar, davon zu sprechen.

In Sonderburg fingen wir uns einen Unterofficier, dem wir seine verübten Heldenthaten abfragten, ihm dann seine Tapferkeit in Ermangelung eines Ordens mit ein paar Cigarren belohnten und schließlich ganz zufälligerweise seine Behülfe zu unserem Uebergang nach dem Sundewitt in Anspruch nahmen. Er war sogleich dazu bereit, wunderte sich aber selbst, daß wir trotz seiner hohen Protection abermals an der Brücke zurückgewiesen wurden. Er war jedoch nicht der Mann, sich durch eine solche Bagatelle in seinem Vorhaben aufhalten zu lassen.

„Peter und Lüdemann!“ rief er ein paar herumlungernde Soldaten an. „Dort liegt ein Kahn, führt diese beiden Herren an's andere Ufer!“ Die Angeredeten machten sich sogleich in das Boot und setzten uns ohne alles Umgemach über.

Wir hatten uns vorgenommen, wo möglich heute noch Hadersleben zu erreichen, um, falls die Alliirten nach Fühnen übersetzen sollten, so viel wie möglich in der Nähe und Augenzeugen des Uebergangs und der Schlacht zu seyn.

Wir verwirklichten unsere Absicht. Auf verschiedenen Bauerwagen, die zum Fuhrpark der Preußen gehörten, erreichten wir 10½ Uhr Abends Hadersleben, und wurden für unsere Strapazen durch eine köstliche Portion rother Grütze mit Milch und ein weiches Bett belohnt. In Hadersleben gefiel es uns sehr und wir blieben ein paar Tage. Da hier aber nichts Besonderes zu erleben war, so drängte Mör, nach Kolding weiter zu reisen, was wir denn auch eines schönen Tages thaten, ohne irgend welchen Abenteuern zu begegnen.

In Kolding aber fing unsere Noth wieder an. Wir gingen in ein Gasthaus und fragten, ob wir Quartier bekommen könnten. „Nai,“ antwortete der gelbhaarige Wirth. — „Können wir etwas zu essen bekommen?“ — „Nai!“ klang das gelbhaarige Echo. Wir

Digitized by Google

gingen wieder hinaus und machten uns auf den Weg nach den Ruinen des Koldinger Schloſſes. Dort wollten wir uns mit unſerem eiſernen Beſtande tröſten, was wir denn auch in einer Niſche der großartigen Ruine thaten und melancholiſche Betrachtungen dazu anſtellten.

Nun hatte ſich Mör in Hadersleben Empfehlungskarten nach Dalby und Stenderup geben laſſen. Ich ſah auf meine Karte und fand, daß Dalby nicht weiter als eine Stunde von Kolding entfernt ſeyn könne. Ich ſchlug Mör alſo vor, nach Dalby aufzubrechen und dort Nachtquartier zu ſuchen. Die Idee leuchtete ihm ein, wir ſchritten gen Dalby und fanden gaſtliche Aufnahme. In Geſellſchaft der freundlichen Wirthin und einiger preußiſchen Officiere, die hier im Quartier lagen, geſielen wir uns ganz ausnehmend, und es wurde uns ſchwer, ſchon am nächſten Morgen beim Frühſtück unſer Bedauern auszudrücken, daß wir ſogleich aufbrechen und unſere Reiſe nach Kolding fortſetzen müßten.

„Aber meine Herren," redete uns einer der Officiere an, „wiſſen Sie auch, daß Sie hier innerhalb der Vorpoſten ſich befinden? Ich muß Sie um Ihren Militärpaß bitten." — „Militärpaß? Einen Civilpaß haben wir. Von Militärpaß hat man uns nichts geſagt." — „Dann thut es mir leid, Sie hier behalten zu müſſen."

„Na, das iſt eine ſchöne Geſchichte!" lachte ich. „Aber, ſeyen Sie einmal liebenswürdig, Herr Hauptmann, und drücken Sie ein Auge zu! Bis Kolding iſt nur eine kleine Stunde, und dann ſind wir im Rayon der Oeſterreicher." — „Ich kann nur inſoweit ein Auge zudrücken, daß ich Sie frei nach Bjert geben und Ihr Schickſal in die Hand des Majors von U. legen laſſe." — „Sehr großmüthig!" — „Nein, Pflicht!"

Wir machten uns auf den Weg nach Bjert. Als wir nach Dalby-Mühle kamen, theilte ſich der Weg und führte rechts nach Bjert und links nach Kolding.

„Hören Sie, Mör, laſſen Sie uns einmal rechts und links verwechſeln und nach Kolding gehen. Ich glaube, das war auch die ſtillſchweigende Erlaubniß des Hauptmanns, als er uns ohne militäriſche Begleitung abziehen ließ."

„Um des Himmels willen nicht! Der könnte uns im Gegentheil ſtillſchweigend einen Soldaten nachſchicken und uns wieder einfangen laſſen, falls wir uns nicht auf dem richtigen Wege befänden. Ich gehe nach Bjert. Der Major v. U. wird uns ſchon einen Paß geben."

„Ich laſſe es nicht darauf ankommen und gehe nach Kolding. In dem Hotel, in dem wir geſtern einkehrten, warte ich auf Sie oder hinterlaſſe einen Zettel, der Ihnen meinen Aufenthalt ankündigt. Glückliche Reiſe!"

Mör ging nach Bjert und ich nach Kolding, und zwar ungehindert. Hier ſchrieb ich Briefe, als ich ſie aber zur Poſt bringen wollte, erfuhr ich, daß in Kolding nur von Militärs Briefe angenommen würden, andere Menſchenkinder mußten die ihren nach Chriſtiansfeld bringen. Was war zu thun? Ich faßte mich in Geduld und machte mich auf den Weg nach Chriſtiansfeld.

Als ich die Hälfte deſſelben zurückgelegt hatte, ſah ich einen Wagen aus einem Neben- in den Hauptweg biegen. Darauf ſaßen zwei Huſaren mit geladenen Karabinern und mitten zwiſchen ihnen ſaß Mör. Ich ſchlug ein lautes Gelächter auf, aber er war dem Weinen nahe, als er mir im Vorbeifahren zurief, er werde mit militäriſcher Escorte bis an die holſteiniſche Grenze gebracht und werde ſich in Rendsburg ohne Aufenthalt nach Hamburg einſchiffen.

Armer Mör, deine Laufbahn als Correſpondent war glänzend, aber kurz! Die vier Correſpondenzen, die du geſchrieben, mußt du in einen Goldrahmen ſetzen laſſen zum ewigen Angedenken für Kinder und Kindeskinder.

Shakeſpeare-Muſik.

(Schluß.)

II.

Tragödien der Leidenſchaften.

In derjenigen Gruppe der Shakeſpeareſchen Dramen, die wir mit dem Titel „Tragödien der Leidenſchaften" bezeichnen, iſt keine ſo oft, ſo immer wiederkehrend in die Form der Oper gebracht worden, wie „Romeo und Julia," obgleich es kaum ein Stück gibt, deſſen Aufführung gerade in dieſer Form mit größeren Schwierigkeiten verknüpft iſt. So iſt, um nur Eine

Digitized by Google

derſelben anzudeuten, gerade in dieſem Drama für die Darſteller der beiden Hauptrollen Jugend und Schönheit beinahe unerläßlich. Signor Mario war im Laufe des letzten halben Jahrhunderts unter den männlichen Romeoſängern ſo ziemlich der einzig mögliche. Der unſchöne Rubini, der in ſeiner ſorgloſen Unbefangenheit nie den leiſeſten Verſuch machte, außer einem großen Sänger auch noch dramatiſcher Darſteller zu ſeyn, der kräftige, aber äußerlich kaum weniger wunderliche Duprez konnten durch keinen Lampen- und Theaterzauber in der Balkonſcene auch nur erträglich gemacht werden. Dieſen Schwierigkeiten gegenüber, die in der Oper weniger leicht zu überwinden ſind, als im geſprochenen Drama, entſchloß man ſich, aus dem Romeo eine Frauenrolle zu machen. Natürlich konnte das nicht geſchehen, ohne die muſikaliſche Struktur des Ganzen zu zerſtören und den Bühneneffekt abzuſchwächen, und nur der Genius der beiden größten und einzig zu nennenden Darſtellerinnen des liebeglühenden Jünglings aus Verona war im Stande der Aufgabe zu genügen; nur eine Paſta und Schröder-Devrient vermochten die Rolle des Romeo zu einer Kunſtſchöpfung erſten Ranges zu erheben.

Derſelbe Uebelſtand machte ſich in Bezug auf die Rolle der Julietta bemerklich. In neun Fällen unter zehn war die Sängerin, welche die Partie der Julia künſtleriſch zu bewältigen vermochte, über die erſte Jugendblüthe hinaus und alſo perſönlich keine geeignete Repräſentantin für Shakeſpeares jugendlich poetiſche Mädchengeſtalt.

Indeſſen ſcheinen ſich dieſe und andere Bedenken jenen Geiſtern nicht aufgedrängt zu haben, welche, Namen für Ideen haltend, ſich Shakeſpeares zarteſter Poeſie und ſeiner erhabenſten Gedanken bemächtigten, um ſie zu Nutz und Frommen eines Liebesduetts oder einer Todtengruftmuſik zu verwenden, und ſo iſt es am Ende kein Wunder, daß wir unter all den Romeo-Opern nicht Eine zu nennen haben, die ſich durch ihren eigenen Werth als Kunſtwerk auf der Bühne gehalten hätte, oder werth geweſen wäre, ſich zu halten. Wie wir vernehmen, bemüht ſich gegenwärtig Gounod, das Problem zu löſen.

Einen der erſten Verſuche, Romeo und Julia in Muſik zu ſetzen, machte Georg Benda (geb. 1721, geſt. 1795), ein ſehr tüchtiger Muſiker, welcher anfänglich in Berlin als Kammervirtuoſe in der Kapelle Friedrichs des Großen angeſtellt war, ſpäter als Kapellmeiſter in Gotha lebte und mehrere andere, damals mit großem Beifall aufgenommene Opern componirt hat. Leider iſt uns, ſo viel wir wiſſen, von der Muſik Bendas nichts erhalten. — Später verſuchte Johann Gottfried Schwanberg (geb. 1740, geſt. 1804), Hofkapellmeiſter des Herzogs von Braunſchweig und Schüler Latillas und Saratellis, ſein Talent in einer Oper: „Romeo e Giulia,“ welche in Braunſchweig zur Aufführung gebracht wurde. — Auch Freiherr Siegmund von Rumling (geb. 1747, geſt. 1825), Hofmuſikintendant zu München, componirte die Geſchichte des Veroneſiſchen Liebespaares und ließ ſeine Muſik unter andern in Paris zu Gehör bringen. — Daniel Steibelt componirte eine Oper: „Roméo et Julietta“ nach einem Textbuche vom Vicomte Ségur. Sie kam 1793 in Paris auf dem Theater Feydeau mit einem eminenten Erfolg zur Aufführung, den man zum Theil der berühmten Madame Scio (Julietta) verdankte, einer Sängerin, die ſich bald darauf an der für ihre Stimme ungünſtig liegenden Partie der Medea, in Cherubinis gleichnamiger Oper, todt ſang. Daß Steibelts Muſik ſo gänzlich vergeſſen und verſchollen iſt, glauben wir im Intereſſe der Kunſt bedauern zu müſſen. Sie iſt reich an Anmuth und Empfindung, wenn es ihr auch an Tiefe und Kraft gebricht. — Eine andere franzöſiſche Verſion des Shakeſpeareſchen Stückes wurde von d'Alayrac (geb. 1735, geſt. 1809) componirt. Von den ſechzig Opern, welche dieſer unermüdliche und ſeiner Zeit ſehr beliebte Tonſetzer ſchrieb, ſind gegenwärtig noch einige bekannt, von ſeiner Shakeſpearemuſik aber iſt nicht Eine Note mehr vorhanden.

Außer den genannten bleiben uns noch fünf italieniſche Componiſten zu erwähnen, welche ihr Talent am Romeo verſuchten. Wir nennen zuerſt Marescalchi, deſſen Oper im Jahr 1789 in Rom in Scene ging; ferner Pietro Carlo Guglielmi, einen Tonſetzer ohne hervorragendes Verdienſt, welcher zu Ende des letzten Jahrhunderts florirte; dann Nicolo Baccai, erſten Lehrer der Compoſition am Conſervatorium zu Mailand (geb. 1791); ferner Nicolo Antonio Zingarelli (geb. 1752, geſt. 1837), einen ſehr fruchtbaren und nicht unglücklichen Componiſten, und endlich den bekannteren und berühmteren Bellini.

Die Romeocompoſitionen aller dieſer Tonkünſtler ſind ſchwach und ungenügend. Als die Paſta den Romeo ſang („verſuchte,“ wie ſie ſich in beſcheidener Weiſe ausdrückte), nahm ſie aus jeder, was ihr gefiel, um es zu einem Ganzen zu verſchmelzen. Man muß freilich die Künſtlerin gekannt, ſie in der Gluth ihrer Leidenſchaft, in der Gewalt ihres Schmerzes geſehen, muß die noch immer wunderbare Macht ihrer damals ſchon im Abnehmen begriffenen Stimme empfunden haben, um das zu verſtehen. Giuditta Paſta hatte mit vollendetem Takt und Geſchmack aus den verſchiedenen Compoſitionen gerade diejenigen Partien auszuwählen gewußt,

Digitized by Google

welche ihrer Auffaſſung ſowohl, wie ihrer Individualität am meiſten entſprachen, und hatte aus dieſen Bruchſtücken eine Rolle zuſammengeſtellt, in welcher ihr künſtleriſcher Genius ſich glänzend offenbarte.

Ihr gleich an tragiſcher Kraft und tiefem poetiſchen und künſtleriſchen Verſtändniß ſtand Wilhelmine Schröder-Devrient, die einzige deutſche Sängerin, welche Bellinis ſchwächlichen Romeo in Shakespeares Geiſt darzuſtellen vermochte. „Sie ſingt Mozart und ſpielt Shakespeare," ſchrieb ein bekannter Kunſtkritiker, und Heinrich Laube ſang:

„William Shakespeare iſt ihr Vater,
William Shakespeare ſandte ſie —
Auf den Lippen, auf den Wimpern
Trägt ſie ſeine Poeſie." *

nachdem er dieſen blonden, ewig unvergeßlichen Romeo geſehen hatte.

Zwei ſonſt ſehr bedeutende Sängerinnen: Giuditta Griſi (der erſte Romeo in Bellinis Oper) und ihre jüngere Schweſter, Giulia Griſi, waren, mit den beiden vorher genannten Künſtlerinnen verglichen, ungenügende Darſtellerinnen des Shakespeareſchen Heldenjünglings. Eben ſo verdient die Julia der berühmten Perſiani vergeſſen zu werden, wie ſie es in der That iſt.

Auch in Frankreich, wo ſich Shakespeares Liebestragödie der Gunſt des Publikums erfreut, ſeit Miß Smithſon und Charles Kemble in den Titelrollen die Pariſer zu Thränen rührten, hat ſich ein Componiſt zu Romeo und Julia gefunden, und zwar in dem eben ſo geiſtvollen wie eigenthümlichen, bizarren und unmuſikaliſchen Muſiker Hector Berlioz. Er hat die Tragödie zu einer Art Symphonie à Programme verarbeitet, und ich glaube nicht, daß wirkliche Begeiſterung ſich je in eine wunderlichere Form gekleidet hat, wie in dieſem Falle, wo der Componiſt verſucht, die alte Fehde zwiſchen den edeln Häuſern Capulet und Montague, die Maskerade, nach welcher Roſalinde nicht mehr geliebt wird, Balkonſcene, Schlaftrunk und Tod in Tönen darzuſtellen. Es iſt bezeichnend für dieſes Tongemälde, daß der Componiſt, um in die ſentimentale Liebesgeſchichte nur etwas ſymphoniſche Abwechslung und einige abſtechende Farben zu bringen, ſich genöthigt ſah, Königin Mab nicht als Erzählung Mercutios, ſondern als Glied und Theil des Stückes zu behandeln. Wir verdanken dieſem Einfall ein ſeltſam inſtrumentirtes Scherzo mit eigenthümlichen Harfeneffekten.

* Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient von Claire von Glümer.

Dennoch hat das wunderliche und vor allem unmuſikaliſche Tonſtück zahlreiche Verehrer gefunden. Seine Länge und Unverſtändlichkeit, die Menge der Inſtrumente, die zur Aufführung gehören — wir erwähnen nur, daß bei gewöhnlich beſetztem Orcheſter dreizehn Harfen dazu nöthig ſind — die ungeheuern techniſchen Schwierigkeiten, welche die Compoſition bietet, das Alles waren ebenſo viele Reize für unmuſikaliſche Leute. Daß hinter dieſer Maſſe von Noten und Inſtrumenten etwas ſtecken könnte, was auf's Haar ausſieht wie Unſinn, begriff man nicht. Man nahm für Schönheit, Pracht und Reichthum der Inſtrumentation, was in der That nichts war als Gedankenarmuth und Mangel an muſikaliſcher Correctheit. Die Romeo- und Julia-Muſik von Berlioz, der es an den nothwendigſten Eigenſchaften zu einem wirklichen Kunſtwerke, an Schönheit, Inhalt und innerem Zuſammenhang fehlt, wird niemals als etwas Bedeutendes gelten können, ſondern lediglich als ein Verſuch, der nur für den Kreis der perſönlichen Anhänger des Componiſten von Bedeutung iſt.

Günſtiger fielen die Verſuche aus, Shakespeares zweite große Tragödie der Leidenſchaften, den „Othello" als Oper zu behandeln.

Die Othellomuſik Roſſinis gehört zu den beſten Schöpfungen dieſes Meiſters. In den beiden erſten Akten tritt uns eine blühende Fülle — beinahe Ueberfülle — der Töne und Farben entgegen, ſowohl beim erſten Auftreten des Mohren, wie in der Scene, wo Desdemonas Geheimniß verrathen wird, im Gartenduett, einem Tonſtück von mächtiger Wirkung in der Sorge der Heldin über das Schickſal des Geliebten und in ihrem Schmerz, als der Vater ſie verſtößt, einer Scene, die uns an Paul Veroneſe erinnert, welcher ſelbſt bei der Darſtellung haarſträubenden Martyrthums weder Goldbrokat und Juwelen, noch ſchwere Sammtgardinen ſpart.

Der dritte Akt der Oper iſt von gänzlich verſchiedenem Charakter und wohl werth, daß wir ihm einige Zeilen widmen. Was Mendelsſohn für den „Sommernachtstraum" gethan, das that Roſſini für den dritten Akt des „Othello." Ihn noch einmal zu componiren halten wir ſchlechterdings für unmöglich. Man hat Roſſini, und nicht mit Unrecht, eine zu große Mißachtung der Leidenſchaft und der ernſten, tragiſchen Situation vorgeworfen, eine zu große Bevorzugung des Heitern, nur ſinnlich Schönen in der Muſik. Dieſer dritte Akt des Othello aber iſt bei aller verſchwenderiſchen Entfaltung muſikaliſcher Schönheit und dabei äußerſten Einfachheit, dennoch der vollendete Ausdruck der Leidenſchaft und Verzweiflung, und als ſolcher ſteht

Digitized by Google

er unter allen Compoſitionen des Meiſters ebenſo einzig da, wie in ſeiner Art der zweite Akt ſeines „Wilhelm Tell.“ — Desdemonas trübe Gedanken, ihre düſtern Ahnungen, der Geſang des Gondoliers, der melancholiſch durch das Fenſter hereinſchallt — ihr eigenes Lied, das Lied von der Weide — ihr letztes verzweiflungsvolles Erwachen im Angeſicht des Todes, dieß Alles fügt ſich zu einem muſikaliſchen Kunſtwerke von unvergänglichem Werthe.

Und wie iſt dieſer dritte Akt von den großen Sängerinnen unſeres Jahrhunderts geſungen worden! Von der Paſta, der Malibran (das Portrait der Malibran, welches ſie als Desdemona an der Harfe darſtellt, iſt das beſte, das man von dieſer ebenſo bedeutenden wie liebenswürdigen Künſtlerin beſitzt), von der Schröder-Devrient, die als Desdemona nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in Paris neben der Malibran reiche Lorbeeren errang; * von der Viardot und von Giulia Grisi, die trotz ihres eminenten Talentes nicht verſchmähte, ſich ihre großen Vorgängerinnen in dieſer Rolle zum Muſter zu nehmen. Leider kann gegenwärtig die Oper nur noch an wenigen Bühnen gegeben werden, weil in unſerer an Stimmen ſo armen Zeit nur wenige Sänger zu finden ſind, welche im Stande wären, den Part des Othello zu ſingen.

Unwillkürlich fragt man ſich gegenüber dieſer gelungenen Probe der italieniſchen tragiſchen Oper, was Roſſini geleiſtet haben würde, wenn er, dem Genius Shakeſpeares weiter folgend, die reizendſte aller Frauen des antiken Zeitalters, „die Schlange des alten Nil,“ zur Heldin einer Oper gemacht hätte. Es ſcheint indeſſen, als geböre die Cleopatra zu den muſikaliſchen Unmöglichkeiten. Wenigſtens hat man bis jetzt mit der zauberreichen Königin von Egypten nur ſehr ſchüchterne Verſuche in der Oper gemacht.

Den erſten Verſuch unternahm, ſo viel wir wiſſen, Matthe ſon in Hamburg, deſſen „Cleopatra“ 1704 am dortigen Stadttheater zum erſtenmale in Scene ging. Der Componiſt, welcher als erſter Sänger angeſtellt war, ſpielte und ſang ſelbſt den Antonius, während ſein Freund Händel dirigirte. Merkwürdig iſt dieſe Aufführung nur durch einen Vorfall, der für Händel ſehr übel hätte ablaufen können. Nachdem nämlich Mattheſon ſeinen Part beendigt hatte, wollte er, wie er gewöhnlich that, die Direktion im Orcheſter übernehmen, Händel aber erklärte, nicht vom Platze zu weichen, und es entſtand ein Zank, in Folge deſſen Händel und Mattheſon nach Beendigung der Oper auf offenem Markte die Degen gegen einander zogen. Glücklicherweiſe traf Mattheſons Klinge bei einem Stoße gegen Händels Bruſt auf einen großen Metallknopf und zerſprang. Durch Vermittlung angeſehener Freunde kam endlich eine Verſöhnung zwiſchen den beiden leidenſchaftlichen Künſtlern zu Stande.

Später unternahm es der Tondichter Friedrich des Großen, Carl Heinrich Graun, eine Oper „Cleopatra“ zu componiren, und der letzte Verſuch wurde, ſo viel wir wiſſen, von dem Compoſiteur der „Schweizerfamilie,“ von Joſeph Weigl gemacht, deſſen angenehmes, aber durchaus nicht großartiges Talent freilich zur Bewältigung dieſes Stoffes nicht hinreichte. Ebenſowenig Glück hatte der berühmte italieniſche, mehr für das ſanfte, melancholiſche Fach begabte Componiſt Paiſiello mit der Wahl dieſes Stoffs. Heutigen Tages würde es einfach an einer Sängerin der Cleopatra fehlen, denn die drei Künſtlerinnen unſeres Jahrhunderts, welche dieſe Partie nicht nur hätten ſingen, ſondern auch ſpielen und zugleich repräſentiren können, Paſta, Malibran und Schröder-Devrient, ſind todt.

Wenn aber die Cleopatra die ſchwierigſte Frauenfigur Shakeſpeares iſt, ſo iſt „Hamlet,“ der Dänenprinz, der ſchwierigſte Held. Er iſt ebenſo ſchwierig in ſeiner Melancholie wie Fauſt, ebenſo ſchwierig in der Unentſchiedenheit eines ſchwachen Geiſtes wie Don Quixote, zwei Typen, die ich als Beiſpiele muſikaliſcher Capricen anführe, denn beide ſind häufig Gegenſtand muſikaliſcher Illuſtrationen geworden.

In England iſt die Tragödie „Hamlet“ nie componirt, wir müßten denn einige alte Ouvertüren, zu welchen ſie den Namen gab, als Hamletmuſik bezeichnen wollen. — Unter den Italienern finden wir nur Einen Componiſten, Gasparini aus Venedig, Corellis Lieblingsſchüler, der in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Oper „Amleto“ ſchrieb. Die Muſik iſt verloren gegangen, aber der damalige Stand der Kunſt in Italien — Gasparini componirte von 1703 bis 1726 — berechtigt uns zu dem Schluſſe, daß die Tragödie von Kronberg in dieſer Compoſition wenigſtens aller Lokalfarbe entbehrt haben muß.

In Deutſchland iſt, ſo viel uns bekannt, der Stoff niemals als Oper bearbeitet worden, was um ſo auffallender iſt, da die allgemeine Aufmerkſamkeit durch die große Zahl geiſtreicher Shakeſpearebewunderer, die wir beſitzen, vorzugsweiſe auf dieſes Stück gelenkt wurde. Nur zwei ziemlich vergeſſene Männer, Johann David Holland, Muſikdirektor an der Katharinenkirche zu Hamburg, und Franz Andreas Holly in Breslau, ſchrieben Zwiſchenaktmuſiken zum Hamlet.

* Als Curioſum erwähnen wir, daß, als Wilhelmine Schröder-Devrient im Jahre 1831 in Paris die Desdemona ſang, Maria Malibran als Othello auftrat.

Digitized by Google

Auch der berühmtere und bekanntere Abt Vogler, der Lehrer Webers und Meyerbeers, componirte eine solche. Sie wurde in Speyer gedruckt, scheint aber das Schicksal der übrigen Hamletmusiken zu theilen, d. h. völlig verschwunden zu seyn. Nur in der einen oder andern Notensammlung ließe sich vielleicht ein vergessenes, vergilbtes Exemplar auftreiben. Hamlet wäre eine Aufgabe für Voglers begabteren Schüler, Carl Maria von Weber gewesen; aber freilich war damals die Künstlerin noch nicht erschienen, die wir nie singen hörten, ohne an Shakespeares Ophelia zu denken, wir meinen die „schwedische Nachtigall," Jenny Lind. — Claire von Glümer erzählt in ihrem kürzlich erschienenen sehr interessanten Buche: „Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient," daß diese große Sängerin in früher Jugend als Schauspielerin aufgetreten und in der Rolle der Ophelia Beweise eines dramatischen Talentes gegeben, das sich späterhin so glänzend entwickeln sollte.

Die größte und gewaltigste von Shakespeares Tragödien, „König Lear," scheint die Componisten entschieden abgestoßen zu haben. Verdi componirte zwar einen König Lear für Lablache, aber die Oper kam nicht zur Aufführung. Von einem weiteren Versuche ist uns nichts bekannt.

III.

Lustspiele, Gefühlsdramen und Lieder.

Shakespeares Comödien haben im Allgemeinen auf die Musiker weniger Anziehungskraft ausgeübt, als seine phantastischen Stücke und Tragödien. Es ist ziemlich schwer, gute Lustspiele oder Lustspielstoffe zu finden, die sich für Musik eignen, und die Zahl der rein komischen Opern ist eine sehr kleine; aber die Componisten scheinen auch in der Wahl ihrer Stoffe mit einer gewissen Caprice zu verfahren. So hat sich z. B. bis jetzt nicht Ein Auge auf „der Widerspenstigen Zähmung" gerichtet, so klar die Charaktere auch gezeichnet sind, so fesselnd die Handlung ist, während man mit „Verlorne Liebesmüh" mehr denn Einen Versuch gemacht hat; ja in neuerer Zeit unternahm man es sogar in Paris, das Lustspiel der Musik zu „Cosi fan tutte" von Mozart anzupassen, wodurch nicht wenige Schönheiten dieses Werkes zerstört wurden.

Der meisten Gunst Seitens der Musiker hatten sich unter Shakespeares Comödien ohne Zweifel „die lustigen Weiber von Windsor" zu erfreuen. Der kräftige Grundton des Stückes, die günstige Disposition zur Verschmelzung von Spiel und Gesang, ohne zu große Ansprüche an Jugend und Schönheit der Darstellerinnen, die heitere Lösung der Intrigue in der derben, breit ausgelegten Zauberscene unter Hernes Eiche, die Liebesgeschichte Annas und ihrer Freier, das Alles sind freilich ebenso viele Anregungen für den Componisten.

Der erste Tondichter, welcher sich an das Stück wagte, war Salieri in Wien, ein Mann, auf dessen Namen das Gerücht, das ihn als den Urheber von Mozarts frühem Tode bezeichnete, einen düstern Schatten warf. Mozart selbst glaubte bekanntlich in seinen letzten Lebenstagen, daß er von Salieri, seinem Feinde und Neider, vergiftet sey, obgleich nicht die mindeste äußere Veranlassung zu diesem Verdacht gegeben war und sich auch vielleicht im Charakter Salieris kein Grund dafür fand. — Als Musiker gehörte Salieri zu der Gruppe der Italiener, zu welcher Cherubini, Spontini und Muzio Clementi gerechnet werden. Seine Compositionen zeichnen sich weniger durch Tiefe und Eigenthümlichkeit, als durch Glätte der Form und Melodienreichthum aus. Als sein bestes Werk wird die Musik zu Beaumarchais „Tarare" bezeichnet. Sein „Falstaff," den er in Wien zu einem italienischen Texte schrieb, ist nur durch eine Arie, „la stessa stessissima," bekannt geworden, die Beethoven als Thema zu Variationen benützte.

Mehr Glück hatte Nicolai, ein als Musiker weit unter Salieri stehender deutscher Tonkünstler, mit den „lustigen Weibern von Windsor." Seine Composition gehört zu den besten deutschen komischen Opernmusiken der neueren Zeit, wenn sie nicht die allerbeste ist. Ohne das Gepräge der Originalität, welches z. B. Weber jedem Takte seiner Melodien aufdrückte, ist Nicolais Musik frisch, geistvoll, nirgends matt, nirgends gekünstelt, aber durchdrungen von einem liebenswürdigen Humor, welcher in der deutschen Musik nur allzuselten anklingt. Die Stimmen sind gefällig behandelt, die Instrumentation ist geschickt, geschmackvoll und durchaus nicht überladen. Besonderes Lob verdient das Präludium zu der Nachtscene unter Hernes Eiche, eines der schönsten Tongemälde, die wir überhaupt kennen. Nicolai versprach nach dieser Probe seines Talentes der deutschen komischen Oper, die gegenwärtig sehr schwach bestellt ist, eine vorzügliche Stütze zu werden, indessen setzte der Tod seinem Wirken bald nach der Aufführung der „Lustigen Weiber" ein Ziel. Er starb am 11. Mai 1849 als königlicher Kapellmeister in Berlin.

In England wurden „die lustigen Weiber von Windsor" von Balfe componirt, und ihm, unter allen Componisten, war die meiste Aussicht auf Erfolg geboten, denn kein anderer hatte das Glück, Sänger für seine Oper zu finden, wie er. Sein Falstaff wurde

Digitized by Google

von Lablache gespielt und gesungen, Fenton von Rubini, Frau Fluth von der Grisi, Meister Page von Tamburini. — Daß sich Balfe seine Aufgabe so leicht als möglich machte, versteht sich, seiner Natur nach, ganz von selbst. Zuweilen glücklicher Melodiefl, welcher der menschlichen Stimme nichts zumuthet, was nicht sangbar wäre, begnügt er sich gewöhnlich mit einigen gelungenen flüchtigen Strichen und ansprechenden Effekten. Seine Produktionen sind meist unvollendet in der Idee, wie in der Ausführung; aber keine seiner Opern — deren Zahl sich wenigstens auf ein halbes hundert beläuft — ist nachlässiger gearbeitet, als „die lustigen Weiber." Diese leichtsinnige Art, mit seiner Kunst umzugehen, ist einem Manne schwer zu vergeben, der im Stande war, ein so reizendes komisches Tonstück zu componiren, wie das Trio für Frau Fluth, Frau Page und Anna, in welchem der von neueren italienischen Meistern bis zur Unerträglichkeit mißbrauchte Effekt des unisono (Rossini begann damit in seiner „diebischen Elster") in der glücklichsten, drolligsten Weise benutzt ist. Außerdem ist freilich nicht Eine Note von Balfes „Falstaff" werth, der Nachwelt überliefert zu werden.

„Die Comödie der Irrungen" ist von einem italienischen Componisten, dessen Namen ich nicht anzugeben weiß, opernartig behandelt worden. Obgleich wir aber von dem Werke nichts wissen als den Titel „Gli Equivoci," so scheint uns doch die Aufgabe völlig hoffnungslos. Die Gleichartigkeit der Charaktere und Persönlichkeiten, welche die komische Verwirrung veranlassen, muß, wenn der Stoff nicht ganz willkürlich behandelt wird, nothwendig zu einer unerquicklichen Monotonie und Confusion in der Musik führen.

Capriciöser noch haben sich die Musiker in Bezug auf die letzte Gruppe der Shakespeareschen Dichtungen gezeigt. Hermione und Leontes, Florizel und Perdita sind niemals zu Figuren einer Oper benutzt worden, obgleich es kaum einen Stoff gibt, der sich mehr für die Composition eignet, als das „Wintermährchen." Wäre Mendelssohn am Leben geblieben, er hätte sich diesen Stoff zu einer Tondichtung schwerlich entgehen lassen. Neuerlich hat zwar Fr. von Flotow eine Musik zu dem Stücke geschrieben, die auch bei der Aufführung des Dramas auf deutschen Bühnen ausgeführt wird, indessen zeigte sich das Talent dieses angenehmen, aber durchaus nicht originellen Componisten der Aufgabe nicht gewachsen.

Auf die Gefahr hin, von unserem eigentlichen Thema ein wenig abzuschweifen, möchten wir an dieser Stelle erwähnen, daß das Libretto zu der besten Oper Carl Maria von Webers nichts ist, als eine allerdings sehr ungeschickte Bearbeitung von Shakespeares „Cymbeline," die sich Helmine von Chézy zu Schulden kommen ließ. Der Text zur „Euryanthe" ist unter allen confusen und geschmacklosen Operntexten jedenfalls einer der geschmacklosesten, und der heitere Wiener, welcher der Verfasserin nicht einmal dankbar war für die Rücksicht auf seine Moral, die sie das Beilchen auf der Brust Euryanthes unterdrücken ließ, verschmähte nicht, die Oper zum Gegenstande seines Witzes zu machen und sie die „Ennuyante" zu nennen. Dessen ungeachtet ist sie Webers beste Musik, und einige ziemlich leicht anzubringende Veränderungen im Libretto würden sie fraglos zu der größten deutschen Shakespeareoper machen. Die Künstlerin, für welche Weber den Part der Imogen-Euryanthe componirte (denn Euryanthe ist nichts als die von Helmine von Chézy verballhornte Imogen), war in ihrer und der Blüthezeit der Weberschen Oper eine der reizendsten Erscheinungen der deutschen Bühne — es war Henriette Sontag.

Auch „Wie es Euch gefällt," ein Stück, das George Sand für die französische Bühne arrangirt hat — zu welchem Zwecke sie kühn und keck eine ganz neue Katastrophe hinzu dichtete — hat bis jetzt außer Arne und Bishop, welche einzelne Partien in Musik setzten, keinen Componisten gefunden, obgleich gerade in diesem köstlichen Stücke Motive und Contraste vorkommen, die sich dem Musiker ganz von selbst empfehlen.

Dagegen fiel es vor Kurzem jenem merkwürdigen Manne, Hector Berlioz, ein, eine Shakespeareoper zu schreiben, wie er eine Shakespearesinfonie geschrieben, und seine Wahl fiel, wie sich erwarten ließ, gerade auf eines der Dramen, die sich am wenigsten für die Composition eignen, auf „Viel Lärmen um nichts." — Man könnte hundert Gründe nennen, warum sich gerade der Witz nicht zur Darstellung durch die Musik eignet, indessen wollen wir zum Beweis nur ein Beispiel aus den höchsten Regionen der Kunst, „die Hochzeit des Figaro," anführen. Wie wenig ist das Arom von Beaumarchais brillantem Dialog im Stande gewesen, die vorwiegend sentimentale Musik Mozarts zu durchdringen! Und im Figaro gibt es für die vier Hauptcharaktere doch noch immer Motive, wie sie sich in „Viel Lärmen um nichts" kaum vorfinden. Der Zungenkampf zwischen Benedict und Beatrice z. B. kann nicht in Musik gesetzt werden, nimmt man ihn aber weg, so bleibt von der Scene eben nichts übrig als ein spazierengehender Herr und eine Dame. Aber ganz abgesehen von alle dem ist Berlioz's Oper ein schwaches, zusammengekünsteltes Werk, dem man, um ihm einen komischen Anstrich zu geben, Figuren im Style fadester, italienischer Bouffonerie eingeflickt hat,

Digitized by Google

ein klägliches Surrogat für die ergötzlichen Geſtalten Schlehweins und Holzapfels. Die Muſik iſt größtentheils in der unklaren und ungenießbaren Manier des Componiſten geſchrieben, die wir ſchon charakteriſirt haben, aber ſie enthält ein Duett von ungewöhnlicher Schönheit, für Hero und ihre Zofe. Daſſelbe iſt einer Nachtſcene einverleibt, welche man der Oper beigefügt hat. Es iſt ein unlösbarer Widerſpruch in der Geſchichte der inconſequenteſten Kunſt — denn das iſt die Muſik in der That — daß ein Menſch, deſſen Ideen ſo ſchwächlich und unklar, deſſen Formen ſo wirr und gehaltlos ſind, doch zuweilen einer ſolchen Offenbarung reiner, edler, einfacher Schönheit und Klarheit fähig iſt, wie wir ſie in dem bezeichneten Duett vor uns haben. Der Geiſt jener Mondſcheinſcene, wo Lorenzo und Jeſſica in Verſen zu einander ſprechen, deren Wohlklang alle Muſik übertrifft, ſcheint auf dieſer reizenden Compoſition zu ruhen. Wir haben kein zweites Tonſtück von gleichem Werthe aus derſelben Feder.

Damit wäre denn das Verzeichniß der Opern, die aus Shakeſpeares Werken hervorgingen, und der bedeutenden zu ſeinen Theaterſtücken geſchriebenen Tondichtungen geſchloſſen, aber wir haben damit kaum die Hälfte der Muſik angeführt, zu welcher ſein Genius den Anſtoß gegeben. Es blieben uns noch eine Unzahl Lieder, Duette, Trios, Chöre ꝛc. zu erwähnen, die den dramatiſchen Dichtungen Shakeſpeares entnommen ſind, und zum Theil bei der Aufführung der betreffenden Stücke, namentlich in England, geſpielt werden. Die ſpecielle Aufzählung derſelben liegt allerdings außer dem Bereiche der Möglichkeit und wir begnügen uns deßhalb nur einige der hervorragendſten anzuführen.

Zu den Kleinodien unter der enormen Maſſe derartiger Muſikſtücke gehört Haydns Canzonet: „She never told her love,“ vielleicht eine der ausdrucksvollſten unter ſeinen ausdrucksvollen Compoſitionen, ein Produkt des Einfluſſes, welchen der engliſche Ernſt auf den leichtlebigen, leichtherzigen, empfänglichen Künſtler gewann. Jedenfalls wird Niemand wagen, die Verſe nach ihm noch einmal zu componiren.

Ebenſo verhält es ſich mit dem von dem Meiſter des Liedes, Franz Schubert, componirten: „Wer iſt Sylvia?“ aus den „beiden Veroneſern“ und dem „Hark, hark, the lark“ („Horch, Lerch' am Himmelsthor ſingt hell“) aus „Cymbeline,“ zu welchem eine Engländerin einen zweiten Vers gedichtet hat. Letzteres namentlich gehört zu den ſchönſten bekannten Shakeſpeareliedern und hat auch in England Cookes angenehme, aber oberflächliche Muſik zu denſelben Worten gänzlich verdrängt.

Auch Arne müſſen wir noch einmal, und zwar als den Componiſten eines der beſten engliſchen Lieder erwähnen; wir meinen das „Blow, blow thou Winters Wind“ („Stürm', ſtürm', du Winterwind“) aus „Wie es Euch gefällt.“ — Die friſche Luft des Ardenner Waldes ſcheint durch dieſes Lied zu wehen; dennoch wird es von Niemand mehr geſungen, vielleicht nur, weil Niemand es mehr ſingen kann. Jedenfalls iſt es von Arnes Shakeſpearemelodien die beſte.

Den ſchon gelegentlich erwähnten Compoſitionen Biſhops müſſen wir zum Schluſſe ebenfalls noch einige Worte widmen. Biſhop beſaß — ſo gewöhnlich und oberflächlich, aus fremden Werken zuſammengeſtoppelt auch viele ſeiner Tonſtücke ſind — dennoch ein wirkliches Verſtändniß für den größten Dichter ſeiner Nation. Mehrere ſeiner Shakeſpearelieder, z. B. das „Bid me discours,“ ſind von unvergänglicher Schönheit und Niemand hat ſie beſſer geſungen, als eine deutſche Sängerin, Henriette Sontag. — Viele von den Shakeſpearedueten Biſhops, ſowie einige ſeiner Lieder werden in England, wie ſchon erwähnt, bei der Aufführung der Stücke, zu denen ſie gehören, eingelegt, ſo z. B. „As it fell upon a day;“ — „On a day“ u. ſ. w.

Mit dem Namen Biſhops ſchließen wir unſern Artikel über die Shakeſpearemuſik, indem wir wiederholen, was wir zu Anfang geſagt, daß dieſes Verzeichniß kein vollſtändiges ſeyn ſoll und will. Wir hätten allein einige zwanzig Ouvertüren und Hunderte von ernſten und heitern Compoſitionen zu Shakeſpeares Liedern und Geſängen aufzuzählen gehabt; aber ſchon in dem, was wir angeführt, liegt der Beweis für die Größe und Mannigfaltigkeit der Anregung, die aus den Werken des großen Britten für die Muſik hervorgegangen.

S. Auguſtin.

Digitized by Google

Literatur.

Dingelſtedts Studien und Copien nach Shakespeare.

Der gewandte Bühnenbearbeiter Shakespeares, welcher neulich beim Jubiläum des großen Briten ſein umfangreichſtes Werk, die Königsdramen, in Weimar zur Aufführung gebracht hat, erſcheint hier auch mit einer gedruckten Probe von der Art, wie er ſich erlaubt, die großen Meiſterſtücke bühnengerecht zu machen. Es ſind ſeine Bearbeitungen des Macbeth und des Sturms, begleitet von rechtfertigenden Bemerkungen. Wie er es anders machen zu ſollen meint, als die Vorgänger, dieß zu verfolgen, wird da am intereſſanteſten ſeyn, wo er mit dem größten derſelben wetteifert, mit Schiller, der zuerſt, auch für das Theater in Weimar, den Macbeth in eine, wie er meinte, brauchbare deutſche Form gebracht hat.

Dingelſtedt verwahrt ſich eifrig gegen den nahe liegenden Vorwurf des Mangels an Pietät gegen den großen Meiſter der deutſchen Tragödie, wenn er die Bearbeitung der engliſchen glaubt beſſer machen zu können. Er iſt auch lange nicht der Erſte, welcher in Schillers freier Bearbeitung zu viele Eigenthümlichkeiten vom Styl des Originals vermißt, um mit ihr zufrieden ſeyn zu können. Viele Recenſenten, Schleiermacher an der Spitze, haben ihre Ungenauigkeiten hervorgehoben, und die ſpäteren Ueberſetzer, Tieck an der Spitze, waren eifrig beſtrebt, mit mehr Treue alles Einzelne wiederzugeben. Dingelſtedt ſchließt ſich dieſen an, ohne jedoch auch den Vorzug zu überſehen, den Schillers wärmere Sprache hat, und bemüht ſich, bei gleicher Originaltreue wie ſeine nächſten Vorgänger, die Härten derſelben zu vermeiden. Was dabei heraus kommt, illuſtrirt er ſelbſt in den Anmerkungen durch eine Zuſammenſtellung eines Stücks aus den früheren und ſeiner eigenen Bearbeitung. Wir wollen dieß nicht wiederholen. Man kann ſich wohl denken, wie die Vergleichung ausfallen muß. Der Mann, welcher im Theater lebt und webt, hält natürlich eine geſchmackvolle Mitte zwiſchen dem hoch pathetiſchen Redefluſſe Schillers und der Wortkrämerei der Herren, welche jedes Wort durch ein gleiches wiedergeben wollen; er kommt aber auch weder zu der vollen Freiheit des deutſchen Dichters noch zu der kernigen Originalität der romantiſchen Archäologie. Es kann nur die Frage ſeyn, von welchem von beiden er ſich weniger hätte entfernt halten ſollen. Wir ſagen unbedenklich: vom wahren Dichter. Ich meine, Ueberſetzungen ſind nicht für die Menſchen, welche die Originale leſen können, ſondern für die der fremden Sprachen Unkundigen, welche doch auch noch mehr claſſiſche Werke kennen lernen wollen, als je in einer einzigen verfaßt worden ſind. Wenn dieſe aber von der Ueberſetzung einen Eindruck wie von einem claſſiſchen Kunſtwerke haben ſollen, muß ſie ſo frei ſeyn, als wäre ſie ein Original, und dieſe freie deutſche Sprache hat keine Shakespeareüberſetzung wie Schillers Macbeth.

Abgeſehen aber vom Ausdruck der deutſchen Rede, die eine wirklich deutſche iſt, hat Schiller auch größere Ungenauigkeiten ſich erlaubt, hat einen Totendiscurs, der der Schreckensſcene bei der Entdeckung des gemordeten Königs vorher geht, durch ein frommes Morgenlied und die nebelhaften Spukgeſtalten der Hexen durch etwas antik geklärte Schickſalsſchweſtern erſetzt; er hat die Mordgeſchichte nicht ſelbſt auf die Bühne gebracht, welche den Rächer gegen den Helden in Bewegung ſetzen ſoll. Ueber den Werth oder Unwerth dieſer Veränderungen iſt ſo viel geſtritten, daß es überflüſſig wäre, darauf im Einzelnen zurückzukommen; aber die allgemeinere Begründung verdient erwähnt zu werden, welche Dingelſtedt dagegen vorbringt. Er ſagt unter anderem, es habe Schiller das Verſtändniß gefehlt für die humoriſtiſchen Sprünge vom Tragiſchen in das Komiſche. Das iſt ſehr wahr; aber es iſt auch ſehr gut. Das gehörte dazu, daß er der große Lieblingsdichter und insbeſondere der erſte große Tragiker der deutſchen Nation wurde, welche keinen Geſchmack daran findet, wenn der größte Ernſt durch die größten Albernheiten unterbrochen wird. Ein feingebildeter Kenner fremder Sitten und Neigungen mag davon abſtrahiren und ſich auch einmal den grobnervigen Gaumen der überſeeiſchen Saxons anempfinden können. Wir aber danken unſerem Claſſiker, daß er uns das große Werk des fremden durch Beſeitigung der für uns darin anſtößigen Härten zu einem deutſch genießbaren umgeſchaffen.

Nachdem wir uns ſo über die Ungenauigkeiten, mit denen Dingelſtedt ſich nicht zufrieden gibt, leicht hinaus geſetzt haben, wollen wir ihm doch auch eine vorhalten, welche zwar auf den erſten Blick ſehr geringfügig ſcheint, für den Leſer wenigſtens, da ſie nur die Ueberſchriften betrifft: die Ueberſchrift des zweiten Aktes nämlich mit den Scenen, die ihm zugetheilt werden. Dingelſtedt ſchlägt zu demſelben einen großen Theil des erſten, von da an, wo Lady Macbeth mit dem Briefe ihres Mannes auftritt, welcher ihr das Orakel der Hexen anzeigt, und ihr damit auch gleich den Mordplan eingibt. Der Leſer wird es kaum merken; er geht darüber weg. Der Zuſchauer im Theater aber ſieht den Vorhang fallen, bevor er es, wenn er Shakespeares Stück kennt, erwartet. Er wird fragen: warum? Die Antwort iſt pantomimiſch gegeben, indem der neugeſetzten Ueberſchrift ein Holzſchnitt beigefügt iſt, der die Decoration erläutert. Der Decorateur ſoll ſeine große Vorarbeit zu den Mordſcenen gleich gemacht haben, wenn der Schauplatz des Stückes der des nachherigen

Digitized by Google

Mordes wird. Auch ſeine Vorbereitung ſoll in dieſem Rahmen ſtehen. Vielleicht aber heißt dieß doch dem Bearbeiter einen gar zu äußerlichen Antrieb unterlegen; vielleicht hat er auch gedacht, die Scenen von der Aufnahme des königlichen Gaſtes unter dem Dach des Freundes und ſeine Ermordung durch dieſen in der erſten Nacht ſchlöſſen ſich der Zeit nach mit mehr Natürlichkeit an einander, als die erſteren an die vorhergegangenen Kriegsthaten. Näher beſehen iſt aber dieſes Motiv nicht tiefer gegründet. Es kommt beides zuſammen darauf hinaus, die alten claſſiſchen Einheiten des Orts und der Zeit wenigſtens in jedem Akte mehr feſtzuhalten, als Shakeſpeare gethan hat.

Die Eintheilung der Tragödie in Akte, und zwar in fünf Akte, iſt nicht nur zur Bequemlichkeit des Decorateurs, auch nicht zur Erleichterung des Vergeſſens von Zeiten, die zwiſchen mehreren Scenen liegen, erfunden. Die Alten hatten ſie trotz der Einheit von Ort und Zeit, die durch das ganze Stück ging. Sie brauchten keinen Vorhang fallen zu laſſen; aber ſie ließen den Chor einfallen und den Drang der Handlung ſo lange ruhen. Shakeſpeare hatte ſie ebenfalls, trotz der Sprünge, die er mit Zeit und Ort in jedem einzelnen Akte macht. Auch er brauchte an gewiſſen Stellen eine ruhige Pauſe. Der tiefere Grund dieſes uralten Bedürfniſſes liegt in der Compoſition der tragiſchen Handlung nach großen, von einander weſentlich verſchiedenen Abſchnitten der Erregung, welche uns durch ſie mitgetheilt werden ſoll. Aus Anfang, Mitte und Ende, aus Steigen, Höhepunkt und Sinken der Verwickelung werden mindeſtens drei Hauptitheile, und da die großen entſcheidenden Momente des Lebens ſtets durch Zeiten und Thaten, die mehr mit ſelbſtverſtändlicher Folge vom einen zum andern überleiten, getrennt ſind, ſo treten auch zwei ſolche zwiſchen die drei Hauptknotenpunkte des tragiſchen Spiels, und ſo kommen die fünf Akte heraus.

Von dieſen hat namentlich der erſte in jeder gut gebauten Tragödie ein ſehr einfach beſtimmtes Ziel zu erreichen. Er hat den Helden ſo weit zu bringen, daß wir ihn zum tragiſchen Helden werden ſehen. Er „führt ins Leben ihn hinein,“ er „läßt den Armen ſchuldig werden.“ Eine entſcheidende freie Entſchließung führt ihn in ſein nachher unentfliehbares Verhängniß. Sobald ſie fertig iſt, hat der erſte Akt ſeine Schuldigkeit gethan und dann braucht auch das Gefühl eine große Pauſe; denn der Menſch, der einen entſcheidenden Entſchluß gefaßt hat, verfällt in einen Nachlaß des erregten Selbſtbewußtſeyns und taucht aus demſelben nachher allmählig wieder auf als einer, der nun mit ſaurer Mühe die Conſequenz eines hinreißenden Augenblicks handelnd und leidend ziehen muß. Dieſer Uebergang bedingt eine tiefe Pauſe auch des Intereſſes, welches der Zuſchauer an ihm nimmt.

Von einem ſolchen richtigen Abſchluſſe des erſten Aktes iſt der in Shakeſpeares Macbeth ein claſſiſches Muſter. Nachdem die Worte geſprochen ſind, welche Schiller ſo markig einſchlagend wiedergibt:

„Weib! ich bin entſchloſſen,
Und alle meine Sehnen ſpannen ſich
Zu dieſer That des Schreckens an.“

iſt das ganze dämoniſche Spiel der Verſuchung, das den erſten Akt gewaltig durchwogt, den edeln Helden erſt mit Entſetzen erfaßt, dann gegen die letzte Kraft des Gewiſſens in ihm durch das Drängen der alsbald noch glühender vom Rauſch der Ehrſucht für ihn erfaßten Gattin zur Unwiderſtehlichkeit geſteigert wird, abgemacht. Nach dieſem krampfhaften Ruck des Willens muß eine dumpfe Erſchöpfung folgen, welche die Zeit ausfüllt, bis die Erfüllung des Vorſatzes neue Anſtrengung fordert. Dieſe iſt dann aber ſelbſt kein kühner Willensakt, in welchem der Menſch ſein Schickſal entſcheidet, ſondern eine Folge des vorhergegangenen, indem er ſich nur automatiſch nach dem Anſtoße deſſelben fortbewegt. Der Geiſt iſt gleichſam, wie der Körper von ihm, ſo von dem einmal gefaßten Entſchluſſe jetzt ganz wie ein willenloſes Werkzeug abhängig. Gerade dieß iſt im Macbeth unübertrefflich dargeſtellt. Wenn wir im erſten Akte die volle Friſche der Leidenſchaft, die ihn treibt, und der Treue, die ihn zurückhält, gewaltſam ringen ſehen, bis die letztere endlich plötzlich unterliegt, ſo finden wir ihn im zweiten in einem dumpfen unklaren Zuſtande unaufhaltſam fortſtürzend wieder. Nie iſt ſein Geiſt unthätiger als in dem Augenblicke, da die Hände die Schreckensthat vollbringen. Vor und nachher, in den Viſionen des Gedankendolchs und der Stimmen, welche rufen: „Macbeth mordet den Schlaf,“ umwogt ihn das Grauen des Abſcheus vor ſich ſelbſt. Von Zweifeln des Willens iſt aber keine Rede mehr. Seine Freiheit iſt gelähmt, wie die Glieder im Traume. Wie wir nicht vom Bette aufkommen, wenn der Alp uns drückt, kann er nicht von der That ab, wie ſich auch ſein beſſeres Selbſt in Todesangſt dagegen ſträubt. Zwiſchen jener klaren, übermäßig geweckten Erregung, die mit dem „Ich bin entſchloſſen!“ abſchließt, und dieſem Zuſtande der innerlich paſſiven Ausführung liegt eine Pauſe, in der er ſich ganz vergißt, wie beim Einſchlafen. In dieſer müſſen wir ihn auch vergeſſen, und dieß geſchieht dadurch, daß der Vorhang fällt.

Dieß hat Dingelſtedt nicht beachtet. Die letzten Worte der Scene, nach welcher er den Vorhang fallen läßt, ſcheinen zwar auch ſchon einen fertigen Entſchluß anzudeuten. Wenn es aber der Zuſchauer dafür nehmen wollte, würde er im zweiten Akte merken, daß er ſich geirrt hat. Bei dem Abſchluſſe Shakeſpeares ſind wir ſicher, was nun kommen muß, und der zweite beſtätigt es in ſchrecklicher Wirklichkeit. So etwas konnte Schiller nicht verſehlen, und dieß betrifft nicht eine Eigenheit des großen Briten, ſondern ein Geſetz der tragiſchen Kunſt aller Zeiten.

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Rendsburg. — Die Canalisationsfrage. — Die Polizei.

Die letzten Nachrichten vom „Kriegsschauplatz“ haben hier eine ungeheure Sensation hervorgebracht. Unter „Nachrichten vom Kriegsschauplatz“ verstehe ich natürlich nicht Nachrichten über den Krieg mit Dänemark. Mit den Dänen haben wir ja Waffenstillstand; sie haben um Frieden gebeten und sind wohl kaum in der Verfassung, den Krieg fortführen zu können. Der Kriegsschauplatz, der jetzt unsere Blicke fesselt, liegt weiter südwärts auf deutschem Bundesgebiet, und die Truppen, welche einander feindlich gegenüberstehen, sind Deutsche gegen Deutsche. Also Bürgerkrieg. Ein furchtbares Wort das. Aber ist es nicht das einzig richtige Wort? Muß erst Blut geflossen seyn, ehe man von Krieg sprechen kann? War nicht der eine Theil bereit, Bruderblut zu vergießen? Ist die Schuld dieses einen Theils deßhalb eine geringere, weil der andere Theil den Bruderkampf vermieden und der Gewalt nicht Gewalt entgegengesetzt hat? Keine Täuschungen, kein frommer Selbstbetrug! Es ist Bürgerkrieg, und auch das Blutvergießen wird nicht ausbleiben, es sey denn, daß der angreifende Theil umkehre, oder der angegriffene Theil sich widerstandslos vergewaltigen lasse. Schwerere Wolken haben nie über Deutschland gehangen. Die dumpfe Stimmung, welche hier herrscht, zeigt, daß man den Ernst der Tage begreift. Es fehlt freilich nicht an solchen, die sich vergnügt die Hände reiben, weil sie glauben, der Augenblick sey nun gekommen, ihren Traum von der „preußischen Spitze“ zu verwirklichen; allein so weit ich aus eigener Beobachtung urtheilen kann, ist das nur eine kleine, wenn schon nicht einflußlose Minderheit. Die große Mehrheit — davon bin ich überzeugt, und die Aufnahme der Nachrichten aus Rendsburg scheint es über jeden Zweifel zu erheben — die große Mehrheit verdammt die jüngste „Aktion“ des Herrn von Bismarck, weil sie fühlt, daß das Wohl des preußischen Volks innig und unlösbar verwachsen ist mit dem Wohl des gesammten Vaterlandes.

Ich schrieb neulich von dem bedauerlichen Conflikt zwischen unserem reformatorischen Oberbürgermeister und den bürgerlichen Behörden, die dem Grundsatz des: Nur immer langsam voran! huldigen. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so wird denn doch einem Bruch vorgebeugt werden. Die Einsichtsvolleren unter den Bürgern wünschen lebhaft eine Aussöhnung, und indem man von beiden Seiten Etwas nachgiebt, wird man vermuthlich eine „Friedensbasis“ finden. Eine Beilegung des Streits ist um so mehr im Interesse der Stadt, als verschiedene wichtige Verbesserungspläne jetzt an der Schwelle der Ausführung angelangt sind, die sonst auf die lange Bank geschoben werden müßten. Unter andern ist endlich Hoffnung auf die Lösung, ich meine die praktische Lösung der Canalisationsfrage vorhanden; auf Antrag der städtischen Behörden hat der Minister der landwirthschaftlichen Angelegenheiten dieser Tage einen Ausschuß ernannt, der mehrere der bedeutendsten aus- und inländischen Städte, in denen die Canalisirung bereits existirt, bereisen und auf Grund der so gesammelten Erfahrungen einen definitiven Vorschlag für Berlin ausarbeiten soll. Das ist wenigstens ein Anfang. Ferner beschäftigt man sich nachgerade ernstlich mit der Neupflasterung der Stadt, oder genauer ausgedrückt, mit der Pflasterung. Denn die eckigen, spitzen, regellos neben einander in die Erde geworfenen Steine, die unsere Straßen zu Folteranstalten machen, kann man nur mit einem überkühnen Euphemismus „Pflaster“ nennen. Es würde mich beiläufig nicht wundern, wenn unsere Schuster, denen der Status quo zur Prosperität verholfen hat, gegen die revolutionäre Neuerung protestirten.

Querköpfige Leute, die sich zu der Intelligenz eines Intelligenzstaats nicht emporzuschwingen vermögen, pflegen unserer Polizei den Vorwurf zu machen, sie mische sich ein wenig zu viel in die Angelegenheiten derjenigen Intelligenzstaatsbürger, die nicht zu ihr selber, oder zu dem Zwillingsinstitut der Armee gehören, mit Einem Wort, sie stecke ihre Nase in Dinge, in die es besser sey, die Nase nicht zu stecken. Der Vorwurf ist schwer, aber völlig unbegründet. Unsere Polizei einmischungslustig! unberufen sich vor- und eindrängend! Wer das im Ernst sagt, muß wahrlich ein Querkopf seyn, oder an Hallucinationen leiden. Ist es unberufenes Einmischen und Eindrängen, wenn unsere Polizei die zerlumpten Kinder, welche Schwefelhölzchen oder Apfelsinen auf der Straße feilbieten, mit schicksalsstarker Faust beim Schopfe faßt und nach „Numero Sicher“ abführt? Gott behüte; unsere Polizei zeigt bloß, daß sie die liebe Nationalökonomie aus dem Grunde versteht. Diese zerlumpten Kinder (Lumpen — ich meine nicht menschliche Lumpen, sondern Kleiderlumpen, oder Lumpenkleider — gehören überhaupt nicht auf die Straßen einer intelligenzstaatlichen Stadt, geschweige denn der Hauptstadt des Intelligenzstaats) — diese zerlumpten Kinder treiben, wie männiglich, d. h. polizeilich bekannt ist, unter dem kaufmännischen Deckmantel das schnöde Bettelhandwerk, und nach allen Regeln der Nationalökonomie muß die Bettelei ausgerottet werden; was aus den Kindern nachher wird, das geht die Nationalökonomie ehrnsowenig etwas

Digitized by Google

an, als die wohlsübliche Polizei. Alſo nationalökonomiſcher Eifer, nicht Hartherzigkeit, ihr unvolkswirthſchaftlichen Klaſſer! „Unberufenes Einmiſchen und Eindrängen!“ Was! Unſere Polizei hat eine ſolche Abneigung gegen „unberufenes Einmiſchen und Eindrängen,“ iſt von einer ſolchen Begeiſterung für das „Selfgovernment,“ für das „laissez faire, laissez aller,“ für die „Freiheit des Individuums“ erfüllt, daß ſie in dieſer Beziehung ſogar den Herren Engländern als Muſter empfohlen werden kann. Lieber Leſer, du ſchüttelſt ungläubig den Kopf? Eine Thatſache wird dir deine Zweifel austreiben, eine einfache Thatſache, die für keinen Berliner ein Geheimniß iſt.

Vorausgeſetzt, daß man gewiſſe kleine Förmlichkeiten erfüllt — Förmlichkeiten, wie ein gebildetes Gemeinweſen ſie erheiſcht — darf in Berlin jedermann jede Waare verkaufen; ob ſie gut iſt oder ſchlecht, geſundheitsſchädlich oder nicht — es iſt einerlei; die Polizei hat zu große Achtung vor dem „Princip der perſönlichen Freiheit,“ um ſich als Vorſehung „zwiſchen den Käufer und Verkäufer zu ſtellen.“ John Bull, der ſo gern mit ſeiner perſönlichen Freiheit prahlt, ſollte bei unſerer Polizei in die Schule gehen. Er ſteckt z. B. bis über die Ohren noch in dem Wahn, die Behörden müßten dafür ſorgen, daß das Publikum kein Fleiſch von krankem Vieh zu eſſen bekomme. Patriarchaliſch-reaktionäre Begriffe, die dem Princip der perſönlichen Freiheit nicht minder zuwiderlaufen, als der Nationalökonomie! Und auch hier im Intelligenzſtaat gibt es leider noch Menſchen, die in ähnlichen Vorurtheilen befangen ſind. Einen traurigen Beleg liefert das vor kurzem erſtattete Gutachten der Commiſſion, welche im Frühling dieſes Jahres von der „mediciniſchen Geſellſchaft Berlins“ niedergeſetzt wurde, „um eine öffentliche Meinungsäußerung über die Trichinenkrankheit und öffentliche Schlachthäuſer abzugeben.“ Die Commiſſion fordert eine ſtrenge Beaufſichtigung des Fleiſchhandels und befürwortet öffentliche Schlachthäuſer, weil dieſelben die Beaufſichtigung erleichtern. Kann man ſich ein flagranteres Attentat gegen die Freiheit denken? Es iſt wahr, die Commiſſion ſucht ihr reaktionäres Streben mit dem Mäntelchen der „Gemeinnützigkeit“ zu umhüllen, durch ſogenannte „kanitätliche Rückſichten“ zu beſchönigen. Sie ſagt uns in ihrem Bericht: „In Berlin wird mindeſtens eben ſo viel krankes als geſundes Vieh verzehrt, und unter dem kranken Vieh, von dem die große Mehrzahl an der Lungenſeuche leidet, iſt manches Stück, bei dem die Säfte ſich ſchon vollſtändig zerſetzt haben. Das elendeſte, ekelhafteſte Vieh kommt nicht lebendig in die Stadt, ſondern in Stücken zerlegt. Auf den nächſten Dörfern um Berlin wohnen Fleiſcher — ſie werden oft mit dem nicht ganz unpaſſenden Namen „Schinderfleiſcher“ bezeichnet — die förmlich Jagd auf erkranktes Vieh machen, womit ſie den Markt beſchicken.“ Genug. Dieſe unappetitlichen Einzelnheiten ſind allerdings geeignet, ungebildeten Leuten Schreck einzujagen und ſie von dem Pfad der Freiheit abzulenken, aber zum Glück iſt unſere Polizei zu feſt von dem Bewußtſeyn ihrer Unfehlbarkeit umpanzert, als daß ſie ſich könnte irre machen laſſen. Die Einſichtsverordnungskünſte werden an ihr abprallen, und den Berliner Fleiſchern wird ihr gutes Recht, die Berliner Bürger in Gemäßheit mit den Principien der Handels- und der perſönlichen Freiheit zu vergiften, nicht geſchmälert werden. Und nun behaupte noch jemand, unſere Polizei ſtehe nicht auf der Höhe der Zeit und ſchwärme nicht für liberale Ideen auf dem Gebiete der Politik und der Nationalökonomie.

Man hat hier den Gedanken angeregt, eine „Handels- und Induſtrieſchule für das weibliche Geſchlecht“ zu gründen. An der Zweckmäßigkeit eines ſolchen Unternehmens, wenn zweckmäßig durchgeführt, iſt nicht zu zweifeln. Aber die Frage iſt eine äußerſt verwickelte, und ich beſchränke mich daher für heute, wo es mir an Zeit zu einer eingehenderen Beſprechung mangelt, auf dieſe einfache Notiz.

Hamburg, Juli.

Die Verbindungsreiſenbahn. — Neubauten. — Amerikaniſche Dampffeuerſpritze. — Handelsmarine. — Herzog Friedrich-Stiftung. — Theater.

Nach ewig langen Verhandlungen hat man ſich endlich über die Richtung geeinigt, welche die Eiſenbahn nehmen ſoll, deren Herſtellung die Verbindung des Berlin-Hamburger mit dem Altona-Kieler Bahnhofe bezweckt. Die ſo lange und mit ſo vieler Heftigkeit angefochtene Wallinie hat ſchließlich ihrer Zweckmäßigkeit wegen und wohl auch mit deßhalb, weil ſie die am wenigſten koſtſpielige iſt, den Sieg über die andere in Vorſchlag gebrachte davon getragen. Einige Umgeſtaltungen am Wall und in deſſen Anlagen, deren Beibehaltung das Publikum mit Recht wünſcht, werden bei der Anlage allerdings nicht zu vermeiden ſeyn. Indeß bin ich überzeugt, daß man eigentliche Zerſtörungen

Digitized by Google

nicht vornehmen wird, und daß, ist nur die Bahn erst fertig, vielleicht sogar eine wenigstens theilweise Verschönerung damit erzielt werden dürfte. Zunächst wird durch die Anlage der Verbindungsbahn die Partie um Binnen- und Außenalster einen andern Rahmen erhalten, da die an der Nordwestseite des Alsterbassins hinlaufende Straße, der Neue Jungfernstieg, über den Wallgraben bis zum Alsterglacis an der Außenalster verlängert werden soll. Andere Terrainumgestaltungen werden sich am Ferdinandsthore und außerhalb des Dammthores nöthig machen, wo der neue Bahnkörper am zoologischen Garten entlang laufen und sogar ein kleines Stück von demselben abschneiden wird.

Ihrer Vollendung nähert sich nach und nach die vom Hammerbrook aus durch Holstein direkt nach Lübeck zu führende Eisenbahn, obwohl dieselbe in nächster Nähe des Berliner Thores, wo sie in einen Tunnel mündet, noch ziemlich wüst aussieht. Von der Herstellung beider Schienenwege verspricht sich die Handelswelt viel. Ohne Zweifel wird man des rascheren Verkehres wegen die direkte Bahn zwischen hier und Lübeck der über Büchen unter allen Umständen vorziehen, nur wäre sehr zu wünschen, daß es nach deren Vollendung gelänge, zwischen unserer Handelsrepublik und Hannover eine Einigung herbeizuführen, aus welcher das wichtigste Bauwerk für unsern Weltverkehr zu Lande — die Brücke über beide Elbarme — als Resultat hervorginge. Leider sind das Wünsche, die wahrscheinlich noch geraume Zeit als „fromme" gebucht bleiben werden. Vorerst wenigstens, wo es in Folge des Krieges so mancherlei Anderes anzubahnen gibt, wo man Schanzen errichten, Kanonen kaufen und Kriegsschiffe bauen muß, um sich wenigstens einigermaßen seiner eigenen Haut wehren zu können, ist an dergleichen weitaussehende und überaus kostspielige Unternehmungen nicht zu denken.

Zu den verschiedenen imposanten Neubauten, auf die ich schon neulich hinwies, kommt jetzt noch die Errichtung eines Glockenthurmes an der Kirche in der volkreichen Vorstadt St. Pauli. An Thürmen ist Hamburg nicht überreich, obwohl dieselben der alten Kirchen mit zu den gewaltigsten in deutschen Landen gehören und viele Meilen weit sichtbar sind. Die Kirche von St. Pauli liegt auf dem hohen Elbufferrande, am sogenannten Pinnas, und ein hier aufgeführter ansehnlicher Thurm würde sich vom breiten Elbstrome aus gar nicht übel ausnehmen. Leider wird der zu errichtende Thurm nur die sehr mäßige Höhe von 167 Fuß erreichen, mithin unter den vielen hohen Häusern, die ihn umgeben, nicht sehr imposant erscheinen. Die eigentliche Thurmpyramide, ein Octogon bildend, soll 60 Fuß Höhe haben, aus Holz gezimmert und mit Kupfer belegt werden. Man hofft, da alles Nöthige vorbereitet ist, den in Angriff genommenen Bau so zu beschleunigen, daß der fertige Thurm schon im Spätherbst dieses Jahres mit drei neuen Glocken, im Gewicht von 600, 1200 und 1880 Pfund, wird versehen werden können.

Auf der großen internationalen landwirthschaftlichen Ausstellung im Juli vorigen Jahres legten unter andern interessanten Maschinen neuester Construktion auch ein paar Dampffeuerspritzen Proben ihrer Leistungsfähigkeit ab. Nach dem Urtheile Sachverständiger fielen diese Proben sehr befriedigend aus, und verschiedene größere Städte nahmen Akt von dem Gesehenen. Bei uns sind Feuerdrünste etwas ziemlich Gewöhnliches. Zwar erreichen sie selten eine gefährliche Ausdehnung, da man seit dem großen Brande im Jahre 1842 Stadt und Vorstädte, neuerdings sogar zum Theil das Landgebiet, durch die gewaltige Wasserkunst auf Rothenburgsort reichlich mit Wasser versehen hat, so daß bei jedem ausbrechenden Feuer, falls es nicht gar zu schnell um sich greift oder unvorhergesehene Störungen in den Leitungsröhren vorkommen sollten, eigentlicher Mangel an Wasser nicht eintreten kann. Schwieriger dagegen ist es, den löschenden Strahl immer auch dem Heerde des Feuers nahe genug zu bringen, da es der hohen und dabei schwer zugänglichen Häuser gar zu viele gibt. Da nun sind Dampfspritzen, lassen sie sich leicht fortbewegen und erfordert ihre Instandsetzung nicht lange Zeit, gerade am Platze. Kürzlich unternahmen zwei solcher Maschinen, eine amerikanische und eine hier gebaute in der Vorstadt St. Georg einen Wettkampf im Spritzen, der für beide ungewöhnliche Resultate lieferte. Der Strahl — und ein Strahl von mächtiger Stärke — ward von beiden Spritzen mittelst Dampfkraft senkrecht 130—140 Fuß hoch geschleudert; auch ließen sich mehrere Schläuche zugleich in genügender Weise durch die Spritzen speisen. Im Allgemeinen entwickelte die amerikanische Maschine eine etwas größere Kraft als die hier gebaute, während die deutsche nicht so viel Lärm machte, als jene. Um die amerikanische Spritze in Thätigkeit zu setzen, bedurfte es der geringen Zeit von nur acht Minuten. Ihre Arbeitskraft betrug, je nachdem man sie steigerte, zwischen zehn und fünfzehn Pferdekraft. Auch die hier construirte Dampfspritze brauchte wenig mehr Zeit, um arbeiten zu können, und arbeitete nicht weniger gut. Dem Vernehmen nach soll die amerikanische Maschine inclusive des dazu gehörigen Schlauchwagens auf etwas über 12,000 Mark Banco zu stehen kommen.

Ueber das Wachsen unserer Handelsmarine, die von Jahr zu Jahr stattlichere Dimensionen annimmt, wird das Publikum regelmäßig durch sehr genau geführte Tabellen unterrichtet, deren Herausgabe das handelsstatistische Bureau besorgt. Aus diesen Tabellen ergibt sich, daß Hamburg am Schlusse des vergangenen Jahres eine Handelsflotte von 536 Segeln gegen 506 im Jahre 1862 besaß, während es vor einem Decennium nur 408 Segel zählte. Diese Flotte bestand aus 70 Fregatten oder Vollschiffen, 21 Barkschiffen, 132 Briggs, 31 Schoonerbriggs, 45 Schoonern, 6 Galeassen, 11 Galliotten, 7 Kuffs und 22 Dampfschiffen. Die größten Schiffe — zwanzig an der Zahl — hatten eine Tragfähigkeit von über 400 Commerzlasten. Im Ganzen betrug der Tonnengehalt der hamburgischen Marine am Ende vorigen Jahres 79,922 Commerzlast gegen 69,374 im Jahre 1862. Das gegenwärtige Jahr wird für unsere Rhederei schwerlich gleich günstige Resultate liefern,

Digitized by Google

da der Krieg gar zu bedeutende Geſchäftsſtörungen verurſacht. Unſer Seeverkehr hat ſich in der erſten Hälfte dieſes Jahres empfindlich vermindert und dürfte nach der Wiederaufnahme des Krieges ſich auch in den nächſten Monaten nicht heben. Erſt wenn der Streit mit Dänemark geſchlichtet und für Deutſchland zu einem Ende geführt ſeyn wird, wie unſere nationale Ehre dieß anſtreben muß mit Aufbietung der Kräfte des ganzen deutſchen Volkes, erſt dann werden Seeverkehr und Rhederei wieder einen erfreulichen Aufſchwung nehmen. Hoffentlich ſind wir dann auch bereits im Beſitz einer reſpectablen Flotte, die unſere nationalen Intereſſen im Auslande ſchützt, und brauchen, was leider nur zu lange unſer trauriges Loos war, nicht mehr von der Gnade fremder Schutzherren zu leben.

Zur Unterſtützung der vom Kriege ſo ſchwer leidenden Schleswiger haben die verſchiedenen hieſigen Vereine ſchon ſeit Beginn des Kampfes ſehr viel gethan. Nach Eintritt der Waffenruhe, wo die Thätigkeit derſelben ſich bequemer überſehen, auch die verfügbaren Mittel und deren Verwendung ſich beſſer abſchätzen ließ, ward durch gemeinſames Handeln des ſchleswig-holſteiniſchen und des hieſigen Frauenvereins eine Wohlthätigkeitsanſtalt in's Leben gerufen, die ſchon jetzt nach vierwöchentlichem Wirken unſäglich viel Noth gelindert hat. Es iſt dieß die Herzog Friedrich-Stiftung, welche zur Zeit über ein Capital von gewiß 150,000 Mark Cour. zu verfügen hat. Zweck dieſer Stiftung iſt, nothleidende Schleswiger, welche durch den Krieg in Bedrängniß geriethen und noch gerathen dürften, durch baare Geldvorſchüſſe zu unterſtützen. Die gewöhnlich zu gewährende Unterſtützungsſumme ſoll die Höhe von 1000 Mark in der Regel nicht überſchreiten, doch ſind in dringenden Fällen und unter beſondern Umſtänden Ausnahmen geſtattet, welche die Zahlung einer höheren Unterſtützungsſumme dem Vorſtande ſogar zur Pflicht machen. Herzog Friedrich VIII. iſt zum Protector dieſer neuen Stiftung ernannt worden, deren Hauptſitz Hamburg bleibt. Filiale hat dieſelbe zur Zeit in Schleswig, Flensburg, Apenrade und Hadersleben.

Im Sommer, wo unſere beiden ſtädtiſchen Theater Ferien machen, halten die Vorſtadt- und Tivolitheater, deren Zahl ſich von Jahr zu Jahr mehrt, ihre goldene Ernte. Die Bevölkerung unſerer Freiſtadt iſt trotz der ihr angeborenen Neigung zu möglichſt ſchnellem und reichem Erwerbe doch auch ſehr vergnügungsſüchtig, und läßt, ſobald die Erholungsſtunde für ſie ſchlägt, gern etwas drauf gehen. Kargheit liegt überhaupt nicht im Charakter der niederdeutſchen Republikaner. Sie wirthſchaften am liebſten aus dem vollen Beutel, und ſie können es größtentheils, weil die glückliche Lage der Welthandelsſtadt ihnen die irdiſchen Güter reichlich genug zuführt. Es gibt deßhalb keinen nur leidlich heitern Abend, an welchem nicht Tauſende nach den Vergnügungs- und Beluſtigungsorten ſtrömten, wo Auge, Ohr und Gaumen zu gleichen Theilen Genuß geſpendet wird. Einige dieſer Vorſtadttheater wollen Kunſtanſtalten ſeyn, und wenn ſie auch nicht gerade Vorzügliches leiſten, ſo muß man doch zugeben, daß die darſtellenden Mitglieder derſelben ſich nach beſten Kräften abmühen, um das ſich einfindende Publikum zufrieden zu ſtellen. Es fehlt nicht an entſchiedenen Talenten unter dieſen Jüngern und Jüngerinnen Thaliä's, und manche Perſönlichkeit würde, in eine ſtrenge, bildende Schule genommen, gewiß Tüchtiges leiſten. Gewöhnlich aber wird nur für die Maſſe aus dem Groben gearbeitet, um möglichſt gute Einnahmen zu erzielen, und dabei leidet freilich die Kunſt als ſolche nur zu oft Schiffbruch. In einem dieſer Theater auf St. Pauli gibt man gegenwärtig faſt allabendlich ein poſſenhaftes, auf die politiſchen Zuſtände anſpielendes Stück, das von dem zahlreichen Publikum höchlich bejubelt wird. Ganz beſonderes Glück macht darin die Figur des Hannemann Sören Sörenſen, welcher als „Tapperer“ auftritt und nach der Melodie des bekannten däniſchen Nationalliedes „der tappere Landſoldat“ mit unnachahmlicher Melancholie das Spottgedicht auf die Zertrümmerung des berüchtigten Löwendenkmals auf dem Flensburger Kirchhofe ſingt: „Die Löwe han is ddd.“ Dieſen Geſang hören und ernſthaft bleiben iſt eben ſo unmöglich, als ſich waſchen wollen, ohne ſich naß zu machen.

Digitized by Google

Genf, Juni.

(Fortſetzung.)

Hornung und ſeine Werke.

Beiläufig ſey noch bemerkt, daß dieſelbe Ausſtellung gerade gegenwärtig noch ein zweites Hornung'ſches Bild enthält: eine „Bibelvorleſung Johanna von Albret, Königin von Navarra, und ihrem Sohn“ (dem ſpäteren Heinrich IV.) Auch hier wieder zeigt Hornung, wie ſehr er auch in kleinen Scenen die ächten Bedingungen der Kunſt, die größte Mannigfaltigkeit bei vollſter Einheit der Idee, feſtzuhalten weiß. Während die fürſtliche Mutter verſunken iſt in andächtigem Zuhören, ſteht der zur Seite ſtehende junge Prinz, der ſpäter ſo ritterliche König, hinüber auf ein großes Schlachtenbild, welches in die Tapete gewebt iſt und ſeine jugendliche Phantaſie weit hinwegführt von den gelehrten Erklärungen des großen Theologen, der ihn für dieſe Unachtſamkeit mit einem ſtrengen Blick ſtraft. So treten die einzelnen Perſonen der Gruppe in die unmittelbarſten, lebendigſten Beziehungen zu einander.

Eine der bedeutendſten Schöpfungen des Hornung'ſchen Pinſels aber war im vorigen Monat im Athenäum ausgeſtellt: „Fromments Predigt auf dem Molard,“ wieder ein Gegenſtand aus der Genfer Reformationsgeſchichte, und zwar aus ihrer früheſten Periode. Das Ereigniß wird in der von Antoine Fromment ſelbſt verfaßten Chronik, von der wir jetzt, nachdem ſie bis dahin nur im Manuſcripte auf der Genfer Bibliothek vorhanden geweſen war, eine ſorgfältige, von Guſtav Revilliod veranſtaltete und von der J. G. Fickſchen Officin glänzend ausgeſtattete Ausgabe (Genf, 1854) beſitzen, weitläufig erzählt. Fromment, wie Farel aus dem Dauphiné gebürtig, wurde von dieſem erſten evangeliſchen Sendboten, als er 1532 vorübergehend aus Genf verbannt war, veranlaßt, ſich nach jener Stadt zu begeben, um das unterbrochene Reformationswerk wieder fortzuſetzen. Fromment übernahm die Miſſion, langte am 3. November 1532 in Genf an und kündigte ſich durch Anſchlagszettel als Lehrer an, der in Zeit von einem Monat jedermann, Männer und Frauen, Groß und Klein, leſen und ſchreiben lehren wolle; wer in einem Monat dieſe Fertigkeiten nicht erworben habe, der brauche nichts zu zahlen. Etwas Windmacherei müſſen wir einem Franzoſen, und wäre es auch ein Theologe, immer zu gute halten; und hier handelte es ſich ja gar um einen frommen Betrug. Als angebliches Unterrichtslokal hatte Fromment einen Saal am Molard gemiethet, zu welchem der Zudrang des Volks, angelockt durch die vielverſprechende Ankündigung, bald ſehr groß wurde. Dort hielt nun der jugendliche Reformator (er zählte nur 22 Jahre) ſeine Lehrvorträge, die ſich größtentheils mit der Bibelauslegung und einer ſcharfen Kritik des Papſtthums beſchäftigten. Bald faßte der Saal kaum noch die Menge, und am Neujahrstag 1533 hatte ſich der ganze Platz, der damals, wie jetzt, zum Marktplatz diente, mit einer dichtgedrängten Volksmaſſe gefüllt, welche ſtürmiſch den jungen Geiſtlichen zu hören verlangte, und dieſen endlich auf die Bank eines Fiſchweibes zu ſteigen nöthigte, um von dort das Wort Gottes zu verkündigen. Mit hoher Begeiſterung ſprach Fromment zur andächtigen Menge; er hat uns in ſeiner Chronik die Predigt mitgetheilt, zu deren Text er den Spruch Matth. 7, 15 und 16 gewählt hatte: „Sehet euch vor vor den falſchen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber ſind ſie reißende Wölfe. An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen.“ Als Fromment im vollſten Feuereifer die Grundſätze der neuen Lehre entwickelte, erſchien plötzlich Petermann Falquet, der Großweibel (grand Soultier) der Stadt, um ihm im Namen der Obrigkeit zu gebieten, ſeine Rede ſofort einzuſtellen. Aber der gottbegeiſterte Jüngling antwortete dem Beamten: „man muß Gott mehr gehorchen als den Menſchen, nun beſteht mir Gott, ſein Wort zu predigen und du verbieteſt es mir,“ und fuhr fort, hinreißende Worte an die Menge zu richten. Endlich erſchien ein geachteter Bürger, Claude Bernard, einer der eifrigſten Anhänger der Reformation, und beſchwor Fromment, für jetzt ſeine Predigt einzuſtellen, um Blutvergießen zu verhüten, denn die Prieſter und viele Bewaffnete ſeyen im Anzuge, um einzuſchreiten. Man entfernte Fromment ſchleunigſt und ſuchte ihn mehrere Tage lang bei einigen Freunden in der Stadt zu verbergen, dann mußte aber auch er Genf für einige Zeit verlaſſen. Wir haben hier den Vorfall in ſeinem gedrängten Zuſammenhang erzählt, er bildet jedenfalls eine intereſſante Epiſode der erſten Periode der Einführung der Reformation in Genf.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 34. 19. Auguſt 1864.

Spät kehrt' ich zur Heimath zurücke,
Ein Müder nach fernem Lauf;
Es ging am heimiſchen Himmel
Die andere Sonne ſchon auf.

Chamiſſo.

Späte Heimkehr.

Erzählung.

Der Bahnzug rollte in gerader Linie auf die alte Stadt zu. Wer ſich etwas aus dem Coupéfenſter neigte, ſah die hohen Thürme ſchon am Horizont aus dem ſommerlichen Abendduft heraufragen. Graue, gewaltige Geſtalten, wie die Neuzeit ſie nicht mehr baut, tauchten ſie verſchwommen aus dem einfarbigen Dächergewirr in die Höhe; nur die goldenen Kugeln unter dem Kreuz blitzten und funkelten ſchon bis hieher im Sonnenlicht.

Der alte Herr zog den ſilberweißen Kopf aus dem Fenſter zurück, ſchloß daſſelbe gegen den feinen, eindringenden Staub und ſetzte ſich in ſeine Ecke. „Früher brauchte man mit gutem Fuhrwerk noch anderthalb Stunden von hier bis an's Außenthor," ſagte er, mit dem ſeidenen Taſchentuche ſich den Staub aus den hellen, noch jugendlebendigen Augen reibend, „jetzt —"

„Werden wir kaum zehn Minuten bedürfen," ergänzte der Angeredete, ein wohlhabend ausſehender Herr gegen die Fünfziger, der dem Alten gegenüber ſaß und ſchon früher ein Geſpräch mit demſelben angeknüpft hatte. Der letztere ſchien, ſeitdem er hinausgeblickt, eigenen Gedanken nachzuhängen. Er ſah eine Weile ſchweigſam vor ſich hin, dann mochte er ſich erinnern, daß er dem Mann gegenüber eine Antwort ſchuldig ſey und ſagte kopfnickend: „Ja wohl, es drängt ſich Alles zuſammen, und Raum und Zeit haben ſich ſehr geändert, ſeitdem ich zum letztenmal hier war. Nur die Menſchen, die am wandelbarſten von Allem ſcheinen, bleiben ſich im Grunde am meiſten gleich."

Der Andere zog ein wenig ſelbſtbewußt die Stirn zuſammen. „Ich glaube, daß Sie im Innern der Stadt nur geringe Veränderung antreffen werden," ſagte er, „während die beſſere Claſſe der Bevölkerung mit der Zeit fortgeſchritten und allerdings eine bedeutende Wandlung durchgemacht hat. Vor fünfzig Jahren mag das Spottwort, daß wir um ein paar Jahrhunderte zurückgeblieben ſeyen, in einigen Beziehungen nicht Unrecht gehabt haben; heute, wo wir in den Mittelpunkt des Verkehrs gerückt ſind, wird wohl kein Verſtändiger deſſelben auch nur im Scherze mehr erwähnen."

Er hatte es mit einem Anflug von Heftigkeit geſprochen, der nur ein feiner Zug, der um den Mund des alten Herrn glitt, antwortete. „Es wird mich freuen, die Stadt unverändert zu finden," erwiederte dieſer freundlich. „Sollte ich auch noch Menſchen antreffen, die ich gekannt, ſo werden ſie darin jedenfalls auch verändert ſeyn, daß ſie ſehr alt geworden, wie ich. Es ſind dreiundfünfzig Jahre, ſeitdem ich —"

Digitized by Google

Er unterbrach ſich, denn die Locomotive ſtieß in dieſem Augenblick einen ſchrillen, langgedehnten Schrei aus, und die Wagen, die bisher an goldgelben, wallenden Kornfeldern vorübergeflogen waren, rollten langſamer zwiſchen grüne, dicht mit ſchattigen Bäumen bepflanzte Hügel hinein. Der Alte öffnete das Fenſter und blickte aufmerkſam hinaus.

„Es ſind die ehemaligen Feſtungswälle, aus denen die ſchönſten Promenaden hergeſtellt ſind,“ erläuterte ſein Begleiter. „Das allein iſt ſchon ein immenſer Fortſchritt. Die Wälle und Thore beengten Handel und Wandel, und man hat keine Koſten geſcheut, ſie fortzuſchaffen.“

„Es war ſonnig darin und im März blühten die erſten Veilchen auf ihnen,“ ſagte der Alte leiſe vor ſich hin, indem er auf die wohlgepflegten, regelrechten Anlagen hinausblickte. Der Andere verzog den Mund ein wenig und bemerkte: „Mit Veilchen macht man keine Geſchäfte,“ aber der alte Herr gab nicht Acht darauf.

Ganz andere Dinge zogen ſeine Aufmerkſamkeit an. Nun kam der Zug, ſich immer mehr verlangſamend, aus dem grünen Glacis hervor, und jenſeits des ſteinwurfbreiten Fluſſes, über den ſich hin und wieder hochgewölbte altmodiſche Holzbrücken ſpannten, kam die Stadt zum Vorſchein. Weiß und hellgelb getünchte Häuſer mit treppenartig gezackten Giebeln; eines faſt genau wie das andere. Darauf lag der volle Abendſonnenſchein und ſpiegelte in den ſchmalen Fenſterſcheiben und fiel blendend von der hellen Wand zurück.

Den Andern kümmerte das wenig, er ſchnallte langſam ſeine Reiſeeffekten zuſammen; aber der alte Herr vergaß ganz, daß er nicht allein und dicht am Ziel ſey, und ſah unverwandt hinaus. Ab und zu öffnete ſich zwiſchen den Häuſern, an denen ſie, noch immer dieſſeits des Fluſſes, vorüberfuhren, eine Straße und zog ſich mit breiter Ausmündung ein wenig bergauf in die Stadt, ſo daß man weit hineinſehen konnte. Dann bog der Alte den Kopf, ſo weit es möglich, vor, und ſchaute hinab. Der Zug ging jetzt auf ein anderes Geleis über und hart an vorſpringenden Pfoſten und Geländer vorbei. Der Mann aber verharrte unverrückt in ſeiner Stellung, ſo daß ſein Begleiter ihm die Hand auf die Schulter legte, und ihn auf die Gefahr, der er ſich ausſetze, aufmerkſam machte. Der Alte zog verwirrt den Kopf zurück und ſah ihn an. Es war als ob ſein Geſicht ſich allmählig mehr und mehr verändert hätte; die hellen, freundlichen Augen blickten dem Fremden in's Geſicht, aber wie durch dasſelbe hindurch in eine unendliche Weite hinüber. Dabei begann es glänzend in ihren Winkeln zu zittern; er ſtrich unwillkürlich mit der Hand darüber hin, dann ſetzte er ſich in die Ecke zurück, nahm das ſeidene Tuch und legte ſchweigend das Geſicht darauf.

Sein Begleiter ſah ihn ebenfalls ſtumm und verwundert an. Es lag nichts Abſtoßendes in ſeinen freien und Verſtand ausdrückenden Zügen; aber es lag vielleicht etwas zu viel von letzterem darin, und gab ihrem Ausdruck eine gewiſſe Härte. Man ſah, daß er ſich in der Lage, in die er zufällig verſetzt war, nicht zu benehmen wußte und ſie noch weniger überhaupt zu begreifen ſchien. So that er, als ob er nichts bemerke; der Zug fuhr jetzt in die dämmernde Vorhalle ein, noch ein Pfiff, er hielt am Perron und der Conducteur öffnete den Wagenſchlag.

Er erhob ſich und ſagte höflich: „Wenn Sie längere Zeit bei uns bleiben und mir das Vergnügen machen wollen, mich aufzuſuchen, werde ich ſehr erfreut ſeyn. Mein Name iſt Martin Brunner, meine Firma jedem Kinde bekannt.“

Der alte Herr ſah in Gedanken verloren auf, beſann ſich aber ſchnell bei dem Anblick ſeiner Umgebung. „Ich danke, Herr Brunner,“ erwiederte er freundlich. „Ihr Anerbieten iſt ſehr gütig, und um ſo mehr von Werth für mich, da ich in Bezug auf Lebende hier wahrſcheinlich völlig fremd ſeyn werde. Ich heiße Sterneck, bin ebenfalls Kaufmann, habe aber mein Geſchäft aufgegeben, und komme aus den Vereinigten Staaten zurück. Mithin auf Wiederſehen.“

Brunner lüftete ſeinen Hut und ging den Perron hinab. „Ein wunderlicher Kauz!“ murmelte er vor ſich hin, „in Bezug auf Lebende! Als ob man Bezug zu Todten haben könnte!“ Wie er ſich noch einmal umſah, ſtieg der Alte aus dem Wagen und folgte ihm nach. Er fragte hier und dort; bald kam er mit Trägern zurück, die große Reiſekoffer und Kiſten auf Handwägen luden. Der Alte ſtand dabei und gab ſorgſam auf jedes Stück Acht.

„Wohin, Herr?“ fragte Einer von den Trägern die Mütze abziehend. — „In die weiße Roſe,“ antwortete der Alte, der an ihm vorbei auf die von der Abendſonne beſtrahlten Dächer und Thürme ſah. Der Träger blickte ihn kopfſchüttelnd an, dann ſprach er mit ſeinen Gefährten; aber dieſe ſchüttelten ebenfalls die Köpfe.

„Was iſt's?“ fragte Sterneck, wie der Erſte wieder an ihn herantrat. — „Ich hab' mich wohl verhört, Herr,“ fragte dieſer. „Sie ſagten, wohin?“ — „In die weiße Roſe, am Markt, dem Rathhauſe gegenüber.“

Der Träger nickte jetzt mit dem Kopf. „Ja wohl, Sie meinen das rothe Roß, Herr; ich verſtehe ſchon. Nach dem rothen Roß, Jakob!“

Digitized by Google

Der Alte ſah ſie träumeriſch an, wie ſie die Effekten aufpackten und damit fortzogen. „Nun denn, ins rothe Roß,“ lächelte er kopfnickend; ich hätt' mir's vorher ſagen können und habe doch gar nicht an die Möglichkeit gedacht. Weiße Roſe — rothes Roß — wird wohl auch noch einmal wieder weiße Roſe heißen.“

„Fiaker!“ ſchrie jetzt dicht neben ihm ein Kutſcher, der die Unterredung mit den Trägern gehört hatte und daraus auf die Stadtunkenntniß des Fremden ſchloß.

„Nein, ich gehe,“ erwiederte der alte Herr und der logiſche Kutſcher ſah ihm ebenfalls verwundert nach; wie er nun ſich ſchauend auf die große Steinbrücke, die über den Fluß führte, zuſchritt. Er war hochgewachſen und ging trotz ſeinem Alter, das wohl die Siebzig erreicht haben mochte, völlig aufrecht. Dabei war etwas Zierliches und doch Würdiges in ſeinen Bewegungen, daß die Begegnenden ſich unwillkürlich umblickten und ihm nachſchauten. Man ſah es Allem an, ſeiner Kleidung, obwohl ſie vom feinſten Stoff war, ſeinen Zügen, ſeinem mit goldenem Knopf verzierten Rohr; am deutlichſten ſeinem ſorgfältig gekräuſelten Jabot und den Manchettenſpitzen, die ſich nachläſſig am dünnen Handgelenk umſchlugen: er war aus der alten Zeit.

Aber niemand kannte, niemand grüßte ihn und es fiel Keinem, der den letzten Satz bei ſich dachte, ein, die alte Zeit könne hier dereinſt einmal die junge Zeit geweſen ſeyn. Der alte Herr dagegen ſah jedem, der an ihm vorüberging, aufmerkſam ins Geſicht. Ab und zu ſtand er ſtill und ſchien in ſeinem Gedächtniß zu ſuchen; doch dann, wenn er wieder aufblickend die Augen traf, die ſich neugierig ihm gerade ins Geſicht hefteten, ſchüttelte er wehmüthig lächelnd den Kopf. Nun ging es über die Brücke, da trat auf einmal hinter einem gewaltigen Kirchendach die Sonne hervor und ſchien ihm unerwartet gerade in die Augen. Zugleich begann vom Marienthurm das Abendglockenſpiel; erſt mit leiſen, verhallenden Schwingungen, dann ſtärker und ſtärker, und alle Glocken auf den hohen Thürmen ringsumher fielen feierlich ein.

Im alten Mährchen geht ein Jüngling, faſt noch ein Knabe, am Sommernachmittag aus dem Thor ſeiner Vaterſtadt. Die Luft iſt drückend ſchwül und ſein Herz iſt bedrückt und ſchwer; er weiß nicht wohin er zieht, nur hinter ſich zurück laſſen möchte er etwas, das ſeine Augen verdunkelt und träumeriſch wandert er am Wegesrand auf den bekannten Wald zu, in dem er ſo oft als ſorgloſes Kind geſpielt. Schattig umfangen ihn die Bäume und er geht auf ſchmalem Pfad, den er oft gegangen, in das Dickicht hinein.

Nur allmählig wird es ihm, als hätte ſich hie und da etwas verändert. Blumen wachſen um ihn auf, die er nie geſehn, und wie er ſich umwendet, ſcheint der Weg hinter ihm verſchwunden und er weiß nicht, woher er gekommen. Doch über ſich durch das Gezweig ſieht er die Sonne hoch am Himmel ſtehen und er ſchreitet achtlos weiter; Gelächter und luſtige Lieder tönen ihm von fern entgegen, darauf ſchreitet er zu. Dann kommt er an eine Lichtung, rundum von hohen ſchweigſamen Stämmen umrahmt; wunderbar buntgefiederte Vögel wiegen ſich in den Kronen und auf dem grünen Raſen darunter tummeln ſich Männer und Frauen und Mädchen lachend durcheinander. Seltſam ſind ſie gekleidet, wie er es hie und da in alten, vergilbten Büchern geſehen, und etwas Seltſames liegt in Allem, was ſie thun und wie ſie es treiben. Doch ehe er darüber nachgedacht, haben ſie ihn umtanzt und er muß mit ihnen tanzen und lachen und ſie ſchenken ihm kühlenden Trunk ein aus hohen ſilbernen Kannen. Den ſchlürft er haſtig aus wunderlich geſchnörkelten goldenen Becher und fühlt, wie mit jedem Tropfen der Kummer, der ihn hinaus in den Wald getrieben, ferner und ferner hinter ihm zurückſinkt. Zuletzt iſt es nur noch wie ein ganz leiſe verhallendes Echo, das unendlich weit und kaum verſtanden aus dem Herzen herauftlingt.

Niemand achtet mehr auf ihn und allmählig ſinkt die Sonne ſich tiefer und tiefer, und er ſchleicht verſtohlen wieder aus der raſtlos lärmenden Geſellſchaft in den Wald hinein. Eh er's gedacht, hat er den Ausgang gefunden; vor ihm im Abendſonnenlicht liegt die Stadt und er ſchreitet den Weg zurück, durch das alte Thor auf die Straße. Nur befremdet's ihn, daß der graue Thorwächter nicht auf der Bank unter dem Eingang ſitzt; nur begegnen ihm auch hier auffallend viel Menſchen in ungewöhnlicher Tracht, die er alle nicht kennt und verwundert anſchaut. Und alle ſchauen ihn wieder verwundert an, wie er die bekannten Straßen hinaufwandert. Da plötzlich fangen die Glocken über ihm an zu ſummen und wie er ſich auf der Brücke zufällig hinabbeugt über den Waſſerſpiegel — —

Es überſchauerte plötzlich den Alten, der, vom ſcharfen Sonnenſtrahl geblendet, das Antlitz über das Brückengeländer geneigt hatte und in die ruhig ſpiegelnde Waſſerfläche hinabſah. — — — „Da ſtarrte ihm ein welkes Greiſengeſicht entgegen,“ murmelte er dumpf vor ſich hin und nickte mit dem weißen Kopf auf den ſtillen, faſt bewegungsloſen Fluß herab. „Und als er an ſein Haus kam, da kannte ihn niemand und ſie wieſen ihn von der Thür und ſagten, er ſey lang geſtorben und todt.“

„Sie ſagten, es ſeyen Mährchen, als ich es las,“

Digitized by Google

fuhr er, über das Waſſer gebeugt, fort, „und ich war ein Knabe und glaubte es ſelbſt; aber du weißt es beſſer und haſt es verſtanden und nickſt mir zu, daß es Wahrheit iſt.“

Er hatte den Hut abgenommen und das ſchöne, weiße Haar zitterte im Lufthauch um ſeine Schläfen, daß es war, als ob das Bild drunten leiſe, bejahend den Kopf bewege. Das Glockenſpiel verhallte allmählig nachſummend über den Dächern; Vorübergehende blieben neugierig ſtehen und betrachteten den Alten. Er ſetzte jetzt den Hut wieder auf und grüßte noch einmal über das Geländer hinab.

„Ich will klüger ſeyn als du und gleich ins rothe Roß gehen,“ ſagte er lächelnd und ging mit ſicherem Schritt die Brücke entlang in die erſte Straße hinein. Seine Augen richteten ſich jetzt in die Höhe nach den Erkern und Giebeln; manchmal hielt er inne und nickte, ohne daß ein menſchliches Weſen an den Fenſtern zu ſehen war, freundlich hinauf. Hier war größeres Gedränge und die Leute gingen eiliger, ſo daß Wenige auf ihn Acht gaben. Links und rechts bog er ab durch einſame Querſtraßen mit holprichtem Pflaſter und nach altmodiſcher Weiſe die Rinne in der Mitte. „Er hat Recht,“ ſagte er vor ſich hin, „es iſt faſt Alles mit im Walde geweſen, ſelbſt die Steine, und ſie reden, wo Menſchen ſchweigen. Mit verbundenen Augen wollte ich jeden Fleck an ihnen erkennen. Und da iſt's!“

Er hatte es geſagt, noch ehe es der Fall war, doch ſchon beim nächſten Schritte that die Straße ſich auf und der alte Hauptmarkt mit dem bethürmten und buntbeſchilderten Rathhauſe lag vor ihm. Darüber blickten, gigantiſch in die blaue Abendluft hinausfragend, die Thürme der Marienkirche nieder. Rechts von ihnen, dem Rathhauſe gegenüber, prangte über hohem, altem Einfahrtsthor auf gewaltigem Schilde ein rothes Roß, das faſt in Lebensgröße luſtig auf einer grünen Wieſe umherſprang. Der Alte betrachtete das Bild, auf dem hie und da im Grün ſich bedenkliche Flecken bemerklich machten.

„Das Roß hat auch ſchon bald abgeweidet,“ ſagte er lächelnd für ſich. Unter der Einfahrt ſtanden mit dem Wirthe redend die Kofferträger und zeigten jetzt auf ihn hin; der Wirth nahm das Käppchen vom Kopf und trat heran. Er mußte die letzten Worte gehört und auf ſich bezogen haben, denn er erwiederte gutlaunig: „Das hat's, Herr; bald vierzig Jahre. Aber 's iſt ein gutes Thier und ſoll darum zum Frühjahr auch friſches Futter bekommen.“

„Iſt Herr Lütge ſchon ſo lange todt?“ ſagte der alte Herr. „Mir iſt als ſähe ich ihn noch; er trug einen mächtigen Schnurrbart, das ſtand ihm komiſch zu, dem gutmüthigen Geſicht.“

Der Wirth ſah ihn fragend an. „Sie meinen den Vorgänger meines Vaters, den alten Bruckmann?“ ſagte er. — „Bruckmann?“ wiederholte der Alte nachſinnend; „nein, ich meine den Beſitzer Ihres Hauſes, als es noch „zur weißen Roſe“ hieß.

Der Angeredete drehte ein wenig verlegen das Käppchen in der Hand. „Da iſt Ihnen wohl etwas Anderes in der Erinnerung,“ ſagte er lächelnd, „vielleicht ein Gaſthaus drüben am Neumarkt. Dieſes hieß ſeit undenklichen Zeiten „Zur Sonne“ und mein Vater machte das „rothe Roß“ daraus, weil mein Großvater in ſeiner Heimath unter der Firma Gaſtgeber geweſen. Darf ich Sie bitten, dieſe Treppe.“

Sie waren während des Geſprächs unter den Thorweg getreten und der Wirth ſtieg trotz ſeinem Umfang dem Fremden behend voran, die breite, bequeme Treppe hinauf. Dieſer folgte langſamer, öfter, doch wie es ſchien, nicht aus Ermüdung innehaltend und ſich umblickend. „Seit undenklichen Zeiten,“ ſagte er leiſe. „Die Menſchen ſind nicht mit im Walde geweſen; er hat wieder Recht.“

Der Wirth öffnete auf dem erſten Treppenabſatz ein hohes, dunkles Zimmer mit ſchwerfälliger, alterthümlicher Ausſtattung. „Sie befehlen ein oder mehrere Zimmer?“ fragte er. — „Ich danke, eines vor der Hand,“ entgegnete der Alte. „Sind für mich paſſende Privatwohnungen leicht zu bekommen?“

„O gewiß,“ antwortete der Gefragte; „die Häuſer ſind größtentheils ſchwach bewohnt und“ — „Vielleicht in der Burgthorſtraße?“ fiel der Alte etwas zögernd ein. Es war als ob er noch mehr fragen wollte, aber er brach ab und ſetzte hinzu: „Ich liebe ſehr die freie Ausſicht und die ſchönen Gärten hinter dem Hauſe, die man dort hat.“

Der Wirth machte eine zuſtimmende Bewegung. „Nur,“ ſagte er, „ſind die Gärten in den letzten zwanzig Jahren ſehr zuſammengegangen und zu Fabrikanlagen benutzt und“ — er ſann einen Augenblick nach — „in der Burgthorſtraße iſt, glaube ich, nur ein einziger unverändert geblieben. Dagegen auf der Weſtſeite der Stadt —“

Der alte Herr hatte mit ängſtlicher Aufmerkſamkeit, faſt athemlos dem Gutachten des Wirthes zugehört. Er unterbrach ihn jetzt haſtig, ohne von den letzten Worten Notiz zu nehmen: „Nur Einer? und wem gehört der Garten?“ „Herrn Brunner, Firma Martin Brunner und Compagnie,“ erwiederte der Wirth. „Ein reiches, ſehr altes Haus —“

Der Alte wandte ſich ab, ſetzte ſich auf einen

Digitized by Google

Stuhl und legte das Geſicht in die Hand. Einen Augenblick war es, als ob ſeinen Körper die Kraft und die feſte, aufrechte Haltung zu verlaſſen drohte, ſo daß der Wirth beſorgt näher an ihn herantrat. Aber er richtete ſich gleich wieder ruhig auf und ſagte mit gleichgültiger, nur unmerklich zitternder Stimme: „Ja, ich kenne ihn; alſo der wohnt dort in der Straße?“

Er war dabei an's Fenſter getreten und blickte gedankenlos über den Markt weg auf die vergoldeten Thurmſpitzen und Zinnen des alten Rathhauſes. Hinter ihm trat der Oberkellner mit dem Fremdenbuch ein und bat ihn um ſeinen Namen. Der Alte ſah ihn einen Augenblick zerſtreut an, dann griff er nach der dargehaltenen Feder und ſetzte ſie an. Er ſchrieb mit raſcher Hand „Hermann“ auf das Blatt und begann ein „W.“ dahinter; aber plötzlich beſann er ſich, hielt inne, änderte es in „St“ um und ſchrieb „Sterneck, Kaufmann aus Philadelphia“ dahinter. Er ſah bei dem letzten Worte auf und fragte: „Giebt es in der Stadt vielleicht noch irgend Jemanden, Namens Waldburg?“

Der Beſitzer des rothen Roſſes ſchüttelte den Kopf: „Mir nicht bekannt, habe den Namen nie gehört. Holen Sie das Adreßbuch, Johann.“

Doch der Alte winkte ihm; „laſſen Sie!“ ſagte er leiſe. Er gab ſich keine Mühe, das Traurige in ſeiner Stimme zu verſtellen; auch der Wirth empfand, daß er überflüſſig geworden und empfahl ſich, nachdem er noch ein paar Worte mit den Trägern gewechſelt und gefragt, ob Herr Sterneck vielleicht vor der Hand noch etwas zu befehlen habe, mit einer höflichen Verbeugung.

Der alte Herr hatte die Frage nicht gehört und ſchien ſein Verſchwinden kaum zu bemerken. Erſt als die Träger das letzte Gepäckſtück hereingeſetzt und mit einem halblauten „Guten Abend“ die hohe Thür knarrend hinter ſich geſchloſſen, fuhr er mit dem Kopf in die Höhe und blickte ſich um. Er hatte Hut, Stock und leichten Oberrock abgelegt, als er ins Zimmer getreten; nun ſtand er auf, zog den Letzteren wieder an und rüſtete ſich zum Ausgehen. Aber er hatte kaum die Hälfte des Weges bis zur Thür zurückgelegt, ſo fühlte er, daß die Kniee unter ihm zu brechen anfingen; mühſam ſtützte er ſich auf den Tiſch und wankte an's Fenſter zurück. Dort ſetzte er ſich in den alten Lehnſeſſel, legte beide Hände müde auf den ſchweren Goldknauf ſeines Stockes und blickte auf den Markt hinaus.

Es war ſchon zu ſpät, als daß die Sonne noch über die völlige Häuſerumrahmung bis auf den Platz herunterfallen konnte; nur auf den Dächern lag ſie noch hie und da in einſam goldigem Glanz. Der Alte folgte ihr mit den Augen, wie ſie langſam höher und höher bis an den Firſt hinaufzog; der tiefſinnige Zug, der ſein Geſicht in der letzten halben Stunde mehr und mehr überflogen, ſchwand allmählig wieder und es wurde wie im Beginn ruhiger und gefaßter.

„Es iſt die Sonne Homers, und ſie leuchtet der Jetztzeit, wie ſie meiner Jugend geleuchtet,“ ſagte er endlich; „ſie iſt geblieben und ich muß mit ihr zufrieden ſeyn. Das andere, auf das ich gehofft, iſt hin, und wer darf darüber klagen, wenn er ein halb Jahrhundert im geſpenſtiſchen Treiben deſſen verlebt hat, was ſie die „neue Welt“ nennen?“

„Was war's denn auch, worauf ich gehofft? Holz und Stein und andere Blumen an gleicher Stätte. Blumen ſind wie Menſchen, und für beide und Alles bin ich verſchollen, vergeſſen, geſtorben und begraben.“

Er wiegte leiſe mit dem Kopfe hin und her. Auch von den Thürmen war nach und nach der Sonnenſtrahl gewichen und die Geſtalten drunten auf dem Markt begannen im Dämmerlicht zu verſchwimmen. Wie er ſo, auf den Stock geſtützt, im Zwielicht daſaß, wurde ſein Geſicht immer träumeriſcher. Man ſah, daß die Gegenwart um ihn völlig verſchwunden war und daß ſeine Augen in lang vergangene Tage hinüberblickten. Manchmal öffneten ſich ſeine Lippen und flüſterten unverſtändliche Worte; endlich ohne daß er es wußte, ſprachen ſie leiſe, aber deutlich:

Die Zukunft, die einſt wir erträumt, mein Kind,
Mit leichtem Sinn, mit lockigem Haar,
Die iſt nun gekommen, erfüllt — es ſind
Gekommen, gegangen die Jahre geſchwind;
Die Träume, ſie ſind nun wahr.

Wie bab' ich geweint mit die Augen blind,
Als mit leichtem Sinn, mit lockigem Haar
In Frühlingstagen warm und lind
Aus unſeren Träumen ſie dich, mein Kind
Gelegt auf die Todtenbahr!

Er ſaß wieder eine Weile ſchweigend; plötzlich ſchlug dicht neben ihm die Uhr vom Marienthurm und er ſah auf. Es mußte ihm jetzt zum Bewußtſeyn kommen, was die Lippen ohne ſein Wiſſen geſprochen, denn er nickte ernſt mit dem weißen Kopfe und fuhr lauter, noch einmal den Anfang wiederholend, fort:

Die Zukunft, die einſt wir erträumt, mein Kind,
Mit leichtem Sinn, mit lockigem Haar,
Die iſt nun gekommen, erfüllt geſchwind —
Ich wiege mein einſam Haupt im Wind,
Die Träume, ſie ſind nun wahr.

Digitized by Google

Dann ſtand er auf. „Das Grab iſt auch eine Wahrheit,“ ſetzte er hinzu, „wir wollen es zuſammen aufſuchen.“

Er ging nun mit feſten Schritten durch's Zimmer und die Treppe hinunter. Der Wirth ſtand, wieder ſein Käppchen lüftend und nach dem Begehr fragend, unter dem Thor. „Ich will noch einen Spaziergang machen und komme bald zurück; dann möchte ich zu Abend eſſen,“ ſagte der Alte im Vorübergehen. Der Wirth fragte noch, was Herr Sterneck befehle; aber dieſer war ſchon eine Strecke fort und hörte nicht mehr, ſo daß er nur noch vernahm: „Ein curioſer, rüſtiger alter Herr!“ hinterdrein murmelte.

Dieſer ging nun über den Markt, unter dem düſtern Schwibbogen des Rathhauſes durch, dann die breite Straße entlang. Aus den Schaufäden glänzten ſchon die Lichter; wohin ſie aber nicht fielen, war es dunkel, denn die neuen Gaslaternen wurden nach altväterlicher Sitte eben ſo wenig als die früheren Oellampen angezündet, ſobald der ſpeciell beglaubigte Kalender der alten Stadt möglichen Mondſchein regiſtrirte, und dieß war heute der Fall. Allein obgleich der Himmel wolkenlos und heiter über ihr lag, war kaum eine Wirkung des Mondes zu bemerken, da derſelbe erſt mit verſchwindend ſchmächtigem Abſchnitt am Horizonte auftauchte, an dem er ſich länger als gewöhnlich zu halten ſchien, gleichſam als ſchäme er ſich, in ſeiner Winzigkeit ſich aller Augen bloßzuſtellen.

Trotzdem ſchritt der alte Herr unbeirrt durch das geräuſchvolle Treiben der zahlreich heimkehrenden Spaziergänger dahin. Bald kam er auf eine zweite, marktähnliche Erweiterung und bog um eine, im letzten Tagesſchimmer gewaltig aufragende Kirchenwand in eine Nebenſtraße ein. Hier war es dunkler als in den andern; die hohen Giebelhäuſer ſtanden ſich ſchweigſam und lichtlos gegenüber, und trotz der frühen Abendſtunde waren faſt alle Thüren ſchon geſchloſſen und nirgends Leben bemerkbar. Auch auf der Straße gingen hier wenige, da der allgemeine Zug, der aus dem Freien zurück kam, eine andere Richtung innehielt, und die Begegnenden ſchritten ſchnell in geſchäftsmäßigem Gang und bekümmerten ſich nicht um die Schönheit und Ruhe der milden Sommernacht.

Der alte Herr war im Anfang ebenfalls für ſeine Jahre ziemlich eilig geſchritten; jetzt wurde ſein Gang langſamer und ſeine Miene nachdenklicher. Die Häuſer, an denen er entlang wanderte, boten einem Fremden faſt das gleiche Anſehen, ſo weit in dem kargen Licht überhaupt etwas zu unterſcheiden war. Breite, mehr thor- als thürartige, hochgewölbte Eingänge, die auf den erſten Anblick zeigten, daß ſie wenigſtens früher nicht für menſchliche Communication allein benutzt worden; rechts und links von denſelben ein einziges, aber faſt die Breite eines gewöhnlichen um das Doppelte übertreffendes Fenſter, um dieſe Stunde bereits mit ſchweren, von Innen verriegelten Vorſetzläden geſchloſſen. Darüber, etwas vorgebaut, hin und wieder auch wohl mit einem noch weiter vorſpringenden Erker in der Mitte verſehen, lag das erſte Stockwerk in gewöhnlicher Weiſe. Am Oberrande des zweiten begann der ſtufenartig ſich verjüngende Giebel, der alle oberen Räumlichkeiten der hohen Gebäude gleichmäßig von beiden Seiten zuſammenengte, bis in der Spitze nur ein einziges, meiſtens rundes Fenſter gerade über der Eingangsthür das Ganze abſchloß.

Sie ſchienen in der That in der Dunkelheit ein in Reihe und Glied verſteinertes Regiment aus grauer Rieſenzeit zu ſeyn, ſo gleichmäßig war der Eindruck, den ſie in Bezug auf Größe, Farbe und Bauart machten. Nichts deſto weniger mußten jedes von ihnen dem Alten beſondere Merkmale bieten, denn er nickte im Vorüberkommen jeder Thür vertraulich zu und murmelte leiſe einen Namen vor ſich hin.

Sein Schritt wurde immer ungewiſſer und zurückhaltender; endlich blieb er vor einem der Häuſer ganz ſtehen. Er legte einen Augenblick die Hand auf's Herz und holte tief Athem; dann überſah er ſchweigſamen Blickes das Ganze vom Grunde bis zum Giebel hinauf.

Das Haus war wie alle andern geſchloſſen und unterſchied ſich nur durch den Beſitz eines der vorhin erwähnten Erker von den Nachbargebäuden. Dennoch mußte es für den jetzigen Betrachter Eigenthümlichkeiten beſitzen, die ſich andern Augen entzogen; denn er trat dicht an die Mauer heran und taſtete mit den Händen darüber hin. Ab und zu nickte er haſtig mit dem Kopf, endlich legte er ihn gegen die Seitenwandung des Eingangs und ſagte leiſe: „Hermine,“ vor ſich hin.

Es ging niemand vorüber, dem es auffällig hätte erſcheinen können, wie lange er ſo ſtand. Rundum war es ſtill und leer; nur, wie es ſchien, aus der Ferne hinter dem Hauſe herüber tönte das leiſe, einförmige Rauſchen des irgend wo mit ſtärkerem Gefälle treibenden Fluſſes.

Als der Alte wieder aufſah, war der kleine Mondabſchnitt herausgekommen, und warf durch die Giebellücke der gegenüberſtehenden Häuſer einen ungewiſſen Schimmer auf das Gebäude. Er war ſchon zurückgetreten, als ihm plötzlich ein Gedanke kommen mochte. Er trat nochmals hinan und ſuchte im bleichen Licht etwas an der Thür und der Seitenwand. Aber er fand nichts als das gleichförmige Holzgetäfel überall.

Digitized by Google

„Wie früher, Alles wie früher — nur die Namen drinnen —“ Er brach ſeufzend ab, trat vom Trottoir auf die Straße und überflog noch einmal das Ganze. Alle Fenſter waren dunkel. „Sie werden auch hinten leben,“ murmelte er. „Sie — wer ſie?“ Er ſchüttelte den Kopf, „die nicht mit im Walde waren. Wer, iſt gleich.“

Nun ging er langſam weiter; wie er ſich noch einmal umwendete, war es ihm, als ob ein Lichtſchimmer im Hintergrunde des erſten Stocks aufglänzte. Er ſtand ungewiß ſtill, denn derſelbe erloſch ſogleich wieder; aber nun hörte er deutlich das Erkerfenſter aufklinken, und ſah einen jugendlichen Kopf ſich nach dem geſtirnten Himmel hinausneigen. Er war aber zu fern, um Genaueres von den Zügen unterſcheiden zu können, und ging langſam den Weg zurück. Aber er hatte kaum einige Schritte gemacht, als der Kopf im Fenſter haſtig zuſammenfuhr; zugleich glaubte der Alte aus dem Innern des Hauſes eine verhallende Stimme zu vernehmen, die „Hermine!“ rief.

„Ja, Mama,“ antwortete eine helle, rückwärts gewendete Mädchenſtimme. Es lag etwas Eiliges, Vorſorgliches in dem Ton; im ſelben Augenblick blitzte das Licht im Hintergrunde wieder auf. Dann klirrte das Erkerfenſter heftig zu, ein leichter, lockiger Schatten flog über den erleuchteten Plafond und Alles war lautlos-dunkel wie zuvor.

Der alte Herr ſtand und ſtrich ſich beſinnend mit der Hand über die Stirn. „Man ſagt, es bedeute Tod, wenn dem Alter die verſchollene Jugend vor Geſicht und Gehör zurückkommt,“ ſagte er, „und es mag nicht ohne Grund ſeyn, wenn unſere letzten Begleiter, die eigenen Sinne von uns abfallen und uns belügen. Die Todten winken, daß wir folgen ſollen — Hermine!“

Er wiederholte das letzte Wort mehreremal vor ſich hin, während er die Burgthorſtraße auf demſelben Weg, den er gekommen, zurückwanderte. Wie er am rothen Roß eintraf, fühlte er ſich ermüdet; er wollte die Treppe in ſein Zimmer hinaufſteigen, allein ihm fehlte die Kraft dazu, und er ſetzte ſich auf die unterſte Stufe und lehnte den Kopf an's Geländer. So traf ihn ein Kellner, der mit Licht über den Flur ging und rief erſchrocken dem Wirth. Der Alte war eingeſchlafen und lag leiſe athmend wie todt da. Als die beiden ihn emporrichteten, wachte er auf, blickte ſie freundlich an und ſagte: „Hermine.“ Das antwortete er auf alle Fragen, die an ihn gerichtet wurden; endlich gelang es, ihn, indem er ſich auf die Schultern der beiden ſtützte, in ſein Zimmer hinaufzubringen. Dort ſetzte er ſich auf einen Stuhl, gab dem Wirthe dankbar die Hand und bat, ihn allein zu laſſen. Der Wirth zögerte und ſprach dann einige Worte leiſe mit dem Kellner, aber der Alte hörte ſcharf und winkte ihm ab.

„Es bedarf des Wachens nicht und noch weniger eines Arztes,“ ſagte er beſtimmt und beſonnen, „ich bin nur weit, ſehr weit gegangen, und das hat mich müde gemacht; müder freilich, als ein junger Mann von achtzehn Jahren werden ſollte,“ ſetzte er lächelnd und mit den großen Augen in's Leere hineinblickend hinzu, „aber fünfzig Jahre im Walde machen matt.“

Wirth und Kellner ſahen ſich bei den letzten Worten wieder fragend an; allein obgleich ſie irr und verworren klangen, lag ſo viel Ruhe und Feſtigkeit im Ton, mit dem der Alte ihnen „gute Nacht“ und am andern Morgen früh geweckt zu werden wünſchte, daß beide ſchließlich ſeinem Befehle nachkamen und das Zimmer verließen. Sie horchten noch eine Weile an der Thür und hörten, wie der Alte ruhig zu Bett ging. Dann ſahen ſie auch das Licht deſſelben durch das Schlüſſelloch erlöſchen und ſtiegen unter leiſem Geſpräch die Treppe hinab.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber das Charakteriſtiſche in der menſchlichen Stimme.

(Schluß.)

Nach dem Anblicke des Angeſichts gibt es faſt nichts, was uns bei den verſchiedenen Individuen, denen wir begegnen, ſo ſehr anzuziehen oder abzuſtoßen vermöchte, als das ihnen von der Natur verliehene Organ. Manche, die uns bis dahin gleichgültig ließen, gewinnen alsbald unſere Zuneigung, wenn wir ihre ſeelen-

Digitized by Google

volle Stimme vernehmen, und Andere, deren äußeres Weſen uns anzog, verlieren etwas von unſerer Sympathie, ſobald ſie den Mund aufthun. Es iſt, als wenn wir in den Tönen, die das Inſtrument von ſich gibt, erſt recht ſeinen innern Bau und Werth und den Geiſt, der in ihm wohnt, erkennen. Der Sprachton eines Menſchen ſcheint der Form und den Geberden ſeines Angeſichts erſt die rechte Deutung zu geben. Dieſes verhält ſich zu jenem gleichſam wie der gedruckte Text eines Buches zu den mündlichen Erläuterungen eines geiſtreichen Kenners, weßhalb denn auch Sokrates zu einem jungen Mann, den man ihm vorſtellte, ſagte: „Sprich mein Lieber, damit ich dich ſchaue! Sokrates dachte dabei nicht bloß an die Worte und Gedanken, die der Jüngling äußern würde, ſondern ohne Zweifel vor allen Dingen auch an den Klang, den Grundton ſeines Organs.

In gewiſſem Grade iſt ſogar der Inhalt der Gedanken und Empfindungen, die wir äußern, Nebenſache. Der innige warme, oder aber der kalte und theilnahmloſe Ton, mit dem wir ſie vorbringen, die durch das Ganze als Grundfarbe ſich hinziehende Bruſtſtimme iſt es hauptſächlich, was den auf ihr gleichſam ſchwimmenden oder auf ihr ſo zu ſagen geſtickten Ideen und Aeußerungen erſt ihr rechtes Verſtändniß, ihre Bedeutung, ihr Gewicht und ihren Effekt gibt. Und die Franzoſen haben daher in dieſer Beziehung ihr berühmtes Sprichwort in Schwung gebracht, daß es der Ton ſey, der die Muſik mache: „Que c'est le ton, qui fait la musique.“

Ein angenehm und vollkönendes, klangreiches und klares, warmes und edles Organ läßt uns eine wohlwollende, geſunde, warm fühlende noble und biedere Seele vermuthen. Man möchte da ſagen: „Mens sana, et vox sana, in corpore sano.“ Es gibt unter den Menſchen wahre Engelsſtimmen, von denen man behaupten möchte, daß ſie unmöglich täuſchen könnten. Liebe und Freundſchaft haben daher zu den Herzen der Menſchen eben ſo oft durch die ſchöne, bezaubernde Stimme, die ihnen als der Hauptbeweis einer ſchönen Seele, als ein prophetiſcher Ton gleichſam aus der Tiefe der Bruſt hervorzugehen ſchien, Eingang gefunden, als durch die reizende Form. Auf der andern Seite gibt es ſo flache, platte und indifferente Organe, daß ſie mehr alles andere ein Anzeichen eines flachen, platten und indifferenten Herzens zu ſeyn, und daß ſie allen Adel und alle Tiefe des Gemüths zu verneinen ſcheinen. Die Ueberzeugung wenigſtens ſteht bei ihrer Wahrnehmung ſogleich in uns feſt, daß es aus der Bruſt eines Sokrates, eines Plato oder eines Achilles oder Alexanders ſo nicht hervortönen könnte.

Auch vermag uns nichts ſo in Furcht zu ſetzen und im Innerſten der Seele zu erſchrecken, als die Menſchenſtimme. Selbſt der dirus vultus tyranni iſt lahm und effektlos, wenn nicht der grollende Donner der Stimme hinzukommt. Das wüthende Kriegsgeheul der Indianer iſt weit entſetzlicher und ergreifender als ihre verzerrten ſtummen Mienen. Das ſchrecklichſte der Schrecken iſt der Menſch in ſeinem Wahn, in ſeinem Angeſicht, aber vor allen Dingen in ſeiner leidenſchaftlich erregten Stimme. Ein Wehe-ruf, ein Todesröcheln, eine hohle und geſpenſtiſche Grabesſtimme, dieß Alles iſt noch von viel grauſigerer Wirkung, als die dieſen Dingen entſprechenden Geberden und alle dem Auge wahrnehmbaren Erſcheinungen. Daher ſind auch die, welche andere zum Tode zu führen hatten, oft mehr darauf bedacht geweſen, das ohr- und herzzerſchneidende Seufzen, Stöhnen, Aechzen und das Wehegeſchrei als den ſchmerzlichen Geſichtsausdruck ihrer Opfer den Zuſchauern durch Trommeln, Muſik oder dergleichen zu verbergen, und haben dabei ähnlich verfahren wie nach der griechiſchen Mythe die Kureten, die mit ihren Schildern an der Wiege des Säuglings Jupiter Geräuſch machten, um das Winſeln und Jammern des Kleinen zu übertäuben, wie ſich denn auch viele Menſchen bei einem ſchrecklichen Vorfall vor allen Dingen die Ohren verſtopfen, während ihre Augen ſchon leichter etwas Furchtbares ertragen, unter andern auch gleichmüthiger den Blitz ſehen als den Donner hören.

Wo das Geſicht uns täuſcht, da dient uns die Stimme nicht ſelten als Compaß. Ja in der Regel iſt dieſer Compaß zuverläſſiger. Obwohl geſchickte Schauſpieler darin Außerordentliches geleiſtet haben und obwohl auch wir Anderen im gemeinen Leben gar mancherlei Tonarten anzuſtimmen wiſſen, ſo iſt es doch jedenfalls ſchwerer, den Grundton der Stimme zu beherrſchen, zu verhüllen, oder willkürlich zu modificiren, als die Geſichtsmienen und Geberden. Ein warmer, liebevoller Ton der Stimme läßt ſich noch weniger leicht erkünſteln, als ein freundliches, wohlwollendes Antlitz. Die Züge des letztern haben wir wie eine ziemlich gut eingerichtete Theaterdekoration weit mehr an den Schnüren einer Anzahl unſerem Willen unterworfener Muskeln, an denen Augen, Mund, Lippen, Wangen, Kinn und Stirne hängen. Bei der Bildung der Stimme ſprechen eine Menge innerer Proceſſe und Erregungen mit, die gar nicht unter der Controle und dem Einfluſſe unſeres Willens ſtehen. Wenn Einer längſt ſeine Thränen getrocknet und ſein betrübtes Geſicht Anſtands halber bereits wieder in die gewöhnlichen Falten des Alltagsausdrucks gelegt hat, verräth doch

Digitized by Google

noch der heisere, hohle, melancholische und bebende Klang der Stimme den Schmerz, von dem sein Inneres erschüttert ist, und wir erkennen bei den Trauernden die Wahrhaftigkeit und Innigkeit ihrer Empfindung vorzugsweise an einer solchen rührenden Färbung ihrer Stimme, die sie sich künstlich und absichtlich kaum geben können.

Bei einer plötzlichen Aufwallung wird Mancher im Mienenspiel, welches er beherrscht, noch nichts davon ausdrücken, während ein veränderter Anschlag seiner krampfhaft bewegten Stimme — wenn ihm etwas, wie der gemeine Mann sich auszudrücken pflegt, auf die Leber gefallen ist — uns schnell das nahende Ungewitter verkündet.

Oft wagen die Augen, die Zunge und die Lippen noch nicht zu sprechen, während der ganz unwillkürlich milde und liebevolle Ton der Stimme, der unmittelbar aus der Brust kommt, der im Schmelztiegel des Herzens erweicht worden, dem Aufmerksamen unsere Zuneigung sogleich offenbart. So bleibt auch wohl ein gescholtenes Kind, dem wir mit Heftigkeit versichern, daß wir böse sind, bei unsern finstern und grollenden Mienen doch ziemlich getrost, weil es uns nicht so gut gelingen will, auch der Stimme den ächten inneren Klang des Zornes zu geben, wie dem Gesichte den äußeren Schein und Anstrich davon, und das Kind denkt wohl für sich: „Ich höre schon, Vater meint es so schlimm nicht.“ Die Menschen mögen zu uns sagen was sie wollen, und mögen dabei aussehen wie sie wollen; das ist Nebensache. Der durch die Rede hinhauchende Grundton ihrer Stimme ist das, woran wir uns halten. War dieser ein lieblicher und wohlwollender, so gehen wir getröstet von dannen. War er mißtönend, ungemüthlich oder kühl, so war alle Süßigkeit der Worte und Mienen ohne Arznei. C'est le ton, qui fait la musique.

Selbst die geschicktesten Schauspieler, die durch die Drapirung ihrer Mienen und mit Hülfe anderer Künste ihr Gesicht wohl so verändern, daß wir sie nicht wieder erkennen, vermögen es doch kaum, den Grundton ihrer Stimme völlig zu verläugnen. Welche Rolle auch ein Emil Devrient übernehmen, wie er sich dabei auch äußerlich umwandeln und verhüllen mag, sobald er, sey es als Hamlet, sey es als komischer Engländer den Mund aufthut, so wissen wir sogleich, daß wir Emil Devrient hören. Auf dieser Schwierigkeit, die Stimme zu verstellen, beruht unter andern auch ein lustiges Kinderspiel, bei dem die Mitspielenden nur ein Wort z. B. „Pier“ aussprechen müssen. Selbst dieses kleine Wort kann kaum jemand anders sagen, als wie er es seiner Eigenthümlichkeit nach sagen muß, und von den mit ihm vertrauten Bekannten wird er fast jedesmal dabei ertappt. Nur den wunderbaren Bauchrednern, so scheint es, gelingt es allerdings zuweilen vollständig, die ihnen angeborene Stimme zu verhehlen.

So schwierig es diesem allen nach ist, die Stimme zu beherrschen und sie anders tönen zu lassen, als unsere natürlichen Anlagen und die Affekte, die uns beherrschen, es bedingen, so bindert dieß doch nicht, daß wir Menschen aus sehr verschiedenen Tonarten, die uns von Haus aus nicht natürlich sind, zu reden wenigstens den Versuch machen.

Manche haben sich durch Erziehung und Gewöhnung und in Folge ihres Strebens nach Höflichkeit und Artigkeit einen gewissen süßlichen flötenden Sprechton künstlich zu eigen gemacht, auf dem sie gleichsam spielen, wie auf einem Instramente, wie dieß Shakespeare z. B. von seinem glatten Hofmann Polonius sagt. Bei solchen ereignet es sich dann zuweilen, daß sie bei heftigem Affekte plötzlich das Instrument bei Seite legen und ganz andere Laute anschlagen, die uns dann wohl als angemessene Naturlaute klingen, und uns unserem Freund näher ins Auge blicken lassen. Bei Vielen ist jene süßliche hohe Tonart nicht angenommen, sie kommt ganz natürlich aus ihrem gefälligen freundlichen und sanftgestimmten Wesen hervor.

Andere haben sich wieder eine mehr oder weniger weinerliche Stimme angeeignet. Sie wollen sentimental, theilnehmend und mitleidsvoll erscheinen, und tragen fast alles, was sie zu sagen haben, selbst gleichgültige und gewöhnliche Dinge mit einer gewissen rührenden und erhöhten Stimme vor. Bei manchen ist diese Stimme wie das ihr entsprechen sollende Gefühl mehr oder weniger fingirt. Bei andern ist es ihr sentimentales und gefühlvolles Herz, das sich naturgemäß und wahr darin ausspricht.

Viele umgekehrt lieben den Bramarbas zu spielen, und statt, wie die Weinerlichen, Höflichen und Sentimentalen, die Stimme in die höhern Regionen zu versetzen, bleiben sie mit derselben beständig, so zu sagen, auf dem Grunde, geben ihr eine größere Rauhheit, Tiefe und Mannhaftigkeit, als nöthig ist, und wer das anhört, meint, es drohe bei ihnen stets ein kleines Unwetter im Hintergrunde. Bei Einigen, die gerade keine natürlichen Helden sind, ist dergleichen rein angenommen, angekünstelt und angewöhnt. Bei Andern ist es ihre phlegmatische oder auch ihre sehr ruhige Natur, die sich wie in ihren unveränderlichen und durch ein lebhaftes Mienenspiel wenig bewegten Gesichtszügen, ebenso auch durch eine beständig einförmige und dumpftönende oder affektlose Stimme zu erkennen gibt. Solche ruhige oder phlegmatische Gemüther äußern sogar ihren

Digitized by Google

Enthuſiasmus oder ihre Heiterkeit, ſo zu ſagen in einer brummigen, grollenden, rauhen Weiſe, während wohl die Stimme des Sanguinikers dabei wie ein Eichhorn einen Baum die ganze Tonleiter vom Gipfel bis zur Wurzel durchhüpft.

Der Seelenruhe, der Gutmüthigkeit und dem Gleichmuth entſpricht deßhalb ganz das Weſen der tiefen Töne, da ſie ſich nur langſam hervorbringen laſſen, und aus lauter lang gezogenen Schwingungen beſtehen. Die hohen Stimmtöne ſchwingen ſchneller, man kann mit ihnen raſcher ſprechen und wechſeln, daher wir auch bei heftigen Affekten, wo unſeren Gefühlen und Erregungen plötzlich und raſch Luft gemacht werden ſoll, gemeiniglich in den Diskant übergehen, während wir bei eintretender Beruhigung wieder in den tiefen, andante ſchwingenden Ton zurückfallen. Wenn Jemand beſtändig in einem hohen und ſchreienden Stimmtone redet, ſo wird dieß daher oft ein Zeichen ſeines lebhaften Temperaments ſeyn, oder auch ſeines Strebens ſich hervorzuthun. Wie in den Geſangchören und Orcheſtern, ſo fallen auch im Geſpräche und im Umgang und Leben den Sopran-, Diskant- und Tenorſtimmen die Hauptrollen zu, den Bäſſen nur die Begleitung. Ein tiefer und dabei etwas gedämpfter Sprechton iſt meiſtens ein Ausdruck der Beſcheidenheit, während laute, gellende, kreiſchende, oder ſchallende Trompetenſtimmen gemeiniglich die der Beſcheidenheit entgegengeſetzte Geiſtesdisposition anzeigen.

Das Verbleiben bei derſelben Tonart der Stimme wird gewöhnlich als ein Zeichen eines feſten, gleichmäßigen und wahren Charakters genommen werden können. Bei dem edlen und tüchtigen Manne wird ſelbſt im Zorn oder im höchſten Affekte die Stimme noch wohlgefällig, edel, ſonor und ſittlich moderirt erſcheinen, während ſie bei leidenſchaftlichen oder gemeinen Charakteren oder gar bei den völlig undisciplinirten und grundſatzloſen rohen Völkern dann wohl in eine zügelloſe, faſt thieriſche Wildheit ausartet. Bei gewaltigen Aufregungen zeigt ſich ſolches beſonders frappant; aber auch das bloße gelegentliche Ueberſchnappen der Stimme, das Herausfallen aus dem Ton im alltäglichen Umgang iſt oft das Zeichen eines wankelmüthigen unfeſten, unzuverläſſigen Sinnes. Wenn Jemand bei einem Vortrage, Berichte, oder im Geſpräche plötzlich, ſey es auch nur für einen Augenblick in eine Tonart übergeht, die mit der von ihm angeſchlagenen ſtark contraſtirt, z. B. aus dem ſentimentalen oder gefühlvollen, in den gleichgültigen, aus dem ſanften oder begütigenden in den zornigen, oder aus dem bittenden Ton in den deſpotiſchen und befehlenden, ſo kann uns dieſer eine Mißton in der angeſtimmten Muſik oft auf der Stelle aufmerkſam machen, als Warnung und als Verräther einer verſteckten Geſinnung erſcheinen.

Man mag von dieſem Herausfallen aus dem Ton, von dieſem Verwerfen der Stimme ungefähr daſſelbe gelten laſſen, was unſer großer Kant vom Verwerfen des Blicks bemerkt, indem er ſagt: „Wenn jemand (z. B. ein Schulknabe oder ein Verbrecher, der ſonſt nicht ſchielt) bei ſeinem Berichte ſich plötzlich auf die Naſenſpitze ſieht, und ſomit ſchielt, ſo iſt das, was er erzählt, jederzeit nicht wahr.“ — Durch ſolches Verwerfen des Blicks oder Ueberſchnappen des Stimmtons hat ſich bei Verhören dem aufmerkſamen Richter oder Lehrer ſchon mancher Schuldige enthüllt. Allerdings iſt auch dabei die Auslegekunſt ſchwierig. Die Zeichen für das Ohr wie für das Auge (ſogar das gewöhnlich als ſo entſcheidend angenommene Erröthen) ſind keineswegs untrüglich. — Kant ſetzt daher auch ſeiner oben angeführten Bemerkung über das Verwerfen des Blicks gleich warnend hinzu, „daß man ja nicht den gebrechlichen Augenzuſtand eines Schielenden dahin zählen dürfe, der der treueſte Menſch von der Welt ſeyn könne.“ Es gibt ebenſo doppelſtimmige Menſchen, die häufig aus dem Ton fallen, oder mit der Stimme wechſeln, nicht weil ſie wankelmüthig oder unwahr ſind, ſondern bloß in Folge einer Unvollkommenheit ihrer Stimmorgane. Manche Männer z. B. ſcheinen nie ſo recht zu einer vollſtändigen Conſolidirung ihres männlichen tiefen Tons gekommen zu ſeyn, und ihr ganzes Leben hindurch, wie in ihren erſten Jünglingsjahren mit ihrer Stimme aus dem Baß in die Fiſtel, aus dem männlichen in den weiblichen, oder aus einem ruhigen in einen geſteigerten oder gellenden Ton zu verfallen oder überzuſchlagen. Man will auch bemerkt haben, daß die, welche auf einem Ohre taub ſind, zu einem Ueberſchlagen oder einer Ungleichmäßigkeit in der Stimme neigen. Solche mögen natürlich wie die von Haus aus Schielenden die zuverläſſigſten und einfachſten Seelen von der Welt ſeyn.

Wer ſich und Andere beobachtet hat, der wird wohl am Ende ſogar gefunden haben, daß wir alle faſt beſtändig in mehr oder weniger verſchiedenen Sprechweiſen und Tonarten reden, und daß wir je nach Umſtänden gar mannigfaltige Stimmen aufſchlagen. Wenn wir als Richter in Amt und Würden ſitzen, wenn wir als Offiziere commandiren, wenn wir mit Niedrigeren oder auch mit Höherſtehenden reden, ſo iſt in allen dieſen Fällen nicht nur was wir ſagen, und wie wir unſere Ausdrücke und Phraſen formuliren, ſondern auch der Klang und Grundton unſerer Stimme ganz anders, als wenn wir mit unſeren Freunden und Lieben ſprechen.

Digitized by Google

Man könnte faſt ſagen, wir haben dabei oft, ohne es uns ſelber bewußt zu ſeyn, ſo viele Stimmregiſter, wie eine Orgel, und ziehen von ihnen bald dieſes bald jenes an. Der Soldat rapportirt ſeinem Hauptmann in einem Tone, der außerordentlich verſchieden iſt von dem, in welchem er mit ſeinen Kameraden ſcherzt und plaudert. Der Dorfſchulmeiſter ſcheint ebenſo ſein ganz apartes Organ für ſeine Strafpredigten zu haben, wie auch ſeine Schüler für das Auffagen ihrer auswendig gelernten Lieder, die in der Schulſtube ganz anders klingen, als wenn ſie ſie draußen im Freien für ſich hertrillern. Die armen leibeigenen Bauern in Polen, Liſland und Kurland und auch in andern Gegenden haben, wenn ſie mit ihren geſtrengen Grundherren reden, eine ganz beſonders klägliche, weinerliche, wimmernde, hochtönende und verſchüchterte Stimme, die ſie ſogleich umſtimmen, wenn ſie ſich zu ihres Gleichen wenden.

So haben wir auch alle im Leben mit Dieſem einen mehr oder weniger freien, vertraulichen, zärtlichen, gemüthlichen oder liebevollen, mit Jenem einen mehr oder weniger ehrerbietigen, gedämpften oder kühlen Ton der Stimme. Ja man könnte faſt aus dem Klange der Stimme, den wir im Geſpräch mit dieſem oder jenem anſchlagen, ſogleich heraus hören, ob der Angeredete unſer intimer Freund, oder ein uns völlig Fremder iſt, oder in welchem Grade der Vertraulichkeit und in welchem Freundſchaftsverhältniß wir zu ihm ſtehen. Mit unſeren Buſenfreunden reden wir z. B. meiſt nur in einem ganz niedrigen murmelnden Ton, faſt als wenn wir uns mit uns ſelbſt unterhielten. Bei fremden Gäſten, beſonders wenn ſie höher oder uns doch ferner ſtehen, greifen wir alsbald eine Quinte oder Terze höher.

Fein gebildete und gewandte Hofleute haben die Regiſter, die ihrem Organe zu Gebote ſtehen, ſehr fein und mannigfaltig ausgebildet und wiſſen damit je nach Umſtänden ſo umſichtig zu wirthſchaften und abzuwechſeln, wie ein Apotheker mit ſeinen Medikamenten; wogegen man bei rohen, einfachen, bäuriſchen Leuten bemerken kann, daß ſie Alles ohne Veränderung der Stimme in demſelben geſenkten und gedämpften Tone von ſich geben, mag es ſeyn, daß ſie uns etwas Trauriges oder etwas Luſtiges mitzutheilen haben, oder daß ſie uns einen trockenen Beſcheid geben, oder uns etwas Artiges und Schmeichelhaftes ſagen wollen.

Bei denjenigen Menſchen, die viel durch die Stimme wirken, wie bei Rednern, Schauſpielern, Predigern, ſetzt ſich wohl eine gewiſſe Phyſiognomie der Stimme der Art feſt, daß ſie dieſelbe nicht nur da, wo ſie ihr Amt verwalten, wahrnehmen laſſen, ſondern auch auf die Converſation des Alltagslebens übertragen.

Den Schauſpielern bleibt leicht von der Bühne her nicht nur in ihrem ganzen Weſen, in ihrer Denk- und Sprechweiſe, ſondern auch in ihrem Sprechton, im Klang ihrer Stimme, ein gewiſſer hochgefärbter und pathetiſcher Klang eigen, der dann im gewöhnlichen Leben, wo er nicht an ſeinem Platze iſt, zuweilen hohl und unnatürlich erſcheint. Die Redner von Profeſſion tragen ebenfalls mitunter einen gewiſſen oratoriſchen, feierlichen Ton in ihre alltäglichen Geſpräche über, die einer ſolchen Feierlichkeit nicht immer bedürfen. Die ſtets liſpelnden und flüſternden Hofleute erkennt man auch größtentheils außerhalb ihrer Hofzirkel an ihrem ſammtenen und holdſeligen Organ. Die Soldaten, Matroſen, Fuhrleute, Kutſcher oder andere, die gegen Stürme und Unwetter zu ſprechen und zu kämpfen haben, verrathen ſich eben ſo gut durch ihre rauh gewordene, zuweilen außerordentlich verwitterte Stimme, wie durch ihre gleichfalls verwitterten faltigen und narbigen Geſichtszüge. Man vernimmt unter ihnen zuweilen ſo ſchnarrende, klapperude, borſtige Sprachtöne, daß ſich in ihnen eine ganze Geſchichte von Regen, Wind, ſchlechtem Wetter und von Anſtrengungen und Leiden aller Art zu concentriren ſcheint.

Bei genauer Beobachtung könnte man am Ende wohl für jeden Stand, jede Klaſſe, und jede Beſchäftigung ihr eigenes beſtimmtes Organ herauslauſchen, z. B. für die Schneider ein anderes als für die Schmiede, für die Schafhirten ein anderes als für die Ochſentreiber, oder auch für die Weintrinker ein anderes als für die Biertrinker, welchen letzteren man ja eine ſprüchwörtlich gewordene „Bierſtimme" zuſchreibt.

Merkwürdig iſt es, und dieß mag ich noch zum Schluß dieſes Abſchnitts unſerer Betrachtung hinzufügen, daß der Charakter der Singſtimme der Menſchen von der Phyſiognomie ihrer Sprechſtimme ſo oft nicht wenig verſchieden zu ſeyn ſcheint, und daß man nicht immer einen Schluß von der einen auf die andere machen darf. Es gibt Perſonen mit einem äußerſt angenehmen, vollklingenden, melodiſchen Sprechorgane, die dennoch, und obgleich es ihnen auch an der nöthigen Feinheit des Gehörs nicht fehlt, keine auch nur erträgliche Sänger geworden ſind. Umgekehrt begegnet man ausgezeichneten Sängern, Baſſiſten, Tenoriſten, die mit ihrem gefühlvollen, ſchwungreichen Geſang uns entzücken und rühren, dagegen, wenn ſie zur Rede übergehen, durch ihr Sprechorgan uns durchaus nicht in gleich angenehmer Weiſe berühren. Aus Dieſem, welches für den Umgang und das tägliche Leben geſchaffen iſt, zieht man viel ſicherere Schlüſſe auf den Charakter als aus jenem, welches uns für ſchöne Empfindungen gegeben iſt, denen wir uns im Momente

Digitized by Google

der Begeiſterung und des Enthuſiasmus überlaſſen, und bei denen wir mit Hülfe der Phantaſie, ſo zu ſagen, außer uns gerathen, bei denen wir gleichſam Feiertagskleider anziehen, und nicht mehr die gewöhnlichen charakteriſtiſchen Alltagsmenſchen bleiben; daher auch Sokrates den jungen Mann, deſſen Seele er durch die Stimme erkennen wollte, nicht zum Singen, ſondern bloß zum Sprechen aufforderte.

Wie unter den verſchiedenen Claſſen, Charakteren, Ständen und Beſchäftigungen der Menſchen, ſo haben ſich denn, wie ſchon angedeutet, endlich auch unter den durch gemeinſame Abſtammung Verbundenen gewiſſe charakteriſtiſche Organe feſtgeſetzt. Die Phyſiognomie der menſchlichen Stimme iſt in gewiſſem Grade eben ſo erblich, wie die des Antlitzes und überhaupt die ganze übrige Eigenthümlichkeit des Körpers und Geiſtes.

Dieſe Erblichkeit der Stimme hat man im gemeinen Leben zu gewahren häufig Gelegenheit. Es zeigt ſich da zunächſt, daß es Familienorgane gibt. In manchen Familien haben nicht nur alle Geſchwiſter, Kinder, Enkel, Väter, Großväter dieſelbe Art zu empfinden, zu denken und ſich auszudrücken, ſondern auch dieſelben Eigenheiten, Mängel oder Vorzüge des Organs. So individuell verſchieden ſie auch reden, ſo hört man doch einen gewiſſen Grundton der Familie deutlich durchklingen.

Hierauf beruht (zum Theil wenigſtens, andern Theils freilich wohl auch auf klimatiſchen Einflüſſen) die Erſcheinung, daß auch die großen Gruppen, in welche die Menſchen nach Racen und Völkerſtämmen zerfallen, nicht nur abweichende Sprachen und Dialekte, ſondern auch einen eben ſo charakteriſtiſchen Unterſchied im Klang und Grundton, mit dem ſie ihre Sprachen und Dialekte reden, beſondere charakteriſtiſche Sprachtöne und Stimmorgane beſitzen. Das, was die Franzoſen „timbre“ nennen, iſt bei allen Nationen und ihren Stämmen und Zweigen auffallend verſchieden.

Die Ruſſen z. B. haben einen gewiſſen rauhen, lauten, vollklingenden Timbre, der vom Sprachtone mehrerer von ihnen unterjochten Völker, z. B. der matt, platt und faſt weibiſch hochredenden Letten, abweicht, und der ſie ſogleich, wo ſie erſcheinen, als die Gebieter, als die herrſchende Race, in ihrem von hundert Völkern bewohnten Lande kennzeichnet.

Desgleichen haben auch die Franzoſen, die Spanier, die Italiener, die Engländer eben wie ihre beſondere Nationalphyſiognomie ſo auch ihren volksthümlichen Timbre. Und wer ſie ein wenig beobachtet hat, vermag, auch ohne ihre Sprache zu verſtehen, ſogleich mittelſt des von dieſem fremdartigen Ton betroffenen Ohrs über ihre Nationalität zu entſcheiden. Ich kannte einen jungen Mann, der nicht ein Wort Ruſſiſch verſtand, und doch, da er ein feines Gehör, und ein gewandtes Schauſpielertalent beſaß, im Stande war, den oben beſchriebenen Sprachton der Ruſſen ſo treffend nachzuahmen, daß man glauben mußte, es werde in einiger Entfernung Ruſſiſch geſprochen.

Dieſe Nüancen im Sprachton der Racen und Völker ſind, ſage ich, theilweiſe eine natürliche Folge der Verſchiedenheit ihrer Leibeskonſtitution. Wie bei allen Nationen der ganze Körperbau, die Muskelſpannung, die Nervenſtimmung ſehr verſchieden ſind, ſo werden natürlich auch ihre Sprechorgane, ihre Bruſt, ihre Stimmritze, ihre Mundhöhle, Lippen, Zunge und Zähne eigenthümlich ausgebildet ſeyn, und daher wie verſchieden gebaute Inſtrumente eigenthümlich klingen und tönen müſſen. Sie können daher dergleichen auch ſo wenig ablegen oder verändern, wie ihren innern Organismus. Wohl vielen iſt es wie dem Philoſophen Theophraſt, einem Eingeborenen der Inſel Lesbos, gegangen, der in Athen, wo er über ein halbes Jahrhundert im reinen attiſchen Dialekt im Schreiben und Sprechen ſich geübt hatte, dennoch in ſeinem neunzigſten Jahre noch den Verdruß hatte, von einem attiſchen Marktweibe, von dem er etwas einkaufte, ſogleich am Timbre ſeiner Sprache, an ſeinem Accent, ſeiner Stimme als ein Fremdling erkannt zu werden. Häufig ſind die Beiſpiele in der Geſchichte, daß, wenn es bei politiſchen Parteiungen und Verfolgungen darauf ankam, den Fremden von dem Eingeborenen zu unterſcheiden, man zum Mittel griff, den Sprechton und den Accent zu prüfen, da die Züge des Geſichts und alle andere charakteriſtiſchen Merkmale der Nationalität nicht ſo untrüglich erſchienen als dieſes.

Viel merkwürdiger aber iſt es noch, daß die Stimmen der Völker nicht nur überhaupt verſchieden, ſondern, daß ſie dabei auch für den Geiſt und das charakteriſtiſche Weſen der Völker bezeichnend ſind. Die Dänen und Schweden ſprechen zwei ſehr verwandte Sprachen mit einem ganz verſchiedenen Timbre, jene mit einem ſchlanken, platten, metallloſen Ton, dieſe aus voller Bruſt, mit klangreicher, faſt muſikaliſcher Stimme. Die verſchiedenen Nationalcharaktere der ſanguiniſchen, ritterlichen, poetiſchen Bergbewohner Schwedens und der viel weniger edelgeſinnt bloß intelligenten, gewandten und gewitzten Dänen, geben ſich ſchon darin nicht undeutlich zu erkennen.

Die Engländer und die Nordamerikaner reden beide die engliſche Sprache, aber beide mit einem ganz verſchiedenen charakteriſtiſchen Sprachton. Die Engländer haben im übrigen mehr Klang und Farbe; der der

Digitized by Google

Nordamerikaner iſt dagegen weit eintöniger, flacher, abgeſchliffener, und ſo zu ſagen verwitterter und vergriffener, mit einem gewiſſen nachläſſigen Nebenlaute durch die Naſe, den die Engländer „Nasal twang“ nennen. Dieſer Timbre oder Nasal twang der amerikaniſchen Sprechſtimme iſt den Engländern ſo auffällig und meiſt auch ſo unangenehm, wie die nationalen Charaktereigenthümlichkeiten der Yankees ſelber, die ſich ihrem Ohre darin zu offenbaren ſcheinen.

In Italien iſt die Bocca Romana, der vollautende Sprachton und die ſonore impoſante Stimme der Bewohner Roms berühmt, und bewundert. Es mag darin vielleicht noch ein Nachhall des alten kräftigen männlichen Römergeiſtes zu finden ſeyn.

In Deutſchland hat das Organ der Berliner und der Bewohner der ſandigen Mark Brandenburg eben ſo gut wie ihr Charakter etwas Spitziges, Scharfes, Trockenes. Wie ſehr contraſtirt damit die grobe, derbe Stimme des Weſtphälingers oder auch des Anwohners der Donau, und ebenſo das ihr entſprechende, gemüthvolle und naive Weſen des Oberbayern oder Oeſterreichers! Und in welch ſtarkem Gegenſatze zu beiden ſteht wieder der bewegliche, hohe und weiche Laut aus dem Munde der regſamen und geſchmeidigen Sachſen!

Solche Dinge laſſen ſich allerdings leichter herausfühlen und heraus lauſchen, als trotz ihres auffallenden und unverkennbaren Hervortretens mit Worten beſchreiben und darſtellen. Wer über Gegenſtände des Ohrs einer Zuhörerſchaft etwas vorträgt, der mag ſich, wenn er Gelegenheit dazu hat, mit einem geſchickten Schauſpieler verbinden, der den Vortrag mit frappanten Beiſpielen und Belegen illuſtrirt und dadurch die aufgeſtellten Behauptungen erſt recht verſtändlich und eindringlich macht. Dem Schriftſteller ſteht eine ſolche Hülfe nicht zu Gebot; er muß ſich allein hinauswagen auf das ſchwierige, ſchlüpfrige Terrain, auf dem man faſt nur Seifenblaſen oder Schmetterlinge (zuweilen bloße Nachtfalter) zu haſchen ſcheint, die zwar mitunter, ſo lange ſie in der Luft ſchweben, ihre ſehr beſtimmten und ſehr anziehenden Formen zeigen, die aber beim Einfangen und Einpöckeln in der Salzlauge der Sprache nur allzuviel leiden. Zudem fällt mir bei, wie wenig oft nur eine geringfügige Erkältung dazu gehört, um all die gerühmten Nüancen des Stimmorgans der Menſchen, der Geſchlechter, der Altersſtufen, der Individuen, der Stände, der Racen und Völker vollkommen zu maskiren und zu verwiſchen, daß faſt alle Heiſeren, ſie mögen Engländer oder Türken, Phlegmatiker oder Sanguiniker, Hofleute oder Bauern ſeyn, auf gleiche Weiſe rauh, unerfreulich und unmelodiſch ſprechen, daß nur ein wenig Nervenſchwäche hinreicht, um ſogar völlige Aphonie (Stimmloſigkeit) eintreten zu laſſen und die geſammte Phyſiognomie des bewunderten menſchlichen Organs mit Einem Hauche wegzublaſen und das darauf gebaute phyſiognomiſche Syſtem wie ein Kartenhaus zuſammenzuwerfen. Und ſo mag es bei dem, was hier über ein ſo zartes und zerſtörbares, ja oft ſogar zweifelhaftes Symbol des menſchlichen Geiſtes vorgebracht worden, ſein Bewenden haben.

Briefe von Bedlitz an eine Freundin. *

(ſ. Nr. 30.)

Wien, den 8. Oktober 1853. — Wir haben alle Hände voll zu thun, und heute muß ich noch meinen ſpeciellen Dank für die gute Aufnahme an meinem Hofe beifügen. Außer meinen Geſchäftsgängen bin ich noch wenig ausgeweſen, abgerechnet das Caſino, was mir ſehr zur Hand liegt, wo ich meine Leute zum Discurs und Journale nach Auswahl zum leſen finde, und wohin ich in jedem Coſtüm gehen kann. Seit meiner Rückkunft habe ich einen ſtarken Huſten, und meine Bruſt iſt mehr als gewöhnlich angegriffen, das macht mir aber keine beſondern Skrupel, denn in meinen Jahren kann man viel huſten, ohne daß es ernſte Folgen hat, aber es ſetzt mich doch in meinem Befinden zurück. Es iſt keine Spur von Cholera hier, auch

* Wir gedachten im Abdruck dieſer Briefe eine längere Pauſe eintreten zu laſſen; wir erhalten aber ſo viele Beweiſe der Theilnahme, welche dieſe Reliquien des liebenswürdigen Dichters finden, daß wir wohl dem Wunſche vieler Leſer entſprechen, wenn wir vorläufig die Mittheilung nicht lange unterbrechen.

Die Redaktion.

Digitized by Google

im Lager nicht; geſtern ſagte mir noch Clam, es herrſche ein ſo merkwürdiger Geſundheitszuſtand, daß bei einem Armeecorps in einer Brigade ſechs Kranke in einem Regiment, und im andern kein Einziger iſt.

Den 4. — Geſtern kamen hier ſchlechte Nachrichten aus Konſtantinopel an. Wenn der Krieg doch am Ende ausbricht, ſo kann er für Oeſterreich ſehr nachtheilige Combinationen haben und überhaupt der Welt ein anderes Anſehen geben. Da iſt in keinem Falle dabei zu gewinnen, ſondern nur zu verlieren. Der Himmel möge es fügen, daß man noch aus dieſer Confuſion herauskommt, ohne daß die Welt in Brand geräth. Wir brauchen Frieden, wenn das angefangene Werk fortgehen und gedeihen ſoll.

Den 5. — Ich war geſtern beim Fürſten Dietrichſtein, um ihm zum Namenstage zu gratuliren und fand ihn von Sohn und Enkelinnen und deren Männern umgeben; zum Eſſen wollte ich nicht bleiben, ich hatte Freitag dort gegeſſen, und zweimal die Woche iſt mehr, als ich zu Stande bringen kann, abgeſehen von aller Liebe und Verehrung. Abends ging ich in die Oper Favorite, die ich eben in Braunſchweig gehört hatte, ich wollte aber Stöger und die Wagner hören, die mir beide unbekannte Größen waren. Stöger hat eine Prachtſtimme, kann auch ſingen, ſpricht aber deutſch, daß man Krämpfe bekommt, was aber ſeine Leiſtung im Ganzen betrifft, ſo dürfte er wohl, zumal was das Material anlangt, der erſte deutſche Tenor ſeyn, höchſtens ſteht Ander neben ihm. Was die Wagner anlangt, ſo konnte ſie kein eigentliches Furore machen, der Beifall war nicht entfernt bis zum Enthuſiasmus geſteigert; mir aber gefällt ſie ſehr, obwohl ſie keine große Sängerin iſt, iſt ſie doch eine ganz dramatiſche, die, wenn ſie getragen ſingt, rein intonirt und einen ſchönen Klang in der Stimme hat. Dann gefällt ſie mir ſehr als Erſcheinung; ſie iſt ſehr groß und ſchlank und hat ſtarke, aber ſchöne Züge, magniſike blaue Augen, einen vollen hübſchen Mund, etwas große, aber prächtige Zähne, und der ganze Ausdruck etwas ſchmachtend. Andrian, der Autor von Oeſterreichs Zukunft, der neben mir ſaß, war derſelben Meinung, ich glaube aber, daß wir beide mehr von ihr angezogen waren, als das Publikum, das nicht recht warm werden wollte. Die Neuberin, ſagt mir R., ſey im Laufe des Sommers wieder mit vielem Beifall und bei nicht ſchlecht gefülltem Hauſe gegeben worden; er ſagt, daß das Stück eine entſchieden gute Meinung im Publikum habe, die ſich jedesmal aufs neue ausſpricht. Man ſagt, daß der hier anweſende Prinz von Preußen ſich im beſten Sinne für uns äußere; aus den preußiſchen Zeitungen läßt ſich kein ſolches Urtheil fällen und am Ende weiß man nicht, wem man Glauben ſchenken ſoll. Ich abhorrire nur ein Volk, das die Quelle alles Uebels iſt, und das ſind die Engländer. Philipp Zedlitz iſt Offizier geworden und wird ſehr gelobt.

Den 6. Oktober. — Die Nachrichten aus der Türkei lauten ſehr kriegeriſch, wenn man ihnen aber ganz nahe auf den Leib rückt, ſo ſind ſie doch nicht ſo entſchieden, als man glaubt, und nur ein neuer Zug auf dem Schachbrett. Am meiſten muß es auffallen, daß man ſich in Konſtantinopel beeilt, Krieg zu erklären, während man in Olmütz die freundlichſte und verſöhnlichſte Stimmung ausſpricht; daß die ungariſche Intrigue nicht ruhen wird, glaube ich, wenn nur nicht am Ende die Rechnung ohne den Wirth gemacht iſt, und das Ganze nur auf eine ſichere Ueberwinterung der Flotte abgeſehen iſt, im Frühjahr geht dann vielleicht dieſe auf der einen, und die Ruſſen aus den Fürſtenthümern auf der andern Seite nach Hauſe; aber da man für Zwiſchenfälle nie ſtehen kann, ſo kann auch hier jeder Augenblick die Karten ändern. — Den 7ten einen langen Beſuch bei Auer in der Staatsdruckerei gemacht, Abends im Caſino bis Mitternacht geplaudert. Ich finde begreiflich, wie man in geſetzten Jahren ſeine ganze Unterhaltung auf den Club reducirt, prächtige Säle, alle geiſtigen Mittel, alle Zeitungen, das neueſte, was geſchieht, aus erſter Hand. Geſtern iſt der Kaiſer ſchon wieder von Warſchau zurück und kaum wird das Wichtigſte gethan ſeyn, ſo wird er nach Poſſenhofen zur Braut gehen. Die Meilen, die der Kaiſer und ſeine nächſte Umgebung macht, belaufen ſich gewiß in die Tauſend im Jahre, denn ſolch eine Fahrt nach Warſchau iſt ihm wie eine in den Prater.

Hat Ihnen das Bild Freude gemacht? Es iſt die in Stahl geſtochene Photographie, die Sie beſitzen, und gehört dem Buchhändler Pfautſch, der Dichter oder ſolches Zeug zeitſchriftlich erſcheinen läßt, und da er mit Allen fertig iſt, nun auch auf mich verfallen iſt. Da ich nur geſchehen zu laſſen hatte, und keinen aktiven Theil zu nehmen bemüßigt war, ſo ließ ich's geſchehen. — Die Freuden der großen Welt ſind es nicht, die mich nach Sagan ziehen würden, ich höre ſie eben ſo gern beſchreiben als ich ſie ſehe, und das thun Sie nett und hübſch, daß aber Andere Vergnügen daran haben, finde ich natürlich und recht, zumal junge Leute; im Alter ſterben die Freuden der Jugend ab und man muß ganz andere entbehren als Salonfreuden reicher Leute. Was kann man thun? Man muß doch zufrieden ſeyn. Was haben Sie denn der B. vorzuleſen, was ich über ſie ſchreibe? Hätte ich eine Ahnung davon gehabt, ich würde ihr noch ganz andere Fleuretten haben ſagen laſſen; ſie iſt eben eine Perſon, und das

Digitized by Google

ſind ſo wenige; die andern ſind bloß Menſchen, wenn's hoch kommt, und in der Regel nur Leute. Wenn Kl. nur verſtünde, ein wenig zu kokettiren; d. h. ſie thut es ſchon, nur nicht mit dem Rechten; was nützt es ihr, wenn ſie mit mir kokettirt! Ich bin nicht dafür, und liebe es nicht! Aber nicht alle Männer ſind wie ich.

Den 8. Oktober. — Die politiſchen Dinge ſtellen ſich immer trüber, und niemand kann ſagen, welches Geſicht die Welt haben wird, wenn wirklich der Krieg ausbricht, noch wann und wo er wieder aufhören wird. Wenn man aber ſieht, welche bodenloſe Perfidie die Dinge beherrſcht, und wie auch nicht eine Sylbe von dem wahr iſt, was an allen Ecken als wahr ausgeſchrien wird, ſo faßt einen ein tiefer Ekel vor der Welt, in der man lebt. Eine ſolche cyniſche Frechheit in Aufſtellung von Motiven und Thatſachen, die nie beſtanden haben, die Schamloſigkeit, mit der man eingeſteht, daß es ſo iſt, und daß es ganz gleichgültig ſey, wenn es nur die erwartete Wirkung im Volke macht, das Alles iſt nie dageweſen. Warum kann ich nicht die paar Jahre, die mir vielleicht noch zu leben bleiben, ruhig in Auſſee ſitzen, ohne zu hören und zu ſehen, was außerhalb der Pötſchen und Mitterndorff geſchieht! Nun, wie's Gott will!

Abends hatte ich einen langen Beſuch von Wocher und Prokeſch, der mich ſehr erfreute. Ich wollte, Sie fänden letzteren noch hier, und hätten Gelegenheit viel mit ihm zu converſiren. Man erfährt von ihm merkwürdige Dinge, ſowohl zur Pragmatik der Geſchichte, als zur Charakteriſtik der Perſonen, durch die ſich die Ereigniſſe erklären.

Den 10. — Geſtern war man wieder politiſch etwas beruhigter, aber in ein paar Stunden kann wieder ein anderer Wind blaſen. Indeß geht unſer junger Kaiſer heute nach Poſſenhofen, was ich ihm von ganzem Herzen gönne; der arme junge Herr braucht es wahrlich, einmal ſeine Gedanken auf einem blumigeren Felde ergehen zu laſſen, als das iſt, auf dem er täglich am Joche zieht. Was ich in letzter Zeit wieder über ſeine Haltung in den ruſſiſch-türkiſchen Wirren gehört habe, iſt bewundernswerth; was ſeinen Handlungen den großen Werth gibt, iſt die vollkommene Wahrheit und Einfachheit, die überall hervorleuchtet und alle Intrigue niederſchlägt.

Den 23. Oktober. — Ich erhalte eben Ihren Brief mit der Nachricht, daß der Transport unmöglich iſt! Somit ſind denn wohl für dieſen Winter keine neuen Verſuche zu machen, und von einer Reiſe hieher iſt nicht mehr die Rede. Ich hatte mich gefreut, daß M., wie einſt die Großfürſtin Helene, in der Hängematte im kaiſerlichen Prachtwagen reiſen ſollte — und nun iſt das Alles wieder nichts; indeß wollen wir auch ſpäter die Artigkeit des Nordbahndirektors in Anſpruch nehmen. — Heute eſſe ich die von Ihnen mir geſchickten Kramsvögel auf Intention der lieben Geberin.

Den 27. Oktober. — Geſtern, nachdem ich eine Audienz beim Kaiſer gehabt habe, ging ich zu Lord Weſtmoreland zum Eſſen, was Sie, da es die Welt ſehr intereſſirt, wer beim engliſchen Botſchafter gegeſſen hat — im Fremdenblatt leſen können. Die Wirthe ſind vortreffliche, artige Leute, obwohl Engländer, die der Teufel holen ſoll.

Den 28. — Abends wollte ich geſtern E. beſuchen, fiel aber gerade in ein Familienfeſt-Gelegenheitsſtück u. ſ. w. Mußte es eben aushalten!

Den 29. — Geſtern früh hab' ich Mama Hauben gekauft, die heute abgehen; wenn ſie aber garſtig ſind, ſo iſt niemand ſchuld daran als Mama ſelbſt, die mich zwingt, Sachen zu beſorgen, die ich nicht verſtehe. Da ſie ſehr einfach ſind, ſo werden ſie Ihnen wenigſtens keine großen Koſten machen. Neues iſt nichts mit Gewißheit zu melden, als daß, laut geſtern um zehn Uhr angekommenen telegraphiſchen Depeſchen an Lord Weſtmoreland und Graf Buol, der Ausbruch der Feindſeligkeiten türkiſcher Seits auf ſo lange ſiſtirt iſt, bis Nachrichten von Konſtantinopel nach London und zurück kommen können, worüber 20—24 Tage vergehen möchten. Das iſt allein wahr, alles Andere ſind Zeitungsenten. Abends war ich im Caſino. Unter den Caſinogäſten iſt ein Graf Bethlehem, von dem ich wohl wünſchte, daß Sie ihn kennten. Das iſt ein äußerſt unterrichteter Mann, dabei von dem angenehmſten Umgang; eine Bildung in der Literatur, wie ſie nur ſelten jemand hat, und ein Urtheil voll Originalität und Schärfe, das immer den Nagel auf den Kopf trifft. Für Sie hat er noch als beſondere Anempfehlung, daß er ein großer Theaterfreund iſt — Alles in Allem iſt er wohl der ausgezeichnetſte Gaſt im Caſino, wiewohl es auch ſonſt intereſſante Menſchen dort gibt. Mensdorff, unſer Geſandter in Petersburg, geht nicht mehr dorthin zurück, ſondern will eine Brigade in der Armee haben; Valentin Eſterhazy hat auch keine rechte Luſt, muß aber. Degenfeld bekommt das Armeecorps von Nobili, und kommt nach Italien. — Mit der Fürſtin L., von der Sie mir ſchreiben, bin ich einmal in einem Coupé gefahren. Sie beträgt ſich, als ſpielte ſie die Rolle einer Prinzeſſin, und nicht als ob ſie eine wäre; das thun unſere nicht — und das iſt auch hübſch an der B., daß ſie eine iſt und nicht wie eine thut — und eben ſo unſere liebſte, vortrefflichſte J. — Sie haben keinen politiſchen Blick und ſind voll Vorurtheile, und das Höchſte, zu dem Sie ſich zu ſchwingen vermögen,

Digitized by Google

ist der Franzosen- und der Russenhaß; wollen Sie jemanden hassen, so hassen Sie die Engländer, und das thun Sie nicht, weil Ihnen einmal L. St. die Cour gemacht hat. Ihre alte Französin wird mir den Kaiser Nikolaus nicht kennen lehren; ob er Hochmuth hat? Freilich hat er Hochmuth, aber sein Hochmuth hält die Welt zusammen, die sonst schon längst aus Rand und Band wäre. Solche Charaktere bedürfen heutzutage die Großstaaten. Aber es ist ein Unterschied zwischen stolzen Leuten und eitlen Intriguanten; die Einen weichen nicht von dem Platze, der ihnen gebührt, die Andern wollen einen Platz einnehmen, der ihnen nicht gebührt; die Einen leiten große Politik, die Andern machen kleine, erbärmliche. — Wenn Herr von L. die Neuberin in Dresden nicht aufführen will, so ist er ein —. Schicken Sie mir Kramsvögel so lange sie noch dauern.

Den 2. November. — Ich hätte heute so gern Nachrichten gehabt, und zwar gute, denn die politischen lauten so schlecht, daß ich sie mir gern durch andere aus dem Kopf schlagen möchte. Alles deutet dahin, daß der Krieg schwerlich auf die Türken beschränkt bleiben wird; und die Dinge, die in Piemont vorgehen, die Ernennung von Casatti Litta und Boromeo zu Senatoren in Turin, die Abberufung des für uns gut gesinnten und ehrlichen Lacour aus Konstantinopel, und vor allem die plötzliche Bildung zweier Lager von 50,000 Mann in Lyon und Toulon im Augenblicke, wo wir desarmiren, — das Alles sind Dinge, die einen nahen Krieg nur zu sehr in Aussicht stellen. Noch Etwas. Der Erzherzog Maximilian, des Kaisers nächster Bruder, ist ein für Poesie und Literatur empfänglicher junger Herr, und schreibt selbst — vielleicht gut, vielleicht nicht, ich weiß es nicht, denn ich habe noch nichts von ihm gelesen. Er hat ein ziemlich langes Werk liegen, seine Reisen zur See, und möchte sie drucken lassen. Einer seiner Lehrer, der sein Vertrauen hat, war heute bei mir, um mich zu bitten, dem Erzherzog jemand anzurathen, dem er sein Werk zur Durchsicht übergeben könne. Ich habe ihm gesagt, daß wenn er mir carte blanche geben wolle, so wolle ich ihm die geeignete Person dazu finden; und diese Person sind Sie. Wollen Sie es thun, so werde ich darauf bestehen, daß Sie vorläufig einzelne Parthien mit Ihren Ausstellungen und Anmerkungen einschicken, dann können Sie sehen, ob Sie die ganze Arbeit fortführen wollen. Ich werde das Manuscript nächstens bekommen und Ihnen schicken. Ich bin von der verfluchten politischen Combination so nervös, daß mich Alles agitirt, und ich Alles schwarz sehe, so auch, daß kein Brief da ist.

Den 3. November. — Noch immer kein Brief! was soll das bedeuten? Ich würde denken: nichts, wenn ich nicht Ihre Pünktlichkeit kennte, und nicht von diesen Hetzereien des Schicksals würde geworden wäre. Uebrigens sollte man sich nicht so leicht mißstimmen lassen, wenn man die Nachrichten nicht vom Gericht legitimirt hat; die von den beiden französischen Lagern, die mich so in Aufregung gebracht hatte, ist rein erlogen.

Endlich kommt Ihr Brief, daß Ihnen die Abreise von F. B. leid thut, begreife ich; sie ist eben eine liebenswürdige Person, wäre sie auch sonst nichts anders, indeß ist man nicht gründlich liebenswürdig ohne andere Eigenschaften dahinter. Sie hätten einen Blick für Menschen? Nichts haben Sie — und Sie irren sich in dem Kaiser Nikolaus ganz und gar.

Den 8. November. — Die Manuscripte, von denen ich Ihnen sprach, sind mir überbracht worden — ein ziemliches Volumen; ich habe noch nicht dazu kommen können, einen Blick hineinzuwerfen, werde es aber demnächst thun. Scherenbergs Gedichte besitze ich; sie sind kräftig und auch sonst nicht übel. Doch fehlt ihnen hin und wieder guter Geschmack; ich stelle Strachwitz weit darüber. Der Kaiserbraut Büste von Halbig habe ich noch nicht gesehen; die Lithographie von Hanfstengel mit dem Kranze soll, wie mir Augenzeugen sagen, nicht sehr ähnlich und die Prinzessin viel hübscher seyn; ein Oelbild von Türk soll hingegen sehr gut seyn. Wenn die Leute reich sind, haben sie auch noch Glück dazu: L. Brevilliers hat einen sehr hübschen alten Gauermann; auf derselben Wand fehlte ihm ein Gegenstück; vor ein paar Tagen gewinnt er eine Landschaft von Wachsmann aus München, nicht nur von haargleichen Dimensionen, sondern auch einem haargleichen goldenen Rahmen. Eben geht der junge Revertera von mir weg; er ist in der That von einer merkwürdigen Schönheit. Statt eines Briefes von Ihnen erhalte ich sechs Pfund ungarische Trüffeln à 3 fl. das Pfund, die trotz italienischen riechen. Die Trüffeln sind mir zwar sehr angenehm, aber das Briefel wäre mir doch lieber.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Literatur.

Die deutsche Literatur unter den Neapolitanern. 1863—64.

I.

Wer darzustellen unternimmt, wie sich das heutige gelehrte und gebildete Neapel zu der deutschen Literatur verhält, den drängt es, mit dem Erfreulichsten anzuheben, mit der in den letzten Jahren erschienenen Faust-Uebersetzung: „Fausto, tragedia di Goethe tradotta in versi da Federico Persico. Napoli 1861.“ — Persico ist ein hiesiger junger Universitätsprofessor, der durch eine narkotische, fast phlegmatische Beimischung seines italienischen Temperaments in hohem Grade befähigt ist zu deutschen Uebersetzungen; ganz abgesehen von den gründlichen Hegelschen Studien, denen er, gleich den meisten seiner Genossen, schon seit lange her obliegt. Sein „Faust“ ist im Ganzen recht gelungen und ein wahrer Riesenfortschritt gegen die 1835 zu Mailand erschienene prosaische Faustübersetzung des Giovanni Scalvini. Freilich der specifisch deutsche Theil der Tragödie geht auch hier verloren, und man kann da wieder recht die alten Nationalunterschiede studiren. Was im Deutschen nur derb klingt, ist im Italienischen schon eine Gemeinheit, was im Deutschen naiv lautet, gehört im Italienischen schon fast in das Ressort des Bordells. So fand die Leipziger Studentenwitze im Italienischen ganz unerträglich schaal, und aus unserem Gretchen ist da eine Signora Margarita geworden, über die man sich in guter Gesellschaft doch wohl nur in Gedankenpunkten ausdrücken kann.

Gleich das reizend schnippische: „Bin weder Fräulein“ u. s. w. heißt im Italienischen hier:

Non son signorina,
Ne mi son bella, e per girmere a casa
Non ho mestier di guida . . .

wie brutal abweisend klingt das, trotz des aus dem neapolitanischen Dialekt eingeschobenen, reizenden „mi!“ Dagegen ist die Ballade: „König in Thule“ mit wahrhaft glücklichem rhythmischem Instinkt wiedergegeben:

Fuori in Thule un re che fede
Tenne sempre de suoi dì,
Cui la bella un nappo diede
Tutto d'oro e si morì . . .

Ebenso „meine Ruh' ist hin:“

Mia pace e ita
Qui un peso io trovo,
Non ho pia pace,
Pace non trovo.

Und ganz vortrefflich das „O neige!“

Deh inchina,
Del dual Reina
Pietoso il guardo alla mia triste sorte.“

Dieses Feingefühl für den Rhythmus kann man wohl Persico persönlich zu Gute schreiben. Er ist Dichter, und, wie wir uns zu überzeugen Gelegenheit hatten, ein recht wackerer. Was wir nunmehr Löbliches von der neuen Faustübersetzung berichten wollen, ist wohl auf Rechnung der italienischen Sprache überhaupt zu setzen: wir meinen die Uebersetzung des spiritualistischen Theils der Tragödie.

Hier ist der Italiener entschieden im Vortheil: denn für die politische Debatte zwar mag das alte italienische Sprachschleppkleid gar unbequem sein — die Gallierin hat es schon längst aufgeschürzt — in hochpoetischem und religiösem Ausdruck aber reicht wohl kaum eine neueuropäische an die italienische Sprache hinan, die trotz allen An- und Eindrangs neuerer Dialekte immer wieder an dem archäistischen Schatz ihrer goldenen Vergangenheit festhaltend ihren so zu sagen hieratischen Charakter trotz aller Profanationsversuche zu bewahren gewußt hat.

„Die Sonne tönt nach alter Weise:“

Nell antico tenore
Risuona il Sol fra l'emula armonia
Delle sfere sorelle“ . . .

Wie würdig klingt erst die Grandezza des Alten der Tage selbst in jenen etwas verworrenen Schlußversen des Prologs: „Doch ihr, die ächten Götterſöhne“

Or via, dei cielo
Veraci figli, v'allegrate al fonte
Di bellezze immortali; l'universo
Ch' eterno opra e vive, entro soavi
Nodi d'amor vi stringa, e in qual vaneggia
Cosi dal fin non perituri affetti
Spirate si, che in sua virtu s'affermi.“

Dieselbe Stelle klingt noch melodischer und doch treuer übersetzt in der neuesten Faustübersetzung von Anselmo Guerrieri (Mailand 1862):

La virtu che ob eterno opra e vive
Coi santi nodi del amor vi cinga,
E il durevol pensier le fuggitive
Parvenze incarni e a viver le costringa.“

Digitized by Google

Ueber alle Vergleichung erhaben ist natürlich der Mephisto dieser Italiener, die gleich allen ihren Brüdern und Vettern schon lange in der Intimität jenes Herren sind, der neuerdings wieder vergebens auf der Lüneburger Haide heraufbeschwört werden sollte, nachdem Goethe ihn so vortrefflich aus der Phantasie unseres Volks sich hatte selbst hinauskonstiren lassen. Nehmen wir gleich den Schluß des Monologs: „Von Zeit zu Zeit“ u. s. w.

Di quando in quando quel Vecchion rivedo
Volontieri e mi guardo
Rompulo seco. E per mi fe e bello
In un sere di tanta rilevanza
Conversar si alla buona
Col diavol in persona.

Wie köstlich ist dieß satyrische „Vecchion“ statt des „questo Antico“ des Scalvini! Doch wir möchten den italienischen Mephisto von Anfang bis zu Ende ausschreiben, um zu zeigen, wie ächt italienisch schon der Goethe'sche Mephisto selber war. Man sagt wohl, Merk habe zu dem Portrait gesessen; mag seyn, für einen kleinen Zug daran, den des kalten Verstandes. Aber die Freiheit des Kupplers, die Kammerdienersfrechheit des Vertrauten, die Galanterie des Cavaliers, die persifle Spottsucht des Abbé u. s. w., sind das nicht alles ächt italienische Eigenschaften, zu denen Macchiavell, Casanova, Cagliostro und Leporello viel besser Modell stehen, als der arme Darmstädter Merk? In Goethe selbst ja steckte etwas vom Italiener, so gut wie in seiner Landsmännin Bettina; so nimmt sich auch Faust selbst im Italienischen gar prächtig aus; ganz abgesehen davon, daß uns auf vielen dieser Faustverse die italienische Heimathluft entgegenweht. Einige sprachliche Treulosigkeiten hat sich wohl Persico gegen den deutschen Text erlaubt, z. B.: „Ihr habt mich weiblich schwitzen machen.“

. . Affe m'avete
Fatto sudar come bisogna . .

Viel richtiger bei Guerrieri:

„M'ha dato a sudar allegramente . . .“

Aus den spanischen Stiefeln der Logik — bei Guerrieri ganz richtig stivole di Spagna — hat Persico Bleigamaschen gemacht, „calzari di piombo.“ Ein eigenes Kreuz machte allen Uebersetzern jene Stelle der „Zueignung:“ „Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.“ Hier macht schon Scalvini einen guardo „turbato;“ Persico umschreibt es „tra i miei dolori“ und Guerrieri verlegt die Trübheit in die Schatten selbst, „mestamente appurai.“ Ein verzeihlicher Irrthum! Wie konnten die guten Leute auch wissen, daß jenes „trübe“ für „jugendlich befangen“ eine eben solche Sprachmarotte des jungen Dichters war, wie später das „rein“ in den Schriften des alten Herrn! Was sollen wir erst von einer Uebersetzung der „Walpurgisnacht“ erwarten, womit diese armen Italiener sich abgequält! Ein Glück nur für sie und — uns, daß sie bis jetzt wenigstens zurückreichen vor einer Uebersetzung des „zweiten Theils!“

II.

Diese Ufer (Neapel) sind immer der Sitz einer freieren Denkart gewesen.

Herder.

Es ist gewiß keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß die deutsche Wissenschaft an keinem Orte der Welt — Paris und London kaum ausgenommen — so begeisterte Liebhaber hat, so gewissenhafte Kenner, so aufnahmefähige, geistverwandte Schüler, wie gerade hier, in diesem „griechisch-christlichen“ Neapel, hier, wo unser genialster Kaiser die Universität gestiftet, wo Winckelmann gedacht, Goethe gedichtet und Platen gelitten hat, hier, an diesen Ufern, über die unser Humanitarius segnend jenes frohe Wort gesprochen.

Wie hier die Clerifer bei Döllinger „schwören,“ die Tieferen unter den „Aufgeklärten“ bei Strauß, so die Historiker bei Mommsen, die Naturwissenschaftsmänner bei Humboldt und Liebig und dem jetzigen Turiner Professor Moleschott. Und nun erst die Philosophen! Es ist wahrhaft rührend und herzerfreuend, zu sehen, wie diese „schmalen“ schönen Griechenstirnen sich dem strengen Dienste Hegels beugen, wie sie die Platonische Phantasieblüthe ihres Gedankens und ihrer Sprache jener männlichen Pallas der Vernunft zum Opfer bringen!

Von den drei Hegelianern der hiesigen Universität liest Spaventa eben über Psychologie, Vera über Philosophie der Geschichte und Tari über Aesthetik. Spaventa, der die größte Zahl von Zuhörern hat, ließ vor einiger Zeit eine „Einleitung in die Kant'sche Philosophie“ erscheinen, die, wenn sie auch für den deutschen Leser im Ganzen nichts neues vorbringt, doch klar gedacht und präcis geschrieben ist; er, wie seine Collegen, behaupten freilich der deutschen Philosophie gegenüber ein gewisses Amendement, das durch die jetzigen politischen Verhältnisse leider nur zu sehr beeinflußt ist.

Veras „Prolusioni alla storia della filosofia, und alla filosofia della storia“ Parigi 1863, zwei akademische Einleitungsreden, sind so tief und schön, daß es für jeden deutschen Studenten der Mühe lohnte, Italienisch zu lernen, nur um diese Reden genießen zu können; wir wenigstens erinnern uns lange nichts gelesen zu haben, worin, fern von aller Platonischen Manier, doch ein so rein Platonischer Geist wohnte.

„Die Wissenschaft — heißt es Seite 7 — die jene (die Scholastiker, d. i. der Clerus) wollen und beschützen, ist nicht die reine und wahre Wissenschaft, sondern die sogenannte populäre, nützliche, positive; so daß, wenn Einer auftritt und lehrt, daß über diesen populären und nützlichen und positiven oder dergleichen mehr benannten Wissenschaften eine Wissenschaft ist, worvon jene nur Theile

Digitized by Google

ſind, und Bruchſtücke und Schatten, und daß dieſe Wiſſenſchaft, weil ſie aller Wiſſenſchaften Wiſſenſchaft, und ſtrenge genommen die einzige wahre Wiſſenſchaft iſt, nicht weil ſie nützt, angebaut und gepflegt werden darf, ſondern vor allem, ſo einzig und allein ihres ſelbſt wegen, nur weil ſie Wiſſenſchaft iſt, wenn Einer, ſage ich, ein ſolches Princip lehrt und befolgt, ſo heißt es: er ſchwärmt, oder iſt ein Mann der Vergangenheit und unkundig der Bedürfniſſe und Fortſchritte unſeres Zeitalters; oder, wenn man ſich weniger höflich ausdrücken will, lächelt man über ihn und nennt ihn einen Poeten. Nun geſtehe ich, daß ich in ſolche Schwärmerei verliebt bin, und daß es mein ganzer und einziger Ehrgeiz iſt, dieſer Sekte von Schwärmern anzugehören, und dieſelbe, ſo viel an mir iſt, zu vermehren und auszubreiten."

Und wie bedeutend klingt bei der jetzigen Lage Italiens das folgende: „Wenn man das Utilitätsprincip in die Religion bringt, ſo wird das höchſte Weſen nur geliebt, weil und wo und in ſo weit es nützlich iſt, und ſich zum Sklaven hergibt für unſere Bedürfniſſe und Intereſſen und Capricen; ein Princip, das, wie man wohl ſieht, die Wurzel der Religion ſelber zerſtört."

(Schluß folgt.)

Correſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Das kritiſch-literariſche Inſtitut. — Eine Schrift über Streitwagen. — Polizei. — Vergnügungen.

Unter dem vielverſprechenden Titel: „Das kritiſch-literariſche Inſtitut für Deutſchland" iſt hier ein neues literariſches Unternehmen ins Leben getreten, das dem Proſpectus zufolge eine Reformation unſeres geſammten Schriftſteller- und Verlegerweſens anſtrebt. „Die prekäre Stellung der deutſchen Schriftſteller, ſagt der Proſpectus, hat ihren Grund, wie man mit Recht annimmt, zunächſt in der ſchlechten Honorirung ihrer Werke von Seiten der Verleger. Die deutſchen Verleger aber können nicht beſſer honoriren, weil ſie ſchlechten Abſatz haben. Schlechten Abſatz haben ſie, weil der Deutſche — ſelbſt in den höheren Ständen — wenig lieſt und, wenn er lieſt, ſich an Leihbibliotheken hält. Hieran tragen aber die Verleger vorzugsweiſe ſelbſt die Schuld, indem ſie die Preiſe der Bücher ſo anſetzen, daß ſie auf Maſſenabſatz gar nicht reflektiren können. Die hohen Preiſe erzeugen denn auch ſtatt Vortheil Makulatur, und ſo kommen weder Schriftſteller und Verleger zu Geld, noch das Publikum zu durchgreifender Bildung. Dieſen Uebelſtänden nun will und wird (wenigſtens was Schriftſteller und Publikum betrifft), das kritiſch-literariſche Inſtitut kräftig entgegenwirken." Dieß das Ziel. Kein Zweifel, in dem Proſpectus iſt manches Richtige enthalten. Die Stellung der deutſchen Schriftſteller iſt eine prekäre; die Organiſation des deutſchen Verlagsbuchhandels läßt Vieles zu wünſchen übrig; die hohen Preiſe der Bücher ſind häufig ein Uebelſtand, und es fehlt in Deutſchland nicht an Leuten, denen es gut wäre, wenn ſie etwas mehr läſen. Aber auf der andern Seite ſteht feſt, daß der deutſche Verlagsbuchhandel weſentlich nach denſelben Regeln verfährt, wie der engliſche und franzöſiſche; daß es auch in Deutſchland eine Menge billiger Bücher und Zeitſchriften gibt, und daß die Zahl der Bücherleſer in Deutſchland weit größer iſt als in England und Frankreich. Und dennoch iſt die Stellung der deutſchen Schriftſteller durchſchnittlich eine prekärere als die der franzöſiſchen und engliſchen. Der Grund kann alſo nur theilweiſe in der mangelhaften Organiſation des Verlagsbuchhandels und in dem zu geringen Abſatz der Bücher liegen. Einen Theil der Schuld und zwar den Haupttheil, trägt offenbar die deutſche Schriftſtellerei ſelbſt. Mag ſeyn, daß die Conſumtion — um volkswirthſchaftlich zu reden — von Büchern eine zu geringe — die guter Bücher iſt es gewiß — jedenfalls iſt die Produktion zu groß. Mit Einem Wort, auf dem literariſchen Gebiete herrſcht Ueberproduktion. Auf keinem Gebiet iſt die Concurrenz ſo ungeheuer, ſo feſſellos. In Deutſchland nähren ſich mehr Menſchen von der Feder, als in der ganzen übrigen Welt zuſammengenommen, oder wollen ſich wenigſtens davon nähren. In Deutſchland erſcheinen jährlich mehr Bücher, als in der ganzen übrigen Welt zuſammengenommen, und mehr Zeitſchriften, als in der ganzen übrigen Welt, wenn wir die Vereinigten Staaten von Nordamerika abrechnen. Iſt es da zum Verwundern, daß die Nachfrage hinter dem Angebot zurückbleibt? Es wird eben zu viel producirt. Und warum in Deutſchland mehr als anderswo? Die Urſachen ſind nicht ſchwer zu entdecken. Unſer Schul- und Univerſitätsſyſtem erzeugt eine unverhältnißmäßig große Zahl von wohl oder übel klaſſiſch gebildeten Männern, die nur zum Theil in dem

Digitized by Google

Staatsdienst Platz finden, und unsere Industrie ist noch zu jung, unser öffentliches Leben noch zu wenig entwickelt, um denen, die nicht in den Staatsdienst eintreten können oder wollen, in den meisten Fällen ein genügendes oder wünschenswerthes Unterkommen zu gewähren. Aus diesen Männern recrutirt sich die deutsche Schriftstellerarmee. Das Handgeld ist erbärmlich, aber dafür wird auch Jeder angenommen. Um ein Geschäft anzufangen, braucht man Kapital; um ein Handwerk zu treiben, muß man es vorher erlernt haben; um Schriftsteller zu werden, braucht man weder Kapital, noch muß man die Schriftstellerei vorher mühsam erlernt haben, die allgemeinen Kenntnisse reichen aus, wie man sie in der Schule, auf der Universität, beim Zeitungslesen sich erwirbt. Das Sprüchwort: Aller Anfang ist schwer, gilt von der Schriftstellerei nicht. Der Anfang ist leicht. Es ist leichter in die Schriftstellerei hinein-, als wieder herauszukommen. Einmal in der Rennbahn, und der Kampf um die Existenz beginnt, der furchtbare „struggle for life." Der Talentlose, wenn er kein Glück hat, und der Unpraktische werden niedergeworfen; der Praktische und der Talentvolle, wenn er Glück hat, schwingen sich empor. Aber wie gering ist die Zahl der Letzteren, verglichen mit denen, welche entweder völlig zu Grunde gehen, oder sich in ein dunkles Eckchen zurückziehen, wo sie ein kümmerliches Dasein fristen. Genug, wir wollen ja kein Gemälde des deutschen Schriftstellerelebens liefern. Durch Anstalten, wie die neuerdings beabsichtigte Versorgungskasse für Journalisten, überhaupt durch Anwendung des Associationsprinzips unter den Schriftstellern lassen sich die vorhandenen Mißstände sicherlich bedeutend mildern; aber die Thatsache bleibt, daß der literarische Arbeitsmarkt in Deutschland überfüllt ist und daß eine gründliche Besserung in der Lage der deutschen Schriftsteller nicht eintreten kann, so lange das jetzige Mißverhältniß zwischen Angebot und Nachfrage, zwischen Produktion und Consumtion besteht.

Sehen wir nun zu, wie das „kritisch-literarische Institut für Deutschland" dem Uebel begegnen will. Nach dem Prospectus ruht die ganze Schuld auf den Verlagsbuchhändlern, welche die Preise der Bücher so hoch ansetzen, daß das Publikum vor dem Kaufen zurück schreckt. Es ist demnach dieß nöthig, die Bücher billiger zu machen. Nichts einfacher; aber wie dieß bewirken? Hören wir. „Das Institut liefert seinen Abonnenten oder Mitgliedern zum Preise von einem Thaler alljährlich drei Werke, wovon das erste Originalerzählungen, das zweite Originalarbeiten aus allen Gebieten des Wissens nebst einer erschöpfenden kritischen Inhaltsangabe aller das Jahr hindurch erscheinenden und auf Originalität Anspruch machenden Literaturprodukte, das dritte endlich lyrische, dramatische und didaktische Originaldichtungen enthält. Die Werke werden in Zwischenräumen von durchschnittlich vier Monaten ausgegeben und der Betrag mit zehn Silbergroschen bei Ablieferung jedes der drei Werke erhoben. Einzeln werden die Werke nicht abgegeben." Parturiunt montes u. s. f.

Also das Uebel soll dadurch geheilt werden, daß das „Institut" billige „Bücher" veröffentlicht; und das mächtige Trompetengeschmetter hatte keinen andern Zweck, als ein neues literarisches Unternehmen einzuführen, ein Unternehmen, das obendrein nichts bietet, was wir in ähnlicher Form nicht bereits im Ueberfluß hätten. Oder geben uns die unzähligen Wochen-, Monats- und Vierteljahrsschriften, die Romanzeitungen ꝛc., mit denen unser Vaterland gesegnet ist, nicht ebenfalls — und zwar meist zu sehr billigem Preis — „Originalerzählungen," „Originalarbeiten aus allen Gebieten des Wissens," Recensionen, „lyrische und didaktische Originaldichtungen?" Kurz Alles, was das „Institut" bietet, mit einziger Ausnahme der „dramatischen" Dichtungen. Und die wohlfeilen Dramen, welche unter der Aegide des „Instituts" erschinnen, werden doch wohl nicht so zauberkräftig seyn, die Hölle des deutschen Schriftstellerlebens in ein Paradies zu verwandeln. Doch sey dem nun, wie ihm wolle, wir wünschen dem „Institut," trotz seines hochklingenden Titels, alles Gedeihen. Sollte dieser unser Wunsch sich aber nicht erfüllen, so rathen wir dem Gründer, nach London zu gehen. Es gibt dort mehrere Verlagsbuchhändler, die sich eigens Schriftsteller für die Anfertigung von Titeln halten, und für einen guten, blendenden, ohrenklingenden Titel mitunter recht hübsche Preise bezahlen. Der Erfinder der Firma: „kritisch-literarisches Institut für Deutschland" würde auf diesem Feld unzweifelhaft Großes leisten.

Ein hier wohnhafter alter Militär hat eine Schrift veröffentlicht, in der er die Wiedereinführung der alten Streitwagen empfiehlt. Er meint, sie würden sich bei der modernen Kampfweise trefflich bewähren, und bringt hundert Gründe dafür vor. Die Kriegswissenschaft scheint sich in einem Kreis zu bewegen — einem circle vicieux im wahrsten Sinn des Worts — und zu ihrem Ausgangspunkte zurückzukehren, zur See die römischen Schnabelschiffe, zu Land die germanischen Streitwagen.

Unsere Polizei dehnt ihren civilisirenden Einfluß immer weiter aus. Nachdem es ihr endlich gelungen, die Droschken und Omnibusse, die Droschken- und Omnibuspferde, die Droschken- und Omnibuskutscher, und die Droschken- und Omnibuskutscherpeitschen den Forderungen der Intelligenz- staatscultur anzupassen, hat sie jetzt die Dienstleute, die Nachfolger der classischen Eckensteher, unter ihre Zuchtruthe genommen, und ist eifrigst bestissen, ihnen gute Manieren, gute Moral und guten militärischen Anstand beizubringen. Leider wissen die Herren Dienstleute diese humanistischen Bestrebungen nicht nach Verdienst zu würdigen, und viele von ihnen haben in stolzem Unabhängigkeitsgefühl bereits ihre Demission eingereicht. Die Intelligenz ist nicht Jedermanns Sache.

Das heurige Wettrennen hat unsern Gastwirthen eine so reichliche Ernte abgeworfen, daß dieselben mit dem Gedanken umgehen, im Herbst ein zweites Rennen zu veranstalten. Nun sage man noch, daß wir Berliner hinter

Digitized by Google

den Londonern zurückſtehen, die doch bloß Ein Wettrennen im Jahr haben!

Nächſtens erwartet man hier Blondin, den ächten. Schade nur, daß es ein halbes Dutzend „ächter“ Blondins gibt. Freilich, da ſie alle den Hals brechen können worauf es doch ankommt, ſo iſt es ziemlich gleichgültig, ob der angekündigte „Blondin“ auch wirklich der ganz ächte iſt.

Aus Mitteldeutſchland, Auguſt.

Die deutſche Bühne.

Ueber nichts wird mehr geſprochen und geſchrieben als über Theaterdinge, und doch hat ſich bis zu dieſer Stunde keine feſte Meinung über das, was die Bühne uns ſeyn kann und ſoll, gebildet.

Schon was unter dem Worte: „Verfall der Bühne“ verſtanden wird, iſt etwas nahezu Unbeſtimmbares. Jeder denkt ſich etwas anderes dabei; jeder zuckt die Achſeln über die längſt ausgemachte, aber, wie man ſich herausredet, allerdings nicht in zwei Worten zu erklärende Sache; jeder iſt überzeugt, daß etwas zur endlichen Abhülfe geſchehen müſſe, und jeder überläßt dieſe Abhülfe Andern.

Sucht man den Klagen über unſere Bühnenzuſtände näher auf die Spur zu kommen, ſo hört man etwa folgende Aeußerungen:

1) Das Spiel betreffend: Es gibt kein Zuſammenſpiel mehr. Die Kunſt des Recitirens und Declamirens iſt abhanden gekommen und wir haben nur noch gewandte Manieriſten. Das Virtuoſenthum trägt Scepter und Krone.

2) Die Dichter betreffend: Von dreihundert Dramen, welche jährlich bei den Theatern eingehen, ſind kaum dreißig bühnengerecht; die Produktion verwäſſert immer mehr.

3) Die Kritik betreffend: ſie iſt, mit einigen ehrenwerthen Ausnahmen, in Händen von Ungebildeten, Beſtechlichen, perſönlich Beſtimmbaren.

4) Das Publikum betreffend: bei Ballet, Opern und Poſſen iſt ihm jede Stunde recht; gibt man claſſiſche Dichtungen, ſo bedauert es, eben ſchon anderswo engagirt zu ſeyn.

5) Die Bühnenvorſtände betreffend: an den Hofbühnen allerhöchſte Rückſichten, aber keine hohen Ziele; an den Stadttheatern Bankerott oder bloße Geſchäftsſpekulation.

So ungefähr lauten die gewöhnlichen Ausſtellungen. Hört man nun bei den einzelnen Betheiligten um, ſo ſagen und die Darſteller: Wir hängen vom Beifall des Publikums ab, in unſern tiefſten Theaterträumen müſſen wir daher, um zu wirken, mit gewaltſamen Mitteln durchgreifen; wir hängen ferner von der Tageskritik ab: bei ihren unbeſcheidenen Anſprüchen an uns, müſſen wir mitunter auf die große Menge im Zuſchauerraume ſpielen, um durch laute Zeugenſchaft für unſern Erfolg uns gegen die Preſſe und ihre Malicen ſicher zu ſtellen; wir hängen endlich von den Mängeln und Eigenthümlichkeiten mitſpielender Collegen ab, da wir heute hier, morgen dort gaſtiren, ſo ſind wir demgemäß nur deſſen, was wir ſelber können, ſicher, müſſen uns daher an Paraderollen halten und das Zuſammenſpiel Aller der virtuoſen Durchführung unſeres Einzelparts unterordnen.

Die Dichter hinwieder bethenern, daß die meiſten eingereichten Stücke ungeleſen zurückkommen, und daß ſchon irgendwo ein Stück mit Glück gegeben ſeyn müſſe, um von den Intendanten oder Direktionen nur überhaupt berückſichtigt zu werden. Sie beſchweren ſich ferner, daß ihr Zuſammenhang mit der Bühne ein unbillig mühſamer und ſchwieriger ſey, und daß, während das Theaterperſonal doch allabendlich die Zuſchauerlogen mit füllen hilft, ihnen, den Dichtern, nur in ganz ſeltenen Fällen freier Eintritt bewilligt werde. Sie machen ferner geltend, daß ein Honorar von durchſchnittlich hundert Thalern, wie es jetzt an den größeren Hofbühnen für eine fünfaktige Tragödie ein für alle mal bewilligt zu werden pflege — Stadttheater zahlen häufig nur zehn bis fünfzehn Thaler — eine gewiſſenhafte Arbeit nicht genügend bezahlt, und daß wenige von ihnen in der Lage ſeyen, für die bloße Ehre der Kunſt zu leben und zu ſchaffen. Sie klagen endlich, daß die franzöſiſche Ueberſetzungsliteratur den Werth eines deutſchen Originalſtückes von Jahr zu Jahr mehr ſchmälere, ſo daß es zu einem völligen Aufgeben dieſes ungleichen Wettſtreites kommen müſſe. *

---

* In England iſt, wie nicht allgemein genug bekannt, die dramatiſche Produktion in der That unter ähnlich ungünſtigen Verhältniſſen erſtorben. „Warum neue Stücke ſchreiben?“ äußerte ſich Selby, „we cannot collect the money.“ Die dramatiſche Literatur genießt in England, den Bühnen gegenüber, keinen Schutz; die Aufhebung des Theatermonopols hat ſich überdieß als ein verfehltes Mittel zur Hebung der engliſchen Bühne ausgewieſen. Es iſt denn auch längſt nicht mehr guter Ton in's Theater zu gehen,

Digitized by Google

So weit die Darsteller und die Dichter. Wenn wir die Kritik über ihre eigenen Leistungen befragen wollten, so würden wir ohne Zweifel und die Gegenfrage zuziehen, ob wir denn sie, in ihrem Sperrsitz, auf Rosen gebettet wähnen? Drei Stunden im Theater verbrüten, ist eine minder paradiesische Zeitausfüllung, als das bezahlende Publikum und der akademische Gründling im Parterre sich's ohne Zweifel träumen lassen. Schlüpfen wir über dieses dornige Thema mit der Anerkennung fort, daß immer und zu jeder Zeit wenigstens einzelne unermüdliche, undestechliche Kunstkritiker das Beispiel gegeben haben, wie man selbst in einer undankbaren Aufgabe und in sehr mißlichen Genossenschaft das Gute anstrebt. Was auf der andern Seite gesündigt wird, ist eine hinlänglich bekannte Sache.

Die Bühnenvorstände endlich bestreiten, daß man überhaupt von einem Verfall reden dürfe, oder sie lassen ihn wenigstens nicht in Betreff ihres eigenen Kunstinstituts gelten, oder endlich sie fragen uns nach einem Mittel, dem Verfall entgegen zu arbeiten, wenn er je doch einmal zugegeben werden solle, und erklären sich herzlich gern bereit, das Mittel anzuwenden. Etwa kleinere Theaterräume wie zu Schröders Zeit? Ja, aber wo dann die Oper geben? Wo das Ballet? Und wird man, seit Mozart, seit Beethoven, seit Gluck und Weber Opern geschrieben haben, wird man diese Kunstform denn, um der Sprech- und Spielstücke willen, wieder absterben lassen wollen? Schwerlich! Also zwei Theater, ein großes Opernhaus und ein kleines Schauspielhaus. Aber das sind doppelte Kosten: doppelte Miethen, doppelte Decorationen, doppelte Beleuchtung ꝛc. Schon jetzt bedarf das Theater der Zuschüsse. Wie soll es den noch höher gesteigerten Aufwand erschwingen? Und dann, heißt es weiter, fragen Sie nur, wie sich dieß und das Stück, das Ihnen auf unserer großen Hofbühne gefallen hat, wie sich's in Nürnberg, in Zwickau, in Magdeburg ausnimmt. Das Publikum der Residenzen und großen Städte hat sich einmal gewöhnt, Stücke wie Egmont, wie Coriolan, wie Fiesco auf großen Bühnen zu sehen. Wird sich's wieder in den engeren Rahmen zurückzwängen lassen? Kaum!

Wo die Größe der Stadt bereits eine Sonderung der Opern- und Sprachspielbühne mit sich gebracht hat, lautet die Frage anders. Ihr wollt, heißt es da, dem Verfall der Theater wehren. Gut; überblicken wir einmal die Mittel. Die Oper bezahlt sich oder wir wollen annehmen, daß sie's ihun; ebenso das Ballet; denn selbst wenn eure rigorose Aesthetik Eins und das Andere in die Acht erklären würde, es käme schon von irgend einer Seite Zuschuß; todt zu machen ist weder die eine noch das andere. Oper und Ballet bestehen also fort, mögen als unverbesserliche Sünder treiben, was sie wollen. Welche Mittel habt ihr jetzt, um dem Sprachspiele aufzuhelfen? — Etwa freie Concurrenz? Man experimentirt damit jetzt in Frankreich und scheint vergessen zu haben, daß der Versuch von 1791 die französische dramatische Kunst fast zu Grunde gerichtet hätte. Man hat in England das Nämliche gethan und wohin ist die englische Bühne gelangt? Nicht einmal ihren Shakespeare vermag sie wieder volksthümlich zu machen. Wie die auf's Theater angewandte Gewerbefreiheit den Pankees bekommt, davon mag euch Barnums Tagebuch erzählen. Und das ist so natürlich wie die Folgen der Maikäferfreiheit. Welcher Director wird denn nicht erst Abends nach dem Kassenschluß seine ästhetische Bilanz ziehen? Welcher Director wird Miß Sara Sampson oder Minna von Barnhelm vor leeren Bänken spielen, wenn sein Nachbar mit Pohls Goldonkel sich die Taschen und Kasten füllt? Welcher Director wird den Wilhelm Tell im engen Rahmen schön recitirt und geistvoll gezeichnet vorführen mögen, wenn die schaulustige Menge an ihm vorüber und in die Reitebude zieht, wo man allabendlich den Laubvogt mit einer gezogenen Kanone vom Pferde herunter schießt? Die freie Concurrenz, auf die Theater angewendet, heißt nichts anders als das Freigeben der größtmöglichen Reizmittel. Was folgt daraus? Daß wenn die deutsche Bühne wirklich im Verfall seyn sollte, sie es trotz des Monopols ist und nicht wegen des Monopols. Suchen wir also nach andern Mitteln. Ich neome an, Oper und Ballet sind ausgesondert. Bleibt die große Zauberposse. Dulden wir sie oder weisen wir sie der großen Bühne zu? Eigentlich kann sie derselben ohnehin kaum entbehren. Also fort mit ihr! Sie bezahlt sich zwar am besten, aber wir wollen auf Bildung des Geschmacks hinarbeiten. Jetzt also haben wir den Tempel für uns allein. Er ist klein. Ich weiß nicht, was Immermann dazu sagen würde, denn unter den Hauptgebrechen unseres heutigen Theaters betont er ja ausdrücklich das Ueberwuchern des Mimischen auf Kosten des Reitirenden. Wie wird aber erst in unserem kleinen Tempel das Mimische überwuchern! Wo jeder Gesichtsausdruck beobachtet werden kann, wird das Mienenspiel doch unmöglich sich mehr unterordnen als dort, wo man nur mit dem Opernglase etwas erkennt. Nicht denkbar! Aber zugegeben, daß unsere Darsteller wie die Götter spielen, daß wir dabei auf unser Geld kommen, daß wir unser Publikum, unsere Kritiker, ja selbst unsere Dichter zufrieden stellen, was ist das Ergebniß aller unserer Exclusivität? Daß wir unter uns gewesen sind. — Schöner Erfolg! Das Losungswort des Jahrhunderts ist die Bildungsverallgemeinerung, ist das Heranziehen des Volks zu den Genüssen der Leute von gutem Geschmack, ist das Austhun unserer Bilderpallaste, unserer Lehranstalten, und die gepriesene „Erziehungsanstalt des Volkes," die Bühne, sollte sich absperren? Oder sperre ich mich etwa nicht ab, wenn ich auf der großen Arena, aus dem Operntheater, das für Alle Raum hatte, in den kleinen Kunsttempel umziehe,

und Talfourt hielt es, bei Herausgabe seiner dramatischen Arbeiten ausdrücklich für geboten, dieselben mit der Bemerkung zu entschuldigen: er habe über diesen leichten Spiele nichts Ernstes versäumt. NB. es handelte sich um Trauerdien; man lese in diesem Betreff die Vorrede zu der neunten Auflage seiner „Tragedien;" sie datirt von 1848.

Digitized by Google

wo nur die kleine Heerde der Kunſtkenner Platz findet? Entziehe ich dem Volke nicht die Gelegenheit, Gediegenes im Dramatiſchen kennen zu lernen? Verweiſe ich's nicht auf die ſchlechte Koſt, mit welcher doch wenigſtens ihm früher das Gute in den Kauf gegeben wurde?

So etwa raiſonniren diejenigen, welche Vertrauen zu dem Beſtehenden haben und jedenfalls das bekannte Erträgliche nicht gegen das Unbekannte vertauſchen mögen.

Wir haben dieſe Meinungen und Anſichten zuſammengeſtellt, da vor ganz Kurzem ein Verein zur Hebung der deutſchen Bühne in's Leben getreten iſt, und alſo die Frage, ob eine Abhülfe der beſtehenden Mißſtände möglich oder nicht, in dieſem Augenblicke auf der Tagesordnung ſteht. Der Verein hat das Jubeljahr Shakeſpeares zu ſeinem Ausgangspunkte genommen und ſich deßhalb Shakeſpeare-Verein genannt, als Gegenſatz, wie es ſcheint, zu der Weimarer Shakeſpearegeſellſchaft, welche einzig den Cultus dieſes Dichters auf ihre Fahne geſchrieben hat. Ohne dem löblichen Streben der Shakeſpearegeſellſchaft und ihrer vorwiegend philologiſchen Aufgabe zu nahe zu treten, darf man die allgemeinere Theilnahme wohl dem Shakeſpearevereine prophezeihen, und die oben vorausgeſchickten Geſichtspunkte haben die Gründe dafür vielleicht ſchon hinreichend deutlich gemacht.

Ueber Ziel und Mittel hat der Verein ein Rundſchreiben veröffentlicht, das allgemein bekannt geworden iſt.* Es iſt kein Verein dramatiſcher Dichter; obſchon auch ſolche mit dabei betheiligt ſind. Die Tantièmefrage iſt deßhalb nicht der Schwerpunkt der Vereinsaufgabe, und wenn eine würdigere Stellung der Producirenden, wo es ſich um die Kunſt handelt, auch immer weſentlich mit in Betracht kommen wird, ſo kann man dem Verein doch die Berückſichtigung aller übrigen hier einſchlagenden Fragen zumuthen. Deren ſind aber nicht wenige. Sie ſämmtlich hier auch nur zu berühren, würde weit über die Grenzen dieſer Anregung hinaus führen. Da es indeſſen darauf ankommt, durch eine möglichſt mannigfache Beleuchtung dieſem Gegenſtande zu einer allſeitigen Würdigung zu verhelfen, und ihn, wenn er denn einmal als des allgemeinen Intereſſes würdig erkannt iſt, vor falſchen Kurmethoden zu behüten, ſo wollen wir wenigſtens feſtzuſtellen verſuchen, auf was es bei der Sache ankommt.

Die Kunſtfeite der Frage über die Hebung der deutſchen Bühne zerfällt in zwei Theile: es kommt einmal die producirende Kunſt in Betracht, zum andern die reproducirende, alſo die Dichter auf der einen, die Schauſpieler auf der andern Seite.

---

* Im Dresdener Briefe Nro. 23 d. J. haben wir einen Auszug aus den Statuten des Vereins gegeben.
Anm. der Red.

(Schluß folgt.)

Genf, Juni.

(Schluß.)

Ausſtellung Calameſcher Bilder.

Hornung hat nun für ſein in großem Maßſtabe ausgeführtes Bild den Moment gewählt, wo unter der auf dem Molard verſammelten Menge der Großweibel dem jugendlich ſchönen Prediger gegenüber erſcheint, in welch letzterem uns der Künſtler eine ächt apoſtoliſche Geſtalt geſchaffen hat, wie denn die ganze Scene an die Urzeiten des Chriſtenthums in ideellem Sinn erinnert, während der Charakter der Zeit und des Orts meiſterhaft feſtgehalten iſt. Das iſt der alte Molard, dieſer Platz, der durch alle Jahrhunderte eine ſo große Rolle in der Genfer Geſchichte geſpielt hat, in ſeiner urſprünglichen Geſtalt. Die Giebeldächer, überwölbten Vorhallen und finſteren Wände der hohen Häuſer ſind zwar heute zum größten Theil verſchwunden; noch aber ſteht jener von zwei Thürmchen flankirte Thorburchgang, durch welchen der Blick auf die blaue Fläche des See's fällt. Unter der dicht gedrängten Maſſe des Volks hat der Künſtler viele Geſtalten und Phyſiognomien ſcharf zu individualiſiren gewußt, Haltung, Gewand, Geſichtsausdruck repräſentiren die verſchiedenſten Stände und Charaktere der Zeit. Da ſehen wir eine kahlköpfige, langkarchtsartige Kriegergeſtalt, den gezückten Dolch in der Hand, dicht zu den Füßen des Reformators; ſie mag als ächter Vertreter jener vielgenannten Genoſſenſchaft der Enfants de Genève gelten, die ſtets bereit waren, eine erlittene Beleidigung blutig zu rächen, und beim Becher ſo wenig zu fehlen, wie bei einem Strauß

Digitized by Google

mit den biſchöflichen Häſchern oder den ſavoyiſchen Löffelrittern. Da ſehen wir herrliche Frauengeſtalten mit ſüßverlockenden oder andächtigen Blicken: ſind es hübſche Magdlenen oder fromme Patricierstöchter? Noch wenige Jahre vorher glänzten die Genfer Damen bei den ritterlichen Feſten und Banketten, welche zu Ehren des Herzogs von Savoyen von der Stadt veranſtaltet wurden; jetzt war ihnen das Licht der neuen Lehre aufgegangen. Dort der betende, in Andacht verſunkene Mönch iſt hingeriſſen von der neuen Heilslehre, die, aus dem Munde des gläubigen Jünglings vorgetragen, Ruhe und Frieden in das zweifelnde Herz des Kloſterbruders zurückführt. Ueberall aber treffen wir ächte Nationalphyſiognomien; wir können ihnen noch heute in den Straßen Genfs begegnen, und der ganz ſpecifiſche Lokalcharakter tritt auch in jenem dicken Fuhrmann hervor, der im Hintergrunde auf ſeinem Weinkarren ſitzend, ein ächter lemaniſcher Bacchuspriester, den Sermon mit anhört. So hat Hornung in dieſem Stück, der Idee wie Durchführung nach, ein wahres Meiſterwerk geliefert, welches die lange Künſtlerlaufbahn dieſes Malers würdig krönt. Wir hatten die Hoffnung, das Bild auch in den weiteſten Kreiſen Deutſchlands bekannt werden zu ſehen, da die Leipziger Illuſtrirte Zeitung es mitzutheilen gedachte; leider aber ſtellt das außerordentlich lebhafte Colorit einer Photographirung faſt unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen. Doch wird das genannte Blatt wohl demnächſt ein anderes der Hornungſchen Bilder bringen und damit einen der genialſten Genfer Maler auch in Deutſchland einführen.

In demſelben Athenäum befinden ſich gegenwärtig zwölf Calameſche Landſchaften, welche von den hieſigen Beſitzern derſelben ausgeſtellt wurden, ein ſehr dankenswerthes Unternehmen, welches dem Publikum Gelegenheit gibt, einmal eine zahlreichere Sammlung von Bildern des großen Genfer Meiſters vereinigt zu ſehen, als dieß je bei Lebzeiten deſſelben der Fall war. Wir notieren zur Vervollſtändigung unſerer neulichen Skizze der künſtleriſchen Thätigkeit Calames hauptſächlich drei größere Alpenbilder. Zuerſt einen Monte Roſa in Morgenbeleuchtung (Auguſt de la Rive gehörig). Auf den Schneebergen im Hintergrunde ruhen die erſten Strahlen der Frühſonne; ſie gleiten über die Felſen des Mittelgrundes herüber auf eine Alpe im Vordergrund, die mit goldgrünem, thaufriſchem Gras bedeckt iſt, hie und da ſind erratiſche Blöcke darüber hingeſtreut. An einem derſelben lehnt ein Hirt, die warmen Sonnenſtrahlen ſcheinen ihn eben erſt aus dem Schlummer geweckt zu haben. Ganz in der Nähe blickt die klare Fläche eines Gebirgsſees aus einem felſenumragten Grunde heraus. Heitere, nirgends getrübte Bläue bedeckt den ganzen Himmel, das junge Licht hat eben erſt die Schatten der Nacht beſiegt. — Das zweite Bild (gleichfalls Herrn de la Rive gehörig) zeigt den großen Eiger im Berner Oberland. Goldenes Licht lagert über der Landſchaft; ein glänzender Nebelduft hüllt den Hauptgebirgsſtock ein, ſeine Contouren erſcheinen wie in magiſchen Umriſſen hingehaucht. Im Vordergrund klafft eine grauſige Felsſchlucht, auf zackigem Stein hat ſich ein Adler niedergelaſſen, nach Beute in den Abgrund hinab ſpähend. Eine täuſchende Naturwahrheit, eine unendliche Poeſie iſt über das Bild ausgegoſſen; eine ächte Erinnerung an das Berner Oberland, wie ſie die Seele des Naturfreundes für immer feſthält, wenn ihn ein günſtiges Geſchick eine ſolche Beleuchtung in jener Gebirgsgegend ſchauen ließ. — Das dritte Bild (einem Fräulein de Morſier gehörig) unterſcheidet ſich hauptſächlich durch ſein blaues Licht, ſeine gedämpften Farben von den beiden vorigen. Es ſtellt das Wetterhorn dar, ein Gegenſtand, zu welchem der Künſtler häufig zurückkehrte. Kalte Wolken ziehen am Horizont dahin, die bläulich dunkeln Seitenwände des Hauptgebirgsſtocks ſcheinen ſich in endloſe Tiefen hinabzuſenken. Eine Ziege auf einem Felſen des Vordergrundes dient als Staffage dieſer Felſenwildniß, wie es denn überhaupt als ein Verdienſt der drei genannten Bilder erſcheint, daß die Staffage, wenn auch in untergeordneter Weiſe, berückſichtigt und das organiſche Leben in dieſe großartigen Darſtellungen der Gebirgsnatur mithinein gezogen worden iſt. In der ſo durchaus verſchiedenen Beleuchtung der drei Stücke kann man die außerordentliche Mannigfaltigkeit Calames in den techniſchen Mitteln gründlich ſtudiren und kennen lernen. Wie ich höre, ſollen dieſe Ausſtellungen Calameſcher, in Genf befindlicher Bilder fortgeſetzt werden, die Beſitzer würden ſich dadurch das Publikum nur in hohem Grad verpflichten und eine Schuld des großen Todten an daſſelbe abtragen.

W. L.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 35. 26. August 1864.

Nicht genug, daß des Dichters Werk Wirkungen auf uns hat; es muß auch die haben, die ihm vermöge der Gattung gekommen, es muß diese vornemlich haben. — Wozu die saure Arbeit der dramatischen Form, wenn ich mit meinem Werke und mit der Aufführung desselben weiter nichts hervorbringen will, als einige von den Regungen, die eine gute Erzählung ungefähr auch hervorbringen würde?

Lessing.

Grundriß zur Anatomie der Tragödie mit Anwendung auf Schillers Wallenstein.

„Es ist der Geist, der sich den Körper baut." Von innen herausschaffend bildet der Trieb des Lebens seine Organe und wird in ihnen nach außen wirksam. Von außen herein aber müssen wir sie zergliedern, um in ihrem Bau die Wirkung von dem zu erkennen, was wir nicht unmittelbar anzuschauen vermögen.

„Wer will was Lebendiges erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben.
Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band."

In dieser bescheidenen Lage, nichts als die todten Theile in der Hand zu haben, deren lebendiger Zusammenhang gelöst ist, ehe er sie berühren darf, befindet sich der Anatom, der den Körper nicht eher in seine Theile zerlegen darf, als wenn das Spiel der Kräfte in ihm erloschen ist. Trotzdem, oder vielleicht gerade deßhalb gewinnt er der Erkenntniß derselben die sicherste empirische Basis, wenn er sich stets bewußt bleibt, daß die Einheit der Organisation, deren Reste er in Händen hat, bereits aufgehoben ist, daß sie also eine lebendige Bedeutung nicht in und an sich selbst haben, sondern nur sofern sie noch erkennen lassen, wie sie dem in dem Ganzen, das sie bilden, enthalten gewesenen Leben haben dienen können. Er kommt so schließlich doch immer auf die Wirkung der geistigen Belebtheit als das letzte Ziel seiner Erkenntniß und ist nicht der Gefahr der Träumerei ausgesetzt, in welche der verfällt, welcher sich einbildet, das Wirken der Lebenskraft selbst unmittelbar betrachten zu können. Durch diese feste Fassung auf die Kenntniß der vereinzelten todten Theile, statt directen Eingehens auf die lebendige Einheit des Ganzen, auf die es in letzter Instanz eigentlich allein abgesehen ist, wird die Naturwissenschaft von den Organismen vor den Phantasien der Naturphilosophie leicht und sicher geschützt.

Ein gleicher Vortheil ergibt sich für die Betrachtung der kunstvollen Organismen, die der menschliche Geist hervorbringt in Religion und Kunst, wenn man auch hier von dem innersten Leben derselben mit Bewußtseyn absieht und die einzelnen übrig bleibenden Theile darauf ansieht, wie sie demselben gedient haben. Diese Unterscheidung ist um so nöthiger und nützlicher, wenn die Theile selbst geistiger Art sind und also leicht selbst für das eigentliche Leben und Wesen des Ganzen genommen werden können, wenn man dieses nicht vorher gehörig abgesondert hat.

Digitized by Google

An einem ſo zuſammengeſetzten Organismus wie die Tragödie iſt, imponiren verſchiedene Theile bei einer oberflächlichen Betrachtung als alleinige Hauptſache. Der eine hält die deutliche Vorſtellung bedeutender Charaktere, der andere die Vergegenwärtigung einer intereſſanten Begebenheit, der dritte die Entfaltung allgemeiner Ideen für den weſentlichen Zweck und Inhalt. Die belebende Einheit der Gliederung eines Kunſtwerkes iſt aber immer nur die Hervorbringung einer beſtimmten Stimmung im Gemüthe des Anſchauenden, bei der Tragödie die Erregung eines reinen Mitgefühls. Wie aber dieſe erfolgt, iſt am leichteſten zu erkennen, wenn wir jene einzelnen mitwirkenden Theile, die dargeſtellten Charaktere, Begebenheiten und Ideen einzeln darauf anſehen, wie ſie dazu beizutragen geſchickt ſind. Eine ſolche anatomiſche Zergliederung der Tragödie ſoll hier im Umriß gegeben werden.

Die Anatomie gibt das Bild eines geſetzmäßigen Typus der Organiſation, wie er ſich bei allen Individuen einer beſtimmten Art von Organismen wiederfindet. Dabei liegt natürlich die Zergliederung einzelner Individuen zu Grunde und man geht in der Regel auch von dieſer bei der Darſtellung des Typus aus, indem man an der Verbindung der Theile in einem Körper die Geſetze derſelben für alle derſelben Art zu erkennen ſucht. Man kommt ſo am bequemſten gleich zu einer lebendigen Anſchauung. Man erhält dieſe aber nicht frei von den kleinen beſondern Eigenthümlichkeiten des beſondern zur Zergliederung benutzten Individuums, und man erhält überhaupt ein mit der Fülle von Einzelnheiten der Form der Theile überladenes Bild, aus dem ſchwer ein einfach faßlicher Typus heraustritt. Sicherer gelangt man zu dieſem, wenn man ein aus vielen einzelnen Individuen gleicher Art abſtrahirtes Bild als allgemeines Schema vorangeſtellt, und dieß dann nur durch Zergliederung eines einzelnen nachträglich zu beſtätigen ſucht. Dieß wird um ſo mehr bei ſolchen Bildungen anwendbar ſeyn, wo der kleinen Abweichungen von einer jeden allgemeinen Regel, der individuellen Züge in jedem einzelnen Falle ſo viel iſt, wie bei Werken des menſchlichen Geiſtes, der nie mit der Feſtigkeit von Naturgeſetzen ſeine Typen wiederholt und ſie dennoch im Allgemeinen immer wieder erkennen läßt. Deßhalb ſuchen wir von jedem Haupttheil der Tragödie zuerſt eine aus allen claſſiſchen Beiſpielen hergeleitete Grundvorſtellung zu gewinnen und ſie dann beſonders an einem vorzüglich geſetzmäßig gebauten Stücke durch Zergliederung nachzuweiſen. Hierzu ſoll als hervorragendes Muſterwerk der deutſchen Tragödie der Wallenſtein von Schiller gewählt ſeyn.

I.

Das erſte, was zu einem Stücke gehört, ſind die Perſonen, die darin auftreten. Wenn aber die Tragödie darauf abzielt, Mitleid zu erregen, ſo iſt zuerſt eine Perſon nöthig, der das begegnet, was unſer Mitleid fordert, und dieſes iſt die Hauptperſon des Stückes. Zur Herbeiführung und Vergegenwärtigung deſſen, was ihr begegnet, dienen die Nebenperſonen.

Die Charaktere der Hauptperſonen in der Tragödie zeigen im Ganzen viel Uebereinſtimmendes. Ein Menſch kann überhaupt auf zweierlei Art durch Bild oder Wort dargeſtellt werden, verſchärft oder verallgemeinert, d. h. die eigenthümlichen Züge, wodurch er ſich von dem Bilde unterſcheidet, welches wir von einem normalen Menſchen im Allgemeinen haben, können ſtark hervorgehoben ſeyn oder neben den allgemein menſchlichen zurücktreten. Das letztere iſt die Regel bei den Hauptperſonen guter Tragödien; und es muß ſo ſeyn, wenn viele Menſchen im Stande ſeyn ſollen, das, was jenen begegnet, mitzuempfinden. Denn wenn Jedem gleich etwas auffiele, worin der Held, der vor ihm erſcheint, anders denkt und empfindet als er und die meiſten andern ſeines Gleichen, ſo würde er ſich ſchwer ganz an ſeine Stelle verſetzen können und das muß er, um Mitleid mit ihm zu haben. Schiller ſagt ſehr richtig: „Wenn wir es nicht fühlen, daß wir bei gleichen Umſtänden ebenſo würden gelitten und ebenſo gehandelt haben, ſo wird unſer Mitleid niemals erwachen.“

Im Charakter der meiſten Menſchen ſind die verſchiedenſten Anlagen und Neigungen gemiſcht und die Eigenthümlichkeit einzelner Charaktere beruht nur auf dem Ueberwiegen der einen oder anderen. Soll deßhalb ein Charakter in ſeiner Eigenthümlichkeit dargeſtellt werden, wie dieß in der Comödie geſchieht, ſo wird eine Seite deſſelben als alle andern beherrſchend und unterdrückend dargeſtellt werden. Die tragiſchen Helden dagegen geben die widerſprechendſten Fähigkeiten zum Guten oder Böſen, zur Freude oder Trauer zugleich zu erkennen. Nur der Drang der Umſtände, der auf ſie einwirkt, bringt dieſe oder jene mehr zum augenblicklichen Ueberwiegen. Ehe es aber dazu kommt, haben wir ſchon zu erkennen Gelegenheit gehabt, wie dieſe Fähigkeit von Haus aus durchaus nicht ſo überwiegend angelegt war. So iſt z. B. mit Recht von Bodenſtedt hervorgehoben worden, daß Othello ſehr mit Unrecht ſprichwörtlich ein Ausbund von Eiferſucht iſt. Vielmehr zeigt er in ſeiner ſchwärmeriſchen Liebe zu Desdemona von vorn herein das argloſeſte Vertrauen, ſo daß es nur dem teufliſchen Intriguenſpiel des Jago

Digitized by Google

und dem unglücklichſten Zuſammentreffen kleiner, zweideutiger Zufälligkeiten gelingen kann, ihn durch die grundloſeſten Zweifel an ihrer Treue in's Verderben zu ſtürzen. Eben darum aber iſt dieß gerade ſo furchtbar ergreifend.

Im Thun und Leiden kann der Menſch den Einwirkungen fremder Mächte auf ihn einen unbeugſamen Willen entgegenſetzen, oder ſich widerſtandslos von ihnen beherrſchen laſſen. Keines von beiden ſehen wir an den Perſonen, deren Schickſal am reinſten und mächtigſten ergreifend auf uns wirkt. Jedes von beiden würde dieſen Eindruck hindern. Um zu verhängnißvollen Thaten hingeriſſen zu werden, durch die wir einen Menſchen ſich ſelbſt unglücklich machen ſehen, muß er den Anreizungen dazu offen ſeyn, weil wir es ſonſt unbegreiflich finden, oder als frevelhafte Spielerei anſehen würden. Ein dämoniſcher Zug der inneren Neigung zum Unrechten, wie er in jedem ſchlummert, iſt bei den tragiſchen Hauptperſonen deutlich erkennbar. Derſelbe Menſch muß aber, ehe er dieſem Zuge folgt, auch die Fähigkeit und Uebung des Zurückſchreckens vor dem Unrecht zeigen, wenn er uns nicht mehr ein Gegenſtand der Geringſchätzung als der Theilnahme werden ſoll. So ſchwankend im Kampf zwiſchen der Luſt zum Verbrechen und dem Abſcheu davor erſcheint Macbeth, und ſo wird er von vorn herein von ſeiner Frau geſchildert:

„Du biſt nicht ohne Ehrgeiz, möchteſt gerne
Groß ſeyn, doch dein Gewiſſen auch bewahren,
Nicht abgeneigt biſt du vor ungerechtem
Gewinn; doch widerſteht dir's falſch zu ſpielen."

Dieſelbe Verbindung von Empfänglichkeit und Widerſtandsfähigkeit, wie ſie ſich hier der Anreizung zum verderblichen Handeln gegenüber offenbart, muß auch im Ertragen des Leidens vorausgeſetzt werden, wenn es einen tiefen Eindruck machen ſoll. Der Menſch, den es betrifft, muß nicht ohne Gefühl, aber auch nicht ohne Faſſung ſeyn. In dem Kampfe beider erkennen wir, wenn endlich das Leiden überwiegt, die Größe deſſelben. Jeder Menſch hat mehr oder weniger Anlage zu beidem, oder glaubt ſie doch zu haben, und verlangt ſie alſo auch an dem zu ſehen, für den er ſich lebhaft intereſſiren ſoll.

Wenn demnach die Hauptperſonen der Tragödie keine einſeitig ausgezeichneten Charaktere ſind und ſeyn können, ſondern in gewöhnlicher Weiſe gemiſchte Naturen, ſo iſt doch ein Unterſchied zwiſchen ihnen und den gemeinen Durchſchnittsmenſchen, die Größe. Alle Anlagen zu äußerer Erregung, zu innerer Bethätigung ſind bei ihnen vertreten, aber alle ſtärker. Sie zeigen das geſteigerte Maß der Aktion aller Kräfte, ſie erſcheinen daher als Helden, befugt und befähigt gewaltiger und freier Alles, was in ihnen arbeitet, mit ſtolzer Freiheit geltend zu machen, Menſchen mit klarem Geiſt und warmem Herzen, Menſchen, wie man ſie ſich wünſchen kann. Daher die Liebe und die Hoffnungen, mit denen der alte Moor an ſeinem Karl gehängt hat, die er ſo herzerreißend von dem rohen Franz ſich muß vorhalten laſſen. „Der feurige Geiſt, der ihn für jeden Reiz von Größe und Schönheit ſo empfindlich macht, dieſe Offenheit, die ſeine Seele auf dem Auge ſpiegelt, dieſe Weichheit des Gefühls, die ihn bei jedem Leiden in weinende Sympathie dahinſchmelzt, dieſer männliche Muth," das Alles ſollte ihn „zu einem Helden, zu einem großen, großen Manne machen."

Das Alles ſind Züge nicht eines eigenthümlichen, aber eines bedeutenden Menſchen, für den die kleinlichen Schranken der Aengſtlichkeit, der Berſtellung, der Lauheit nicht exiſtiren. Angeborene Freiheit, Wahrheit und innere Wärme des Geiſtes ſind allen tragiſchen Hauptperſonen zuzukommende, für ſie gewinnende Charakterzüge. Das Alles hindert nicht die Verletzung jedes Menſchen, der überhaupt ein Kunſtwerk genießen kann, in die Stelle des Helden. Denn jeder bildet ſich leicht und gern ein, daß dieſe Eigenſchaften auch in ihm nur ſchlummern und ſich zeigen würden, wenn er auch in die zu ihrer Entfaltung nöthige außerordentliche Lage käme. In der That zeigt ſich dann auch bei dem Vorgeſtellten erſt nach und nach die vollkommene Erhebung über das gewöhnliche Maß durch das ungewöhnliche Schickſal, durch die Kämpfe, die in ihm ſich bewegt haben. Er ſteigt auf eine Stufe der Freiheit und ſtolzen Sicherheit ſeiner ſelbſt, auf der ihm der gewöhnliche Menſch, der in ruhiger Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt fortlebt, nicht mehr ebenbürtig iſt. Daher zeigen die tragiſchen Helden, beſonders gegen das Ende, kein feines Ehrgefühl. Sie werden nicht von dem berührt, was den gewöhnlichen Menſchen beleidigt. Als die letzten Römer in Shakeſpeares Cäſar zum letztenmal mit ihren Gegnern reden, braust Caſſius auf bei den Schimpfreden derſelben, Brutus beantwortet ſie ruhig, ja faſt freundlich, und erſcheint gerade darin als der größere, den die Schmerzen um die zu Grabe gehende Freiheit weit über kleine perſönliche Reizbarkeiten erhoben haben.

Von ſolchen Helden kann man es faſſen, daß ſie ſich rückſichtsloſer als andere von ihren ſtarken Empfindungen, wenn dieſelben einmal deutlich durchgedrungen ſind, zum Kampfe mit überlegenen Mächten, ſeyen es phyſiſche oder moraliſche, hinreißen laſſen,

Digitized by Google

dann aber auch die ganze Wucht des Schickſals zu tragen im Stande ſind. Dadurch wird die Theilnahme an dem, was ſie thun und leiden, ein ſo reines und erhebendes Gefühl, weil wir mit dem Eingehen in ihre Perſönlichkeit einen größeren Maßſtab der Menſchheit in uns ſelbſt finden. Wir können dann denken wie der Tempelherr in Leſſings Nathan: „Ich will mit Männern lieber fallen als mit Kindern ſiegen.“

In dieſer hervorragenden Stellung des Helden, in deſſen großem Thun und Leiden wir ganz aufgehen ſollen, kann ſich in der Regel nur Eine Perſon in jeder Tragödie befinden. Denn je mehr wir uns an ihre Stelle denken, um ſo mehr müſſen wir den Eindruck aller andern ſie umgebenden Menſchen an ihrer Stelle auch auf uns wirken laſſen, alle andern alſo uns gegenüber denken. An ihnen darf uns alſo auch immer mehr unterſcheidende Charaktereigenthümlichkeit auffallen. Dieß gilt aber nicht von allen Nebenperſonen gleich ſehr. Die einen ſtehen dem Helden ſo nahe, daß ſie faſt gleich mit dieſem handeln und empfinden, daß wir alſo auch mit ihnen uns gleich fühlen können, ohne dem Antheil an dem Haupthelden entfremdet zu ſeyn; die andern ſtehen ihm feindlich gegenüber, müſſen alſo auch uns ſtets fremd bleiben und von außen auf uns einwirken.

Unter den Perſonen, die dem Helden zur Seite ſtehen, können wir wieder zwei Gruppen unterſcheiden, ſolche die mehr empfindlich als er, ſein Leiden ganz, und ohne Fähigkeit es abzuwehren, mit ihm durchmachen, und ſolche, die mehr entſchloſſen als er, auf ſein Thun einen entſcheidenden Einfluß üben. Während in ihm Abhängigkeit und Selbſtbeſtimmung ſich miſchen, erſcheint in dieſen beiden neben ihm beides geſondert.

Die Perſonen, welche den Haupthelden als nächſte Theilnehmer an dem, was ihnen begegnet, zur Seite ſtehen, brauchen keinen Antheil an dem dämoniſchen Zug des unbändigen Willens zu offenbaren, wodurch jene ihr Schickſal herbeiführen, ſondern nur lebendige Empfänglichkeit für die Wirkung. In dieſer Reihe ſtehen daher die reinſten und zarteſten Geſtalten des ganzen tragiſchen Spiels. Es gehören dahin die Perſonen, welche mit den Hauptheldon durch die nächſten menſchlichen Bande vereinigt ſind, und dadurch von allem, was ihnen begegnet, mitbetroffen werden, Verwandte, Freunde und beſonders treue Liebende, wie Portia, die Gemahlin des Brutus, im Julius Cäſar, wie Egmonts Clärchen und Leonore, die Frau des Fiesco. Sie beobachten die feinſten Aeußerungen der gewaltigen Erſchütterungen, von denen die Bruſt des Helden bewegt wird, wenn ſie noch kein anderes Auge bemerken würde, und zeigen ſie uns. So in König Heinrich IV. Lady Mortimer, die Gemahlin Heinrich Percys, die ihren Heißſporn bei Nacht belauert, wie er im Traume ſich kämpfend abarbeitet, daß ihm der Schweiß von der Stirne rinnt und ſein Geſicht ausſieht, wie das eines Mannes, der im heftigſten Rennen plötzlich den Athem anhält. Wenn wir uns den Eindruck vergegenwärtigen, den das Leiden der Hauptperſon auf dieſe ihnen zunächſt Stehenden macht, ſo kann unſere Theilnahme für ſie ſelbſt nur geſteigert werden.

Dieſe Uebereinſtimmung des Verhältniſſes, in welches ſich unſer Gefühl zu den gemeinſam Betroffenen ſetzt, kann ſo weit gehen, daß ſie abwechſelnd in verſchiedenen Theilen des Stückes als Hauptperſon erſcheinen. So beſchäftigt uns in Euripides Iphigenie in Aulis zuerſt nur Agamemnon, der ſich mit Widerſtreben entſchließt, ſeine Tochter zu opfern, nachher mehr dieſe ſelbſt. In der Regel iſt aber doch Eine Hauptperſon ununterbrochen Hauptträger des Intereſſes. Namentlich treten, wenn ein zerſtörtes Liebesglück den Mittelpunkt einer Geſchichte bildet, beide Betheiligte faſt gleich ſehr in den Vordergrund; aber gerade die Liebe ſelbſt wird man doch vorzugsweiſe mit dem einen Theil für den andern empfinden. Der erſte iſt dann die Hauptperſon und als ſolche ein gemiſchter Charakter. Dem gegenüber kann der andere Theil, welcher uns mehr nur als Gegenſtand der Empfindung des erſten gegenübertritt, ſchon etwas eigenthümlicher charakteriſirt und dadurch im engeren Sinne liebenswürdiger erſcheinen, weil ſich ja gerade an die Eigenthümlichkeiten des Charakters die Neigung anheftet. So iſt Clavigo der tragiſche Hauptcharakter, gemiſcht aus rückſichtsloſer Selbſtüberhebung und feiner Empfänglichkeit für die reinſte Neigung und den Schmerz über die Verſtüchtigung derſelben, Maria dagegen ganz einſeitig nur nach der letzteren Seite ihm gleich und dadurch mit ihm unglücklich.

Auf der andern Seite ſind den aus offenem Gefühl und unnahbarer Energie gleich gemiſchten Hauptperſonen auch ſolche nebengeordnet, welche nur die letztere rein darſtellen, nicht ſowohl mit ihnen empfinden, als ihr Thun beſtimmen. In ihnen entwickelt ſich mit harter Conſequenz die verhängnißvolle Energie der Leidenſchaft. Mit überlegener Klarheit und Beſtimmtheit drängen ſie zur Geltendmachung derſelben ohne alle Scheu vor weicheren menſchlichen Regungen, für die ſie wenig Sinn und Verſtand zeigen. Sie ſtehen der Hauptperſon dadurch im Ganzen ebenſo nahe wie jene, unſerem Gefühle aber keineswegs. Wir bewundern in ihnen die Kraft des Willens, aber wir können nicht mit ihnen empfinden. Sie ſtellen uns

Digitized by Google

die Seite des Haupthelden dar, durch deren Ueberhandnehmen er zu Grunde geht, ohne die, welche uns dieß als Folge einer traurigen Verwicklung bedauern läßt. Brutus leidet bei dem Plane zur Ermordung Cäsars an einer tiefschmerzlichen Unsicherheit. In Cassius ist der Gedanke ohne alle Bedenken wirksam. Ebenso bietet auch hiefür Clavigo ein vortreffliches Beispiel in der eckigen Figur des Carlos. Mit einer Entschiedenheit und Sicherheit, die einer besseren Sache würdig wären, will er das Glück seines Freundes durch kaltes Abstreifen der Neigung zu Maria von einer, wie ihm scheint, hemmenden Fessel befreien. Der Gedanke der Treue ist ihm fremd und kann ihm nicht imponiren, weil er bei Clavigo, wieder erwacht, doch nicht eine der seinigen ebenbürtige Festigkeit erlangt. Das böse Princip, das in dem Haupthelden mit dem besseren herzergreifend ringt, tritt uns in ihm selbstständig gegenüber, und mit Schaudern sehen wir es den Sieg erringen. Mephistopheles ist die bewußt abstrakte Carricatur davon.

Noch fremder und kälter sind uns die Personen gegenüber gestellt, die mit dem Haupthelden nichts gemein haben, ihm feindlich entgegen arbeiten. Sie sind uns nur von der Seite dargestellt, von der sie ihm erscheinen, als gefühllose Gegner, und können auch, weil wir uns gar nicht in ihre Lage versetzen sollen, von einer einseitigen Eigenthümlichkeit gekennzeichnet seyn; ihr Handeln wird uns zwar klar, aber nicht so natürlich erscheinen, daß wir den Drang dazu theilen könnten. Darum braucht es aber keineswegs immer an sich ganz unberechtigt zu seyn, wie das uns menschlich näher gerückte der Hauptperson es ist, und besonders in den sie treibenden Nachbelfern sich deutlich zu erkennen gibt. Dieß macht gerade die Theilnahme an den Unglücklichen, die wir in begreiflicher Aufregung verhängnißvoll fortgerissen sehen, zu einem so reinen Gefühl, daß wir ihren Gegnern Recht geben müssen, und doch mit dem Herzen nicht lebhaft auf ihre Seite treten, jene gleichgültig fallen sehen können. In der Durchführung dieses Gegensatzes ist Euripides unübertroffen. In seinen großartigen Stücken sind die Helden oder vielmehr Heldinnen Barbaren, und als solche unterdrückt und zugleich gewaltsam widerstrebend leiden und thun sie Entsetzliches. Medea, von Jason treulos verlassen, würgt ihre Kinder, Hekuba den Mörder ihres Sohnes. Ihnen gegenüber stehen die Griechen als die nach der Auffassung des Dichters und seiner Zuschauer in Athen berechtigteren Gegner; Odysseus und Menelaos, die Führer gegen Troja, handeln consequent überlegen gegen die barbarische Rohheit. Selbst der treulose Jason, der seine erste, aus dem Lande der Barbaren von der berühmten Abenteuerfahrt mitgebrachte Gattin und Mutter seiner Kinder verstößt, um durch eine neue Verbindung mit einer griechischen Königstochter eine festere Stellung zu gewinnen, weicht von der Anschauungsweise der Zuschauer, wie sie Euripides voraussetzt, nicht weit ab. Auch sie werden denken, die Athener ihre für die rücksaltlose Hingebung, mit der sie ihm nach Griechenland gefolgt ist, schon belohnt genug dadurch, daß sie in der Heimath der höheren Gesittung aufgenommen und bekannt geworden sey. Trotzdem mußte, wie uns, so auch schon den stolzesten Athener ihre trostlose Lage und die rohe, aber wahrhaft menschliche Aufbäumung ihrer Natur menschlich rühren, und die Kälte, mit der Jason ihr gegenüber tritt, im Vergleich damit ganz kalt lassen, selbst wenn er Barbaren gegenüber eben so unmenschlich handeln zu dürfen glaubte.

Hinter den großen Gestalten allen, Haupthelden der Tragödie mit Genossen und Gegnern, stehen endlich in näherer oder entfernterer Beziehung zu beiden die vollkommen untergeordneten Nebenfiguren, die in der alten Tragödie als Chor zusammengefaßt waren. Sie drücken die Stimmung bescheidener Zuschauer gegenüber den großen Thaten und Leiden der gewaltigen Helden aus. Sie können wie die Zuschauer die Leidenschaft der Helden mitfühlen, ohne sie doch zu theilen.

Blicken wir nun auf Schillers Wallenstein, so scheint gleich die Hauptperson kein sehr sprechendes Beispiel von dem unbestimmten Charakter zu geben, den wir als allgemeinen Typus eines tragischen Helden voraus gesetzt haben, von jener allseitig ausgebildeten, mit sich selbst oft streitenden Mischung verschiedener Anlagen. Die Geschichte gibt ein viel einfacheres, schroff eigenthümliches Bild von Wallenstein, und Schiller unterläßt nicht, uns gleich im Prolog daran zu erinnern, ihn uns als einen „verwegenen Charakter“ vorzustellen:

„Der ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.“

Doch ganz entgegengesetzt diesem rohen, abstoßenden Eindrucke, der in der Geschichte von Parteileidenschaften gesteigert oder bemäntelt fortlebt, faßt der Dichter seine künstlerische Aufgabe ihm und uns gegenüber:

„Doch euren Augen soll ihn jetzt die Kunst,
Auch eurem Herzen menschlich näher bringen.
Denn jedes Aeußerste führt sie, die alles
Begrenzt und bindet, zur Natur zurück.
Sie sieht den Menschen in des Lebens Drang.“

Der Mensch als solcher, als ein uns allen gleich empfindendes Wesen, soll uns, aus dem verwegenen Charakter

Digitized by Google

herausgeſchält, noch als Gegenſtand der Theilnahme gezeigt werden.

Wie der Dichter dieß bewirkt hat, legt er ſelbſt noch deutlicher in dem Abriß dar, den er vom Charakter des Helden in den Briefen an Körner gibt. Er hat den Grundzug des Ehrgeizes in ihm nicht verwiſcht, aber durch andere aufgewogen, mit denen er ſich unter glücklicheren Umſtänden zur reinſten und glänzendſten Heldengröße hätte miſchen können. „Herrſchſucht fällt ſeine Seele nicht aus — er war empfänglich für Freundſchaft — war geneigt zum Vertrauen — und eben dieſe liebenswürdige Inconſequenz ſtürzte ihn.“ Liebenswürdige Inconſequenz, alſo das Gegentheil einer feſten Charaktereigenthümlichkeit, das iſt der Grundzug und die diſponirende Eigenſchaft für den tragiſchen Helden. Zwar in der vollen tragiſchen Verwicklung hat ein verhängnißvoller Zug alle andern Fähigkeiten Wallenſteins überwachſen, ſo daß der vorher wärmſte Anhänger zu ihm ſagen kann:

„Wie das gemüthlos blinde Element,
Das furchtbare, mit dem kein Bund zu ſchließen,
Folgſt du des Herzens wildem Trieb allein.“

Früher aber hat ſich in dieſer reinen Seele das Bild ſeines großen Herrſchtalents ganz anders geſpiegelt, hat derſelbe Max ihn als die edelſte, des ſeltenſten Vertrauens werthe Natur gefeiert, und noch als er ſchon weiß, zu welchem Schrecklichen ſie verirrt iſt, ruft er ſein beſſeres Selbſt in ihm an:

„Sieh, deine reinen edeln Züge wiſſen
Noch nichts von dieſer unglückſel'gen That,
Nur deine Einbildung befleckte ſie,
Die Unſchuld will ſich nicht vertreiben laſſen
Aus deiner Hoheit blickenden Geſtalt.“

Dieß ſoll auch keine Täuſchung ſeyn, denn auch nachdem der Entſchluß zu dem Verbrechen gefaßt iſt, das die wilde Herrſchſucht zu wagen antrieb, iſt ſich Wallenſtein ſelbſt noch aller beſſeren ſittlichen Motive klar bewußt, die ihn hätten davon abhalten müſſen, und iſt mit ſtetem inneren Widerſtreben in das Netz der Verſuchung gegangen, in das er ſich arglos ſpielend verſtrickt hat. Freilich ſind auch ſonſt ſchon alle rein menſchlichen Züge in ihm durch den beſtändigen Reiz zum alleinigen Ringen nach Anſehen und Einfluß, der in ſeiner ganzen Laufbahn gelegen hat, ziemlich verdunkelt und verzerrt, aber doch nicht ganz unkenntlich gemacht. Die Liebe des Vaters zu ſeiner Tochter iſt freilich nur eine ziemlich äußerliche, wenig tief menſchlich eingehende, wenn ſie nur darauf ausgeht, eine Krone auf ihrem Haupte ſehen zu wollen, und die Wünſche und Neigungen in ihrem eigenen Herzen ſpöttiſch gering ſchätzt; aber als ihr zertretenes Glück ihm zu Füßen liegt, erwacht doch ein innigeres, verwandteres Verſtändniß dafür in ihm als in der übrigen theilnehmenden Familie. Sein blindes Vertrauen zu einzelnen Perſonen hat ſich freilich zu einer Thorheit ausgebildet; aber es iſt eine Thorheit, die eine faſt kindlich unverdorbene Seele erſcheinen läßt.

Wenn aber alle dieſe Züge ſich bei Wallenſtein in der That nicht ſo frei und offen enthüllen, wie man es ſehen möchte, ehe ſie verhüllt werden, ſo bedurfte er mehr als andere große tragiſche Helden der Ergänzung durch eine Nebenfigur der Art, wie ſie die edlere Seite einer heroiſch gemiſchten Natur abſpiegelt ohne den Zuſatz der dämoniſch entgegen arbeitenden böſen Neigung ſeines Innern. Eine ſolche idealiſche, rührend anſprechende Seitenfigur iſt darum hier ſo ausgebildet, wie in keiner andern claſſiſchen Tragödie, eben ſo glatt ausgeſondert und ſcharf dem ganzen Helden zur Seite geſtellt, wie das Gegentheil, der nur dämoniſche Theil neben Fauſt in Mephiſtopheles. Schiller ſelbſt ſagt von Wallenſtein: „Um uns für ihn zu gewinnen, war Max ſchlechterdings nöthig.“ Wallenſtein ſelbſt kommt ſich durch den Tod des jungen Freundes kurz vor ſeinem eigenen ſchon wie verſtümmelt vor und blickt auf ihn wie auf ſein beſſeres Selbſt zurück: „Denn er ſtand neben mir wie meine Jugend.“ Trotz dieſer idealiſchen Färbung, mit der Max als einzige rein erfundene Figur in der Reihe der hiſtoriſchen Kameraden von grob realiſtiſchen Phyſiognomien auftritt, iſt er doch nicht zu einer unwahren Erſcheinung verflüchtigt, ſondern als begeiſterter reiner Verehrer des fertigen Helden ganz lebendig. Ja ſeine Entſtehung im Geiſte des Dichters entbehrt gar nicht aller hiſtoriſchen Grundlage. Die meiſten Hauptleute der Wallenſteiniſchen Armee waren, würdig der Horden, welche ſie führten, zuſammengelaufene Abenteurer, denen an der Sache, für die ſie kämpften, wenig oder nichts gelegen war. Eine rühmliche Ausnahme machte Pappenheim, ein Landeskind und eifriger Katholik, der mit Intereſſe für die kaiſerliche Sache im Reiche ſich ſchlug, zugleich aber auch ein ganzer Soldat und ſchwärmeriſcher Anhänger des Friedländers. Es liegt ſehr nahe, daß man ſich denkt, wie dieſer ſich zu einer ſchmerzlichen Wahl, einem Kampfe zwiſchen der Pflicht gegen den Kaiſer und der Anhänglichkeit an Wallenſtein hätte gedrängt ſehen müſſen, wenn er den Verrath des letzteren noch mit erlebt hätte. Gewiß nicht ohne Beziehung hierauf hat ihm Schiller aus der fingirten eigenen Wahl ſeines Regiments den jugendlichen Nachfolger geben, und dieſen dann nachher auch ganz wie

Digitized by Google

ihn enden laſſen, indem er mit den kühnen Reitern vergeblich tapfer voranſtürmt.

Eine ganz andere Art von Ergänzung iſt ihm dagegen in der Gräfin Terzky gegeben. Bei ihr zeigt ſich die andere Seite ſeines Weſens, die Leidenſchaft, die nur in der vollen Bethätigung ſeiner Fähigkeit zum Steigen über die Häupter der Menge eine nie zu erfüllende Befriedigung ſucht, zu voller Conſequenz geſtrigert, mit der ſie ihn verhängnißvoll fortreißt.

Ein ganz ähnlicher Repräſentant der Conſequenz des rückſichtsloſen Handelns iſt auf der Seite der Gegenpartei Buttler. Die Hauptperſon derſelben aber, Octavio Piccolomini, iſt im Grunde ein ruhig gemäßigter braver Mann, der nicht mehr und nicht weniger thut, als ſeine vorgeſchriebene Schuldigkeit. Kann auch ſelbſt in ſeinem Sohne der Verdacht aufſteigen, daß er mit Vorſatz den Sturz Wallenſteins habe betreiben helfen, um in Folge deſſelben ſelbſt zu ſteigen, ſo iſt derſelbe doch durch nichts deutlich begründet, und Schiller bezeugt auch, daß er ihn durchaus nicht habe verabſcheuwürdig darſtellen wollen. Wir müſſen ihm faſt eben ſo vollkommene Berechtigung ſeines Handelns zuerkennen, wie ſeinem Sohne; aber dennoch gewinnt er nicht den warmen Antheil von uns, wie jener, und der Held, den ſie beide ſtürzen helfen. Denn er thut ſeine Schuldigkeit mit Ruhe. Zwar ſollten wir uns darüber nicht beunruhigen. Wenn wir aber das rührende Zutrauen ſehen, mit dem ſich Wallenſtein, wenn auch in noch ſo ſchlechter Sache auf ihn verläßt und eben dadurch von ihm übervortheilt wird, muß er auch uns ein Gegenſtand der Abneigung ſeyn, wenn wir ihm auch nichts vorzuwerfen haben.

Alle andern Nebenperſonen ordnen ſich dieſen Hauptrepräſentanten leicht neben. Am meiſten ohne eine nach einer Seite hin neigende Eigenheit ausgezeichnet ſteht als theilnehmender Zuſchauer am Ende des Stückes der beſcheidene Jugendfreund des gewaltigen Helden. Gordon iſt das volle Gegentheil jeder Art von Heroismus. Er drückt als Chor den Sinn des Zuſchauers aus, wenn er zu dem ganz willenſtarken und gefühlloſen Buttler ſagt:

„O Gott! Was ſeyn muß, ſeh' ich klar, wie Ihr,
Doch anders ſchlägt das Herz in meiner Bruſt.“

(Fortſetzung folgt.)

Späte Heimkehr.

(Fortſetzung.)

Es war früh am andern Morgen, als der alte Herr erwachte. Wie er die Augen aufſchlug, ſah er ſich einen Moment ungewiß um; dann ſtreifte er die Bettvorhänge zurück und ſah fröhlich durch das Fenſter auf das Rathhaus hinüber.

„Mir hat ſo oft geträumt, daß es ſo ſey,“ ſagte er, während er ſich rüſtig erhob, „daß man zuletzt die Wirklichkeit für Traum hält.“ Er blickte nun haſtig auf ſeine Uhr, aber ſie zeigte kaum die achte Stunde. So ließ er ſich Zeit und kleidete ſich ſorgfältig an. Erſt wie er ſich überzeugt hatte, daß Alles auf's Genaueſte ſah, ſchellte er und ließ ſich Frühſtück bringen.

Der Wirth kam mit dem Kellner und erkundigte ſich nach dem werthen Befinden ſeines Gaſtes. Er las indeß die Antwort ſchon in dem heitern Geſicht des Alten, das mit den freundlichen Augen heut ganz anders in den Tag hinausblickte als geſtern. Nur eine gewiſſe erwartungsvolle Unruhe, jedoch mit ganz vom früheren verſchiedenem Ausdruck lag auch jetzt noch darin. Er blickte während der Unterredung mit dem Wirth, die ſich um Stadtbegebenheiten aus älterer und neuer Zeit bewegte, häufig auf die Uhr und zog ungeduldig die weißen Brauen zuſammen. Endlich kam die Sonne über den Dächern der Markthäuſer herauf und glitt ſchräg über den Fußboden bis an ſeine Füße hinan. Da nahm er Hut und Stock und ſchritt mit dem Bemerken, daß Geſchäfte ihn aufzubrechen nöthigten, die Treppe hinunter.

Indeß ſchien er ſich, wie er ins Freie gekommen, doch nicht ſehr zu beeilen. Er ſtand oft ſchwankend, ob er hier oder dorthin abbiegen ſollte, und man ſah, daß er, um die Zeit zu verkürzen, planlos die Stadt durchwanderte. Alles jedoch, woran er vorüberkam, erregte ſein Intereſſe. Muſternden Blicks ging er den

Digitized by Google

Hafen entlang; dann ließ er ſich in einem Nachen über den Fluß ſetzen und ſchritt auf den hohen Anlagen, die er geſtern bei ſeiner Ankunft auf der Eiſenbahn gekreuzt, faſt rund um die Stadt. Seine Augen glänzten froh, wenn er ab und zu lächelnd in die Ferne, einem grauen Dach oder ſchiefgeneigten Thurm zu, hinübernickte. Dabei vergaß er ganz, auf ſeine Uhr zu ſehen, und erſt die hohe Sonne mahnte ihn daran. Er that es; dann ſchritt er eilig weiter, in eine hohe, ſchattige Allee hinein, an deren Ende man durch ein altes Thor, wie durch ein Doppelteleſkop in die Straße hinaufſchaute. Es war dieſelbe, in der er am Abend zuvor geweſen; nur kam er von der andern Seite, und das Haus, vor dem er geſtern inne gehalten, lag näher hieher zu.

So hatte er es bald erreicht; es ſchien von außen heut Morgen faſt ebenſo einſam, auch in der ſonnigheißen Straße ſchlichen nur wenig Fußgänger im knappen Schatten der gegenüberliegenden Giebel daher. Nur die Thür des Hauſes ſtand weit offen und wie er über die Schwelle trat, ſah er im Hintergrunde des mächtigen Steinflurs ein Dutzend Arbeiter mit Auf- und Abladen großer Waarenballen beſchäftigt. Dazwiſchen ſcholl lärmend das Zuhämmern und Aufbrechen von Kiſten; doch ſeltſamer Weiſe drang das Getöſe kaum auf die ſtille Straße hinaus, ſondern verklang wiederhallend an den Wänden des ungeheuren Vorplatzes. Dicke Taue hingen aus dem erſten Stockwerk auf denſelben herab und gingen langſam mit Säcken an den maſſiven eiſernen Haken auf und nieder.

Der alte Herr war unter dem Eingang ſtehen geblieben und blickte ſtarr darüber hin. Ein Ausdruck unendlicher Freude und Bewegung lag in ſeinen Augen, aber ſie ruhten nicht auf der bunten, thätigen Gruppe, ſondern weit hinter ihr auf den grünen Lindenäſten, die durch die offene Hinterthür des Flurs hereinwinkten. Zwiſchen ihnen durch, in weiter Perſpektive ſah man über Raſenplätze und Blumenbeete in üppiges, ſonnebeglänztes Gebüſch hinab. Und dort hinab irrten die Augen des Alten wie ein Traum; er dachte nichts, er ſah nur den weiten, ſonnigen Garten, den die Schornſteine der Induſtrie nicht verdrängt, den er verloren gegeben wie alles Andere, und ihn gerade hatten ſie verſchont — ihn allein.

Er hätte ſich vielleicht deſſen weiter erinnert, was der Wirth ihm geſtern geſagt; doch jetzt trat Einer von den Arbeitern an ihn heran, der ihn dem Anſchein nach unſchlüſſig daſtehen ſah, und fragte nach ſeinem Begehren. Der Alte fuhr aus ſeinem Sinnen auf: „Sind hier im Hauſe Zimmer zu vermiethen?“ fragte er raſch.

Der Arbeiter mochte etwas Anderes erwartet haben und zuckte nachläſſig die Achſel. „Geht mich nichts an, müſſen oben fragen,“ antwortete er kurz und ging an ſeine Arbeit zurück.

„Ja ſo, was geht's ihn an?“ wiederholte der Alte lächelnd. „Was hätt's mich angegangen?“ Er ſtieg nun die breite, etwas dunkle Treppe in den erſten Stock hinan. Auf der oberſten Stufe begegnete ihm eine hübſchgekleidete flinke Hausmagd mit einem Strohkorb am Arm, der er ſeine Frage wiederholte.

„Ich weiß nicht; ich glaube es iſt davon geſprochen worden,“ erwiederte ſie freundlich, indem ſie den Korb auf einen Flurtiſch ſetzte; „einen Augenblick, ich will die Herrſchaft fragen.“

Sie verſchwand in einer hohen, geſchnitzten Flügelthür, die der Alte kopfnickend betrachtete. Drinnen hörte er noch eine Thür knarren: „Wie ſieht der Herr aus, Anna?“ fragte eine Stimme aus dem hinteren Zimmer. Dann ward es eine Weile ſtill und der Alte ſtand in Gedanken verſunken auf das Treppengeländer gebeugt und ſah dem regen Treiben auf dem untern Vorplatz zu. Er fuhr plötzlich auf, denn eine helle Mädchenſtimme, die er ſchon gehört zu haben glaubte, rief durch die geöffnete Hofthür von unten herauf: „Anna, wo bleibſt du mit dem Korb?“ Nur konnte er ſich nicht beſinnen, wann er die Stimme gehört hatte, ob kürzlich oder vor unendlich langer Zeit, und er beugte ſich noch weiter über das Geländer, um bis an den Platz hinunterzublicken, wo die Rufende ſtehen mußte; aber im ſelben Augenblick öffnete ſich die Flügelthür wieder, das Hausmädchen trat heraus und ſagte, dieſelbe offen haltend: „Die Herrſchaft läßt den Herrn bitten, einzutreten.“ Sie ſchloß die Thür wieder hinter dem Alten zu und er hörte noch, wie ſie eilig die Treppe hinabhüpfte.

Das Zimmer, in welchem er jetzt ſtand, war leer, die gegenüber befindliche Thür indeß nur angelehnt, und er ging raſch auf dieſelbe zu. In der Mitte jedoch blieb er plötzlich ſtehen; es überkam ihn wieder wie am Abend vorher, als er zuerſt das Haus erreicht, denn er legte faſt zaghaft die Hand auf's Herz und blickte ſtumm an den Wänden umher. So gewahrte er nicht, daß die angelehnte Thür ſich ganz geöffnet hatte und eine ſtattliche, ungefähr fünfzigjährige Frau, die indeß noch immer Spuren von ungewöhnlicher Schönheit zeigte, auf der Schwelle ſtand und ihn mit etwas verwunderten Blicken betrachtete. Sie hatte eine von ihm unbemerkte, einladende Handbewegung gemacht; endlich ſagte ſie mit ziemlich nachdrücklicher Betonung, in der ſich unverholenes Erſtaunen ausſprach: „Wenn es Ihnen gefällig wäre, mein Herr!“

Digitized by Google

Der Alte drehte ſich haſtig um und entſchuldigte ſich. Er ſagte, er komme aus Amerika, und die ungewöhnliche, altertümliche Bauart falle ihm auf und erregе ihm hohes Intereſſe. Er hatte ſeinen Namen genannt und eine achtungsvolle, der Höflichkeit der alten Zeit entſprechende Verbeugung gemacht, die das augenblickliche Mißfallen über ſein Benehmen, das ſich in den Zügen der Frau ausgeſprochen, verlöſcht zu haben ſchien. Sie wiederholte ihre Einladung in das anſtoßende Zimmer zu treten, indem ſie voranging und zu ihm umgewendet ſagte: „Wir haben allerdings über unbewohnte Zimmer im zweiten Stock zu verfügen, Herr Sterneck, für die ein ruhiger Miethsmann meiner Mutter, der das Haus gehört, erwünſcht wäre. Aber ſie liegen nach hinten, auf den Garten hinaus.“

Freudige Ueberraſchung flog über das Geſicht des Angeredeten. „Werden die Zimmer nicht mehr von den jungen Leuten bewohnt?“ ſtieß er raſch heraus. Er hatte es zu unwillkürlich geſprochen, und die Verwunderung der Frau über ſeine Kenntniß ihrer Hausordnung bemerkend, wollte er etwas hinzufügen. Aber das Wort erſtarb ihm auf den Lippen; er fühlte wie ein Schauer ſeinen Körper durchlief, der ſein Geſicht mit Todtenbläſſe überzog. Seine Kraft war dahin; er ſtarrte noch einen Augenblick ausdruckslos auf die alte, hohe Geſtalt, die ſich drüben am Fenſter aus dem Lehnſeſſel emporgehoben hatte, und ſetzte ſich ohne Beſinnung auf einen Stuhl, während Hut und Stock ſeiner Hand entglitten und geräuſchvoll auf den Boden rollten.

„Wer iſt da, Henriette?“ rief raſch die Geſtalt im Hintergrunde, die der alte Herr bis dahin nicht bemerkt und die ebenſowenig von ſeiner Anweſenheit Notiz genommen hatte. Sie hatte vielleicht Nebnlichkeit mit der Hausfrau; nur floß ihr volles Haar ſchneeweiß, gerade ſo weiß wie das des alten Herrn, um ihre alten Schläfe, und in dem hageren Geſichte lag weit mehr Strenges, ja Herbes als in dem beſonnen würdevollen der jüngeren Frau. Ihre Augen blickten ins Leere hinaus; man ſah es jetzt deutlich, wo ihre Züge ſich gewaltſam anſpannten, den Raum bis an die Thür mit der faſt erloſchenen Sehkraft zu durchdringen. Sie hatte theilnahmlos am Fenſter geſeſſen und mechaniſch ihr Gewebe mit den Händen fortgeflochten. Nur wie der Alte zu ſprechen begonnen, war es ihr aus der Hand geſunken; ſie fuhr haſtig über die Stirn und richtete ſich aus dem Seſſel in die Höhe. Aber es war nur ein Augenblick; wie ſie keine Antwort auf ihre Frage erhielt, ſetzte ſie ſich wieder; auf ihren Zügen kehrte der herbe Ausdruck zurück, der vorhin auf ihnen gelegen, und die mageren Finger ſetzten ihre Arbeit gleichgültig fort.

Von dem Allem bemerkte indeß die, welche ſie Henriette genannt, nichts. Dieſe hatte den Fremden bei ſeiner auffallenden Antwort erſtaunt angeblickt und ſchon den Mund zur Frage geöffnet, als ſie ihn plötzlich umſinken und den weißen Kopf leichenbleich an die Stuhllehne zurückfallen ſah. Ihr ganzes Weſen machte den Eindruck der Sicherheit und Entſchiedenheit; aber das Unerwartete dieſes Zufalls ſchien ſie aus der Faſſung zu bringen, denn ſie blickte ſprach- und regungslos auf den Alten hin.

Draußen auf der andern Seite des Zimmers ertönte jetzt eine heftige Stimme: „Und ich ſage Ihnen, Ernſt, wenn ſich der Fall noch einmal zuträgt, ſo können Sie gehen. Dazu beſolde ich Sie nicht. Was für dummes Zeug Sie in Ihren Freiſtunden treiben, iſt mir gleichgültig; aber im Comptoir will ich keine Allotria. Merken Sie ſich's, ich ſage es Ihnen zum letztenmal.“

Eine andere leiſere Stimme ſchien zaghaft etwas darauf zu erwiedern, aber ſie wurde durch das Aufreißen der gegenüberliegenden Thür unterbrochen und der erſte Sprecher trat mit lauten Schritten ein. Sein Geſicht war nicht aufgeregt wie man es nach den heftig geſprochenen Worten erwartet hätte; er ging mit einem ruhigen: „Guten Morgen, Frau Mutter,“ auf die alte Dame im Lehnſeſſel zu, das dieſe gemeſſen erwiederte. Erſt jetzt wendete er ſich um und gewahrte den Alten, der bei dem lauten Geſpräch von ſeinem Stuhle aufgefahren war und ungewiß um ſich ſchauend vor der noch immer beſtürzten Hausfrau daſtand.

Der zuletzt Eingetretene richtete einen Moment nachdenkend ſeine Augen auf ihn, dann ging er ſchnell auf ihn zu. „Ei, Herr Sterneck,“ ſagte er, ihm höflich die Hand bietend, welcher der Alte ſtumm die ſeinige überließ, „es iſt hübſch, daß Sie uns ſo bald das Vergnügen verſchaffen. Sie bleiben doch bei uns heute Mittag?“

Der alte Herr ſah ihn ſtarr an; endlich beſann er ſich und bewegte faſt unmerklich die Lippen. „Herr Brunner?“ ſagte er; doch dieſer fiel ihm ins Wort: „Sie haben ſich meiner Frau, wie ich ſehe, bereits ſelbſt vorgeſtellt. Darf ich Sie auch meiner Schwiegermutter präſentiren: Frau Dahlgren — Herr Sterneck aus Philadelphia, der Herr, von dem ich Ihnen als meinem Reiſegefährten erzählt.“

Die alte Dame am Fenſter erhob ſich mit ſteifer Würde, während der Vorgeſtellte auf ſie zuſchritt und ihren Gruß mit einer tiefen Verbeugung erwiederte. Er hatte die Lippen geöffnet, aber es kam kein Laut aus ihnen hervor; ſtatt deſſen neigte er ſie ſchnell auf die Hand der Alten herab, die er ehrerbietig gefaßt

Digitized by Google

hatte. Es glitt ein Zug triumphirender Befriedigung über das ſtrenge Rococogeſicht. Sie hatte nicht gefühlt, daß die Lippen gezittert, wie ſie, faſt länger als der alterthümliche Gruß erheiſchte, die welke Hand berührt, aber ſie blickte mit ſtolzem Anſtand auf das daneben-ſtehende jüngere Geſchlecht, das ſich der reſpektvollen Sitte der Väter mehr und mehr entfremdet. Dann erwiederte ſie mit ſicherer Verneigung die Achtungsbe-zeugung des Fremden und ſagte mit feſter Stimme: „Ich werde es mir zur Ehre rechnen, Herr Sterneck, Sie häufig in meinem Hauſe zu empfangen. Es iſt traurig, daß unſere Zeit jenſeits des Oceans Vertreter des guten Brauches und der Achtung vor dem Herge-brachten ſuchen muß; doch um ſo mehr weiß ich Ihren Werth zu ſchätzen. Sie ſind mir willkommen."

Brunner zuckte hinter ihrem Rücken leicht die Achſel, während der Alte ſtumm in das verrunzelte Geſicht der Sprecherin blickte, die ſich würdevoll wieder in ihrem Seſſel niedergelaſſen, nachdem ſie mit einer unnachahmlichen Handbewegung ihn eingeladen, in dem gegenüberſtehenden Platz zu nehmen. Ein wehmüthiger, faſt ſchmerzlicher Zug lag um ſeine Mundwinkel; peinliche Stille herrſchte in dem Zimmer. Die Frau vom Hauſe brach endlich mit angenommen gleichgültiger Stimme das allgemeine Schweigen: „Herr Sterneck ſprach, wie du eintrafſt, gerade mit mir über unſere miethfreie Wohnung, alſo, ich weiß nicht, ein plötzlicher Unfall —"

„Ich war etwas zu raſch und weit in der Hitze gegangen," verſetzte der Alte ſchnell, „und bedaure, wenn ich Sie durch meinen augenblicklichen Schwindel erſchreckt habe. Es bedeutet nichts, wie Sie ſehen."

„Sie haben ſich alſo entſchloſſen, länger bei uns zu bleiben?" ſagte Brunner. „Es freut mich um ſo mehr, wenn wir ſo nachbarlich zuſammen wohnen, und ich hoffe dann, wie meine Schwiegermutter Ihnen bereits ausgedrückt, Sie oft hier unten zu ſehen."

Er hatte das letzte mit nachdrücklicher Betonung geſprochen, aber die alte Dame gab kein Zeichen, daß ſie es beachtete. So fuhr er mit etwas veränderter Stimme fort:

„Sie werden dann Gelegenheit haben, die Wahr-heit deſſen, wovon wir geſtern geſprochen, daß die Stadt ſich nicht, wohl aber die Menſchen in vielen Beziehungen und zwar zu ihrem Vortheil verändert —"

Ein ſonderbares Schluchzen unterbrach ihn. Es kam wie ein erſtickter Angſtſchrei aus der alten Bruſt vor ihm hervor und der Alte ſagte: „Ja, Sie haben Recht," aber ſeine Augen hafteten unbeweglich auf dem alten, hohen Gemälde im vergoldeten Rahmen, das ſie plötzlich, im Zimmer umherblickend getroffen. Es war ein ſchönes, wunderliebliches Mädchenantlitz, faſt ein Kindergeſicht noch, mit goldblonden flatternden Locken um die glatte, ſorgloſe Stirn. Es ſchaute mit hellen, blauen Augen den Alten an, als ob es aus dem Rahmen hervor und ihm entgegen und ihm in die Arme fliegen wollte — — und dabei rief es, ganz deutlich hörte er es: „Ich komme gleich, gleich! —" und die leichten, fröhlichen Tritte, die wohlbekannten, oft erharrten Tritte kamen näher. — Haſtig wandte er die Augen auf die alte Dame zurück, die theilnahmlos, aber herzengrad im Lehnſeſſel daſaß und ins Leere hin-ausſtarrte. Und ſchluchzend legte er das Geſicht in die Hände und haſtige, glänzende Thränen drangen zwiſchen den zitternden Fingern hervor.

„Er wird manchmal plötzlich kindiſch, ich hab' es geſtern ſchon bemerkt," raunte Brunner ſeiner Frau zu; „wenn man ſich nicht daran kehrt, kommt er von ſelbſt zur Raiſon. Geſtern als wir —"

Aber die Thür flog weit auf und wie ein Son-nenmeer brach es mit tauſend Strahlen zugleich ins Zimmer herein. Durch die Thüre ſah man über eine zierliche Veranda auf die grüne Gartentiefe hinab; darüber ſtand die wolkenloſe Mittagsſonne und wie auf ihrem Glanz getragen einem weißen Falter gleich flog eine leichte Mädchengeſtalt herein. Faſt ſchien es noch ein Kind, ſo roſig lag der erſte Maienduft der Jugend auf Wange und Stirn. Goldblonden Haar flatterte über ſie hin und verdeckte beim Eintreten die blauen Augen.

„Mama," rief ſie, „was hat Phili —" Sie ſchüt-telte das Haar von der Stirn, daß es faſt ebenſo glänzend, wie die Strahlen, die es rings umkränzten, aufblitzte; dann ſtockte ſie plötzlich beim Anblick des Alten, der, die Hände wie nach einer Erſcheinung gegen ſie ausgeſtreckt, regungslos daſtand.

„Hermine, es ſchickt ſich nicht für ein Mädchen aus guter Familie, ſich ſo ungeſtüm zu bewegen!" ſagte die alte Dame mit ſtrengem Ausdruck und noch we-niger, wie ich dir oft geſagt, ſo vertraulich mit den jungen Geſchäftsbedienſteten und von ihnen zu reden. Außerdem weißt du, daß dieſer Name —"

Das Mädchen war plötzlich, wie es ſchien, aus Aerger, in der Gegenwart eines Fremden derartige Zurechtweiſung zu erhalten, hochroth geworden. Sie unterbrach die Sprechende mit einer ſchnellen Bewegung und antwortete haſtig: „Er heißt aber Philibert, Groß-mama, und es iſt Unrecht, einen ſo ſchönen Namen in das abſcheuliche Ernſt umwändern, und als ich ihm auf der Gartentreppe begegnete, ſtanden ihm wieder die Thränen in den Augen, wie ſo oft in der letzten Zeit und —" ſie wendete ſich gegen ihre Mutter — „ſag' mir, Mama —"

Digitized by Google

„Hermine!“ hatte Frau Dahlgren mehrmals gesagt, ohne daß diese sich unterbrechen ließ. Der Unwille im Gesicht der alten Dame steigerte sich mehr und mehr; dennoch lag äußerliche Ruhe in ihrem Ton, als sie endlich zu Wort gelangt fortfuhr: „Meine Enkelin, Herr Sterneck! Man sagt — und Leute, die es wissen können — sie besitze große Aehnlichkeit mit mir, als ich in dem Alter gewesen. In Aeußerlichkeiten mag dieß begründet seyn, hinsichtlich des Betragens und der guten Sitte jedoch unterschied sich die Jugend jener Zeit von der heutigen außerordentlich. Freilich bedarf es der Anleitung dazu, wie meine Mutter sie mir“ —

Das Knarren der Thürangel unterbrach die alte Dame. Das Mädchen, welches Sterneck zuerst empfangen, trat ein und meldete, daß die Suppe aufgetragen sey. Der Alte blickte noch immer abwechselnd bald auf das junge Mädchen, das mit abgewendetem Gesicht zum Fenster hinausschaute, bald auf die Alte, in deren Antlitz sich während ihrer gemessenen Worte keine Miene verzog. Ab und zu glitt er mit der Hand über die Stirn, als suche er etwas von den Augen fortzustreifen; es lag, wenn er die Hand zurückzog, eine immer mehr gesteigerte Verwunderung und Angst darin.

Brunner reichte jetzt seiner Frau den Arm und ersuchte seinen Gast ihm in's Eßzimmer zu folgen. Sie schritten durch einen langen Corridor, der Hausherr und die Hausfrau voraus. Die alte Dame hatte ihre welke, doch immer noch sorgfältig weiß erhaltene Hand mit vollendeter Förmlichkeit leise auf Herrn Sternecks Arm gelegt und folgte in steifer Haltung hinterdrein.

„Es ist Eines von dem Wenigen, das mein Schwiegersohn aus der alten Zeit bewahrt hat, daß wir die Mittagsmahlzeit um zwölf Uhr einnehmen,“ sagte sie während des Gehens. „Es wäre hier vielleicht passend gewesen, mit der veränderten Zeit fortzuschreiten, da heutzutage das tägliche Leben überall einer andern Eintheilung unterworfen worden. Doch gerade daran hält er mit einer oft von mir getadelten Hartnäckigkeit fest. Eine so veraltete und dem Geist der Zeit widersprechende Gewohnheit muß Ihnen einen eigenthümlichen Eindruck machen und nicht den günstigsten Begriff von uns geben.“

Dem Alten mußte das Sprechen schwer fallen; er machte nur hin und wieder eine zustimmende oder ablehnende Bewegung mit dem Kopf, ohne indeß seine Begleiterin, die es kaum wahrnahm, dadurch in ihren Bemerkungen zu stören.

Sie betraten das Eßzimmer, einen kühlluftigen, altertümlichen Saal, dessen Wände indeß mit modernen Tapeten, die Geschichte Pauls und Virginiens darstellend, bedeckt waren. Der elegant, mit schwerem Silberzeug für acht Personen gedeckte Eichentisch stand in der Mitte, an seinem oberen Ende nahmen der Gast und Frau Dahlgren Platz. Dann traten mit stummer Verbeugung durch eine Seitenthür ein älterer Mann und zwei junge Leute ein, die als der Buchhalter des Geschäftes und die Gehülfen im Comptoir vorgestellt wurden. Sterneck betrachtete sie aufmerksam, vorzüglich den Einen der letzteren, in dessen Zügen eine seltsame Mischung von Frohsinn und Niedergeschlagenheit gemengt schien. Doch sah er höchstens ein paar Secunden lang die jugendhellen, sprechenden Augen, wie sie hastig beim Eintreten durchs Zimmer flogen und einen Moment, von den andern unbemerkt, in denen Herminens hafteten; denn nachher saß der Jüngling eben so unbeweglich mit gesenktem Blick wie seine Gefährten, ja er schien fast noch ängstlicher als sie zu vermeiden, denselben zu erheben. Niemand sprach mit ihnen; abwechselnd führten der Hausherr und die alte Dame das Wort. Stumm, gleich den übrigen, saß der Gast da, er berührte die Schüsseln kaum, die ihm geboten wurden. Aber fast unverwandt ruhte sein Auge auf dem blondlockigen Mädchenkopf ihm gegenüber, der ihm anfänglich ein wenig schüchtern und unruhvoll auswich, überraschend schnell aber zutraulich in das schöne, greise Antlitz blickte. Und mehr und mehr begann es wunderbarm in den alten Augen zu glänzen, als blickten sie in einen Zauberspiegel hinein, aus dem sie so hell, so jugend- und hoffnungsfreudig zurück leuchteten, wie die achtzehnjährigen Knabenaugen, deren flüchtigen Strahl sie vorhin erhascht.

Nicht lange, so hatten alle im alten Hause das Gefühl, daß es regsamer darin zugehe, seitdem Herr Sterneck die beiden auf den Garten hinausblickenden Zimmer des zweiten Stocks bewohnte. Er hatte sich dieselben hübsch eingerichtet, und es machte nicht den Eindruck, als wäre es nur für einen flüchtigen Aufenthalt geschehen. In den ersten Wochen war er Mittags und Abends in's rothe Roß gegangen; dann bei näherer Bekanntschaft hatte ein Wort das andere gegeben, und er nahm jetzt auch am Familientische Theil und lebte ganz im Hause. Schnell war er bei allen gleichmäßig beliebt geworden, und das Seltsamste war, daß fast jeder ihn am besten zu kennen und sein eigenstes Wesen am gründlichsten erfaßt zu haben glaubte.

Brunner wunderte sich einmal über das andere, mit welch sicherer Kenntniß der Alte die Handelsverhältnisse nicht nur im Allgemeinen, sondern auch in Bezug auf seinen neuen Wohnort zu beurtheilen wußte, als ob er sein Lebenlang selbst als Kaufherr darin gewaltet hätte. Gar manches Neue erschloß sich ihm aus

Digitized by Google

den Rathſchlägen deſſelben, ſo daß er gar nicht mehr begriff, wie er ihn anfänglich für etwas ſchwachſinnig habe halten können, und bald unternahm er kein wichtiges Geſchäft mehr, ohne ſich zuvor mit ſeinem Hausbewohner eingehend darüber zu beſprechen. Nicht minder that dieß Frau Brunner, die ſich ebenfalls oftmals über dieß und das Raths bei ihm erholte und bei allen Vorkommniſſen ein bedeutendes Gewicht auf ſeine Meinung zu legen anfing.

Auch der junge Mann, der eigentlich Philibert hieß, im ganzen Hauſe aber nur nach ſeinem zweiten Namen Ernſt genannt wurde, hing ſehr an ihm. Der Alte hatte eine reichhaltige Bibliothek claſſiſcher Schriftſteller in ſeinen Zimmern untergebracht und dem Jüngling zuvorkommend verſtattet, dieſelbe in ſeinen Mußeſtunden zu benützen, wovon dieſer eifrig, oft bis tief in die Nacht hinein Gebrauch machte. Brunner ſah es zwar Anfangs nicht gern, da, wie er meinte, dieß die Neigung des jungen Menſchen zu phantaſtiſchen Dingen nur noch mehr befördere; allein er befand ſich bald dergeſtalt unter dem überlegenen Einfluß des Alten, daß er nicht zu widerſprechen wagte und auch nichts Begründetes vorzubringen wußte, wenn der vielfach gebildete Mann ihm freundlich, aber unbeirrt, das Bedürfniß der Jugend, ſich aus der trockenen Geſchäftswelt in das ernſtheitere Reich der Ideale zu flüchten, aus einander ſetzte. Er meinte dann nur, ihn habe keiner dahin geleitet und er ſey einzig mit Zahlen großgeſäugt worden. Da der Alte jedoch ebenfalls beides zu vereinigen gewußt hatte, und doch — wie Brunner ſich im Stillen geſtehen mußte — von den Zahlen wenigſtens eben ſo viel verſtand, als er ſelbſt, ſo ſah er es nur mit ſtummem Kopfſchütteln an, wenn er den Jüngling bald im Garten auf einer Raſenbank, bald in einer Zimmerecke eifrig über einen älteren oder modernen Dichter gebeugt antraf. Mußte er ſich doch zugleich ſagen, daß er, ſeitdem dieſes Weſen begonnen, den jungen Mann ſeltener als ſonſt über Achtloſigkeit in den Geſchäftsſtunden ertappte, und er glaubte nicht zu irren, wenn er dieß ebenfalls den Rathſchlägen des Alten, der als guter Geiſt im Hauſe waltete, beimaß.

Wenn auf dieſe Weiſe aus den verſchiedenſten Gründen alle dem alten Mann gleichmäßig ihr Wohlwollen zuwendeten, ſo war es dagegen unverkennbar, auf wen dieſer am meiſten ſeine Aufmerkſamkeit richtete. So freundlich er jedem gegenüber war, ſo glitt doch die rechte Fröhlichkeit erſt dann über ſeine Züge, wenn die Thür haſtig aufflog, und das jüngſte, roſigſte Geſicht des Hauſes auf ihn zueilte und ihm die feine, ſchmächtige Hand lachend zum Gruß bot. Wie eine Fee mit dem Zauberſtabe verſcheuchte ſie dann die trüben Wolken, die ſich doch manchmal auf der Stirn des Alten zuſammelten, wenn er lange auf dem Stuhl in der Fenſternische neben der Großmutter geſeſſen und ihren monotonen Reden über die Mängel und die Taktloſigkeit der Neuzeit zugehört hatte.

Zwiſchen den beiden Alten allein hatte ſich kein näheres Verhältniß gebildet, mindeſtens bewahrte ſie ihm, wie jedem gegenüber, daſſelbe altmodiſche Ceremoniel und die ſteife Würde des erſten Tags. Ja, wenn im Hauſe jemand in Ton und Bewegung ſtudirt oder kokett genannt werden durfte, ſo war es die alte, ſiebzigjährige Dame, und kaum ging ein Tag vorüber, daß ſie nicht in hofmeiſterlicher Weiſe an der Enkelin bald dieß, bald das zu rügen und auszuſetzen gehabt hätte. Nur war es auffallend, daß der Alte ſeinen Liebling nie gegen ſie vertheidigte, ſondern während einer derartigen Predigt die Augen unverwandt auf die Redende gerichtet hielt, als präge er jeden Zug ihres Mienenſpiels ſeinem Gedächtniß ein. Erſt wenn ſie ihren Tadel beendet, ſtand er wohl auf, trat auf die Geſcholtene, die mit gerötheten Wangen daſaß, zu, küßte ſie zärtlich auf die Stirn und ging, ohne ein Wort zu ſprechen, hinauf in ſein Zimmer. Es war das der alten Dame eben ſo unangenehm, wie Brunner die Bibliothek; aber der Alte ließ nicht davon, und es kam bald dahin, daß Hermine, ſo lange er anweſend war, in Gegenwart ihrer Großmutter unangefochten thun und laſſen konnte, was ſie wollte. So liebten, achteten, fürchteten ſie ihn alle — es war ein Herr aus der alten Zeit.

Am liebſten jedoch befand er ſich drunten in dem hinter dem Hauſe gelegenen, faſt parkartigen Garten, der an ſeinem andern Ende durch den die Stadt beinahe völlig umkreiſenden Fluß begrenzt wurde. Nach dem Rande des letzteren zu dachte ſich der Boden etwas ab und war von ſtätiger Feuchtigkeit durchdrungen, ſo daß die Gewächſe auf ihm zu ungewöhnlicher Höhe und Dichtigkeit empor gediehen. Man konnte es faſt eine Wildniß nennen, ſo üppig ſchoſſen Gartenblumen, deren Samen vom Wind hieher getragen worden, zwiſchen hochſtaudigem Unkraut und verwildertem Gebüſch auf. Dazwiſchen kletterten Schlingpflanzen durch die Zweige und umklammerten Alles mit zackigem Geranke. Der Hausherr ſowohl als ſeine Frau kamen ſelten dorthin. Erſterer betrat höchſtens die zierlich gehaltenen Kieswege in der Nähe des Hauſes; Frau Brunner ging wohl darüber hinaus, allein nur bis an die Grenze, wo der hinter jenem erſten Theil gelegene Nutzgarten endete und das tiefere Terrain begann.

Dieſes mochte auch kaum in einer vortheilbringenden Weiſe zu benützen ſeyn; denn bei heftigen Regen-

Digitized by Google

güſſen ereignete es ſich leicht, daß der Fluß ſein gewöhnliches Ufer überſtieg und ein bedeutendes Stück dieſes verwilderten Vorlandes überſchwemmte. Nur im Herbſt ward der Platz von den Arbeitern beſucht, denen Brunner den Ertrag der hier und dort verſtreut ſtehenden Obſtbäume geſchenkt hatte, der einzigen Culturerzeugniſſe, welche hochſtämmig der winterlichen Unbill des Waſſers Trotz zu bieten und ſie ungefährdet zu überdauern vermochten. Sie mußten erprobt darin ſeyn, denn es waren manch alte knorrige Geſtalten darunter, denen man anſah, daß ſie wohl bald ein Jahrhundert ihre Ausdauer im Kampfe gegen den regelmäßig wiederkehrenden Feind bewieſen hatten. Die Blumen dagegen ſchwanden jeden Herbſt und machten einer unbehaglich ausſehenden Schlammdecke Platz. Jeden Frühling jedoch kamen ſie auf's Neue hervor und ſchoßen dichtgedrängt in ungezügelter Kraft empor. Dann drängte ſich Blüthe an Blüthe verſchiedenſter Art und Farbe, und ein heimlicher, finnbetäubender Duft lag über der einſamen, ſonnigen Tiefe.

So war ſie jetzt im Mittſommer. Nur die Schmetterlinge taumen und wiegten ihre goldſchillernden Flügel auf dem dichten Blumenmeer oder die Hummeln bohrten ſich in die großen Fingerhutglocken und erfüllten mit ſchläfrigem Geſumme die Luft. Sie wußten, daß ſie nicht geſtört würden und an die einzige Geſtalt, die ſie ſich ab und zu in ihrem Gebiet bewegen ſahen, gewöhnten ſie ſich bald. Es war der Alte, der ſich dort im tiefſten Verſteck ein ſonniges Raſenplätzchen eingerichtet, nach dem er an ſchönen Tagen regelmäßig in der Morgenfrühe mit einem Buch unter dem Arm hinunterwanderte, um etwa gegen die zehnte Stunde, wenn die wolkenloſe Sommerſonne zu mächtig wurde, in ſein Zimmer oder in die vordere, kühle Veranda zurückzukehren.

Das Einhalten der einmal gewöhnten Stunde war vielleicht das Einzige, worin der ſonſt ſo vorurtheilsfreie Alte ein wenig pedantiſch erſchien. Faſt konnte ſich das Hausweſen nach ihm richten, wenn er mit ſeinem Buch langſam wieder über die Kiespfade auf das Haus zukam; ſo genau, wie auch in allem Anderen, was er vornahm, hielt er die einmal dazu angeſetzte Zeit inne.

Mit dem Buch, das ihn immer begleitete, hatte es aber eine eigene Bewandtniß. Wenigſtens behauptete Einer von den Hausknechten, der einmal zufällig, um etwas im Fluß zu reinigen, um die Morgenſtunde dorthin gerathen war, es habe, ſo lange er, unbemerkt von dem Alten, in der Nähe geweſen, unberührt auf der Raſenbank gelegen, während jener, den weißen Kopf an einen Stamm gelehnt, wohl eine halbe Stunde unbeweglich daneben geſeſſen und mit weitgeöffneten Augen nach dem blauen Himmel hinaufgeſchaut.

Zwar war ihm dieß kaum zu verdenken. Ueber den breiten, zwiſchen grünen Ufern ſanft hingleitenden Fluß blickte man in die weite Ebene hinaus, deren Rand von dunkelblauen Wäldern umrahmt war, vor denen hie und da graue Thürme aufragten, wie von einem Kranz mit rothen, winkenden Dächern umgeben. Manchmal glitt ein Nachen den Fluß hinab oder ruderte mühſamer ſtromauf; ſonſt lag ein ſtiller, elegiſcher Ton weithin über die Gegend gebreitet, in den nur ſelten ein lauterer Klang des ſtädtiſchen Treibens aus der Ferne herüberdrang. Dagegen ragten faſt greifbar nah die Thürme des Doms und der Marienkirche mit ihrem altersgrauen Zierrath hoch über der blühenden Wildniß herauf. Ihre goldenen Kugeln blitzten im Sonnenlicht einſam in das Blau des Himmels hinein und der Alte mochte wohl, wenn er ſo daſaß, und zu ihnen emporblickte, denken, wie ſie das ebenſo vor manchem Jahrhundert gethan.

Auch vor einem halben Jahrhundert, und wie er damals auf derſelben Stätte geſeſſen und mit träumeriſchen Knabenaugen zu ihnen aufgeſchaut. Gab es damals in dem alten Hauſe, das mit der grauen Giebelrückſeite von fern durch die Büſche herüberwinkte, auch einen Herrn Brunner und eine Frau mit dem kalt beſonnenen Geſicht wie die jetzige Hausfrau?

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Briefe von Bedlitz an eine Freundin.

(Fortſetzung.)

Wien, den 12. Nov. 1853. — Was fällt Ihnen denn ein, daß Sie mir acht Seiten Religionscontroverſen ſchreiben, ein Thema, das ich nicht ausſtehen kann, und das eine Paſſion von Ihnen iſt! Ich will darüber nicht discutiren, viel weniger diſputiren. Wenn die Sachen ſo ſind, ſo thut's mir leid, ich kann ſie aber nicht ändern; ich mache ſie nicht ſo, und kann ſie nicht anders machen; es ſind noch ſo unzählige andere Intereſſen in der Welt, daß man nicht nöthig hat, ſich darum auch noch herumzuzanken. Mir leuchtet dabei nur ein, daß man heutzutage keine gemiſchten Ehen zulaſſen ſoll, des lieben Friedens wegen, denn wenn der Teufel des religiöſen Unfriedens ſchon in Sie gefahren iſt, ſo muß er bei Andern gar nicht auszuhalten ſeyn. In der Ehe hat es andere Gegenſtände genug zum häuslichen Zwiſte, da ginge einem noch ab, daß der religiöſe auch noch dazu käme. Uebrigens war mir das, was Sie mir über des neuen Biſchofs von Breslau Perſönlichkeit geſagt haben, intereſſant, und Sie haben gewiß richtig geſehen und geurtheilt. — Die Kriegsnachrichten ſind ſo unzuverläſſig, daß ſich kaum unter zehn telegraphiſchen Berichten einer als wahr erweiſt. Was die Zeitungen über die Angelegenheiten der Türken ſagen, iſt ohne Ausnahme erlogen. Ich fürchte nur, daß man Frankreich in die Kriegsſtimmung hinein hetzt, was eine ſehr traurige, endloſe Geſchichte wäre, die die halbe Welt zu Grunde richten würde. — Prinz Georg von Preußen war hier und hat gut gefallen; er ſoll unterrichtet und beſcheiden ſeyn. Aus Karls letztem Briefe erſehe ich, daß er ſich ſehr zu den Frommen neigt. Mir recht — denn wenn jemand wirklich innerlich fromm iſt, ſo hat er ſicher vor allen andern hundert Procent voraus. Bloße Angewöhnung thut es nicht, die Diſpoſition kann man ſich nicht geben; ſie muß vorhanden ſeyn oder gewonnen werden.

Den 13. — Das Manuſcript ſchicke ich, nachdem ich mit dem Erzherzoge Max, der jetzt hier iſt, conferirt habe, oder mit ihm habe conferiren laſſen. Nächſtens ſoll hier Alexander und Darius von Uechtritz gegeben werden.

Den 15. November. — Geſtern war ich Abends beim Fürſten Metternich, Alles in Erwartung der nahen Hochzeit der Tochter ſehr zufrieden, der alte Fürſt verwunderlich friſch, trotz totaler Taubheit, aber die arme Fürſtin um ſo erbarmenswerther; ſie iſt wieder bedeutend geſchwollener als ſie war, aber das Geſicht, obgleich es das Gepräge großen Leidens trägt, hat doch noch die vollen Spuren der alten Schönheit. Die Seelenſtärke aber, mit der die arme Frau dieſe furchtbare Heimſuchung trägt, iſt über alles Lob erhaben. — Im Kärntnerthore hat eine neue Sängerin, la Grua, ſehr gefallen; die Herren, die aus den Hugenotten in das Caſino kamen, waren ganz enthuſiasmirt von Stöger, was bei deutſchen Opern im Caſino ſelten der Fall iſt. — Der Erzherzog wünſcht wegen des Manuſcripts mit mir zu ſprechen, und ich erwarte das Aviſo; ich habe einige Blätter geleſen, die mir ſehr hübſch vorkommen.

Den 19. November. — Ich habe Schulenburgs Kammerdiener, der nach Sagan geht, das Manuſcript vom Erzherzoge mitgegeben. — Montag war ich Abends im Ballet, und ließ mich von der Taglioni als Satanella bezaubern, die gewachſen iſt wie die capitoliniſche Venus, römiſchen Andenkens. Geſtern hatte mich Fürſtin M. S. zu Tiſch eingeladen; ſie ließ eine Kochprobe kochen, und hielt mich für einen competenten Richter, was ich gar nicht bin, denn ich eſſe vom Fleiſch nur das Faſerige und nie ein ſchieres Stück; trotz dieſer Ketzereien paſſire ich für einen Kenner und ſitze zu Gericht als Wahrſpruchmann. Die Jury ſprach: „mittelmäßig.“ Das Diner war indeß allerliebſt durch die drei ausgezeichneten Frauen, die es würzten. Abends ging ich in Robert den Teufel und ſah die la Grua als Alice und die Wildauer als Prinzeſſin. Erſtere iſt ein „ſchön Menſch,“ wie die Herzogin Eliſabeth von Orleans von ihrer Nichte ſchrieb, ſingt gut und ſpielt gut — ſie iſt eine Erſte vom zweiten Rang. Die Prinzeſſin habe ich kaum beſſer geben ſehen. — Ich glaube wohl, daß .... Ihnen alles Mögliche zu Leide thut — aber wozu haben Sie Verſtand, wenn Sie nicht Bären zahm machen können, Sie können es auch, wenn Sie nur wollen; das iſt auch gar nicht gegen das Gewiſſen, denn wozu hatte denn der Himmel die Intrigue erſchaffen, als daß die Frommen ſich ihrer bedienen gegen die Gottloſen?

Den 24. November. — Ich war über eine Stunde beim Erzherzog Max, und fand ihn äußerſt nett; ſein Geſicht wird anziehend, wenn er ſpricht. Er iſt voll Enthuſiasmus für Alles, hat Anlagen, die er gar nicht überſchätzt, und iſt einfach in ſeinem Weſen.

Digitized by Google

Seine Abſicht iſt hundert Exemplare von ſeiner Reiſe drucken zu laſſen, wenn bei ſtrenger Auswahl einzelne Abſchnitte ſeines Tagebuchs ſich dazu qualificiren. Dieſe auszuwählen und druckfähig zu machen überläßt er der Perſon meiner Wahl. „Wegſtreichen — ſo viel ſie will — Alles — aber dazu machen, was nicht mir gehört — nichts," das ſind ſeine Worte. Er will, daß die Sache, die Gedanken, Gefühle und Anſchauungen ſeine eigenen bleiben, und nur das Gewand nach Gutdünken gegeben werde; er ſagt mir, erſt der letzte Band, den er noch unter den Händen habe, ſcheine ihm intereſſant und gelungen. Leſen Sie demnach die Sachen durch, und finden Sie einen netten Abſchnitt, ſo überarbeiten Sie ihn nach den hier von mir gegebenen Andeutungen, und ſchicken Sie ihn mir dann; ich will dann ſein Urtheil über die Probe einholen. Seine Gedichte, worunter eines an mich und eines an Grillparzer, läßt er gar nicht drucken, aber die Erinnerungen ſeines Lebens, meint er, hätten für ſeine Angehörigen doch Intereſſe.

Den 25. — Geſtern beim Diner bei Breda fand ich unter Andern den Oberſt Rühling, der die Wiener Freiwilligen in Italien commandirt hat und das Thereſienkreuz erhielt. Es iſt ein ganz prächtiger großer Mann mit einem ausdrucksvollen Soldatengeſicht. Er erhielt in der Schlacht von Novara drei Schüſſe, den erſten durch den Schenkel; als er ſich eben im Sattel erhob und ſich gegen das Bataillon zu wandte, fuhr ihm die Kugel zwiſchen den Beinen durch, trotzdem führte er ſein Bataillon zum Sturm; als er aber den zweiten Schuß durch den Leib bekam und er zuſammenſtürzte, hoben ihn die Leute auf, wobei ihm das Blut immer dick durch Hals und Wunden quoll, und trugen ihn unter furchtbaren Schmerzen längs der Linie weg, die im vollen Feuer ſtand, da fuhr ihm eine dritte Kugel in die Ferſe des andern Fußes; er konnte während der ganzen Zeit der Cur meiſt nur kauern. Er, der Oberſt Kielmannsegge und Oberſtlieutenant Seuffert waren die drei ſchwerſtbleſſirten Offiziere der Armee, und der Feldmarſchall ließ ſie nach Pavia auf Bettwagen transportiren. Die beiden andern, deren Wunden für viel weniger gefährlich gehalten wurden, ſtarben.

Den 28. November. — Wegen des Manuſcripts verſteht es ſich von ſelbſt, daß Sprachungelenkigkeiten verbeſſert werden müſſen, wenn ſie vorkommen ſollten; auch Verſchiebungen ſind Ihnen erlaubt, um die Abſchnitte natürlich zu gruppiren. Der Erzherzog weiß noch nicht, wem ich die Sache übergeben habe. — Sie wiſſen nicht, was Hopott iſt? Sehen Sie im Kochbuche nach: es iſt eine Miſchung von allerlei Gemüſen, wie „Macedoine" eine von allerlei Obſt iſt. Daß ich meine Menus bei den kleinen Diners franzöſiſch mache, iſt ja eben der Spaß der Geſchichte und W.'s Wonne, der die köſtlichſten Späſſe darüber macht; Joſeph habe ich darüber ertappt, daß er heimlich franzöſiſche Stunden nimmt.

Ich fürchte, wir werden in einen Krieg verwickelt werden, wo wir es am wenigſten wünſchen, und des Kaiſers perſönliche Geſinnung wird ebenſowenig Anerkennung finden, wie es Oeſterreich in Sardinien gefunden hat, dem es willig im Congreß Novara überließ, das zur Lombardei gehört, und Alles dazu beitrug, Sardinien Genua zu verſchaffen. — Was meine Saganer Reiſe betrifft, ſo iſt es ſicher, daß ich am 1. Januar hier ſeyn muß, denn ich kann mich nicht von den Neujahrsceremonien dispenſiren; auch weiß ich nicht, wie es ſich mit den Naſſauiſchen kirchlichen Wirren machen wird, da die Geſchichte der Cittirung des Biſchofs von Limburg vor die Aſſiſen in einem Civilproceſſe großen Lärm macht. Die Maßregel — Nota bene ich bin gegen die biſchöflichen Anmaßungen — iſt eine ungeſchickte. Man verſucht, anſtatt ganz einfach feſt bei den ausgeſprochenen Geſetzen ſtehen zu bleiben, eine Art Haſſenpflugiſchen Proceß, wegen eigenmächtiger Verwendung unbedeutender Summen. In dieſer Angelegenheit gibt es gleichfalls Beſprechungen, die ich nicht umgehen noch verſchieben darf; daher kann ich erſt nach Neujahr, und nur auf acht Tage reiſen.

Den 5. December. — Laube hat B. geſagt, daß er den Stern von Sevilla austheilt. Ich muß geſtehen, daß es mir zu jeder andern Zeit lieber geweſen wäre, als gerade jetzt, wo ſie es gar nicht beſetzen können und nur zweite Leute dazu haben. Ich muß Ihnen doch ſchreiben, daß mich der König Max zum Mitgliede ſeines neuen Maximiliansordens ernannt hat, der an einem dunkelblauen Band mit weißer Liſière um den Hals getragen wird, und aus einem gleichfalls blauen Kreuze mit Strahlen beſteht. — Eben habe ich in der Vorſtadt einen Schild angeſehen, den die Armee dem Grafen O'Donnell verehrt, eine prachtvolle Arbeit, ein wahres Kunſtwerk. Abends ging ich zu H. und blieb mit der Familie bis eilf Uhr bei ihm; wir ſprachen viel über Berlin. Er iſt ganz bezaubert vom König, der anderthalb Stunden bei ihm war, aber ſo überaus angenehm, liebenswürdig und gutmüthig, daß Er und ſeine Frau ſich noch jetzt ganz entzückt dieſes Beſuches erinnern. Seine Erzählungen hinterließen mir den Eindruck als ſey Bonin das bedeutendſte Talent, und als habe Wrangel den großen Vortheil der Routine für ſich.

Den 8. December. — Wenn ich ein paar Stunden nach dem Frühſtück in Geſchäften geſchmiert habe,

Digitized by Google

ſchreibe ich zur Erholung einen Privatbrief, dann leſe ich eine Zeitung, dann geht's wieder an's Schreiben oder Diktiren, bis um fünf Uhr, wo es Eſſenszeit iſt. Nach dem Eſſen kann ich nicht arbeiten; ich mache nach Tiſche ein paar Patiencen, um nicht gleich einzuſchlafen, dann kommt das Abendblatt vom Lloyd und die öſterreichiſche Correſpondenz, und wenn die geleſen ſind, bin ich auch regelmäßig eingedufelt bis ſieben Uhr, dann leſe ich oder gehe aus, um zehn Uhr gewöhnlich ins Caſino, wo ich bis eins oder zwei plaudere oder einer Parthie zuſehe.

Daß Sie mit dem deutſchen Schauſpiel in Berlin nicht zufrieden waren, thut mir leid für Sie, mir iſt daſſelbe total gleichgültig — ich habe den Freuden der Welt entſagt, und ſo auch dem Theater — denn die wenigen Ausnahmen zählen nicht. Ueber die Balletindecenz theile ich gleichfalls Ihre Anſicht — Marie Taglioni gehört nicht in dieſe Klaſſe. — Die Herſtellung des Friedens zwiſchen mir und R. R. würde kaum weniger Schwierigkeiten haben als die orientaliſche Frage, und ich glaube, daß der zwiſchen den Türken und Ruſſen leichter abzuſchließen ſeyn wird. — Den 10ten. Geſtern war Fr. z. H. bei mir, Sie hat eine Verehrung für mich, die ins Weite geht. Sie kam, um mich perſönlich einzuladen, Dienſtag, an ihrem Geburtstage, bei ihr zu eſſen, da ich voriges Jahr, wo ſie mich auch einlud, nicht kommen konnte. Da ich nicht engagirt war, konnte ihrem Wunſche willfahrt werden. So einen Glauben hab' ich in Iſrael nicht gefunden. Es werden charmante Leute dort ſeyn — Laubes, Rettichs, Betty Paoli, bei welcher Gelegenheit ich wohl von Laube erfahren werde, wie er meinen Stern beſetzt hat. Es ſind jetzt ſchon Soirées ohne Ende, die mir furchtbar ſind, dennoch muß ich überall, wenigſtens einmal hingehen. — Den 11ten. Das geſtrige Diner bei Fürſt L. war ſehr angenehm, und des Hauſes Stimmung eine beſonders heitere durch die eben angekommene Nachricht der von den Ruſſen gewonnenen Seeſchlacht bei Sinope. — In Ihrem letzten Briefel mit der Rückkunft aus Berlin war wieder zu viel Religion; ich muß jetzt ſo viel davon hören, daß ich ſelbſt jede Stunde Paſtor werden könnte, und das Thema mir ganz überläſtig geworden iſt. Wenn ich ſage Religion, ſo verſtehe ich Controverſen.

Den 12. December. — Unſere politiſchen Conjuncturen ſind nichts weniger als tröſtlich. Der Krieg iſt, wenn die Ruſſen nach vierzehn Tagen nicht aus den Fürſtenthümern gehen, erklärt. Da das nicht geſchehen wird, wenigſtens nicht ſo peremptoriſch, ſo werden wir bald von Feindſeligkeiten reden hören, und was iſt zu thun, wenn Franzoſen und Engländer ſich zugleich über den Continent hermachen? Genug, die Welt iſt voll Schlechtigkeit, und ich weiß nicht ob außer Ihnen noch zwölf ehrliche Leute darin ſind. Nie hat mich ſo nach einem ruhigen Leben verlangt, als jetzt, und nie ſind weniger Ausſichten dazu geweſen. Das Leben iſt hier im gegenwärtigen Augenblick unter den Diplomaten wie auf der Börſe; wo ſich zwei begegnen, will einer etwas vom andern wiſſen, und jeder zieht ſeine Conjecturen für ſich. Da ich die meinigen nun an drei Höfe mitzutheilen habe, gibt es mir viel zu thun. — Laſſen Sie ſich doch nicht die Geſchichte aufbinden, die unglückliche Famille Teichert ſey an Pilzen geſtorben! An der Cholera iſt ſie geſtorben; übrigens eſſe ich Pilze mit großer Mäßigung, laſſe meinem Appetit danach nie die Zügel ſchießen — und thue es überhaupt nur ſelten. — Geſtern hatte ich Hirſch in Wildſauce mit Knödeln und rothen Kohl mit grillirten Schweinsohren. Sie ſehen der Mäßigkeitsverein kann ſeine Freude an mir haben. Es iſt hundekalt und die Kälte greift mich alten Mann empfindlich an. Geſtern eine Menge Viſiten gemacht, aber Gott ſey Dank alle blind. Wallmoden, den ich ſpäter neckte und ihm ſagte, er ſey nie zu treffen, und ſeine Leute verſicherten, er käme nie vor vier Uhr Morgens zu Hauſe, war zu nett dabei, und außer ſich, daß man ihn ſo verleumden könne. — Den 13. Geſtern erhielt ich einen Brief vom alten Fürſten Dietrichſtein, der mich bat, heute um zwei Uhr zu ihm zu kommen, um mit Wallmoden und Fiquelmont als dritter ſein Teſtament als Zeuge zu unterſchreiben, was denn auch geſchehen iſt. Zu meiner Freude und meinem Troſte ſah der Teſtator ſo vortrefflich aus, daß ſich mit Zuverſicht ſagen läßt, mein Name werde noch lange nicht officiell vor den Gerichten erſcheinen. Ueberhaupt war es eine wahre Freude, dieſe drei alten Herrn beiſammen zu ſehen, die Alle drei intime Jugendfreunde ſind, und alle ſo wohl und friſch ausſehen, ſelbſt Wallmoden nach ſeiner Art, und ſo ganz geiſtesfriſch ſind. Graf Fiquelmont hab' ich nie ſo fruchtbar an Ideen und ſo gedankenreich gefunden, als eben in dieſer Zeit. Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen ihnen und Fürſt Metternich, dem man das Alter an Geiſt und Körper anſieht, freilich trägt dazu auch ſeine Taubheit viel bei.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Literatur.

Die deutsche Literatur unter den Neapolitanern. 1863—64.

(Schluß.)

Und Seite 21: „Wenn ich höre, daß eine Nation sich erhebt, frage ich mich, wodurch sie gefallen, und wenn ich die verschiedenen Ursachen ihres Verfalls prüfe, finde ich: die Hauptursache und die alle Nebenursachen in ihrem Gefolge nach sich zieht, ist: der Verfall des Gedankens. Denn ich sehe nicht, wie ein Volk, das denkt und zu denken weiß, verfallen kann ... Wie also ein Volk nur fallen kann, wenn sein Gedanke fällt, so kann es auch nur sich erheben, wenn sein Gedanke sich erhebt; die Philosophie, das Ideal ist es, das den innern Menschen verjüngt, ohne den der äußere Mensch sich nicht verjüngen kann." — Ferner heißt es Seite 96: „Ohne die Wiedergeburt des Gedankens scheint mir ein Volk nur galvanisirt werden zu können, aber nicht erneuert." Und Seite 68: „Was Vico ahnte (intravide), hat Hegel geschaut. Darum habe ich gesagt und wiederhole und will es unermüdlich wiederholen, unsere und unserer Zeit Aufgabe ist: Hegel zu verstehen und, wenn wie ihn verstehen, ihn zu erklären, seine Gedanken anzuwenden, seine Lücken auszufüllen und zu ergänzen; er hat ein System gegründet, das, strenge genommen, das erste und einzige ist, das der Menschengeist zu Stande gebracht."

Doch wir müßten die ganze Broschüre übersetzen, wollten auch wir unserer „göttlichen Schwärmerei" Genüge thun! Möchten diese paar Tropfen einer vielleicht mangelhaften Uebersetzung recht viele unserer jungen philosophischen Landsleute lüstern machen, in Veras Buch sich den Nektar ächter Philosophie von griechisch-italienischer Sprachgrazie kredenzen zu lassen!

* * *

Der Aestbetiker Tari hat im letzten Jahre die Philosophie mit zwei Schriften bereichert: „Estetica ideale. Nap. 1863" und „Di unu rimodernata istruzione." In der Vorrede zur „Estetica ideale" sagt der Verfasser: „In dieser Wissenschaft streiten jetzt die Neuhegelianer und Herbartianer; jene, die das Schöne in logische Formeln zu bannen suchen, widerlegt der einfache gesunde Menschenverstand, der in jedem wahrhaft künstlerischen Werk die Originalität eines Ursprünglichen erkennt, das, allem Mechanismus zum Trotze, nur kraft geheimnißvoller Wechselwirkung in genialen Anschauungen des Geistes sich vermenschlicht. Die Herbartianer widerlegt die Unzulässigkeit (l'inammissibilità) der Veeneinung des Wissens im Wissen; da doch in der Wissenschaft begreifen nichts anderes ist, als immer und unabwendbar (inniteratamente) construiren ꝛc.

Zwischen diesen beiden Schulen will der Verfasser vermitteln: die feste Ueberzeugung, daß der Gedanke innerlich begrenzt, das heißt von sich gegeben sey und folglich die Absolutheit des Erkennens nichts mehr besagt, als eine menschliche Symbolik des Unnennbaren, nöthigten ihn, zu gleicher Zeit von der Natur die ästhetische Priorität (primnlita) zu statuiren und auf dialektische Weise das daraus folgende ideale Leben im Geiste zu verfolgen. In wie weit seine guten Absichten dem Verfasser gelingen werden, muß die Zukunft lehren. Vorliegendes Buch ist nur der Theil eines größeren Werks. Uns hat besonders der Abschnitt über „das Komische" des Interessanten und Lehrreichen gar mancherlei geboten, obgleich hier der Verfasser und „schläfrigen Deutschen" (lenti tedeschi) eine gewisse Stumpfheit (obtusita) für das Komische vindicirt, gegen die Duckmäuserei unserer Bildung (la civile musoneria) eine Lanze bricht für den italienischen Hanswurst, und selbst Aristi als „schwarzgalligen Poeten" anschwärzt. Auch scheint vielleicht hinsichtlich des Stoffs manchem des Guten etwas allzuviel, der nicht bestochen ist durch die Bekanntschaft des äußerst liebenswürdigen Verfassers.

Die Broschüre „di rimodernata istruzione" ist ein Memoire, worin der Verfasser auf, warum weiß man nicht, etwas zaghaft verblümte Weise die Secularisation des Unterrichts verlangt. „Damit einmal das unerquickliche Schauspiel ende, das jetzt der Philosoph hat, zu sehen, wie ein Volksgewissen, sein selbst unbewußt (signara di se) sich abmüht, indem es zwischen Hypothesen und unsicheren Versuchen einherschwankt zur Lösung der brennenden Frage der politischen Wiedergeburt." Er tadelt an den alten Erziehern „die Zweideutigkeit des Charakters, die absolutistische Engherzigkeit des Horizonts, die Unfähigkeit der altersschwachen Kräfte einer wurmstichigen und sinkenden Cultur irgend eine edelmüthige Neuerung in die Hand zu nehmen. — „Seit zwei Jahrhunderten fabricirt man hier das Opiat eines Unterrichts, der statt menschlich zu sein, unmenschlich rhetorisch-grammatisch ist, tödtlich für die Erregung jeder männlichen Bewegung und nur passend für das Leben von Faulenzern und Sklaven; darum: Volkserziehung! Freiheit des Unterrichts! Bildung des Adels!" — Die Worte, die der Verfasser über den Krebs der italienischen Gelehrsamkeit, den Dilettantismus, sagt, sind wahrhaft beherzigungswerth; mit männlichen Worten wird das Studium der Geschichte empfohlen, und sogar — für Italiener doch wohl etwas sonderbar — das Turnen; „denn jetzt haben die Italiener weniger den Philosophen nöthig,

Digitized by Google

als den Soldaten." — „Man ſoll der italieniſchen Jugend den Dante in die Hand geben, den Shakeſpeare (?). Das Ziel der heutigen Beſtrebungen iſt: eine Religion, welche die ſchismatiſchen Streitigkeiten in einer weniger abſtracten Dogmatik vereinigt; ein Staat, der den Streit mit den Privaten aufgibt und ſich frei auf die Volksvernunft ſtützt." — „Das römiſche Prieſterthum, befleckt mit Streit und Skandal, warf ſich wollüſtiger Weltlichkeit in die Arme, und machte, im Widerſpruch mit ſich ſelbſt, Friede mit den Feinden der Abeele." — „Wenn man nicht mehr für eine Brüderſchaft lernt, für eine gelehrte ebenſowenig, wie für jede andere, wenn der Bürger als Weiſer thätig iſt, und der Weiſe als Erreger des Geiſts der Zeit, wird das Leben wahrhaft das hebräiſche Wort darſtellen, „welches das Volk buchſtabiren, der Weiſe aber leſen und erklären ſoll." Hegel.

Wir haben allen Grund, uns ſolch großer und männlicher Worte aus dem Munde eines Italieners zu erfreuen.

III.

Für den hieſigen Lehrſtuhl der deutſchen Literatur hatte man bekanntlich Georg Herwegh in Ausſicht genommen; der Sturz des damaligen Miniſteriums und des Dichters Unkenntniß der italieniſchen Sprache waren Schuld, daß dieſer Plan ſich zerſchlug. Jetzt iſt hier Privatdocent der deutſchen Sprache Vittorio Imbriani, der Sohn des jetzigen Univerſitätsdirektors. Vittorio Imbriani war mehrere Jahre in Berlin und brachte von dort nebſt gründlichen Kenntniſſen eine ebenſo gründliche Verachtung des Deutſchen mit nach Hauſe. Als gegen eine Privatanſicht wird wohl Niemand etwas hiegegen haben; ob aber gerade die Verachtung eine paſſende Muſe iſt für einen, der eine Sprache lehren oder lernen ſoll, möchte wohl eine andere Frage ſeyn.

So iſt denn auch Imbrianis „Einleitung in die deutſche Literatur" nichts weiter, als eine Verherrlichung der italieniſchen. Er ſagt darin: „Jetzt iſt die Deutſchthümelei in Italien Mode; ein unzählbarer Schwarm oberflächlicher Gelehrter betäubt uns mit ſeinem Lobgeſang auf die Wunder der deutſchen Kunſt, die ſie doch nicht, oder doch nur ſchlecht verſtehen; einige, vielleicht zum Erſatz für die unwiederbringlich verlorene politiſche Suprematie, vindicirten gern den Deutſchen, ich weiß nicht was für eine Art von Suprematie über den italieniſchen Gedanken" (als ob der bekannte Platen'ſche „Gedankenmonarch" jemals wo anders als in Rom geſeſſen hätte!) — In offenbarem Widerſpruch mit dieſer Bizarrerie äußert Imbriani ſogleich eine andere: die Italiener ſollten deutſch lernen, denn man könne den Boccaccio nicht verſtehen, ohne — die Nibelungen! — Seite 11 wird allen deutſchen Literaturfreunden die koſtbare Neuigkeit mitgetheilt: „Nachdem Goethe und ſo viele andere (?) ihre „Fauſte" geſchrieben, publicirt man in Deutſchland jedes Jahr ein halb Dutzend neuer." Und weiter: „Im Schooße der fremden Literaturen reifen langſam die Ideale, an die wir die letzte Hand legen; ſie gleichen jenen armen Vögeln, die ſich abmühten, um fremde Eier auszubrüten; oder Sklaven, die ſich in den Ocean ſtürzen, um Perlen zu holen, die auf anderer Leute Stirne glänzen ſollen."

Man ſieht, von der Berliner Ungeniertheit hat Imbriani reichlich profitirt, ebenſo von dem bekannten Berliner Witz, und kraft deſſen nennt er z. B. Petrarcas Laura eine „weibliche Ausgabe Gottes."

Doch nach ſo viel Ernſtem und Erfreulichem, das wir beſprechen, wollen wir nicht länger Raum und Zeit vergeuden an Kindereien und Narrentheidingen, dem nothwendigen Gefolge jeder hypergeiſtreichen Intelligenz, jedes falſchen Patriotismus. Selbſt an der Spitze einer deutſchen Broſchüre, die unſere Literatur mit der italieniſchen vermitteln will, laſen wir ja vor noch nicht gar langer Zeit den wenigſtens recht ungeſchickten Satz: „Kein Volk kann auf die Geſchichte ſeiner geiſtigen Entwicklung mit ſolcher Befriedigung zurückſchauen, wie das deutſche." Wenn ſo beſcheidene Deutſche reden, was iſt erſt von großſprecheriſchen Italienern zu erwarten!

Der Vollſtändigkeit wegen ſchließen wir hier vorläufig mit der Bemerkung, daß im letzten Jahrgang der „Rivista napolitana" eine kurze Biographie B. Auerbachs ſteht und die Ueberſetzung zweier Novellen von Paul Heyſe. Die Ueberſetzung von Platens „Geſchichten des Königreichs Neapel," dieß neue Buch von Tomaſo Gar, dem hieſigen Univerſitätsbibliothekar, war kürzlich in der Allgemeinen Zeitung angezeigt.

Neapel. Juni.

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Mitteldeutſchland, Auguſt.

(Schluß.)

Die deutſche Bühne.

Was die dramatiſchen Dichter betrifft, ſo ſcheint es billig, ſie, wie dieß in Frankreich der Fall iſt, durch Einführung einer Tantième an dem Erfolg eines Stücks anders als durch einmalige in Bauſch- und Bogen-Honorirung zu betheiligen. Wie bekannt, haben einige Bühnen, unter ihnen das Berliner Hoftheater und das Wiener Burgtheater, ſich ſchon ſeit einigen Jahren zu dieſem Grundſatze bekannt. Einige kleinere Bühnen, wie z. B. die Wallner'ſche, zahlen ebenfalls Tantièmen. Im Ganzen wird indeſſen höchſtens einmal Honorar bezahlt, denn die Mehrzahl honorirt natürlich nur mit der „Ehre des Theaterzettels," und zwar beſtimmen noch überdieß jenes einmalige Honorar in der Regel nicht beide Parteien, nicht Dichter und Theaterdirektor, ſondern der letztere beſtimmt es allein, mithin nach Belieben. Dieſes Verhältniß läßt ſich nun nicht anders als auf dem Wege der Güte ändern. Als vor fünf Jahren die Intendanten in Dresden tagten und an die dramatiſchen Dichter die Einladung ergehen ließen, zur Wahrnehmung ihrer Intereſſen einen Verein zu begründen, war ein ſolcher nicht zu Stande zu bringen. Es würde ohne Zweifel heute kaum anders gehen. Diejenigen dramatiſchen Autoren, welche Kaſſenſtücke ſchreiben, bedürften eines ſolchen Vereins nicht. Die andern, wenn ſie ſich auf der Goldwage der Aeſthetik auch nicht zu leicht wiſſen, werden doch durch das Bewußtſein zurückgehalten, daß die geſchäftsmäßige Betreibung und Wahrnehmung ihrer Intereſſen ſich nicht wohl mit einem vorwiegenden Kunſtſtreben verträgt, und gerechtfertigt oder nicht — über dieſes ihr Bedenken kommen ſie zu keiner Thätigkeit für die Intereſſen ihres Standes. Endlich hat der ſo lange ſchon rechtloſe Zuſtand der dramatiſchen Muſe dieſe, ſo ſcheint es, in allerlei perſönliche Beziehungen verwickelt, die manchem Producirenden erwünſchter und erſprießlicher erſcheinen mögen, als ein, dem Einſtußreichen wie dem Mindermächtigen zu Statten kommendes Geſetz. Genug — ohne daß man ſagen dürfte, ſie wollen es nicht beſſer haben — aus der Mitte der Dichter ſelbſt iſt in dieſer Richtung bisher nichts Gedeihliches zu Tage gefördert worden, und wie viel auch Einzelne unter ihnen auf derartige Vereinigungsziele hingeſtrebt haben mögen, die Berufenſten ſind bis jetzt ſäumig geweſen. Dieſe für ſeine Zwecke zu gewinnen und ihre Verbindungen und Kenntniſſe ſo zu verwerthen, daß die Tantièmeforderung nunmehr allgemein durchgeſetzt werde, mag ſich der Shakeſpearevereln angelegen ſeyn laſſen.

Erwähnen wir noch des häufig gegen die Tantième erhobenen Einwands, daß ſie ja doch nur den Kaſſenſtücken zu Gute kommen würde, und daß dieſe einer förderenden Begünſtigung denn doch wohl am wenigſten zu empfehlen ſeyn möchten. Ob das Schlechte oder Mittelmäßige, möchten wir darauf antworten, bei der Tantième noch beſſer ſteht als das Gediegene, das kommt in der That wenig in Betracht, wenn nur auch dem Gediegenen endlich zu ſeinem Rechte verholfen wird. Mögen die Theater das Schlechte nur theurer bezahlen; um ſo weniger werden ſie es bringen. Es beſteht übrigens, wenn wir nicht irren beim Burgtheater, der Gebrauch, daß der Autor wählen kann, ob Tantième oder einmaliges Honorar, wo es dann Zufall oder ſonſtige Zwiſchenfälle wohl einmal fügen, daß der Autor ſich beim Annehmen des einmaligen Honorars beſſer als bei der Tantième geſtanden hätte. Da es nicht würdig erſcheinen kann, den vielen Glücks- oder Unglücksmöglichkeiten, denen ein dramatiſcher Autor ausgeſetzt iſt, noch ein derartiges Lotteriespiel hinzuzufügen, ſo würde ſich der Grundſatz empfehlen, die Tantième erſt dann eintreten zu laſſen, wenn das Stück eine gewiſſe Reihe von Vorſtellungen erlebt oder einen beſtimmten Gewinn dem Theater eingebracht hat, das Honorar dagegen, davon unabhängig, für die erſte oder die ihr bis zum Eintreten des Tantièmeanſpruchs folgenden Vorſtellungen zu zahlen. So wäre das Intereſſe der Direktion und nicht minder dasjenige des Dichters nach Billigkeit gewahrt.

Wir können hier übergehen, daß viele Direktionen ſich kein Gewiſſen daraus machen, bei Beſetzung eines Stücks den Autor in keiner Weiſe zu Rathe zu ziehen; daß ſie ihn oft Jahre lang, ja in den meiſten Fällen ganz und gar ohne eine Anzeige über die erfolgte Aufführung ſeines Stücks laſſen, und Aehnliches mehr. Derlei Verſtöße ſind bei einigem Zuſammenhalten leicht abzuſtellen. Dem ganzen Stande, wenn er ſich als ſolcher vertreten läßt, würden ſchwerlich ſolche Unzuträglichkeiten geboten werden.

Dieß wären einige der äußern Verbeſſerungen, auf welche der Shakeſpearevereln zu Gunſten der dramatiſchen Autoren hinzuarbeiten hätte. Daß aus ihrem eigenen Schooße bisher nur unmächtige Verſuche in verwandter Richtung hervorgegangen ſind, erklärt ſich, wie ſchon angedeutet, im Gegenſatze zu der glänzenden Stellung der franzöſiſchen Autoren, ſehr einfach durch den ungleich geſchmälerteren Abſatz dieſer letzteren. Die Bühnen der ganzen Welt verbrauchen franzöſiſche Luſtſpiele. In Paris nehmen dieſe Herren ihre Intereſſen denn auch bekanntlich ſelbſtſtändig

Digitized by Google

in Acht. La Société des auteurs dramatiques controlirt alle Bühnen Frankreichs, vereinbart mit jeder die jedesmaligen Tantièmeprocente, cassirt dieselben ein, führt, wenn es seyn muß, Processe, und steht den Bühnen somit als geschlossene Macht gegenüber. Etwas ähnliches wäre natürlich auch in Deutschland das Sachgemäßeste. Es ist bis jetzt unmöglich, daß deutsche Bühnen zur Noth ohne alle heimischen Originalwerke ausreichen. Gewinnt dagegen ein Verein, wie der hier besprochene, Einfluß und Geltung, so liegt die Wahrscheinlichkeit vor, daß sich unter seinem Schutze etwas annähernd Aehnliches gestalte.

Was die innere Hebung der dramatischen Produktion betrifft, so würde der Verein — so scheint es auf den ersten Blick — sich nicht wohl der Prüfung und Förderung solcher Arbeiten entziehen dürfen, welche entweder zu ungewöhnlichen Hoffnungen berechtigen oder ihm bereits als empfehlenswerthe Bereicherung des Bühnenrepertoires erscheinen. Diese Seite seiner Aufgabe ist indessen so schwierig und zugleich so dornenvoll, daß jeder Schritt in solcher Richtung besser zu spät, als zu früh geschieht, und daß wir's ihm nicht verdenken würden, wenn er vor der Hand sich maßvoll in den Grenzen seiner bloß äußern Reformen hält. Jeder nicht durch ihn empfohlene Autor würde ihm grollen, und da er sich durch seine Empfehlung zur Zeit doch immer nur ein sehr kleines Häuflein verbinden könnte, so machte er sich ohne Zweifel weit zahlreichere Feinde und erschwerte sich dadurch weit mehr seine Zwecke, als er von dieser Seite Nutzen zu stiften im Stande wäre.

Wir kommen zu den reproducirenden Künstlern. Von den vielen Reformatoren, welche schon zu anderer Zeit in dieser Richtung laut geworden sind, wollen wir hier nur zweien das Wort gönnen, weil beide tief in's Fleisch schneiden. Sie zeigen einigermaßen, vor welchem Berg von Schwierigkeiten man steht.

Die Vorschläge des ersten dieser Kunstverbesserer stammen vom Jahr 1801,* sind damals anonym erschienen, haben zu ihrer Zeit nicht verfehlt, Sensation zu machen, und können noch heute als Ergebnisse eines ernsten und sachkundigen Nachdenkens ihre Geltung beanspruchen. Hienach soll vor Allem der Grundsatz wieder zur Geltung gelangen, daß wohl die Theater feststehen, aber nicht die Truppen derselben. Das Wandern ist die einzige Lebensweise, welche der Schauspielkunst gedeihlich ist. Diese revolutionäre Doctrin stellt das ganze Gebäude unserer gegenwärtigen Bühnenverhältnisse auf den Kopf. Man wird daher billig fragen: „Sollen unsere Schauspieler wieder zu sogenannten Meerschweinchen werden.“ Als Antwort lassen wir weiter unten die Vorschläge des andern Reformators folgen, da er sich in gleichem Sinne, aber unter näherer Bezeichnung der Mittel, ausspricht. Zu Gunsten jenes Wanderns wird von dem zuerst citirten Befürworter desselben als Wesentlichstes geltend gemacht, daß ein wechselndes Verhältniß zwischen Truppe und Publikum den Ehrgeiz und die Rührigkeit der einen, das Interesse des andern rege erhalte; daß sich kein Schlendrian festlege; daß der wandernde Schauspieler das Nämliche oft spielen könne, ohne sich daran zu übersättigen; daß er, um auch sonst frisch zu bleiben, einer steten Berührung mit Menschen andern Standes bedürfe, wie sie vor Allem nur auf Reisen zu finden sey; daß er ferner, um den Kopf frei zu haben und ganz seiner Kunst zu leben, gleich dem ächten Militär, kein rechtes Daheim kennen dürfe, am wenigsten ein Festmachen an der Scholle, wie es dem Bürgerthum anstehe; daß endlich sein lustiges Wagiren eben einer jener geheimnißvollen Reize sey, um dessen willen sich der im ständigen Lebensberuf Eingepferchte zu ihm hingezogen fühlt.

Aber wo bleibt die mühsam dem Schauspielerstande beigebrachte Disciplin? wird man fragen. Läßt sich nicht Alles wieder in Liederlichkeit und Vagabundenthum auf? — Keineswegs! lautet die Antwort. So wenig fürchte man die Lockerung der Bühnenzustände auf Grund des Wanderns, daß man im Gegentheil noch die Contracte in humanerer Weise abfassen und sich mehr, als auf einen drakonischen Paragraphen, auf den sittlichen Kern auch im Schauspieler stützen möge. Um diese seine edleren Seiten zu entwickeln, erziehe man ihn aber vor Allem wirklich zum Cultus seiner Kunst und scheue vor keinem Mittel zurück, das ihn allen übrigen Göttern abwendig macht. Indem man ihm die Versuchung entzieht, Hausbesitzerthümer oder wohl gar Rittergutsbesitzer zu werden, sich überhaupt an einem Orte völlig niederzulassen und sich einem andern Luxus, als dem der Garderobe, in die Arme zu werfen, unterbindet man schon die ihm höchst schädliche Aber der Gewinnsucht. Man gebe ihm dazu noch mit einem Beispiel weitherziger Art voraus. Er wird altern, heißt es; wenn er mit billigen Gagen fürlieb nimmt, wer sorgt da für ihn im Alter? — Nun wohl, hier zeige man dem Schauspieler, daß man ebensowenig mit dem Gelde geizt, wie man ihn selber als Geldmenschen will. Unsere Pensionsgesetze schreiben bestimmte Dienstjahre vor. Wer dem Berliner oder dem Dresdener Hoftheater eine gewisse Reihe von Jahren treu gedient hat, ist pensionsfähig. Aber der Künstler gehört doch nicht dieser oder jener Residenz, er gehört doch vor Allem dem Vaterlande; nicht diesem oder jenem Institut braucht er also gedient zu haben, er soll der Kunst gedient haben. Mithin frage man nicht, um ihn zu pensioniren, wie lange er an dem Einen Orte gespielt hat; man frage, wie lange er überhaupt der Kunst gedient und pensionirte ihn auf Grund dieser ehrenwerthen Berufung. So ehrt man die Kunst in ihm, so zeigt man ihm, in einer großen Fassung seiner Aufgabe, wie man ihn selber will.

Hier, hören wir einwenden, redet entweder ein unpraktischer Idealist oder ein Mann, der ohne den Wirth zu rechnen gewohnt ist. Wohl eher ein Idealist, glauben

* Deutsches Theater, wie es war, ist, seyn sollte und als Hoftheater seyn könnte. Deutschland, 1801.

Digitized by Google

wir antworten zu dürfen; auch sicher ein unpraktischer, insofern ein vor 60 Jahren mit großer Klarheit und Bereitsamkeit aufgestelltes Ideal noch heute nicht zur Praxis geworden ist. Hören wir ihn seine Ansichten weiter entwickeln. Er will also den Schauspieler vor Allem dem einzigen Dienst der Kunst gewonnen wissen. Was steht dem heutzutage im Wege? Zuerst die schon berührte Geldfrage, dann die Zufälligkeiten der Schule und mit ihnen das Vordrängen gewisser Virtuositäten; mit diesen und jenen Hand in Hand wieder das Unterordnen des Ganzen unter den Einzelvirtuosen, des ganzen Gedichts unter die einzelne Rolle, endlich die schädliche Einwirkung einer oberflächlichen, nur zu oft käuflichen Kritik, eines lärmenden, meistens kenntnißarmen Applauses und ähnlicher scheinbarer Merkmale des Erfolgs, die im Grunde keine sind.

Abgeschafft also sey das Klatschen und Hervorrufen; man hat es in früheren Zeiten nicht gekannt, vermeidet es noch, wo immer man die Darsteller besonders ehren will (z. B. setzen wir hinzu, in der Pariser Opéra italien) und wird auch ohne einen derartigen Lärm, wenn die Sitte ihn einmal wieder verbannt haben sollte, durch die ganze Haltung des Auditoriums deutlich genug ausdrücken können, in welcher Weise man sich einer Wirkung bewußt geworden ist. Der Schauspieler selbst fühlt die Stimmung seines Publikums an unzählig vielen kleinen Symptomen und vermißt das Klatschen nur da, wo diese rohere Beifallsäußerung einmal die übliche Massensprache geworden ist, und auch dort nur, so lange sie eben als solche gepflogen wird.

Abgeschafft seyen ferner, sagt der Reformer, die hohen Virtuosenhonorare. Zu diesem Zwecke sollen die großen Theater einen Bund schließen, welcher vor Allem für die Mittel zu einer Bildungs- und Prüfungsschule zu sorgen hat. Hier empfangen junge Talente die Vorkenntnisse ihres Berufs. Haben sie eine gewisse Reife erlangt, so werden sie einer Truppe, d. h. einer Bundestruppe zugetheilt und mit dieser an den verschiedenen Bühnen des Bundes je nach Bedürfniß verwendet. — Man erräth hier, worauf der Reformer hinaus will: er verlangt ein Centrum, von wo aus in steter Wechsel eine Menge Bühnen versorgt werden, eine große Quelle, deren sprudelnde Röhren über das ganze Land vertheilt sind. Von einem solchen Mittelpunkt aus ließe sich allerdings denn auch die Pensionsfrage in dem angedeuteten Sinne mit Einfachheit lösen. Kühner schon klingt die daran sich knüpfende Idee, daß alle Darsteller, von ihrer Geaduirung zum „Künstler“ an gerechnet, — und von Erreichung dieser Würde an ständen sie auf der Höhe ihres Berufs — auf das nämliche Gehalt Anspruch haben sollen. Ist dieß möglich? ist dieß auch nur wünschenswerth? wird man fragen. Wir können das Für und Wider hier nicht abwägen. Es setzt ein solches Gleichheitsverhältniß Entschädigungen mehr geistiger Art voraus, für welche allerdings die Empfänglichkeit im hohen Grade geweckt seyn müßte. Lassen wir ihn hier nur noch erläutern, was er mit dem Künstlergrade meint. „Wer auf den Künstlernamen Anspruch machen will, muß jede Rolle, die seinen Jahren, seiner Figur, seiner Geschlechtsbildung, seinem Organe entspricht, im Geiste des Dichters ausführen können.“

Durch jene Gehaltgleichheit nun, heißt es weiter, würde der Rollenneid um ein Erkleckliches verringert werden. In allen Contracten steht der Artikel wegen des „Alternirens,“ aber nirgends wird er befolgt. Ist er wichtig, warum setzt man ihn nicht durch? ist er unwichtig, warum läßt man ihn fortbestehen? Er ist in der That wichtig, und länger als ein Jahr sollte daher der Besitz einer Rolle nirgends dauern. Von da an gälte es so viel wie irgend möglich zu alterniren.

Es wären hier eine Menge ähnlicher Details einzuschalten, u. A. namentlich die Beschränkung der Spieltage, da nach der Ansicht jenes Reformers das tägliche Spielen zu oberflächlichem Lernen führe, das Publikum dadurch abgestumpft werde und sich auch für das Repertoire eine gewisse Liederlichkeit dadurch mit Nothwendigkeit ergebe. Wir können uns indessen, so weit die reproducirende Kunst in Betracht kommt, auf das Gesagte beschränken und aus den Vorschlägen des zweiten Reformers hier nur noch dasjenige hinzufügen, was die Idee der Centralisirung anschaulicher macht. Hiernach sollen denn Gruppen gebildet werden, deren beispielsweise Zwei näher bezeichnet werden. Der Centralpunkt der einen Gruppe (wozu Leipzig, Weimar, Braunschweig zählen könnten), wäre Dresden; derjenige der andern Gruppe (Stuttgart, Carlsruhe, Baden, Mannheim, Frankfurt) könnte München seyn, und in ähnlicher Weise einigten sich die Städte ganz Deutschlands zu gemeinsamer Pflege ihres Theaterlebens. Diese Mittelpunkte bildeten die Pflanzschulen; dort wäre der Sitz der obersten Leitung; von dort aus würden die Gesellschaften in einer gewissen Reihenfolge den betheiligten Stationen zugewiesen; dorthin kämen sie zurück. „Ein Publikum,“ sagt der Urheber dieses Vorschlags, „welches im Laufe eines Jahrs vier Gesellschaften zu sehen bekäme (Schauspiel, komische Oper, große Oper, Ballet, Posse und Pantomime) würde gewiß sich zahlreicher einfinden, theilnehmender sich bezeigen und einen bedeutenderen Theil der Kosten tragen, als jetzt.

Auch diese zweiten Vorschläge sind ziemlich alten Datums. Sie fanden sich in der Deutschen Vierteljahrsschrift vom Jahr 1842, Nro. 17. Sie stimmen mit der Ansicht des Erstitirten überein, daß zum Leben des Mimen Wandern gehöre, daß lebenslängliche Anstellungen die Künstler einschläfern und herunter bringen, daß durch die vielen Spieltage das Greifen nach flacher Uebersetzungsliteratur unabweislich werde.

Wir haben diese Ansichten nicht vorgeführt, um ihnen unbedingte Geltung zuzuerkennen, wohl aber um den ziemlich dunkeln Gegenstand der Theaterreform einmal heller zu beleuchten. Der Shakespeareverein wird nicht umhin können, Verbesserungsanträge dieser Art vor sein Forum

Digitized by Google

zu ziehen, und Aufgabe der Presse ist es, ihm solche zuzuführen. Dabei wird er allerdings mit den gegebenen Machtverhältnissen zu rechnen haben. Wer im Besitze ist, der ist häufig auch im Recht. In dieser angenehmen Lage befinden sich die Intendanzen der Hoftheater. Es ist nicht wohl denkbar, daß man, wo der Verfall der deutschen Bühne das Thema bildet, sie von aller Schuld frei sprechen kann, sobald man der Frage ernstlich auf den Leib rückt. Andererseits haben sie unbestreitbare Verdienste, die man willig anerkennen wird. Es kommt also darauf an, ihr Interesse für eine Hebung der Bühne in solcher Weise zu gewinnen, daß sie sich dem allgemeinen Zweck vor Allem durch ein richtiges Erfassen ihrer eigenen delikaten Aufgabe förderlich erweisen. Worin besteht diese? Der Hofmann wird ihren Schwerpunkt nach der Seite der irdischen Majestät suchen, der Dramaturg nach der Seite der himmlischen, um derentwillen sein Institut sich zu Zeiten als Kunststempel angesehen wissen will. Beide können Recht haben, je nachdem das betreffende Theater ein Ausfluß fürstlicher Munificenz ist oder nur noch dem Namen nach auf den Landesvater, als den Schöpfer und Erhalter alles Großen im Staate, zurückweist. Daß eine solche Doppelauffassung möglich ist, gibt der Stellung der betreffenden Persönlichkeiten ihre innere Schwierigkeit, zumal die beiden Kategorien sich nur in seltenen Fällen klar von einander sondern lassen. Ein Theater, das z. B. einen lokalen Theil des fürstlichen Wohnsitzes bildet, kann kaum je aus diesem gastlichen Abhängigkeitsverhältnisse heraus gelangen, selbst wenn der Fürst sich mit constitutionellen Formen umgeben hat und sein früheres Eigenthum dadurch dem Staate zugefallen ist, das Schloß also nicht mehr sein Privatbesitz ist und das Theater dieses Schlosses ihm nicht mehr gehört. Eine Scheinabhängigkeit wird fortdauern und das Schicklichkeitsgefühl wird sehr häufig einer ästhetischen Forderung den Finger auf den Mund legen.

Um diese unklaren Beziehungen noch unklarer zu machen, kommt der Umstand hinzu, daß die Civillisten zum Theil mit Rücksicht auf die Lasten festgestellt sind, welche das Theater dem Fürsten auferlegt, zum Theil aber auch wieder nicht. Wo es geschah, da trug man, so scheint es, Bedenken, das Residenztheater geradezu auf Kosten des ganzen Landes ausgestatten, und glaubte auch wohl der Krone und ihrem Glanze zu nützen, indem man mittelst der Civilliste bestreiten ließ, was das Theater an jährlichem Zuschuß erheischte. Wo es nicht geschah, wo also dieser fürstliche Zuschuß freiwilliger Beitrag ist, fehlt es in manchen Fällen dem Lande an Mitteln oder der Gesammtbevölkerung doch an höherem Blick, nun einer eigenen, allgemeinen Besteuerung zu Gunsten des Residenztheaters sich geneigt zu zeigen. Es gibt also Hoftheater, die in der That dem Landesfürsten ihre Erhaltung verdanken; es gibt andere, wo dieß nur dem Scheine nach der Fall ist; es gibt endlich solche, welche unter anderer Leitung möglicher Weise ohne allen Zuschuß fertig würden.

Das Uebel der Dondezhaaterei bringt Fälle der ersteren Art naturgemäß mit sich. Es kommt vor, daß ein Land arm, daß sein Fürst dagegen im Besitze großen Privatvermögens ist; er hält sich also ein Theater, nimmt für die nicht von seinem Hof beanspruchten Plätze Eintrittsgeld und deckt die Mehrkosten jährlich aus eigenen Mitteln. Bei einer solchen Sachlage ist natürlich kein höheres Prinzip zu Grunde zu legen. — Anders steht es, wo das Land groß und demgemäß im Stande ist, sein erstes Residenztheater auf eigene, d. h. auf Staatskosten zu unterhalten. Hier scheint der Grundsatz Platz greifen zu müssen, daß der Staat selbst die Verwaltung des betreffenden Instituts übernimmt. Daneben steht nur noch die völlige Concurrenzfreiheit, wie sie vielleicht diejenigen, welche die Staatsbahnen bekämpfen, auch für die Theater zweckmäßig halten werden. Das Für und Wider haben wir bereits flüchtig berührt. Die Alten über diese Frage sind noch nicht geschlossen. Man kann übrigens die Gewerbefreiheit im Allgemeinen gut heißen und doch der Kunst dieselbe Hut und Ausnahmspflege zuerkennen, mit welcher man die Bäume schützt, in deren kühlen Schatten ein Quell entspringt, oder mit welcher man den Brunnen selber vor trübenden Einflüssen bewahrt. Wo ein klarer Trunk für Alle, die des Weges ziehen, in seiner Lauterkeit erhalten werden soll, wird die Freiheit, ihn zu beschmutzen, billiger Beschränkung unterliegen.

Es gäbe vielleicht ein Drittes: Staatszuschuß, aber nicht Staatsleitung. Wie aus dem Schooße von Kunstvereinen schon manche Institute für bildende Kunst hervorgegangen sind, die in weiten Kreisen Bedeutendes geleistet haben, so ließe sich eine Vereinsthätigkeit denken, welche das Theater als Sache der Nation zum Gegenstande ihrer Sorge macht, und, über das ganze Land ausgebreitet, diejenigen Elemente in sich darstellt, welche die unmittelbare bureaukratische Leitung überflüssig machen könnten.

Sey aber auch der Weg, um die Hoftheater dem engherzigen Einfluß der Etiquettenatmosphäre zu entziehen, welcher er wolle, der Verein zur Hebung der deutschen Bühne kann bei diesem Thema nicht füglich seine Hebel ansetzen. Ehe eine derartige Umgestaltung sich auch nur in der Theorie durcharbeitet, gibt es noch viel für den Verein zu thun, das sich nur im engen Zusammenhang mit den größeren Theatern und ihren Leitern durchsetzen lassen wird, und es hieße das Messer ohne den Griff wollen, wenn man anders vorginge. Die Aufgabe des Vereins wird sich für's erste darauf beschränken, eine möglichst große Anzahl von Mitgliedern an sich zu ziehen, die Theaterreformfrage in der Presse mit Nachdruck anzuregen, das wissenschaftliche Material über die in Betracht kommenden Gesetze zusammenzutragen und Fachmänner für die Bearbeitung dieses wie des statistischen Materials zu gewinnen. Dazu bedarf der Verein allerdings pekuniärer Mittel. Der billige Jahresbeitrag reicht zu solchem Zwecke nicht aus, er bietet, wenn sich nicht eine sehr große Menge von Mitgliedern zusammenfindet, dem Verein kaum die Möglichkeit,

Digitized by Google

ſich ein Organ in der Preſſe zu ſchaffen, ohne deſſen Hülfe er doch ſchwerlich raſch genug zu ſeinen erſten ſichtbaren Erfolgen gelangen dürfte. Wünſchen wir daher, daß ſich ihm Mäcenate geſellen, die als Theaterfreunde, für ihre eigenen Freuden ſorgen, wenn ſie durch Schenkungen dem Verein zu Macht und Anſehen verhelfen.

Aus Spanien, Auguſt.

Das neue Spanien. — Von Paris nach Madrid.

Man hat dieſſeits des Rheins zur Stunde auch nicht eine bloße Vorſtellung von dem, was ſich gegenwärtig auf der pyrenäiſchen Halbinſel vollzieht, deren die europäiſche Induſtrie ſich dergeſtalt bemächtigt, daß in wenigen Jahren ſchier fabelhaft eine gänzliche Umwandlung alles bisher Vorhandenen erfolgen muß; man hat bei uns nicht einmal eine Ahnung von dem, was mich auffordert, dieſe meine freilich ſelbſt nur ſkizzenhaften Andeutungen „das neue Spanien“ zu überſchreiben. Und ſo erfuhr denn auch ich erſt in Paris durch den letztausgegebenen „Indicateur“ ſämmtlicher Dampfverkehr des Weittheils, und zwar zu meinem angenehmen, nicht minder als naivem Staunen, daß mit Ausnahme einer bloß zwölfſtündigen Diligencefahrt man bereits auf Schienenwegen aus der franzöſiſchen Hauptſtadt in die ſpaniſche gelangen könne.

Man kann ſich in der Straße Clichy im Transportlokal des Bahnhofs von Orleans einſchreiben laſſen, oder auf dem Boulevard am Fuße des neuerrichteten „Grand Hôtel,“ des Rieſenbaues, mit ſeinem glasgedeckten Hofe, ſeinen Terraſſen, Cafés, Saions — ein kleines Baden für ſich — im Büreau direkter Beförderung von hier bis Madrid. Letzteres gewährt keinen Vortheil, nur vermehrten Zwang. Man hat dabei nicht einmal die Freiheit ähnlicher internationaler Einrichtungen, man kann nicht einen beliebigen Tag, ſogar nicht eine beliebige Stunde der Reiſe wählen, oder dieſelbe nach Gefallen unterbrechen. Bei genauer Prüfung erweiſt es ſich als das dienlichſte, einfach Morgens im Fiaker vom Hotel d'Eſpagne in der Rue Tronchet, welches ſich als Abſteigquartier empfiehlt, an die Gare d'Orleans zu fahren, durch das doch immer noch unvermüſtlich ſchöne Paris, zum letztenmal vorüber am Louvre, St. Jacques, Notredame ꝛc.; und jenſeits der Brücke am Früchte- und Weinhafen, an der Stadt von lauter Weinbuden, und am Jardin des Plantes. Das Paris jenſeits der Cité, über dem Waſſer, iſt ſchon vollſtändig Provinz.

Als bequem erwähne ich den hieſigen Brauch, nach welchem vor der Caſſe des Bahnhofs ein Unteroffizier von der Wache ſich angewieſen findet, bei Einlöſung der Billete behülflich zu ſeyn und die Zahlungen zu vermitteln, wodurch eine gegen alle Seiten nicht zu verſchmähende Controle gebildet wird. Die Bahn von Orleans weicht Anfangs nur wenig von der nach Lyon führenden ab, auf welcher ich noch vor kurzem nach Fontainebleau gefahren war. Jetzt, in den erſten Auguſttagen, fiel der Blick ſchon überall auf Stoppeln, und „les meules“ — zu verſtreuten, runden Hütten aufgeſpeicherte Frucht — zwiſchen den in Frankreich ſo häufigen „peupliers de Hollande, geben der Gegend ihren beſondern Charakter. Laubhäufer ſchimmerten einladend aus dem Grün, und bald zeigte Epinay (ſur Orge) ſein braunes, ſchier mittelalterliches Schloß. Im raſchen Wechſel der Bilder tritt eine graue Ruine, „la tour de Morili,“ in Scene, und die Fläche von Marolles löſen Wälder ab, ſogar mit Felſen, etwas an Fontainebleau mahnend.

Ein Pariſer, in den behäbigen ſogenannten beſten Jahren, der zu Ablon eingeſtiegen war, woſelbſt er Freunde auf ihrer Villa beſucht hatte, und nun nach der ſeinigen, unfern von Blois, zurückkehrte, machte mich aufmerkſam auf ein ſtattliches Schloß, Chamarande, das Eigenthum Perſignys, welches aber unbewohnt ſtand wegen des weltverbreiteten Aergerniſſes der ehſcheuerden „cause de ſeparation,“ deſſen Schuld man der Gemahlin des Miniſters zuſchreibt. Das Elend der die Hauptſtadt brandmarkenden Sittenloſigkeit wird von allen Seiten in den ſchwärzeſten Farben gemalt. Sogar Franzoſen, welche ſehr conſervativ und monarchiſch geſinnt ſind, fand ich tief empört über die Verderbniß des genußſüchtigen verſchwenderiſchen Hofhalts des Kaiſerthums, deſſen nächſte Umgebung mehr oder weniger aus Abenteurern, Spielern, Schwindlern jeder Art beſteht, während zu Napoleons Verzweiflung der alte vornehme Adel, wirklich vornehm durch Gewohnheit und Geſinnung, in ſtolzer Abgeſchloſſenheit auf den Gütern verharrt und niemals in Paris erſcheint.

Hinter dem geſchichtlichen Städtchen Etampes öffneten ſich die Ebenen der Bauſſe, „le Grenier de la France,“ wie mein Begleiter ſie nannte, unabſehbare Stoppelfelder und darauf die bereits erwähnten Getreidehütten. Kommt noch zu den Meules eine arbeitende Windmühle, ſo hat man bereits ein eigenthümliches Bild. Wenn hier die Ernte mißräth, dann iſt es ein Unglück für Frankreich; die letzte indeſſen verdient als eine gute bezeichnet zu werden, nach dem Ausſpruche des Reiſegefährten. Derſelbe beſitzt auf ſeiner Campagne ſelbſt Reben und verſprach ſich

Digitized by Google

einen ganz außerordentlichen Wein, indem man der Lese bereits zum 15. September entgegen ſah, ſtatt am 1. Oktober. Selten, verſicherte der Pariſer, daß in dieſen Gegenden die Rebe nicht vom Froſt leidet; es geſchah dieſen Frühling nicht und das hat den Stock ſo gefördert. In Angerville beſitzt Berrver, den jüngſt Marſeille zum Deputirten gewählt, eine Campagne. Jenſeits des Waldes von Cercottes findet ſich die Rebe auf freiem Felde angebaut.

Schon taucht die herrliche Cathedrale von Orleans empor mit allen ihren Erinnerungen. Ich habe nicht die von der Königin Blanche und von Gabriele d'Eſtrées bewohnten Häuſer geſehen, den Dom aber umkreiſt, ſeine von der Sonne — ſchon der Sonne des Südens — übergoſſenen Zwillingsthürme, die Doppelkrone; und ſeinen Pfeil, ſchlank und fein, der wie ein Kind auf ſeinem Rücken ſitzt. Beaugency zeigt ebenfalls einen ernſten Tempel, ſammt koloſſalen Reſten einer Burg. Alles ſchwimmt in einer ſo weichen, zarten Luft, welche den maleriſchen Reiz erhöht. Auf der Station von Mar ſteigt man aus, wenn man, wie ich ſo gern gethan hätte, das wunderſame Schloß Chambord beſucht. Die Vorzüge des edeln Thals der Loire wiſſen namentlich auch die Briten wohl zu ſchätzen; ſie zogen, je mehr man ſich ihm näherte, in unſern Waggons aus und ein. Wie Schwalben den Lenz, verkündigten und langgeſtreckte Söhne und Töchter Albions die Merkwürdigkeit eines ſo ausgezeichneten Theils von Frankreich. Rechnen wir noch hinzu, daß man von dieſen Gegenden, beſonders von Tours, behauptet, man höre hier die beſte und reinſte Sprache, ſo darf man ſich nicht wundern, wenn hier engliſche Familien jahrelang ſich zu längerem Aufenthalte einfinden.

Schon blinkt uns der ſilberne Glockenthurm von Menard entgegen, deſſen fürſtlichen Park die Eiſenbahn durchſchneidet. Seitdem dieſe andere Art von wilder Jagd denſelben durchbrauſt, bewohnt der belgiſche Fürſt Chimay dieſes ſein Schloß nicht mehr. Von Saint Denys aus, das durch ſeine Mineralbäder bekannt iſt und ſich mit ſeinem y von der berühmten Abtei bei Paris unterſcheidet, gewahrt man über den Wipfeln fern die phantaſtiſchen Zinnen von Schloß Chambord, leider für mich in dieſem Augenblick nicht viel anders als bereits ein „château en Espagne.“ Jetzt kommt die Cathedrale von Blois, dann ein ganzes Architekturbild, das Schloß von Blois, mit ſeinen Arkaden uns zugewendet, die eben ſo dunkelfarbige kleine Kirche der Sainte Trinité, in einiger Entfernung den Dom überragend. Man zeigt im Schloſſe noch das Gemach, in welchem Guiſe ermordet wurde. Früher zeigte man auch im Cabinet der Katharina von Medicis den Schrank, die Schubladen, in welchen ſie ihre Gifte verwahrte. Mein Geführte, die verkörperte Tradition eines alten liebenswürdigen Franzoſen, hatte dieß ſelbſt geſehen. Er verließ mich hier, ungern verlor ich ihn, ungern ſchied er, nicht ohne mich nach Paris einzuladen, wo er Winters in der Chauſſée d'Antin wohnt.

Noch im Wegfahren bietet Blois ein überraſchendes Bild: das ſtolze Schloß, hochthronend, die Kirchen, die Stadt, und zu ihren Füßen die Loire, die wunderblaue Loire. Da ſchlängelt ſie ſich hin, vom weißen Blois umkränzt, und bald von den waldigen Ufern. Amboiſe, die Burg mit ihren Ringmauern, dem Kirchlein, dem waldigen Hintergrunde, iſt höchſt romantiſch — ein Traum der Vergangenheit. Heerden weiden auf der Flur, und durch die ſtille Luft ſchwebt melodiſch tiefes Glockenläuten. Nachdem noch das Schloß von Chenonſon mit ſeiner Leibwache von Thürmen aufgetaucht war, langten wir an im ſtattlichen Tours. Hier ſtieg ein Ehepaar zu mir ein, und bald iſt mir, wie wenn ich mit Freunden reiste. „Monſieur et Madame Pigeon“ — der Name iſt der Menſch — leben in der dortigen Umgebung und reiſen in das Bad nach Barèges. Wir fahren wie durch den großartigſten Park im Abendſchein. Die guten Leute freuten ſich, gleich Kindern, über alles was ſich zeigte. Beſondern Reiz gewährte ein vielthürmiges Waldſchloß auf der Höhe, im vorderſten Plane, wie hingemalt, verſtreute Rinder auf der Weide. Die Loire iſt reich an Burgen, wie der Rhein, nur alle aufrecht, keine Ruinen, und bewohnt von der noch blühenden Ariſtokratie.

Sobald man den köſtlichen Strom verläßt, entwickelt ſich ein weniger fruchtbares Terrain. Das alte Poitiers ſahen wir nur bei Nacht, blickten aber in Perſpektiven von glänzend erhellten Straßen. Die auf das Höchſte empfängliche Madame Pigeon, ſo daß ſie ein ambulanter Reiſeeindruck genannt werden könnte, die ſich ſchon durch ihr unermüdliches Bewundern als Einwohnerin der Provinz kennzeichnete, rief, den Kopf hinausſtreckend, im naivſten Staunen über die Größe des Bahnhofs einmal über das andere: „Mais c'est immense, Monsieur Pigeon, immense!“ Eben ſo in Angouleme, durch deſſen langgeſtreckten Hügel man im Tunnel fährt. Man hat während der kargen Friſt beim häufigen Umtauſchen von Waggons und Trains, beim athemloſen Durchmeſſen und Umkreiſen der allerdings ſehr ausgedehnten franzöſiſchen Bahnhöfe nur zu ſehr Gelegenheit, ſich von ihren Proportionen zu überzeugen.

(Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 36. 2. September 1864.

— Er ſtand neben mir wie meiner Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröthe webend.
Schiller.

Späte Heimkehr.

(Fortſetzung.)

Brunner hieß vor einem halben Jahrhundert der Hausherr nicht; aber er war da. Deutlich ſah ihn der Alte vor den geſchloſſenen Augen, über die er nachſinnend die Hand gelegt, wie er calculirend mit dem verſtändigen Zahlengeſicht auf dem hohen Lederſtuhl drüben im Comptoir ſaß und die grauen, grinſenden Augen über die knirſchenden Federn der Gehülfen hinfliegen ließ. Es durchfröſtelte den Alten bei dem Blick, und er ſah ſich ſelbſt, wie er unter dem dickleibigen Contobuch raſch ein Blättchen verbarg, auf das er verſtohlen mit flüchtiger Hand abgebrochene Reihen hingeſchrieben, aber es war dem forſchenden Blick des Herrn nicht entgangen.

„Was treiben Sie wieder, Hermann?“ ſagte eine ſcharfe, trockene Stimme, und der bewegliche Lederſtuhl knarrte, und eine derbe, knochige Hand ſtreckte ſich ärgerlich nach dem Buch aus, unter dem das zierliche Blättchen lag. Aber blitzgeſchwind hatten die näheren Hände es bereits gefaßt und es zwiſchen den Lippen in Sicherheit gebracht, daß nur ein zornglühender Blick ihm zu folgen vermochte, der noch lange auf den ſtumm niedergeſchlagenen Augen des eifrig fortarbeitenden ruhte.

Der Alte nickte mit dem Kopf. „Dann endlich ſchlug die Stunde,“ ſagte er leiſe vor ſich hin, „und ich floh hieher, glücklich in der kurzen Freiheit, und ihr lächeltet mir mit eurem goldenen Schein Troſt und Ruhe in's Herz während des Wartens, ihr Alten.“ Er winkte ſtumm mit den Augen den glänzenden Kugeln zu, die im Mittagſonnenſchein über ihm vom wolkenloſen Himmel ſich abhoben.

Wohl zum erſtenmal war er, in lang vergangene Zeit verloren, weit über ſeine Stunde drunten ſitzen geblieben, und die Sonne ſtand hoch im Zenith und übergoß mit blendenden Strahlen die lautloſe Niederung. Es war ſo heiß, daß ſelbſt die Falter träg mit zugeklappten Flügeln auf den Dolden ſaßen; nur hie und da ſchwirrte ein grüner Goldkäfer ſchläfrig zwiſchen ihnen durch.

Die Augen des Alten ruhten darauf, aber ſeine Gedanken waren nicht dabei; ſie waren noch immer in der fernen, fernen Zeit. Aber jenes calculirende Zahlengeſicht fing jetzt an zu verblaſſen und andere Geſtalten tauchten hinter ihm auf und trieben vorbei. Dann kam die letzte, und er hörte ihre Füße leiſe über dem Sande kniſtern, bevor er ſie erblickte. Langſam kam ſie einher, die Wange in die Hand gelegt, den breitrandigen Strohhut wider den heißen Sonnenſchein

Digitized by Google

auf dem goldblonden Haar. Aber ſie ging einen andern Weg hinab und ſah ihn nicht. Nur manchmal wandte ſie ſich um und blickte zurück, als ob ſie etwas erwarte.

„Komm, Hermine, komm! Ich bin ja ſchon hier!“ flüſterte der Greis. Unbeweglich ſchaute er hinüber, und ein traumhaft lächelnder Zug lag über dem alten Geſicht.

Doch noch lebendiger ward es um ihn, denn noch andere Bilder ſtiegen aus ſeiner Seele auf. Er ſah jetzt, wie die leichte Mädchengeſtalt halb freudig, halb erſchrocken zuſammenfuhr; zugleich vernahm er einen andern, feſteren Schritt aus der Ferne. Dann war erſtere gleich einem Schmetterling in den blühenden Gewirr verſchwunden; nur ihr goldenes Haar ſchwamm ſonnbeſtrahlt unter den breiten Blättern, und dazwiſchen leuchteten ihre Augen wie blaue Cyanen hervor. Nun ſah der Alte den Jüngling, der allmählig herangekommen, ſuchend umherblicken. — Er fuhr mit der magern Hand über die Stirn und murmelte vor ſich hin: „Hatte ich denn braunes Haar vor fünfzig Jahren?“ aber er verwandte kein Auge von dem Bilde, das er ſich heraufbeſchworen.

Der Jüngling wandte ſich jetzt plötzlich, denn ein leiſer, lachender Ton kam dicht neben ihm aus dem Gebüſch. Er blickte eifriger hin und ſah, wie ſich die Blätter und Blumenſtiele heimlich bewegten. Der Jüngling that einen Schritt vorwärts und ſtreckte zögernd die Hand aus nach den goldenen Aehren, die in ſo ſeltſamem Verſtecke emporwuchſen. Sie regten ſich nicht und wichen nicht zurück, wie ſeine Hand ſich auf ſie legte, nur die Cyanen leuchteten noch heller und ſahen unbeweglich auf das zaghaft kühne Antlitz, das ſich näher und näher zu ihnen hinabneigte. Dann brachen die Ranken knifternd zuſammen, denn auch die Kniee des Jünglings hatten ſich geneigt; ſeine Hände aber lagen beide in den goldenen Aehren begraben, die ſich leiſe an ſeiner Bruſt wiegten, wie wenn der Sommerhauch über das gelbe Kornfeld geht.

Der Alte fuhr mit der Hand an die Augen, aus denen eine helle Thräne herabzitterte; aber zugleich vernahm er ein Geräuſch im Gegweig, und wie er wieder aufblickte, ſah er ſchon weit hinauf im Garten ein helles Kleid zwiſchen dem Gebüſch verſchwinden. Dazu kam ein verhallender Ruf wie „Hermine“ oben vom Hauſe herüber, dem näher zu ihm eine etwas zitternde Stimme antwortete.

Der Alte ſaß noch eine Zeitlang, das Geſicht in beide Hände gelegt; dann ſtand er auf. Seine Augen glänzten heller und freudiger denn je, als er mit feſten Schritten den Garten hinaufwanderte. Etwa in der Mitte deſſelben begegnete ihm Philibert, der auf andern Wegen langſam vom Fluß auf das Haus zuging und bei dem Anblick Herrn Sternecks etwas verlegen inne zu halten ſchien. Aber dieſer ſchritt freundlich grüßend auf ihn zu und begann unbefangen eine Unterredung über ein Buch, das er dem Jüngling am Abend zuvor zur Lektüre empfohlen. Dabei legte er ſeinen Arm in den des jungen Mannes und ging auf ihn geſtützt langſam zur Veranda hinauf, in der die übrigen Bewohner des Hauſes ihrer bereits mit dem Mittageſſen harrten, das ſie an ſchönen Tagen wohl im Freien einzunehmen pflegten.

„Es iſt das erſtemal, daß ich Sie von Ihrer Morgengewohnheit abgehen ſehe, Herr Sterneck,“ rief der Hausherr, der an das Geländer der Veranda gelehnt, etwas ungeduldig ihm entgegen geſehen.

„Ich habe ſie keineswegs aufgegeben,“ erwiederte der Angeredete lächelnd, indem er zugleich ſeine ſtäte, äußerſt förmliche Verbeugung vor Frau Dahlgren machte, welche dieſe in gleicher Weiſe entgegnete; „aber die Sonne drunten thut dem Alter und der Jugend wohl, wir bedauern nur, daß wir uns durch ſie haben verleiten laſſen, uns zu verſpäten, wie ich ſehe.“

Die Hausfrau machte eine höflich abwehrende Bemerkung, daß man noch gar nicht gewartet habe. Sie habe Hermine nur auf den Wunſch ihrer Mutter gerufen, welche es nicht für vortheilhaft halte, daß junge Mädchen ſich der Mittagshitze allzuſehr ausſetzten. Die alte Dame ſchien darauf gewartet zu haben, denn ſie fuhr, als die Sprechende geendet, ſogleich fort: „In meiner Jugend achtete man noch auf ſich und man hätte es mir nicht erſt zu ſagen gebraucht. Freilich —“

Aber Herr Sterneck ſchien heute Morgen gegen alle ſeine Gewohnheiten zu handeln; denn zum erſtenmal unterbrach er die ihn verwundert anblickende alte Dame und verſetzte oder ergänzte vielmehr: „Freilich hat ſich ſeitdem Manches ſehr geändert, gnädige Frau; aber ich glaube im Grunde weniger die Menſchen unſerer Zeit, als die Gefühle derjenigen, die vor fünfzig Jahren lebten. Wer ſolcher Scene ſich erfreuen kann, der mag es thun; die trüben Tage kommen bald, kommen vielleicht lang genug, wo man an ihrer kargen Erinnerung ſich wärmen muß, bis auch die ſchwindet und Alles kalt und leer und froſtig wird drinnen und draußen.“

Er hatte das in ungewöhnlich erregter Weiſe, faſt heftig geſprochen, ſo daß Herr und Frau Brunner ihn ſowohl deßhalb als wegen der Unverſtändlichkeit des Beweggrundes derſelben erſtaunt anblickten. Nur Hermine hatte ſich abgewandt und ſchaute erröthend in die Ferne hinaus, während die alte Dame die Augen ſtarr wie ins Leere auf den Redenden gerichtet hielt.

Digitized by Google

„Was iſt dir, Mutter?“ fragte Frau Brunner, denn eine unheimliche Angſt lag in dem welken Geſicht der Alten. Sie antwortete „Nichts;“ aber ſie tappte haſtig nach dem vor ihr ſtehenden Glaſe und führte es mit zitternder Hand an die Lippen. Sie empfand jedoch, daß ſie es nicht bis an den Mund zu bringen vermochte, ohne das Waſſer zu verſchütten, und ſie ſetzte es auf den Tiſch zurück und unruhig zogen die alten Augen den Augen des Mädchens nach in die blaue Ferne hinüber, über Raum und Zeit, über Minuten und über ein halbes Jahrhundert.

Allmälig war der erſte Sommer vergangen, der eine ſo langſam tiefgreifende Veränderung im Brunnerſchen Familienkreiſe veranlaßt, und es war im ganzen Hauſe wohl Keiner, der ſie ungeſchehen wünſchte, ja nicht geradezu als Glück betrachtete, vielleicht die alte Dame ausgenommen, die im Anfang am meiſten über die Ankunft des Fremden erfreut geweſen war. Sie legte ſich ſelbſt wohl kaum genaue Rechenſchaft darüber ab; nur konnte ſie nicht umhin zu empfinden, daß ihre Autorität in den täglichen Vorkommniſſen des Hauſes ſeit der Anweſenheit Herrn Sterneck's bedeutend gelitten, da die Anſchauungen des letzteren darin mehr mit denen ihres Schwiegerſohnes und ſeiner Frau harmonirten oder dieſe ſich leichter der freundlichen Ruhe des Alten als den heftigen Anforderungen der Mutter fügen mochten. So beſchränkte ſie ſich allmälig darauf, ihre Stimme nur bei wichtigeren Ereigniſſen abzugeben, in welchen, da die Hauptſtärke des Geſchäftes auf dem Vermögen der Alten beruhte, nicht leicht eine ihrer Anſicht widerſtrebende Entſcheidung getroffen werden konnte. So herrſchte eine Eintracht im Hauſe, wie die Bewohner ſie kaum jemals gekannt. Zufriedene Geſichter Tag ein Tag aus; ja wenn man auf die jüngſten Inſaſſen des alten Gebäudes blickte, konnte man ſich gar keine freudigere, glückſtrahlendere Geſichter denken.

So war es auch, wenn man in das Geſicht des Alten ſah, vorzüglich ſobald es auf jenen beiden jungen Geſichtern ruhte. Unzerſtörbare Heiterkeit lag jetzt darauf bei Allem, was er that. Was er that, unterlag indeß noch immer derſelben planmäßigen Genauigkeit wie früher. Nur konnte er jetzt die Natur, oder die Erinnerung — beides ſchien ihm zu Einem Gegenſtand verwoben zu ſeyn — nicht mehr drunten an ſeiner Lieblingsſtelle im Garten genießen, da der von häufigem Herbſtregen angeſchwollte Fluß bereits ſein Bett zu übertreten anfing. Statt deſſen machte er jetzt mit beginnender Dämmerung, das Wetter mochte ſeyn wie es wollte, regelmäßig ſeinen Spaziergang rund um die alte Stadt, den er in einer Stunde beendete, um dann bis zum gemeinſchaftlichen Thee ſich behaglich auf ſeinem Zimmer am kniſternden Ofen an ſeinen Lieblingsbüchern zu erfreuen.

So kam er auch eines Abends an einem der letzten Novembertage zurück. Er hatte heute ſeinen Spaziergang etwas abgekürzt, weil ihm der ſcharfe Wind draußen vor den Thoren den mit Schnee untermiſchten Regen gar zu ſchneidend ins Geſicht trieb. Dabei mußte er mit ſeinem Schirm kämpfen, ſo daß ihm der Weg mehr als gewöhnlich anſtrengte und er ſich freute, als er das Haus erreicht hatte. Er fühlte ſich ſehr ermüdet, als er die erſte Treppe hinaufgeſtiegen, und lehnte ſich deßhalb auf das Geländer des Vorplatzes, um einige Augenblicke zu ruhen. Es war dieſelbe Stelle, auf der er damals zuerſt gewartet, als das Mädchen ihm der Hausfrau meldete. Daran dachte er, und wie dann plötzlich die helle Stimme von unten herauf ertönt hatte. Er hatte ſich unbewußt wieder in die Richtung hinüber gebogen, und nun war es ihm auf einmal, als hörte er ein leiſes Schluchzen vom dunkeln Flur herauf. Es bewegte ſich darüber hin, und er ſah undeutlich eine leichte Geſtalt, die er für Hermine hielt. Er rief ihren Namen und die Geſtalt hielt einen Moment inne; dann aber eilte ſie, ohne Antwort zu geben, haſtiger in den finſteren Hintergrund hinein.

Der Alte blickte noch eine Weile hinab, endlich ſchüttelte er den Kopf und ſetzte ſeinen Weg fort; er glaubte ſich getäuſcht zu haben. Wie er die Mitte der zweiten Treppe erreichte, öffnete ſich die Thür hinter ihm, neben der er geſtanden, und er vernahm aus dem zweiten Zimmer laute, heftige Worte. Dazwiſchen ſprach, wie vertheidigend, eine andere, leiſere Stimme. Der Alte lauſchte einige Augenblicke; aber die erſte Thür ward ſchnell wieder geſchloſſen und er hörte nichts mehr. Nachdenklich ſtieg er in ſein Zimmer hinauf, rückte ſich den Lehnſtuhl an's Fenſter und blickte über den Garten in die dämmernde Gegend hinaus.

Es mochten mannigfache Gedanken ſeyn, die ihn beſchäftigten, während es dunkler und dunkler um ihn wurde, denn er ſchrack faſt zuſammen, als plötzlich die Klingel, die zum Abendeſſen hinabrief, von unten ertönte. Es war tiefe Nacht auf ſeinem Zimmer geworden; er zündete Licht an, blickte auf die Uhr, ob er ſich nicht irre und ging ins Familienzimmer hinunter.

Es war ſtill darin als er eintrat, nur die große Theemaſchine ſummte auf dem Tiſch neben der Hausfrau, die mit nachdenklicher Miene an der Seite Brunners ſaß und ſich mit den Zurichtungen der Abendmahlzeit beſchäftigte. Ihr gegenüber ſaß die alte Dame kerzengrad mit ſtrengem Geſichtsausdruck im Lehnſtuhl.

Digitized by Google

Sie begrüßten den Eintretenden kurz und wechselten einige gewöhnliche Worte. Hermine, an deren Seite er ſich ſetzte, behielt die Augen auf den Tiſch niedergeſchlagen und antwortete kaum auf ſeine Fragen. Eine drückende Stille lag über der kleinen Geſellſchaft, die der Alte vergeblich durch ſein heiteres Weſen und außergewöhnliche Geſprächigkeit zu heben ſuchte. Er erhielt höchſtens einſylbige, von der Höflichkeit unumgänglich geforderte Antworten; nur als er ſo unbefangen wie möglich fragte, weßhalb Ernſt heute nicht bei Tiſch erſchienen ſey, erwiederte Brunner kurz, derſelbe ſey unwohl und ſeine Kränklichkeit werde ihn wohl nöthigen, das Haus ganz zu verlaſſen.

Es lag eine nachdrückliche Beſtimmtheit in den Worten, die weitere Nachfrage abſchneiden zu wollen ſchien; zugleich ſtand Hermine auf und ging ins Nebenzimmer. Als ſie die Thür geſchloſſen hatte, glaubte der Alte denſelben leiſen, unterdrückten Ton zu vernehmen, den er vorhin im Dunkeln auf dem Flur gehört; aber niemand that, als ob er es beachte. Der Hausherr knüpfte ein nachläſſiges Geſpräch an, das mühſam weiter geführt wurde und endlich wieder in das vorherige Schweigen abbrach.

Nun ſtand der Alte auf und wünſchte gute Nacht, was alle freundlich erwiederten. Brunner machte eine Bewegung, als ob er ihm folgen wollte; aber er ſetzte ſich unentſchloſſen wieder und der Alte ging hinaus und auf ſein Zimmer. Hier ging er noch eine Weile auf und ab; endlich rückte er ſich ſeinen Lehnſeſſel wieder vom Fenſter an den Tiſch, auf dem er ſeine Lampe angezündet, nahm ein Buch und las. Doch ſchien es nur im Anfang ſeine Gedanken zu feſſeln; bald ſchlug er die Blätter ſeltener um, dann ſchob er das Buch ganz von ſich und legte den Kopf mit geſchloſſenen Augen zurück.

Es war ſchon über die Zeit, wo er zu Bett zu gehen pflegte, und Alles im weiten Hauſe ſtill und regungslos. Nur der Wind, der ſich mehr und mehr verſtärkt hatte, peitſchte den Regen klirrend gegen die Fenſter und wirbelte in pfeifenden Stößen um Dach und Kanten. Darauf mochte der Alte hören, denn von Zeit zu Zeit öffnete er die Augen und ſchien aufmerkſam zu lauſchen. Dann lehnte er den Kopf wieder zurück und ſein Athemzug ging gleichmäßig, als ob er ſchliefe, durch's Gemach.

Aber er ſchlief nicht. Man vernahm deutlich durch das Gebrauſe des Windes das Glockenſpiel vom Marienthurm; dann ſchlug es dumpf Mitternacht hinterdrein, doch zugleich war es dem Alten, als hörte er ein leiſes Krachen im Hauſe. Es mußte über ihm herkommen, als ob jemand vorſichtig eine Thür ſchlöße; dann kamen, ſelbſt dem ſcharf aufhorchenden Ohr des Lauſchenden kaum vernehmlich, leiſe Fußtritte aus dem dritten Stockwerk herab. Der Alte ſchlich ebenſo geräuſchlos an die Thür ſeines Zimmers und horchte auf die näher kommenden Schritte. Es mußte jemand ſeyn, der im Dunkel ging, denn man hörte, daß er ſich vorſichtig am Geländer forttaſtete, bis er auf den Vorplatz gelangte. Hier hielt der Tritt einen Augenblick an. Der Gehende mußte dicht an dem Zimmer vorüber, wenn er die weiter hinabführende Treppe erreichen wollte. Es war, als ob er zögere, ſo lange regte ſich nichts; endlich ſetzte er ſich geräuſchlos wie zuvor wieder in Bewegung. Aber im ſelben Augenblick öffnete der Alte leiſe die Thür und ein breiter Lampenſchimmer fiel über den Vorplatz auf die erſchreckt zuſammenfahrende Geſtalt eines jungen Mannes, der, in einen Mantel gehüllt, mit einer Reiſetaſche in der Hand wie geblendet, ſprachlos vor der plötzlichen Erſcheinung des Alten daſtand.

Es hätte der geflüſterten Ermahnung des letzteren, kein Geräuſch zu machen, nicht bedurft; der Jüngling folgte willenlos der Hand, welche die ſeine gefaßt und ihn ſanft in's Zimmer hereinzog. Faſt lag etwas wie Feierlichkeit im Weſen des Alten, als er den Schlüſſel in der Thür umgedreht hatte und langſam wieder auf den ungewiß in der Mitte des Gemaches harrenden Jüngling zuging. Er faßte abermals die Hand deſſelben und drückte ihn auf einen Stuhl nieder; dann ſetzte er ſich ihm gegenüber und ſagte freundlich: „Wohin wollten Sie ſo ſpät, lieber Philibert?“

Der Angeredete hatte lang genug Zeit gehabt, ſich auf eine Antwort für dieſe wahrſcheinlichſte Frage zu beſinnen. Er öffnete jetzt auch den Mund und verſuchte zu ſprechen. Aber er brachte kein Wort hervor, nur ein Strom von Thränen ſchoß aus ſeinen Augen und er legte die Hände über ſeinem Geſicht zuſammen und ſchwieg.

Der Alte blickte ihn väterlich mitleidig an. „Wenn Sie es mir nicht ſagen wollen, ſo will ich es für Sie thun, Philibert,“ fuhr er nach einer Pauſe freundlich fort, „Sie wollten von uns, weit vielleicht —“

„Weit, weit fort, auf ewig!“ ſchluchzte der junge Mann jetzt gewaltſam. Er war vom Stuhl niedergeglitten und hatte das Geſicht auf die Kniee des Alten gelegt.

„Sie wollten nicht auf ewig fort,“ entgegnete dieſer ruhig. „Sie wollten nur ſo lange fort, bis Sie ſich ein Vermögen erworben, um heimkehren und vor den Vater hintreten zu können und zu ſagen: Wollen Sie mir Hermine noch verweigern?“

Der Jüngling hob überraſcht den Kopf. Eine

Digitized by Google

dunkle Röthe hatte ſich über ſein blaſſes Geſicht gelagert, aber ſeine Augen irrten verwundert zu dem Sprecher empor. „Woher wiſſen Sie?“ ſtotterte er.

Unendliche Wehmuth lag in den alten Augen, die liebevoll in die jungen hinabblickten. „Man weiß manches, wenn man alt geworden, mein Kind,“ ſagte er lächelnd. „Stehen Sie auf, und wenn Sie mir nicht ſagen wollen, was Sie beabſichtigten und ohne mich gethan hätten, ſo will ich es Ihnen erzählen.“

Der junge Mann gehorchte und ſetzte ſich auf den Stuhl zurück. Dann fuhr der Alte fort: „Dieſes Haus iſt älter als Sie, mein Kind; auch dieſes Zimmer, in dem wir ſitzen, und wenn es zu reden vermöchte, es könnte Ihnen manches berichten, manches aus Tagen, die Sie, die vielleicht Ihre Mutter nicht geſehen, da könnte es Ihnen von Tagen erzählen, wo ſeine Wände noch ärmlicher und kahler waren, als heute, und wo es doch einen ganzen Himmel von Glück umſchloß. In den Augen ſeines Bewohners ſah es ihn liegen und hörte ihn in ſeiner Stimme und in dem Namen, den er Abends laut noch einmal ſprechen mußte, ehe er entſchlief, und der Morgens zuerſt von ſeinen Lippen kam, vielleicht auch gar manchmal, ihm ſelbſt unbewußt, im Traum. Er ſteht auch noch hier, der Name, und iſt glücklich allen forſchenden Verbeſſereraugen entronnen. Man ſollte nicht glauben, daß ein haſtiger Bleiſtiftzug ein halb Jahrhundert und ein Menſchenherz überdauert.“

Der Alte brach mit einem Seufzer ab und deutete auf eine matte Schrift neben ſich am Holzgetäfel der Wand. Philibert beugte ſich hinüber und ſuchte in der dämmernden Beleuchtung. Dann las er verwundert laut: „Hermine“ und blickte den Alten fragend an.

„Hermine,“ wiederholte dieſer; „auch die Trägerin des Namens iſt Ihnen nicht fremd. Doch ich will Ihnen nicht erzählen, was, in allen Zeiten ewig gleich, Sie beſſer und lebendiger wiſſen, als ich. Aber es kam ein Tag, ein Wintertag wie heute, dem eine ſtürmiſche Nacht wie dieſe folgte. Da hatte ein ſchweres Gewitter ſich entladen, das ſich in Sommertagen langſam zuſammengezogen, und der Himmel lag mit Wolken bedeckt, und ein anderes Bild ſahen da die alten Wände. Das war ein Jüngling wie Sie, und er ſaß wie Sie, in den Mantel gehüllt, mit der Reiſetaſche neben ſich auf Ihrem Platze dort, und horchte hinab durchs nächtliche Haus, bis das letzte Leben darin verſtummt war und nur der Sturm um den Giebel heulte und pfiff, und nur ſein eigenes Herz durch die Stille klopfte und bebte. Dann ſtand er auf und wankte auf den Vorplatz und taſtete ſich die Treppe hinunter. Drunten aber öffnete ſich keine Thür, wie er vorüberkam, und hielt ihn zurück, denn er war hinausgejagt wie ein Hund, und er wollte nur unbemerkt von ihr davon, um nicht im Abſchied ſich und ihr das Herz zu brechen, bis er mit Reichthümern beladen zurückkäme aus der neuen Welt —“

Der Jüngling ſchluchzte heftig, ſo daß der Alte, der mehr und mehr wie mit ſich ſelbſt vor ſich hin redete, ſich erinnernd aufſah. Er blickte ihn zärtlich an: „Nicht wahr, Sie wollten auch dorthin, in das Land, wo das Gold, das Glück der Erde blüht?“ ſagte er mit bitterſchmerzlichem Ton.

„Er hat mich ja auch wie einen Hund fortgejagt — ſie alle —“ flüſterte Philibert ſtockend, „und ich wußte und weiß ja nicht wohin; nur weil ich Sie ſo viel und oft von Amerika ſprechen hörte und ich dachte—“

„Und dachteſt, was ich dachte, mein Knabe, und wärſt betrogen, wie ich es ward,“ unterbrach ihn der Alte feierlich. „Und wärſt in den Wald gerathen und verirrt wie ich, hätteſt vielleicht gerungen und deine Kraft erſchöpft wie ich, um im Augenblick, da du am Ziel zu ſeyn wähnteſt, hohnlachend zu Boden geworfen zu werden durch ein einzig Wort, das man dir aus der alten Welt hinübergerufen wie mir. Und dann hätte ſpöttiſch die Welle der Tage dich weiter getragen, und hätte dir mit bitterem Hohn in die Arme geworfen, was du früher vergeblich erſtrebt und erhofft, und mit jeder Gabe hätteſt du dich ärmer und öder und elender gefühlt, bis dein Herz kalt geworden und dein braunes Haar weiß wie das meine.“

Der Alte hatte ſich aufgerichtet und die Hand auf die Schulter des Jünglings gelegt, der, vom ungewöhnlich bewegten Weſen deſſelben überſchauert, faſt ſein eigenes Leid vergeſſen hatte, und ruhig daſaß, während ein Zittern durch die alte Hand in ſeinen Körper rann.

Einen Augenblick hatte jener inne gehalten, dann fuhr er mit bebender Stimme fort: „Und dann wärſt du zurück gekommen, ſelbſt ein Todter in das Haus der Todten, und wie geſpenſtiſche Schatten irrtet ihr lautlos an einander vorüber, und nur wenn die Erinnerung flüchtig auch die Lippen benetzt, ſtarrtet ihr mit athemloſen Seufzern zurück über ein öbes, verfehltes, verlorenes Leben.“

„Nein, nein,“ und er umſchloß den Kopf des verſtummten jungen Mannes heftig mit den Armen und küßte ihn auf die Stirn, während große Thränen aus den greiſen Wimpern auf die jugendfriſchen Wangen herabrollten; „dazu wenigſtens ſoll mein Leben genützt haben, und ich wußte es ja längſt, wußte es vom erſten Tage, da ich kam, und wußte auch, daß dieſer Tag und dieſe Nacht kommen würde, denn Alles

Digitized by Google

ſchwindet und wandelt ſich, nur auf den Trümmern des Alten bleiben die Menſchen ewig gleich.“

„Und nun geh hinauf auf dein Zimmer, mein Kind, lege dich zur Ruh und ſchlafe, verſchlafe Alles wie einen bunten, ſchreckensvollen Traum. Aber zuvor — nein, nicht mir — danke dem Schickſal, dem Gott der Liebe und des Glückes danke, der unerforſchlich über dem Einen lächelnd ſeine Hand hält und unerbittlich vom Andern ſich abzieht. Auch ich will ihm danken, daß er mir noch am Abend den Abglanz jener Sonne verliehen, die er dereinſt mir ſchon in der Morgenfrühe genommen. Schlaf wohl, mein Knabe, ſchlaf lang, und wache dich ängſtigt, lege ſorglos und frohgemuth in meine Hand.“

Er hatte den Jüngling bis an die Thür geführt; dann ſchloß er ihn noch einmal zärtlich in die Arme und ſtrich ihm mit der Hand über die Stirn, als wolle er den Reſt des Zweifels, die letzte Bängniß, die noch darauf gelagert, wegglätten. Dann leuchtete er dem mit ſtummem Händedruck behutſam die Treppe wieder Hinaufſchreitenden vom Vorplatz nach, winkte ihm noch einmal zu und kehrte, geräuſchlos die Thür ſchließend, in ſein Zimmer zurück. Er blickte auf die Uhr; die erſte Tagesſtunde war bereits vorüber. Trotzdem hatte der Alte noch keine Ruh. Er holte bald dieſes, bald jenes Papier aus ſeinen Schubfächern hervor und legte ſie zuſammen, bis er ein beträchtliches Päckchen angehäuft hatte, das er ſorgſam in einen weißen Bogen einſchlug und wieder verſchloß. Dann zog er ein kleines, vergilbtes Büchlein aus der Lade, in dem auf altmodiſchem Pergament hin und wieder halbverlöſchte Schriftzüge ſtanden. Darin blätterte er im Lehnſtuhl ſitzend, bis die Lampe allmählig trüber und trüber wurde und zu kniſtern anfing. Dann halb leſend, halb aus dem Gedächtniß recitirend, wie es ſchien, murmelte er noch: „ja, —“ „Ich weiß es noch, ich war ein Knabe —“ und er nickte mit dem Kopf und lehnte ihn zurück, und die Augen fielen ihm langſam zu. Und dann ſchlug es drei Uhr vom Marientburm; Sturm und Regen hatte aufgehört und das Glockenſpiel kam lieblich durch die klare Nacht herüber und auf dem Tiſch vor dem Alten erloſch kniſternd das letzte Licht im Brunnerſchen Hauſe.

Trotzdem fanden die früheſten Strahlen der freilich ſchon ſpäten Novemberſonne den Alten bereits wieder rege und munter. Dazu lag nichts Ueberwachtes in ſeinem Geſicht, obgleich er die ganze Nacht in dem Lehnſtuhl zugebracht. Im Gegentheil hatte er wohl kaum, ſeitdem er wieder droben ſein altes Zimmer betreten, friſcher und lebendiger in den Tag hineingeſchaut als an dieſem Morgen, wo er am Fenſter ſtand und mit glänzenden Augen über die weite Gegend hinblickte. Drunten am Fluß auf der Ebene hinter dem Garten wogten und ballten ſich noch die weißen Nebel, aber ſie trieben langſam ſtromab. Ab und zu zerriß ſchon der Schleier und wie durch Vorhangslücken blitzten plötzliche ſonnebeſtrahlte Kirchthürme und rothe Dächer fern vom Waldrande herauf. Sie verſchwanden wieder, doch allmählig kürzer und unvollſtändiger. Immer durchſichtiger wurde der graue Schleier, der ſich langſam mit goldenen Strahlen zu durchweben ſchien. Endlich lag Alles in lachendem, wolkenloſem Herbſtſonnenſchein, die letzte nächtliche Wolkenflocke war am blauen Horizont zerronnen und der Alte griff fröhlich nach Hut und Stock und wanderte mit dem Päckchen, das er in der Nacht zuſammengelegt hatte, unter dem Arm, die Treppe hinunter.

(Fortſetzung folgt.)

Grundriß zur Anatomie der Tragödie mit Anwendung auf Schillers Wallenſtein.

(Fortſetzung.)

II.

Wenn die Hauptperſon der Tragödie es iſt, für die unſere Theilnahme durch das Spiel erregt werden ſoll, ſo wird dieſe Wirkung ſelbſt hervorgebracht durch den Verlauf der dargeſtellten Begebenheit, in welche die Perſonen verwickelt ſind. Er iſt es, was uns unmittelbar in Erregung ſetzt. Aber die Lebendigkeit dieſer Wirkung hängt nicht ab von der Größe eines erſchütternden Ereigniſſes an ſich, ſondern von der wohlge-

Digitized by Google

ordneten Folge der erſchütternden Momente, von denen einer den andern nothwendig hervorruft und hervorhebt. Deßhalb hat ſchon Ariſtoteles die Anordnung der Geſchichte im Stück als die eigentliche Hauptſache bezeichnet, und Schiller rühmt, daß er damit recht den Nagel auf den Kopf getroffen.

Wie der Hauptheld vor den übrigen, unſer Auge auf ſich ziehend, hervorragt, ſo vor den erſchütternden Lagen, in die er verſetzt wird, ein großer Hauptmoment, in dem der größte Eindruck auf ihn wirkt und ſein Schickſal entſcheidend bezeichnet. Ein ſolcher Eindruck iſt gegeben, wenn ein Wendepunkt in ſeiner Lage eintritt, oder ihm ſelbſt zuerſt klar wird, durch den er im Uebergang zwiſchen zwei entgegengeſetzten Stimmungen gezwungen iſt, einen Augenblick anzuhalten und ſein ganzes Schickſal plötzlich auf ſich zu nehmen.

Wir wiſſen, wenn dieſer Moment eintritt, daß die Zuſtände zwiſchen denen, wo ein Uebergang ſtattfindet, nicht nur vorübergehend einmal wechſeln, ſondern der eine zuvor das ganze geiſtige Leben des Helden beherrſcht hat, der andere ihn nachher für unabſehbare Zeit beherrſchen wird, und alſo eine nicht wieder rückgängig zu machende Veränderung mit ihm vorgeht, die uns mit ihm tief erſchüttert. Die entgegengeſetzteſten Stimmungen des ganzen inneren Lebens ſind ein freudig gehobenes Streben und ein ſchmerzlich niederdrückendes Leiden. Beide ſind im gewöhnlichen Leben beſtändig abwechſelnd im Menſchen lebendig, und wenn ſie ſich nicht klar von einander abheben, ermüdet ſich in ihm die Fähigkeit zu binden und welcht einer allgemeinen Abſpannung. Wenn dagegen das eine das andere deutlich ausſchließt, iſt der innere Zuſtand ein in ſich klar und rein ausgeſprochener. Der plötzliche Uebergang zwiſchen beiden bringt aber einen inneren Umſchlag der ganzen geiſtigen Thätigkeit hervor, in dem ſich ihre ganze Kraft mit Erhabenheit offenbart. Die Kunſt zeigt uns die Helden nach einander in beiden ſcharf entgegengeſetzten inneren Zuſtänden zu Streben und Leiden als rein verſtändliche Stimmung; dazwiſchen aber auf dem Uebergang angehalten und in kritiſche Spannung verſetzt.

Der Uebergang kann ein doppelter ſeyn: ein leidender Zuſtand kann durch eine glückliche Kriſis, in der ſich die Kraft des Willens aufrafft, in ein muthiges Streben übergeführt werden, oder ein ſolches kann zuerſt vorhanden geweſen ſeyn und durch eine unglückliche Kriſis gelähmt werden, worauf ein leidender Zuſtand an die Stelle tritt. Beides kommt in Tragödien vor, wenn wir den Begriff dieſer Kunſtform in dem alten weiten Sinne nehmen; denn dann gehören dazu auch die Schauſpiele, die einen glücklichen Ausgang haben. Doch bleiben ſie immer eine weniger ausgebildete Nebenform der Tragödie. Dieß hat einen äußeren und einen inneren Grund. Der äußere liegt darin, daß das Hervorbrechen eines friſchen wirkſamen Strebens aus lange beſtandener Muthloſigkeit als ein rein innerlicher Vorgang nicht leicht äußerlich vergegenwärtigt werden kann. Haben wir uns bis zu dem entſcheidenden Momente an die Stelle des Helden verſetzt, und ſoll uns der darauf einſetzende Umſchlag mit ihm ergreifen, ſo muß es uns nun vorkommen, als würde nun auch in uns der ſtrebende Wille lebendig. Tritt dieß nun bei dem, der uns vor Augen geſtellt iſt, nicht gerade in demſelben Augenblicke ein, in welchem wir die Nöthigung dazu empfinden, ſo muß es uns überraſchen und in der Illuſion der Verſetzung in ſeine Stelle ſtören. Es kann uns dann auch gefallen, aber es rückt uns dann nicht ſo nahe, als wenn es uns ſelbſt begegnet wäre. Es kann zwar ein wichtiger äußerer Umſtand ziemlich plötzlich die Nöthigung zum Hervorbrechen des Willens motiviren; es iſt aber doch damit immer noch nicht ganz unmittelbar gegeben und der Uebergang bleibt immer ein ſchwer äußerlich aufdrängbarer Vorgang.

Mit dieſer äußeren Schwierigkeit der Darſtellung einer glücklichen Wendung hängt der innere Grund ihrer geringeren Wirkſamkeit in der Kunſt zuſammen. Die Ueberwindung eines Druckes, der das freie Spiel des Muthes niedergehalten hat, iſt, ſo plötzlich ſie auch hervortreten mag, doch im Grunde eine mehr allmälig ſich vorbereitende Entwicklung und ſetzt als ſolche auch immer einen einigermaßen ruhig in ſich gegründeten Charakter voraus. Daher ſind die Hauptperſonen ſolcher Stücke mit glücklichem Ausgang immer etwas ähnlicher den epiſch ruhigeren Nebenperſonen, als den leidenſchaftlich erregten Hauptheldeu der Tragödie im engeren Sinne. Es wird durch ſie und ſtür ſie mehr nur eine zur Nachfolge anregende Anerkennung oder Bewunderung als ein eigentlich tief ergreifendes Mitgefühl bei dem Zuſchauer erweckt.

Wird dagegen ein Uebergang aus hoffnungsvollem Streben in erliegendes Leiden vorgeſtellt, ſo iſt der Eintritt einer ſolchen Kriſis viel leichter äußerlich mit klarer Nothwendigkeit herbeizuführen. Sie kann ja, wenn die Seele des Helden eben noch hoffnungsvoll gehoben geweſen iſt, plötzlich durch einen äußeren Eindruck, der ihm die Erfolgloſigkeit ſeines Strebens klar vor Augen ſtellt, herbeigeführt werden. Wenn wir uns dann vorher ganz in ſeine Lage verſetzt hatten, werden wir nun auch den Umſchlag derſelben ſofort mit ihm empfinden. Es wird dazu keiner weitläufigen Aeußerung deſſelben bedürfen. Die Sache verſteht ſich von ſelbſt.

Digitized by Google

Sofern und aber doch auch ein Ausdruck entgegentreten muß, der und von der fortdauernden Gleichheit deſſen, was der Held empfindet, mit dem, was wir an ſeiner Stelle glauben empfinden zu müſſen, überzeugt, ſo iſt auch dieſer ein ſehr einfach verſtändlich zu machender. In der ſtarren Anhaltung des Athems, in der er auf der Höhe eines ſtummen Seufzers ganz ruhig wird, und kein Zeichen fortgehender Erregung mehr und noch keins von Herabſinken gibt, fühlen wir mit ihm die unentfliehbare Nähe des Schickſals, das ihn ereilt hat. Der Pulsſchlag ſeines Lebens ſteht ſtill; aber die Kraft, die in ihm gearbeitet hat und noch nicht abgeſpannt iſt, hält ſeine Seele noch unbeweglich aufrecht, wie Niobe zu Marmor wird, als ſie ihre Kinder von den Pfeilen des rächenden Gottes fallen ſieht, den ſtieren Blick zum unerbittlichen Himmel erhoben.

Der entſcheidende Moment wird deßhalb auch nicht durch beſonders bedeutende Worte der dramatiſchen Dichtung, ſondern vielmehr durch eine tiefe Pauſe bezeichnet. Hebbel hat in einer wenig bekannten Tragödie, in der Maria Magdalena, verſucht, bezeichnende Worte an die Stelle zu ſetzen. Ob ſie im Spiel die ſtarre Pauſe erſetzen können, iſt fraglich; aber ſie drücken die Stimmung richtig aus. Die Unglückliche, der plötzlich klar wird, wie glücklich ſie hätte ſeyn können, und wie ſie es ſelbſt durch einen großen Fehltritt auf immer ſich abgeſchnitten hat, ſagt: „Mir iſt, als wär' ich auf einmal tauſend Jahr alt geworden, und nun ſtünde die Zeit über mir ſtill. Ich komm' nicht zurück und auch nicht vorwärts.“ Wird es uns nun in einem ſolchen erhabenen Ruhepunkte der Handlung vollkommen gegenwärtig, wie in ihm die ganze Wucht des unendlichen Schmerzes auf der Seele des Leidenden ruht, ſo daß ſie ſich nicht mehr dagegen heben kann, aber auch noch nicht unter ihr niederſinkt, ſo erſcheint uns die menſchliche Natur im Helden und in uns ſelbſt mit ihm in ihrer vollen Größe, weil ſie trägt, was ihr ganzes Daſeyn vernichten zu müſſen ſcheint. Dieß iſt der Kern der Wirkung jeder großen Tragödie im engeren Sinne. Er tritt in der Mitte des ganzen Stückes ein, alſo bei der gewöhnlichen Eintheilung des ganzen Verlaufes in fünf Akte im dritten. Iſt kein ſolcher Mittelpunkt der ganzen Entladung des Schickſals deutlich gegeben, ſo hat die ganze Compoſition keine Einheit. Iſt er aber deutlich hervorgehoben, ſo faßt ſich hier der Eindruck des Schickſals zuſammen, „welches den Menſchen erhebt, wenn es den Menſchen zermalmt.“

Zu dieſem Mittelpunkte beziehen ſich als Vorbereitung und Auflöſung der kritiſchen Spannung des Gefühls in ihm die beiden vorhergehenden und nachfolgenden Theile des ganzen Stücks. Bleiben wir vorerſt bei dem nächſten ſtehen, was dieſem Mittelpunkt im dritten Akte ſelbſt beigeordnet iſt, ſo ſind es hauptſächlich theils kleinere ähnliche, auch ſchon kritiſch einſetzende Eindrücke, theils ſolche, die ihnen als Einleitung und Abſchluß zur Seite ſtehen. Mehrere Eindrücke können den Helden treffen, die ſeine Hoffnung erſchütternd zum Stillſtand bringen; aber einer iſt dann doch immer der endgültig entſcheidende, der ſeinen Widerſtand vollkommen lähmt. Es kann auch daſſelbe entſcheidende Ereigniß, das die vernichtende Wendung ſeines Glückes herbeiführt, zweimal vorgeſtellt ſeyn, erſtens indem es geſchieht, zweitens, indem es ihm bekannt wird, und alſo erſt zur Wirkung auf ſein Gefühl kommt. Letzteres iſt dann der Hauptmoment; die furchtbare Wirkung deſſelben auf den Helden wird aber vom Zuſchauer ſchon vorher empfunden, oder zugleich auch von einer dem Helden ſehr nahe ſtehenden Nebenperſon.

In Romeo und Julie iſt die entſcheidende Begebenheit, welche die Glücklichen für immer trennen muß, die Ermordung Tybalts, des Vetters der Neuvermählten. durch ihren Gatten. Romeo empfindet dieß gleich nach der That kurz, aber beſtimmt, und ruft aus: „Ich Narr des Glücks!“ dann ſtürzt er weg, und ausführlicher wird uns erſt die ganze Größe des von nun an beſiegelten Unglücks der Liebenden klar vor Augen geſtellt, als Julie den Mord und zugleich die für ſie weit ſchrecklichere Folge deſſelben, Romeos Verbannung erfährt. Nachträglich wird uns dann auch dieſer noch in ſeinem vollen, aber ſchon etwas ausſtobenden Schmerz gezeigt. Er wird dadurch mehr Nebenperſon; denn die ganze Klarheit des größten Schmerzes im erſten Einſehen theilen wir nur mit Julie. Das doppelte Auftreten deſſen, der ihr in dieſem furchtbaren Momente fern iſt, verhält ſich dazu wie Vor- und Nachſpiel. — Außerdem gruppiren ſich aber im dritten Akte um die Kriſis noch zwei Nebeneindrücke, als Einleitung ein letztes Auflodern freudig hoffnungsvoller Stimmung, als Nachſpiel tumultuariſchere Schrecken. So geht in Maria Stuart der entſcheidenden Scene, in der der Streit der Königinnen unlöslich wird, im Monolog der Maria der rührende Ausdruck des Gefühls der neuen Freiheit im Garten voraus, und es folgen die wilden Ausbrüche der Leidenſchaft des tollen Mortimer nach dem Mordverſuch auf Eliſabeth.

In größerer Ausdehnung entfalten ſich aber die einfacheren Stimmungen, zwiſchen denen die Kriſis des dritten Aktes den Uebergang bildet, im Anfang und am Ende des Stückes. Im erſten Akte ſehen wir, wie der Held zu dem leidenſchaftlichen Streben fortgeriſſen wird, in dem er ſeine Befriedigung ſucht, aber ſchließlich nicht finden ſoll; im fünften Akt löst ſich die

Digitized by Google

ängſtliche Spannung der Vernichtung ſeines Glücks in den reinen Schmerz des völligen Untergangs auf. Im erſten Akt beginnt nach den nöthigſten Darlegungen der Vorgeſchichte die tragiſche Aufregung des Helden mit einem ſchmerzlichen Eindruck, der das Gleichmaß ſeiner Seele ſtört und die leidenſchaftliche Auflehnung gegen das Schickſal in ihm weckt. In dieſer Aufregung wird es uns begreiflich, daß er zu verhängnißvollen Schritten ſich fortreißen läßt und in ihnen Befriedigung ſucht; dadurch wird der Knoten des Verhängniſſes geſchürzt, in welchen er nachher unauflöslich verſtrickt werden ſoll.

So wird im erſten Akt der Räuber Karl Moor durch die Nachricht, daß ſein Vater ihn verſtößt, zur Hingabe an die verbrecheriſchen Plane ſeiner Genoſſen fortgeriſſen; zuvor iſt er, von Reue über ſein bisheriges ausgelaſſenes Leben getrieben, auf dem Wege geweſen, dem edleren Zuge ſeines Herzens zu folgen und in die Arme des Vaters und der Liebe zurückzukehren. Nun iſt ihm dieß plötzlich abgeſchnitten, und verzweifelnd wirft ſich die ganze Energie ſeines Muthes auf die Befriedigung der Wuth gegen die Menſchheit, die ihn verſtoßen hat. Das Gegentheil dieſer Aufraffung der ganzen Kraft des Helden zu ſeinem eigenen Verderben iſt die Vollendung deſſelben im fünften Akt. Eben ſo vollkommen, wie dort jedes andere Gefühl vor der entfeſſelten Energie des Willens ſchwieg, iſt hier im Gefühl der Vernichtung jede Willenskraft erloſchen. Das unabänderliche Schickſal vollzieht ſich mit Nothwendigkeit, ohne daß der Held noch etwas dafür oder dagegen thun kann, und der Antheil, den wir in dieſem widerſtandloſen Erliegen an ihm nehmen, wirkt auf uns als eine abſchließende Beruhigung im Vergleich mit der ängſtlichen Spannung, von der wir im dritten Akt ergriffen wurden, wenn ſein Glück ſich zu wenden anfing.

Die bisher einander gegenüber geſtellten Stücke des Verlaufes, Anfang, Mitte und Ende, Einleitung, Kriſis und Auflöſung der tragiſchen Begebenheit gehen aber nicht unmittelbar in einander über, und es treten deßhalb noch zwei Akte dazwiſchen, der zweite und vierte, welche den Uebergang vom erſten kühnen Anlauf des Helden zum Stillſtand ſeiner Hoffnung und von dieſem zur endlichen Vernichtung bilden.

In dieſen Akten tritt die Aufregung, in die wir mit ihm ſelbſt verſetzt werden, etwas mehr zurück; er tritt entweder gar nicht auf, oder doch nur ſo, wie es nöthig iſt, um die Handlung mit Nothwendigkeit von der früheren zur folgenden Stufe weiter zu führen. Was er thut, iſt nicht Folge einer neuen leidenſchaftlichen Erregung, ſondern nur die einfache Fortſetzung des bereits begonnenen; im zweiten Akte die Durchführung des im erſten gefaßten Entſchluſſes, wie die Ermordung Duncans durch Macbeth, im vierten Uebergang zu Schritten, welche nach der erſten Entſcheidung im dritten unvermeidlich ſind. Was er empfindet, iſt nicht mehr die erſte große Aufregung kühner Thatenluſt am Anfange und noch nicht die reine Ergebung in das Unvermeidliche am Ende. Die Geſammtſtimmung des Helden in dieſen Akten gleicht alſo mehr als das große Pathos der drei andern dem verworrenen Gemiſch von Thun und Leiden im gewöhnlichen Leben.

Außerdem treten nun aber hier die feindlichen Mächte mehr in den Vordergrund, deren Wirken nöthig iſt, um aus dem, was der Held gethan hat, das was er leiden muß, herbeizuführen. Wenn wir in den drei andern Akten ganz in die Stimmung des Helden verſetzt waren, um das, was er thut und leidet, mit ihm zu theilen, werden wir hier in eine etwas ruhigere Entfernung gerückt, um die Nothwendigkeit einzuſehen, daß es nicht anders ſeyn kann. Indeſſen wird doch die tragiſche Stimmung im Ganzen forterhalten dadurch, daß die Nebenperſonen die großen Erſchütterungen des Hauptheldes vor und nach empfinden, oder auch ſelbſt von Schrecken betroffen werden, die mit jenen zuſammenhängen. Selbſt für Perſonen der Gegenpartei kann bei einem ſehr reichen tragiſchen Stoff in dieſen Zwiſchenpartien vorübergehend eine volle tragiſche Theilnahme gefordert werden, ſo neben Macbeth im zweiten Akte für die Söhne des gemordeten Königs, im vierten für Macduff, der die Nachricht der Ermordung der Seinigen durch Macbeth mit ſtummem Schmerz empfängt und ſie nachher an ihm rächen ſoll.

Auch für die Nachweiſung eines ſo klar geordneten Verlaufs der Handlung, wie er hier als allgemeine, aus der großen Mehrzahl claſſiſcher Beiſpiele entnommene Regel hingeſtellt iſt, erſcheint nun Schillers Wallenſtein auf den erſten Blick nicht als das geeignetſte Muſterſtück, da er aus drei Theilen beſteht, von denen nur der letzte, wie ſchon die Ueberſchrift ſagt, als vollſtändig regelmäßiges Trauerſpiel in fünf Akten gelten ſoll und kann. Man hat ſich viel Mühe gegeben, auch in den vorhergehenden einen eigenen Plan von dramatiſcher Verwicklung zu erkennen oder alle drei als eine große tragiſche Compoſition zuſammenzufaſſen, in der ſich, nur weiter ausgebreitet, ein ähnlicher Verlauf, wie ſonſt in einfachen Stücken, ſollte durchführen laſſen. Umſonſt. Nicht nur das Lager iſt, wie es im Prolog deutlich ausgeſprochen iſt, nur ein Vorſpiel, ſondern auch die Piccolomini. Nur ein einziger großer Conflikt iſt in der ganzen Dichtung: der übermüthige große Feldherr kann und will dem Kaiſer,

Digitized by Google

ſeinem Herrn, nicht mehr gehorchen, ſpinnt Verrath, untergräbt aber damit zugleich den ſonſt ſo feſten Grund, auf dem ſeine eigene Größe ruht, wird von ſeiner Armee verlaſſen und fällt. Dieſer Conflikt iſt in den Vorſpielen nur vorbereitet, nicht eingeleitet. Noch in der letzten Scene der Piccolomini iſt deutlich die Möglichkeit ausgeſprochen, daß die ganze drohende Verwicklung ſich noch in nichts auflöſen kann, wenn auch die Stimmungen und Gegenſätze ſchon ſehr geſpannt ſind.

Wie dieſe ganze große Vorbereitung des eigentlich tragiſchen Spiels aus den erſten Anſätzen deſſelben herausgewachſen iſt, erkennt man recht klar, wenn man die Reihe der Briefe Schillers über die Entſtehung des Werkes vergleicht. Der urſprünglich erſte Akt der Handlung ſchwillt in Folge der weitläufigen hiſtoriſchen Expoſition, deren er des Stoffes wegen bedarf, ſo daß er ſich zu mehreren ausdehnt und alſo die Schürzung des tragiſchen Knotens immer tiefer in die ſpäteren verſchoben wird, bis endlich mit der Ausſonderung eines erſten Stückes Raum gewonnen wird. Nun kommt der Anfang der Handlung, die entſcheidende Beſiegelung des Verraths anfänglich in das erſte Stück und die Einheit der ganzen Handlung droht zerriſſen zu werden. Das Schwellen dauert aber noch fort. Es tritt nun erſt recht ein, was Schiller in dürren Worten eingeſteht, daß ihn hier ein epiſcher Geiſt angewandelt habe. Alle dramatiſchen zur Handlung und Colliſionen drängenden Scenen im Vorſpiele ſind nur vorgreifende Anſätze zu dem, was in der Tragödie oft ganz ähnlich wieder aufgenommen und erſt entſcheidend wird, wie Wallenſteins immer noch nicht ganz definitive Anſtalten zum Verrath, und Octavios ebenſo nur eventuelle Gegenanſtalten. Dafür werden wir aber hier erſt mehr mit Ruhe mit den Umſtänden und Perſonen bekannt gemacht, die in der Tragödie in verhängnißvollen Conflikt kommen ſollen. Beſonders die edelſten Geſtalten, die unſer Gefühl in der wenig anſprechenden Action des Verraths und der Verurtheilung eines rebelliſchen Generals und durch ihre Liebe zu ihm für ihn ſelbſt erwärmen ſollen, werden uns hier im voraus noch in der reinen Sicherheit ihres edeln Bewußtſeyns gezeigt, über die erſt allmälig der Schatten bevorſtehender Kämpfe geworfen wird. Der Küraſſier kann noch als braver Soldat für den gewaltigen Kriegsherrn ſchwärmen. Max Piccolomini kann noch den ſeligen Traum der Liebe träumen und in der heiligen Stille der Kirche vor dem Bilde der Mutter Gottes die reinſte Andacht finden. So kommt der eigentliche Anfang der verhängnißvollen Verwickelung am Ende wieder in das Hauptſtück, das demnach vollkommen Anfang, Mitte und Schluß hat, alſo auch allein von der Bühne als Ganzes wirkt.

Der erſte Akt bezeichnet raſch die Stimmung mit der kurzen Scene, in der Wallenſtein ſich, mit Seni nach den Sternen ſehend zu einer bevorſtehenden großen Entſchließung begeiſtern läßt:

„Nicht Zeit iſt's mehr zu ſinnen und zu träumen,
Denn Jupiter, der Glänzende, regiert."

Dann folgt ſogleich die dringende Veranlaſſung einer aufregenden Verwickelung, die zu baldigem Handeln treiben muß, mit der Nachricht von der Gefangennehmung des Seſina, der ſchon lange im Namen Wallenſteins mit den Feinden ſeines Kaiſers insgeheim unterhandelt hat. Es iſt für ihn ein großer Schrecken, ſo plötzlich das, was er eingeleitet hat, ohne ſich ſelbſt recht klar zu machen, ob er es im Ernſte will, als unleugbar geſchehen zu erblicken. Hier greift auch kurz und bündig das Ergebniß der beiden erſten Stücke in Geſtalt von zwei Stücken Papier direkt mit in die Situation ein. Es iſt die den Generalen abgenommene Erklärung für Wallenſtein, der nur die Unterſchrift des, wie er glaubt, zuverläſſigſten Anhängers, Max, fehlt, und die dem kaiſerlichen Befehle entgegenſtrebende Bittſchrift der Soldaten an ihren Feldherrn. Zugleich iſt nun ein neuer Unterhändler da, mit dem Ernſt gemacht oder endlich kurz abgebrochen werden muß.

Mit dringender Aufforderung zum Entſchluß tritt ſo die Lage des Augenblicks an den Helden heran. Er hatte bisher das Bewußtſeyn, ſich noch frei entſchließen zu können. Jetzt iſt dieß offenbar ſchon wenigſtens ſehr ſchwer:

„Wär's möglich? Könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte?
Nicht mehr zurück, wie mir's beliebt? Ich müßte
Die That vollbringen, weil ich ſie gedacht."

Die vorläufige Unterhandlung mit dem Schweden erregt in ihm nur neues Widerſtreben gegen die Untreue, zu der er ſich entſchließen ſoll. Er will es lieber doch nicht thun. Da tritt die Schweſter an ihn heran, die ſeine edle Scheu vor dem Verrath übertäubt mit der Berufung auf das Gefühl der Uebermacht über die ſchwachen Naturen, die nur den getretenen Weg der Ordnung einhalten können. Sie hält ihm vor, daß ihm keine Wahl bleibt als ſich demüthig zurückzuziehen — und das kann er nicht — oder das Eingeleitete durchzuführen. Dann ruft ſie ſeine blinde Zuverſicht auf die Gunſt des Schickſals wach:

Digitized by Google

„Die Zeichen ſtehen ſiegbaft über dir,
Glück winken die Planeten dir herunter
Und rufen: Es iſt an der Zeit!“

Er kann nicht widerſtehen und entſchließt ſich.

Ganz anders erſcheint er im zweiten Akte. Die ſtürmiſche Aufwallung iſt vorüber. Es gilt nun, die Mittel zur That in Bewegung zu ſetzen, die treuen Anhänger für ſich zu fanatiſiren. Da tritt ihm in Max die Stimme des Gewiſſens entgegen; ſie rührt ihn mächtig, aber zu ſpät. Der Jüngling reißt ſich blutend von dem noch immer verehrten väterlichen Freunde los. Hier droht die Lage ſchon ſehr entſcheidend kritiſch zu werden, wird aber kurz abgebrochen, indem Max ſchnell wegrennt. Wallenſtein ſieht ihm „betroffen“ nach. Eine ſo verworrene Empfindung könnte in keinem der drei ſtark erregten Akte vorkommen; hier iſt ſie am Platze. Aus dieſer verſunkenen Schwüle richtet er ſich dann im Streit mit ſeinen gefühlloſen Helfershelfern an der ſchwärmeriſchen Verkündigung ſeines unbedingten perſönlichen Zutrauens zu Octavio wieder auf. Als ſchneidender Contraſt folgen hierauf die Scenen, in welchen eben dieſer vermeinte Freund ihm die Anhänger einzeln abgewinnt.

Nun ſieht man ſchon, wo es hinaus will. Nun beginnt der dritte Akt mit allen ſeinen Schrecken. Den erſten Ton der Angſt ſchlagen die Frauen an. Thekla erfährt, was ihr bevorſteht. Dann tritt der Held ſelbſt auf. In feierlich gehobenem Gefühl, die erſte Entſcheidung erwartend, will er mit den Seinigen heiter ſeyn. Da bricht das Ungewitter los; die Nachrichten vom Entweichen der verſchiedenen Regimenter, dann der erſte entſcheidend ſchwere Schlag von Täuſchung der ſicherſten Zuverſicht, die Gewißheit, daß Octavio Piccolomini ihn hintergangen. Dieß läßt ihn ſchon einen Augenblick in beginnender Verzweiflung anhalten. Aber es wirft ihn noch nicht nieder. Die neuen Schreckensnachrichten von Prag wecken ihn vielmehr zu erneutem Muth des Handelns. Der Gedanke des Böſen, das er begonnen hat, verſchwindet vor dem der Nothwendigkeit.

„Jetzt fecht' ich für mein Haupt und für mein Leben.“ Im Gedanken an die gewaltige Laufbahn, die er vor aller Welt durchmeſſen hat, richtet ſich ſein ſtolzes Selbſtbewußtſeyn auf.

„Noch fühl' ich mich denſelben, der ich war.
Es iſt der Geiſt, der ſich den Körper baut,
Und Friedland wird ſein Lager um ſich füllen.
Führt eure Laufende mir kühn entgegen,
Gewohnt wohl ſind ſie, unter mir zu ſiegen,
Nicht gegen mich. Wenn Hauw und Glied ſich trennen,
Da wird ſich zeigen, wo die Seele wohnte.“

Jetzt gilt es, die noch ſchwankenden Pappenheimer zu gewinnen. Er regt ſie mächtig an und erſcheint ſo hier noch einmal in der ganzen Größe des von ſeinen Soldaten vergötterten, in ihnen lebenden und wirkenden Feldherrn. Nun tritt aber der zweite falſche Freund, der an Octavios Stelle getreten iſt, Buttler ein und verſcheucht ſie durch offene Hervorkehrung des völligen Abfalles vom Kaiſer. Dann kommen die Frauen wieder dazwiſchen und Max, der aber nur Abſchied nehmen will. Mit letzter Energie des Vertrauens auf die alte Gewalt ſeiner großen Perſönlichkeit und ſeiner Liebe für den jungen Freund ſucht er dieſen noch zu halten. Alles umſonſt. Endlich folgt die offene Löſung der Soldaten vom Gehorſam gegen ihn. Nun tritt die letzte Entſcheidung heran. Er will ſie wie immer durch ſein Auftreten bezaubern.

„Es braucht der Waffen nicht. Ich zeige mich
Vom Altan dem Rebellenheer und ſchnell
Bezähmt, gebt Acht, kehrt der empörte Sinn
Ins alte Bette des Gehorſams wieder.“

Sie geben aber nichts auf ſeinen Anblick. Damit iſt Alles verloren, keine Wirkung der einſt unüberwindlichen Kraft mehr in Ausſicht. Jetzt ſtieß ihn ſein Schickſal erſtarrend an. Wir ſehen ihn in dieſem Augenblicke nicht; aber wir wiſſen, daß es ſo ſeyn muß, und gleich nachher tritt er wieder auf, ein gebrochener Mann, der nun Alles willenlos geſchehen läßt, was geſchehen muß. Unterdeſſen hat Max von Thekla Abſchied genommen und ſeine verzweifelte Losreißung von Allem, was ihm theuer iſt, gibt die ſtürmiſchen Schlußaccorde des Hauptaktes.

Im vierten Akte zieht ſich Wallenſtein, mühſam noch ein wenig wieder aufgerichtet, mit Anſtalten zu einer neuen Kriegslaufbahn und neuen phantaſtiſchen Hoffnungen auf eine große Umwälzung herum. Neben ihm aber arbeitet jetzt Buttler in tödlicher Nähe auf die Vollendung ſeines Schickſals hin. Der ruhige Gordon ſieht ein, daß es nicht zu hemmen iſt, wenn er es auch tief beklagt. Zugleich empfinden wir die letzte reine Rührung vor der Auflöſung in der Nachricht vom Heldentode des treuen Max, von der Thekla vernichtet wird, Wallenſtein zunächſt nur um ihretwillen mit ergriffen zu ſeyn ſcheint.

Im fünften Akte aber wird ihm ſelbſt die ganze Troſtloſigkeit ſeiner Lage klar, nun aber nicht, wie bei dem erſten Schrecken über die verlorene Gewalt als Erſtarrung, ſondern als rein ſich auflöſendes Schmerzgefühl, das in den Klagen um Max mildergreifend klingt:

Digitized by Google

„Die Blume iſt hinweg aus meinem Leben
Und kalt und farblos ſeh' ich's vor mir liegen."

Er muß ſich aber noch entſcheidender mit Allem abſchließend ausſprechen, und dieß geſchieht gegenüber dem kurzſichtig wohlwollenden Gordon, der noch von Wiederherſtellung träumt. Die Reue bricht hier kaum verhohlen durch, und durch die vagen Illuſionen neuer Lebenshoffnung, die ihn als unklare Viſionen noch umſchweben, erſcheint nur deutlicher gehoben zugleich das Bedürfniß, mit dem Schickſal, das dann auch gleich darauf ſeinen Qualen ein Ende macht, abſchließend zur Ruhe zu kommen.

„Hätt' ich vorher gewußt, was nun geſchehn,
Daß es den liebſten Freund mir würde koſten,
Und hätte mir das Herz wie jetzt gebrochen —
Kann ſeyn, ich hätte mich bedacht — kann ſeyn
Auch nicht — doch was nun ſchonen noch? Zu ernſthaft
Hat's angefangen, um in Nichts zu enden.
Hab' es denn ſeinen Lauf!"

(Schluß folgt.)

Briefe von Bedlitz an eine Freundin.

(Fortſetzung.)

Wien, den 17. Dec. 1853. — Liebe Mama, ich möchte Ihren Töchtern eine Kleinigkeit zu Weihnachten geben, damit mein Name auch auf dem Tiſche liegt; kaufen Sie irgend eine Kleinigkeit für Marie; Kl. ſchicke ich ein Kiſtchen Stearinkerzen, da ſie mit Recht behauptet, daß die Wiener Kerzen alle andern übertreffen. E. P. hat mir eine Statuette der Kaiſerin (der künftigen) zur Anempfehlung geſchickt; ſie ſchreibt ſie ſey ſehr ſchön, Ruff hat ſie gemacht; noch iſt ſie nicht hier. — Axel ſchreibt paſſionirte öſterreichiſche Briefe, das thun alle Fremden, die in unſerer Armee dienen, alſo muß doch etwas daran ſeyn. Schrieb Ihnen Guſtel anders? Wenn Sie können, ſo gehen Sie an ein Kapitel der erzherzoglichen Briefe. Streichen Sie was Sie wollen, nur nichts zuſetzen, er will durchaus nichts Fremdes; er ſagte über ſeine Gedichte: „Jedlitz hat ſie mir nicht ſehr gelobt, und nach der Art, wie er mir das Eine umgearbeitet hat, ſehe ich ſchon, daß meine nichts taugen." Die Gedichte ſind aber auch nicht mit der Proſa zu vergleichen, die mir ſehr durch ihre Lebendigkeit und Innerlichkeit gefiel. Von Kolb habe ich ein ſehr liebes, herzliches Blättchen mit innigſtem Antheil und Grüßen für Sie und M.; er iſt und bleibt eine edle Natur, wenn wir auch in manchen Augenblicken nicht übereinſtimmender Anſicht waren. Die halbe Stunde, die ich noch für Sie hatte, wurde mir von Franz Thun geraubt, aber in einer Sache, die Sie mitfreut. Er kam, mir zu ſagen, daß die Auſſeer Kirchenbaugeſchichte als beendet zu betrachten ſey, und zwar in der Art, daß noch die letzte Aeußerung erwartet wird, ein Gutachten von Gmunden über die Koſten eines Steinbaues ohne Verputz, aus gebrochenen und einſeitig behauenen Marmorſteinen, da Thun darauf hinarbeite, für alle monumentale Bauten gehauene Steine anzuwenden und keine Ziegel. Ich werde gleich an Plentzner ſchreiben, um ihn zu hetzen. Die Plane mit noch zugefügten Verbeſſerungen ſind auch bereits von der Finanzſtelle genehmigt. Alſo auch dieſe Sache bleibt nicht frommer Wunſch, ſondern wird lebende That. — Ich habe entſetzlich viel zu ſchreiben, und bekomme dazu noch täglich Maſſen von Briefen, die mich nichts angehen, mich nicht intereſſiren, und die, um nicht für einen Flegel zu gelten, ich doch beantworten muß; dabei ſind Routs ohne Ende, es iſt eine wahre Calamität.

Den 20. December. — Ich war Abends bei Fürſt Metternich und fand die Familie allein. Die Fürſtin ſprach ſich mit entſchiedenem Mißfallen über N.'s S. aus; ſie nannte ihn einen katholiſchen Comödianten, dem die Eitelkeit aus allen Poren herausſieht, und der den Katholicismus nur zum Effektmachen gebrauchen wolle, der aber nichts von einem aſcetiſchen Poeten habe. Sie ſprach ſich überhaupt ſehr energiſch gegen religiöſe Coketterie aus, was ſie übrigens häufig thut. Wehren Sie ſich nicht ſo ſehr dagegen, daß ich Ihnen etwas zu Weihnachten ſchicke; es geſchieht ohnedieß

Digitized by Google

nicht, da ſich meine extraordinären Ausgaben dieſes Jahr wieder unglaublich häufen; mir ſind eben wieder 200 fl. in den Brunnen gefallen, die ich nothwendig verſchenken mußte. Ich denke bald eine Inſtruktion von Naſſau über die Kirchenſachen zu erhalten, dann werde ich mir eine Unterredung vom Cardinal erbitten, dem darüber referiren, und mich unmittelbar darauf in den Waggon ſetzen, um zu Euch zu fahren; wenn's möglich iſt. — Mama, ich leſe eritis sicut Deus nicht, und wenn's Pio nono — oder Dr. Luther ſelbſt geſchrieben hätten; hab' ich Zeit zu leſen, ſo leſe ich den Eckenſteher Nante. — Wo ich den Chriſtabend zubringen werde, weiß ich noch nicht, obwohl es mir an Einladungen nicht fehlt.

Wie es ſcheint, geht man ernſthaft daran, Frieden zu machen; gewiß iſt, daß die engliſche Politik einen ſolennen Fiasco gemacht hat, und daß ihnen in dieſem Augenblick daran liegt, aus dem Hohlwege heraus zu kommen, in den ſie ſich mit ihren Kriegsintriguen verfahren haben. Sie haben nie daran gedacht einen Krieg zu führen, haben aber mit Zuverſicht darauf gerechnet, der Continent würde ihn für ſie führen, der iſt aber ſo geſcheidt geweſen, es nicht zu thun. Ich bin den Ruſſen dankbar, und deßwegen freut mich ihr Erfolg, und dabei hat unſer Kaiſer mit ſeinem natürlichen Inſtinkt vollkommen gezeigt, daß deßhalb die Bäume doch nicht in den Himmel wachſen können. Geſtern Abend war er ſchon in Prag auf dem Weg zu ſeiner Braut, er geht über Nürnberg, weil er es noch nicht kennt, hätte aber mehr Genuß im Sommer davon gehabt. — Hier wird jetzt viel muſicirt, Mendelsſohn in erſter Reihe. Wenn Ihre Schweſter und Ihr Schwager Flotow zum Beſuch kommen, wären ſie gewiß ſehr willkommen, aber ſein Zuſtand ſcheint mir allerdings gefährlich; indeß der alte Feldmarſchall Wimpfen hatte mit ſiebzig Jahren einen Schlaganfall, jetzt iſt er über neunzig und lebt noch. Aus Sympathie für Sie und Marie habe ich mir gleichfalls einen tüchtigen Katarrh angeſchafft, und habe die ganze Nacht gehuſtet. Ihr Kieler Brief macht auch auf mich einen trüben Eindruck, da mir die Perſonen durch Sie alle näher gerückt ſind. Was ihnen widerfahren iſt, politiſch, iſt noch allen Doctrinären widerfahren; die Revolutionen nehmen ſie in Beſchlag und ſteigen auf ihren Rücken, dann ſieht man die nicht mehr, die tragen, ſondern nur noch die, die getragen werden. Die Geſchichte in Holſtein iſt freilich auf's traurigſte ausgegangen. Ja wenn! — aber das wenn iſt nirgends vorhanden, wenn es auch eine Zeitlang den Schein hat. Herrſchen dürfen nur einzelne Berufene; nicht Alle herrſchen gut, nicht Alle ſind ihrer Aufgabe gewachſen, aber die ſchlechteſten der Einzelnherrſcher richten nicht ſo viel Schaden an, als die herrſchenden Maſſen und losgelaſſenen Majoritäten. Es gibt Zeiträume und Zuſtände wie in Amerika und England, die eine Zeitlang einen andern Weg geſtatten. Es iſt leicht Finanzminiſter ſeyn, wo man Gold findet; aber ſelbſt Amerika wäre wohl noch in einer ganz andern Blüthe, wenn heute ein Waſhington darin als Monarch herrſchte, als die immer ſchlechten unbedeutenden wandernden Präſidenten und Lümmel, wie ihre Geſandten in Europa faſt ſammt und ſonders ſind. Ich bin immer mehr von der Nothwendigkeit der reinen Monarchie durchdrungen; eine Tyrannei, eine abſolutiſtiſche Willkürregierung kann heutzutage höchſtens nur augenblicklich aus einem Staate werden, dagegen ſchützt die Bildung und der materielle und geiſtige Zuſammenhang aller Länder. Wo die Bildung aber noch ganz mangelt, da kann nur durch die Einheit regiert werden, und zwar durch eine kräftige Hand, die gefährt wird. Solche Staaten gibt es indeſſen kaum mehr, und ſelbſt Rußland iſt nur theilweiſe unter dieſer Kategorie.

Den 28. December. — Sie erwarten Briefe von mir in einer Zeit, wo ich wirklich nicht weiß, ob ich noch ein Menſch bin! Wem ſoll ich ſchreiben? Arbeiten, Menſchen aller Kaliber und Einladungen nehmen mich von Früh bis in die Nacht in Anſpruch. Der badiſche Geſandte in Berlin, Meyſenbug, iſt hieher geſchickt worden, um von Seite Badens mit dem Nuntius zu unterhandeln, und ich bin angewieſen, mich mit Meyſenbug in's Einvernehmen zu ſetzen. habe aber keine Weiſung, mich direkt ſeinen Schritten anzuſchließen, und mache meine eigenen Schritte. Dabei fordere ich Inſtruktionen für beſtimmte Fälle und erhalte nur allgemeine mit der Verheißung, die andern würden unmittelbar nachkommen — und ſie kommen nicht. Dabei vergeht die Zeit für die Geſchäfte und die beſte für mich. Ließe man mich ganz ohne Briefe, ſo brauchte ich nicht fortwährend zu correſpondiren, was doch zu nichts dient, als daß ich eigentlich nicht vom Flecke komme. Meyſenbug geht nun weg und ſoll wieder kommen, was mir inzwiſchen zugeſchoben werden ſoll, weiß ich nicht. Dazu kommt, daß mich die Kälte fürchterlich leiden macht; ich bin ein ganz ausgebranntes caput mortuum, und nicht mehr ein Tropfen Spiritus iſt in mir. Sonſt war ich nie ſo wohl als im Winter, in mir ſelbſt war die angenehmſte Wärme; jetzt werden mir die Finger ſteif, wenn ich im geheizten Zimmer ſitze und ſchreibe, und wenn ich zu Hauſe bin, komme ich aus den Gummiſchuhen gar nicht heraus. Was für ein erbärmlicher Geſelle iſt man mit 64 Jahren. Die Zeit der Weihnacht und des Neujahrs macht

Digitized by Google

hier Alles confus; das Neujahr iſt für unſer Einen entſetzlich: das Geld, das es koſtet, und die Plage, die man durchmachen muß. In Sagan muß es jetzt erſtaunt nett ſeyn, und Ihr Brief macht mir den Mund wäſſerig, dort zu ſeyn. Der Chriſtbaum muß allerliebſt geweſen ſeyn; ſo reich die Geſchenke waren, ſo zierlich wurden ſie dargebracht. Ihre dazu gemachten Reime ſind ganz allerliebſt, ſo etwas machen Sie graciöſer als große Dichter.

Den 29. December. — Es ſchneit ſeit 48 Stunden was es ſchneien kann, und die Geſchäfte fallen nicht weniger dicht als der Schnee. „Wie ſoll da Eins zum Andern kommen!“ Da ich geſtern Auftern aus Trient von Parente bekommen habe und morgen nicht zu Hauſe eſſe, ſo hab' ich mir heute wieder ein kleines Tiſchchen zuſammengeladen, Grillparzer, meinen alten treuen Dr. Gruber, und — pour la bonne bouche — Bethlehem. Er hat mir feſt verſprochen, dieſen Sommer einen langen Beſuch in Auſſee zu machen, und Sie werden außer ſich vor Vergnügen über ſeine Bekanntſchaft ſeyn, und Ihr Mann auch; da ſind doch wieder einmal eigenthümliche Ideen und die genialſten Combinationen. Ich kenne Niemanden, der die Affinitäten der Dinge im Wiſſen und im Leben ſo aufzufinden und zu gruppiren weiß wie Er. Zu Allem andern hat er noch ein ungemeines Gedächtniß, ohne welches man nie zu etwas gelangt. — Joſeph bedeckt ſich fortwährend mit Ruhm und iſt ein entſchiedenes Kochtalent. Könnte er nur drei Monate bei einem franzöſiſchen Koch ordentlich lernen, ſo wäre er beſſer, als die meiſten, die ich kenne. Dabei ſehr ökonomiſch — nur im Aufputz ſeiner Küche iſt er unerſättlich; es thäte Noth, man ließe ihm die Küche tapezieren und den Heerd von Alabaſter ſetzen.

Sie nennen mich einen Pedanten, weil ich an beſtimmten Tagen ſchreibe und nichts auf zufällige Veranlaſſungen halte, aber mir fällt eben ein, daß Sie ein noch viel größerer Pedant ſind, und würden mich förmlich verhorresciren, wenn ich nicht zum Neujahrstage einen Gratulationsbrief ſchickte; alſo geht dieſer Brief heute ab, und iſt ein Gratulationsbrief. Was er für Wünſche enthält, läßt ſich gar nicht mit Worten ſagen. Was wird das Nächſte bringen? Laſſen wir den Vorhang ungelüpft, lieben wir uns untereinander und laſſen wir Gott ſorgen für uns Alle. Alles in uns, und was wir haben und beſitzen, verbürgt uns Glück, Alles außer uns, die Welt und was ſie ausmacht, iſt greulich, und das Laſter iſt nie ſo ſehr der allgemeine Typus des Menſchengeſchlechts geweſen wie jetzt. Erhalten wir unſere Geſinnung — unſere Fehler wird uns der Himmel verzeihen. Alſo gute Mama, laſſen Sie uns die Alten bleiben, grüßen Sie unſere Lieben; das nächſte Jahr einen längeren Brief.

Wien, den 1. Januar 1854. — Sie ſind das erſte aller lebenden Weſen, an das ich im Jahr 1854 ſchreibe, obwohl ich den Brief wie gewöhnlich erſt am Mittwoch abgehen laſſe. Ordnung muß auch im neuen Jahre ſeyn. O Mama! heute mit dem erſten Stundenſchlage habe ich recht wehmüthig an Sie gedacht. Um 7 Uhr mußte ich mich in Uniform ſtecken und dem Oberhofmeiſter aufwarten, der die Gratulationen für den Kaiſer empfängt, der heute beim Kaiſer Ferdinand in Prag ſpeiſt. Nachdem ich meine Paradeſchabrake wieder abgeworfen hatte, ging ich zur Herzogin J., wo ich bis 11 Uhr blieb. In der Scheideſtunde des Jahres war ich ganz allein; hätte auch nicht unter Leute gehen mögen. Daß Wallmoden neulich, als er ſich ſetzen wollte, rücklings niedergefallen iſt, hab' ich wohl ſchon geſchrieben, doch geht er ſchon wieder herum. Die geſellſchaftlichen Hetzereien gehen ſchon wieder los, und morgen fangen die Montage bei Bourquenay an. Meine fatalen Negociationen werden ſtatt klarer immer verwickelter, und meine Lage mitten inne iſt keine angenehme. — Den 3. Jan. Geſtern war Rout beim franzöſiſchen Geſandten, wo ich hin mußte, obgleich ich ſchon nicht wohl war und heftige Kreuzſchmerzen hatte, heute haben ſich dieſe noch vermehrt; ſo oft ich mich noch gerührt habe, hat es mir einen heftigen Ruck gegeben. E. F. ſchreibt mir ganz überſchwenglich dankbar, daß ich mich N.'s annehmen will, nachdem ſie wohl wiſſe, wie ſehr ich mich über ihn zu beklagen gehabt habe; das hat ſie ſo gerührt, daß ich nicht gut dafür ſtehe, daß ſie mich nicht heirathen will, zu welchem Geſchäft ich gerade jetzt in der rechten Verfaſſung bin. — Den 4ten. Geſtern hab' ich mein Zimmer nicht verlaſſen und werde auch heute nicht ausgehen. — Den 8ten. Die Weltbegebenheiten ſehen ſo trübe als nur möglich aus. Der allgemeine Krieg ſcheint faſt unvermeidlich, und die Folgen werden ſeyn, daß die Theurung und das Elend auf einen furchtbaren Grad ſteigen, die Papiere auf allen Plätzen der Welt fallen, die andern ſo gut wie die öſterreichiſchen. Hier aber iſt die Sache ſehr viel härter und lebensgefährlicher; am meiſten leiden die Menſchen mit fixem Einkommen.

Den 9. Januar. — Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie geplagt ich bin; ſo iſt es in meiner Kanzlei gar noch nicht zugegangen und ich bin eigentlich desperat. Wäre dabei eine lichte Ausſicht auf die Zukunft, ſo ließe ich es mir gefallen, ſo aber iſt jeden Tag die Conſtellation übler. Zu meiner höchſt unangenehmen Naſſauer religiöſen Geſchichte kommt die faſt gänzliche Hoffnungsloſigkeit, den Frieden zu erhalten, und bei

Digitized by Google

einer ſolchen allgemeinen Conflagration neutral bleiben zu wollen, gehört zu den entſchiedenſten Utopien. Dabei fallen die Papiere täglich und die Theurung ſteigt auf eine faſt lächerliche Weiſe und vermehrt natürlich die allgemeine Unzufriedenheit, die freilich keinen Ausbruch wagt, ſo lange die Truppen im Lande ſind, die aber, wie dieſe den Rücken kehren, bald wieder die alte Melodie ſingen wird. Kurz, die Zeit iſt furchtbar. Unter dieſen Umſtänden kann ich, ſo fertig ich jede Minute dazu wäre, doch unmöglich von hier weg. Es vergeht kein Tag, an dem ich nicht Anfragen von einer oder der andern Regierung bekomme, auf die ich ſelbſt antworten muß, nicht mein Stellvertreter. Bricht aber der Krieg aus, ſo wäre mein Aufenthalt in Auſſee auch in Frage geſtellt. Alles dieß macht mich unglücklich; — und nichts davon wäre eingetreten, wenn die Stellung zwiſchen Preußen und Oeſterreich wäre, wie ſie ſeyn ſollte, dann könnte man das große Wort reden, und ein Veto einlegen, das Alle reſpectiren würden. Das haben die großen Lichter zu verantworten, die in Gotha und Erfurt alle Kräfte angeſtrengt haben, um Oeſterreich aus Deutſchland heraus zu manövriren, und da es nicht gelang, wenigſtens einen unheilbaren Bruch herbei zu führen, der leider noch beſteht. Auch jetzt, ſcheint mir, arbeitet Jeder für ſich, aber niemand gemeinſchaftlich. Deßwegen werde ich nie in die Panegyrik des Phantaſten einſtimmen, die man jetzt allgemein aufſpielt. Er mag ein guter edler Menſch geweſen ſeyn, als Staatsmann aber hat er keine Spur von geſunder, praktiſcher Politik gehabt, und iſt aus dem Nebeln und Schwebeln nie herausgekommen, und hat Oeſterreich und Deutſchland — ja ſeinem ſpecifiſchen Vaterlande Preußen einen nie gut zu machenden Schaden gethan. Heute hat man die Folge davon in der Hand. Das iſt meine Meinung über Radowitz. Die Unterhaltungsſüchtigen kehren ſich natürlich an alle dieſe Dinge nicht, alle Tage ſind Routs — mir iſt das *furchtbar*. Ich vermeide ſie, ſo viel ich kann, kann es aber nicht immer. Um Einen herum ſterben die Bekannten, werden beſtohlen — wie Klein geſtern, aus deſſen Kaſſe man 3500 fl. durch Einbruch entwendet hat — oder es geſchieht ſonſt ein Unglück und da ſoll man ſeinen guten Humor behalten. — Den 11ten. Geſtern Abends war ich bei Mayendorff, den ich ſehr liebe; er iſt einer der geiſtreichſten und angenehmſten Menſchen, mit denen man verkehren kann. Er ſtreift in manchen Fächern bis an die Fachgelehrten, ohne den gewöhnlichen Ballaſt dieſer mitzubringen, auch halte ich ihn für einen ganz ehrlichen und zuverläſſigen Mann, was man nicht von Allen in ſeiner Stellung rühmen kann. Eben erhalte ich Ihre Probe der Correctur, ich werde ſie gleich an den Erzherzog befördern laſſen, fahren Sie nur einſtweilen keck damit fort. — Ich freue mich ſchon ſehr auf Kl.'s Kindel, was dießmal hoffentlich ein ganz kugelrundes Speckmauſerl ſeyn wird. Gott gebe uns nur Frieden, und ich hoffe, wir bringen einen ganz idealiſchen Sommer in Auſſee zu nach den vielen ſchweren Prüfungen, die uns Allen auferlegt worden ſind. Aber bleibt kein Friede, ſo ſind die Ausſichten wenig beſſer — nur in ſofern, daß Sie wieder zu Hauſe ſind. Es vergeht faſt kein Tag, wo nicht irgend eine Auskunft in Bezug auf die Kriegsangelegenheiten von mir verlangt wird, um irgend einen Leitfaden für die kleinen Höfe zu gewinnen, da, Dank ſey es den preußiſchen Bemühungen, der Bundestag ein gänzlich todter Körper iſt. Naſſau kommt auch dort in erſter Reihe in Vergeſſenheit, um ſo mehr, da, wie man hört, über die Stellung der übrigen deutſchen Staaten bei Ausbruch eines Krieges ſchon zu Stuttgart und Hannover Anfragen gemacht worden ſind, in denen man annimmt, daß Bayern unbedingt mit Oeſterreich gehen werde, den Franzoſen aber ſehr daran liegt, ehe ſie im Orient weiter gehen, zuvor zu wiſſen, wie es in Deutſchland, zumal nahe an ihrer Grenze ausſieht. Der König von Württemberg ſoll aber ſehr gut und paſſend geantwortet haben. Vor 1848 würde der deutſche Bund mit einer einzigen Stimme geantwortet haben, jetzt hat er, Dank ſey den Bemühungen Dahlmanns, Radowitz ꝛc., deren wieder 32. Wie lange dieſe Kriſe dauern wird, weiß ich nicht. Gott iſt *gut*, ſo iſt ſie vielleicht bald vorüber; meine Seele lechzt, wie der Hirſch nach Waſſer, nach einem Augenblicke der Erholung.

Den 17. Januar. — Noch immer dieſelbe quälende Ungewißheit über unſere nächſte Zukunft, noch ſind die Würfel über Krieg und Frieden nicht geworfen. Seit vier Tagen erwartet man hier das ruſſiſche Ultimatum, und wenn es gekommen ſeyn wird, wird man um nichts beſſer daran ſeyn. Die Franzoſen drängen uns nach Kräften zum Kriege, und was Bourquenay hier treibt, um ſich Partei zu verſchaffen, überſteigt jeden Anſtand. Der alte Lord Weſtmoreland vermag nichts, und ſeine ſehr geſcheidte und ſehr ausgezeichnete Frau weint ſich die Augen aus über den Zuſtand ihres Landes. Ich werde erſt nächſte Woche eine Verhandlung mit dem Cardinal haben, nachdem ich erſt wieder Inſtruktionen von Naſſau erwarte. — Der Faſching geht ſeinen Gang, es iſt merkwürdig, welche Menge hübſcher Geſichter jetzt in der erſten Geſellſchaft ſind; ich glaube es gibt keine zweite Hauptſtadt, die Wien darin überträfe. Ich ging auf den Ball zu Graf Buol, um den neuen, in Couden-

Digitized by Google

hovens Stelle getretenen Geſandten des Maltheſerordens, Graf Norzin, aufzuführen. Geſtern aßen Wallmoden, d'Allion und ein paar andere bei mir, nach der Suppe Spickgans und welſcher Salat aus Saganer Aal, Schinken mit Spinat, dann Faſan mit Kaſtanienpurée, dann kalte Paſtete und Rehrücken. Außer Wallmoden waren bloß Kenner beim Eſſen, die alle fanden, daß Joſeph im großen Style kocht; woher er es lernt, weiß der Teufel; genug, er macht's. Mir macht Ihr wiederkehrendes Augenleiden viel Kummer. Es freut mich, daß Sie dennoch des Erzherzogs Manuſcript nicht vernachläſſigen. Ich habe ſeine Gedichte faſt fertig durchgeſehen; ſie ſind in der Form fehlerhaft, wie auch im Reim, aber oft recht originell gedacht, und manche orientaliſche Lokalbeſchreibung von ſo friſcher und eigenthümlicher Farbe, daß ſie Freiligrath als Anfänger gemacht haben könnte. — Sie finden, daß ich politiſch ſchwarz ſehe — es iſt eben ſchwarz. — Den 21. Jan. Donnerſtag Abend hatte ich eine Soirée bei Warrens. Randhartinger und Fräulein Schwarz von der Oper ſangen, und Vieuxtemps ſpielte auf das wunderbarſte Violine; es war ſehr hübſch. Die Statuetten der Kaiſerin von Ruſſ ſind angelangt; ich finde ſie ſehr hübſch gemacht, kann aber über die Aehnlichkeit nichts ſagen, da ich das Original nicht kenne. — Geſtern iſt ein neues Stück von Hebbel in der Burg gegeben worden: Magelone, ſonſt Genoveva, von dem das Publikum behauptet, es ſey nicht zum Anſehen, aber die Kameraderie der Poeſie der Zukunft hat den Autor dennoch gerufen, und die Majorität hat es geſchehen laſſen; ſo ſagt man mir. — Ich habe ein paar Abende hinter einander mit den Gedichten des Erzherzogs zugebracht. Der junge Herr hat Poeſie genug im Leibe, kann ſie aber noch nicht los werden, gedacht und gefühlt hind ſie äußerſt poetiſch, und man kann den Gedanken nur loben, wenn man auch die Form verwirft. Ich habe ihm geſchrieben, und werde morgen die ganze Expedition, auch Ihr Fragment nach Trieſt abſchicken, und ſeine Meinung darüber abhören. Eben war die — — wegen ihres Sohnes bei mir, dem ich zu einer Anſtellung verhelfen ſoll. Die Alte iſt mir ſehr zuwider, aber da thut ſie mir doch leid, wenn ich ſehe, wie ſie aus Liebe für ihr Junges von Pontius zu Pilatus läuft, alle Leute anklagt, und mir zumal alle Augenblicke neue Empfehlungen für ihn bringt.

Den 22. Januar. — Geſtern Abend war ich bei Louis Pereira, deſſen Kunſtfertigkeit wirklich Staunen erregt, er componirt mit Griffel und Pinſel gleich leicht. Ich fand dort den Fürſten der Wallachei, einen artigen, gebildeten Mann von ganz guten Formen. — Ich glaube Ihnen gern, daß Ihre holſteiniſchen Freunde ſo ſind, wie Sie ſie beſchreiben, aber für mich, der ſie nie ſah, gar nicht kennt und ſie auch ſchwerlich je kennen lernen wird, können ſie unmöglich das Intereſſe haben, wie für Sie, daher haben Sie unrecht, mich zu ſchelten, denn ich nehme ſchon Antheil an ihnen, ſchon an Ihren Beſchreibungen; endlich ſtehen deren politiſche Anſichten und meine zu weit auseinander. Ich liebe vorzüglich Oeſterreich, und man kann auch nur zu meiner Liebe gelangen, wenn man dieß auch thut; aber Ihre nordiſchen Freunde ſind nicht aufgelegt, Affinitäten mit uns zu ſuchen. Uebrigens ſind Reventlows gewiß ſo ausgezeichnete Menſchen, wie Sie's ſagen, und ich freue mich ſehr für Sie, wenn Sie eine oder die andere Familie Ihres früheren Umgangs wieder ſehen, zumal jetzt freut mich jede Aufheiterung, die Ihnen zu Gute kommt.

Aus Linz hab' ich einen Brief bekommen; die Menſchen ſind völlig verrückt mit ihrem Tiſchrücken. „Daß Marie beſſer iſt," ſchreibt mir J., „wußten wir ſchon lange durch unſer Orakel!!" Ich ſchrieb ihm, daß ich nicht einen Kreuzer für ſeine Orakel gebe und ſie für Narrenpoſſen halte. Sie aber ſchwören darauf Stein und Bein. Die Leute werden bei ihrer Dummheit auch noch toll werden. — Ich habe dieſes Jahr ungemein ausgreifende Ideen zur Verſchönerung des Gartenzauns in Ruſſee, werde aber wohl viel zu ſpät hinkommen, um ſie auszuführen. Sie haben gar keinen Begriff von der Sehnſucht, die ich habe, wieder einmal einen angenehmen Sommer mit Ihnen und der geſunden Marie dort zuzubringen, und mit Kl. und dem neuen Kindel. Gebe nur der Himmel — der politiſche — daß man wieder einmal ein Jahr respiro hätte und ſeines Lebens froh werden könnte! Aber die Canaille aller Länder gibt das nicht zu, und ſorgt, daß das Elend perpetuell bleibt.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Oberitalien, Juli.

Wanderung über den Simplon.

Vor einer Reihe von Jahren war ich in Italien geweſen. Die „Sehnſucht nach Italien“ war in dem jungen Manne nicht erſt durch Mignons Lied erweckt. Sie war lebendig geworden ſchon in dem Knaben, als er die erſten Klänge der melodiſchen Sprache vernahm; ſie wurde geſteigert im Jünglinge, als die claſſiſchen Studien ihn heimiſch machten auf dem claſſiſchen Boden; ſie ließ den Mann nicht ruhen, bis er endlich die heſperiſchen Lüfte athmete und die „Goldorangen“ ſelbſt pflückte. Die erſte Sehnſucht war geſtillt.

Es verfloſſen Jahre. Das deutſche Vaterland wurde durchwandert nach Nord und Süd, nach Oſt und Weſt, Frankreich wurde durchzogen und die Schweiz, Holland und Belgien, Dänemark und Schweden, die Nordſee wurde befahren und die Oſtſe, die Donau und der Rheinſtrom, der Königsſee und der Genfer See. Das Leben wurde ernſter, die jugendliche Unbefangenheit ging bei dem Einzelnen verloren wie bei der Geſammtheit, die rauhe Wirklichkeit der Dinge hatte manche Hoffnung zerſtört, manch herben Schmerz bereitet; der Mann war reifer geworden, ruhiger, aber nicht kälter, nicht unempfindlicher, nicht unempfänglicher für das Schöne, wie für Alles, das der Hauch der Poeſie umgibt. Die „Sehnſucht nach Italien“ erwachte wiederum.

In Sitten (Sion) endet die Eiſenbahn. So prächtig der Ort gelegen und zu längerem Aufenthalt einladend iſt, es drängte uns weiter. Wir nahmen Plätze auf der großen Poſt. Wir hatten noch nicht viel Zeit gehabt, unſere neuen Reiſegefährten zu muſtern. Als ſich der Wagen in Bewegung ſetzen wollte, rief eine weibliche Stimme aus der Mitte des Wagens heraus einem der Umſtehenden auf der Straße zu: „Addio, padrone!“ Es war wieder der erſte italieniſche Ton aus italieniſchem Munde. Er entzückte mich, er wirkte elektriſirend auf meine Begleiterinnen, die Gattin und die Freundin. Die Frau, aus deren Munde dieſer klangreiche Abſchiedsgruß gekommen, gehörte den mittleren Ständen an, hatte den Höhepunkt des Lebens wohl ſchon überſchritten, trug aber lebendige Spuren früherer Schönheit, die in ihrem lebhaften, dunkeln, ausdrucksvollen Auge ſich eine unzerſtörbare Feſte aufgeſchlagen hatte. Sie ſprach nur italieniſch, und da ihre ganze Erſcheinung etwas ungemein Anziehendes und zur Unterhaltung Einladendes hatte, ſo wurden auch von meiner weiblichen Begleitung die erſten, zunächſt ſchüchternen Verſuche gemacht, die bisherigen rein theoretiſchen italieniſchen Studien praktiſch zu verwerthen, wobei lebendige weibliche Geſticulation und die ſchnelle und ſcharfe Faſſungskraft der Italienerin ihre beſten Dienſte thaten.

Die Reiſegeſellſchaft war aber auch im Uebrigen ſo merkwürdig zuſammengereigt, wie es nicht häufig vorkommen mag. Mir gegenüber ſaß eine Franzöſin aus Marſeille, die ebenſo auf die Kenntniß der franzöſiſchen Sprache beſchränkt war, wie unſere Italienerin auf die italieniſche. Der Ehegatte der Franzöſin, ein geborener Schweizer aus dem Canton Teſſin, ſprach eigentlich nur romaniſch, radebrechte aber doch wenigſtens etwas Franzöſiſch in ſchlechtem ſüdfranzöſiſchen Patois und etwas Italieniſch.

Ehe ich in den Wagen ſtieg, wandte ich mich noch an eine andere ſchon im Wagen ſitzende Dame mit der Frage, ob der leere Platz neben ihr noch unbeſetzt ſey. Statt aller Antwort ſah ſie mich fragend an. Sie hatte offenbar meine deutſchen Worte nicht verſtanden. Ich wiederholte dieſelbe Frage franzöſiſch, ihre Antwort aber erfolgte ganz in derſelben Weiſe wie vorher. Jetzt richte ich die Frage italieniſch an ſie. Sie wird unruhig und verlegen. Nun mache ich meinen letzten Verſuch und rede ſie Engliſch an; da leuchtet ihr Auge auf, und haſtig und freudig ruft ſie mir zu, es ſeyen ja noch zwei Plätze neben mir leer, den einen werde ihr Mann einnehmen, der augenblicklich wieder erſcheinen müſſe, der andere aber ſey diſponibel. Sie kam mir und ſich ſelber wohl wie plötzlich von einem Banne erlöst vor, als ſie endlich nach den verſchiedenen fehlgeſchlagenen Unterhaltungsverſuchen Klänge ihrer Mutterſprache vernahm, die das Schloß von ihrem Munde löſten. Ihr Gatte trat auch ſofort herzu, und auch er ſprach nichts als engliſch und ſah mich als eine Art rettenden Engel an, da er ſich mit der Umgebung nicht hatte verſtändigen können.

So waren in dieſer kleinen Geſellſchaft ſo viele Nationen, Sprachen, Staaten vertreten und es ſchmeichelte meiner menſchlichen Eitelkeit nicht wenig, daß ich hierbin und dorthin dolmetſchend die Unterhaltung in meiner Gewalt hatte und ſie vermittelte.

Dieſe Unterhaltung mit den Menſchen, ſo angenehm und intereſſant ſie auch war, durfte doch die Unterhaltung mit der Natur nicht aufheben.

Der Weg von Sitten über den Simplon geht bis Brieg immer im Rhonethale entlang. Es iſt ſchon überall claſſiſcher Boden; der Freund des Alterthums wird bereits in eine gehobene Stimmung verſetzt. Hier findet er die Sitze der alten Sedduni wieder, die in ihren himmelan-

Digitized by Google

strebenden Bergen dem die Weltherrschaft anstrebenden Cäsar zu trotzen wagten, und die eine Erinnerung an sich bis heute noch im Namen der Stadt Sitten zurückgelassen haben. Hier gewinnt er eine lebendige Anschauung von der Schwierigkeit des Kampfes, den der geniale Eroberer zu bestehen hatte gegen die Gewalt der elementaren Kräfte, wie gegen die ungebändigten Helvetier. Die Rhone ist auf dieser ganzen Strecke ihres Oberlaufes meist seicht, trägt noch in ihrem milchgrauen Gletscherwasser das Gepräge der ersten ungeschlachten Jugend, und man begreift wohl, daß die Bebauung Cäsars, es seyen die Helvetier bei ihrem Auswanderungsversuche an einigen Stellen ohne Brücken zu Fuße über die Rhone gegangen, auf diese Gegenden sich beziehen muß. Aber wie die Jugend aufbrausend ist und in leidenschaftlicher Erregung ins Maßlose und Schrankenlose sich verliert und dann allein meint Recht zu haben, das Recht des Andern nicht achtet und den Widerstrebenden im Zweikampfe selbst vernichtet, so braust auch die jugendliche Rhone in Frühlingsaufwallungen auf und vernichtet mit unwiderstehlicher Gewalt das Recht des Menschen, auf geebneten Pfade neben ihr einher zu wandern und ihrer selbst wie ihrer Umgebung sich zu freuen. Wir sahen noch die furchtbaren Verheerungen, die das jetzt so unschuldige Wasser wenige Wochen zuvor auf der festen Kunststraße, ja in den anstoßenden Felswänden hervorgebracht hatte.

Die gewaltigen Felswände sind ernst und kalt und bieten bei weitem nicht die reiche Mannigfaltigkeit in Farbe und Form, wie die Riesenwände im Rheinthal, Reußthal, Aarthal und andern Alpenthälern. Die Verwüstungen durch Bergstürze und wilde Wasser kehren zu oft wieder und machen manche Strecke, wie zwischen Siedern und Leuk, geradezu unheimlich. Ist doch auch diese wilde Gegend am Pfyner Wald wirklich längere Zeit der Sitz gefährlichen Raubgesindels gewesen. Unsere allerdings an freundlichere, mildere Naturbilder gewöhnte Marseillerin fühlte sich unbehaglich inmitten dieser gigantischen, ernsten Massen; bei dem Pfyner Wald schauderte sie zusammen.

Bei Brieg verläßt die Straße das Rhonethal. Unmittelbar hinter der Stadt beginnt die eigentliche Simplonstraße. Schon beim Postbaute zu Brieg fängt die Steigung an, so daß der Wagen nur im langsamen Schritt sich bewegt fast fünf Stunden lang bis zu der Paßhöhe. Je mehr man dieser sich nähert, um so prächtigere Blicke bieten die zahlreichen Windungen der festgebauten Chaussee auf die immer mehr hervortretenden Alpen des Berner Oberlandes.

Von der Station Berisal aus hatte ich den Postwagen verlassen und wanderte zu Fuß, oft so weite Strecken dem Wagen voran, daß mir Zeit blieb, schnell einige Skizzen von den Alpenprofilen in meinem Taschenbuche zu entwerfen. Besonders imposant ist der Anblick zwischen dem fünften und sechsten Schutzhause. Wenn von Interlaken aus die 12,827 Fuß hohe Jungfrau Alles beherrscht, so ist von der eben erwähnten Stelle, etwa eine kleine halbe Stunde unter der Simplonpaßhöhe aus gesehen, das auf 12,951 Fuß sich erhebende Aletschhorn der Alles dominirende Riese, der der Jungfrau wie Apoll der Diana schützend zur Seite steht und sie vor des Südens ermattendem Hauche und somit allerdings auch vor dem vom Simplon her schauenden Auge deckt. Der Himmel war klar und rein, der Anblick prachtvoll, an hehrer Majestät keinem andern in der Schweiz nachstehend.

Die Paßhöhe selbst ist übrigens nicht, wie man oft annimmt, der höchste Bergesgipfel des Simplon. Sie ist vielmehr, wie die Furka, der St. Gotthardt und andere Alpenübergänge, eine sogenannte Einsattelung zwischen zwei hoch sich erhebenden Alpenriesen, dem Monte Leone im Osten und dem Fletschhorn im Westen. Während man von Brieg aus fast 4000 Fuß ununterbrochen hat steigen müssen, um die 6218 Fuß hohe Paßhöhe zu erreichen, erhebt sich der Monte Leone bis zu 10,974 Fuß, das Fletschhorn aber sogar bis auf 12,391 Fuß, so daß man also auf den Simplon einen Berg von fast gleicher Höhe setzen müßte, um den Gipfel des Aletschhorns zu erreichen.

Die chaussirten Alpenübergänge sind ein Werk unseres Jahrhunderts; die Simplonstraße ist von allen die erste, sie ist daher auch die historisch bedeutendste, wenn gleich sie in Betreff der absoluten Höhe sowohl wie in Betreff der Ueberwindung der natürlichen Hindernisse durch manche andere, wie Splügen, St. Gotthardt, Stilfser Joch u. a. übertroffen worden ist. Der Gedanke zu diesem Riesenunternehmen entsprang dem Riesengeiste des Jahrhunderts. Nachdem er damit die Bahn gebrochen und die Möglichkeit gezeigt, selbst die trotzige, unbändige Alpennatur zu bezwingen und höheren Interessen dienstbar zu machen, versuchte man nunmehr auch auf andern Punkten gleich colossale Unternehmungen. Mit dem ersten Jahre unseres Jahrhunderts wurde auf den Befehl des ersten Consuls die erste Alpenstraße begonnen, im Jahre 1806 waren die Schrecken des Simplon gebrochen, die Kanonen konnten ohne Beschwerde darüber hinfahren.

Die Straße erforderte einen Kostenaufwand von achtzehn Millionen Franken, also etwa fünf Millionen Thalern. Man zählt auf der ganzen Strecke der Straße 611 Brücken, die angelegt werden mußten, darunter einige, die zu den kühnsten Brückenbauten Europas gehören. Dazu mußte der Weg an so gefahrvollen Stellen vorüber geführt werden, zwischen Abgründen und schroffen Felswänden hindurch, daß acht große tunnelartig gewölbte, zum Theil massiv gebaute, zum Theil durch den Felsen hindurch gebauene Gallerien nöthig wurden, um Schutz vor den Lawinen und herabstürzenden Felsblöcken zu gewähren. Außer diesen Gallerien sind aber noch zwanzig Schutzhäuser an gefährlichen, dem Schneesturz besonders ausgesetzten Stellen angebracht, um eine Zuflucht zu gewähren, wenn Unwetter den Wanderer überrascht.

Jenseits der Paßhöhe, vielleicht eine Viertelstunde davon, bot mir das berühmte Hospiz eine wohlthuende

Digitized by Google

Erinnerung an meine erſte vor Jahren unternommene Wanderung über den Simplon. Damals war es der Abſchied von Italien, jetzt die Begrüßung. Es hatte den ermüdeten Fußwanderer aufgenommen und ihn leiblich erquickt. Beſonders wohlthuend war aber die reine Menſchlichkeit geweſen, die hier waltete, die kein Anſehen der Perſon, keinen Unterſchied kannte des Standes oder der Religion, die in Samaritaner, alſo ächt chriſtlicher Weiſe nur dem Menſchen helfen wollte, wo der Menſch der Hülfe bedurfte, leiblich zunächſt, doch auch Troſt ſpendend der Seele, wo ſie nach Troſt verlangte.

Das Hoſpiz bewirthet bekanntlich und beköſtigt jeden Reiſenden, ohne dafür etwas zu verlangen. Doch wird nicht leicht ein Reiſender, der nicht wirklich ſelbſt der Unterſtützung bedürftig wäre, es unterlaſſen, ſeine Dankbarkeit für dieſe ſonſt aus der Welt ziemlich verſchwundene Gaſtfreundſchaft dadurch zu erkennen zu geben, daß er in die Büchſe der Kapelle eine Gabe legt, die einer Gaſtkoſtberechnung ungefähr entſpricht. Die wirklichen Unterſtützungen aber, die ohne ſolches Entgelt gegeben werden, ſollen ſich in manchen Jahren ſchon bis auf 12,000 belaufen haben.

Zwei Stunden jenſeits des Hoſpizes erreicht man das Dorf Simpeln. Wir trafen um Mittagszeit ein. Der Tag war wunderſchön, hell und klar; wir waren faſt 2000 Fuß tiefer als die Paßhöhe; dennoch war es ſo empfindlich kalt, daß die im Gaſthofe zur Poſt bei unſerem Eintritt ſchon aufgetragene warme Suppe ſehr behaglich war. Die ganze Anlage des Dorfes, der Bau der Häuſer, der Schmuz in der Straße, ſo groß, daß man aus dem unmittelbar vor dem Gaſthauſe ſtehenden Poſtwagen nur mit Voltigirkünſten trockenen Fußes in das Haus gelangen konnte, die Beköſtigung, die Sprache der Bewohner, Alles bewies, daß wir auf der Grenze waren. Daß aber auch italieniſche Sitten und Gewohnheiten hier ſchon ihren Anfang nehmen, ſollte und dadurch ſofort bewieſen werden, daß der Kellner bei der Bezahlung ſich ſein Trinkgeld in ſehr ungenirter Weiſe ausbat.

Von Simpeln aus geht die Straße noch etwa eine halbe Stunde in gerader Richtung wie bisher nach Süden in raſcher Senkung. Die Vegetation, die auf der Paßhöhe faſt nur noch die Alpenroſe gezeigt hatte, gewinnt ſchnell wieder Leben und Fülle, die Felsmaſſen fangen wieder an trotzig neben dem Wege her ſich zu erheben, bis ſie bald ihm ganz entgegen treten und einen offenen Kampf herauf beſchwören. Iſt es doch, als hätte es hier gegolten, mit Anſpannung aller Kräfte dem Eindringen des rauhen Nordens in den weichen, üppigen Süden Italiens zu wehren. In unmittelbarer Richtung nach Süden oder nach Weſten hin iſt es unmöglich, den Weg fortzuſetzen, ſo gilt es nun, nach Oſten zu durchzubrechen. Der Kampf iſt eröffnet, der Sieg muß erfochten werden. Italien ſtemmt ſich entgegen und wehrt ſich lange gegen die germaniſchen Völker; ſie werfen aber dennoch zulezt jeden Widerſtand nieder und brechen durch. Und wie kurz vor dem Triumphe die Kraft der Kämpfenden auf das Höchſte geſpannt wird, der Angriff ſein höchſtes Feuer gewinnt, der Widerſtand Alles zuſammenfaßt, was ihm an Stärke noch geblieben iſt, ſo concentrirt ſich auch hier faſt an der Grenze zwiſchen der markigen, ernſten, eiſigen Alpenwelt und dem lieblichen Heſperien aller Gegenſatz zu einem gewaltſamen Kampfe.

Der Weg kann nicht weiter an einer Felswand entlang geführt werden, eine gewaltige Felsmaſſe lagert ſich davor und ruft jeder friedlichen Weiterführung der Straße ein gebieteriſches Halt zu. Soll darum der ganze Plan aufgegeben werden, ſoll das großartige Werk, deſſen Idee die Welt ſchon in Staunen geſezt hat, als ein unvollendetes Bruchſtück derſelben den erſten Beweis geben, daß der bis dahin von Menſchen Unbeſiegte doch beſiegbar iſt, von roher Natur beſiegt? Der erſte Conſul, nun Kaiſer, gibt ſo leichten Kaufs ſeine großen Ziele nicht auf, Kampf iſt ja ſein Lebenselement, Widerſtand will er ja finden; ohne ſtarken Widerſtand könnte ja die Fülle ſeiner Kraft nicht zur vollen Geltung kommen. Der Widerſtand muß gebrochen, der Fels muß durchbrochen werden. Ein Tunnel von 216 Fuß Länge wird durch das harte Geſtein getrieben. Das iſt die Gallerie von Algabi.

Aber da, wo die Pforte ſich wieder öffnet, beginnt erſt das eigentlich großartige Schauſpiel. Eine Schlucht öffnet ſich, die Schlucht von Gondo, eine der wildeſten Naturſcenen, die die Alpen bieten. Die via mala bei Thuſis wird oft genannt als der Inbegriff des Grauſigen und Schaurigen der Alpennatur. Auf dem nördlichen Abhange gelegen, iſt ſie leichter zu erreichen und wird auf Spaziergängen beſucht. Nicht ſo mit der Schlucht von Gondo. Von keinem größeren Orte aus kann ſie mit Bequemlichkeit auf einer Spazierfahrt erreicht werden, man muß dahin reiſen, und dieſe Reiſe iſt nie eine leichte und bequeme, für den Fußwanderer iſt ſie eine mühevolle. Das mag es erklären, daß die Schlucht von Gondo nicht ſo oft genannt wird als die via mala. An wildem, ſchauerlichem Charakter iſt dieſe aber noch gewaltiger als jene. Zu beiden Seiten des Weges heben ſich ſteil die dunkeln Felſenmaſſen empor und erheben ſich faſt ſenkrecht drängſtigend zu ſchwindelnder Höhe. Der Bergſtrom, die Diveria, ſtürmt und ſchäumt in der Tiefe hinab und tost und brauſt in wilder Wuth dahin über ſchroffe Zinken und Klippen, für Auge und Ohr ein wunderbares Werk der Natur, ein Kampf der Giganten unter wilder donnernder Schlachtmuſik.

Aber plözlich ſchließt ſich wieder die Schlucht; die Felswände erheben ſich zu beiden Seiten immer drohender und furchtbarer, bis ſie ſich zu einer undurchdringlichen Mauer vereinigen. Soll hier der Muth ſinken, die ſtarke Hand erlahmen, die bis hierher den Weg durch die feindliche Natur gebahnt hat? Es wird von Neuem hineingeſprengt in den Felſen, aber der Felſen ſcheint unbeſiegbar, denn längſt hatte man die ganze Länge der Gallerie von Algabi hineingebohrt, man hatte dreimal ſo lang die Höhlung fortgeführt und noch war der Fels nicht durchbrochen. Faſt 700 Fuß lang mußte man das harte Geſtein durchſprengen. Das iſt die Gallerie von Gondo.

Digitized by Google

Zweimal gelang es, nach der Seite hin große Fenster durchzubrechen, die Luft und Licht eindringen lassen in diesen düstern, furchtbaren Gang. In dem einen dieser Fenster sind die Worte eingemeißelt, die uns die Zeit des Baues und den Urheber der Idee verkünden: Aere Italo MDCCCV Nap. Imp.

Hart an dem Ausgange des Durchbruchs hat sich ein neuer mächtiger Bergstrom, der Alpienbach oder Frisinone, in wildem tosenden Herabsturz Bahn gebrochen, um von hier aus ebenso schäumend und brausend in den grausigen Abgrund zu stürzen, ein grandioser Wasserfall, der mit seinen weiß aufschäumenden Fluthen um so lebendiger wirkt, als er gegen das schwarze Schiefergestein der himmelanstrebenden Felswände contrastirt. Auch hier noch erheben sich diese Riesenfelsen fast senkrecht bis zu einer Höhe von etwa 2000 Fuß, zum Theil sogar so überhängend, daß noch jenseits der Gallerie der Weg unter dem Gestein so hat weggeführt werden müssen, daß dasselbe nischenartig ausgehauen über der Straße weghängt.

Nun ist aber auch der Kampf beendet mit dem harten, spröden Element: der Weg ist gebahnt, die Straße senkt sich schnell bergab, die Grenze wird in Minuten erreicht. Die Natur ändert sich wie mit einem Zauberschlage, die Vegetation wird eine südländische, das nordische Nadelholz weicht der ächten Kastanie, die Luft ist eine weiche, warme: wir sind in Italien.

(Schluß folgt.)

Berlin, August.

Verlorene Illusionen. — Der Berliner Rolph Krake. — Nr. 12 der Schlesischen Straße. — Moralische Miasmen. — Jerusalem und Preußen. — Englischer Weiberverkauf.

Gott sey Dank, die bösen Gewitterwolken haben sich verzogen, und der Frieden mit Dänemark fällt nicht zusammen mit Bürgerkrieg in Deutschland. Für den Augenblick ist der Schlag abgewendet; und „für den Augenblick" heißt hier hoffentlich für immer. Denn so mächtig ist doch wohl die öffentliche Meinung in unserem Vaterland geworden, daß sie, einmal auf ihrer Hut, einen solchen Schlag verhüten kann. Aber wir wollen nicht zu zuversichtlich seyn. — Die Gefahr, der wir mit knapper Noth entgangen sind, lastet noch auf den Gemüthern, und die „Befreiung" der Elbherzogthümer hat daher auch in Berlin nicht den Jubel hervorgebracht, der unter andern Umständen sicher nicht ausgeblieben wäre. Auch nicht Ein Haus wurde bei Ankunft der „frohen Botschaft" illuminirt, obgleich man hier sonst mit derartigen Kundgebungen gar rasch bei der Hand zu seyn pflegt. Vom deutschen Volk kann man nicht sagen, daß es nichts gelernt und nichts vergessen habe. Es hat Illusionen verloren. Und an sich ist das ein Gewinn, die bittere Frucht des Unglücks. Wie der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen, so ist der Weg zum Nichterfolg mit Illusionen gepflastert. Wäre nur die Schule, in der wir unsere Illusionen abstreifen, keine so harte!

Die Düppeler Siegestrophäen, die bisher vor dem Schloß aufgestellt waren, sind dieser Tage in das Zeughaus geschafft worden, und die übrigen, einstweilen noch im Lustgarten prangenden Trophäen werden in kurzem dem gleichen Schicksal verfallen. Aber die Berliner haben dafür gesorgt, daß es auch nach deren Entfernung nicht an einem öffentlichen und greifbaren Andenken an den Dänenkrieg fehlt; sie haben sich einen „Rolph Krake" angeschafft, nicht ein eisernes Panzerschiff, wie das furchtbar aussehende und im Grund doch ziemlich harmlose dänische Vorbild, sondern — die Feder sträubt sich es niederzuschreiben — sondern einen Ochsenwagen. Ja, einen Ochsenwagen. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur Ein Schritt, und die Berliner verstehen sich ganz besonders gut auf diesen Schritt, viel besser als auf den „Fortschritt." Mit unserem „Rolph Krake" verhält es sich so. Ungefähr um die Zeit, wo die Nachricht von der Wegnahme der Insel Alsen eintraf, kam an den hiesigen Bahnhöfen ein neues Fuhrwerk zum Transport solcher Stücke in Gebrauch, von denen vorauszusehen war, daß sie sich nicht gutwillig auf die Schlachtbank führen lassen würden. Durch seine ungeheure Größe fiel es unsern Bummlern sofort auf, und da es nebenbei auch außerordentlich häßlich und plump ist, und sich nur schneckenhaft langsam vom Fleck bewegen kann, so fanden sie sich lebhaft an das dänische Seeungethüm erinnert, und tauften das Berliner Landungethüm: „Rolph Krake." Der tragikomische Name ist nun unverlöschlich eingegraben in den Volksgeist, und wenn unsere Enkel und Urenkel in späten Jahrhunderten den Ochsenwagen, oder dessen Nachfolger durch die Straßen rasseln hören, werden sie ihrer heldenmüthigen Väter gedenken, denen das dänische Seeungethüm, statt Grauen, bloß einen schlechten Witz einflößte. Doch Scherz bei Seite. Ein historisches Monument ist der Ochsenwagen „Rolph Krake" immerhin, und wäre es nur, weil er den Beweis liefert,

Digitized by Google

daß die Berliner, trotz alles officiösen und officiellen Aufpuffens, den militäriſchen Theil (ich unterſtreiche das Wort militäriſch), daß ſie den militäriſchen Theil des Dänenkriegs nicht ſehr ernſt genommen haben. Und das ſpricht meiner Anſicht nach für die Berliner.

Anfangs der verfloſſenen Woche enthielten die meiſten unſerer Zeitungen folgende Notiz: „In der Schleſiſchen Straße ſind während der letzten vierzehn Tage in Einem Haus, in Nr. 12, etliche zwanzig Perſonen am Typhus erkrankt. Die Straße iſt nicht gepflaſtert, und gerade vor dem Haus, wo der Typhus wüthet, befindet ſich ein mit faulenden Pflanzen- und Thierſtoffen angefüllter Sumpf, in dem man die Krankheitsquelle erkennen will. Nach Andern wäre die Krankheit in der Wäſche eingeführt worden.“ So ſchrieb der Penny-a-liner. Ob „die Wäſche“ oder der Sumpf verantwortlich, läuft ſo ziemlich auf Eins und daſſelbe hinaus; denn auch angenommen, der Typhus habe in der Wäſche geſteckt, ſo hätte er in dem Unglückshaus nicht ſolche Verwüſtungen anrichten können, wenn ihm die Miasmen des peſthauchenden Sumpfs nicht zuvorkommend den Weg gebahnt hätten. Ich ſchrieb neulich einmal, es gebe in unſerer glänzenden Haupt- und Reſidenzſtadt noch Straßen, die ungepflaſtert und mit Koth und Sumpfen bedeckt ſeyen. Ich wette, der Leſer glaubte es nicht, oder dachte wenigſtens, ich habe übertrieben. Da haben wir nun ein Beiſpiel. Und leider iſt es nicht das ſchlimmſte, inſofern ſich in dieſem Fall etwas zur Entſchuldigung ſagen läßt. Die Schleſiſche Straße iſt nämlich das Opfer eines ſogenannten „Competenzconflikts.“ Stadt und Fiskus ſtreiten mit einander, wer ſie zu pflaſtern, zu beleuchten, in civiliſirten Zuſtand zu ſetzen hat. Die Stadt iſt hartnäckig und der Fiskus iſt hartnäckig. Man weiß, mit welchem Fanatismus der Preuße auf ſeinem „Recht“ beſteht, wenn es ſich bloß um's Proceſſiren handelt: wenn es mehr gilt, dann freilich nicht immer. Genug, Stadt und Fiskus beſtehen auf „ihrem Recht.“ Die Stadt hat jährlich eine halbe Million Thaler Ueberſchuß, und auch dem Fiskus fehlt es nicht an Geld, trotz des bekannten „budgetloſen Zuſtands.“ Man ſollte nun denken, die ſtreitenden Parteien hätten auf die natürliche Idee verfallen müſſen, die nöthigen Arbeiten gemeinſchaftlich vornehmen zu laſſen, und die Koſten einſtweilen gemeinſchaftlich auszulegen, bis der Proceß entſchieden iſt. Doch weit gefehlt. Der Vorſchlag wurde gemacht, aber von der Stadt und dem Fiskus mit gleicher Entrüſtung zurückgewieſen; und während ſo der „fette Proceß“ luſtig vorangeht, füllen ſich die Häuſer immer mehr mit Menſchen, füllt ſich die Straße immer mehr mit Schmutz und — in „Numero Zwölf“ liegen jetzt „etliche zwanzig“ Perſonen am Typhus darnieder, oder lagen darnieder, denn ein Theil iſt mittlerweile geſtorben — freilich in die Lücken werden wohl wieder friſche Kranke, als Todesrekruten eingetreten ſeyn. — Aber, wie ſchon angedeutet, die Schleſiſche Straße iſt nicht das ſchlimmſte Beiſpiel, weil eben der „Competenzconflikt“ wenigſtens den Schatten eines Rechtfertigungsgrunds darbietet. Wir haben Dutzende von neuen Straßen, die ähnlich verwahrloſt ſind, ohne daß dieſer Schatten der Rechtfertigung vorhanden wäre.

Doch zurück zu „Numero Zwölf.“ Kaum hatte der Penny-a-liner die Alarmtrommel gerührt, ſo raffien die Behörden ſich aus ihrer Unthätigkeit auf und ordneten eine „ärztliche Unterſuchung“ an. Das Reſultat iſt: Der Penny-a-liner hat nicht zu ſchwarz geſehen. Im Gegentheil, es iſt noch ſchlimmer, als er den Sachverhalt dargeſtellt hatte. Das ganze Haus iſt ein Fieberneſt, oder, wie der mediciniſche Ausdruck lautet, „ein beſchränkter Fieberherd.“ Daß die Sumpfmiasmen „die nächſte Urſache dieſer lokalen, man möchte ſagen häuslichen Epidemie“ ſind, wollen die Herrn Aerzte nicht „direkt behaupten,“ ſie ſtellen es jedoch auch nicht in Abrede. Engliſche Aerzte, die vielleicht nicht ganz ſo gelehrt ſind, wie die deutſchen, aber ſich jedenfalls beſſer auf das Verhüten der Krankheiten verſtehen, hätten ihren Bericht nicht ſo verclauſulirt. Wie zu erwarten war, flüchtet die Trägheit der Behörden ſich nun hinter die Zweifel der Aerzte; die Straße bleibt mit vornehmer Verachtung auf die Angelegenheit herab — nur Ein politiſches Blatt die „Reform“ hat ſie eines Leitartikels werth gehalten — die Sümpfe in der Schleſiſchen Straße und in andern Straßen hauchen nach wie vor Tod und Verderben aus, und „Numero Zwölf“ wird allem Vermuthen nach erſt dann aufhören, „ein beſchränkter Fieberherd“ zu ſeyn, wenn der unbeſchränkt herrſchende Typhus ſämmtliche Einwohner weggerafft hat.

Vor ungefähr zehn Jahren ereignete ſich hier beiläufig etwas Aehnliches. In der faſhionablen Karlsſtraße kam plötzlich das merkwürdige Phänomen vor, daß der Hofbrunnen eines neuen eleganten Hauſes nicht bloß Waſſer, ſondern auch Feuer ſpendete. Die Entdeckung wurde zufällig gemacht. Ein Kind hielt ein brennendes Schwefelholz an den Waſſerſtrahl, und ſiehe da, derſelbe entzündete ſich — eine bläuliche Flamme züngelte rings um. Man zerbrach ſich den Kopf über das „Wunder.“ Neugierige ſtrömten herbei. Die einen dachten, die Gasröhre müſſe ſchadhaft geworden ſeyn, andere riethen auf einen großen Zerſetzungsproceß, der in dem Infuſorienlager, das ſich unter der Karlsſtraße befinden ſoll, vor ſich gehe. Eine Zeitung meinte, woher auch die Gaſe rühren möchten, es ſey im Intereſſe der Hausbewohner nöthig, den Ausſtrömungen ein Ziel zu ſetzen. Der Rath wurde vernehmlichſt. Ein paar Tage darauf brach die Cholera in dem Hauſe aus und wüthete furchtbar. Faſt alle Bewohner erlagen der Seuche, darunter das frühere Mitglied des Frankfurter Parlaments, Major Reichert, nebſt ſeiner ganzen Familie. Das Publikum klagte die Behörden an, die ihre Pflicht verſäumt hätten; die Zeitungen hüllten die Anklage in möglichſt milde Worte — aber es war damals die Zeit Hindelbos; die Behörden duldeten keine „Kritik.“ Ein Polizeimachtſpruch zwang die Preſſe zum Schweigen, und als ſchon Gras über den Todten gewachſen war, erfuhr man, daß die Gasröhren allerdings beſchädigt geweſen

Digitized by Google

waren, und daß die nachträgliche ärztliche Unterſuchung allerdings in dieſer Beſchädigung die Quelle des Unheils erkannt habe.

Es iſt eine alte Geſchichte.
Doch bleibt ſie ewig neu.

Doch zu einem andern Thema, das aber mit dem eben behandelten innig zuſammenhängt. Es gibt zweierlei Miasmen, außer den phyſiſchen auch moraliſche. Wie jene den Körper vergiften, ſo dieſe die Seele. Und an beiden Gattungen haben wir hier einen Ueberfluß. Die moraliſchen Miasmen ſteigen beſonders üppig aus mehreren unſerer ſogenannten „Volkstheater“ auf, die ihrem Publikum nichts auftiſchen, als ein widerliches Gebräu von Zoten, Zweideutigkeiten und politiſchen Anſpielungen. In Bezug auf die letzteren übt die Theatercenſur eine ſtrenge Wachſamkeit aus; ſie ſorgt dafür, daß ihnen die Spitze hübſch umgebogen wird. Allein den Zoten und Zweideutigkeiten gegenüber beweiſt die Polizei eine ebenſo große Toleranz, wie gegen die Sumpfe auf unſern Straßen. Im „Gallenbach'ſchen Theater“ wird jetzt zum Exempel ſeit Wochen eine Farce aufgeführt, betitelt „die Buchſenbürger.“ Es ſoll eine Satire auf die „Mecklenburgiſchen Zuſtände“ ſeyn, iſt aber in Wirklichkeit nur eine Satire auf die Sittlichkeit und den Anſtand. Das Stück iſt ſo ſchmutzig, daß ſich die Schauſpieler des Bremer Stadttheaters geweigert haben, darin aufzutreten. Hier in der Hauptſtadt des Civiliſationsſtaats wird es allabendlich aufgeführt — ſtets in Gegenwart eines Polizeibeamten, der als Wächter der öffentlichen Moral beizuwohnen hat. Und da ſage man noch, die preußiſche Polizei ſey nicht „liberal,“ es werde in Preußen „zu viel regiert.“

Die „Oſtpreußiſche Zeitung“ erzählt eine komiſche Geſchichte. Bei Königsberg wohnt ein Gutsbeſitzer X., der ſeinem „Hof“ den allerdings nicht gewöhnlichen Namen Jeruſalem beigelegt hat. Dieſer Tage erhielt Herr X. einen an ihn adreſſirten, mit Briefmarken und Poſtſtempeln aus aller Herren Ländern bedeckten Brief, der zwei volle Jahre gebraucht hatte, um einen Weg von ſechs Stunden zu vollenden. Der Schreiber hatte nämlich einfach adreſſirt: Herrn Gutsbeſitzer X. in Jeruſalem; der Poſtbeamte, dem der Brief übergeben wurde, kannte nur Ein Jeruſalem, und das war, wie er in der Religionsſtunde gelernt hatte, in Paläſtina. Ergo wurde der Brief nach dem Heiligen Land geſchickt, wo man ihn gemüthlich in eine Ecke warf, bis ſich nach Verlauf von anderthalb Jahren ein beſonders aufgewecktes Individuum in der Jeruſalemer Poſt vorfand, das ihn öffnete und zurückſandte, aber, da es in der Geographie nicht wohl bewandert war, über Conſtantinopel. Dort entſtand wieder ein Aufenthalt; kurz es dauerte zwei ganze Jahre, ehe der Brief in die Hände des erſtaunten Gutsbeſitzers X. gelangte, der übrigens über die Sache lachen konnte, weil ihm aus dem eigenthümlichen Kreuzzug kein Schaden erwachſen war.

In deutſchen Blättern leſe ich, als Beleg „engliſcher Rohheit,“ am 21. Juli dieſes Jahres habe ein Irländer in Armagh (Irland) auf offenem Markt ſeine Frau für 1 Pfund Sterling verkauft. Sie habe „der Sitte gemäß“ einen Strick um den Hals gebabt u. ſ. w. Im Intereſſe des Skandal liebenden und gegenwärtig über John Bull ſehr erbosten Publikums bedaure ich, aus „beſter Quelle“ verſichern zu müſſen, daß das hübſche Geſchichtchen bloß den Einen Fehler hat, nicht wahr zu ſeyn. Es beruht auf einem Mißverſtändniß. Von einem Trunkenbold, deſſen Frau mit einem andern Mann zuſammenlebte, verbreitete ſich in Armagh neulich das Gerücht, er habe ſie dieſem für 1 Pfund Sterling förmlich „abgetreten;“ darob große Aufregung im Städtchen, und ſchließlich Lynchjuſtiz gegen den „Weiberverkäufer,“ der von dem Volk faſt in Stücke wäre geriſſen worden. Das Gerücht hat ſich beſtätigt, und dem Burſchen iſt alſo nicht ganz Unrecht geſchehen. Der Titel des betreffenden engliſchen Zeitungsparagraphen: Sale of a wife by her husband — eine Frau von ihrem Mann verkauft — hat ohne Zweifel die deutſchen Correſpondenten irre geleitet. Man ſieht, es war ein bürgerliches, wenn auch etwas unregelmäßiges „Geſchäft,“ nicht eine jener fabelhaften Weiberauktionen, die nach den franzöſiſchen Journaliſten im „barbariſchen“ und „perfiden Albion“ an der Tagesordnung ſeyn ſollen, von denen man aber in Paris mehr weiß, als in England.

Digitized by Google

Aus Spanien, August.

(Fortſetzung.)

Das neue Spanien. — Von Paris nach Madrid.

Aurora, nach kurzer Hochſommernacht, faſt wie das von geſtern ſtehen gebliebene Abendroth, beleuchtete uns Vordeaux, das gleich einer Fata Morgana vor uns aufſtieg, ſeine Garonne mit ihren Segelſchiffen auf dem lichtblauen Waſſer, welches wie ein anderer Himmel ausſah, die weißen Häuſermaſſen, die ſchöne rebenbewachſene Höhe mit ragenden Pinienwipfeln. Das alles, nur ſo im Fluge erblickt, däuchte mir etwa einem Fragment von Conſtantinopel nicht unähnlich. Die beinahe ſaracenisch bunte Holzbrücke, auf welcher man über den reichen Strom fährt, konnte den Eindruck nur vervollſtändigen. Hinter der prächtigen Hauptſtadt der Gironde beginnen nur zu bald die ausgedehnten Heiden, die Landes, welche aber auch ihre Eigenthümlichkeit haben. Wir trafen dieſelben geſchmückt, nein, bedeckt, mit einem Teppiche blühender Heiden, ganz purpurn. Ich habe noch nie dergleichen geſehen; die amaranthfarbenen Auen, unter dem zartblauen Himmel hingebreitet, hatten etwas Feenhaftes. Es iſt ein wirklich großer Gedanke des gegenwärtigen Kaiſers, dieſe Steppen urbar zu machen, und bereits iſt viel dafür geſchehen. Uebrall hat man junge Waldungen angepflanzt, da und dort Meiereien gebaut, deren neue Ziegeldächer uns von allen Seiten entgegen lachen, die niedlichſten „chälets," Schweizerhütten, als Eiſenbahnſtationen errichtet. Wie ſollte es das deutſche Herz nicht berühren, eine derſelben, und zwar eine beſonders ſtattliche, „Solferino" genannt zu ſehen? Bei Montrenr ſteht ſogar ein kleines Palais, vermuthlich für Behörden. Aus allem erkennt man wohl, daß der Herrſcher die Landes unter ſeine beſondere Obhut genommen hat.

Unterdeſſen hatten wir noch mehr Geſellſchaft bekommen, ein wackeres älteres Ehepaar aus Tarbes, und ein jüngeres aus Madrid, das nebſt Freundin den Vergnügungsflug unternahm und zur See, über Bilbao, wieder zurückkehren wollte; der Mann war Silberarbeiter. Die erſten Spanier! Um es nur zu geſtehen, ich fühlte mich etwas deprimirt. Es ſchwebte um ſie eine unzweifelhafte Atmoſphäre von Knoblauch und ihr Anzug ſchien mehr als nachläſſig, vermuthlich weil ſie, als ächte Kinder der Sonne, reiſten wie ſie gingen und ſtanden, ohne alles andere Gepäck als Wurſt, Wein und Brod, wovon auch mir angeboten wurde mit der üblichen Form: „Le guste á Vmd?" Die Freundin der Frau mußte entſchieden moriſcher Abſtammung ſeyn, nach ihren Zügen zu urtheilen. Sie nickte und lächelte mir hinter ihrem Fächer gnädig zu, wie eine Königin, oder beſſer, wie der Zwerg einer Königin, denn es war ganz der Typus jener berühmten Hofzwerge des Velasquez, die ich ſpäter im Muſeum des Prado kennen lernen ſollte. Die Nation gilt überhaupt dafür, was ich auch erſt nachträglich erfuhr, daß ſie ſich aus leicht verſtändlichen Urſachen in der Fremde zuvorkommender erweiſt als daheim. Somit fand ich keinen Erſatz für den eben erfolgten Abſchied von Monſieur und Madame Pigeon. Statt ihrer ſteigen zwei Prieſter in ihren ſchwarzen Soutanen ein zu den fächernden Spaniern. Jetzt ſind wir ja ganz en famille. Zum Ueberfluſſe dampft noch eine Lokomotive an uns vorbei, welche den Namen: „le pape Clement" trägt. Sogar auf den Schienen bemerkt man Staub in dieſer Lüneburger Heide Frankreichs. Das Vibriren der arbeitenden telegraphiſchen Drähte bewirkt ein Geräuſch, dem von Vogelſchwärmen ähnlich. Zum erſtenmal ſah ich hier Frauen Wächterſtelle vertreten. Mit ſoldatiſchem Anſtand, wirklich heroenhaft, faſt bis zum Theatraliſchen, wozu der Franzoſe ohnehin neigt, ſtehen ſie da auf ihrem Poſten, dieſe Amazonen der Eiſenbahn, in vollſter Disciplin, regungslos, ohne mit der Wimper zu zucken, ſo daß ich ſie Anfangs für Holzfiguren hielt und mich allen Ernſtes fragte, ob man ſich wohl gar durch eine neue Erfindung jetzt für ſolche Funktion der Automaten bediene. Wenn wir auch an den Kaſſen, z. B. in Straßburg, Frauen beſchäftigt finden, ſo können wir es als ein Abſtreifen von Vorurtheil begrüßen, womit Frankreich uns voran geht, wenn es ſich beſtrebt, den Spielraum weiblicher Arbeitskräfte verhältnißmäßig zu erweitern.

Zwiſchen Nadelwaldungen und Maisfeldern jagt man vorüber an ärmlichen Hütten, bei denen regelmäßig auf den Hecken Wäſche zum Trocknen lag. Mehr und mehr erhebt ſich die Kiefer zu ſtolzen Hainen, und weit nun hinter dieſen Wäldern der Adour, dem ſich die vom Paſſe von Roncesvalles herabfließende Nive vereinigt, ausblitzte bis in das Meer hinaus, da wurde einem das Herz groß. Da iſt einmal wieder alles beiſammen, Meer, Segel und Alpen; denn in der Ferne ragen duftig die Pyrenäen, propheteuhafte Geſtalten. So macht denn Bayonne einen großartigen und doch auch wieder traulichen Eindruck, weil alles hier klein bei einander iſt, wenn man die außerhalb der Wälle gelegene Vorſtadt St. Esprit abrechnet, und weil die Menſchen, dieſe Basken, bald finſter, bald auch freundlich treuherzig, ein ganz intereſſantes Völkchen ſind, bei dem man ſich wohl heimiſch finden könnte, wenn das Getreide der den See- und ſonſtigen Pyrenäenbädern

Digitized by Google

zujagenden Fremden nicht wäre. Eigentlich iſt Bayonne ſchon eine ſpaniſche Stadt, mehr ſpaniſch als franzöſiſch. Man ſieht Frauen mit ernſten edeln Geſichtern und wunderſchönen ſchwarzen Augen.

Auch mich drängte es an die Küſte, und bald nach der gegen Mittag erfolgten Ankunft in Bayonne ſaß ich in einem der zierlichen, nicht mit Unrecht „les favorites“ genannten Omnibuſſe, welche von früh bis ſpät alle zehn Minuten, gegen Erlegung eines halben Franken, nach dem vielbeſprochenen Biarritz fahren. Vorbei an dem alten Caſtell, deſſen Feſtungswerke noch von Vauban herrühren, und an der herrlichen Cathedrale aus dem dreizehnten Jahrhundert, deren Strebepfeiler, faſt wie Schwingen ſich entfaltend, an den Weihdom auf dem Hradſchin erinnern; die wirklich prächtige Chauſſée entlang, ein Ideal von Chauſſée, wie im Frenreich, der man es wohl anmerkt, daß Kaiſer und Kaiſerin darauf kutſchiren. Und welch eine Umgebung! Hier die geiſterhaften Berge, dort das blaue, ſilberſchäumende Meer, der weiße Molo, Villa Eugenie, deren Stufen, wie das Schloß einer Meerfee, die See küßt; endlich Biarritz ſelbſt, phantaſtiſch, Spanien und Paris, Volk und Faſhion, abgeſchmackt und göttlich, ein großer Jahrmarkt. In den wunderlichſten Verkleidungen ſtolziren ſie auch außer dem Bade umher, und ich begriff jetzt erſt, warum in den eleganteſten Quartieren von Paris ſo häufig vor den Magazinen ſich angeſchrieben findet: „Costumes pour les bains de mer.“ Ein förmlicher Maskenball auf oder vielmehr unter den Wellen. Wie ſie ſich da am Arme hineingerren, hineinſchleppen, und das Meer über ſich ſpielen laſſen, dieſe Menſchen, dieſer Geſellſchaftsdöbel aller Länder! Der Waſſercorſo erſtreckt ſich bis an die Villa der Kaiſerin, daß ſie heraustreten kann über die Stufen und ſelbſt theilnehmen. So ſehr ſie das Meer verderben konnten, haben ſie es gethan. Und wie herrlich iſt dieſes Meer! Der gewaltige Wellenſchlag der Nordſee, und dann doch wieder das Charakteriſtiſche der Pyrenäen, das Südliche. Einen beſonders ſchönen Ueberblick genießt man von dem Punkte, den ſie Atalaya * nennen im Patois des Landes. Von hier ſah man auf der Vogelperſpektive auf den gerade in vollem Flor befindlichen Rummenſchanz der Saiſongäſte im neuen Hafen herab, zwiſchen vier und fünf Uhr Abends, eine für die Seebäder beliebte Stunde. Am „vieux port,“ zu dem ich mich durch bügelige Gaſſen wandte, wird der Unſinn noch im Kleinen und gleichſam ſchüchtern getrieben; doch mangeln auch hier nicht draſtiſche Gruppen, wenn man ſich die Mühe nehmen will, dicht bis an den Strand hinunter zu ſteigen. „Quel monstre!“ ſchreit die Pariſerin mit Pathos, entſetzt über eine Krabbe oder ein anderes Seethier, das zappelnd auf der Erde liegt, von der Fluth zurückgelaſſen. Empfehlenswerth iſt das „Hôtel du vieux port,“ oder populärer, der Traiteur „Joſeph,“ wo man viel wohlfeiler und gemüthlicher ſpeiſt, als in den Reſtaurationen und Gaſthöfen des modiſchen Stadttheils. Wir treffen ſchon ein üdliches Leben vor den Häuſern und in deren Gärtchen. Später hat mich, freilich beinahe in ſchon ganz außereuropäiſchem Gegenſatze, Gibraltar durch die buntgemiſchte Bevölkerung ſeiner ſteilen Felſenſtraßen an die des Pyrenäenbads erinnert, mit ihrer ebenfalls aus allen Weltgegenden zuſammengewürfelten Staffage. Hier ſieht zu Löwen und Löwinnen aus St. Petersburg, England, Frankreich, neben den maleriſchen Geſtalten der Basken. Zwiſchen den eleganten Equipagen von Paris und London ſpringen Ziegen umher und werden große ſchwarze Ziegen gemolken. Unter den eingewanderten Magazinen macht ſich der „Bazar turc“ geltend und „100,001 Paletots.“ Nun feucht auch noch ein orientaliſch gekleideter Schnellläufer durch das Gedränge. Am Brunnen ſchöpfen die Mägde Waſſer in Krügen von ſchier antiker Form.

Nach der Rückfahrt eilte ich noch im Halbdunkel zu der Cathedrale von Bayonne. Die alte franzöſiſche Höflichkeit, welche man heutzutage in der Hauptſtadt des Kaiſerreichs vermißt, erkannte ich darin, daß eine Dame mir die Pforte öffnete, mich vorher eintreten zu laſſen in die weiten Hallen, wo viele Andächtige knieten zu nächtlichem Gottesdienſte. Das edle Denkmal machte bei dem zitternden Scheine der Ampeln und Lichter einen tiefen Eindruck. Ich wollte es aber auch noch im Glanze der Morgenſonne bewundern, der die alten Fenſtergemälde vergoldete. Im Innern, welche Fülle von Spitzbogen, Roſetten, jeder Bogen wieder anders! Von außen überblickt man die Architektur am beſten auf der Seite der einzig ſchönen Kreuzgänge. Leider reſtaurirt man gegenwärtig an ihnen. Napoleon, fürchte ich, iſt darüber gekommen. Auf den Stufen des Doms ſaßen rechts und links zwei Parzen des Gebirgs mit ihrem Rocken und ſpannen, und zu ihren Füßen ringsum auf dem Markte gruppirte ſich das originelle Volk zwiſchen den Erzeugniſſen des Landes. Beſonders fielen die fetten Hühner auf, unter den Früchten die zu Brühen ſo beliebten „Tomates,“ welche wir Liebesäpfel nennen. Mit einem Umwege durch die ſtattlichen Hauptſtraßen und über den Platz Grammont erreichte ich mein treffliches „Hôtel du commerce,“ wo die Bonne mir ſchon in der Frühe ſchäumende Ziegenmilch gebracht, und wo ich wie auf einem Präſentirteller alles beiſammen hatte, Biarritz-Omnibus, ſpaniſche Diligencias, alles, was das Herz wünſcht.

* Atalaya, ein mauriſches Wort, heißt in Andaluſien ein Wachtthürmchen, ein Minaret an Moſcheen.

(Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cottaſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 37. **9. September 1864.**

Yet are thy skies as blue, thy crags as wild;
Sweet are thy groves, and verdant are thy fields,
Thine olive ripe as when Minerva smiled,
And still his honied wealth Hymettus yields,
Apollo still thy long, long summer gilds,
Still in his beam Mendeli's marbles glare;
Art, Glory, Freedom fled, but Nature still is fair.

Byron.

Ein Blick in das heutige Athen. *

Es bedarf keines so besondern Ereignisses, wie vor Kurzem die Thronbesteigung des jungen Königs Georgios war, um unsere hervorragende Theilnahme immer neu und wieder jener winzigen Halbinsel zuzuwenden, welche das Balkansystem als äußerstes Glied in das ägäische Meer hinein dem Orient entgegenschiebt, dem Königreiche Griechenland. War doch diese Halbinsel, ein Ländchen wenig größer, als die preußische Rheinprovinz, der Schauplatz der Geschichte eines Volkes, welches wir mit mehr Recht noch, als das römische, das classische nennen, dessen Bildung eine Schule, ja ein immanenter Theil aller modernen, zumal unserer deutschen geworden ist, und in welche hinabzusteigen eben deßhalb allen denen unerläßlich bleibt, welche auf der Höhe der modernen und ganz besonders unserer deutschen Bildung stehen wollen.

Aber es ist nicht allein ein Schauplatz, welcher durch großartige Erinnerungen nach rückwärts weist in eine gewaltige Vergangenheit, sondern welcher eben so sehr durch seine Aussichten nach vorwärts weist in eine bedeutsame Zukunft, und weil diese wiederum schon jetzt in unsern Tagen sich vorbereitet, so sehen wir auf ihn hin nicht allein mit den Blicken eines antiquarischen Interesses, auch nicht allein mit den Blicken einer neugierigen Erwartung, sondern mit den Blicken derjenigen lebendigen Theilnahme, welche das warme Mitleben mit der Gegenwart, der lebendige Antheil an ihren Aufgaben und ihrer Arbeit, das Mitfühlen ihres Pulsschlages in uns erzeugt.

Es ist, als ob die Geschichte, nachdem ihre Strömung auf ihrem großen Zuge von Osten nach Westen an den Gestaden Amerikas sich gebrochen, ihre Bahn von Neuem durchmesse in rückläufiger Bewegung. Die nordische Kraft des Germanenthums verjüngt die stagnirende Bildung der südlichen Halbinseln, und das gesammte Europa schickt sich an, der asiatischen Mutter und dem Orient überhaupt in reicherem Maße wieder zu erstatten, was es ihnen verdankt. Die Cultur will die alte Heimath, den Orient wiedererobern. Was die Züge Alexanders für das Alterthum, was die Kreuzzüge für das Mittelalter, was die Eroberung Amerikas für die Neuzeit, das ist für die neueste Geschichte und die Gegenwart der Zug der Völker nach dem Orient. Von allen Seiten her beginnt die geistige Macht des Occidents den asiatischen Riesen einzuschließen. Die Bewegungen an der Westküste Amerikas, der rührige

* Nach einem im Jahr 1863 gehaltenen Vortrag.

Digitized by Google

Eifer, sich in den Besitz der großen Inselbrücke hinüber nach dem andern Riesencontinent zu setzen, das Vordringen der Russen dort vom Norden und Osten her, die Erschließung Japans, die Revolution in China, der jüngste Krieg in Indien, die Krisis in Persien, der Krimfeldzug, die Reformen in der Türkei, der Suezkanal, ja selbst die Entdeckungsexpeditionen der Afrikareisenden — Alles das sind nur verschiedene Seiten einer und derselben Sache, nur verschiedene Angriffspunkte zu dem Einen großen Kampf der Unterwerfung und Civilisirung des Ostens. Von Constantinopel bis Indien ist es nur eine fortlaufende Kette von Positionen in dem Feldzugsplan, den die Mächte des Occidents — so verschieden in ihren Mitteln, so feindlich in ihren Absichten, aber in diesem Punkt geeinigt durch den Einfluß desselben Zuges der Geschichte — gegen den Orient entworfen haben.

In richtiger Erfassung der orientalischen Frage arbeitet der Coloß des Ostens an der Vollstreckung des Testaments Peters des Großen, läßt Frankreich keinen auch noch so geringen Vortheil ungenützt vorbei, erobert in Algier und Hinterindien, mischt sich in Marocco's, wie in Egyptens Angelegenheiten, hofmeistert den Griechenkönig, wie den Türkensultan, läßt den Suezkanal nicht ruhen, oder wirft sich auch wohl zum Protektor des heiligen Grabes auf. Es war mit Anderem auch die Ahnung der großen Zukunft, welche der wiedergeborene Orient bringen soll, die zum Ruf nach Einheit in Italien drängte; ja selbst das apathische Spanien fuhr träumend in die Höhe, sich wenigstens auf dem Nachbargebiet orientalischen Bodens, der afrikanischen Westspitze festzusetzen. England endlich erkennt in der orientalischen Frage eine Lebensfrage seiner bedrohten Hegemonie und übermacht eifersüchtig jeden Versuch, welcher die Neutralität des Verkehrs auf dem mittelländischen Meere gefährden könnte.

In jener Kette von Angriffspositionen liegt nun auch Athen; jenen Geburtsweihen, in welchen seit den ersten Decennien dieses Jahrhunderts der Orient liegt, verdankt das Königreich Griechenland seine Entstehung. Ist aber, wofern nicht alles trügt, für die nächste Zukunft die Westseite Asiens und das die Brücke beider Continente bildende türkische Reich zum Hauptangriffspunkt auserkoren, so rückt die Lage allein schon auch das Königreich Griechenland mitten in das Kriegstheater und in eine bedeutsame Theilnahme an den sich vorbereitenden großen Ereignissen hinein, und machte eben seine Lage ohne Gleichen in einer Zeit, in welcher das Mittelmeer eigentliche Heerstraße und Mittelpunkt der Geschichte war, — im Alterthum — Griechenland zur Herrscherin in diesem Meere und zur Trägerin einer großen Geschichtsepoche, so wird auch jetzt, wo von neuem der Schwerpunkt der Geschichte sich nach diesen Strichen zu neigen scheint, die Lage allein sich mächtig erweisen, um diese Küsten und Inseln, gleichviel unter welcher Form, zu einem hervorragenden Schauplatz einer künftigen Geschichte zu machen.

Dieser Gesichtspunkt ist nothwendig, um Alles, was sich über Athen und die Neugriechen sagen läßt, in das rechte Licht zu rücken, und wäre es auch nur, um den vorläufigen Abstand zwischen der Wirklichkeit und den Zukunftsträumen des Volkes um so greller zu beleuchten. Denn daß die Erbschaft der Türkei, daß die alte Herrlichkeit des byzantinischen Reiches unter einem Constantin dem Großen mit Constantinopel als Hauptstadt des Ostens und der griechischen Kirche ihnen sicher sey, davon träumt heutzutage auch der gemeinste Hellene.

Es ist meine Absicht, den Leser im Folgenden nach Athen selbst zu führen, ihn zu einer Wanderung durch die Stadt einzuladen und der Schilderung der Stadt selbst einige Bemerkungen über Charakter, Wesen und Art der Neugriechen einzureihen.

Zwei Wege sind es, auf welchen man von Deutschland aus nach Athen zu gelangen pflegt. Der eine führt an Mesolongi und Patras vorbei durch den Golf von Corinth nach dem Hafenörtchen Lutraki. Von hier werden die Reisenden auf Wagen nach dem Hafenplatz des andern Meeres, Kalamaki, befördert, hart neben dem sogenannten Diholkos entlang, jener Schienenbahn, auf der im Alterthum Lasten und ganze Fahrzeuge mit ihnen von Meer zu Meer gezogen wurden. Dort stehen andere Dampfboote bereit, welche zwischen Salamis und Aegina hindurch gerade auf den Piraeus losſteuern. Oder man fährt auf der großen Hauptlinie Triest-Constantinopel bis zur Insel Syra, jetzt Hauptknotenpunkt aller derjenigen Linien, welche das östliche Becken des Mittelmeeres nach allen Richtungen hin durchkreuzen und von dem aus auch eine Zweigbahn so zu sagen nach Athen führt.

Uns, die wir von Constantinopel kamen, war dadurch diese zweite Linie vorgeschrieben. An einem Sonntagmorgen verließ das Schiff den Hafen der Inselstadt Hermupolis, welche durch die eben erwähnte Gunst der Lage schnell die blühendste und stattlichste Stadt des kleinen Königreichs nächst Athen geworden ist. Lange noch behält man den „lichten“ Kegel von Delos (δῆλος licht, klar) in Sicht, der Syra gerade gegenüber steil aus dem Meeresspiegel wie festgebannt aufsteigt, und so die Sage erläutert, welche diese Insel auf dem Meere herumirren ließ, bis die Gebete der gleichfalls einherirrenden Latona sie zum Stehen brachten, damit

Digitized by Google

ſie die Geburtsſtätte des Apollo und der Artemis werde. Iſt ſie entſchwunden, ſo ſind inzwiſchen ſchon längſt andere Gipfel und Züge aufgetaucht, zauberhaft ſchöne Bildungen, ſo lange ſie von Licht und Meeresduft umfloſſen in weiter Ferne liegen, kahle und öde Steinmaſſen, ſobald man ſich ihnen nähert, aber ſtets von dem plaſtiſchſten Schwung der großartigſten Linien. Und wenn dann immer neue Kuppen nach allen Seiten hin emporſteigen, dann leiten ſie das Auge die Straßen entlang, welche parallel neben einander hinſtreichend von allen Halbinſelgliedern des Continents aus hinüber nach Aſien führen, laſſen Griechenland und Aſiens Weſtrand als Eines zuſammenſchauen und führen der Phantaſie wunderbare Bilder vor von großen Wanderſchaaren, die in immer neuen Zügen vom Feſtland ſich ablöſend, von Inſel zu Inſel rudernd, die Straße nach Aſien ſich ſuchten, zur Zeit der doriſchen Wanderung, oder Bilder des lebendigſten Verkehrs zur Zeit der helleniſchen Blüthe, da das ganze Meer nur Ein belebter Markt war und alle Inſeln herum nur eben ſo viele Verkaufsſtätten an ihm, oder auch Zukunftsbilder, wenn dieſes Marktgetümmel wiederkehren wird, und von Neuem geſchäftige Schaaren auf dieſen Straßen einher hinüber und herüber ziehen werden über die natürliche Brücke beider Erdtheile.

Zwiſchen Keos und Kythnos hindurch, die koloſſale, langgeſtreckte Gebirgswand Euböas zur Rechten, geht es nun gerade auf das Vorgebirge Sunium los, den äußerſten und erſten Punkt attiſcher Erde. Die rundliche Maſſe des Lauriongebirges, deſſen Kuppen ſo reiche Silberſchätze bargen, faſt niedrig und unbedeutend neben der ſchroffen Wand Euböas, lagert ſich weit hinaus der Inſelreihe entgegen, welche nun in herrlichem Bogen ſich bis nach der Südweſtſpitze Kleinaſiens fortſetzt. Dann fährt man hart unter dem äußerſten niedrigen Vorſprung hinweg, auf welchem in wundervoller Lage nach Oſten und Süden ſchauend die Trümmer des Athenetempels ſich erheben, der allen Nahenden ſofort anzeigte, welcher Göttin Eigenthum das Land ſey, und deſſen weiße blendende Marmorſäulen noch jetzt dem Schiffer von weitem ein Richtpunkt ſind, nach dem er das ganze Vorgebirge das Säulenvorgebirge (Cap Colonna) nennt. Nun bleibt das Schiff immer dicht an der kahlen, wellenförmig ſich auf- und abhebenden Küſte. Die graue Maſſe des Hymettus taucht auf, Aegina rückt näher, das langgeſtreckte Salamis tritt hervor; nun iſt man am Cap Zoſter, bis zu welchem einſt die Trümmer der ſtolzen Armada des Xerxes nach der Schlacht bei Salamis trieben, nur noch eine kurze Biegung — da liegt ſie vor uns, die ſonnenbeglänzte Ebene von Athen! Welch ein Anblick! Und wußteſt du nichts von einem Athen und nichts von ſeiner Geſchichte und hätteſt nur ein Verſtändniß für das geheimnißvolle Ineinanderweben von Land und Volk, und ſäheſt dieſe Landſchaft, ſie ſelbſt würde allein durch die Sprache ihrer Bildungen und Formen laut zu dir reden: Ich bin heiliger Boden; ich ſchuf, ich ſchaffe mit eine Geſchichte!

Mitten in das Bergland, das rings herum ein Meer von Gipfeln, Kuppen, Höhen ausgießt, ſtreckt ſich, kaſtenförmig hineingeſchoben, in Geſtalt eines koloſſalen Rechtecks lang und ſchmal die Ebene aus, ſüdwärts von der lichtblauen Fluth, an drei Seiten von den geraden Linien faſt lothrecht auseinander gerichteter Bergzüge eingefaßt, deren jeder doch wieder eine auf eine andere Weiſe charakteriſtiſche Bildung hat. Im Norden quervor die in den kühnſten Formen nahe an 4000 Fuß hoch aufſteigende gewaltige Maſſe des Pentelicon, unten maſſig gelagert, mit dunkeln Waldungen bedeckt, dann vielgipflig und vielzackig, ſteil ſich hebend mit ſeinen großen Marmorbrüchen, die wie gewaltige Schneeſtreifen herunterlaufend den noch auf dem Meere befindlichen ſchon entgegenleuchten. Dann an der Oſtſeite die ſanft geſchwungenen Linien des gewölbten Hymettus, der an ſeinem Fuße noch heute mit jener Fülle würziger Kräuter bedeckt iſt, die ihn im Alterthum und noch jetzt ſo honigberühmt machten, in ſeinen bis zu 3000 Fuß ſich erhebenden Gipfeln aber das nackte Geſtein zeigt, das von Licht getränkt und von der Sonne durchglüht je nach dem Wechſel der Tagesſeiten ſtets wechſelnde Farben zeigt durch alle Schattirungen des Purpur hindurch vom brennenden Roth, das an das Alpenglühen erinnert, bis zu den dunkelſten Tönen des Violett. Endlich an der Weſtſeite die felſigen Ausläufer des gewaltigen Parnes, das Aigaleosgebirge, bei weitem niedriger als der Pentelicon und Hymettus, aber noch immer zu 1500 Fuß aufſteigend und in mild wechſelnden Formen und Linien lang hin zum Meere ſtreichend, von deſſen ſüdlichſter Spitze, Salamis gerade gegenüber, einſt Xerxes vom goldenen Throne herab der Vernichtung ſeiner Flotte zuſchaute. Starren die Maſſen des Pentelicon und Hymettus unwegſam und pfadlos wie Mauern dem Blick entgegen, die nur umgangen, nicht überſchritten werden zu können ſcheinen, ſo ſind hier der Durchgang gewährenden Senkungen mehrere und ſchon von weitem gewahrt das Auge die beiden Hauptvertiefungen, durch welche die Straßen nach Eleuſis und Theben führen.

So einer Feſte gleich durch Gebirgsmauern geſchützt, iſt Attika doch nicht derartig bis zur Iſolirung abgeſperrt, wie etwa das „hohle“ Thal von Sparta, ſondern, wie es auf die See hinausweist, mit dem

Digitized by Google

beglückenden, völkerbindenden Verkehr, den eine maritime Lage zu erzeugen pflegt, so öffnet es sich auch dem Binnenlande zu hinreichend, um auch dorthin seine Arme zu strecken. Land- und Seemacht zugleich, in der Mitte zwischen Nordgriechenland und dem Peloponnes, nach beiden zugleich gekehrt, geschützt und doch zu freier Bewegung geöffnet, wie keine zweite Landschaft in ganz Griechenland, war Attica allein schon durch seine Lage dazu bestimmt, Trägerin des ersten aller hellenischen Stämme, Mittelpunkt der gesammten hellenischen Welt überhaupt zu werden.

Nicht minder charakteristisch ist aber auch die weitere Ausfüllung dieses Gebirgsrahmens. Er umschließt keine unterschiedslose Fläche; sondern von der Querwand des Pentelicon gleichsam losgelöst und mitten durch die ganze Ebene der Länge nach streichend, aber nicht in ununterbrochenem Zuge, sondern in einzelnen Absätzen und Ansätzen, wie Glieder einer Kette von Zeit zu Zeit aufeinander folgend, erhebt sich in der Fläche eine Reihe seliger Höhen. Im Norden der Ebene sind sie unscheinbar und unbedeutend; im Süden laufen sie vielfach gespalten in weitem Bogen in das Meer hinaus und bilden jene zahlreichen Häfen, vor allem den tief sich hineinziehenden Piräus, deren Athen sich rühmen konnte, und schützen sie zugleich doch auch als natürliche Acropolen. In der Mitte endlich, gleich weit vom leuchtenden Meeresspiegel, wie von den starrenden Wänden des Pentelicon entfernt, sammeln sie sich im Kreise um den majestätisch hingestreckten Fels, um dessenwillen die übrigen nur da zu seyn scheinen, der als König inmitten aller thront, um die Acropolis. Und nun gehen zur Rechten und Linken dieser natürlichen Wasserscheide die Adern des Ilissus und Kephissus herunter, zu unbedeutend, um aus solcher Ferne selbst schon dem Auge sichtbar zu seyn, aber kenntlich an den langen, dichten, üppigen Oelbaumwaldungen, welche wie in alter Zeit, so noch jetzt die Gewässer beider Flüßchen begleitend und gerade durch sie erzeugt, sich meerabwärts ziehen.

Dazu als Gegenhälfte und Abschluß des Panoramas der Blick ringsum auf die malerischen Höhen von Salamis und Aegina im nächsten Vorgrund, auf die tiefblaue Fluth überall herum, auf die umsäumenden Gebirgsketten des Isthmus und Peloponnes endlich am fernen Horizont bis hin zu der deutlich heraustretenden, helmartig gestalteten Acropolis von Corinth; und weiter über dem Allen ausgegossen der aus Licht und Luft gewebte, alles durchfluthende und durchglühende, jenen Strichen eigenthümliche wunderbare Duft, durchsichtig genug, um auch die feinsten Linien- und Flächenverhältnisse selbst auf große Entfernungen hin in voller Schärfe und plastischer Wahrheit heraustreten zu lassen, und dennoch als weiches Medium alles wiederum mildernd, alle Farbentöne überleitend zu Einer Harmonie, — wahrlich, da meint man in der Natur schon ein Abbild und eine Erklärung der stillen, einfachen und doch wunderbar tiefen Größe zu haben, welche der hellenischen Welt in Geschichte und Bildung, in Kunst und Religion, in allen ihren Erzeugnissen so eigenthümlich ist.

Indessen gestattete die Wirklichkeit ein längeres Versenken in diese überraschende Fülle landschaftlicher Schönheiten noch nicht. Rasch war das Schiff an der Rhede des alten Hafens Phaleron vorbei und die vorgestreckte Halbinsel Munychia umkreisend, von welcher herab das vermeintliche Grab des Themistokles als erstes Wahrzeichen den Fremden begrüßt, an den Eingang des Piräus gelangt. Er ist so schmal, daß kaum zwei große Dampfer ihn gleichzeitig zu passiren vermögen, und daß er im Alterthum bequem durch große Ketten gesperrt werden konnte. Noch sieht man rechts und links die Postamente der Löwenkolosse, welche diese Ketten in ihren Rachen trugen und welche jetzt bekanntlich als Siegesbeute der Venetianer den Eingang des Arsenals in Venedig schmücken. Der Hafen selbst, der sofort hinter seinem Ausgang sich zu einem sehr geräumigen, fast viereckigen Bassin erweitert, und wie in alter Zeit, noch jetzt von Magazinen, Waarenlagern, Arsenalen, Werften aller Art und dahinter von den Häuserreihen eines ganz ansehnlichen Stadttheils eingefaßt ist, bot ein sehr belebtes Bild dar. Der Sonntag hatte der zahllosen Menge von Fahrzeugen jeder Gattung und Größe, deren dichte Reihen den äußern Rand des Bassins umgeben, den reichsten Flaggen- und Wimpelschmuck verliehen, und wie alle Ufer ringsum von Gruppen feiernder Menschen in ihren malerischen Trachten besetzt waren, so tummelten sich auch auf dem inneren freien Raum des Hafens selbst unzählige Barken und Boote; überall Gesang und Musik, bayerische Melodien, bayerische Uniformen und bayerische Landesfarben, die wunderliche Mischung fremdartigsten Wesens mit heimischer Alltäglichkeit.

Kaum hatte das Schiff die Anker herabgelassen, so hatte sich schon ein Schwarm von Barken es umlagernd an ihm festgesetzt und ein Trotz allzudienstfertiger Gesellen balgte sich auf dem Deck selbst um die Habseligkeiten der Passagiere. Als man aber auch hier zu einem sonst im Orient oft probat befundenen Mittel griff und durch einige energisch entgegengeschleuderte deutsche Kernworte sich die Dränger vom Leibe zu halten suchte, da scholl es entgegen: „Gut, ick deutsch verstehe!“ und eine riesige Negergestalt

Digitized by Google

entführte die Siebensachen und die Beſitzer mit als wohl oder übel Gefangene. Gerade auf die Nordſeite des Baſſins zu öffnet ſich ein freier, freundlicher Platz; in ſeiner Mitte erhebt ſich auf marmorner Säule das eherne Bruſtbild des Themiſtokles mit der Inſchrift: „Dem Themiſtokles, dem Gründer des Piräus, die dankbaren Athener.“ Da, an dieſer Säule, in deren Inſchrift eine ganze Tragödie und Komödie dazu liegt, wenn man das tragiſchen Geſchickes des großen Heroen und der komiſchen Eitelkeit des Zwerggeſchlechtes der heutigen Griechen gedenkt, die da meinen, ſchon zu Rieſen zu werden, wenn ſie ſich nur überall auf den Gipfel des Ruhmes der alten Hellenen zu ſtellen verſuchen, — an dieſer Säule alſo iſt der Droſchken- und Wagenhalteplatz, und wie ſehr es auch gegen die Neigung ſeyn mag, Angeſichts einer ſolchen Umgebung im halbverſchloſſenen Kaſten ſeinen erſten Einzug in Athen zu halten, es bleibt kaum ein anderes Mittel, als ſich um des Gepäckes willen als Nebenfracht behandeln zu laſſen.

Der Weg vom Piräus bis in die Stadt, eine ſchöne Chauſſée, aber damals (1857) zugleich auch die einzige vollendete im Königreich Griechenland, beträgt zwei Stunden, und obwohl an einigen auf dem Wege liegenden Kakikneipen angehalten wird, damit der Wagenführer auf Koſten der Reiſenden zur langen Fahrt ſich ſtärken könne, ſo legt man ihn doch in kaum einer Stunde zurück. Das Griechenvolk iſt noch heutigen Tages ein wagen- und roſſeſrohes und es iſt eine Luſt zu ſehen, wie ſo ein Wagenlenker in ſeiner maleriſchen Tracht, mehr ſtehend, als ſitzend, ſeine Roſſe zum Wettlauf mit der Reihe der übrigen antreibt.

Erſt hat man die ſchimmernde Bucht des Phaleron zur Rechten, dann den langen Streifen des Olivenwaldes zur Linken, oder es geht auch einmal mitten durch ihn hindurch. Vergebens ſucht man nach den Trümmern der gewaltigen langen Mauern aus, welche — das Werk des großen Themiſtokles — den Hafen mit der Stadt zu einem Ganzen verbanden; ſie liegen in den Feldern rechts und links von der Chauſſée verſteckt und meiſt tief unter dem Niveau des heutigen hoch aufgeſchlammten Bodens. Aber auch alles andere entzieht ſich bald den ſpähenden Blicken; denn unvermittelt und ohne Uebergang bricht im Süden mit dem letzten ſcheidenden Sonnenſtrahl ſogleich auch die Nacht herein. Nun nähert man ſich den Lichtern der Stadt. Da treten rechts auf der zur Seite der Straße liegenden Höhe ernſt und feierlich die Umriſſe eines gewaltigen Tempels aus dem Dunkel heraus. Es iſt der Theſeustempel, den Cimon, des großen Miltiades größerer Sohn, erbaute. Dahinter liegt in ſchweigender Größe die lang hingelagerte Maſſe des Acropolisfelſen — und ſofort auch fährt man in die hell erleuchtete ſtattliche Hauptſtraße ein, durch welche ein fröhliches Getümmel ſonntäglich feiernder Menſchen auf- und abwogt. Dann noch eine faſt noch glänzendere Seitenſtraße und man hält vor dem Hotel d'Angleterre; deutſche Kellner ſpringen heraus und wenn die Thüren ſich geſchloſſen, kann man meinen, es ſey alles bisherige ein Traum und man befinde ſich in irgend einem Berliner oder Leipziger Hotel. So hart berührt und ſtößt ſich hier auf engem Raum Antikes und Modernes, das Erhabenſte und Alltäglichſte.

Daher hält man es auch nicht lange in dieſen geleckten Allerweltswänden aus, die auf attiſcher Erde, der Acropolis gegenüber, als Hohn und Ironie erſcheinen und deren Wohlthat man erſt ſchätzen lernt, wenn man durch den Peloponnes oder auch ſonſt durch das Königreich ziehend, Tagelang als einzigen Comfort der ſogenannten Gaſthäuſer die nackten Dielen ohne Stroh geſoſtet hat; man ſtürmt hinaus in die Straßen, um die höchſten Momente des Reiſegenuſſes, die erſten Stunden des Sehens und Beobachtens voll und rein zu genießen.

Der feſſelnden Bilder aber gab es wahrlich genug. Welch ein Genuß allein iſt es ſchon, ſich unter das Volk zu miſchen, es zu beobachten, verſtehen zu lernen! Welch herrliche Geſtalten, welcher vollendete Wuchs, welche Haltung voll Adel und Grazie zugleich, auch in den niedrigſten Hellenen! Wie frei und ſicher, wie voll Würde und Anſtand treten ſie auf, als ſchritten ſie auf dem Parket eines Hofes einher! Und nun die ausdrucksvollen Züge, in denen man alle die Typen leibhaftig und lebendig wieder zu erkennen glaubt, welche die antike Sculptur uns aufbewahrt hat, bald den Kopf des verſchlagenen Odyſſeus, oder die kraftvoll trotzigen Züge des Ajax, oder die edlen, offenen des Achilles, oder das würdige Greiſenantlitz des Neſtor. Und nicht weniger gilt das von den Frauen. Es ſind faſt durchweg junoniſche Geſtalten und kein Profil auch kehrt ſo häufig wieder, wie dasjenige der ludoviſchen Juno. Man meint nun erſt die antike Plaſtik ſo recht zu verſtehen, wo das Aeußere ſelbſt der ſpätgeborenen, mit fremdem Blut verſetzten Epigonengeſchlechter noch ſo an die alte claſſiſche Schönheit anklingt.

Dazu die maleriſche Tracht vor allem der Männer mit ihrer ſauber gehaltenen, ſchneeigen Fuſtanella, dem kurzen Rock, der ſich in unzähligen, dichten Falten um die Hüften legt, mit der gold- oder ſilbergeſtickten rothen Jacke, aus welcher das feine, weiße Hemd mit langen griechiſchen Aermeln ſchmuck hervortritt, mit der ſchienenartigen in ſandalenähnliche Schuhe

Digitized by Google

auslaufenden Beinbekleidung, mit dem buntgewirkten als Gürtel gefällig um den Leib geſchlungenen Shawl, in welchem Piſtolen und der kurze Säbel ſelten, Meſſer und Dolche faſt nie fehlen, endlich mit dem rothen Fez, den ſie ſchmuckreicher und gefälliger zu tragen verſtehen, als die Türken.

Die Tracht der Frauen iſt weniger charakteriſtiſch, aber die lang herabwallenden Gewänder, das goldgeſtickte, rothe Käppchen auf dem auch ſonſt irgendwie geſchmückten Haar, vor Allem die Abweſenheit mancher modernſter Zuthaten der Frauentoilette machen auch ihre Erſcheinungen natürlicher und würdiger.

Von dieſen Geſtalten nun ſind die Straßen belebt, die im Süden mehr bedeuten, als bei uns, zumal an kühlen Sommerabenden und vollends an einem Sonntage. Alle Thüren und Fenſter ſind geöffnet und ſo die erleuchteten unteren Räume des Hauſes mit hinein in die Oeffentlichkeit gezogen. Da wandern ſie auf und ab, ſcherzend und lachend, oder umſtehen in dichten Gruppen andächtig lauſchend einen Mährchenerzähler oder einen der Volksdichter, welche den alten Rhapſoden vergleichbar noch heute zu finden ſind; dort ſpielen ſie im Lichtſchimmer des Hauſes am Boden hingelagert das Brettſpiel, wie einſt die Freier vor dem Pallaſt des Odyſſeus; hier führt eine Gruppe von Männern oder von Frauen, an bunten Tüchern, die ſie an den Zipfeln erfaſſen, ſich aneinander und ineinanderſchlingend, den Nationaltanz, die Romaika, auf, und wieder meint man, ein Bild aus dem Alterthum vor ſich zu haben; oder auch ein Paar reifiger Jünglinge zeigt ſich, welche den einen Arm um einander gelegt auf ſtolzen Roſſen unter jubelndem Zuruf der fröhlichen Menge durch die ſich öffnenden Reihen ſprengen, etwa wie die Gruppe von Caſtor und Pollux in antiken Zeichnungen auf Vaſen oder ſonſt ſich findet, oder endlich — und das ſind zwei Drittheile der ganzen Menge — man iſt in leidenſchaftlich bewegten Gruppen auf den Gaſſen oder in den offenen Sälen der zahlreichen Cafés die Zeitungsblätter in der Hand in politiſcher Discuſſion begriffen.

Sechzehn rein politiſche Zeitſchriften erſchienen ſchon damals, im Jahre 1857, in der Stadt von etwa 22000 Einwohnern, und als ſiebenzehnte wurde gerade das Erſcheinen eines Intelligenzblattes angekündigt, um einem dringend gefühlten Bedürfniß abzuhelfen. Und das nicht nur einem angeblichen, ſondern einem thatſächlichen; denn jene ſechzehn Blätter enthielten nur Leitartikel — mindeſtens deren immer zwei bis drei — und politiſche Nachrichten und nie eine Annonce. Sie waren auch nöthig, damit jede der zahlreichen Parteien ihr Organ habe. Das ſcheint etwas rein Modernes zu ſeyn; aber wenn Ariſtoteles den Menſchen als ein ζῶον πολιτικόν (ein politiſches Thier) definirt, ſo mag er die politiſirenden Altathener vor Augen gehabt haben. Wie großartig würdig erſcheint dieſer Zug im Zeitalter des Perikles, der ſich zur Aufgabe machte, alle, auch die geringſten der freien Athener zu gemeſſenem Antheil am politiſchen Leben und politiſcher Bildung zu erziehen, wie widerwärtig in den ſpäteren Zeiten des Verfalls! Und wenn da Demoſthenes mit bittern, ſchneidenden Worten den Athenern vorhält, daß ſie nichts zu thun wüßten, als in allen Kneipen, Barbierſtuben, auf den Gaſſen und Plätzen herumſtehend zu fragen: „was gibt es Neues?“ oder wenn Ariſtophanes ihnen den witzigen Spottnamen gibt der μεγιπρόσες, d. h. der gänſehaft den Hals emporreckenden, den Schnabel aufſperrenden, ſchnatternden Gaffer, ſo malen ſie damit auch heutige Zuſtände und Bilder aus der Gegenwart. Das Treiben des alten Hellenenvolkes in guter Zeit, wie es an den ſonnigen Geſtaden ſeines leuchtenden Meeres ſtets geſchäftig und müßig zugleich in jener unbefangenen Heitere ſich einherbewegte, die von Luft und Himmel in die Herzen des Volkes hineingeſtiegen zu ſeyn ſchien und nun auch wiederum in Wort und Geſten ſich abdrückte, und jenes Hellenenvolkes ſpäterer Zeitalter, da es allein am Ruhme der Großthaten ſeiner Ahnen ſich zu ſonnen wußte und raiſonnirte und renommirte, da wo jene handelten — ſie beide zuſammen treten hier in Einem Rahmen uns entgegen, gleich ſofort bei der erſten Ankunft, wie bei aller weiteren Begegnung.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Grundriß zur Anatomie der Tragödie mit Anwendung auf Schillers Wallenstein.

(Schluß.)

III.

Wenn die menſchlichen Träger eines großen Schickſalszuges es ſind, für die, und die Begebenheiten, in denen er ſich äußert, durch die unſer Mitleid erregt wird, ſo gehört, um daſſelbe bedeutend wirken zu laſſen, als drittes Stück die Anregung großer allgemein intereſſirender Ideen dazu, um ſowohl den Perſonen, in denen ſie arbeiten, als den Begebenheiten, in denen ſie ſiegend oder erliegend zur Erſcheinung kommen, die Würde eines großen, auf allgemeine Beachtung Anſpruch machenden Gegenſtandes zu verleihen:

„Denn nur der große Gegenſtand vermag
Den tiefen Grund der Menſchheit aufzuregen.“

Zwar ausdrückliche Entbindung großer und tief durchdachter Anſichten hat im Drama nur ausnahmsweiſe eine Stelle. Auch die Motivirung für die Entſcheidung des Willens oder die Erregung des Gefühls für heroiſche Geſtalten darf unmittelbar in der Regel nicht aus ſehr allgemeinen Erwägungen hervorgehen, iſt vielmehr unmittelbar ſchlagender und lebendig ergreifender, wenn ſie aus den nächſten dringendſten Anläſſen der Situation entſpringt. Im Hintergrunde müſſen aber doch höher treibende geiſtige Mächte als tiefere Grundurſachen des Strebens und Leidens, das uns mit fortreißen ſoll, erkennbar ſeyn, wenn wir uns von ihm nicht als einer Wirkung bloßer Launen des Schickſals abwenden ſollen. Es kann uns zwar ſtark erſchüttern, einen Menſchen in verhängnißvolle Thaten und Lagen verſtrickt zu ſehen, auch ohne daß wir eine höhere Bedeutung derſelben erkennen. Das iſt aber nicht das reine Mitleid, das die Tragödie erregen ſoll, weil es ein äſthetiſcher Genuß iſt. Denn dieß fordert, daß wir für das einzelne Geſchehende eine allgemeine Nöthigung einſehen, und dieſe liegt nur in dem mächtigen Wirken großer Ideen, für die ein Menſch ſein Alles einſetzen kann. Sie müſſen wie ein rother Faden durch den Sinn der Perſonen und die Entwicklung der Begebenheit gehen, wenn das richtige Zuſammenwirken beider zur Einheit eines großen Eindrucks nicht als ein nur ganz äußerliches Zuſammentreffen erſcheinen ſoll.

Wenn ſo die allgemeinen Ideen wie ein geiſtiges Element in dem körperlicheren der Charaktere und Thatſachen innerlich arbeiten, ſo lag ihnen gegenüber die Verſuchung am nächſten, ſie als die Seele des Ganzen, als geiſtigen Hauptinhalt der Tragödie anzuſehen, und ſo iſt denn die Analyſe vieler modernen Literatoren immer nur darauf ausgegangen, in jeder einen großen Grundgedanken als letzten Zweck des Ganzen aufzuſuchen. Mit großem Unrecht; denn die Darlegung eines ſolchen erfordert keine ſo großen Anſtalten, wie die tragiſche Muſe ſie macht. Nur die tiefſte Gemüthsbewegung iſt ihr Selbſtzweck. Zu ihr verhält ſich die Anregung großer Gedanken eben ſo gut wie die Vorführung menſchlicher Geſtalten und deſſen, was ihnen entgegen tritt, nur als Mittel und Stoff zur Herſtellung des reichgegliederten Apparats, in dem ſie äußerlich wirkſam lebt und webt. Es wäre auch der unerſchöpflichſten aller Künſte ein ziemlich enges Feld angewieſen, wenn die Verkörperung großer Ideen ihre Hauptaufgabe ſeyn ſollte. Denn dieſe kehren, wenn wir genau zuſehen, wie die Hauptcharakter-Typen ziemlich gleichförmig in allen Tragödien immer von Neuem wieder.

Wie unter den Perſonen, ſo können wir auch unter den in ihnen und in dem Treiben des ganzen Stückes lebenden Ideen zweierlei Verhältniß zu den Eindrücken, die unſer Mitleid erregen ſollen, unterſcheiden: die einen geben ihm ſeine Nahrung, indem ſie den Helden und die ihm zur Seite ſtehenden Perſonen zur Leidenſchaft entzünden, und dann in ihm zerſtört und mit ihm zerſtört werden; die andern kommen bei ihm nicht zur lebendigen Geltung, werden aber ihm gegenüber durch die ihm entgegen ſtehenden Perſonen zur Geltung gebracht und bringen durch. Durch jene wird unſere Verſetzung in die Lage des Helden vermittelt, durch dieſe wird uns die Unvermeidlichkeit derſelben klar. Jene entzünden auch uns mit ihm, dieſe müſſen wir trotz ihm anerkennen. Jene nähren unſer Mitgefühl, dieſe hindern es, in widerſtrebende Entrüſtung gegen die Gerechtigkeit des Schickſals überzugehen. Jene müſſen alſo ſubjektiv ergreifender, dieſe objektiv wirkſamer und in der Natur der Sache, um die es ſich handelt, begründeter ſeyn.

Alles, was den tragiſchen Helden verhängnißvoll handeln und demgemäß leiden läßt, kommt im Grunde darauf hinaus, daß er ein unbedingt großes Gefühl von der Bedeutung ſeiner Perſon hat. Alles, was ſich auf ſie bezieht, worin ſie zu voller, ihrem innern

Digitized by Google

Triebe entſprechender Geltung kommt, iſt ihm unbedingt berechtigt. Die Idee der Autonomie des Mikrokosmus, der inneren Nothwendigkeit, ſein eigenſtes individuelles Leben ganz auszugeſtalten, iſt das Lebenselement des Tragiſchen. Ihm gegenüber ſteht die unerbittliche Conſequenz der höheren Beſtrebigung einer ewigen Ordnung. Freiheit und Nothwendigkeit ſind die großen Gegenſätze, deren ungelöſter Zwieſpalt das erhabene Schauſpiel des Schickſals beherrſcht. Die Selbſtbeſtimmung des Individuums wird von der Anderer gekreuzt, und über alle ſiegt das allgemeine ewige Recht. Dieſe große Wahrheit in der Tragödie nicht beſtätigt zu finden, würde uns den Genuß ihrer Eindrücke unerträglich machen.

Die Geltendmachung des eigenen heroiſchen Willens gegen größere Mächte kann aber nach der Natur der Stoffe, die die Tragödien behandeln, ein zweifaches Gebiet der Aeußerung haben: entweder es ſind rein perſönliche Angelegenheiten, und dann auch rein moraliſche Motive und Geſetze, die geltend gemacht und bekämpft werden, oder es ſind große hiſtoriſche Bewegungen, die ſich der Held als Träger angeeignet hat, die mit ihm im Kampfe ſtehen und fallen.

Jede große Perſönlichkeit, und beſonders jede ſo allſeitig ausgebildete, wie ſie ein tragiſcher Held haben muß, mit ihren Fähigkeiten zu allen Seiten menſchlicher Empfindung und Willensbethätigung iſt eine im Kleinen ſo ganze Welt, daß die Idee eine ſehr natürliche iſt, ſie müſſe auch die ganzen Bedingungen und Geſetze für ihre Entfaltung in ſich tragen. Sie thut es auch im urſprünglich reinen Zuſtande, wie ihn der glückliche Genius unwandelbar bewahrt. Ihr gilt das große Wort des Dichters:

„Jenes Geſetz, das mit eherner Hand den Sträubenden lenket,
Dir nicht gilt's. Was du thuſt, was dir gefällt, iſt Geſetz."

Wie natürlich alſo iſt es und wie erhebend, das Vollgefühl dieſes unbedingten Rechts der Selbſtbeſtimmung in einer großen Seele noch ſeine volle Herrſchaft behaupten zu ſehen! Seine Erhaltung inmitten der beengenden feſten Schranken einer vielgliedrigen Cultur, oder einer poſitiven Moral und Geſetzlichkeit, iſt das Ideal aller ſtarken Seelen; alle ringen nach Freiheit, aber nicht nach jenem abſtrakten demokratiſchen Ideal der allgemeinen Freiheit, ſondern nach dem ſehr ariſtokratiſch excluſiven der vollen Geltendmachung des Einzelnen, die jedem Geſetz entgegengeſetzt iſt.

Dieſe Entgegenſetzung iſt es, für die jeder Held der großen Tragödie ſich ſelbſt einſetzt. „Das Geſetz hat noch keinen großen Mann gemacht; aber die Freiheit brütet Coloſſe und Extremitäten aus." Nachdem Karl Moor dieſes Princip ausgeſprochen, hat er nicht mehr weit zu der praktiſchen Anwendung deſſelben: „Räuber und Mörder! Mit dieſem Worte iſt das Geſetz unter meine Füße gerollt." Der große Mann als ſolcher hat nach niemand zu fragen. Clavigo wird von Carlos unterrichtet, daß außerordentliche Menſchen auch darin außerordentlich ſeyn müſſen, daß ſie keine Rückſichten aus den Augen ſetzen, eine Pflicht einem Zwecke unterordnen dürfen; „thut das der Geſetzgeber in ſeinem Staate, der Schöpfer in ſeiner Schöpfung, warum ſollen wir es nicht thun, ihnen gleich zu werden?"

Gott gleich ſeyn wollen, iſt ſchon im Paradies die erſte Quelle alles Uebels. Die griechiſche Mythologie und die Moral der griechiſchen Tragödie macht die Ueberhebung des Menſchen, der ſich mit den Göttern vergleicht, zur verhängnißvollſten Verſchuldung. Niobe vergleicht ihr Glück mit dem der Götter, Phaëton will den Sonnenwagen lenken, in Oedipus lebt nur Ein Princip, ſich ſelbſt allein zu vertrauen. Die Moral des Chriſtenthums läßt ein ſolches Gefühl nicht aufkommen. Deßhalb erklärt Leſſing mit Recht eine rein chriſtliche Tragödie, d. h. in der „der Chriſt als Chriſt intereſſirt," für ein Unding, weil die leitende Idee deſſelben, die Demuth, „mit dem ganzen Geſchäfte der Tragödie ſtreitet," und Schiller verhöhnt das „Chriſtlich-moraliſche" im Drama als das volle Gegentheil der großen tragiſchen Motive. Der Charakter der germaniſchen Völker aber begünſtigt im Gegenſatz dazu das jeder höheren Macht trotzende Selbſtgefühl. Die jeder Autorität ſpottende Freiheit des Gewiſſens und der Ueberzeugung, jenes „Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders" Luthers vor Kaiſer und Reich, der Trotz des Proteſtantismus ſind nationale Charakterzüge, die in unſerer Cultur dem beruhigenden Einfluſſe des Chriſtenthums das Gleichgewicht halten, um tragiſche Conflikte nicht ausſterben zu laſſen. In den Helden der Zeiten des Fauſtrechts, in Shakeſpeares Krieg der beiden Roſen, in jenem Richard III., dem unübertroffenen Meiſter der Emancipation von jeder zarten Rückſicht, ſind ſie zur Carricatur geworden, vor der ſich unſer Gefühl ganz verſchließt; aber der Grundzug der Neigung, als höchſtes und allein unmittelbar berechtigtes Geſetz und Ziel des Lebens das perſönliche Bedürfniß, den Inſtinkt des Individuums aufzuſtellen, von ſeinen Forderungen um's Leben nicht abgehen zu dürfen, iſt keinem Menſchen, und iſt beſonders keinem Deutſchen fremd. Davon hängt in unſerer Geſchichte Glück und Unglück ab. Das macht uns in der Kunſt vor allen Völkern für das Tragiſche empfänglich, ſo daß ſchon

Digitized by Google

unſer Epos ſo gewaltig von tragiſchen Ideen durchgobren iſt, wie bei andern Völkern kaum das Drama, und die Tragödie bei uns unzweifelhaft die größte Empfänglichkeit vorfindet.

Was dem Helden entgegen tritt, ſind zum Theil nur ähnliche Ueberhebungen anderer Menſchen. Wären ſie es aber allein, oder auch nur vorzüglich, ſo wäre die Motivirung des Schickſals doch zufällig. Es muß eine höhere Entſcheidung deſſelben geben. Wie beſtalt aus der Reihe der um ihn gruppirten Geſtalten die feinige, ſo tritt auch dem Gewühl der Mächte, gegen die er ankämpft, ein höheres allgemeines Princip hervor, deſſen Sieg uns ſchrecklich ſeyn kann, wenn derſelbe das ſtolze Selbſtbewußtſeyn, von dem wir uns mit gehoben fühlten, niederwirft, im Grunde aber doch gebilligt werden muß.

Die unentfliehbare Nemeſis, die ewige Gerechtigkeit, die tödtliche Conſequenz der Verkettung von Schuld und Verhängniß muß uns aus dem, was unſer Mitleid in der Tragödie erregt, entgegenleuchten, wenn es ein reines ſeyn, wenn es nicht mit Erbitterung und Unzufriedenheit über das Geſchehende verſetzt ſeyn ſoll. Die wirkliche Berechtigung der Freiheit des Einzelnen beruht nur in der Harmonie ſeines inneren Geſetzes mit den ewigen allgemeinen. Hat er dieſe verloren, ſo hat er nicht mehr den unerſchütterlichen Halt in ſich, der jedem Streite mit der Welt gewachſen iſt. Seine Ganzheit des Willens und Empfindens iſt nur noch eine Täuſchung und muß ſich als ſolche im Conflikte mit den ewigen Geſetzen, von denen ſie ſich abgelöſt hat, herausſtellen. Je mehr wir uns in die Idee der Freiheit des Individuums von jeder Schranke mit dem Helden verſtürzt hatten, um ſo ferner iſt uns der Gedanke des abſoluten Rechts gerückt. Neu und überwältigend tritt er uns in dem Verhängniß entgegen, und zu der Theilnahme an den Folgen, die es für den Helden hat, geſellt ſich die Furcht vor einem gleichen Streit unſeres Willens mit einem höheren, da wir uns ihm im Geiſte mit entgegen geſetzt gefühlt hatten. Der Held ſelbſt erkennt und wir mit ihm, daß er ſein Alles an die Unfehlbarkeit ſeiner individuellen Eingebung geſetzt hat, und nun, da ſie doch fehlgeleitet hat, ſein Alles verlieren muß.

„Ich erkenn' euch, ernſte Mächte!
Strenge treibt ihr eure Rechte,
Furchtbar unerbittlich ein."

Wenn dieſer Gegenſatz des eigenen unbändigen Willens und des ewig Rechten in den Verhältniſſen des perſönlichen Lebens, in Liebe und Haß, in Treue und Verrath, unter Gatten und Brüdern, mit Heirath und Todtſchlag durchgeführt wird, ſind es im Einzelnen nur die mehr oder minder verwickelten, aber im Grunde ſtets unzweideutigen Geſetze der allgemeinen Moral, die ihn entſcheiden. Bei großen hiſtoriſchen Stoffen aber kommen religiöſe oder politiſche Motive und Ideen ins Spiel, deren Geltendmachung an ſich weder recht noch unrecht iſt und doch zu den größten tragiſchen Verhängniſſen führt. Die Entſcheidung liegt dann in der größeren oder geringeren inneren Kraft und Berechtigung des nationalen oder Parteiintereſſes, für und gegen welches der Held im Streite begriffen iſt. Seine Schuld iſt dann noch menſchlich begreiflicher, weil ſie nicht auf bewußter Empörung gegen das höhere Geſetz der hiſtoriſchen Nemeſis, ſondern auf einem Mißverſtehen derſelben beruhen kann. Ganz ausſchließlich wird dieß zwar nie in Tragödien durchgeführt; denn immer würde das Fehlen jeder wahren Schuld das Schickſal moraliſch unerträglich machen. Immer kommen im Laufe der Verwickelung rein moraliſche Conflikte hinzu, ſo daß der einzelne Menſch, wie in einer jeden andern Tragödie, einer einfachen Verkettung von Schuld und Verhängniß verfällt. Daß aber zugleich mit ihm die Sache, für die er gekämpft hat, fällt, iſt Folge der inneren Haltloſigkeit, die von vorn herein ihren Sieg unmöglich gemacht hätte, die von jenes perſönliche Schickſal erſcheint nur als die Abſpiegelung dieſes hiſtoriſchen.

Die politiſchen Ideen, die mit einer tragiſch ergreifenden Folge von Begebenheiten, ſich in einer großen Kriſis zuſammenfaſſend, ſteigen und ſinken, können ſolche ſeyn, die eine bedeutende Rolle im Leben einer Zeit und Nation zu ſpielen gehabt haben, aber nicht länger zu dauern im Stande ſind. Die Vertreter, die ſich für ihre Erhaltung opfern, haben alle Theilnahme für ſich, welche die Pietät für ein althergebrachtes Recht, die Heilighaltung des beſtehenden fordert; aber ſie müſſen fallen ohne Hoffnung, aufzuſtehen, weil das innerlich kraftlos Gewordene nur noch mit unnatürlichen Mitteln äußerlich ferner zuſammengehalten werden kann. So fallen in Shakeſpeares Julius Cäſar die letzten Römer im vergeblichen Beſtreben, die Freiheit eines Volkes, welches derſelben nicht mehr fähig iſt, mit Gewalt zu halten. Es ſchmerzt uns mit ihnen das Verhängniß, das die Erhaltung eines ſo ruhmreichen Staatsgebäudes unmöglich macht. Wir betrachten mit Abneigung die glücklichere Thätigkeit der Gegner, die auf den Trümmern der Republik die neue monarchiſche Ordnung gründet. Aber wir müſſen ihre Berechtigung anerkennen, da ſie aus dem Bedürfniſſe der gealterten Nation entſprungen iſt, welche der Stütze

Digitized by Google

des Despotismus bedarf, um noch länger einen Staat ausmachen zu können.

Umgekehrt können aber auch solche Ideen zu verhängnißvollen Conflikten antreiben, die nicht der Vergangenheit, sondern der Zukunft angehören. Die Vertreter, die sich daran wagen, sie schneller, als es in dem ruhigen Laufe der Entwicklung liegt, zu verwirklichen, haben wenig Sinn für die altehrwürdigen Traditionen der Geschichte, denen auch das Neue organisch entkeimen muß, aber die hoffnungsvolle Begeisterung für ein neues Leben, das, auch wenn sie fallen, über ihren Gräbern zur Blüthe kommen muß. So steht und fällt in Schillers Don Carlos Posa für ein politisches Ideal, von dem er sich zuletzt sagen muß, daß sein Jahrhundert für dasselbe nicht reif ist.

Indem eine solche Einsicht in die Verfehltheit eines Strebens, in dem ein unglücklicher Held zu Grunde geht, sich mit der innigen Theilnahme an der Wirkung derselben auf die Zerstörung seiner ganzen Lebenshoffnung verbindet, und eines das andere nicht im Geringsten ausschließt, gestaltet sich die Reinigung des Mitleids in den historisch-politischen Tragdien specieller zu der Ausschließung jener verkehrten Anwendung persönlicher Sympathien auf die Beurtheilung historischer Nothwendigkeiten, die als Gefühlspolitik bezeichnet wird. Das Mitleid müßte in Entsetzen übergehen, wenn es uns zu dem Wunsche fortrisse, um des Helden willen die historische Gerechtigkeit im Großen auf den Kopf gestellt zu sehen. Es besteht dagegen in voller Reinheit neben der Einsicht, daß er und seine Sache fallen muß.

Schillers Wallenstein wird häufig als ein großes Vorbild der Behandlung historisch-politischer Stoffe in Tragdien angesehen. Er gehört aber dazu nur in sehr äußerlichem Sinne. Unser Interesse für ihn wird allerdings von vornherein in lebendigere Erregung gesetzt durch den historisch bekannten, nationalen Boden, aus dem seine wunderbare Gestalt sich emporhebt. Im Verlaufe aber ist es doch nur das Spiel eines heroischen Selbstgefühls im Allgemeinen, gegenüber einer Welt von kleinen Menschen, was uns in Erregung setzt. Die historisch-politischen Bestrebungen, die dabei mit zur Sprache kommen, spielen keine hervorragende Rolle bei der Erregung, in die wir mit ihm versetzt werden. Sie gehören mehr nur zum Kostüm, das zur deutlicheren Versinnlichung des Spiels dient. Denn natürlich wird ein Held, der in der politischen Geschichte eine Rolle spielt, und dem es nicht an allem Verstande gebricht, auch seine Handlungen, so persönlich die Motive derselben im Grunde seyn mögen, doch mit größeren Zwecken und Absichten für das Wohl und Wehe seiner Zeit und seiner Nation in Verbindung zu setzen suchen. Wallenstein ist auch in diesem Falle und versuchte es auch, aber in so ungeschickter Weise, daß es dieß gewiß nicht ist, was uns für ihn interessirt, weil es seinen Untergang weder äußerlich bedingt, noch innerlich empfindlich für ihn werden läßt. Was er auf dem Wege der Verständigung mit dem Feinde zu erreichen hofft, ist eine selbstständige böhmische Krone; dann redet er wieder von reichsfürstlicher Schirmung Deutschlands den Schweden gegenüber. Es wurde zu Schillers Zeit weder an böhmische Nationalität noch an deutsche Politik viel gedacht. Wenn er aber daran dachte, hat er gewiß nicht gemeint, das Arbeiten für beide sey so vereinbar, daß ein Mensch sich für diese Mischung ernsthaft begeistern und hingeben könne. Ebenso nimmt Wallenstein zu den kirchlichen Gegensätzen, in deren Kampf er einwirkt, eine ganz schwankende Stellung ein. Er ist früher selbst erst katholisch geworden und wirft sich nun zum Vertheidiger der unterdrückten Protestanten auf. Ganz ihm gleich in völliger Unklarheit und Gleichgültigkeit den Fragen der Zeit gegenüber ist die Armee, an deren Spitze er steht und fällt. Es steht und fällt also mit ihm kein Prinzip, kein großes historisch-politisches Streben.

Es ist nur die Eine große allgemein menschliche Leidenschaft des Strebens nach großer persönlicher Herrschaft, die in ihm überspruden, also gerade wie sein Charakter von vorn herein kein sehr willfähriger Stoff, für den wir uns lebhaft erwärmen könnten. Aber auch ihn hat uns Schiller in menschlich verständliche Nähe gerückt durch den Gegensatz der schwachen, zusammengekünstelten Hof- und Günstlingswirthschaft, durch deren Verachtung sein Selbstgefühl über alle Schranken wächst, durch den Rausch des Glückes, das ihn aus der Menschen Reihen herausgehoben, und durch das schöne Verhältniß zu den kriegerischen Schaaren, die ihm blindlings zu folgen durch den Zauber seiner dämonisch waltenden Natur gezwungen sind. Ist es auch keine gemeinsame patriotische Begeisterung, sondern nur der gemeine esprit de corps, was unter ihm seine Armee zu einem großen Ganzen verbindet, so verstehen wir doch, wie auch daran sich tief sittliche Kräfte, der persönlichen Neigung, des Vertrauens anknüpfen können, deren Abreißen edle menschliche Herzen mit zerreißen muß. Wenn er sich getrauen kann, zu Max zu sagen:

„Auf mich bist du gepflanzt, ich bin dein Kaiser.
Mir angehören, mir geboren, das
Ist deine Ehre, dein Naturgesetz,“

wenn sich seine königliche Hoffnung darin gipfelt, auf dem blühenden Haupte seiner Tochter eine Krone zu

Digitized by Google

ſehen, und er nun an dieſen beiden gerade die grimmigſte Täuſchung erleben und ſie mit ſich ins Verderben reißen muß, ſo vergeſſen wir ganz das Rohe in der von höheren Ideen ganz entblößten Herrſchbegierde und fühlen nur den Schmerz deſſen, dem ihre Befriedigung zerſtört wird.

Eben ſo iſt nun auf der andern Seite das ruhig Beſtehende, gegen das der Held vergeblich anſtürmt, und deſſen tiefere Berechtigung wir einſehen müſſen, um ſein Unglück nothwendig zu finden, ſo ſehr es uns um ſeinetwillen leid thut, nicht die politiſche Größe, an der er ſich vergreift, ſondern die ſittliche Idee, gegen die er fehlt, nicht der Beſtand der öſterreichiſchen Monarchie, ſondern die heilige Treue, die den Diener an ſeinen Herrn bindet. Schillers politiſche Ueberzeugung, die er deutlich erklärt hat, war die noch heute vielfach vorkommende und vielfach beſtrittene, daß eine friedliche Ordnung in Europa erſt nach der Auflöſung der habsburgiſchen Herrſchaft in ihre natürlichen Elemente möglich ſeyn werde. Hätte es ſich alſo um Geltendmachung hiſtoriſcher Principien gehandelt, ſo hätte er Wallenſteins Planen beiſtimmen müſſen. Davon handelt es ſich aber hier gar nicht. Wallenſtein ſelbſt muß es in der letzten Zweifelequal vor dem Entſchluß zum Verrath deutlich ausſprechen, daß jede Feindſchaft der Parteien ſchweigt vor dem Abſcheu gegen den gemeinen Feind, der das Heiligthum der Treue verletzt, die einzige Sicherheit, auf die jeder ſich muß verlaſſen können. Darum erliegt er dann auch nicht der überlegenen Macht, der innern Kraft des Staates, an deſſen Bau er rütteln will, ſondern der Unſicherheit deſſelben Glaubens an Treue, den er beirogen hat, derſelben Verachtung jedes ſittlichen Bedenkens gegenüber der Rachſucht des gekränkten perſönlichen Selbſtgefühls, von der er ſich hat hinreißen laſſen. Seine ſiegreichen Feinde ſind nicht der Kaiſer und ſein Rath, ſondern Octavio und Buttler, der dieß deutlich erklärt in dem Monolog, welcher den herannahenden Untergang des Helden ankündigt:

„Nimm dich in Acht — dich treibt der böſe Geiſt
Der Rache — daß dich Rache nicht verderbe!“

Die Nemeſis ſeines Schickſals führt ſich rein und einfach darauf zurück, daß er den feſten Boden ſittlicher Beſtimmtheit verlaſſen hat, in dem die ganze Größe und Sicherheit des eigenen heroiſchen Willens für ihn wurzelt. Damit hört ſeine Freiheit auf, eine wahre, in ſich feſt gegründete zu ſeyn. Hiemit, und hiemit allein beginnt ſein Unrecht:

„Denn Recht hat jeder eigene Charakter,
Der übereinſtimmt mit ſich ſelbſt. Es gibt
Kein andres Unrecht als den Widerſpruch.“

Die Gräfin Terzky muß dieſes große Wort gerade da ausſprechen, wo ſie durch verdrehte Anwendung deſſelben den Schwankenden vollends verführt, ſich ſelbſt gründlich untreu zu werden. Seine ganze Größe iſt hervorgegangen aus der blinden Hingebung für ſeinen Kaiſer. Für ihn iſt er mit Feuer und Schwert durch Deutſchlands Kreiſe gezogen. Die Anhänglichkeit, der das erlaubt ſeyn konnte, iſt ſein Lebenselement. Er kann ſie im Grunde eben ſo wenig los werden als ſeine Frau und Max, und ſo zerreißt das letzte Band des Lebens und des Glückes beim letzten Entfleiden mit der Kette, die ihm der Kaiſer als erſte Gunſt umgehängt hat.

Eben dieſer innige Zuſammenhang der Verirrung und des Verhängniſſes, in denen der Held äußerlich zu Grunde geht, gibt uns aber auf der andern Seite die Ahnung der Nothwendigkeit, daß auch der innerlich noch fortlebenden beſſeren Seite ſeines Weſens eine befriedigende Erfüllung beſtimmt ſeyn ſeyn muß. Mit dieſem Gefühle verweiſt uns Schiller über die Schranken des Wirklichen hinaus, in dem Nachruf zu ſeiner großen Dichtung, der durch die Geiſterſtimme Thellas verkündigt, daß der Held dort, frei von Sünden, von dem blutigen Mord nicht mehr erreicht wird:

„Und er fühlt, daß ihn kein Wahn betrogen,
Als er aufwärts zu den Sternen ſah;
Denn wie jeder wägt, wird ihm gewogen:
Wer es glaubt, dem iſt das Heil'ge nah.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem ſchönen, glaubigen Gefühl.
Wage du zu irren und zu träumen;
Hoher Sinn liegt oft in kind'ſchem Spiel.“

Dieſe Ideen führen uns freilich ſchon aus der Tragödie heraus in ein Gebiet, wo die Einheit der individuellen Freiheit und der ewigen Geſetze in voller Harmonie hergeſtellt iſt, aus deren zerriſſener Diſſonanz allein das erhabene Schauſpiel des Tragiſchen entſtehen konnte.

Sind wir ſo von den Beſtandtheilen der Tragödie zu einer Nachwirkung der von ihr erregten Eindrücke gekommen, die ſich nur in dem Geiſte, der ſie aufgenommen hat, in Zuſammenhang mit ihnen fortgeſetzt, ſo iſt es ſchließlich wohl am Platze, bei dieſem ſelbſt, dem empfindenden Subjekte noch einen Augenblick ſtehen zu bleiben; denn eine beſtimmte Empfänglichkeit für die Mittel, mit denen die Tragödie arbeitet, iſt doch am Ende das Hauptorgan zur Erreichung ihrer Wirkung.

Den Perſonen gegenüber muß der Zuſchauer im Stande ſeyn, ſich an ihre, beſonders der Hauptperſon Stelle zu verſetzen. Er muß daher wie ſie kein

Digitized by Google

einſeitig ausgebildeter Charakter ſeyn, ſondern den verſchiedenſten Neigungen im Wollen und Empfinden zugänglich. Eine ſehr ruhige, energiſch zuſammengefaßte Perſönlichkeit wird nicht verſtehen, wie ein großer Mann ſich von Affekten kann hinreißen laſſen; eine zu feinfühlende Seele dagegen wird ſeine ſtolze Gegenwehr gegen das Schickſal nicht zu faſſen im Stande ſeyn. Sehr eigenthümlich gebildete Charaktere werden nur mit ihres Gleichen ſympathiſiren, nur da reines Mitleid empfinden, wo eine ähnliche Natur betroffen iſt.

Dem Verlaufe der Handlung gegenüber muß der Zuſchauer im Stande ſeyn, ihren zwingenden Gang ſchnell aufzufaſſen, von den Eindrücken, die die Helden betreffen, die nothwendig erfolgende Handlung ſogleich zu erwarten. Ein gewiſſer Grad von Erregbarkeit und ſchneller Entſchloſſenheit gehört zur rechten Auffaſſung einer tragiſchen Verwicklung. Für ein zu geduldiges Abwarten hat ſie nur die Wirkung des Staunens über eine außerordentliche Folge von Ereigniſſen, wozu eine Erzählung auch genügen würde. Den großen Ideen, die in der Bruſt heroiſcher Menſchen arbeiten, oder ſie überwältigen, muß der Zuſchauer auch ſchon offen ſeyn, wenn ſie ihm in ihrer ganzen Größe aus der Handlung heraus entgegentreten ſollen.

Was aber dem Zuſchauer von vorn herein durchaus noch nicht geläufig zu ſeyn braucht, iſt der innere Conflikt, der in unglücklichen Verwicklungen aus jenen Anlagen zum ſtarken Streben und Leiden hervorgeht. Im Gegentheil, wer ſelbſt in tragiſchen Verwicklungen ſteckt, wird ſie ſchwer außer ſich mit äſthetiſchem Wohlgefallen anſchauen. Das reine Mitleid fordert die Fähigkeit zum Leiden, aber zugleich das Gefühl der Sicherheit eines tiefen und unverdüſterlichen Friedens im eigenen Herzen, zu dem es neu gehoben und erweitert zurückkehren kann, nachdem es ſich dem Eindrucke eines fremden Leidens wie eines eigenen vorübergehend mit ganzer Lebendigkeit hingegeben. Iſt doch auch im Leben dieſe Verbindung warmer Empfindlichkeit und heiterer Zuverſichtlichkeit die beſte Vorbereitung, einem großen Verhängniß entgegen zu gehen. So ſehen wir auch an den Perſonen im Wallenſtein, die ſelbſt die Verwicklung nicht mit herbeiführen, ihr aber als nächſt Betheiligte mit entgegen gehen, vor dem Ausbruch derſelben eine lebhafte Empfänglichkeit für jeden großen Eindruck, verbunden mit einer innern Heiterkeit, zu der wir ſie uns, nach der in jener Geiſterſtimme Thekkas deutlich ausgeſprochenen Abſicht Schillers, auch ſchließlich durch den kurzen Kampf des Todes wieder eingehend denken ſollen. Thekla kann in der Mitte des Vorſpiels, kurz bevor vor ihren Augen das drohende Wetterleuchten des Schickſals als deutliche Schreckensahnung aufflammt, jenem Gefühl ruhiger Sammlung die ſchönen Worte geben:

„Das Spiel des Lebens ſieht ſich heiter an,
Wenn man den ſichern Schatz im Herzen trägt,
Und froher kehr' ich, wenn ich es gemuſtert,
Zu meinem ſchönern Eigenthum zurück."

Späte Heimkehr.

(Fortſetzung.)

Es kam gewiß nicht vor, daß dem Alten zu irgend einer Tageszeit ein zum Hauſe Gehöriger begegnete, ohne daß er demſelben freundlich zunickte; aber es mußte eine beſondere Fröhlichkeit in der Art liegen, wie er jedem der Arbeiter heute auf dem Flur ſeinen „guten Morgen" zurief; ſie mußten ſelbſt ein heiteres Geſicht mitmachen, grüßten reſpektvoller als ſonſt und hielten inne und ſahen ihm verwundert nach; noch mehr das Hausmädchen, dem er am unterſten Treppenabſatz begegnete, da daſſelbe Manches von der Familienverſtimmung des vorhergehenden Abends bemerkt hatte und das lächelnde Geſicht des Alten nicht damit in Einklang zu bringen wußte.

„Ja, der Herr iſt ſchon im Comptoir," antwortete ſie auf die Frage deſſelben und blickte ihm ebenfalls erſtaunt nach, wie er über den Flur ſchritt und an den Glasſcheiben der Comptoirthür ſtehen blieb, um einen Blick hineinzuwerfen. Brunner ſaß mit ernſtem Geſicht rechnend auf dem Lederſtuhl. Er blickte gedankenvoll mit gefalteter Stirn auf, gerade auf die Thür zu; aber er gewahrte in ſeinem Nachſinnen den Alten nicht. Erſt als dieſer ſich bewegte und ihm

Digitized by Google

durch die Scheiben einen Morgengruß mit der Hand zuwinkte, bemerkte er denſelben, ſtand auf und kam an die Thür. Auch ihm mußte die heitere Miene des Alten auffallen, denn es lag ein Zug der Verwunderung, den man durch das Fenſter wahrnehmen konnte, in ſeinem Geſicht, als er öffnete.

„Ich will nicht ſtören, lieber Herr," ſagte Sterneck; „wollte Ihnen nur, da ich vorbeiging, einen guten Morgen wünſchen. Haben Sie gut geſchlafen?"

Der Angeredete dankte kurz mit etwas befremdetem Tone. „Wohin gehen Sie denn ſo früh, Herr Sterneck?" fragte er, wie es ſchien, mehr um ein Wort zu erwiedern, als aus Intereſſe an der Antwort.

„Habe nur einen kleinen Gang zu machen," verſetzte der Alte, „und komme gleich zurück. Nicht wahr, der nächſte Notar wohnt in der erſten Straße rechts?"

„Ja, Dr. Klug in der Piaſſenſtraße," entgegnete Brunner. Der Alte dankte und grüßte. Der Kaufmann ſah ihm mit demſelben zögernden Geſicht nach, wie am Abend vorher, als er ſich halb aus dem Sopha erhoben, um ihm zu folgen. Jetzt indeß führte er ſeinen Entſchluß aus, denn er rief dem bereits unter der Hausthür Befindlichen nach: „Hätten Sie wohl, wenn Sie zurückkommen, einen Augenblick Zeit für mich, lieber Herr Sterneck? Ich möchte gern etwas mit Ihnen beſprechen."

Der Gerufene drehte ſich noch einmal um. „Gern, ich wäre ohnehin zu Ihnen gekommen," erwiederte jener lächelnd. „Alſo, in einem halben Stündchen." Er grüßte nochmals höflich mit dem Hut und ging rüſtig und eilig die herbſtſonnige Straße hinauf.

Brunner war aus Fenſter getreten und ſah ihm nach. Er hatte ſich wieder an ſeine Arbeit begeben wollen, aber er konnte die dazu erforderlichen Gedanken nicht ſammeln; ſo trat er raſch an die breiten Scheiben und blickte der alten impoſant zierlichen Geſtalt nach, ſo lang, bis ſie ihm an der Straßenbiegung aus den Augen verſchwand.

„Was mag der Alte beim Notar wollen?" murmelte er vor ſich hin. Er war allein in dem großen Comptoir und ſprach ſeine Gedanken halblaut, ohne es zu bemerken. Dazwiſchen ſetzten ſich andere im Stillen fort. „Ein alter Herr, man könnte ſagen, das Muſter eines alten Herrn." Seine Augen hafteten noch immer auf der allmälig ſich verkleinernden Geſtalt Sterneck's. — „Und kommt doch aus der neuen Welt. Wie verſchieden das Alter die Leute machen kann!"

Er brach ab und blickte nachdenklich durch die Scheiben auf die jetzt leer gewordene Straße. Der letzte Satz mußte einen Gedankengang in ihm angeregt haben, der ſich fortſetzte, obgleich viele Mittelglieder ausgefallen waren. „Verdammte Geſchichte!" begann er plötzlich wieder. „Der Burſch iſt tüchtig und kann's zu etwas bringen; man brauchte nicht geradezu — aber mit der Alten iſt kein Wort darüber zu reden."

Er trommelte mit den Fingern ſo heftig gegen die Scheiben, daß ſie bedenklich zu klirren anfingen. Ein Kopf ſtreckte ſich durch die Thür. „Sollen wir heute Morgen die Waare auf dem Lager revidiren?" fragte der Buchhalter. Brunner wandte ſich raſch um: „Thun Sie das!" erwiederte er. Es ſchien ihm nicht unlieb zu ſeyn, allein im Comptoir zu bleiben. Er gab dem Buchhalter noch ein paar Anweiſungen, dann trat er an's Fenſter zurück und blickte wie zuvor auf die Straße.

Es war eine Veränderung in dieſem Geſicht vorgegangen ſeit jenem Abend, da es ſich zuerſt im Eiſenbahnwagen dem Alten gegenüber befunden. In ſeinem Ausdruck gewahrte man es, ſchwer ſo recht zu ſagen woran, aber es war verändert; vor Allem jetzt wie es ſo halb träumeriſch — wann hätte es das je früher gethan? — zum Fenſter hinausblickte, wie durch die Häuſer und weiter über die Biegung der Straße und noch weiter hinüber — hinüber — wohin?

Ja, es war, als ſuchten die Augen etwas, das ſie nie geſehen und das ſich auch eigentlich nicht ſehen ließe; denn es lag nicht draußen, es lag in den ſuchenden Augen ſelbſt, unbeſtimmt und verſchleiert, wie vorhin die Thürme und Dächer aus dem Nebel herauswinkten; doch wenn die Sonne nur käme, voll und ſtark und nachdrücklich — —

Und da kam ſie eben wieder um die Ecke, gar nicht ſpätherbſtlich, ſondern wie im erſten Frühling, ſo rüſtig und frohbeeilt, wie ſie vor einer halben Stunde dort verſchwunden, und doch ſo würdig in dem hochaufrechten Gang mit dem ſeinen, niedrigen Hut und dem Stock mit dem goldenen Knopf in der Rechten. Das freundliche Lächeln lag noch immer über dem alten Geſicht, ja es hatte ſich faſt noch mehr ausgebreitet, und je näher es durch die Straße herauftam, deſto mehr ſchwanden die Nebel aus den Augen des Beobachters in dem einſamen Comptoir. Es lag auch nichts Hartes oder Mürriſches mehr darin, wie er ſich umwandte und ſchon im ſelben Augenblick mit kräftiger Stimme: „Herein!" rief, als draußen die Hand des Alten ſich erſt zum Klopfen in Bewegung ſetzte.

„Ein ſchöner Tag heute!" ſagte der Eintretende heiter, „faſt wie im Sommer. Sie ſind noch allein?" Brunner hatte ihm gegen ſonſtige Gewohnheit die Hand gereicht; mit der andern ſchob er unwillkürlich den Riegel vor die wieder verſchloſſene Thür.

Der Alte bemerkte auch das, wie er die in ſeiner Abweſenheit im Geſicht und Weſen des Principals

Digitized by Google

vorgegangene Veränderung wahrgenommen. „Sie wollten mich sprechen, lieber Freund?“ sagte er, herzlich den Händedruck des Kaufmanns erwiedernd.

Dieser schien jetzt zu festem Entschluß gekommen. „Wegen Ernsts — oder Philiberts“ erwiederte er, den letzteren Namen mit einem Lächeln einschaltend. „Sie haben sich des jungen Mannes in vieler Beziehung angenommen und, wie ich gern gestehe, ihn für seinen Beruf tüchtiger gemacht, so daß ich mich für verpflichtet hielt, ehe ich eine bedeutsame Entscheidung über die Zukunft desselben treffe, diese mit Ihnen zu berathen.“

Der Alte hatte sich in einen Lehnsessel gesetzt und blickte dem Redner mit seinen ruhigen Augen gerade ins Gesicht. Er nickte zustimmend mit dem Kopf, als dieser geschlossen; dann versetzte er: „Sie sagten mir, der junge Mann sey unwohl und Sie befürchteten —“

Brunner fiel ihm hastig ins Wort: „Es war nur ein Vorwand, dessen ich mich gestern im Anwesenheit der Uebrigen bediente. Der wahre Grund ist —“

Aber jetzt unterbrach ihn der Alte seinerseits. „Es freut mich sehr, das zu hören,“ versetzte er gleichmüthig, „da meine Absichten dadurch, wie ich denke, um so erfolgreicher werden. Ich habe in letzter Zeit erwogen, daß es sich für einen alten Kaufmann wie mich nicht wohl ziemt, sein erworbenes Kapital sich in Ruhe verkleinern zu lassen, und beabsichtige dasselbe wiederum in einem Geschäft unterzubringen, oder vielmehr selbst ein solches damit zu begründen.“

Brunner hätte nicht Kaufmann seyn müssen, wenn diese plötzliche Ankündigung ihre Wirkung auf ihn hätte verfehlen sollen. „Ei der Tausend, Herr Sterneck!“ rief er, den Gegenstand, der ihn eben noch erfüllt hatte, vergessend, indem er den Alten überrascht anblickte, der bestätigend mit dem Kopf nickte. Aber dieser fuhr, statt das Mitgetheilte weiter zu erörtern, fort: „Doch Sie wollten mir von Ihren Plänen hinsichtlich Philiberts sagen —“

Es lag eine so deutliche Frage in dem Satz, daß der Angeredete nicht wohl umhin konnte, darauf einzugehen. „Ich mochte dem jungen Manne — schon um Ihretwillen — nichts Uebles zufügen und so dachte, ich, ihn an ein befreundetes Haus nach Philadelphia zu empfehlen, das einen mit den hiesigen Verhältnissen vertrauten Geschäftsführer sucht.“

Er hielt zögernd inne und wich den forschenden Augen aus, die fester und fragender als zuvor in den seinen ruhten. Es klang fast ein wenig bitter, als der Alte entgegnete: „Und weßhalb wollen Sie denn Philibert fortschicken? Wünscht er es selbst?“

Brunner schwieg einen Augenblick, als hätte der Klang der Stimme ihn unentschlossen gemacht. Dann erwiederte er fest: „Herr Sterneck, Ihnen als dem Freund unseres Hauses will ich es sagen — meiner Tochter wegen.“

Er hatte bei dem Angeredeten eine betroffene Miene über die letzten leiser hinzugefügten Worte erwartet, aber zu seinem Staunen blieb das Gesicht desselben unverändert. Dieser sagte nur freundlich: „Und warum das?“

„Weil meine Frau Hermine und Philibert gestern Abend in der Dämmerung überrascht hat, wie sie im Hinterzimmer zusammen standen und sprachen — wie es sich nicht ziemt, daß ein armer Lehrling mit der Tochter seines Principals verkehrt.“

Brunner hatte das mit jener zuversichtlichen Bestimmtheit gesprochen, auf die man ein Verstummen von Seite des Andern erwartet. Der Alte indeß verwandte während des Sprechens kein Auge von ihm; nur beim letzten Wort versetzte er ruhig und lächelnd wie zuvor: „Und warum nicht?“

Es lag etwas so Verwirrendes für den Vater in dieser laconischen Aeußerung, daß er den Fragesteller einige Augenblicke nur betroffen anzublicken vermochte. Aber dieser ertrug den Blick wiederum mit der größten Sicherheit, und Brunner war es, der den seinen abwenden mußte.

Es war eine Pause eingetreten; dann nahm der Alte ruhig das Wort und fuhr fort: „Indeß ist das Ihre Angelegenheit und ich glaube, daß Sie darüber mit sich selbst am besten zu Rathe gehen. Mir sind dadurch ganz von der meinen abgekommen, über die ich mir Ihren Rath erbitten wollte. Ich fühle mich selbst etwas zu alt und dem modernen Berkehrsleben zu sehr entfremdet, als daß ich den Muth hätte, mich persönlich an die Spitze des vorhin erwähnten, von mir beabsichtigten neuen Geschäftes zu stellen. Da habe ich mannigfach hin und her gesonnen und bin endlich zu dem Resultat gelangt, daß ich es am besten halte, eine junge Kraft zu gewinnen, deren Interesse auf das Innigste mit der Blüthe des Geschäftes verknüpft wäre, etwa so, daß nach meinem Tode der ganze Besitz auf den Geschäftsführer desselben überginge. Meinen Sie nicht auch, lieber Freund?“

Brunner mochte in Gedanken vertieft gewesen seyn, denn er schrack bei der Frage zusammen und stotterte nur: „Ja, aber wen? und ich begreife doch nicht —“

„Ich würde dann zu ihm ziehen, namentlich wenn er eine Frau hätte, bei der ich mich in meinen alten Tagen recht behaglich und glücklich fühlen könnte,“ fuhr der Alte gleichmäßig fort, „und da diese Tage vielleicht gezählt sind und ich keine Verwandte besitze, denen

Digitized by Google

ich eine rechtmäßige Anwartſchaft dadurch entziehe, ſo habe ich die Angelegenheit ſofort notariell in Ordnung gebracht und" — er zog ein Päckchen Papiere aus der Taſche — „den hierin enthaltenen, ausreichenden Beſitz als Eigenthum des darauf Genannten anerkennen laſſen, im Falle er darauf eingeht, die näher ſtipulirten Bedingungen zu erfüllen, d. h. erſtens, den darin bezeichneten Namen ſtatt des ſeinigen anzunehmen; zweitens, das Mädchen, das ich ihm zudenke, zur Frau zu wählen."

Der Alte hatte dieß in ungewöhnlich geſchäftsmäßig trockenem Tone vor ſich hingeſagt und dabei die einzelnen Werthpapiere im Betrage vieler Tauſende auf dem Tiſche ausgebreitet. Brunner hatte ein daneben liegendes Document in die Hand genommen und ſtarrte unverwandt auf den über dem großen Siegel in eleganter Frakturſchrift befindlichen Namen, den er endlich halb bewußtlos vor ſich hin ſtotterte: „Und übermache ſämmtlich Obengenanntes ſchon jetzt bei Lebzeiten meinem Adoptivſohn, Herrn Philibert Waldburg —"

Der Leſende ließ das Papier ſinken und blickte den Alten ſprachlos an.

„Sie ſehen, Ihr Lehrling iſt nicht ganz ſo arm, wie Sie gemeint," ſagte dieſer. Dann plötzlich ſchwand das Lächeln, mit dem er es geſprochen. Brunner hatte unwillkürlich ein Wort hervorgeſtoßen, das nach dem Grunde dafür fragte, und wie eine Wolke über die Sonne gleitet, wich die Heiterkeit des alten Geſichtes einem tief ernſten Schatten, als er tonlos ſprach: „Weil ein langes Menſchenleben davon abhängen kann, daß er es beſitzt, bevor er nach Amerika geht; weil ich Ihnen die Schuld erſparen möchte, Herr Brunner, ein Menſchenleben verdorben zu haben, weil es mich angeht und weil ich die Schuld nicht tragen will, zwei verderben zu helfen."

Es lag etwas ſo beängſtigend Feierliches in den Worten des Alten, daß Brunner verſtummt vor ihm ſtehen blieb und erſt auf die wieder in freundlichem Ton geſprochene Aufforderung, weiter zu leſen, die Augen mechaniſch über das Blatt, das er noch immer in Händen hielt, fortlaufen ließ.

„Sie haben den Satz noch nicht ausgeleſen," ſagte der Alte, „und der folgende Paſſus iſt eigentlich das, worüber ich Ihren Rath und Ihre Zuſtimmung vernehmen möchte. Bitte, fahren Sie fort: Herrn Philibert Waldburg —"

„Und ſeiner Braut, Fräulein Hermine Brunner am Hochzeittage als —"

Doch jetzt ließ Brunner das Blatt zur Erde fallen. Alles an dem ſtarken Manne ſchien in ein Bild der Verwunderung aufgelöſt. „Ja, wie iſt denn das zu verſtehen?" brachte er endlich mühſam hervor.

„Nach dem Wortlaut," entgegnete der Alte; „doch, wie denken Sie darüber?"

„Ich?" ſprach Brunner in ſichtbarer Verwirrung. Man ſah, daß er nicht alle Gedanken offenbaren wollte, die ihn bewegten. „Der junge Mann hat mir nie mißfallen — recht gut gefallen ſogar, ſeitdem Sie ſich ſeiner angenommen — recht tüchtig, arbeitſam — und auch fähig — aber —"

„Aber —?"

„Herr Sterneck, meine Schwiegermutter wird nie einwilligen. Sie können ſich denken, wie ſchwer es mir wird, das auszuſprechen; aber Sie wiſſen, wie ſehr die Verhältniſſe mich zwingen, in bedeutenden Fragen ihrer Meinung nicht zu widerſtreben, da ich im Falle eines ernſthaften Zerwürfniſſes zwiſchen uns mittellos ſeyn würde. Und Sie wiſſen zugleich, daß die alte ſtarrköpfige Frau ſich ſtets andere Pläne hinſichtlich des Mädchens gemacht, und eine grundloſe, aber heftige Antipathie gegen den jungen Mann beſitzt —"

Der Alte ſtand auf, man las auf ſeinem Geſicht, daß es ihm peinlich war, das Geſtändniß derartiger Abhängigkeit von einer Frau weiter anzuhören. „Verſuchen wir es, lieber Freund, und ſprechen Sie mit ihr," erwiederte er, „d. h. wenn Sie mit meinem Plane einverſtanden ſind."

Er ſchüttelte Brunner die Hand, welche dieſer kräftig drückte. „Es kommt Ihnen unerwarteter als mir," ſetzte der Alte hinzu. „Erwägen Sie und bedenken Sie Alles und theilen mir heute Mittag das Reſultat Ihrer Unterredung mit. Sollte Frau Dahlgren nicht einverſtanden ſeyn, vielleicht gibts noch ein Mittel, ihre Einwilligung zu erhalten. Leben Sie wohl bis dahin."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Das Glück.

O willſt du glücklich leben,
So muß es liebend ſeyn!
Nur wenn der Lieb' ergeben,
Bleibt Herz und Leben rein.

Denn Liebe iſt's, die bindet
Was von Natur ſich wählt,
Und die zuſammenfindet,
Was Jedem einzeln fehlt;

Und Glück iſt nicht zu heben
Ein Schatz in Berges Grund:
Es iſt ein Einheitsleben,
Ein unſichtbarer Bund.

Es iſt ein heimlich Wandern,
Das durch die Menſchen fließt,
Und einen mit dem andern
In eine Kette ſchließt,

Das Herz mit Herzen bindet,
Von Herz zu Herzen geht,
Doch alſobald verſchwindet,
Wo Eins alleine ſteht.

Merk' auf, du ſtrebſt und ſchaffeſt,
Doch, iſt's für dich allein,
So wird, was du erraffeſt,
Es wird dein Glück nicht ſeyn!

Die Selbſtſucht mehrt und nähret
Sich groß und ruhelos —
Doch nie, wie viel ſie zehret,
Wird ſie den Hunger los.

Sie ſchwelgt und ſtrahlt in Feſten,
Doch friert ſie's insgeheim;
Sie wohnt wohl in Palläſten,
Allein ſie hat kein Heim.

Sie ſchweift durch alle Räume
In freudeloſem Flug,
Nicht Thaten und nicht Träume
Thun ihrer Gier genug.

Sie kann nicht Ruhe finden,
Und Frieden kennt ſie nicht ...
Ja, will denn Glück ergründen,
Wem Fried' und Ruh gebricht?!

Nein nein, das Glück wohnt eigen
Nur in des Einklangs Haft;
Und Einklang zu erzeugen,
Das iſt der Liebe Kraft!

Ein Ringen und Gewinnen
Iſt Lebens Sinn und Acht,
Doch, noch im Kampfe Minnen,
Das iſt die höchſte Macht!

O willſt du glücklich leben,
So laß es liebend ſein:
In Liebe hingegeben
Bleibt Herz und Leben rein.

A. Dulk.

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

Der Frieden und die Witterung. — Fruchtbarkeit in der Mark. — Fräulein Rigolboche. — Volkscongreß zur Förderung der deutschen Einheit. — Die Markthalle. — Die permanente Industrieausstellung. — Die Stadtmauer.

Die Berliner sind ein skeptisches Völkchen. Sie wollten lange nicht recht an den Frieden mit Dänemark glauben: erst jetzt, wo sie mit eigenen Augen die entlassenen dänischen Kriegsgefangenen in die Heimath fahren gesehen, sind sie von ihren Zweifeln geheilt. Im Allgemeinen ist man sehr froh, daß wieder Friede ist. Eine Fortsetzung des Kriegs hätte keinen Sinn mehr gehabt, und jeder Krieg, selbst der kleinste, ist immerhin mit großen Opfern verbunden. Unsere Geschäftsleute behaupten, die letzten sechs Monate seyen für Handel und Wandel die ungünstigsten gewesen seit Menschengedenken, und sie geben einstimmig dem Krieg die Schuld. Am lautesten unter allen Geschäftsleuten klagen die Gastwirthe, bei denen zu den Einflüssen des Kriegs, der ihnen einen Theil ihrer einheimischen Kunden entführt hat, noch die Wirkungen des schlechten Wetters hinzukommen, welches die fremden Gäste fernhält. Das Wetter ist aber auch wirklich zum Tollwerden: kalt, stürmisch und Morgens Regen, Mittags Regen, Abends Regen, und zur Abrechslung, damit das Einerlei nicht allzuschwer auf uns laste, dann und wann ein Bischen Hagel. O Matthieu, du bist gerächt! Wir haben dich schnöde ausgelacht, im neunzehnten Jahrhundert, im Jahrhundert der Eisenbahnen und elektrischen Telegraphen könne sich kein Wunder ereignen, könne die Weissagung eines Wetterpropheten nicht in Erfüllung gehen. Ach, wir sind schwer bestraft worden für unsern Unglauben, und die fröstelnden Glieder in den dicksten Winterpaletot hüllend, das Haupt unter dem Regenschirm bergend, thun wir dir Abbitte, unsterblicher Matthieu, und geloben, dich nie wieder auszulachen! Am härtesten hat das Strafgericht die Fanatiker der Sommerwohnungen getroffen. Tief gedemüthigt, vom Rheumatismus gekrümmt, kehren sie fein Wochen in traniger Procession nach der Stadt zurück, aus der sie voll leichtsinnigen Vertrauens auf den Kalender so stolz ausgezogen waren. — Nun, kein Wind ist so schlimm, sagt ein englisches Sprichwort, daß er nicht dem einen oder andern etwas Gutes zuwehte. Und so hat auch das heurige Wetter seine gute Seite. Für die Bauern und Landwirthe in der Umgegend von Berlin hätte es nicht besser seyn können. Die Feuchtigkeit war unserem Sandboden äußerst ersprießlich, und wir verdanken ihr eine so reiche Ernte, wie sie in gewöhnlichen Jahren nur auf dem fettesten Lehmboden vorzukommen pflegt. Weizen wird hier in der Nähe nicht gebaut, aber ich muß gestehen, in meinem Leben habe ich keine schöneren Roggenfelder gesehen, als dieses Jahr in der sonst so trostlos öden Haferheide.

Das „Ereigniß der Woche“ ist die Ankunft der „ersten Cancansängerin von Paris,“ des berühmten „Fräulein“ Rigolboche. Es ist wahr, man munkelt, die fragliche Dame sey eben so wenig die ächte Rigolboche, als Herr Blondin, der vor kurzem hier angelangt ist, aber noch keine Vorstellung gegeben hat, der ächte Blondin seyn soll. Doch was will das heißen? Aecht oder falsch, die Dame hat unstreitig den Cancan gelernt, und da sie in unserer Hauptstadt des Intelligenzstaats nicht das strengste Auge Bonapartistischer Gendarmen auf sich fühlt — wir sind so frei! — tanzt sie den classischen Tanz Jungfrankreichs mit einer solchen — Kühnheit, daß Jung und Alt aus dem Häuschen ist, und das Meyselsche Theater, wo sie ihren Tempel aufgeschlagen hat, allabendlich kaum die Hälfte der Schaulustigen zu fassen vermag. Herr Meysel, der es voriges Semester mit tugendhaften Stücken versucht und dabei fast Bankerott gemacht hatte, wird sich die Moral merken, daß die Moral heutzutage in Berlin „schlecht bezahlt.“

Vaterland, irene dich! Deine Noth wird bald zu Ende seyn, denn bald wird du haben, was die Noth thut: „die Einheit!“ Ein gewaltiger „Volkscongreß,“ besucht von Hunderttausenden, tagt seit voriger Woche hier in der Nähe, ein „Volkscongreß, zur Förderung der deutschen Einheit,“ wie die Plakate an den Litfaßsäulen es in Miesmuschrift verkünden. Ich sage „hier in der Nähe,“ nicht hier in Berlin selbst. Das Heil kommt bekanntlich meistens aus kleinen Flecken, und so ist es auch in diesem Fall. Die Quelle des Heils ist eine wirkliche Heilquelle, der sogenannte „Gesundbrunnen,“ ungefähr eine halbe Stunde vor dem Stadtthor. Ob es eine Heilquelle in des Wortes eigentlicher Bedeutung ist, das kann ich allerdings nicht verbürgen, sintemal bis jetzt noch niemand darin gebeilt wurde; aber eine Quelle ist da, und zwar eine Quelle mit schrecklich übelschmeckendem Wasser, und schlechter Geschmack soll ja beim Wasser ein Beweis medicinischer Kraft seyn. Genug, der Mann, auf dessen Grundstück die Quelle vor mehreren Jahren entdeckt wurde, dachte so: er ließ ein Badehaus bauen, in das aber noch kein Gast eingezogen ist, und daneben ein Wirthshaus, in dem die Gäste desto zahlreicher sind. Und rings um das Badehaus und das Wirthshaus schossen wie Pilze Dutzende von Wirthshäusern auf, den Wirthshäusern folgten Wohnhäuser — hier zu Land ist das nämlich die gewöhnliche Ordnung der Dinge! erst das Wirths-, dann das Wohnhaus; anderwärts ist es umgekehrt — und siehe da, als Berlin eines schönen Morgens die Augen aufschlug, fand

Digitized by Google

es zu seinem unbeschreiblichen Erstaunen, daß über Nacht eine neue Vorstadt aus dem Sand herausgewachsen war. Dieß ist der denkwürdige Ort, wo der Volkscongreß zur Förderung der deutschen Einheit seit vorigen Samstag versammelt ist, und dem Programme gemäß noch die ganze Woche hindurch tagen soll. Gut Ding braucht Weile; Rom ist nicht an Einem Tag gebaut worden, und Rom zu bauen war ein Kinderspiel verglichen mit dem Bau des deutschen Einheitstempels. Doch unser Spekulant auf dem Gesundbrunnen fängt die Sache richtig an. — Da habe ich mich verschnappt; thut aber nichts. Ja, Spekulant. Und wer anders beschäftigt sich auch gegenwärtig mit der deutschen Einheit, als Spekulanten — comurrielle oder politische? Der vom Gesundbrunnen gehört in die erstere, die harmlosere Categorie. Es ist ein aufgeweckter Bierwirth, der durch den „aërostatisch-pyrotechnischen Volkscongreß" — so lautet der volle Titel — sein Lokal und seine Taschen füllen will. Die blaue Blume der Poesie gedeiht nicht in „des Römischen Reichs Streusandbüchse;" aber dafür hat die gütige Mutter Natur den Bewohnern, und namentlich den Berlinern eine unverhältnißmäßig große Portion von Phantasie gegeben — Talent zur Windmacherei nennen es die bösen Süddeutschen. Unter den Händen des Berliners, und durch seine Brille betrachtet, nimmt Alles gewaltige Umrisse an; der winzige Laden des Krämers wird zum Waarenlager; der Schuster, der jährlich zehn Paar Stiefeln reparirt, hat eine Fabrik; der Naturchemiker, der Morgens eine Maß Milch mit zwei Maß Wasser vermischt, thront in einem Milchbureau; der preußische Partikularismus heißt deutsche Nationalbewegung; ein einfaches Feuerwerk mit Seiltänzerei ist ein aërostatisch-pyrotechnischer Volkscongreß zur Förderung der deutschen Einheit. Ländlich sittlich. Uebrigens ist der Urheber des „Volkscongresses" offenbar ein Politiker. Die Art und Weise, wie er das Feuerwerk angeordnet hat, zeigt es. Am Schluß jeder einzelnen Sitzung wird „die deutsche Frage gelöst;" in Brillantfeuerwerk erscheint zur Linken der preußische Adler, zur Rechten der österreichische Doppeladler, und in der Mitte, über beiden schwebend, die Spitze einer Pyramide bildend, „der deutsche Reichsadler." Also deutsche Einheit mit Preußen und Oesterreich. Ein Spötter konnte sich an den naiven Wunsch jener deutschen Kleinstädter erinnern fühlen, die im rauschseligen März 1848 von ihrer Regierung „Preßfreiheit mit Censur" forderten. Sie wollten mit deutscher Vielseitigkeit das Eine so gut genießen wie das Andere. Von unserem Volkscongreß habe ich nur noch zu bemerken, daß die Meriaden von Patrioten, welche ihn besuchen, mit dem Resultat höchlich zufrieden sind und großentheils blaue Augen nach Haus bringen. Ohne lebhafte Discussion, ohne ein Zusammenplatzen der Geister, die nun einmal von den Körpern nicht zu trennen sind, ohne Demonstrationen ad hominem ist eine Verständigung über ein so reichiges und schwieriges Thema wie die deutsche Einheit doch nicht möglich.

Spät kommt sie, doch sie kommt; nämlich die Berliner Markthalle. Jahr lang schrieen sich die fortgeschrittenen unter unsern fortschrittlichen Bürgern heiser darnach; jahrelang debattirte der fortschrittliche Magistrat darüber und versprach von Zeit zu Zeit, „etwas thun zu wollen." Allein es geschah nichts, und vermuthlich wäre auch bis zum St. Nimmerleinstag nichts geschehen, wenn nicht die hiesige „Immobiliengesellschaft" dieser Tage den vernünftigen Gedanken gehabt hätte, es ließe sich mit der Sache Geld verdienen. Und wo es Geld zu verdienen gibt, da ist mitunter selbst ein Deutscher fähig, rasch zu handeln. Die „Immobiliengesellschaft" lieferte einen Beweis. Gedacht, gethan. Ein großes, im Mittelpunkt der Stadt sehr günstig gelegenes Grundstück ist bereits angekauft, die nöthigen Vorarbeiten haben schon begonnen und nächstes Jahr soll die Markthalle fertig seyn.

Ein anderes gemeinnütziges Unternehmen ist die „permanente Industrieausstellung," welche vom 1. Oktober an ins Leben treten wird. Die Idee ist nicht neu, aber gut: dem Producenten, und wäre er noch so arm, soll Gelegenheit verschafft werden, sich direkt an das kaufende Publikum zu wenden. Das Lagergeld für die auszustellenden Waaren ist sehr niedrig angesetzt und wird erst nach deren Verkauf bezahlt. Für unverkaufte Waaren ist nichts zu entrichten. Wenn man bedenkt, wie der kleine Producent gegenwärtig in den meisten Fällen von dem Zwischenhändler oder Agenten abhängig ist, in dessen Händen der Profit in der Regel kleben bleibt, so überzeugt man sich leicht von der Zweckmäßigkeit des Unternehmens. Freilich wird auf die Leitung viel ankommen.

Mit dem Abbruch der häßlichen Stadtmauer ist endlich der Anfang gemacht, und nach Verlauf von anderthalb Jahren wird dieses Verkehrshemmniß völlig entfernt seyn. Leider verschwindet damit nicht die drückende Mahl- und Schlachtsteuer; die Zollhäuschen werden bloß verlegt, und zwar so, daß sie die Zugänge zu den Vorstädten bewachen, die künftighin ebenfalls der Steuer unterworfen seyn sollen; also eine Ausdehnung des Uebels. Uebrigens hat die Mahl- und Schlachtsteuer hier schon innerhalb der städtischen Behörden sehr viel Gegner, und ist schwerlich noch auf lange Zeit aufrecht zu erhalten. Berlin wird von Jahr zu Jahr mehr eine Handels- und Industriestadt; schon jetzt tritt der residenzlich-militärische Charakter in den Hintergrund, und je weiter diese Umwandlung vorrückt, desto unerträglicher werden alle jene Fesseln, die von der wirthschaftlichen Unwissenheit früherer Jahrhunderte geschmiedet worden sind, und deren Fortbestand ein Hohn ist auf unsere „erleuchtete" Zeit. Die Beseitigung der Stadtmauer versetzt übrigens nicht bloß der Mahl- und Schlachtsteuer einen moralischen Schlag, sondern zwingt auch die hiesigen Eisenbahngesellschaften zu einem für das Publikum höchst nützlichen Schritt. Die sogenannte „Verbindungsbahn" (zwischen den verschiedenen Bahnhöfen der Stadt), welche sich der Stadtmauer entlang zieht und bis jetzt ausschließlich dem Güterverkehr diente, muß nun weiter hinausgeschoben werden, und es ist im Plan, sie an

Digitized by Google

den äußersten Saum der Vorstädte zu verlegen, so daß sie, gleich der Londoner Verbindungsbahn, den Personenverkehr der Vorstädte mit einander und mit der eigentlichen Stadt vermittelt. Im Zusammenhang hiermit ist ferner das Projekt aufgetaucht, an der neuen Bahn kleine Cottages nach englischem Muster zu bauen, je für eine oder zwei Familien. Von allen englischen Institutionen ist das englische Cottagesystem vielleicht diejenige, welche wir am liebsten auf deutschen Boden verpflanzt sehen möchten. Namentlich für Berlin würde es von unberechenbarem Vortheil seyn. Wer nicht hier gelebt hat, kann sich keinen Begeiff davon machen, mit was für Uebeln und Mißständen das System der „Miethkasernen" für sämmtliche Klassen der Bevölkerung, mit Ausnahme der reichsten, verknüpft ist.

In zwei Monaten wird der Proceß Gregy zur öffentlichen Verhandlung gelangen, und schon reißt man sich förmlich um die Einlaßkarten, obgleich das Stück nicht unter fünf Thalern zu haben ist. Ein ähnlicher Preis wurde von Liebhabern für Einlaßkarten zu den Hinrichtungen bezahlt, die neulich hier Statt hatten; überdieß ertheilt der Scharfrichter damals für jedes Taschentuch, welches er in das Blut der Enthaupteten tauchte, zwei Thaler, und man sagt, er habe sich auf diese Weise ein paar hundert Thaler erworben. Dem Blut von Hingerichteten wird auch hier zu Land die Eigenschaft zugeschrieben, allerlei Krankheiten zu heilen, die der Kunst des Arztes spotten. Welches Riesenwerk haben die ehrlichen Freunde des Fortschritts vor sich, wenn sie die „Civilisation" unseres Jahrhunderts zu einer Wahrheit machen wollen!

Aus Oberitalien, Juli.

(Schluß.)

Wanderung über den Simplon. — Am Lago maggiore.

In dem Oertchen Iselle macht die Post Halt, damit die Reisenden dem unvermeidlichen Grenzübel, der Steuercontrole, sich unterziehen. Die italienischen Steuerbeamten waren höflich, ließen sich aber nicht durch schmeichelnde Redensarten abspeisen, sondern nahmen die Controle um so gründlicher und bedächtiger vor, je ungeduldiger einige von den weiblichen Mitgliedern der Reisegesellschaft wurden. In solchen Fällen kommen Männer immer besser aus; sie wissen sich leichter in das gesetzlich Unvermeidliche zu schicken, wie unbequem es auch seyn mag, und wissen leichter die Grenze zu finden zwischen dem, was unberechtigte, kleinliche, subalterne Chicane ist, und dem, was strenge Pflichterfüllung dem gewissenhaften Beamten vorschreibt. Eine kleine Reizung kam noch dadurch hinzu, daß die Grenzbeamten kein Wort deutsch oder französisch verstanden oder verstehen wollten, und daß die italienischen Sprachstudien unserer Damen doch noch nicht so weit gegangen waren, um sie zu einem schnellen, lebhaften Meinungsaustausch, wozu schon eine größere Herrschaft über die Sprache gehört, zu befähigen.

Der Unmuth war aber wieder verschwunden, sobald die Post uns einige Minuten weiter geführt hatte. Die Straße senkt sich noch immer, in kaum drei Stunden um tausend Fuß, der Wagen rollt also schnell, die Felswände, noch bei Iselle ziemlich nahe, treten nicht mehr so eng zusammen, das Thal wird breiter, die südliche Vegetation immer reicher. Wir sind bis jetzt immer im Thal der Diveria gefahren, dicht zur Seite des immer noch tosenden und schäumenden Bergstromes. Jetzt überschreiten wir ihn zum letztenmale auf einer mächtigen steinernen Brücke, die 91 Fuß hoch hat gebaut werden müssen, und es öffnet sich von Nordosten her das prächtige Formazzathal, aus dem die brausende Tosa (Toccia) strömt, um, nun mit der Diveria vereint, uns durch das ganze Thal bis zum Lago maggiore zu begleiten.

In der Nähe des Vereinigungspunktes ist das Dorf Crevola in einer entzückenden Lage. Nach Nordwest und Nordost öffnen sich das Diveriathal und das Formazzathal, nach Süden hin das Eschenthal, Val d'Ossola, das nun schon alle Reize der südlichen Natur entfaltet und nur noch durch die oft wiederkehrenden Verwüstungen der wild tosenden Tosa, daran erinnert, daß wir den Alpen noch nicht fern sind. Der Charakter der Landschaft ist im Uebrigen ganz südlich: Kastanien und Oliven bilden die Baumpartien; daneben volle üppige Maisfelder mit breiten großen Blättern und schweren Kolben; Weingelände und Weinlaubengänge, hier und da Cactus, Aloe, Oleander; Marmor zu Prellsteinen an der Chaussée verwendet, wie zu kleinen und großen Pfeilern an Geländern und Laubengängen; die Häuser, vereinzelt oder in Gruppen, unregelmäßig gebaut, von verwittertem Weiß; die Kirchthürme, schlank, viereckig fast ohne Verjüngung sich erhebend und beinahe stumpf abschließend, an die eine Seite der Kirche sich unsymmetrisch anlehnend oder selbst frei daneben stehend.

Digitized by Google

Domo d'Ossola iſt die erſte rein italieniſche Stadt. In ihr entfaltet ſich das italieniſche Leben ſchon in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit, ſo weit dieß überhaupt in einer kleinen Provinzialſtadt möglich iſt. Die Poſt hielt lange genug, daß wir uns etwas umſehen konnten. Kaffeehaus neben Kaffeehaus, überall Lärmen, Leben, Treiben. Wir traten in das Café nazionale, nahmen einige Erfriſchungen, tranken ſehr guten Kaffee und waren beim Bezahlen freudig überraſcht, als die Wirthin als deutſche Landsmännin ſich zu erkennen gab. Sie war aus hohem Norden, aus Stralſund gebürtig und war ebenfalls hoch erfreut, mit norddeutſchen Landsleuten in ihrer Mutterſprache verkehren zu können, und ſie zugleich vor kleinen Uebervortheilungen und Prellereien zu warnen.

Es war nun eine günſtige Gelegenheit gewonnen, hier auch kleine italieniſche Münze ohne Verluſt und Betrug einzutauſchen, was um ſo willkommener ſeyn mußte, da alle möglichen bekannten und unbekannten, erkennbaren und bis zur völligen Unkenntbarkeit abgegriffenen Münzſorten hier curſiren und man beim ſchnellen Wechſeln kleinen Uebervortheilungen ſonſt immer ausgeſetzt iſt. Schweizer Münzen, ältere franzöſiſche Münzen von der erſten Republik und von Ludwig Philipp her, die in Frankreich ſelbſt nicht mehr Curs haben und in Straßburg mir nicht mehr abgenommen wurden, neue franzöſiſche Münzen, öſterreichiſche Neukreuzer, Gulden und Viertelgulden, alte öſterreichiſche Zwanziger, alte Zehner, Sechſer, ganz unkenntliche Stücke, Alles wird einem in Oberitalien beim Wechſeln aufgezwungen und man iſt auf der Poſt, der Eiſenbahn, dem Dampfboot, im Theater u. ſ. w. nicht immer in der Lage, mit Muße eine Controle über die Richtigkeit des ausgewechſelten Geldes anzuſtellen, daher es ſehr gerathen iſt, ſich zu gelegener Zeit mit kleiner Münze zu verſehen.

Von Gravellona aus macht die Straße, die bis dahin in gerader Richtung nach Süden gegangen war, plötzlich eine Biegung nach Oſten; die Berge treten zurück, es eröffnet ſich die Ausſicht auf den Lago maggiore.

Wenige Tage zuvor waren wir auf dem Genferſee gereiſen. Wenn man auf der Dronbahn von Bern herkommend durch den Tunnel bei Oberhofen fährt, ſo bietet der plötzlich hervortretende See mit ſeinen maleriſchen Bergen einen überraſchenden, zauberhaften Anblick dar. Wir hatten ihn in ungetrübteſter Schöne genoſſen. Aber dennoch ſchwärmte ich auf dem Genferſee noch vom Lago maggiore und ſchwelgte in der Erinnerung von der Herrlichkeit deſſelben. Gattin und Freundin mußten alſo auch ihre Erwartung noch höher ſpannen, und gerade deßhalb trat eine Enttäuſchung ein.

In raſchem Trabe geht es zwar von Gravellona nach Fariolo an den See; aber die Ausſicht öffnet ſich doch zu allmälig, die Waſſermaſſe wird größer und größer, doch die Berge, die ſich als Umgränzung zunächſt zeigen, ſind unbedeutend für den, der unmittelbar von den Alpen kommt. Das iſt alſo der lang erſehnte, der weit berühmte See! Die Enttäuſchung war vollſtändig. O du Pracht des Genferſees in Genf, Lauſanne, Vevey, Montreux! Du Herrlichkeit des Vierwaldſtätterſees in Luzern, Brunnen, Kußnacht, Flüelen! Du Zauber des Königsſees, des Hallſtatterſees! Ihr würdet gewiß den Sieg davon tragen, könnte man euch jetzt nur hier neben den viel geprieſenen Langenſee ſtellen! Das fühlte ich jetzt ſelbſt, und doch ſprach es auch wieder in mir: nicht zu raſch gib dich gefangen mit deinem Urtheil!

Von Fariolo aus fährt man immer unmittelbar am Ufer des See's entlang: zur Rechten die mehr und mehr bis zu dem 4500 Fuß hohen Motterone anſteigenden Berge, zur Linken und gerade aus der Blick über den See und ſeine ſich krümmenden und windenden, eingezackten und buchtigen Ufer, die je weiter, deſto maleriſcher werden. Wir überzeugen uns bald, Fariolo war nicht der günſtigſte Punkt, um in den vollen Genuß des See's und zur richtigen Würdigung ſeiner Schönheit zu kommen; der Blick trifft auf eine große Waſſermaſſe, ſtreift zwar die Iſola madre und gegenüber Pallanza, aber, weſentlich nach Südoſten gelenkt, vermißt er den großartigen Hintergrund ſcharf profilirter oder reich belaubter Berge, da gerade nach Südoſten die Ufer ſich am meiſten verflachen.

Bald haben wir Baveno erreicht, das ſonſt eine Hauptſtation für die Beſucher der Borromäiſchen Inſeln war. Es war mir vom früheren Beſuche her wohl bekannt, übte aber doch nicht ſo große Anziehungskraft auf mich aus, um Bädeker Rath, hier nicht zu bleiben, unbeachtet zu laſſen. Auch ließ es mich ziemlich ungerührt, daß ich mir Zorn und Ungnade der löblichen Schiffer- und Ruderergeiſtlichkeit von Baveno zuzog, als ſie bemerkten, daß unſer Marſeiller Ehepaar, das den Poſtwagen ſchon verlaſſen hatte, um hier zu übernachten, durch mich beredet wurde, wieder einzuſteigen und mit und weiter zu fahren. Complimente von der raſchen Zunge italieniſcher Fachini und Schiffer, denen der erboſte Verdienſt vor der Naſe weggeſchnappt wurde, ſtörten uns um ſo weniger, als ſie in jener Schifferſprache uns doch zum größten Theil unverſtändlich waren.

Nach einer halben Stunde etwa halten wir in Stresa vor einem prachtvollen neuen Hotel (Hôtel des Iles Borromées). Es iſt ein wahrer Palaſt; ſchöne, geräumige Vorhalle, breite, große Treppen, hohe, luftige Corridore, elegante, geſchmackvoll eingerichtete Zimmer, ſauber gehaltene Möbeln und Geräthe, Alles, wie man es in Italien eben nicht gewohnt iſt, und wie es in Italien vielleicht auch zum zweitenmal nicht wieder gefunden wird. Dabei ein freundlicher, gefälliger, liebenswürdiger Wirth, ein Deutſcher. Alle Einrichtungen ſind auf großem Fuße getroffen, und doch wiederum nicht ſo, daß ſie nur für die volle Börſe der Engländer berechnet wären und die beſcheidenen Reiſenden anderer Nationalitäten abgeſchreckt würden. Die Preiſe ſind die gewöhnlichen Schweizer Preiſe, alſo z. B. Frühſtück (café complet) anderthalb Franken (12 Sgr.), zwar nicht überaus billig, den Verhältniſſen aber vollſtändig entſprechend. Zudem iſt man vor jeder

Digitized by Google

Prellerei und Uebervortheilung geſchützt; der Wirth zeigt das lebhafte Intereſſe, ſeinen Gäſten nach jeder Seite hin mit Rath und That beizuſtehen, auch für die zweckmäßigſte Weiſe ihrer Weiterreiſe zu ſorgen. Genug, wir fühlten uns hier überaus gut aufgehoben und können nur allen Reiſenden, die den Lago maggiore beſuchen, den Rath geben, im Hôtel des Iles Borromées in Streſa abzutreten.

Paßſcherereien hat man bekanntlich in der Schweiz gar nicht, jetzt auch nicht mehr im Königreich Italien zu beſtehen; aber die Fremdenbücher der Gaſthöfe ſind faſt überall noch ſehr neugierig. Auch in dieſer Beziehung hat unſer Hotel in Streſa einen liberaleren Standpunkt angenommen. Man fragt nicht nach Amt und Würden, nicht nach dem Geburtsorte, nach dem Woher oder Wohin oder gar nach dem Zweck der Reiſe. Man begnügt ſich einfach nach dem Namen und dem Lande zu fragen, dem man angehört. Vielleicht iſt es eine kleine Eitelkeit; denn auf dem in der Vorhalle ausgehängten Fremdenzettel paradiren denn nun in bunter Reihe: Herr N. N. aus Frankreich, Preußen, Oeſterreich, England, Schweiz, Nordamerika u. ſ. w. Vielleicht iſt auch eine praktiſche Rückſicht beſtimmend geweſen, denn Städtenamen fremder Länder, in fremder Sprache von fremder Handſchrift geſchrieben, ſind oft dem groben Geographen hieroglyphiſche Räthſel, wie viel mehr dem vielbeſchäftigten Hotelſchreiber oder Kellner.

Schon in Baveno hatte ſich der Unmuth über die Enttäuſchung gemildert, in Streſa war er gänzlich geſchwunden; wir überzeugten uns, daß die getäuſchte Erwartung des erſten Eindrucks uns nun überhaupt ungerecht gemacht hatte in der Würdigung und ſomit auch ungeeignet zum vollen Genuß.

Von Streſa aus ſteht man nach Nordweſten die große Einbuchtung des Sees, in welche die Toſa einſtrömt, gerade nach Norden die in den See ſüdlich eindringende Landſpitze mit dem freundlichen Pallanza, nach Nordoſten den in unabſehbare Ferne hin ſich verlängernden See, nach Oſten Cavena und Dörfer und Villen am Ufer, nach Südoſten und Süden erweitert ſich wieder der See und belebt die, wenn auch nicht mehr ſo großartigen, doch überaus freundlichen Ufer durch Ortſchaften, Dörfer, Kirchen, Villen. Zwiſchen Streſa aber und Pallanza liegen die weltberühmten Borromäiſchen Inſeln.

Es war ein wunderſchöner Sommerabend, die Luft weich, warm und mild und von dem See her ſanfte Kühlung fächelnd; der Himmel klar und rein, mehr und mehr ſich verdunkelnd, als die Sonne hinter dem hohen Monterone ſich verbarg, um dann unbemerkt ganz zu verſchwinden; drüben die Sichel des Mondes langſam empor ſteigend; das Waſſer ruhig und ſpiegelglatt auf dem See, und nur am Ufer neckiſch plätſchernd. Das Dunkel ſenkt ſich tiefer und tiefer herab, eine heilige Stille lagert ſich über die ganze Landſchaft; da ertönen plötzlich über den See herüber von Iſola bella und allen Dörfern umher die Kirchenglocken und heilige Feuer leuchten überall auf. Es war ein überwältigender Augenblick. Die Feuer und das Geläute galten der Vorfeier des Feſtes der heiligen Anna, das am folgenden Tage gefeiert werden ſollte. In ſchönerer Weiſe konnte die Weihe nicht gedacht werden.

Es war Sonntag Morgen, ein wahrer Sonnentag des Lebens. Alles ſtill und ruhig um uns her; der Friede Gottes ruht auf dieſem Paradieſe, auf dieſem wunderbaren, auserwählten Stück Erde. In mich verſunken ſtehe ich anſchauend da, und „das iſt der Tag des Herrn!“ ertönts in meinem Innern:

„Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur;
Nun Stille nah und fern.“

Aber nicht bin ich allein auf weiter Flur, denn die liebende Gattin drückt mich an ihr dankbares Herz und ſchaut mir ſeelenvoll in's Auge, denn auch in ihr iſt „Süßes Grauen, geheimes Weh'n!“ Es iſt nur Ein Gefühl, Eine Empfindung, nur Ein Gedanke:

„Der Himmel nah' und fern,
Er iſt ſo klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen ſich.
Das iſt der Tag des Herrn!“

Selten ſind wohl die Worte unſeres edeln Uhland tiefer und inniger nachempfunden worden, ſelten mögen ſie auch ein ſo richtiger, zutreffender Ausdruck der Situation geweſen ſeyn.

Wir nahmen eine Gondel, durch die Vermittlung unſeres Wirthes zu einem überraſchend mäßigen Preiſe. Dabei war der Fährmann ein allerliebſter Menſch, gefällig, beſcheiden, mittheilſam. Er war Soldat geweſen, hatte die Feldzüge mitgemacht nach der Krim und in Oberitalien, war vor Sebaſtopol geweſen und hatte bei Solferino mitgefochten, ſprach natürlich mit Begeiſterung von ſeinen Kriegserlebniſſen, ohne aber im Geringſten etwas Bramarbaſirendes zu haben; und gerade dieß gewann ſo ſehr für ihn, beſonders wenn man ſich des rohen Soldatenweſens erinnerte, das ſonſt die Leute des Kriegshandwerks zur Schau zu tragen pflegen. Unſerem Fährmann hätte niemand angemerkt, daß er ein Kriegsmann geweſen.

Wir fuhren hinüber nach der Iſola bella, die uns zunächſt lag, nach der „Schönen Inſel,“ nach der Inſel der Liebe, denn der Venus und dem Cupido war ſie geweiht. Und wirklich möchten ſich nicht viel Punkte der Erde finden, die Mutter Natur ſo zu einem Tempel der Liebe geſchaffen hat, wie Iſola bella. Von der Südſeite aus geſehen — und wir kamen von dieſer Seite her — erhebt ſich die Inſel in zehn künſtlich auf einander geſetzten Terraſſen bis zu einer Höhe von 120 Fuß über dem Waſſer. Urſprünglich ein faſt unfruchtbarer, aus dem Waſſer auftauchender Glimmerſchieferfels iſt das Eiland durch die Hand des Menſchen erſt zu dem geworden, was es iſt. Der Graf Vitaleo Borromeo, von der prächtigen Lage dieſes Felſens entzückt, faßte den Plan, ihn zu einer bewohnbaren,

Digitized by Google

beneidenswerthen Stätte zu machen. So wurde durch Aufschütten fester und fruchtbarer Erde dieses Paradies erzeugt, auf welchem neben dem geräumigen Schloß und dem prachtvollen Garten noch Platz geblieben ist für Kirche, Gasthof und mehrere Fischerhäuser. Der Garten ist der eigentliche Mittelpunkt der Insel. Er ist zwar etwas streng angelegt, steif, abgezirkelt, gedrechselt, der Geschmack von Versailles ist bestimmend gewesen, die pyramidale Terrassirung an und für sich hat schon etwas Bizarres, Wunderliches; aber die Natur entfaltet so viel Zauber, daß sie durch alle Künstelei nicht hat vernichtet werden können. Oleander bis zu zwölf Fuß Höhe und darüber in üppigster Blüthenfülle, große Aloe, Magnolien, Cedern, Cypressen, Feigen, Myrthen, Orangen, Citronen, Alles in herrlichster Pracht.

Und nun vor Allem der Blick in die Umgegend! Zwar auch von einzelnen Stellen des Gartens, besonders von einem kleinen, durch Pinien gebildeten Hain aus ist die Aussicht entzückend, in noch höherem Grade aber von der nördlichen Seite des Schlosses aus. Was Streia schon geboten hatte, zeigt sich hier wieder, aber in schärferen Linien, lebhafteren Farben, malerischeren Gruppirungen der Berge. Kupferstiche und Skizzen können zwar wohl eine ungefähre Vorstellung geben von dieser herrlichen Lage; aber der unendliche Reiz, der in der wundervollen Färbung liegt, geht dabei immer verloren. Und selbst der Maler, dem die Farbe zu Gebote steht, muß ein ungewöhnlich begabter Künstler seyn, wenn er diese zarten Tinten, diesen hingehauchten Duft nur annähernd wieder geben will, wie er besonders bei Abendbeleuchtung hingegossen ist.

Als wir aus dem Garten, in welchem übrigens ein sehr unfreundlicher Gärtner die Führung sehr eilfertig abgemacht hatte, heraustraten, hörten wir von der Kirche aus geistliche Musik. Die ziemlich kleine Kirche war zu dem heutigen Feste festlich geschmückt, prächtige Weihgefäße waren auf dem Altare aufgestellt, Alles war festlich angethan, das Hochamt wurde celebrirt, kräftige Baßstimmen ertönten bei den Responsorien. Darauf betrat ein junger Mann von einnehmender Persönlichkeit die Kanzel. Ueberraschend war uns zunächst, daß er auf der Kanzel nicht stehen blieb, sondern sich niedersetzte. Eben so mußte es uns auffallend seyn, daß er bedeckten Hauptes war, nicht aber etwa mit einem Sammtkäppchen bedeckt, wie besahrte Geistliche auch bei uns bisweilen, sondern mit einem besondern Barett. Er gesticulirte lebhaft, stand oft auf, nahm oft, namentlich bei Nennung des Namens Jesu, sein Barett ab, berührte es noch häufiger und zeigte überhaupt eine Beweglichkeit, wie sie unsern Kanzeln, auch den katholischen fremd ist. Der junge Geistliche hatte übrigens Naturfinn und ging in seiner Predigt von einer lebendigen Schilderung der Naturbegebenheiten aus, von der die Zuhörer umgeben seyen, um auf den Preis des Schöpfers, Jesu, der Jungfrau Maria und der Heiligen überzugehen und dann die Pflichten des Menschen gegen Gott und die Kirche darzuthun. Nachdem wir noch von der nordwestlichen Seite der Insel am Fuße des Schlosses, das hier übrigens nicht ausgebaut ist und auch wohl nicht wird ausgebaut werden, noch einige Skizzen entworfen hatten, namentlich von der Fischerinsel (Isola dei Pescatori) und den Berghöhen dahinter, schieden wir von der Insel, ohne das im Rococcostyl gebaute Schloß selbst in seinem Innern zu besuchen.

Wir fuhren hinüber nach der Mutterinsel, der Isola madre. Der Charakter derselben ist ähnlich wie der der Isola bella und doch wieder sehr verschieden. Hier haben wir kein Schloß, um dessen willen alles andere auf der Insel, ja die Insel selbst angelegt scheint; hier ist nicht ein so gebrechlicher, zopf- und verrückenartig zugeschnittener Garten; Isola madre ist ein großer, schöner Park, mehr durch die ganze köstliche Lage, durch die glückliche Natur, durch die üppige, südliche, gleichartige Vegetation, als durch die Kunst an die Nachbarinsel erinnernd. Denn, wenn gleich auch hier künstliche Terrassirungen sich finden, tutto e più naturale, wie der Gärtner es sehr richtig bezeichnete. Auf jener Insel tragen die Oleander den Sieg davon, hier die Aloe und Lorbeeren. Ganze Waldungen von Lorbeer-, Granat- und Orangenbäumen zieren die Mutterinsel, dazu der Korkbaum, Limonen, Feigen, Cedern, Cypressen, Kastanien, Maulbeeren, Oliven und andere dem Süden angehörende Repräsentanten des Pflanzenreichs. Und dieß Alles steht frei und ungeschützt, nicht in Kübeln, sondern in der freien Erde. Doch werden die Citronen am Spalier im Winter durch Bretter gegen etwaigen Frost geschützt. Der südländische Charakter wird noch durch die Vertreter des Thierreichs vermehrt. Es girren lieblich die Turteltauben in den Bäumen, und es spreizen sich darunter die Pfauen, und Goldfasanen fliegen von Baum zu Baum.

Der Gärtner war ein freundlicher, gefälliger Mann, kannte besser als sein College auf der Isola bella die Pflichten der Galanterie und überreichte unsern Damen unaufgefordert einige schöne Blumen zur Erinnerung, was natürlich uns veranlaßte, ihm in anderer Weise unsere Erkenntlichkeit auszusprechen als seinem wortkargen, unfreundlichen Collegen. Von Nordosten her zog ein Gewitter heran, der Gärtner machte uns darauf aufmerksam und mahnte uns, wenn wir das Gewitter nicht ganz abwarten und nachher noch einige Zeit auf der Insel bleiben wollten, bald abzufahren, da der See, der jetzt noch spiegelglatt war, leicht aufgeregt werde und dann die Fahrt für eine Gondel sehr unbequem werden könnte. Wir folgten seinem Rathe um so williger, da ich aus eigener früherer Erfahrung wußte, daß der stürmerregte See auf dem Dampfboote seekrank machen, für kleine Barken und Gondeln aber geradezu gefährlich werden kann. Jetzt war das Wasser noch ruhig und still, in seinem sattigen kräftigen Grün rein und durchsichtig. Doch war es geraiben, nunmehr die beiden andern Inseln, die noch zur borromäischen Gruppe gerechnet werden, die schon erwähnte Fischerinsel und die Johannesinsel (Isola San Giovanni) unbesucht zu lassen, zumal sie wesentlich Neues nicht hätten bieten können.

Digitized by Google

In kurzer Zeit waren wir in Pallanza. Wer nicht in Stresa oder auf der Isola bella Standquartier nimmt, dem möchte wohl nur noch Pallanza anzurathen ſeyn. Unmittelbar an dem Landeplatze der Dampfſchiffe liegt das Hotel Universo, von dem aus man eine prachtvolle Ausſicht über den See hat, nun von Norden nach Süden zu ſämmtliche Inſeln überſchauend. Auch eignet ſich Pallanza ſehr zu Ausflügen nach allen Seiten des Sees; es iſt ſo der eigentliche Mittelpunkt. Es iſt ein kleines Städtchen, das als Sitz der oberſten Verwaltungsbehörden ſowie eines Gerichtshofs auch eine gewiſſe Bedeutung hat. Auch befindet ſich daſelbſt ein großes Militärgefängniß. — Unter dem großen Gerichtshauſe laufen weitläuftige, breite, luftige Hallen hin, die zugleich als Wartehallen benutzt werden für die Dampfbootreiſenden, wo man ſich auch um ſo lieber aufhält, als ſie einen angenehmen Schutz gegen die glühenden Sonnenſtrahlen gewähren und man zugleich ſich an den prächtigen Südfrüchten, die dort feilgeboten werden, Feigen, Apfelſinen, Pfirſichen und dergl. für billiges Geld erquicken kann.

Das Gewitter hatte nur gedroht, es hatte ſich verzogen. Der See war ruhig geblieben. Das Dampfboot führte uns in kurzer Zeit und ohne irgend welche Gefährdung nach Luino an der Oſtküſte des Sees. Dieſe kurze Dampfbootfahrt diente übrigens dazu, unſere Erfahrungen in Betreff des italieniſchen Trinkgeldererpreſſungsſyſtems zu bereichern. Jedes Land hat ſeine eigenen Sitten und Gewohnheiten und in dieſe muß der Fremde ſich fügen, will er ſich nicht dauernd Unannehmlichkeiten ausſetzen. So iſt es natürlich auch in Beziehung auf die Trinkgelder. Man muß indeſſen bei aller Anerkennung landesüblicher Gewohnheiten der Unverſchämtheit und ſyſtematiſchen Erpreſſung ſich doch nicht ohne Weiteres fügen. Es verlangte ſein Trinkgeld der Fachino, der das kleine Gepäck (Reiſetaſche) vom Gaſthofe kaum hundert Schritte nach dem Landungsplatze getragen hatte; ein zweiter, der es von dort auf das Dampfboot trug; ein dritter, der es auf dem Dampfboote kurz vor der Landung in Luino vom Hinterdeck auf das Vorderdeck trug; ein vierter, der es dem dritten abnahm, um es über die Landungsbrücke zu tragen, wo es einem fünften übergeben wurde; dieſer fünfte trug es bis zu dem hart am Ufer ſtehenden Poſtwagen und wollte natürlich wiederum für die ſchwere Mühwaltung belohnt ſeyn; ein ſechster, der am Poſtwagen ſtehend das Gepäck entgegennahm und es auf das Verdeck des Wagens legte. Daß hierbei ein kleiner Unmuth ſich geltend machte, wird jeder gerechtfertigt finden.

R. H.

Aus Spanien, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Das neue Spanien. — Von Paris nach Madrid.

Nicht leicht vergißt man ſo eine Abfahrt mit der Diligencia. Wie die Stränge angezogen wurden — Nachmittags gegen vier Uhr — und das Geſpann mit uns davonraſte durch die weiten und engen Gaſſen, durch dick und dünn, um die Ecke des Doms, und die Leute uns ſcheu bedenklich nachſchauten, wie jemand, den der Teufel ſchon halb am Kragen hat, da war mir doch ſeltſam zu Muth. Es ging im Sturme dahin durch üppige Gefilde, belebt von den ſchon jetzt bizarren Figuren der Landleute. Durch die aufwirbelnden Staubwolken hindurch ſpürte ich Seeluft. Das Meer, grün und duftig, wogt heran in ſeiner Majeſtät zur Rechten; zur Linken über dem ſammtnen Vordergrunde der Triften ragen die Pyrenäen, ein Amphitheater von Alpen. Während ſie immer mehr vortreten, die kühnen Formen, blitzt die See bald nah, bald fern auf, unendlich hingebreitet, öfters bis an die Straße wallend, mit ſeiner ganz einzigen, erfriſchenden Luft ein Segen mitten im Sonnenbrande des Auguſt. So fliegen wir hin, luſtig, aber doch viel zu wild, vorüber an den Geſpannen der ſtarkhörnigen Ochſen mit den über das Joch gezogenen Schaffellen, vorüber an den am Wege beſchäftigten oder raſtenden Bauern und Arbeitern, deren gaffende Theilnahme und jedesmal von neuem befeuert zu tollerer Jagd. Dann hält man plötzlich wieder wegen irgend eines kleinen Zufalls, eines weggeflogenen Huts, eines Glaſes Waſſer, das getrunken werden ſoll u. ſ. w., wobei ſich unſer Mayoral, eine charakteriſtiſche Figur, ſtets thätig erwies. Ich hatte mir, laut einem auf der ganzen Reiſe durch die Halbinſel praktiſch erfundenen Rathe, den Platz im „interior“ gemäßlt, wo man für alle Fälle weniger ausgeſetzt iſt, als in der Berlina, die den Vorrang behauptet, und wo vererbt meine Reiſegeſellſchaft aus einer in Madrid verheiratheten Britin beſtand, welche ihr Söhnlein zu London abgeholt, und aus zwei jungen

Digitized by Google

Spaniern, deren einer seinen Kanarienvogel im Käfig mitführte. Von allen Seiten stießen wir auf Arbeiten der Eisenbahn nach Bayonne, welche man nach Verfluß von sechs Monaten eröffnen zu können hoffte, so daß binnen kurzem Paris und Madrid durch Schienen völlig verbunden seyn werden.

Wir spannten um in St. Jean de Luz, wo es wimmelte von schwarzen Ziegen, Bademasken, Cafés; aber wir hatten auch das Meer zunächst bei uns. Einen Moment war uns die Straße gesperrt, denn soeben wurden probeweis eine Lokomotive vorbei, die erste vielleicht. Hinter den letzten Bergen Frankreichs steigt die Felsenkrone des Monte de la Hava auf, und der nachbarliche Monte Harsta. Aus grünen Schluchten starren die Gipfel titanenhaft, Pyramiden über Wolken ragend. Welche Lichtspiele in diesen Zauberthälern der Pyrenäen! Graziöse Staffage gewährten die baskischen Weiber, mit der reizenden Art, ihre Kopftücher zu schlingen. In Nebeln von Staub rollten uns verschiedene Diligencias entgegen, und aus jedem der zahlreichen Fenster dieser ambulanten Häuser wedelte, drollig genug anzusehen, ein Fächer — wie lauter gefangene Riesenschmetterlinge. Wir immer rasch vorwärts; durch die Städtchen Urrugne, Benobie; von hier an, dem letzten französischen Grenzorte, folgte ein Carabinero, ein berittener Zollsoldat, unserer von zehn Maultbieren gezogenen Arche bis zur Mautz, wo sich Hogarth'sche Scenen entwickelten, in denen auch ich durch meine Protestationen eine Rolle spielte, jedoch nur Hohngelächter hervorrief. Gewöhnt an die Höflichkeit anderer Mautzbeamten, selbst der weiland so verrufenen österreichischen, empörte ich mich, obschon vergeblich, gegen die Art, wie unsere Effekten umhergerissen wurden. Man plombirte die Koffer unter dem Vorwande, uns bis in die Hauptstadt vor neuen Untersuchungen zu bewahren. Aber unter den Augen dieser Spürhunde ging die blonde Engländerin mit einem neuen französischen, vermuthlich für das edle Haupt einer Castilianerin bestimmten Kopfzug herein, den einer unserer jungen Caballeros zu einem Geschenke in San Sebastian bei sich führte. Mit Bedauern muß ich sagen, daß ich im Allgemeinen die spanische Soldateska brutal und nicht selten sogar roh gefunden habe.

Wir haben die verhängnißvolle Brücke der Bidassoa hinter uns, welche sich in die Bucht von Fuentarabia ergießt. Dort jenseits des Flusses am Gebirge, welches sich plötzlich mit düstern Sturmwolken umzogen hat, liegt das romantische Städtchen Fuentarabia mit all seinen geschichtlichen Erinnerungen; auch an die gern gelesenen, aber seltenen Memoiren der Anne de Motteville. Hier ist die Fasaneninsel mit dem Denkmale; wir fahren ganz nahe daran vorbei. Auf dem Felsen in der Bidassoa sitzt, über das Wasser gebeugt, der Fischer, und ein junges schlankes Kind eilt an uns vorbei mit dem Korbe voll silberner Fische. Es ist ein edler Menschenschlag in diesen Vascongades oder baskischen Provinzen, der schönste in ganz Spanien. So ernst, so hoch, möchte ich fast sagen, schaut der Landmann dem vorbeibrausenden Wagen nach, ernst und hoch, wie sein strenges Gebirg, das finster emporragt. — Unweit dem traulichen Städtlein Yrun, dem ersten auf spanischem Boden, begegneten uns zwei Weiber, in einer Art von Doppelkorb, Carolet genannt in der Landessprache, zu beiden Seiten des Maulthiers im Gleichgewicht einträchtlich reisend. Renteria, das schon zu der Guipuzcoa zählt, liegt reizend an seinem Flusse, mit der Alameda am silbernen Wasser, unter deren Bäumen schöne Frauen wandelten. Ich glaubte zu träumen, da ich nun wirklich das Land erreicht hatte, das ersehnte Land der Romantik, in welchem mich viele Genüsse erwarteten, aber auch viele Enttäuschungen, wie alle, welche die Halbinsel durchwandern, wenn sie aufrichtig seyn wollen.

Riesig thürmte sich der Jaizquivel empor, in dessen Thäler auf Triften und unter Eichenkronen freundliche Caseríos, Gehöfte, ruhen. Die Chaussée windet sich am südlichen Ufer der einem Binnensee ähnlichen Bai von Pasages, welche einst, vor ihrer Versandung, den größten Admiralsschiffen zugänglich gewesen seyn soll. Diese vielfältigen, in das Land eigenthümlich sich hereinziehenden Meerbuchten heißen „rin." Längs derselben ist überall der Schooß der Pyrenäen durchwühlt von Eisenbahnarbeiten. Ueber den Astigarraga bringt und der Puente de Santa Clara. Die Umrisse der Gebirge wachsen immer ungeheurer in der Dämmerung. Der Ocean, welcher da und dort wieder hereinschimmert, die Felsschluchten, alles wird fabelhaft, und man möchte fast nicht bedauern, daß die Nacht einbricht, so wunderſam prächtig ist sie; und doch schmerzt es, daß sie uns den Zauber solcher Natur verhüllt. Vielleicht lieh die Dunkelheit dem malerischen San Sebastiano noch mehr Reiz, wenn es dessen bedurft hätte. Die Stadt ist nach der Kriegsverheerung wieder neuerbaut, terrassenförmig an dem steilen Sandsteinberge, von dessen Kuppe das Castillo de la Mota hinausschaut über den biscayischen Meerbusen. Es war eine unbeschreibliche Magie: diese Fluth, diese Küste, dieses Funkeln und Flammen von hundert Gaslichtern, gleich feurigen Blumen; diese Frauen mit Schleiern und Fächern im Finstern an der See, oder in den beleuchteten Straßen, die von Badegästen wimmelten.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 38. 16. September 1864.

— I saw him, gallantly arm'd,
Rise from the ground like feather'd Mercury,
And vaulted with such ease into his seat,
As if an angel dropp'd down from the clouds,
To turn and wind a fiery Pegasus,
And witch the world with noble horsemanship.
Shakespeare.

Der Marschall von Sachsen.

Zu Ende vorigen Jahrs wurde eine Biographie dieses außerordentlichen Mannes ausgegeben, von dem vortrefflichen Archivdirektor Weber in Dresden, welchem die historische Literatur schon so viele schätzenswerthe Bereicherungen verdankt. So viel auch schon in früherer wie in neuer Zeit geschrieben worden über ce Saxon, ce héros de France, wie ihn Friedrich der Große in seiner an den Marschall Keith gerichteten Trauerelegie apostrophirt, so ist dieses doch die erste zuverlässige, authentische Lebensbeschreibung, „nach archivalischen Quellen.“ Sogleich als mir das Webersche Werk in die Hand kam, drängte sich mir daher auch der Gedanke auf, den Lesern dieser Blätter Mittheilungen daraus zu machen, und ich bin in diesem Vorsatz nicht irre gemacht, vielmehr darin bestärkt worden dadurch, daß mir Saint-René Taillandier in der Revue des deux mondes mit einer ähnlichen Arbeit zuvorgekommen ist. Der bekannte französische Gelehrte hat bereits in zwei Heften der Revue (im Mai und im Juni) sehr ausführliche Auszüge aus dem Buche von Weber gebracht und dieselben noch mit einem ziemlich weitschweifigen, nach deutschen Begriffen den Gegenstand nicht immer illustrirenden und präcisirenden, sondern mitunter verwässernden und verballhornenden Commentar vermehrt. Wenn ich diese französische Gründlichkeit, welcher bei allem doch da und dort ein historischer oder geographischer lapsus begegnet, zu vermeiden suche, so wird immer noch so viel Thatsächliches von eben so historischem wie romantischem Gehalt übrig bleiben, daß auch ein belletristisches Publikum es mit Nutzen und Vergnügen lesen kann.

Wie wünschenswerth eine wirklich authentische Biographie dieses berühmten Sprößlings eines so erlauchten Vaters ist, wie Friedrich August I., der Starke, war, läßt sich ersehen, wenn wir auch nur einige der Fabeln mittheilen, mit welchen ihn namentlich die französischen Lobredner umgeben haben, die ihn als einen der Ihrigen ganz besonders verherrlichen zu müssen glaubten. Der Verfasser der Histoire du Comte de Saxe macht ihn schon in seinem zwölften Jahr zum Helden eines romantischen Liebesabenteuers mit einem Mädchen von demselben Alter, Rosette Duboran, die er während seines damaligen Aufenthalts in den Niederlanden nach Brüssel entführt haben soll. Alle Details werden in größter Ausführlichkeit berichtet, und der zwölfjährige Moritz erscheint schließlich als Vater eines von der zwölfjährigen Duboran im August 1709 geborenen Mädchens. Die ganze Geschichte ist eine

Digitized by Google

Fabel; denn, abgesehen von dem Widerspruch mit dem gewöhnlichen Gang der körperlichen Entwicklung, weist Weber auch umständlich nach, daß Moritz zu der Zeit, in welche der Ursprung seiner angeblichen Vaterschaft fallen müßte, gar nicht in den Niederlanden war, sondern erst ein halbes Jahr später dahin kam. Mit Recht fügt er hinzu: „Moritz hat später so viele Siege im Felde der Liebe errungen, daß wir in der That, um ihn in dieser Beziehung zu verherrlichen, nicht bis in die Jahre seiner Kindheit zurückzugreifen brauchen.“

Eben so gehört wohl das meiste von dem, was aus jener Zeit Heldenhaftes über ihn berichtet wird, in das Reich der Fabel, wenn auch nicht bezweifelt werden mag, daß er sich von Jugend auf tapfer und unerschrocken benommen. Namentlich das melodramatische Wort, das man ihm am Abend nach der Schlacht bei Malplaquet in den Mund legt: „qu'il étoit content de sa journée,“ ist ganz entschieden unächt, da ihn sein Mentor Schulenburg den ganzen Tag über entfernt vom Schlachtfeld hielt, für welche Vorsicht ihm die Gräfin Königsmark in einem noch vorhandenen Brief ihren besondern Dank ausspricht.

Und so geht es fort mit allen den jugendlichen Heldenthaten, die Moritz verrichtet haben soll und von denen meistens in den archivalischen Quellen keine Spur zu finden ist. So nennt ihn noch Saint-René Taillandier, der doch Weber vor sich hat, mit französischer Emphase einmal den „Helden von Stralsund.“ Woher diese Bezeichnung datiren soll, ist nicht wohl ersichtlich. Allerdings nahm Moritz im Jahr 1711 und 1712 an dem Feldzug in Pommern Theil, und soll sich, was übrigens nicht constatirt ist, namentlich in der Schlacht bei Gadebusch durch wiederholte kühne Reiterangriffe sehr ausgezeichnet haben. Im Jahr 1715 befand er sich nach den gedruckten Quellen (die archivalischen Nachrichten schweigen ebenfalls hierüber) vor Stralsund; es wird aber von seiner Anwesenheit nichts Außerordentliches berichtet als eine Anekdote, die damit zusammenhängt und die lange in der sächsischen Armee fortlebte. Es war nämlich bei dem Belagerungsheer auch der ausgezeichnete Ingenieur-Capitän Krubsacius, den Moritz später, als er selbst in französischen Diensten stand, jedoch vergeblich an sich zu ziehen suchte. Diesem Krubsacius hatte der Feldmarschall Graf von Wackerbarth eines Tags in den Trancheen von Stralsund einen Befehl gegeben, der ihn auf einen vorgeschobenen Posten beorderte. Bald nachdem er sich entfernt, kam die Meldung: „Der Krubsacius hat einen getriegt.“ Der Feldmarschall meinte, Krubsacius habe beim Patrouilliren einen Schweden gefangen genommen, und befahl denselben vor ihn zu bringen. Es war aber kein Schwede, den der Hauptmann getriegt, sondern eine „terrible Contusion,“ die ihm eine Kugel verursacht hatte. Das Mißverständniß tödte sich, als man den Verwundeten vor Wackerbarth brachte; die ganze Geschichte aber „gab Anlaß, in der Armee zu sagen, wenn Einer blessirt war, oder eine Contusion überkommen: er hat einen Krubsacius getriegt.“

Wenn so der Held von Stralsund eigentlich Krubsacius ist, der hier einen getriegt hat, so ist Moritz um so unzweifelhafter der Held von Krosniec. Hier hat er eine That verrichtet, die eine vollkommene Parallele zu Carl XII. in Bender liefert, so daß sie hier wohl wird eine Stelle finden dürfen. Im Januar 1716 nämlich wollte er sich nach Sendomir begeben, wo sächsische Truppen standen. Ein falsches Gerücht, daß ein Waffenstillstand zwischen den Sachsen und den conföderirten Polen geschlossen worden sey, verleitete ihn, seine Reise nur in Begleitung von fünf Officieren und zwölf Bedienten, ohne weitere Bedeckung anzutreten. Gegen Mittag kam er in das Dorf Krosniec, wo er in dem Hause eines Juden Quartier nahm. Die Gesellschaft hatte sich gerade zur Tafel gesetzt, als ein Diener mit der Nachricht in das Zimmer stürzte, daß eine große Schaar feindlicher Polen in das Dorf rücke. Nach Angabe gedruckter Quellen sollen es 800 Reiter gewesen seyn; ein Brief der Gräfin Königsmark gibt nur 4—500 Mann an. Da Moritz nicht mehr als siebzehn Mann zu seiner Verfügung hatte, so kommt eine solche Differenz hier auf jeden Fall gar nicht in Betracht. Mit dieser kleinen Schaar war es ihm unmöglich, den Hof zu decken, er überließ denselben daher dem eindringenden Feinde und beschränkte sich auf die Vertheidigung des Hauses selbst. Es ist eine Abbildung vorhanden (von le Rouge in seinem Parfait aide-de-camp. Paris 1760. 51 S.), welche diese Vertheidigung veranschaulicht. Man sieht hier den Durchschnitt des Gebäudes, das zwei Stockwerke hatte. Aus der zweiten Etage gaben die Vertheidiger Feuer auf die Angreifenden; diese umringen das Haus und sind schon in das Parterre eingedrungen; die Treppe ist abgetragen, in den Fußboden des obern Stocks sind Löcher gebohrt, durch welche die Vertheidiger in das Parterre schießen; Lanzen, mit der Spitze nach unten, sind durch die Dielen gestoßen. In fünfstündigem Kampf schlug Moritz die wiederholten Angriffe der Polen zurück, obwohl mehrere seiner Leute verwundet, einige getödtet wurden und er selbst einen Schuß durch den Schenkel erhalten hatte. Die Nacht machte dem Gefecht ein Ende und die Polen umgaben das Haus mit Wachen. Moritz benützte die Dunkelheit, machte mit vierzehn Mann, die ihm, zum Theil verwundet, noch

Digitized by Google

übrig waren, einen Ausfall, hieb die Wachen nieder, eroberte sich die nöthigen Pferde und entkam glücklich unter dem Schutze des Waldes.

Dieser coup de main ist so abenteuerlich, als man ihn nur wünschen mag. Uebrigens lesen wir in gleichzeitigen Nachrichten vier ähnliche Heldenthaten braver Sachsen gegen die Polen. Ein Brief vom März 1716 meldet, daß 38 Dragoner vom Regiment Weißenfels sich sieben Stunden lang gegen 21 Fahnen Polen vertheidigten und endlich sich durchschlugen. Aehnlich bekämpften 150 Dragoner von den Regimentern Bayreuth und Milkau 2000 Polen, tödteten ihnen ihren Commandanten und 100 Mann und schlugen sie in die Flucht. Die Sachsen standen damals überhaupt im Ruf ganz besonderer Tapferkeit und Körperstärke. Die Riesenkraft des Hufeisen zerbrechenden Königs scheint sich auch den Prinzen seines Hauses mitgetheilt zu haben, welche nicht die Ehre hatten, auf legitimem oder illegitimem Weg ihre Abstammung auf ihn zurückführen zu können. So erzählt uns Weber von einem Prinzen von Sachsen-Hildburghausen, dem nachherigen österreichischen General, wie er als zwanzigjähriger Jüngling in Neapel eine auffallende Probe seiner Unerschrockenheit und Stärke gegeben. Der Prinz war Offizier bei dem kaiserlichen Regiment von Seckendorf und ging mit mehreren andern Offizieren bei Capua auf die Jagd. In hitziger Verfolgung eines Wilds verlor er sich von seinen Gefährten und sah sich mit einemmale in einer ihm ganz unbekannten wilden Gegend. Eine aus einer Schlucht aufsteigende Rauchsäule ließ ihn hoffen, Menschen zu finden; er ging in der Richtung fort und entdeckte bald eine Hütte. Auf sein Rufen und Klopfen trat ein langbärtiger, in Lumpen gehüllter Riese, mit einer Flinte bewaffnet, aus der Thür und befahl dem Prinzen mit barschen Worten, sich davon zu machen. Nach einigem Hinundherreden legte der Riese seine Flinte auf den Prinzen an. Mit Blitzesschnelle aber sprang dieser auf seinen Angreifer los und schlug die Flinte in dem Augenblick bei Seite, als jener Feuer gab, so daß die Kugel über seinem Kopf wegging. Fluchend warf der Bandit die Flinte weg und zog ein langes Messer, das er in einem, ihm als Gürtel dienenden Strick an der Seite trug, meinend, der schmächtige Jüngling werde ihm eine leichte Beute seyn. Er hatte sich aber geirrt: die eine Hand des Prinzen packte lähmend die mit dem Messer bewaffnete Faust des Banditen, als dieser eben zustoßen wollte, und die andere umspannte wie mit eisernen Klammern seine Kehle. Nach einem gewaltigen Ringen warf der Jüngling seinen riesigen Gegner zu Boden und schnürte ihm mit seinem eigenen Strick, den er ihm vom Leibe riß, Hände und Füße zusammen. Auf die Schüsse, die der Prinz von Zeit zu Zeit abfeuerte, kamen endlich seine Jagdgenossen herbei und geleiteten ihn mit seiner sonderbaren Jagdbeute nach Capua, wo der Gefangene als einer der gefährlichsten Räuber und Mörder erkannt wurde, auf dessen Kopf ein hoher Preis stand, an den sich aber kein Sbirre gewagt hatte. Als der Prinz am 7. December 1722 mit seinem Gefangenen in Neapel einzog, lief die halbe Stadt zusammen. Der Chevalier von Heder, dessen Briefe sich in dem Dresdener Archiv befinden, schrieb deßhalb nach Haus: „On prone extrêmement la bravoure, l'intrépidité et la bonne conduite du Prince, de manière, que cette belle et courageuse action a rendu universellement le beau sexe partial pour les Saxons et l'on ne parle que de la force extraordinaire des Princes de Saxe, avec laquelle ils sont ici en crédit de surpasser toutes les autres nations d'Europe, et on les considère comme les Hercules de la terre.“

Würde es nicht zu weit abführen, so ließe sich eine schöne romantische Geschichte hinzufügen, welche mit diesem Riesenkampf in genauester Verbindung steht und die sich in der Correspondenz des Baron von Puchet in Rom mit dem Grafen Sagnasco findet: wie sich nämlich le beau sexe in Italien wirklich für den tapfern Prinzen auf's lebhafteste interessirte und namentlich die Marquise della Cerra, eine junge Wittwe und eine der ersten Schönheiten in Neapel, sich in ihn verliebte; wie der Prinz dieser Verbindung zulieb zur katholischen Kirche übertrat, wie aber die Verwandten der Braut, die von ihren Einkünften mitlebten, sie plötzlich auf ein Schloß im Gebirge entführten und in Wien die Rückberufung des Prinzen zu erwirken wußten, so daß er Italien verlassen mußte, ohne die schöne Marquise noch einmal gesehen zu haben. Wir können uns auf diese Aventuren, so reizend sie sonst sind, nicht näher einlassen, da unsere nächste Absicht ist, zu zeigen, wie erwünscht eine eigentlich historische Lebensbeschreibung des Grafen Moritz von Sachsen seyn muß, nachdem der Mythus ihn mit so vielem Unwahren und Ungehörigen umgeben hat. In dieser Hinsicht wollen wir nur noch Eines anführen. Fast alle Schriften, die dem Leben und den Thaten des Marschalls gewidmet sind (z. B. Eloge de Maurice Cte de Saxe, discours qui a remporté le prix de l'Académie française en 1759, Paris 1763. Erneuertes Denkmal des Generalfeldmarschalls M. Grafen von Sachsen. Leipzig 1777. Sammlung von Lobschriften auf Moritz Gr. von Sachsen. Carlsruhe 1794. Die Geschichte Moritzens Gr. von Sachsen aus dem Französischen des

Digitized by Google

Freiherrn von Espagnon. De la Barre Duparcq, Biographie et maximes de Maurice de Saxe, Paris 1851. Lettres et mémoires choisis parmi les papiers originaux du Maréchal de Saxe, Paris 1794 und viele andere) erzählen, daß Moritz im Jahr 1717 den Feldzug gegen die Türken in Ungarn unter Prinz Eugen von Savoyen mitgemacht habe; in mehreren sind sogar seine Heldenthaten ausführlich beschrieben, namentlich wie er dem Prinzen Eugen einmal das Leben gerettet habe, das ein Türkensäbel bedrohte. Man sollte meinen, bemerkt hiezu Weber, wenn so viele Autoritäten eine Thatsache bestätigen, müsse doch Etwas daran seyn, und doch ist Alles Erfindung. Im Jahr 1717 waren gar keine sächsischen Truppen bei der kaiserlichen Armee in Ungarn und die Beschreibungen des Feldzugs, welche sonst aller irgendwie namhaften Kuelländer gedenken, die an dem Krieg Theil nahmen, erwähnen Moritz's Namen nicht, und ebensowenig findet sich sein Name in dem Register über diesen Feldzug, welches in dem Wiener Archiv aufbewahrt wird. Wahrscheinlich sind alle diese falschen Angaben über seinen Türkenfeldzug dadurch veranlaßt worden, daß im Jahr 1718 ein sächsisches Corps von zwei Infanterieregimentern und einem Kürassierregiment wirklich, vermöge eines mit dem Kaiser geschlossenen Vertrags, zu der kaiserlichen Armee in Ungarn stieß. Aber auch bei diesem Corps war Moritz nicht; vielmehr beschwerte er sich bitter, daß der Feldmarschall Graf v. Flemming, welchen er in allen Stücken als seinen beständigen Gegner ansah, ihm auch hier in den Weg getreten sey und ihn vom Commando ausgeschlossen habe, worüber authentische Briefe vorliegen.

Dieses zum Beweise der Nothwendigkeit einer kritischen Sichtung und Vervollständigung des bisherigen biographischen Materials. Am nothwendigsten ist diese Sichtung in Beziehung auf seine Jugendzeit. Die Thaten, die er als französischer Marschall in den Niederlanden verrichtet, namentlich die große Schlachtentrilogie mit den Namen Fontenoy, Raucoux und Lawfeld, sind weltbekannt. Wohl die Wenigsten aber wissen, wie er sich zu einem solchen Kriegshelden gebildet, durch welche Schulen er gegangen, welches seine früheren Erlebnisse gewesen. Auf einmal erscheint er auf dem Schauplatz wie ein deus ex machina, comme le dieu de la guerre. Ueber seine Jugendzeit also wollen wir hier einiges Zuverlässige und Merkwürdige beibringen; vorher aber halten wir es für zweckmäßig, über seine äußere Erscheinung und seinen Charakter uns näher auszusprechen.

Dem Buch von Weber ist ein Portrait des Helden beigegeben, nach einem Oelgemälde von Müller, das ihn in voller Jugendblüthe darstellt. Die milden Züge desselben, namentlich der weiche Mund, ließen keinen eisernen Kriegsmann vermuthen. Von einem andern Bild, von La Tour in Pastell ausgeführt, gibt der Verfasser folgende Beschreibung: Wir sehen Moritz mit eigenem, leicht gepudertem Haar, in einen bequemen rothen Hausrock gekleidet; in den milden, freundlichen Zügen prägt sich ein von Herzen kommendes Wohlwollen so hervortretend aus, daß man, wüßte man nicht, wen das Bild wiedergibt, am wenigsten meinen sollte, es stelle einen Feldherrn dar, der so viele blutige Kämpfe gefochten. Die Franzosen, die an weniger große Gestalten gewöhnt sind, sagen: er sey lang von Gestalt gewesen, während deutsche Zeitgenossen nur von mittlerer Statur sprechen. Sein kräftiger Gliederbau aber verkündete die herculische Körperstärke, mit der er begabt war und die ihn, in Verbindung mit großer Gewandtheit, zu einem Meister in allen ritterlichen Uebungen machte, das Tanzen abgerechnet, dem er keinen Geschmack abzugewinnen wußte."

„Alle Nachrichten über ihn stimmen darin überein, daß er von einer wirklich von Herzen kommenden Freundlichkeit gegen Alle gewesen sey, die mit ihm in nähere Berührung gekommen. Leutselig gegen unter ihm Stehende wußte er dagegen der Hoffahrt und Aufgeblasenheit, die sich ohne persönliches Verdienst nur mit ihrer vornehmen Geburt brüsteten, energisch zu begegnen. Zum Höfling und insbesondere unter die vornehme Gesellschaft unter Ludwig XV. taugte seine deutsche Natur gar nicht. Durch seine Hinwegsetzung über alle Formen der Etikette gab er manchen Anstoß und zog sich allerlei Verdrießlichkeiten und Mißhelligkeiten zu. Bei der Wahl seines Umgangs sah er überhaupt nicht auf vornehmen Stand, sondern darauf, daß ihn seine Gesellschaft unterhalte. Er mag dabei überhaupt, insbesondere aber in Beziehung auf das schöne Geschlecht, nicht sehr wählerisch und der Meinung gewesen zu seyn, daß guter Champagner darum nicht schlechter schmeckt, wenn auch die Flasche keine glänzende Etikette, kein vornehmes Ursprungscertifikat trage: die erste beste Gesellschaft, wenn sie ihn nur amüsirte, war ihm lieber als die sogenannte „erste und beste."

Moritz war nach allen diesen Schilderungen eine derbe und biedere deutsche Natur. Dem widerspricht auch gar nicht, daß er seine ruhmvolle Carrière in französischen Diensten machte. In Deutschland wurde allerdings schon zu seinen Lebzeiten der Vorwurf erhoben, daß er gegen Deutsche fechte. Im Jahr 1745 erschien eine Parodie auf ein damals bekanntes Trauerspiel „Hermann," in welcher auftreten, statt des alten Siegmar, Hermanns Vater — der König von Polen,

Digitized by Google

August II.; als Hermann — der Feldmarſchall Graf Seckendorf; als Flavius, Siegmars jüngerer Sohn — Graf Moritz von Sachſen. Der König August bemüht ſich, ſeinen Sohn Moritz in folgender Weiſe von den Franzoſen abzuwenden:

August: Biſt du ein Deutſcher? ſprich!
Moritz: Wie? mein Vater, kannſt du fragen?
Bin ich nicht dein Blut, was kann ich Mehreres ſagen?
August: Die Antwort iſt dir leicht. Sprich, was dein Herze ſpricht!
Moritz: Mein Vater, ich bin deutſch, doch haſſ' ich Frankreich nicht.

August verſchwendet vergeblich ſeine Beredtſamkeit in ſchlechten Verſen, um Moritz für Deutſchland zu gewinnen. Da es ihm nicht gelingt, ſo wendet er ſich ſchließlich an die Germania mit den Worten:

Drum auf, das deutſche Volk in ſeinem Muth zu ſtärken,
Germania, laß du des Herzens Adel merken,
Seh du nur Frankreichs Feind und kann ſo ſtehe zu,
Wer mehrern Ruhm erlangt, Graf Moritz oder du!

Leider war die Germania in damaliger Zeit nicht ſehr dazu angethan, großen Ruhm zu erwerben. Ein einiges deutſches Volk war damals noch ganz anders als heute ein bloßer Traum, eine hohle Theaterphraſe, in jener Zeit, wo der größte deutſche König, der berühmteſte Mann ſeines Jahrhunderts, ſein ganzes Genie dazu aufbot, die Spaltung Deutſchlands ewig unheilbar zu machen. Moritz bot Sachſen wiederholt ſeine Dienſte an; er wurde aber, hauptſächlich durch des Feldmarſchalls Grafen von Flemming Schuld, immer abgewieſen. Für einen kriegeriſchen Aventurier, der er immerhin war, hatte es aber damals noch viel weniger als heutzutage auf ſich, ſein Glück im Ausland zu ſuchen. Nur das ſuchte er wo möglich zu vermeiden, daß er nicht gegen Sachſen zu kämpfen habe. Auch ſonſt verläugnete er übrigens ſein Vaterland doch nicht ganz. Er ſuchte vorzugsweiſe Deutſche in ſeine Nähe zu ziehen und verhehlte es zum Aerger der Franzoſen nicht, daß er überhaupt die Deutſchen als Soldaten höher ſtelle. Daß er in ſeinem ganzen Weſen ſtets deutſch blieb, iſt ſchon geſagt worden. Als Beleg für den äußeren Zuſammenhang, in welchem er mit ſeinem Heimathlande ſtets verblieb, mag folgendes Curioſum angeführt werden. Im Juni 1749 kam er zum letztenmal nach Deutſchland. Auf den 22. dieſes Monats war der ſächſiſche Landtag einberufen, zu dem auch an ihn eine Ladung ergangen war, als an den „Hoch- und Wohlgebornen, unſern lieben getreuen, Herren Moritzen Grafen von Sachſen zu Lautenburg und Frauenprießnitz, General Marſchallen von Frankreich.“ Dieſer Ladung folgte er, wie es in einem Briefe heißt: „le Comte de Saxe a pris comme seigneur de Lautenburg séance dans la seconde chambre de la noblesse, vulgo der weitere Ausſchuß.“ Alſo Moritz ein Mitglied einer zweiten Kammer! — ruft ſein Biograph Weber in gerechter Verwunderung aus. Freilich, wenn er auch im weiteren Ausſchuſſe, in dem ihm als Inhaber von Lautenburg die vierte Stelle gebührte, ſeinen Platz einnahm, an den Verhandlungen hat er ſich nicht weſentlich betheiligt, wenigſtens iſt ſein Name in den Akten über jenen Landtag nirgends ſpeciell erwähnt.

Allerdings hatte Moritz viel von der Landsknechtsnatur in ſich; aber ſein Weſen geht doch darin nicht auf; er hatte weit höhere Gedanken und Ziele als der bloße Söldling und kriegeriſche Abenteurer. Er fühlte ſich als „eines großen Königs Sohn“ und hielt ſich deßwegen auch nicht zu gering eine Krone zu tragen. Dieß war das Streben, der Traum ſeines ganzen Lebens. Bezeichnend iſt es, daß er ſeinen militäriſchen Memoiren den ſonderbaren Titel: „Mes Rêveries“ gab. Seine militäriſchen Studien, die ſo ernſthaft waren und ſo tief gingen, daß Friedrich der Große nicht mit Unrecht von ihm ſagte: „ce maréchal pourroit être le professeur de tous les généraux de l'Europe,“ waren doch nur Träume über die Mittel, zu dieſem erſehnten Ziel ſeines Lebens zu gelangen. Ehrgeizig, ehrſüchtig war er, ſagt ſein Biograph, aber nicht eitel. Traumbilder von Kronen, fürſtlichen Heirathen, improviſirten Dynaſtien umgaukelten ihn ſein Leben lang; Curland, zuletzt gar noch die Inſel Tabajo oder Madagascar, die er coloniſiren wollte, ſollten ihm den Thron verſchaffen, welchen ihm ſeine Geburt verſagt hatte. In dieſer, wie in vielen andern Beziehungen, finden wir eine große Aehnlichkeit zwiſchen Moritz und dem berühmten Don Juan d'Auſtria, dem Sohne Kaiſer Karls V., beide außerehelich von mächtigen Fürſten gezeugt, beide ſchön, tapfer, talentvoll, beide immer in unbefriedigtem Streben nach einem nicht zu erreichenden Ziele. Bis in ſeine letzten Tage lebte Moritz in dieſen Träumen, und wenn ſie ſich nicht realiſirten, ſo ſuchte er ſich in ſeiner Zurückgezogenheit auf Schloß Chambord wenigſtens durch wahrhaft fürſtliche Pracht und Großartigkeit zu entſchädigen. Er lebte hier eigentlich wie ein ſouveräner Herr. In einer nur zu dieſem Behuf erbauten Kaſerne hatte er ſein Regiment untergebracht; vor dem Schloſſe waren die ſechs Kanonen, die ihm Ludwig XV. geſchenkt hatte, aufgefahren und die Halle mit eroberten

Digitized by Google

Fahnen geschmückt. An zwei Tafeln, eine zu achtzig, eine zu sechzig Couverts, ward täglich gespeist. Vierhundert Reit- und Kutschenpferde standen in seinen Ställen u. s. w. Das ganze Leben war ihm ein fürstlicher Traum. In einem seiner letzten lichten Augenblicke sagte er zu dem Arzt Lenac: „Mon ami, voilà la fin d'un beau rêve, oder, wie andere die Worte wiedererzählen: „Docteur, la vie n'est qu'un songe; le mien a été beau, mais il est court."

Hauptsächlich nach dieser träumerischen Seite, als ein bis zum Ende vergebliches Ringen nach einem nicht zu erreichenden Ziel, ist uns das Leben des Grafen Moritz von Sachsen anziehend. Hierin liegt vorzugsweise sein menschlicher Gehalt und sein menschliches Interesse. Deswegen werden wir im Folgenden zunächst einiges aus seiner Jugendgeschichte wiedergeben, hauptsächlich aber uns mit seinen curländischen und russischen Heirathsplanen beschäftigen, welche ihn dem ersehnten Thron am nächsten brachten, aber auch den schon den Lippen genäherten Becher durch des Schicksals wie durch seine eigene Schuld wieder hinweg rissen, und auf immer.

Die Abstammung des Grafen Moritz von König August dem Starken und der schönen Aurora von Königsmark ist bekannt, nicht aber ebenso Zeit und Ort seiner Geburt. Als sein Geburtsort wird angegeben: Dresden, Goslar, Moritzburg, auch ein Dorf „unweit Magdeburg;" er selbst in seinen Memoiren nennt die Insel Moen. Ebenso differiren die Angaben zwischen dem 15. und 19. Oktober 1696. Das Kirchenbuch von Goslar macht diesen Zweifeln ein Ende, indem daraus zu ersehen ist, daß dort am 28. Oktober 1696 „von der vornehmen Frau in R. Heinrich Christoph Winkels Hause ein Söhnchen geboren ward, welches in der h. Taufe den Namen Mauritius erhielt." Daß die vornehme Frau die Gräfin Aurora gewesen, wird wohl keinem Zweifel unterliegen. Hatte die schöne Gräfin, den sittlichen Anschauungen jener Zeit gemäß, in der Veröffentlichung ihres Verhältnisses zu ihrem fürstlichen Verehrer keine Schmach, sondern die ehrenvollste Bevorzugung gefunden, so suchte sie doch die Folgen dieses Umgangs möglichst zu verheimlichen. Den Sommer und Herbst hatte sie in Quedlinburg zugebracht, wo sie sich um eine Stelle als Stiftsdame bewarb; von dort war Goslar nicht weit, und der stille Ort (un petit hameau nennt St. René Taillandier die alte sächsische Kaiserstadt) mochte ihr als ganz geeignet für eine heimliche Niederkunft erscheinen. Das Ereigniß blieb aber nicht lange verschwiegen, denn bald darauf schreibt Menken von Wolfenbüttel nach Dresden: „Un joli poupon, jeune aventurier de quinze jours, a commencé ses aventures, en allant dans son berceau en carrosse avec sa nourrice de Goslar à Hambourg. On dit, qu'il va commencer son roman pour mettre une fin à celui de sa mère, qui n'est pas sa nourrice, mais doit être sortie de regis medulla. Voilà une jolie fin d'une famille qui a été tant considérée dans le monde."

Der Brief spielt darauf an, daß mit der Geburt des Kindes das Verhältniß des Königs zu seiner Geliebten sich löste, wozu ein körperliches Leiden Auroras mitgewirkt haben soll. Weiter ersehen wir daraus, daß der junge Aventurier nicht lange am Ort seiner Geburt verblieb, sondern in der Wiege die Reise nach Hamburg machte. Auch dort aber war seines Bleibens nicht lange; von Hamburg kam er nach Berlin in das Haus eines Kammerdieners Rousseau, von da nach Warschau, später nach Breslau, in dessen Nähe seine Mutter das Rittergut Wilgen gekauft hatte, später nach Leipzig. Sein Erzieher schreibt aus dieser Zeit an den König, daß „M. le Comte a toutes les inclinations belles;" daß aber unter diesen schönen Neigungen die zum Lernen die am wenigsten entwickelte war, geht aus allen Nachrichten hervor. Seine Mutter, die sich in häufigen Briefen über das Befinden des „vielgeliebten Geheimnißvollen" erkundigt, beklagt sich auch über seine langsamen Fortschritte.

Im Jahr 1704 wurde Moritz mit Gouverneur und Sousgouverneur und einer Anweisung auf jährliche 3000 Thaler nach Holland geschickt. Moritz selbst sagt in einem neuerdings aufgefundenen Bruchstück seiner Memoiren: „Ich war so zerstreut, daß es unmöglich war, mich etwas zu lehren; man glaubte, daß, wenn man das Klima veränderte, auch meine Lebensart, mon génie changeront, und schickte mich zu Anfang des Jahrs 1707 (es war das Jahr 1704) mit einem Gouverneur Delorme und Untergouverneur d'Alençon nach Holland, und mit einem Kammerdiener, qui a le voir seulement faisoit tomber en syncope. Im Haag gab man sich vergeblich alle Mühe, mich zu unterrichten; ich erinnere mich, daß meine Lehrer sich vornahmen, mir eine eiserne Maschine anlegen zu lassen, pour me reserrer le crâne, assurant qu'il étoit entrouvert. Manches lernte ich schnell, wie das Exerciren und Mathematik; die Lectüre mußte man aufgeben, denn wenn ich in einem Buche studirte und man mich fragte, wo ich sey und was ich gelesen, wußte ich keine Sylbe. Mit der Arithmetik war es nicht besser, wenn ich auf dem Papier rechnen sollte, allein wenn man mich im Kopf rechnen ließ, gab es keine Aufgabe, die ich nicht schneller gelöst hätte, als Andere auf dem Papier. Ich war ganz wie le diable

Digitized by Google

qui fait ce qu'on ne lui demande pas, und ich lernte ohne Unterricht perfekt holländiſch in weniger als ſechs Monaten. Mein Gouverneur erſtattete Bericht über meine Fortſchritte und bemerkte, daß er es aufgegeben habe, mich etwas zu lehren, weil eine Vereinigung von stupidité et légèreté in mir ſey, welche er nicht bekämpfen könne."

Andererſeits ſchreibt der Gouverneur: „Le cher petit comte Maurice se porte parfaitement bien et profite beaucoup en tout ce qu'il apprend. Il est admiré ley de tous les grands et on le voudroit avoir partout, tant il est aimable." Namentlich die Frauen fanden großen Geſchmack an ihm. In einem Brief aus Utrecht vom 9. November 1704 heißt es: „Der Graf iſt einſt mit in Geſellſchaft geweſen, da waren alle Weiber zuſammen." Kurz: il soutiendra parfaitement bien un jour le rang, que sa haute naissance lui a donné. Zu wünſchen wäre nur, daß der König ihm den neuen Orden verliehe, welchen er eben geſtiftet hatte. „Un seigneur comme lui ne devroit jamais être sans tel caractère."

(Fortſetzung folgt.)

Späte Heimkehr.

(Schluß.)

Ein eigenthümliches Lächeln ſpielte um des Alten Lippen, während er Brunner nochmals die Hand reichte und die Thür öffnete. Dann ging er über den Flur, die Treppe hinauf; aber im zweiten Stock wandte er ſich nach der Seite, anſtatt geradeaus in ſein Zimmer zu gehen, und ſchritt auf den großen Bodenraum, von woher laute Stimmen herübertönten. Die Geſchäftsbedienſteten waren eifrig beſchäftigt, den Tagelöhnern Anweiſungen zu geben; als Sterneck eintrat, ward es einen Augenblick ſtille und alle grüßten. Dann ging das gleichmäßige Geräuſch der Arbeit fort. Auch Philibert befand ſich darunter und war nach gewohnter Weiſe thätig. Er begrüßte den Alten wie die andern; dieſer legte ihm freundlich die Hand auf die Schulter und fragte ihn, wie er geſchlafen? Der Jüngling ſah dankbar zu ihm auf; ein ängſtlich zweifelnder Ausdruck lag doch über ſeinem Geſicht. Der Alte mußte es wahrnehmen, denn er klopfte dem jungen Mann lächelnd auf den Arm und ſagte: „Nun, wer hatte Recht? Sie wollten es mir geſtern nicht glauben, daß das Unwetter aufhören und der heutige Tag ſchön ſeyn werde. Freilich, hier in Ihrem Dunkel bemerken Sie nichts davon; kommen Sie nur herunter, dann werden Sie ſehen."

Er hatte Philibert die Hand dabei gereicht und ſie herzlich gedrückt; nun grüßte er die übrigen Anweſenden freundlich und ging mit fröhlichen Augen auf ſein Zimmer.

Es klingelte früher zur Zuſammenkunft, als er erwartet hatte. Die Mittagsluft war faſt ſommerlich mild und ſtill, ſo daß die Thür auf die Veranda geöffnet ſtand; dicht davor war die Mahlzeit angerichtet, doch nur für fünf Perſonen heute; der Buchhalter und die jungen Leute waren noch auf dem Lager beſchäftigt und beabſichtigten erſt ſpäter zu eſſen, um ihre Arbeit vorher zu Ende zu bringen. Die Familie war bereits verſammelt, als Sterneck kam.

Als derſelbe eintrat, herrſchte eine ähnliche Stille unter allen wie am Abend vorher; aber der Ausdruck, der in den Geſichtern lag, war ein ſehr verſchiedener. Nur die alte Dame hatte dieſelbe Miene bewahrt; doch verändert war auch dieſe: ſie war noch eiſiger, noch ſtarrer, hochfahrender als damals. Um Brunners Lippen ſpielte ein ärgerlich ſpöttiſcher Zug, wenn er ſeine Schwiegermutter anblickte; aber man ſah, daß er mit ernſten, unruhigen Gedanken beſchäftigt war, welche ſeine Frau nach der Weiſe, wie ſie von Zeit zu Zeit die Augen verſtohlen fragend zu ihm aufſchlug, kennen und theilen mochte. Hermine allein ſaß mit geſenktem Blick eifrig arbeitend am Fenſter wie am Abend; indeß auch ſie mußte nicht ohne Kenntniß der Dinge, die vorgegangen, geblieben ſeyn, denn ſie vermied es nicht, den Augen ihrer Eltern zu begegnen, nur denen der Großmutter, die während der ganzen Mahlzeit faſt ſtechend auf ſie gerichtet waren, wich ſie ängſtlich aus.

Hermine ſaß der ſteten Gewohnheit gemäß neben dem

Digitized by Google

Alten. Als ſie ſich zu Tiſch geſetzt, fiel ihr der ſilberne Serviettenring aus der Hand. Sie beugte ſich haſtig zu Boden, um ihn zu ſuchen. Dabei glitt ein ſtilles, ſinnendes Lächeln über die Züge des Alten, aber niemand hatte es gewahrt, daß zwei weiche, warme Lippen einen langen Kuß auf die alte Hand gedrückt.

Die Converſation war einſylbig und gezwungen. Frau Dahlgren antwortete nur mit einem kurzen: „Ja, Herr Schwiegerſohn, oder „Nein, Herr Schwiegerſohn," auf die wenigen, der Höflichkeit halber von Brunner an ſie gerichteten Fragen. Allein gegen Sterneck war ſie förmlich verbindlich wie ſonſt, und ſchritt, als er ihr den Arm reichte, um ſie in den Garten hinabzuführen, würdevoll aufrecht neben ihm her. Brunner fragte, ob man den Kaffee bei dem milden Herbſtwetter drunten einnehmen ſolle; aber die alte Dame wandte ſich auf der Treppe noch einmal um und repliciрte mit ſcharfer Betonung: „Es iſt gegen den Gebrauch, das im November zu thun, Herr Schwiegerſohn."

Brunner meinte lächelnd, warme Luft ſey warm im November wie im Juli; aber ſie fuhr, ihn unterbrechend, im ſelben Tone fort: „Sie wiſſen, daß ich, ſo lange ich lebe, nie gegen meine Grundſätze gehandelt habe, und daß in meinem Hauſe nicht dagegen gehandelt wird, Herr Schwiegerſohn."

Der Angeredete biß ſich auf die Lippen und ging pfeifend hinterdrein. Drunten zerſtreuten ſich die Einzelnen in verſchiedener Richtung. Brunner eilte Sterneck in einen Seitengang nach und legte ſeinen Arm in den des Alten.

„Ich habe eine heftige Debatte mit meiner Schwiegermutter gehabt," ſagte er etwas verlegen, „aber Sie haben das Reſultat gewiß bereits bemerkt. Die Alte iſt unbiegſam und ſtörrisch, wie noch nie, und hat mir geradezu geſagt, ich möchte mich, im Falle ich meine Einwilligung gäbe, nach einem andern Hauſe umſehen. Ihre Enkelin ſey ihr leibliches Ebenbild, wie ſie vor fünfzig Jahren geweſen, und ſolle ihr geiſtiges werden; und ſie werde nie einer Verbindung zuſtimmen, die ihren Grundſätzen zuwider laufe — nie. — Ich vermag nichts mehr zu bewirken, denn ich weiß, daß ſie im Stande iſt, ihre Drohung auszuführen und uns zu ruiniren. Im übrigen haben meine Frau und ich die Sache reiflich erwogen, auch mit Hermine geſprochen, und ſind dem jungen Manne unter dieſen Umſtänden nicht abgeneigt. Allein wir müſſen, wie Sie ſehen, das Ableben der Frau Dahlgren abwarten —"

„Das dürfte mit dem meinigen zuſammenfallen," unterbrach ihn der Alte lächelnd. „Da iſt es doch beſſer, noch einen Verſuch bei Frau Dahlgren zu machen, und wenn Sie meinen, daß der Ihrige nutzlos ausfallen würde, ſo will ich mich im Intereſſe der jungen Leute dem Wagniß unterziehen."

Brunner ſah ihn zweifelnd verlegen an. „Ich fürchte, Herr Sterneck, daß, wenn ich nicht —"

„Es muß eben jeder ſein Glück probiren," meinte dieſer, ihm ins Wort fallend. „Dem Einen gelingt es, dem Andern nicht. Ich vertraue darauf, da es mir ſchon einmal in ſehr ähnlichem Falle gelungen; es kann nichts Aehnlicheres geben als die Perſonen, die damals dabei betheiligt waren — und doch nichts Unähnlicheres," brach er lächelnd ab.

Brunner achtete nicht auf den Nachſatz. Er ſchüttelte nur ungläubig den Kopf. „Ich will Sie nicht abhalten, lieber Herr Sterneck," ſagte er, ihm die Hand reichend, „aber das Reſultat iſt mir leider nicht zweifelhaft. Leben Sie wohl; ich ſehe Sie wohl nachher bei mir im Comptoir?"

Der Alte winkte ihm freundlich mit der Hand nach; dann ſchritt er langſam den Gartenpfad hinab auf den Flußrand zu. Die Sonne fiel ſchräg durch das kahle Gezweig, aber ſie überfloß warm und lieblich ſein weißes Haar, von dem er, nachdenklich mit der Hand über die Stirn gleitend, den Hut abgenommen; nur das welke Laub rauſchte herbſtlich unter ſeinen Füßen auf.

Dann, nachdem er lange ſo hin und wieder geſchritten, kam langſam die frühe Dämmerung. Sie kam anders als am Abend vorher, wo eine ſchwere Wolke unheilkündend ſich über die andere gelegt. Allmälig verglühte heute das Sonnenroth im Weſten; kein Abendhauch hatte die laue Mittagsluft gekühlt, ſelbſt in den Knoſpenſpitzen der kahlen Sträucher regte ſich ein grüner Schimmer auf's Neue; es war, als ob es wieder, als ob es noch einmal Sommer werden wollte.

So ſtand auch die Thür, welche von der Veranda nach Innen führte, noch geöffnet, als Sterneck von unten zurückkam. Im Zimmer ſaß die alte Dame allein an dem ebenfalls noch geöffneten Fenſter; ſpäte Herbſtblumen, buntfarbige Aſtern ſtanden in hoher Kryſtallvaſe aus alten Tagen vor ihr auf dem Bord.

Sie hatte die Schritte des Kommenden auf der Gartentreppe nicht gehört; und ſo blieb er an den Eingang gelehnt ſtehen und betrachtete die regungslos vor ihm Sitzende. Ihre ſonſt ſtets geſchäftigen Finger ruhten und ſie blickte durch's Zwielicht in den verblaſſenden Horizont hinein. Es lag etwas Geſpenſtiſches im Ausdruck des herben, verwitterten Geſichtes, auf dem der letzte Abendſchein erſtarb; es war wie ein alter, zermorſchender Stamm, der einſt freudig mit blühenden Wipfeln die Frühlingsluft durchrauſcht und jetzt mit modernder Schwere die Blumen zu Boden drückte, die

Digitized by Google

auch gern das Haupt zur Sonne aufheben möchten, wie er es dereinſt gethan — in ungeſchwächter Verzweiflung grauſam des Tages eingedenk, da ihn ſelbſt der Blitzſtrahl getroffen und aus Sommerfülle zur Erde geſchmettert, gebrochen, gealtert — ein halbes Jahrhundert vor dem Herbſt!

Es war nicht recht, es ſchrie zum Himmel; ſie fühlte es in ihrem eigenen Herzen, und ſie fühlte es deutlich, es waren dieſelben Thränen, die ſie geweint, dieſelbe bangende, flehende Stimme, in der die Todesangſt eines verfehlten Lebens wimmerte. Die Thür der Veranda gegenüber hatte ſich geöffnet und eine zagende Geſtalt war hereingetreten und auf ſie zugeſchritten und war vor ihr auf die Kniee gefallen und hatte, das Geſicht auf die weiten Hände preſſend, kaum hörbar geflüſtert: „Großmama!“

Nein — und ob alle Angſt der eigenen Jugend und ihrer Verzweiflung aus unendlicher Ferne zurückkam, ob es ihr die Bruſt zuſammenſchnürte — war es nicht wie ein lautlos bitteres Lachen, das die welken Mundwinkel verzerrte? — Was war ihr das Leben geweſen? Weßhalb ſollte ſie es Andern freudiger ſchaffen? Wenn man fünfzig Jahre gelitten, Tag um Tag — warum ſollen nicht Andere auch leiden? Warum drängen ſie ſich nach der Sonne, zu lieben — geliebt zu werden — —?

Es war ein geller, ſcharfer Mißton, der jetzt wirklich aus den zuſammengepreßten Lippen hervorbrach. Es war wie das Knirſchen in der Luft, das den Blitz begleitet und ihn ankündet, wenn er die grüne Krone zu Boden ſchmettern will: „Fort! Was willſt du? Denkſt du meinen Willen durch Thränen zu ändern? Ich laſſe mich nicht rühren!“ Sie hielt inne, es mußte heraus, ſie konnte es nicht zurückhalten: „Gib mir am Rande des Grabes mein Glück, gib mir mein verfehltes, verlorenes Leben zurück — ſonſt —“

Das Mädchen verſtand den Sinn der Worte nicht. Sie fühlte ſich nur durchſchaudert von dem ſchneidenden, erbarmungsloſen Ton, mit dem ſie ausgeſtoßen wurden; ſie fühlte, daß keine Hoffnung, daß hier alles Flehen vergeblich ſey. Ein Thränenſtrom ſchoß aus ihren Augen, ſie erhob ſich verzweifelnd vom Boden und ſchwankte zurück auf die Thür zu.

Aber ſie erreichte die Thür nicht, denn ein Schrei, der von dem offenen Fenſter ihr nachklang, hielt ſie feſt. Sie hatte ihren Namen von einer Stimme hinter ſich gehört, die ihr bekannt erſchien. Es war, als wäre es Sterneck geweſen, und doch wieder klang es wie Philiberts Stimme — als ob ſie es ſchon gehört und doch nie gehört. Sie wandte ſich haſtig um. Die Großmutter ſtand am Fenſter aufgerichtet. Man ſah in der Dämmerung, daß die Hände, mit denen ſie ſich an der Stuhllehne hielt, ſchlotterten, und ſie ſtarrte ins Dunkel nach der Richtung, aus welcher der Ruf erſchollen. Nun löſte ſich eine Geſtalt im Zwielicht vom Eingang der Veranda ab und ſchritt auf die alte Dame zu.

„Warten Sie noch, mein Kind, ehe ſie gehen,“ ſagte dieſe zu dem Mädchen, freundlich die Hand deſſelben faſſend und mit ihr an das Fenſter zur Großmutter tretend. Dieſe hatte ſich in den Stuhl zurückgeſetzt, aber ſie vermochte nicht zu ſprechen. Es ſchien ſie entſetzt zu haben, daß ein Zeuge bei dem Auftritt zugegen geweſen; endlich brachte ſie mit mühſamer Faſſung hervor: „Herr Sterneck, wenn ich recht gehört?“ — „Ja, gnädige Frau.“

Es war ein halb bitterer, halb wehmüthiger Nachdruck auf das Beiwort der Anrede gelegt. Sie empfand es wie einen Stich durch die Bruſt und ſuchte vergeblich ihren gewöhnlichen Ton zu gewinnen.

„Sie riefen meine Enkelin?“ — „Ich rief Hermine, gnädige Frau, denn ſie hatte mich gerufen.“

Man hörte durch's Dunkel, daß die Bruſt der Alten ſich ſchneller und ängſtlicher hob. Es lag etwas Unſicheres, Schwankendes in ihrer Sprache, das ihrem gewöhnlichen Weſen völlig widerſprach. „Sie haben Alles gehört, Herr Sterneck?“ ſtammelte ſie verwirrt.

„Alles — vor langer Zeit, gnädige Frau —“ — „Vor langer Zeit —?“ — „Ein halbes Jahrhundert iſt für Menſchen eine lange Zeit, und es iſt eine ſehr alte Geſchichte, doch weiß ich's noch — ſoll ich es Ihnen erzählen, gnädige Frau? — ſoll ich es Ihnen erzählen, Hermine —?“

Es war derſelbe Ton wie vorhin, nur leiſer; aber das Mädchen fühlte wieder, es war nicht ihr Name, nicht an ſie gerichtet. An wen? Sie verſtand, begriff es nicht; ſie klammerte ihre Hand nur inniger in die des Alten, der innegehalten und eine Antwort erwartete. Doch nur ein dumpfes, ſtockendes Athemholen kam vom Fenſter her. Dann fuhr er mit gedämpfter Stimme fort: „Ich habe ein kleines Heft droben, gnädige Frau, darin ſteht die alte Geſchichte verzeichnet. Sie iſt kurz, denn es iſt der Beginn allein, und es fehlt der lange Schluß, den ich zur Hälfte nur kenne. Soll ich erzählen?“

Wiederum keine Antwort, nur heftig ſich ſteigerndes, krampfhaftes Athmen. Dann begann er leiſe:

Ich weiß es noch, ich war ein Knabe,
Nicht ganz, allein auch nicht viel mehr,
Und achtlos botſt du ihm die Gabe,
Der Andern heißeſtes Begehr.

Digitized by Google

Wir haſchten uns. Die Gartentiefe
Stand hoch in üppigem Herbſtkraut,
Doch mittagſtill; es war als ſchliefe
Die Sonne ſelber, tief umblaut.

Nun hielt ich dich. Mit zackigen Rippen
Umwand uns beide das Geſpinn;
Du aber bogſt die rothen Lippen
Mir ob der Schulter lachend hin.

Ich küßte ſie; du wollteſt wieder
Empor ſie heben zag und ſcheu;
Doch lachend zog ich ſie hernieder
Und küßte immer ſie auf's neu.

Kein Lauſcher rings. Von fern nur girrte
Der Taube ſchmachtendes Gedicht.
Du wurdeſt roth; betroffen irrte
Dein Auge über mein Geſicht.

Dann munter lachend bogſt du nieder
Die rothen Lippen zu mir her:
Wir küßten wieder — wieder — wieder.
Ich war ein Kind, und — du warſt mehr.

„Waldburg! — Hermann!“ Es war ein wilder, wahnſinniger Doppelruf; der Alte ließ haſtig die Hand des Mädchens fahren und legte die ſeine auf die Lippen, die ihn ausgeſtoßen.

„Laß die Todten ruhen, Hermine, und uns der Lebenden gedenken!“ flüſterte er, daß nur die, an welche die Worte gerichtet waren, ſie vernahm. „Laß uns in ihrem Glück die ſpäte Blüthe unſeres Lebens ſehen, den Sommer, der uns nicht vergönnt geweſen. Du verlangteſt ihn vorhin von ihr — ſie bringt ihn dir, hat ihn gebracht —“

Ein gewaltiger Lichtſchimmer, der blendend durch die Thür fiel, unterbrach ihn. Die Hausfrau trat mit der Lampe in das jetzt ziemlich verdunkelte Zimmer. Man ſah im Augenblick, da ſie die Thür öffnete, zwei Geſtalten ſich im Hintergrunde des Nebenzimmers bewegen; zugleich trat Sterneck vom Fenſter auf die Ankommende zu.

„Sie kommen gerade günſtig, Frau Brunner,“ ſagte er heiter, „Ihre Frau Mutter theilte mir eben mit, daß ſie ihre Abſichten hinſichtlich Herminens geändert hat.“

Frau Brunner ſtieß überraſcht einen lauten Freudenruf aus und eilte auf ihre Mutter zu. „Mein Mann iſt dort mit Philibert,“ ſagte ſie, auf das Nebenzimmer deutend. „Was iſt dir, Mutter?“ ſetzte ſie ängſtlich ſchnell hinzu.

Die Alte lag mit zurückgelehntem Haupt und geſchloſſenen Augen im Stuhl. Sie hatte die Hände über der Bruſt gekreuzt und athmete leiſe; ſonſt war kein Zeichen des Lebens an ihr zu entdecken. Nur ein Lächeln ſpielte um die geöffneten Lippen, aber ſie regte ſich nicht, gab keine Antwort auf die beſorgten Fragen, mit denen Tochter und Enkelin ſie beſtürmten.

Unter der Thür erſchien der Alte, Brunner und Philibert an der Hand führend, deren Geſichter ein gleichmäßiges Erſtaunen, nur das des letzteren vom Glück überſtrahlt, ausdrückten.

„Ach, Herr Sterneck, helfen Sie! Was iſt meiner Mutter?“ rief Frau Brunner den Eintretenden zu. Der Gerufene ging an's Fenſter und blickte der alten Dame in's Geſicht; dann lächelte er und ſagte leiſe: „Kniet nieder, Hermine und Philibert!“

Das junge Paar gehorchte ſeinem Wink; die andern ſchauten verwundert auf ihn. Er aber beugte ſich an das Ohr der Alten und flüſterte: „Hermine!“ Und die geſchloſſenen Lider wichen, wie von Geiſterruf aufbeſchworen, und das greiſe Haupt erhob ſich und blickte lächelnd auf das ſchöne, ſtumme Kinderpaar, das mit verſchlungenen Armen kniete. Und nochmals beugte ſich der Alte herab und flüſterte: „Ein halb Jahrhundert des Unglücks war Traum und Schein, Hermine — wir ſind es — ſegne uns in ihnen!“

Und langſam erhob ſich die greiſe Geſtalt, und die eine Hand wie um eine Stütze um den Nacken des Geliebten der eigenen Jugend ſchlingend, legte ſie die andere feierlich auf die blonden Locken der dicht die Stirnen zuſammenſchmiegenden Jugend dieſes Tages und ſprach mit weicher, zitternder Stimme: „Seyd ungetrennt und glücklich — ein halbes Jahrhundert lang — bis an das Ende eures Lebens!“

Digitized by Google

Ein Blick in das heutige Athen.

(Schluß.)

Wer die an ſolchem Ort doppelt drückende Sklaverei der Tagesordnung einer Hotelpenſion, wie ſie im ganzen Orient gebräuchlich iſt, vermeiden will, kann ſich bei einer der zahlreichen deutſchen Familien einmiethen, welche das deutſche Königshaus aus allen Ständen und Klaſſen der Geſellſchaft dorthin gezogen hat. Uns wurde die gaſtlichſte Aufnahme in der Familie einer der intereſſanteſten Männer des heutigen Athen, des Leibarztes des Königs Otto und Generalarztes der griechiſchen Armee, des Dr. T. Ein Württemberger von Geburt war er als Philhellene nach Griechenland gekommen, hatte den ganzen Freiheitskrieg mitgemacht, den jungen König Otto mitempfangen, die ſogenannte Septemberrevolution von 1843 als einer der wenigen Deutſchen, denen im Lande zu bleiben verſtattet wurde, überdauert und hat nun zwanzig Jahre ſpäter auch die Flucht des erſten, die Ankunft des zweiten Königs miterlebt. Er hatte an dem Sterbelager Lord Byrons in Meſolongi geſtanden; er war es geweſen, der Capo d'Iſtria am Fuß der Burg von Nauplia die mörderiſche Kugel aus der Todeswunde zog, in deſſen Armen Carl Otfried Müller, der geiſtvollſte Philologe dieſes Jahrhunderts, nach der Rückkehr von Delphi ſein Leben aushauchte. Unter ſolcher Leitung Umſchau halten zu können, war zehnfacher Gewinn.

Als Dr. T. die Stadt Athen zum erſtenmale ſah, kurz nach dem Bombardement durch Reſchid Paſcha im Jahre 1826, beſtand ſie aus nicht mehr als drei Häuſern. Die griechiſche Bevölkerung von etwa 6000 Köpfen hatte ſich, wie einſt bei der Verheerung des Landes durch die Schaaren des Xerxes, nach Salamis geflüchtet. Gegenwärtig zählt die Stadt ungefähr 33,000 Einwohner und die Bevölkerung wächst alljährlich in ungeheuren Proportionen. Und doch wie klein iſt ſie gegenüber derjenigen des alten Athen, das unter Perikles in ſeinen Mauern über 200,000 Einwohner barg!

Sähe man nicht immer die Acropolis mit ihren Tempeltrümmern hineinragen und ſtieße man nicht überall mitten in den Straßen auf irgend einen Reſt eines antiken Baues oder läſe man nicht überall neugriechiſche Namen auf Schildern und Läden, man würde der ganzen Phyſiognomie der Stadt nach meinen, ſich in irgend einer kleinen deutſchen Reſidenz zu befinden, etwa in Deſſau, Schwerin oder Oldenburg, ſo modern und ſauber, einfach und elegant zugleich ziehen ſich die regelmäßigen, von reinlichen Trottoirs eingefaßten Straßen mit meiſt zweiſtöckigen Häuſern entlang, ſo wohlgepflegt ſind die mit zierlichen Landhäuſern beſetzten Promenaden, ſo ſtattlich präſentiren ſich die zahlreichen geſchmackvollen öffentlichen Gebäude, ſo maſſenhaft ſchießen in den weiteren Ringen der Stadt die Neubauten und neuen Anlagen aus dem Boden empor. Haben alle andern Städte des Orients ein ſpecifiſch orientaliſches, in ihren europäiſchen Vierteln aber ein durchweg italieniſches Gepräge, ſo hat das heutige Athen einen durchweg deutſchen Charakter. Da die Stadt vollſtändig neu iſt, ſo hat ſie ihre Phyſiognomie ganz durch das deutſche Königshaus erhalten können.

Zwei Hauptſtraßen durchſchneiden im rechten Winkel die Mitte der Stadt und geben ſo für das Gefüge der kleineren, welche an jene ſich anlehnen, Anhalt und Rahmen ab, die eine die Hermesſtraße, welche in gerader Linie vom Piräusthor auf das Schloß zu führt, die andere die Aeolosſtraße, welche vom Fuß der Acropolis an ſich bis in die Nordebene hinauszieht und zur Verlängerung den Weg nach Marathon hat. Sie haben ganz elegante Läden — einer der ſtattlichſten iſt die deutſche Buchhandlung von Wilberg, einem Sohn des früheren Gymnaſialdirektors in Eſſen, am Ende der Hermesſtraße kurz vor ihrer Einmündung in den Schloßplatz, — in ihnen liegen die Hotels erſten und zweiten Ranges, ferner die für eine Stadt von Athens Größe überreiche Zahl von Kaffeehäuſern (καφηνεῖον), Wein- und Barbierſtuben, welche letzteren, wie im Alterthum, ſo auch heute noch als Verſammlungsorte des Publikums dienen; hier endlich wohnt die griechiſche Beamtenwelt, welche der nach deutſchem Zuſchnitt eingerichtete Hof um ſich verſammelt hatte, in zu großer Ausdehnung für das kleine Königreich und ſeine patriarchaliſch primitiven Zuſtände. In den Seitenſtraßen ſieht es mit wenigen Ausnahmen unſcheinbarer, zum Theil ſehr beſcheiden und wenig reſidenzlich aus; ſo in der Gegend des Marktes, der ἀγορά, eines ziemlich unſaubern Platzes, der Fleiſch-, Fiſch- und Gemüſemarkt zugleich iſt und in deſſen Gewühl ernſt und ſchweigend ein paar verwitterter alter Bauten hineinſchauen. Das nobelſte Quartier aber, das eigentliche Geheimerathsviertel, wird von dem breiten Gürtel der zum Theil freilich erſt auf dem Papier verzeichneten

Digitized by Google

Anlagen gebildet, welche in regelmäßigen Vierecken, von gebrechelten Plätzen unterbrochen und von schattigen Alleen durchschnitten, sich vom Schlosse aus am Fuß des malerischen Lycabettoskegels entlang in die Ebene nordwärts hinausziehen. Da wohnen die Gesandten in zum Theil so reizenden Villen, daß man meint, in den Thiergarten nach Berlin versetzt zu seyn.

Sehr modern und komisch zugleich ist es nun aber, wenn die Neugriechen meinten, den großen Heroen aus dem Alterthum die Unsterblichkeit sicherer garantiren zu können, wenn sie die Namen derselben an alle Ecken der Straßen hefteten, oder wenn sie umgekehrt meinten, dem ärmlichsten Gäßchen durch die hochklingendsten Namen zu Hülfe kommen zu können. Da gab es schon damals eine Aeschylus-, Sophokles-, Euripidesstraße oder besser Gasse, eine Demosthenes-, Perikles-, Phidias-, Apelles-, Themistokles-, Aristides-, Plutarch-, Diogenesstraße, und ohne Zweifel sind seitdem auch alle classischen Größen zweiten und dritten Ranges versorgt und untergebracht worden. Nicht weniger komisch ist es, wenn das gegenwärtige Epigonengeschlecht sich selbst mit diesen Namen zu schmücken beeifert ist. Da ist keine einigermaßen zahlreiche Familie, in welcher es nicht einen Themistokles oder eine Aspasia gäbe, wie in Preußen einen Friedrich oder Wilhelm, und an den Schildern der Läden liest man: *Περικλῆς ῥάφτης*, Schneidermeister Perikles, oder *Πλάτων σαπουνᾶς*, Seifensieder Plato, oder *Θουκυδίδης ὑποδημάτων τεχνίτης*, Stiefelkünstler Thucydides.

Das großartigste aller öffentlichen Gebäude ist das königliche Schloß, ein Bau Leo Klenzes, des berühmten Architekten, der Münchens antike Prachtbauten geschaffen und den man vor Kurzem dort zur Ruhe bestattet hat. Es gehört gerade dieser Bau freilich zu seinen schwächeren Werken und macht in seiner zu großen Einfachheit zumal auf Abbildungen einen fast nüchternen Eindruck. In der Wirklichkeit zwar imponiren die gewaltig gefugten Blöcke des reinsten pentelischen Marmors, aus denen der ganze Palast von Grund aus aufgeführt ist, und man bedauert kaum den Mangel einer feineren Gliederung und eines größeren architektonischen Ornamentes, welche die Gesammtwirkung des herrlichen Materials nicht so rein würden haben heraustreten lassen. Aber etwas Kasernenmäßiges behält der Bau trotz alledem und selbst die geschmackvolle Umgebung — große mit Palmen besetzte Rampen vor der Front, die herrlichsten, üppigsten Parkanlagen zur Seite, welche die Fürsorge der Königin Amalie und deutscher Fleiß aus einer Wüstenei in kürzester Zeit haben entstehen lassen — selbst diese Umgebung vermag nicht ganz diesen Eindruck zu tilgen.

Wie viel großartiger war der phantasievolle Entwurf des genialen Schinkel, der den Königspalast auf die Acropolis verlegte mitten in die große Trümmerwelt hinein! Da sollte er nicht in massiger Wucht als ein einsames Stück Leben mitten in allem Tode ringsum emporsteigen, sondern zu einer reichen Menge von Gliedern aufgelöst, sollte er sich in einer Reihe vollendetster, im antiken Geist erdachter Bildungen von Ruine zu Ruine ziehen, groß und bedeutsam genug, um nicht einem Parthenon gegenüber zwerghaft zu verschwinden, und doch auch bescheiden genug, um nicht den Eindruck der grandiosen Umgebung zu schwächen, selbst durch jene gehoben, und auch ihr wiederum Schmuck und gefällige Einigung verleihend. Mangel an Wasser auf dem felsigen Plateau machte das Projekt scheitern, aber wohl auch das Gefühl, es passe das Geräusch eines modernen Hoflebens nicht in die weihevolle Ruhe, welche auf dieser Stätte und ihren Trümmern liegt.

Verfolgt man den in den Schloßplatz einmündenden nördlichen Boulevard, so stößt man zunächst auf das Senatsgebäude, in welchem zugleich auch das Parlament tagt. Es ist ein sehr einfaches und unscheinbares Haus, aber der Besuch einer Sitzung der Nationalversammlung gehört zu den interessantesten Erlebnissen des Aufenthaltes in Athen. Nicht allein, daß schon das Aeußere der Versammlung durch die Fülle fremdartiger Trachten, welche je nach den Ständen und Landschaften starke Nüancen haben, den wunderbarsten Anblick bot, nicht allein, daß es schon Genuß war, diese Sammlung von Charakterköpfen der neuen Hellenenwelt zu studiren, daß man ferner die hervorragendsten Führer der Parteien, die bedeutendsten Capacitäten der Gegenwart, darunter eine Zahl historisch gewordener Persönlichkeiten aus dem griechischen Freiheitskrieg, wie vor allem den greisen Seehelden Miaulis, beisammen sah, so gab sie auch wiederum das merkwürdigste Bild jener Doppelnatur des Volkes, in welcher modernes Wesen mit antiken Zügen stets gemischt ist. Eine zündende natürliche Beredtsamkeit, eine erstaunliche Gewandtheit des Ausdrucks, eine Schlagfertigkeit der Debatte, als liege keine Kluft von mehr als zwei Jahrtausenden zwischen den Zeitgenossen des Perikles und dem aus langer Knechtschaft plötzlich erwachten ärmlichen Volk der Gegenwart; aber auch eine Leidenschaftlichkeit und Erregung in Wort, in Ton, in Geberde, die kein Maß duldete, auch durch die Würde des Ortes sich keines auferlegen ließ und als Fortsetzung jener leidenschaftlichen Beredtsamkeit erschien, welche das Zeitalter eines Cleon, Hyperbolus, Cleophon erzeugte, das Zeitalter, in welchem man die eigentliche Grenze der antiken, das Hineinbrechen der modernen Welt erkennt.

Digitized by Google

Die Griechen ſind ein geborenes Rednervolk noch heute, aber kein parlamentariſches mehr, oder wenn man lieber will, noch kein parlamentariſches. Die Debatte ſelbſt war ſehr lebhaft; denn es gibt immer viel Scandal in Athen, und die Deputirtenkammer gibt nur wieder, was auf allen Gaſſen, in allen Kaffeehäuſern und Barbierſtuben wiederhallt. Ihren Höhepunkt bildete damals eine Interpellation an das Miniſterium in jener ſamoſen Angelegenheit, als einige Offiziere der damals im Piräus ſtationirten Flotte auf dem Wege von dort in die Stadt am hellen Tage von Räubern aus ihren Wagen entführt waren und die athenieſche Regierung, weil der Capitän der Fregatte mit einem Bombardement des Hafens drohte, ihren eigenen Räubern das Löſegeld zahlte, weil ſie unfähig war, die Gefangenen anders zu befreien. Welch ein Anlaß, die Ohnmacht der Regierung zu geißeln, die leidenſchaftlichſte Beredtſamkeit ausſtrömen zu laſſen!

Derſelbe Boulevard führt in ſeiner Fortſetzung zu dem Univerſitätsgebäude am Fuß des Lycabettos, jenes ſpitzen Bergkegels an der Nordſeite Athens, welcher je nach dem Stande, welchen die Sonne zu ihm einnahm, den alten Athenern als allgemeine Sonnenuhr diente. In der Nähe befindet ſich die Stätte des alten Kynoſarges, einer dem Hercules geweihten Ringſchule, in welcher die Sieger von Marathon einſt raſteten, als ſie nach der Schlacht nach Athen zurückgeeilt waren, die Stadt zu decken, und in welcher Diogenes und ſeine Schule, die Cyniker ſich aufzuhalten pflegten. Es iſt der geſchmackvollſte Bau des modernen Athen, mit einer impoſanten Halle doriſcher Säulen in der Front. Etwa fünfhundert Studenten aus allen Gebieten griechiſcher Zunge beſuchen dieſe höchſte Bildungsanſtalt des Königreiches, in welcher von meiſt auf deutſchen Univerſitäten gebildeten Profeſſoren ganz in deutſcher Weiſe Vorleſungen aller Facultäten gehalten werden, nur daß es uns etwas wunderlich vorkommen will, auch hier noch neben der nordiſchen europäiſchen Tracht das Pallikarencoſtüm, die geſtickte Jacke und die weite Fuſtanella auf einigen Katheedern vertreten zu ſehen. Immerhin aber iſt die Univerſität mit dem friſchen, begeiſterten Streben der Lehrenden und Lernenden an ihr und ihren achtungswerthen Leiſtungen in einzelnen Gebieten eine ſehr wohlthuende Erſcheinung im heutigen Athen, ein treffliches Zeugniß des ungezähmten Wiſſens- und Bildungstriebes auch noch unter den jetzigen Hellenen, ſo wie der großen Elaſticität ihres Geiſtes.

An Bildungsanſtalten jeder Art iſt die kleine Reſidenz überhaupt ſo reich, daß, wollte man allein aus ihrer Zahl auf den Zuſtand des jungen Königreichs ſchließen, das Reſultat das allererfreulichſte wäre. Es hat die Eitelkeit der Nation, oder richtiger der Athener, welche der Ruhm der Ahnen nicht ſchlafen läßt, die Sucht, das neugeborene Kind ſofort den erwachſenen Geſchwiſtern im Abendlande gleich zu ſtellen, die Muſificenz endlich einzelner begeiſterter Hellenen im Auslande, wie vor allem des Bankier Sina in Wien, die kleine Stadt ſo ausgeſtattet, daß ſie ſich neben jeder andern ſehen laſſen könnte, wäre nicht manches zu ſehr auf die Zukunft berechnet, als werde, wenn nur erſt das Gebäude da ſey, ſich auch bald die Sache finden. Da gibt es National-Töchter- und Knabenſchulen, ein Nationallyceum, eine Nationalbibliothek, eine Nationalbuchdruckerei, eine Sternwarte, ein Polytechnicum, eine nautiſche Schule, wo hinter den hochklingenden Namen eine oft ziemlich beſcheidene Wirklichkeit ſteht. Aber es gibt auch ein Nationaltheater für die Aeſchylus, Sophokles, Euripides der Zukunft, welche unzweifelhaft von den Epigonen eben ſo werden erzeugt werden, wie einſt vom claſſiſchen Zeitalter. Man hat auch eine Nationalſchule der ſchönen Künſte für die unausbleiblichen Phidias, Praxiteles, Apelles der Zukunft und ein Nationalmuſeum für ihre Erzeugniſſe, als werde eine Kunſtentwicklung ſich ſofort von ſelbſt finden, und als ſey ſie nicht vielmehr die reifſte Frucht einer ſauer erſtrittenen Bildung.

Prächtige Kirchen, die man bei der hervorragenden Stellung, welche der Cultus bei den Griechen überall einnimmt, erwarten ſollte, fehlen durchaus. Gerade weil ihre Wiederherſtellung vor Allem ſofort nach jenen Verheerungen durch die Türken in Angriff genommen wurde, tragen ſie die Spuren der Armuth und des Elends jener Tage deutlich an ſich; oder man ſuchte auch wohl mit der der griechiſchen Religioſität eigenthümlichen Zähigkeit die alten unſcheinbaren Formen abſichtlich zu erhalten. Erſt jetzt erſteht ein ſtattliches Gotteshaus, auf welches der prunkende Name Cathedrale zwar noch immer nicht recht paſſen will, aber doch keine ſo große Ironie iſt, wie bei der bisher ſo genannten Irenenkirche, in welcher noch kürzlich die Krönung des jungen König Georgios ſtattfand.

Das Bild des modernen Athen wäre unvollſtändig, wollte man nicht wenigſtens mit einigen Worten der Welt des Alterthums gedenken, welche in gewaltigen Reſten überall hier in die Gegenwart hineinragt, oder vielmehr den Hintergrund bildet, durch welchen alles andere erſt Bedeutung und Weihe empfängt. Das moderne Athen iſt eben ſo und mehr noch, als das moderne Rom, ſo gebaut, daß es die Stätte der alten Stadt mit ſeinen bedeutendſten Ruinen frei läßt. Dieſe aber finden ſich um die Südſeite der Acropolis und

Digitized by Google

ihre angrenzenden Höhen verſammelt, und was man in den Straßen der nordwärts davon ſich ausbreitenden jetzigen Stadt antrifft, gehört meiſt der macedoniſchen oder römiſchen Zeit an.

Steil abfallend nach allen Seiten, außer nach Weſten zu, lagert ſich der gewaltige Burgfelſen von Weſten nach Oſten geſtreckt quer durch die Ebene, in ſeiner Geſtalt am erſten einem coloſſalen Schiff vergleichbar. Durch eine Reihe von Pforten und Thoren, und mehr als drei Mauerringe hindurch, welche aus allen Zeitaltern herrührend, dieſen einzigen Zugang an der Weſtſeite ſchützen, ſteigt man den von Süden her ſich hinauf windenden Pfad empor, bis man plötzlich gerade am weſtlichen Endpunkt die coloſſale, aus weißem, pentelicſchem Marmor aufgeführte Freitreppe vor ſich hat, welche hoch oben von den Propyläen bekrönt iſt und im Alterthum in gerader Linie bis zum Fuß des Felſens und ſeinem äußern Mauerring hinabſtieg. In der Mitte der prächtigen Stufenreihe befindet ſich ein ebener, nur mit geriefelten Platten belegter Weg für Roſſe und Wagen, und noch ſieht man überall die Geleiſe und Räderſpuren aus jenen Zeiten, da ſich hier die großen Feſtzüge hinauf zum Tempel der Athene bewegten.

An dem Tempel der Siegesgöttin zur Rechten, den einſt Cimon nach dem Ende der Perſerkriege errichtete, an den Poſtamenten verſchiedener Standbilder zur Linken auf der halben Höhe vorbei erreicht man den Eingang der Propyläen, jener herrlichen Halle doriſcher Säulen, welche als prächtige Zierde auf die dahinter ſich aufthuende Herrlichkeit vorbereitete und als gewaltige Feſte ſie zugleich vertheidigte. Auch noch hinter den Propyläen ſteigt der Weg aufwärts. Durch ein weites Feld hochaufgeſchichteter Trümmer jeder Art und Gattung, durch deren blendende Maſſe wie durch ein Schneegefilde tiefe Gaſſen gegraben ſind, ſteigt man jetzt, wie früher, durch einen Wald vollendeter Statuen zur Höhe der Fläche hinauf, wo 460 Fuß über dem Meeresſpiegel rechts die Rieſenmaſſen des Parthenon, links die Hallen des zierlichen Erechtheustempels ſich erheben. Jetzt ein Bild der furchtbarſten Zerſtörung mit den großen Breſchen in den langen Reihen der Säulen, mit dem zertrümmerten Gebälk an Dach und Giebel, mit den niedergeworfenen Cellamauern und den ſpärlichen Reſten des einſt ſo reichen bildneriſchen Schmucks, iſt, was geblieben, immer doch noch genug, wie nirgendwo anders auf der Erde uns die wunderbare Größe des helleniſchen Geiſtes zur Anſchauung zu bringen.

Und nun erſt hier auf der Höhe der Acropolis, hier unter dieſen himmelanſtrebenden, lichtgebräunten Säulen, Angeſichts jenes großartigen Panoramas, das wir am Eingang unſerer Schilderung zu zeichnen verſuchten, den Blick unter ſich auf alle die Hehren durch Mythos, Sage oder Geſchichte geweihten Stätten, welche in näherem und weiterem Kreiſe um den wie ein Herrſcher auf ſie alle herniederſchauenden Burgfelſen herumliegen — erſt an dieſer Stätte kann man ſagen, daß man in Athen ſey.

Jene Grotten ringsum am Rande des Felſens, zu welchen ſich das Geſtein zerklüftet, ſie alle bezeichnen bedeutſame Punkte entweder des Glaubens oder der Geſchichte oder beider zuſammen, wie jene merkwürdigſte von allen links vom Aufgang, die dem Pan geweiht wurde zum Dank für ſeine Hülfe auf dem Schlachtfelde von Marathon, bei der zehn Jahre ſpäter dann die Perſer die Burgmauern erſtiegen unter Xerxes. Dieſe langen in die Südwand des Felſens hineingearbeiteten Sitzreihen gehören dem Theater an und noch liegen oben die Inſchriftſteine herum, welche ſagen, daß unter dem und dem Archon der und der Dichter mit dem und dem Choregen den Sieg errang. Noch iſt die Grotte des Dionyſos oberhalb der Mitte der höchſten Sitzreihe erhalten, welchem die dramatiſche Kunſt geweiht war, noch die Säulen zur Seite, welche die Dreifußgeſchenke der glücklichen Sieger trugen; noch ſtehen unten in den letzten Reihen mit den Namen an der Lehne alle die Seſſel der Prieſter, denen der Ehrenplatz zukam. Jenes kleine Monument aber dort unten ſeitwärts, das iſt der Reſt der glänzenden Tripodenſtraße, welche nur von dreifußtragenden Tempelchen, den Stiftungen für dramatiſche Siege, gebildet war.

Die coloſſalen Säulenreihen links davon mit der bunt um darunter hingeſtellte Tiſche ſich drängenden Menſchenmenge, das ſind die Reſte des berühmten Jupitertempels, den einſt Piſiſtratus begann, Perikles fortſetzte und dann Hadrian zu einem der ſieben Weltwunder vollendete, und der nun den großartigſten Vergnügungsort der ganzen Welt abgibt. Und jene Gärten nicht weit davon, die den Lauf des Iliſſus mit ihrem lockenden Grün begleiten, ſie gehören zur Stätte des alten Lykeion, wo Ariſtoteles einſt lehrte, und wer es nicht wüßte, dem könnte der Schild über jener Thür es ſagen mit der Inſchrift: *Καφηνεῖον τοῦ Ἀριστοτέλους* (Kaffeehaus zum Ariſtoteles).

Jene Straße auf der entgegengeſetzten Seite, welche dort unten an dem Theſeustempel vorbei auf den Paß von Eleuſis gerichtet iſt, ſie führte durch die Töpfervorſtadt, in welcher der große Panathenäenfeſtzug ſich zu ordnen pflegte, an den Gräbern der größten Männer Athens vorbei, welche hier wirklich beſtattet waren oder ihre Kenotaphien hatten, hinein in den Oliven-

Digitized by Google

wald und an dem Ufer des Cephiſſos entlang zur Akademie des Plato, und einige der knorrigen Stämme können ihrem Alter nach noch zurückreichen in die Tage des großen Philoſophen. Der weiße Hügel aber, welcher etwas nordwärts davon aus den üppigen Feldern uns entgegenſchimmert, das iſt der Kolonoshügel, die Geburtsſtätte des Sophokles, das Grab des Oedipus. Und fragſt du, was der weiße Säulenſtumpf auf ſeiner Höhe bedeute, der im Sonnenlicht ſo leuchtet, ſo antwortet dir jeder, auch der geringſte aus dem Volk: Es iſt das Grab eines großen Lehrers der Deutſchen; da ruht Carl Ottfried Müller und es iſt der Ort noch heute, wie Sophokles ſagt:

Von Rebe, Lorbeer, Oel umblüht, und lieblich tönt
Zahlloſer Nachtigallen Lied im tiefen Hain.

Und endlich noch ganz nahe vor dir zu deinen Füßen, nur durch eine ſchmale Schlucht von dem Burgfelſen getrennt, jener maleriſch geformte Felsrücken, das iſt der Areopag, die uralte, heiligſte Gerichtsſtätte des alten Athen; und die kleine Fläche auf ſeiner Höhe, zu welcher die in den Fels gehauene Treppe hinaufführt mit den halbrunden, in den Stein hineingearbeiteten Sitzbänken, da tagten, alle Heiligthümer der Stadt im Angeſicht, unter freiem Himmel die „ſtadthütenden Greiſe, die Wächter des Geſetzes und der Sitte;“ da ſtand Jahrhunderte ſpäter, alle Pracht und allen Glanz der ſchimmernden Stadt vor Augen, die demüthig begeiſterte Geſtalt des Apoſtels Paulus und hielt ſeine Feuerpredigt, daß die ſtolze Stadt voll unbefriedigter Leere inmitten aller irdiſchen Güter und menſchlicher Weisheit den Herrn ſuchen ſollte, „den unbekannten Gott,“ ob ſie ihn doch fühlen und finden möchten.

So iſt überall der Boden ringsum thaten- und geſchichtsgetränkt. Wenn aber jeder Zoll von ihm eine große Vergangenheit verkündet, ſo fordert er auch eine große Zukunft heraus. Wir können weder, noch mögen wir das Alterthum zurückverlangen. Wird aber das gegenwärtige Geſchlecht die Zukunft heraufzubeſchwören vermögen, welcher das durch die Gunſt des Himmels ſo reich geſegnete Land nur entgegenzuharren ſcheint? Wenn hohe Begabung, ein hochſtrebender Sinn und Begeiſterung allein ſchon dazu berechtigten, ſo wäre eine nahe Größe ſein ſicherer Erbtheil. Nun aber iſt der Zauber der großen Vergangenheit ein Fluch für ſie geworden. Es fehlt ihnen die nüchterne Erkenntniß der nächſten Aufgaben, weil ſie ſich nur im Ruhm der alten Hellenenwelt ſonnen, in eine vermeintlich auch arbeitslos ihnen beſchiedene Zukunft hineinträumen. Es fehlt ihnen die ſittliche Reife der Selbſtbeherrſchung, des Maßhaltens, der Selbſterkenntniß. Es fehlt ihnen vor Allem die ſtarke, energiſche Hand einer ſelbſtbewußten Regierung.

Er iſt ein namenloſes Unglück für das Land, daß es zum zweitenmale einem Kinde in die Hände gegeben iſt. Denn eine Krone, und am allerwenigſten dieſe, iſt kein Spielzeug für Kinder und ein König kein Spielzeug für ein Volk. Hätte es das Glück gehabt, oder würde es, bevor es zu ſpät iſt, noch das Glück haben, daß ein begeiſterter, charaktervoller Herrſcher es lenkte, ſtark genug, alles eitle, windige, unreife Parteitreiben zuſammenzuhalten, weiſe genug, um alle großen Güter des Volkes und Landes zu nützen, es würden, ſo raſch, wie die Stadt ſich erhoben, auch alle die ſonnenbeglänzten, leuchtenden Geſtade, die ſchimmernden Inſeln wiederum Mittelpunkt werden der gewaltigen Geſchichte, welche dort auf der Brücke des Orients ſich vorbereitet.

Digitized by Google

Talent und Charakter.

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.
Goethe.

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.
Den Menschen zum Charakter macht der Wille,
Ob er der schlaffen Welt auch nicht gefällt.
Der Eigensinn, oft wegen einer Grille,
Ist's, was ein Mancher für Charakter hält.
Hoch strebt Charakter in antiker Größe;
Doch Eigensinn — umsonst deckt er die Blöße.

Ferraras Alphons mag es laut uns sagen:
„Auf edle Menschen wirken muß die Welt,
Das Vaterland." Doch muß der Deutsche klagen,
Daß einem engen Kreis er ist gesellt.
Was ist sein Vaterland? so hört man fragen.
Das Vaterland — es fragt: Wo ist der Held,
Wo ist der Starke, wo die Mannesseele,
Der Hochcharakter, dem ich mich vermähle?

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Und in der Stille leben wir so hin.
Im Stillen keimt und wächst zuerst der Wille;
Doch nur im Sturm erprobt sich starker Sinn.
Im Strom der Welt entfaltet er die Hülle,
Sich und der Welt zum bleibenden Gewinn.
Talente vegetiren in der Enge,
Doch stets strebt ein Charakter in's Gedränge.

Zum Zeichen, daß uns Goethe wahr berichte,
Blick nach dem „Kleinod in der Silberfee!"
Wie ringen dort im Strome der Geschichte
Sich Männercharaktere in die Höh'!
O wie so oft den Sinn ich dorthin richte
Und in Gedanken am Gestade seh',
Wie Knaben schon sich wiegen auf den Wellen,
Wie ihre Brust schwillt, wenn die Segel schwellen!

Im Strom der Welt gedeih'n die Charaktere;
Doch wähnet nicht, dieß sey ein Gleichniß nur.
Nein, die Geschichte gab uns eine Lehre;
Drum laßt uns gläubig folgen ihrer Spur.
Der größte Strom — er rauscht im Weltenmeere,
Drauf einst der Hansa stolze Flagge fuhr.
Reich an Talenten, ohne eine Flotte,
Wir werden doch der ganzen Welt zum Spotte.

G. Hauff.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Norddeutschland, August.

Mecklenburgische Zustände.

Das Land Mecklenburg hat während der letzten Jahre eine gewisse Berühmtheit unter den deutschen Staaten erlangt. Es ist noch nicht gar lange her, seit das gebildete Publikum von den früheren Epochen Mecklenburgischer Geschichte wenig mehr wußte oder zu wissen wünschte, als die aus Schiller bekannte Thatsache der Belehnung Wallensteins mit dem seinen Herzogen entrissenen Gebiete. Redete man von dem heutigen Mecklenburg, so rief das Nennen des Namens nichts als eine nahe Vorstellung mittelalterlichen Junkerthums vor die Seele; die Details der innern Zustände des Landes blieben in dem sie verhüllenden hyperboräischen Nebel verborgen. Erst um die Mitte unseres Jahrhunderts begann dieser Nebel sich durch den Proceß gegen die bei Kinkels Befreiung betheiligten Gebrüder Wiggers ein wenig zu zerstreuen. Etwas später riefen Bebels Kapitel über die jüngste Mecklenburgische Geschichte eine nicht unerhebliche Sensation hervor. Allein erst im Laufe der letzten Jahre, seit dem Beginn der sogenannten „Neuen Aera" in Preußen, stieg auch über Mecklenburg das Licht jener Neuesten Aera auf, der das Land seinen

Digitized by Google

jüngsten Ruhm verdankt: — die Aera der berühmten Ordonnanzen des Grafen Kuno Hahn, deren Bekanntwerden die ganze gebildete Welt mit staunender Ueberraschung erfüllte; die Aera der Erlasse des Landtags über die verbesserte Prügelstrafe, die ganz kürzlich jenen Ordonnanzen in würdiger Weise und mit nicht geringerer Wirkung nachfolgten. Seitdem ist Mecklenburg nicht nur in Deutschland, sondern im ganzen Auslande ein vielbesprochenes Land geworden. Man hat von verschiedenen Seiten eine gründliche Kenntniß seiner Zustände zu erlangen und zu verbreiten gesucht, ja die einfache Nennung seines Namens genügt, eine Reihe neugieriger Fragen, malitiöser Bemerkungen zu veranlassen.

Wie Sie wissen, schreibe ich über diese Dinge nicht als Prophet aus dem Vaterlande. Ich habe weder von der Ungunst der mecklenburgischen Parteien gelitten, noch von ihrer Gunst etwas zu erwarten. Ich kenne das Land seit einer Reihe von Jahren aus persönlicher Anschauung, habe in verschiedenen Gesellschaftskreisen verkehrt und soeben meine frühere Kenntniß mecklenburgischer Zustände durch neue Erfahrungen erweitert. Mein Zweck ist daher einzig und allein, einen Beitrag zu der Anschauung von Verhältnissen zu liefern, deren Symptome eine allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, und ich werde mich ebensowenig scheuen, die mir bekannt gewordenen Thatsachen zu constatiren, als den stark coloritten Darstellungen früherer Berichterstatter, wo dieß im Interesse der Wahrheit nothwendig erscheint, entgegenzutreten.

Man hat früher, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, Alt-Athen das deutsche Böotien genannt, und so oft eine solche Charakteristik aufgewandt wurde, fehlte es nicht an den spöttischen norddeutschen Athenern, die auf Kosten der biervertilgenden, wurstfressenden Epigonen des alten hellenischen Bruderstamms lachten und moralisirten. Allein jene Spreephilosophen übersahen ein viel näher liegendes Schauspiel an den Küsten der Ostsee. Denn wenn das Vorwiegen materieller Neigungen und Tendenzen, die Unbildung des Geschmacks, der durchgehende Mangel an höheren intellectuellen Interessen den Typus dessen charakterisiren, was man als **böotisch** gekennzeichnet hat, so besitzen wohl wenige deutsche Staaten eine größere Anwartschaft auf das Verdienst, jene Traditionen in unserer modernen Welt erhalten und fortgesetzt zu haben, als das Land Mecklenburg. In brüderlicher Eintracht gehen hier noch heute Materialismus und Feudalismus Hand in Hand; Feudalismus und Materialismus durchdringen, in höherem oder geringerem Maß, alle Lebensverhältnisse, alle Klassen der Gesellschaft, und vielleicht kein deutscher Staat hat im Verlaufe seiner Geschichte eine kleinere Anzahl von Repräsentanten zu der großen Kulturrepublik der Poesie, der Künste, der Wissenschaften gestellt, in keinem vielleicht ist, wenn man das Verhältniß der räumlichen Ausdehnung und der Bevölkerung in Anschlag bringt, seitens der Staatsregierung weniger geschehen, eine geistige Bildung zu befördern. Es ist bei der Beurtheilung der Gesammtzustände des Landes von Wichtigkeit, diese Grundzüge des mecklenburgischen Wesens im Auge zu behalten; denn ihre Hegemonie liefert den letzten Erklärungsgrund aller im Einzelnen zu Tage tretenden Symptome, und wenn es unter allen Umständen für den gebildeten Menschen von dem höchsten Interesse ist, die Herrschaft der Unkultur zu bekämpfen, so bietet das Mecklenburgische Territorium eben deßhalb ein interessantes Feld der Beobachtung dar, weil sein Staatshaushalt ein so schlagendes Bild der „guten alten Zeiten“ vor die Seele führt, weil Deutschland vielleicht kein zweites Gebiet besitzt, das sich eines gleichen Utopieas des Ritteradels des 19. Jahrhunderts, einer gleichen urväterlichen Vollständigkeit des Inventariums einer Rumpelkammer des Feudalismus rühmen könnte.

Wie überall in der Socialpolitik, muß übrigens auch in diesem Falle die geographische Lage, die physische Individualität des Landes sofort in Anschlag gebracht werden. Ein Segment der großen nordeuropäischen Ebene, in seiner Hauptmasse Acker- und Wiesenland, von niedrigen Hügelketten, Seen, Torfmooren und Tannenwald durchschnitten, ernährte Mecklenburg der Natur der Dinge nach seit alten Zeiten eine vorwiegend grundbesitzende, ackerbauende, viehziehende und deßhalb conservative Bevölkerung, an deren nördlicher Grenze allein, längs der Ostseeküste, eine liberale Färbung, wie ein Lichtstreifen am Saume dunkler Wolken, dahinzieht. Ohne uns in historische Auseinandersetzungen zu vertiefen, bemerken wir nur, daß gegenwärtig dieser Grund und Boden zu fast gleichen Theilen zwischen das regierende Haus und die Ritterschaft getheilt ist, so nämlich, daß etwa drei Achtel aus fürstlichen Domänen, andere drei Achtel aus ritterschaftlichen Gütern bestehen, während das letzte Viertel sich im Besitz der Landschaft und der Städte befindet. Eine Anzahl sehr bedeutender, in Folge der Reformation säculariſirter Klostergüter bildeten längere Zeit einen Gegenstand des Streites zwischen Adel und Städten, wurden jedoch schließlich ohne Rechtsspruch durch die trotzige Begehrlichkeit des ersteren usurpirt. Seitdem wurden sie zu Versorgungsanstalten unverbeirathbarer adeliger Fräulein umgeschaffen und sind als solche besonders für die ärmere Klasse des Adels von dem größten Nutzen. Zwischen dem grundbesitzenden Adel und dem gewerbetreibenden Bürgerstand der Städte in der Mitte steht ein auf seine Besoldung angewiesenes abhängiges Heer fürstlicher Beamten, meist bürgerlicher Herkunft; denn nur die höchsten und einträglichsten Stellen werden für den Adel reservirt und nur um diese hält es ein verhältnißmäßig kleiner Theil des Adels der Mühe werth, seiner thatlosen Unabhängigkeit zu entsagen. Ein erst seit 1820 von der Leibeigenschaft emancipirtes, kräftiges, aber rohes Volk von Bauern endlich bildet die unterste Stufe der socialen Rangordnung. Was die gegenseitigen Beziehungen dieser einzelnen Volksklassen angeht, so sind sie im Großen und Ganzen noch heute durch eine fast kastenmäßige Absonderung von einander getrennt. Ihr gemeinsames Bindemittel ist eben nichts als das patriarchalische Regiment des größten

Digitized by Google

aller Grundbesitzer, der den Titel Großherzog führt, seinerseits aber durch Tradition und Interesse in allen Hauptdingen gebunden ist an die feudalen Ansprüche seiner adeligen Peers. Der eigentliche Schwerpunkt des mecklenburgischen Staatslebens ruht daher in der überwiegenden Macht des großen Grundbesitzes und der große Grundbesitz fühlt seine Macht und hält mit Zähigkeit an der Fortdauer derselben fest.

In der That darf man ohne Uebertreibung den Sinn dieses hyperboräischen Adels dem tropigen Unabhängigkeitsgeist der Barone aus Johanns ohne Land Zeit vergleichen; der Unterschied beider besteht nur darin, daß den Herrschern die entschlossene Energie eines Johann ohne Land fehlt, während die Magna Charta, worauf die Barone trotzen, jede populäre Fortentwicklung des Staatslebens hartnäckig ausschließt. Wie maßlos der Hochmuth dieser Barone ist, hatte selbst die verstorbene Gemahlin des regierenden Großherzogs zu empfinden. Das einzige Verbrechen, welches man der jungen, schönen und liebenswürdigen Prinzessin zur Last legen konnte, war ihre Abstammung aus einem der kleineren deutschen Fürstenhäuser; aber obgleich von dem Herrscher des Landes zu der höchsten Ehrenstelle an seiner Seite emporgehoben, war und blieb sie (jedem Mecklenburger ist diese Thatsache bekannt) in den Augen der großen adeligen Vasallen nichts destoweniger stets die nicht ebenbürtige arme Prinzessin und ertrente sich bis zu ihrem Ende im Jargon dieser Herrn des Sobriquets einer „Mamsell Reuß.“ Nur widerwillig zollte der Adel der aufgedrungenen Fürstin die nach außen schuldige Hochachtung, und es darf zweifelhaft genannt werden, welcher Ursache die Abneigung der Dabingeschiedenen gegen das Hofleben zuzuschreiben war: ob einem natürlichen Hange, oder dem beleidigten Gefühl ihrer verletzten Würde.

Es begreift sich leicht, wie groß der Druck seyn muß, den ein Adel von solchen Tendenzen auf die mittleren und niederen Klassen des Volkes ausübt. Allerdings wurde, wie schon erwähnt, die bäuerliche Leibeigenschaft im Jahre 1820 aufgehoben: allein ein großer Theil der alten Zustände rettete sich in die neuen hinüber und der lästigste Zunftzwang, das crasseste Protectionssystem des Mittelalters bestanden in den Gewerbe und Handel treibenden Kreisen der städtischen Bevölkerung wie bisher fort. Nur bei einer kleinen Anzahl bürgerlicher Grundbesitzer und gebildeter Beamten, in den Seestädten und besonders in der alten Hanse- und Universitätsstadt Rostock erhielt sich ein unabhängigerer Geist und aus diesen Elementen entstand während der Bewegung von 1848 die Opposition des mecklenburgischen Landtages. Aber nirgends war der liberale Aufschwung jener Jahre kürzer und weniger nachhaltig wirksam als hier. Im Grunde wurde Nichts erreicht. Das alte materielle Uebergewicht des großen Grundbesitzes fiel gegen alle Reformvorschläge niederdrückend schwer in die Wage. Wenn unter dem ersten Einfluß revolutionärer Erregung eine liberalere Verfassung entworfen worden war, so wurde dieselbe mit der ersten Rückkehr der reaktionären Ebbe ebenso rasch beseitigt. Die zu kühnen liberalen Beamten wurden ohne jede Form eines rechtlichen Verfahrens ihrer Stellen entsetzt. Die noch kühneren Agitatoren der Seestädte büßten als Hochverräther ihren Muth im Zuchthause und das gesammte Staatswesen sank hoffnungslos in den alten Schlendrian des Mittelalters zurück.

Wie nun die Dinge heute sind, so steht der Staatsregierung ein Landtag ältesten Styls als berathende und gesetzgebende Behörde zur Seite. Es umfaßt derselbe sämmtliche Rittergutsbesitzer (mehr als 500 an der Zahl), die Bürgermeister der Städte und die sogenannte Landschaft, d. h. etwa 80—100 Vertreter des nicht ritterschaftlichen Grundbesitzes. Der Landtag versammelt sich alljährlich auf vier Wochen, und zwar abwechselnd in den binnenländischen kleinen Städten Malchin und Sternberg. Ein Landrath, von Regierungscommissären unterstützt, führt den Vorsitz. Anträge werden sowohl Seitens der Regierung als Seitens der Abgeordneten vorgebracht, Anträge vorwiegend lokaler, landwirthschaftlicher Natur, Grenzscheide, Wegebauten und Wiesenberieselungen betreffend, falls nicht diese Monotonie gelegentlich durch Verhandlungen wie die über die Prügelstrafe unterbrochen wird. Von Ordnung der Geschäfte und der Debatte ist keine Rede. Wird eine Motion vorgebracht, so discutiren die Landtagsmitglieder dieselbe unter einander, gesprächsweise; man sitzt und steht, wie im Gasino oder Bierhause, in Gruppen umher und man hört nichts als ein confuses Geräusch disharmonischer Worte. Nur zuweilen erhebt dieses oder jenes hervorragende Mitglied seine Stimme zu lauteren Tönen, so daß es scheint, als solle eine Rede gehalten werden. Auf dieselbe primitive Weise wird abgestimmt, und nachdem man so im Laufe von vier Wochen einen ganzen Haufen kleiner Geschäfte absolvirt hat, geht dieser mecklenburgisch-politische Reichstag auseinander.

Mit der so unbequemen Controle über die Staatsfinanzen wird der Landtag nicht belästigt. Domanial- und Regierungskasse bilden in den mecklenburgischen Staaten ein friedliches Ganze, aus dessen Schätzen die Ausgaben des Hofes wie die des Staates je nach Bedürfniß bestritten werden. Sind extraordinäre Einkünfte erforderlich, so werden dieselben beschafft durch sogenannte außerordentliche Contributionen. Eine der letzten dieser Contributionen bestand z. B. in der forcirten Verwerthung der großherzoglichen Saline in Sülze. Die Einfuhr fremden Salzes wurde verboten und jeder Staatsbürger gezwungen, nicht allein seinen Salzbedarf aus Sülze zu beziehen, sondern ein nach seinen Einkünften berechnetes jährliches Maß von Salz zu kaufen, einerlei ob dasselbe seinen Bedarf überstieg oder nicht. Man will indeß wissen, daß auf dem demnächst zusammentretenden Landtage die Abschaffung dieser lästigen Verordnung in Aussicht stehe.

Es sind dieß einige der Hauptgrundzüge des mecklenburgischen Staatslebens. Was die Lokalverwaltung angeht, so existirt in den Städten eine Art von Selbstregierung, aber eingeengt durch die engste zünftige Tradition. In den Dörfern regiert der Schulze, auf den Landgütern der

Digitized by Google

Patrimonialherr. Weit ſey es von mir, behaupten zu wollen, daß die Herrſchaft des letzteren eine durchgehend harte, brutale, drückende ſey. Ohne Zweifel gibt es hier, wie überall, wie in Rußland ſelbſt, rühmliche humane Ausnahmen. Aber die Lage des Landvolks unter einer ſo mächtigen feudalen Ariſtokratie iſt der Natur der Sache nach eine prekäre. So oft ich während meines Aufenthalts in Mecklenburg auf die Schande der Verordnung über die Prügelſtrafe hinwies, erwiderte man mir rechtfertigend: meine Auffaſſung ſey ein Mißverſtändniß; die Prügelſtrafe ſey nicht neu eingeführt worden, ſie habe ſeit Jahrhunderten beſtanden und das neue Geſetz habe nichts bezweckt, als eine Verbeſſerung der alten Praxis, da es dem früheren regelloſen Gebrauch des Stockes ſeine Anwendung unter Zuziehung einer amtlich beeidigten Perſon ſubſtituirte, ja außerdem einen Appell von dieſer an die Gerichte zuließe. Bis zu dieſer jüngſten Verordnung ſtand alſo das arbeitende Landvolk unter der willkürlichen Herrſchaft des Stockes, und ſo tief gewurzelt war dieſe Tradition, daß man in dem neuen Geſetz über die ariſtiſchere Anwendung jenes politiſchen Streichinſtruments nicht die Schmach der bloßen Thatſache als ſolcher empfindet, ſondern dieſelbe durch den Hinweis auf die ermähnte Verbeſſerung entſchuldigen will. Außerdem würde ſelbſt von dieſer „Verbeſſerung“ ſchwerlich die Rede geweſen ſeyn, hätten nicht arge Mißbräuche des früheren Syſtems einem liberalen Landtagsmitgliede den edeln Wunſch eingeflößt, ſeine landbauenden Mitmenſchen auf eine höhere Stufe ſocialer Rechte emporzuheben. Welcher ſatiriſche Verleumder könnte ein ärgeres Pasquill auf den Bildungszuſtand der mecklenburgiſchen Geſellſchaft ſchreiben, als dieſe einfachen Thatſachen?

Allein auch abgeſehen von den Wirkungen des Stockes gibt es in den Zuſtänden des Landvolks manchen wunden Fleck. Vor allem gehören dahin die Beſtimmungen der Heimaths- und Ehegeſetze. Seit der Aufhebung der Leibeigenſchaft iſt nämlich der ländliche Arbeiter, der Tagelöhner allerdings nicht mehr an die Scholle gebunden; er kann Arbeit ſuchen, wo er will; die Engagements zwiſchen Herren und Knechten werden durch gegenſeitige Verabredung auf eine beſtimmte Zeit abgeſchloſſen, erneut oder aufgehoben. Doch ſo lange ein Knecht auf einem Gute arbeiten und ein ſo gutes Auskommen er finden mag, das Recht, eine Familie zu gründen, erwirbt er erſt, wenn ſich ein Platz für ihn findet, d. h. wenn eine Stelle in den ſogenannten Katen, oder Arbeiterwohnungen, deren auf jedem Gut, je nach dem Umfang der Beſitzung, eine größere oder geringere Zahl exiſtiren, vacant wird. Auf eine ſolche Vacanz aber hat er oft lange Jahre zu warten. Die ledigen Knechte und Mägde leben daher, der Regel nach, in der wildeſten Ehe, und vorzugsweiſe aus dieſem Leben ſtammt eine erſtaunlich große Menge unehelicher Kinder, durch welche Mecklenburg in der entſprechenden Rubrik ſtatiſtiſcher Tabellen einen ſo hohen Platz unter den Staaten Europas errungen hat. Man hat verſucht, dem Ueberhandnehmen dieſes Uebels durch ein complicirtes Strafſyſtems zu ſteuern. Der erſte Fehltritt wird an dem Mädchen durch eine kleinere, jeder nächſte durch eine ſteigende Geldbuße geſtraft; vermag ſie die erforderliche Geldſumme nicht zu erlegen, ſo wird derſelben eine entſprechende Gefängnißhaft ſubſtituirt. Auch ſind für die Taufe des unehelichen Sprößlings dem Geiſtlichen die doppelten Gebühren zu entrichten. Dem Knechte, wie ſich von ſelbſt verſteht, liegt die Erhaltung ſeiner unehelichen Kinder ob. Allein Gefängniß, Geldbuße, doppelte Taufgebühren, Alimentskoſten ſchrecken weder Knechte noch Mägde von der Fortſetzung ihres wilden Lebens zurück, und die uneheliche Bevölkerung Mecklenburgs nimmt von Jahr zu Jahr wachſend zu.

Beſſer ergeht es im Ganzen den Kathenbewohnern. Die Katen ſind durchſchnittlich gut gebaut, von Gärtchen umgeben, und obendrein mit dem Anſehen einer für den Gebrauch der Inſaſſen beſtimmten Kuh verbunden. Aber indem der Arbeiter ſich eine ſolche Kathenſtelle gewinnt, tritt er, dem Gutsherren gegenüber, gewiſſermaßen in das alte Verhältniß der Hörigkeit zurück. Wenn der Lohn der ledigen Knechte und Mägde je nach dem Bedürfniß und der Zahl der Arbeitskräfte wechſelt, zur Zeit der Ernte nicht ſelten auf einen preußiſchen Thaler täglich ſteigt, ſo ſind die Kathenbewohner dagegen für alle Arbeiten, welche der Gutsherr fordert, auf einen beſtimmten Tagelohn angewieſen; ſie ſind außerdem ſammt ihrer Familie für immer an das Gut gebunden, worauf der Kathen ſteht. Das einzige Mittel, dieſem Verhältniß zu entrinnen, iſt die Auswanderung. Und in der That hat dieſe letztere, da ſie bisher keiner geſetzlichen Beſtimmung zuwiderlief, während der letzten Jahrzehnte, und beſonders ſeit 1848, ſo ſtetig und ſchließlich in ſo bedenklichen Proportionen zugenommen, daß man neuerdings begonnen hat, die Nothwendigkeit der Einführung von Geſetzen zu ihrer Erſchwerung in's Auge zu faſſen.

(Schluß folgt.)

Aus der Schweiz, August.

Sealsfield.

Wenn mein Bericht diesmal etwas länger als gewöhnlich ausblieb, so war gewiß nicht der Mangel an Stoff daran schuld. Derselbe ist vielmehr in Ueberfülle vorhanden; und ich muß zum voraus um Entschuldigung bitten, wenn ich ein wenig mehr Raum in Anspruch nehme als sonst.

Ich fange mit dem kürzlich verstorbenen Deutschamerikaner Sealsfield an, über welchen österreichische Zeitungen in letzten Tagen so eigenthümliche Enthüllungen gebracht haben. Vielleicht interessirt es die Leser, einige Einzelnheiten über die letzten Lebensjahre und den Tod dieser räthselhaften Persönlichkeit zu hören, mit welcher Ihr Berichterstatter in gesellschaftlichen Beziehungen stand.

Es ist bekannt, daß Sealsfield von 1832 an während beinahe zwanzig Jahren die Schweiz bewohnte. Zu Anfang der fünfziger Jahre verschwand er plötzlich; es hieß, er sey in sein Adoptivvaterland, nach Amerika, zurückgekehrt. 1858 erwarb einer seiner schweizerischen Freunde auf den Namen Sealsfields ein bescheidenes Landhäuschen in der Nähe Solothurns. Bald darauf sah man einen älteren Herrn mit grauem Kopf und goldener Brille, mit zuweilen etwas vernachlässigter Toilette, aber stets aufrechter und stolzer Haltung dort ein- und ausgehen und sein stilles Wesen treiben.

Seine Legitimationspapiere bestanden aus einem amerikanischen Paß, in welchem Sealsfield als Bürger der Vereinigten Staaten anerkannt war. Ein Mehreres wurde von der Solothurnischen Polizei nicht verlangt; es wäre lächerlich gewesen, hätte man dem berühmten Schriftsteller die Vorweisung eines Leumundzeugnisses, von irgend einem obscuren Dorfvorgesetzten ausgestellt, zumuthen wollen. Uebrigens lebte der alte fremde Herr, welchem eine Wirthschafterin in canonischem Alter die Haushaltung besorgte, in größter Zurückgezogenheit. Während der schönen Jahreszeit durchstreifte er häufig die ausgedehnten Wälder, an deren Saum sein Landhaus, von ihm „unter den Tannen" zubenannt, gelegen war. Er vermied es, Bekanntschaften anzuknüpfen, lehnte jede Einladung zu geselligen Zusammenkünften ab, verschmähte jedoch nicht, hie und da einen kleinen Kreis von Bekannten „unter den Tannen" zu versammeln, bei welchen Gelegenheiten er sich stets als zuvorkommender und splendider Wirth erwies. Die Conversation wurde bei solchen Gelegenheiten stets deutsch geführt, welches von Sealsfield sehr correct gesprochen wurde; des Französischen war er ebenfalls mächtig, doch war es ihm weniger geläufig; das Englische soll er mit unverkennbarem amerikanischem Accent gesprochen haben; auch Italienisch und Spanisch waren ihm nicht fremd. Er lenkte das Gespräch mit Vorliebe auf Politik und machte aus seinen liberalen Ansichten gar kein Hehl. Mit Vorliebe sprach er sich über amerikanische Zustände aus, und ließ errathen, daß er mit den hervorragendsten politischen Persönlichkeiten der Union bekannt sey. Ueber seine persönlichen Erlebnisse war er sehr zurückhaltend. Zwar ließ er sich hie und da vom Augenblick hinreißen, einige abgerissene Episoden aus seinem Leben mit markantem Erzählertalent zum Besten zu geben. Dabei hütete er sich jedoch auf das vorsichtigste, seine Jugendgeschichte, seinen Ursprung und sein Vaterland errathen zu lassen. Gegenüber denjenigen, die er seine besten Freunde nannte, hielt er an dieser Zurückhaltung fest.

So splendid Sealsfield seyn konnte, wann er Gäste hatte, so einfach, ja sogar ärmlich war seine gewöhnliche Lebensweise. Er lebte beinahe ausschließlich von Rindfleisch und Kartoffeln. Wegen einiger Suppenkräuter oder eines Eis, welche seine Wirthschafterin zu viel vom Markte brachte, konnte er nergein und schelten; eine weiße Suppenschüssel, die zu seinem Gebrauch gekauft worden war, schickte er als zu luxuriös in den Laden zurück und ließ sie gegen eine andere von ordinärer brauner Töpfererde austauschen. Der psychologische Entwicklungsgang dieser übertriebenen Sparsamkeit ist nicht schwer zu verfolgen. Schon in früheren Jahren, in den Zeiten seiner besten Manneskraft, liebte er es — was materielle Genüsse betrifft — sich in grellen unvermittelten Gegensätzen zu bewegen. Zuweilen kam es ihn an, in fürstlichem Luxus zu schwelgen, um sich unmittelbar darauf die strengsten Entbehrungen freiwillig aufzuerlegen und gleich einem Hinterwäldler zu leben. Da geschah es, daß Sealsfield bei einer der häufig sich wiederholenden Bank- und Finanzkrisen der amerikanischen Union einen großen Theil seines Vermögens verlor. Zwar blieb ihm immerhin noch so viel, um auf das Anständigste leben zu können; aber das Alter rückte heran, die Arbeitskraft begann zu versiegen. Nun kam gar noch der amerikanische Bürgerkrieg. Von seinem Grundbesitz in Louisiana mußte er an die secessionistische Regierung enorme Kriegssteuern bezahlen und kein Pachtzins war mehr zu erhalten. Die nordstaatlichen Eisenbahn- und Bankvaloren erlitten eine trostlose Entwerthung. Das Vermögen, welches er nach Europa, nach der Schweiz gerettet hatte, war nur von geringem Belang. Da überkam den alternden Mann ein panischer Schreck, die Angst, gänzlich zu verarmen. Es ist begreiflich, daß die Aussicht, ökonomisch abhängig zu werden, irgend Jemanden zur Last zu fallen, dem stolzen schroffen Charakter Sealsfields unerträglich seyn mußte. Deßhalb trachtete er seine wenigen nach der Schweiz

Digitized by Google

herübergebrachten Vermögenstheile zu einem Nothpfennig zu ſparen; deßhalb wurde er zuerſt ſparſam und dann geizig. Nun, da wir etwas Näheres über ſeine Familienverhältniſſe wiſſen, dürfen wir uns am wenigſten darüber wundern. Wie hätte es der ſtolze Mann, der einſt die Mönchskutte ausgezogen und weit von ſich geworfen und ſich aus eigener Kraft einen berühmten Namen in der Welt geſchaffen hatte, je über ſich bringen können, bei der beſchränkten, vielleicht bigotten Bauernfamilie in Mähren, der er einſt angehört hatte, um ein Almoſen anzuhalten!

Die Furcht vor Verarmung, — die Angſt, jene Unabhängigkeit zu verlieren, die ſich auf den Beſitz irdiſcher Güter ſtützt — das war es, nebſt dem Gefühl der allmählig ſchwindenden Körperkräfte, was ſeine alternden Tage quälte. Und dann der nimmer enden wollende amerikaniſche Bürgerkrieg! „Nichts Neues von drüben?“ war ſtets die erſte Frage, die er an ſeine Beſucher richtete. „Nichts Neues von drüben?“ waren die letzten vernehmlichen Worte, die er ſprach. Sein Herz neigte ſich den Südländern zu, den Sonderbundsſtaaten, wo er ſelber Landbeſitzer war. „Die Bewohner des Südens,“ — ſo pflegte er zu ſagen — „ſind trotz ihrer Wildheit, ihrer Rauheit, ihrer Ausſchweifungen ritterliche noble Naturen von hundertmal edlerem Metall, als die Geldſeelen des Nordens.“ — Aber ſein Verſtand hielt es dennoch mit dem Norden. Die Macht der Union, das endliche Uebergewicht Amerikas über die alte Welt, welches ſein politiſcher Traum war, die Regeneration der Menſchheit durch die amerikaniſche Demokratie konnte nur dann kommen, wenn die Union ungetheilt blieb. Deßhalb wünſchte er und bezweifelte auch keinen Augenblick den endlichen Sieg der bundestreuen Staaten des Nordens. Indeſſen vergingen Jahre, Monate und Wochen. Jeder Morgen brachte ſeine Zeitungen, aber keine wollte die gewünſchte Entſcheidung bringen. Und ſtets düſterer wurde der Blick, den der grauköpfige Greis mit der eckigen Stirn und den tiefgezogenen Rungeln in die verſchleierte Zukunft warf.

Eine offene Wunde am Fuß hinderte ihn zuweilen Wochen und Monate lang, ſeine Streifereien durch die grünen Juramälder vorzunehmen. Zugleich nahm ſeine Sehkraft ab und machte ihm Leſen und Schreiben erſt beſchwerlich, nach und nach unmöglich. Und noch ſo Manches hätte er ändern, fertigmachen, zum Abſchluß bringen ſollen. Er ſah ſich nach einem Privatſekretär um. Es hätte ein Mann von wiſſenſchaftlicher Bildung ſeyn ſollen, mit einiger ſchriftſtelleriſcher Fertigkeit, von erprobtem Charakter und unbedingter Hingebung. Wo findet man ſolche Leute, die ſich gegen einen Jahreslohn von einigen hundert Franken zum Schreibersdienſt hergeben? — Die unvollendeten Arbeiten blieben, wie ſie waren, — die letzten abſchließenden Kapitel des breitangelegten Werkes oſtweſtlicher Wahlverwandtſchaften und Wechſelwirkungen kamen nicht zu Stande. Da kam die Plage einer zuerſt vernachläſſigten, nun aber langſam, aber unaufhaltſam zerſtörenden Unterleibskrankheit. Einſt war Schönlein in Zürich Sealsfields Freund und Arzt geweſen. Seit dieſer ihm nicht mehr rathen konnte, hatte er zu keinem andern Arzt ein rechtes Zutrauen mehr. Er fing an als Selbſtarzt an ſich herumzudoktern, keineswegs mit gutem Erfolg. Eine Badereiſe nach Schwalbach brachte keine Linderung, ſondern die Ueberzeugung, daß es dem Ende entgegenginge.

Bei der allgemeinen ſchweizeriſchen Volkszählung von 1860, wo auch nach dem religiöſen Bekenntniß officiell geforſcht wurde, ſchrieb ſich Sealsfield unter die Rubrik: „einer andern chriſtlichen Confeſſion angehörig,“ welche den beiden Landesconfeſſionen „katholiſch“ und „reformirt“ gegenübergeſtellt war. Er ging ſelten zur Kirche. Der Anblick der Klöſter, das häufige Läuten der Kirchenglocken, das Zuſammentreffen mit katholiſchen Geiſtlichen war ihm unangenehm. Als er ſein Ende herannahen fühlte, ließ er den proteſtantiſchen Ortsgeiſtlichen zu ſich berufen; er erbat ſich deſſen häufige Beſuche und unterhielt ſich mit Vorliebe mit demſelben über die Frage der Unſterblichkeit und verwandte religiöſe Gegenſtände. Um letzte Weihnachten erhielt er — auf ſeinen dringenden Wunſch — das Abendmahl in ſeiner Krankenſtube. Noch Monate lang widerſtand ſeine eiſerne Conſtitution den zerſtörenden Verheerungen ſeiner Krankheit; erſt im Monat Mai, als alle Knoſpen ſprangen und alle Bäume in Blüthe ſtanden, hauchte er ſeinen letzten Seufzer aus. Vorher verbrannte er ſeine ſämmtlichen Schriften und Manuſcripte. Drei ganz oder beinahe vollendete Werke gingen in Flammen auf; eines derſelben: „Ein Mann aus dem Volke,“ ſoll in der Form eines Romans das eigene Leben des Verfaſſers zum Inhalt gehabt haben. Die Werthpapiere, die ſein Vermögen ausmachten, ſchickte er an einen Freund in Schaffhauſen. Die werthloſe Schachtel, in welche ſie verpackt waren, erbat er ſich ausdrücklich zurück!

Unter ſeinem Nachlaſſe fanden ſich ſehr wenige Bücher, kaum einige Bände, darunter nicht einmal ſeine eigenen Werke. An Schriften fand ſich gar nichts als ein paar Briefe neueſten Datums, einige Kaufmannsrechnungen und ein eigenhändiges Teſtament. Der Inhalt dieſer letzten Willensverordnung war nicht minder wunderlich als ihr Urheber. Die Männer, welche während der letzten hülfloſen Zeiten ſich ſeiner angenommen, waren darin mit einer kärglichen Taglöhnerbezahlung abgefunden. Etwas ſplendider waren die Waiſenhäuſer dreier ſchweizeriſchen Städte, Zürichs, Solothurns und Schaffhauſens, bedacht. Zu Haupterben wurden die Mitglieder einer Familie Poſtel aus Mähren in Oeſterreich eingeſetzt mit der Weiſung, daß dieſelben ihr Vaterland verlaſſen und amerikaniſche Bürger werden ſollten. Im Teſtamente fand ſich nicht eine Spur von Verwandtſchaftsangabe zur Motivirung dieſer Vergabung. Dennoch lag die Vermuthung nahe, daß die genannten Poſtel durch Bande des Bluts ihm nahe ſtünden, um ſo mehr, als der deutſche Urſprung Sealsfields allgemein angenommen wurde. Dazu kam noch die Verfügung des Verblichenen: auf ſeinem Grabſtein als ſeine „Signatur“ die Buchſtaben C. P. anzubringen.

Digitized by Google

Was konnte dieſe „Signatur“ anders bedeuten, als „Carl Poſtel?“

Sie kennen die Enthüllungen, die nun in öſterreichiſchen Zeitungsblättern erſchienen: der berühmte deutſch-amerikaniſche Schriftſteller Sealsfield ſey kein anderer geweſen als ein ehrgeiziger Mönch, Mitglied und Sekretär des Kreuzherrenordens in Prag, welcher zu Anfang der zwanziger Jahre ſeinem Kloſter entlaufen ſey. Andere gingen ſogar ſoweit, den entlaufenen Kloſtermönch zu beſchuldigen, er habe die Ordenskaſſe mitgehen heißen. Daß Charles Sealsfield einſt Carl Poſtel hieß, wird wohl ſeine Richtigkeit haben. Viele innere Gründe ſprechen dafür, daß Charles Sealsfield ein dem Kloſter entlaufenes Mitglied des Kreuzherrenordens geweſen ſey. Schon der Drang, der ihn durch's ganze Leben begleitete, ſein Incognito nicht zu verrathen, deutet auf ein ſolches fatales Geheimniß. Die Anklage des Kaſſendiebſtahls wurde von Prag aus bereits widerlegt. Wer Sealsfield kannte, hätte ohnedieß dieſer Beſchuldigung niemals Glauben geſchenkt. Er war, wenn auch noch ſo eckig, rauh und abſtoßend, doch eine viel zu noble und ſtolze Natur, viel zu ſehr Gentlemen, als daß er je ein Kaſſendieb hätte geweſen ſeyn können.

Dem ſonderbaren Mann iſt vorbehalten, ſelbſt noch nach ſeinem Tode eine ſonderbare Rolle zu ſpielen. Er iſt nämlich ſein eigener Erbe geworden. Die Sache verhält ſich ſo: Sealsfield ſetzte als Teſtamentserben die Brüder Poſtel aus Mähren und ihre Nachkommen ein. Der älteſte derſelben, Carl Poſtel, obwohl ſeit vierzig Jahren verſchwunden, iſt noch nicht als verſchollen erklärt, wird alſo rechtlich als noch lebend betrachtet; demſelben muß ein Curator geſetzt werden und er bezieht ſeinen Theil des Sealsfield'ſchen Erbes. Da nun Sealsfield und Carl Poſtel identiſch ſind, ſo iſt hier das juriſtiſche Räthſel praktiſch gelöſt, wie Einer ſein eigener, wenn auch keineswegs lachender Erbe ſeyn kann.

Die meiſten illuſtrirten Zeitungen brachten in letzter Zeit Sealsfields Portrait. Nur mit Mühe ließ ſich der Verſtorbene bereden, zu einem photographiſchen Bilde zu ſitzen, und als es geſchehen, ſprach er nur mit Verdruß davon. Die letzten Enthüllungen laſſen uns auch dieſen Aerger des alten Herrn, ſein vervielfältigtes Bild in die Welt hinaus wandern zu ſehen, erklärlich finden. Es war die Angſt, es möchte eines derſelben bis in das Kreuzherrenkloſter in Prag dringen und dort, den hundert Runzeln und Falten zum Trotz, erkannt werden. Von den Nachbildungen iſt jene, welche vor einigen Monaten in der Gartenlaube erſchien, die gelungenſte; ſie gibt die eckigen, verwitterten, durchfurchten Züge ſehr getreu, und es findet ſich da auch das kaum erkennbare humoriſtiſche Lächeln, welches in ſeltenen guten Stunden die ſchmalen Lippen umſpielte.

Während der größern Hälfte ſeines Lebens war Poſtel-Sealsfield — gleich Ahasver — ein ruheloſer Wanderer, ſtets von der Sorge verfolgt, ſich zu verbergen. Endlich hat er neben dem Waldkirchlein St. Nikolaus am Fuße des Jura nach einer Erdenwanderung von 81 Jahren (ſein kürzlich aus Mähren eingelangter Taufſchein datirt von 1793) ein ſtilles Plätzchen gefunden. Ruhe ſeiner Aſche!

(Schluß folgt.)

Aus Spanien, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Das neue Spanien. — Von Paris nach Madrid.

Nun begannen in der Dunkelheit, welche alle Bilder verſchlang, die Qualen der Hölle in einer ſpaniſchen Diligence, deren normaler Vollzähligkeit wir uns jetzt erfreuten: drei Paſſagiere auf dem Vorder-, drei auf dem Rückſitze. Von den beiden jungen artigen Spaniern hatte uns der eine in San Sebaſtian verlaſſen, wie es ſchien von zwei rauſchenden Mantillen, zwei raſtloſen Fächern gebieriniſchvoll auf der Brücke erwartet, worauf ich die Beruhigung ſchöpfen durfte, obgemeldete Pariſer Coiffure habe nach ihren Irrfahrten das Ziel erreicht. Statt ſeiner ſtieg ein derber, dicker Caballero aus Murcia ein, mit der Beſtimmung, oder Abſicht, uns bis nach Tolosa halb zu zerquetſchen und zu erſticken. Ein Ingenieur aus Bordeaux, der ſich nicht nur hier in der Diligencia buchſtäblich ohne Brod befand, ſondern überall im Leben, und über die Pyrenäen gekommen war, ächt franzöſiſch, „pour faire fortune,“ aber zugleich für Weib und Kind, ſang in den Zwiſchenräumen, wo ihm die mit unglaublichem Thätigkeitstrieb behaftete und mit allen möglichen praktiſchen Rathſchlägen für jedermann geladene Britin Zeit dazu

Digitized by Google

verstattete, ein wunderschönes, melancholisches Matrosenlied, das mich bis in den Schlaf hinein auf der Marterbank erquickte. Ich wollte probiren, ob der Schlaf gegen den Hunger, und besonders gegen den Durst, helfen könne; denn ich fühlte mich wirklich dem Verschmachten nahe. Zwar hatte man zu San Sebastiano Halt gemacht, behufs der „mesa redonda," der Table d'hôte, für die Diligencia, d. h. für den Mayoral, da die gesammte Reisegesellschaft vorgezogen, sich, wie dieß im Durchschnitte auf der Halbinsel üblich, auf das Viel oder Wenig der eigenen Verpflegung im Tornister zu beschränken, aus kalter Küche, Wein, Brod und Früchten bestehend. Wagt man doch kaum sich mit einem Trunke am Brunnen zu erfrischen, weil nicht nur Ein- und Ausfrieren bei diesen antediluvianischen Kästen, häufig ohne Fußreitte, und ohne jede rettende Hand, die sich bietet, lebensgefährlich ist — rechne man noch hinzu die unaufhörlich in das Innerck der Crinoline sich verwickelnden Absätze der Schuhe — sondern auch, weil oft plötzlich der Ruf: „al coche!" (in den Wagen!) erschallt, wo wir, wenn wir letzteren nicht mehr im rechten Augenblick erreichen, gar leicht der mit unsern Effekten unaufhaltsam davon stürmenden Diligencia nachzuschauen hätten, in welchem Falle der Mayoral, weit entfernt von der Gewissenhaftigkeit des deutschen Conducteurs gegen seine Insassen, unsere Abwesenheit gar nicht, oder doch zu spät bemerken würde.

Endlich graute der Tag. Die Fahrt in der Diligencia mochte im Ganzen eilf Stunden gedauert haben. Da, mit dem ersten Dämmerlichte erklingt plötzlich der beißersehnte Ruf: „Olazagutia!" Dieß ist der Name eines armseligen Nestes, den niemand kannte, der sich auf keiner Karte Spaniens, jetzt aber in aller Menschen Mund findet, weil bis hieher die Eisenbahn gediehen ist. Ich hatte mich in Bayonne direkt bis Burgos eingeschrieben und auf dem Bureau von der dem Geschäfte vorstehenden gefälligen Wittwe die Weisung empfangen, daß ich mich um mein Gepäck nicht weiter bekümmern, sondern alles dem Mayoral zur Besorgung überlassen möge, der mir mein Eisenbahnbillet an Ort und Stelle einhändigen werde. Kurz vor der Abfahrt auf dieser ersten Station, aus der als Restauration dienenden elenden Venta tretend, eine schmutzige Bauernhütte, wo ich eine Tasse Milch hinunterstürzte und dieselbe gleich einem Dejeuner in Paris bezahlte, fand ich zwar meine Effekten richtig abgegeben, aber niemand, der von einem Billet wissen wollte; und statt des Mayorals, der hartnäckig verschwunden blieb, bloß den Commissionär der Gesellschaft, welcher sich weigerte, die Verbindlichkeit zu erfüllen, behauptend, daß in seiner Liste nichts darüber bemerkt und demnach von mir nur bis Olazagutia bezahlt sey. Obwohl mein Diligencia'schein schwarz auf weiß das Gegentheil darthat, gelang es erst dem nachdrücklichsten Beistand mehrerer Mitreisenden verschiedener Nationen in einem bis zu heftigem Streite sich steigernden Wortwechsel, mir zu meinem Rechte zu verhelfen. Das war gleich der Eingang in Spanien, und ähnliche Erfahrungen von Unzuverlässigkeit oder Prellerei begleiteten mich bis zum Ausgange. Alles kommt von oben, von der schlechten Wirthschaft. Man möchte sagen, eine Regierung, wie die diesige, hat auch ihr Gutes, als eine umgekehrte Musterwirthschaft, um den andern Ländern im Extrem abschreckend zu zeigen, wohin Finsternis und Mißbräuche führen. Doch ist es den Bourbonen noch nicht gelungen, die liebenswürdigen, ja rührenden Züge den edeln Volksstamms zu verwischen, die man am häufigsten bei dem hohen Adel und den Landleuten findet. Leider hat es der Tourist meistens mit dem „populacho," dem Pöbel der Städte zu thun.

Trotz allem war ich froh, in einem Waggon zu sitzen, und zwar allein in einem viel gemächlicheren als die, welche und von der Seine an den Adour gebracht hatten. So toll rast die Diligencia, daß mir die allerdings noch etwas jugendlich schächterne Eisenbahn wahrhaftig schier etwas langsam dagegen bedünken wollte. So fuhr ich völlig abgeschieden hin durch die feierliche Einsamkeit dieser Sierras, hinter deren Pyramiden die Sonne nur zögernd heraufglitt, den dunkelblauen Aether mit Gold überkuthend. Die Landschaft hat in ihrer Großartigkeit etwas Monumentales, wie von Marmor, etwas, wie ich es noch niemals gesehen. Es ist eine ununterbrochene Kette von Colossen, und durch erschreckende Wände bricht die Lokomotive und immer öder wird der Weg. Kaum erblickt man noch einige Arrieros mit ihren Saumthieren hinter einander in gestreckter Reihe, wie angefädelt. Eine Burg in Trümmern, ein Kloster mit weiten Höfen, aus dessen Spitzbogenfenster eine weiße Kutte sich neigt, der vorüberdonnernden, ungeheuerlichen Maschine nachzustorren. Nur an den Stationen — ich habe mich bemüht, die schönen vollen Fremdlaute pflichtlich aufzuzeichnen, Arrapa, Saitvatierra u. s. w. — wimmelte es sonntäglich von originellen Gestalten, die mit aller Heftigkeit, ja theilweise Wildheit uncivilisirter Naturen ein und aus schwirrten in der ambulanten Schienenecolonie; oft so bizarr bunt, in solchem romantischen Gegensatze zu dieser geradlinigen, die Spitze der Modernheit darstellenden Mechanik, daß man sich zweifelt der Täuschung hingeben konnte, alles dieß sey nur ein Maskenspiel in riesigen Dimensionen.

Lebt wohl, ihr stolzen, zum Himmel steigenden Sierras! Indem die Dampfcaravane sich von den Montes Cantabros entfernt, erreicht sie die Ebene von Vitoria, dem lebhaften Städtchen mit eigenthümlichem Prospekt von Thürmen, unter ihnen der von Santa Maria. Wir hatten die Provinzen Biscaya, Guipuzcoa und Alava hinter uns gelassen, mit ihren steilen Bergreihen, Verzweigungen der Pyrenäen, die Ketten von Molina, Santander, Piquera u. s. w., und näherten uns der ersten Ortschaft Altcastiliens. Die herrschende Oede, welche nicht einmal durch Bäume belebt wird, vermehrt das großartig Düstere des landschaftlichen Eindrucks. Die Altcastillaner haben die Bäume ausgerottet, wegen des Vorurtheils, daß sie die Vögel herbeizögen zum Schaden der Früchte. Finster schaut uns der Hidalgo an

Digitized by Google

von ſeinem Felde oder ſeinem Karren, wo er mit gekreuzten Armen ſitzt. Im Thale des Ebro, der und, wie billig, an der Pforte von Altcaſtilien begrüßt, noch jugendlich, kaum der Wiege entſprungen, kommt bald Miranda de Ebro, dann, beim Bache Oroncillo, ein anderes Städtchen, Pancorvo, an der wildromantiſchen Felſenſchlucht, der es den Namen gibt, der Garganta de Pancorvo, einer der merkwürdigſten Punkte der ganzen Fahrt und vordem als einer der unſicherſten im Königreiche berüchtigt, auch in allen Kriegen Schauplatz blutiger Kämpfe. Angouléme ließ im Jahr 1823 die Veſte ſchleifen, deren Trümmer eine der Kuppen krönt.

Der Engpaß leitet in die Bureña, eine fruchtbare Ebene mit Weiden, Nußbäumen und Weinſtöcken — oder vielmehr ohne Stöcke, denn die Reben wachſen auf freiem Felde in Büſcheln, wie bei und die Kartoffeln. Es folgen die Stationen Monaſterio, Quintanapalla. Bis zu den unwirthbaren Kämmen der Bruzula erſtreckt ſich die Fläche einige Leguas nördlich von Burgos. Jeder Augenblick bringt uns Erinnerungen an die Zeiten des ſpaniſchen Glanzes. Auf einem benachbarten Höhenzuge gegen Oſten ſchimmert die Karthauſe Miraflores, welche unter ihren Grabmälern auch das des Campeador birgt, und in deren Kirche ſeine und ſeiner Ximene Leichen beigeſetzt waren, zu ihren Füßen die ihrer Töchter Maria Sol, Königin von Aragonien, und Elvira, Königin von Navarra; auf einem andern Hügel unterſcheiden wir das Dorf Vivar, Geburtsort des Cid — Wiege und Grab ſo dicht beiſammen.

Gegen Mittag langte man in Burgos an und rollte im Omnibus über die ſteinerne Brücke des Arlanzon. Von hier aus betrachtet, bildet das alte, unter Kaiſer Karl V. erneuerte Thor Santa Maria, mit vielen Bildſäulen geziert, ſchon gleichſam ein Portal für die Cathedrale, über welchem dieſe unnennbar herrlich im Himmel ſchwebt — und in was für einem Himmel! — mit ihren beiden durchbrochenen Pyramiden und zahlloſen ſchlanken Spitzen an Dach und Capitelſaal, mit dem Thürmchen von zartem Filigran, welches den Cimborio, das Kuppelgewölbe über dem Crucero, dem architektoniſchen Kreuze krönt. Das war mein erſter Gruß von Burgos.

Der erſte Tag im Herrſcherſitz der alten Könige Caſtiliens verſtrich mit Umherlaufen zu allen Merkwürdigkeiten. Der Dom iſt eine Welt von Wundern für ſich, ein rechtes Bild vom himmliſchen Jeruſalem im Grundgedanken des Meiſters, eine heilige Stadt von Ogiven, Roſetten, Pfeilern, Thoren, Kapellen, Thürmen, hundertfachen Thürmen. Wie von Perlen überrieſelt ſteigt ſie auf, wie von Perlen ganz und gar erbaut. Philipp II. ſagte nicht mit Unrecht von dieſer Cathedrale, ſie ſcheine mehr von Engel-, als von Menſchenhänden gemacht. Eine der berühmteſten in Europa, iſt ſie an decorativem Zauber die erſte Spaniens, zu deſſen vier Hauptkirchenbauten ſie gehört. Erſt ſpäter in Andaluſien habe ich begreifen gelernt, wie ſehr der Einfluß arabiſcher Ornamentik den Glanz dieſes Monuments reinſter Gothik gleichwohl erhöht hat, welches, nachdem die alte Kuppel eingeſtürzt war (1539), aus Ontoriaſtein nach dem Plane des Burgunders Maeſe Felipe, eines der drei großen von Carl V. berufenen Architekten, vollendet wurde. Im Innern freilich, dem die Capilla del Condeſtable einen Hauptſchmuck leiht, hat der Zopf übel gewirthſchaftet, beſonders durch den leidigen Zwiſchenchor, den Trascoro, der alle Tempel der Halbinſel kennzeichnet. Es ließen ſich allein über dieſen Dom Bände ſchreiben — erſchrecken Sie nicht.

„Magnifico!“ ſchrieen zwei ſpöttiſche Burſchen, den Ausdruck meiner ſtillen Bewunderung vor dem Werke mit Geberdenſpiel nachahmend. Den beſten Ueberblick genießt man von der Terraſſe zunächſt dem Hügel, an welchen ſich die Kathedrale lehnt, und von ihm ſelbſt. Sonnenverſengt, trägt er nur wenige Trümmer der Burg der Grafen und Könige Caſtiliens, um ſeinen Fuß windet ſich der Arlanzon. Auf dem Wege empor zu den Ruinen kommt man vorbei an Santa Gadea, einer der drei „iglesias juradoras,“ Eidkirchen, wo man ſich durch Schwur von angeſchuldigten Verbrechen reinigte. Der Probirſtein, eine Art Schloß, gegenwärtig in der Mauer befeſtigt, heißt „el corrojo del Cid,“ weil der Held auf demſelben zweimal Alonſo VI. ſchwören ließ, daß er keinen Theil habe an dem bei Zamora vollbrachten Morde ſeines Bruders Sancho. In der Calle Alta zeigt man das Haus des Cid. Auch den Triumphbogen wollte ich nicht verſäumen zu beſichtigen. Aeußerſt eigenthümlich erſcheint das Stadthaus, „la casa de ayuntamiento,“ mit ſeiner Krone von bizarren Steingeſtalten um die Zinnen und ſeinem Säulenhofe, jetzt der Sitz der Capitanería, des Gouvernements, wie wir ſagen. Freundlich gewährten mir Soldaten auf meine Bitte den Eintritt, doch nicht ohne in Bemerkungen über gute Laune an dem Touriſten auszulaſſen. Es mochte freilich nicht an Stoff dazu gebrechen. Ich machte die mißliche Erfahrung, daß die Sprache, welche man in den Gaſſen hört, eine andere iſt, als die, welche Calderon und Cervantes in ihren Dramen und Novellen reden. Wegen des Verſchluckens der Endſilben im Volksdialekt wollte es mir Anfangs nicht glücken, mich nur ſo weit zu verſtändigen, um mir Gefrorenes, nach welchem ich ſchmachtete, „helado,“ zu verſchaffen.

(Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 39. 23. September 1864.

Bei aller ſeiner dichteriſchen Individualität kann Fauſt, das Stück nemlich, die Forderung an eine ſymboliſche Vollſtändigkeit nicht ganz von ſich weiſen. Die Tyrannei der menſchlichen Natur und das verunglückte Beſtreben, das Göttliche und das Thieriſche im Menſchen zu vereinigen, verliert man nicht aus den Augen; und weil die Fabel ins Große und Formloſe geht und gehen muß, ſo will man nicht bei dem Gegenſtand ſtille ſtehen, ſondern von ihm zu Ideen geleitet werden. Kurz, die Anforderungen an den Fauſt ſind zugleich philoſophiſch und poetiſch.

Schiller
an Goethe. 1797.

Ueber Goethes Fauſt noch einmal.

Verſuch eines abſchließenden Wortes.

Die Erfahrung aller Zeiten lehrt, daß diejenigen Werke der Poeſie, welche auf Zeitgenoſſenſchaft und Nachwelt die mächtigſte und hinreißendſte Wirkung üben, nicht immer die als Kunſtwerke vollendetſten, am meiſten in ſich gerundeten und geſchloſſenen ſind. Wo gäbe es eine Dichtung, die in höherem, die auch nur in gleichem Grade in die Gemüther, in die Geiſter eines großen Volkes eingedrungen wäre, auf die Bildung dieſes Volkes, und durch dieſes Volk auf die Bildung der Welt den tiefgreifendſten Einfluß gewonnen hätte, als die Ilias? Und doch hat es die Forſchung der neueren Wiſſenſchaft unzweifelhaft herausgeſtellt, daß die Ilias, wie ſie uns vorliegt, wie ſie bereits den Griechen vorlag, unmöglich das Werk Eines Dichters ſeyn kann. Sie beſteht zu reichlich zwei Fünftheilen aus künſtlich mehr, als künſtleriſch nachgearbeitetem, poetiſch faſt werthloſem Füllwerk, und die übrigen drei Fünftheile ſtehen zwar unbedingt dem Herrlichſten gleich, was je der ſchaffende Menſchengeiſt hervorgerufen hat, aber allmählig emporgewachſen aus der im Munde des Volkes lebendig ſich fortbildenden Heldenſage, ſind auch ſie nicht von vorn herein nach einem einheitlich entworfenen Plane ausgearbeitet, ja vielleicht, denn hierüber ſind die Anſichten der Forſcher noch nicht ganz in's Klare gekommen, nicht einmal das Werk Eines Dichters.

Aehnlich verhält es ſich mit den volksthümlich epiſchen Dichtungen anderer Völker; ähnlich aber auch, in einigen Beziehungen wenigſtens, mit einem großen Dichterwerke der neueren Zeit, obgleich dieſes Werk einer künſtleriſchen Gattung angehört, von welcher man mehr noch, als von dem Epos, und im Allgemeinen mit unſtreitigem Recht, ſtrenge organiſche Geſchloſſenheit verlangt, der dramatiſchen.

Goethes Fauſt, eine Dichtung, von welcher man wohl die Anſicht hat ausſprechen hören, daß ſie unſerer Zeit, daß ſie unſerem Volke die Stelle eines nationalen Epos werde vertreten können, hat mit den großen epiſchen Dichtungen früherer Zeiten wenigſtens das gemein, daß ſie, wie dieſe, aus ächter, volksthümlicher Sage hervorgegangen iſt, nicht von vorn herein als ein mit beſonnener Ueberlegung angelegtes, in ſicherer Stetigkeit, mit überlegener Beherrſchung des Stoffes und der Darſtellungsmittel ausgeführtes Kunſtwerk, ſondern in mehrfach wiederholten Anſätzen, in dem unmittelbaren Zuge ſchöpferiſcher Begeiſterung, mit welcher der Dichter hauptſächlich nur ſolche Situationen der Sage ergriffen hatte, an die er irgendwie

Digitized by Google

den Inhalt einer eigenen Lebenserfahrung knüpfen konnte.

Allerdings, nachdem der Dichter, dem Antrieb seines Genius folgend, für die Darſtellung dieſer von der Sage ihm gegebenen Situationen die Form des Drama gewählt hatte, ſo hatte er damit eine Art von Verpflichtung übernommen, das Ganze zu einer dramatiſchen Handlung zuſammenzuſchließen. Er war ſich in ſeinem künſtleriſchen Gewiſſen ſolcher Verpflichtung bewußt, er hat ſie redlich zu erfüllen geſtrebt, und auch, nachdem er ſich von der Unmöglichkeit einer einheitlichen, zu vollſtändig organiſcher Gliederung, zu ächt dramatiſchem Abſchluß gelangenden Handlung überzeugen mußte, nicht darauf verzichtet, dem Werke wenigſtens eine äußere Einheit und Vollſtändigkeit zu geben.

Daß dieß wirklich das Bewußtſeyn des Dichters über ſeine Dichtung war, zu der Zeit es war, als er, in dem Lebensalter vollſtändiger Mannesreife, nach Veröffentlichung der älteren, zu früher Jugendzeit in ſchnellem Erguſſe als Bruchſtück hingeworfenen Scenenreihe, dieſelbe wieder aufnahm, darüber laſſen die Verhandlungen, die er darüber brieflich mit ſeinem Freunde Schiller geführt hat, keinen Zweifel. Goethe ſelbſt nennt dort ſeine Dichtung eine „barbariſche Compoſition," bei der es verſtattet ſey, es ſich „bequem zu machen," wenn nur die Theile „anmuthig und unterhaltend" ausfallen und „etwas zu denken geben;" das Ganze „werde ſtets ein Fragment bleiben."

Merkwürdigerweiſe bezieht er ſich dabei ausdrücklich auf die eben damals neu aufgefundene, von Fr. A. Wolf verkündigte Theorie des epiſchen Gedichts; es ſcheint, daß er ſein Fauſtdrama eben nur als ein dramatiſches Epos betrachtet wiſſen wollte, indem er einer analogen Entſtehung deſſelben in ſeinem Geiſte, wie die Entſtehung der alten heroiſchen Epopöen im Geiſte der dichtenden Völker, ſich bewußt war. Wir werden uns alſo in dieſer Anſicht über den Geſammtcharakter der Dichtung nicht irre machen laſſen dürfen, weder durch die vielfältigen mißlungenen Verſuche, mit ſpitzfindiger Reflexion in das Werk einen Sinn hineinzuklügeln, der, auch wenn er darin läge, es darum noch nicht zu einer künſtleriſchen Einheit machen würde, noch auch ſelbſt durch gelegentliche Aeußerungen aus der ſpäteren Zeit des Dichters. Sollten dergleichen Aeußerungen wirklich das zu ſagen ſcheinen, was wir hier in Abrede ſtellen, ſollten ſie hin und wieder Miene machen, dem Werke den einheitlichen Charakter beizulegen, welchen der Dichter ſelbſt, zu der Zeit, als er darüber wohl das unbefangenſte und ſicherſte Urtheil hatte, nicht dafür in Anſpruch nahm, ſo würden ſie dann wohl am richtigſten zu erklären ſeyn aus dem Umſtande, daß es zu dieſer ſpäteren Zeit dem Dichter in der That bis auf einen gewiſſen Grad gelungen war, der Nachdichtung des zweiten Theils, dieſem Lieblingskinde der Muße ſeines Greiſenalters, eine Haltung, einen Ton und eine Färbung zu ertheilen, welche dieſen Theil als ein mit ſich ſelbſt, aber darum nicht auch mit dem erſten Theile, dem eigentlichen Kerne des Ganzen, übereinſtimmendes Ganze erſcheinen läßt.

Den erſten Theil für ſich betrachtet, ihn werden wir mit gutem Rechte jenen mittelalterlichen Domen vergleichen dürfen, deren Theile, im Laufe von Jahrzehnten, bisweilen ſelbſt von Jahrhunderten an einander gewachſen, die Merkmale der verſchiedenen Bauſtyle dieſer Zeiten an ſich tragen, dieſe ſelbſt zwar allmählig und in organiſcher Folge, in einem lebendigen, geſchichtlichen Entwicklungsproceſſe aus einander hervorgegangen, aber doch nicht ſo, daß aus ihrer ſucceſſiven Häufung ein Werk von idealer, künſtleriſcher Einheit hätte erwachſen können, obwohl ſie auch in dieſer unvollkommenen Zuſammenſetzung von mächtigſter Wirkung, und zuletzt denn doch zu der Einheit, wie der Cultuszweck des Kirchenbaues ſie fordert, äußerlich verbunden ſind. An dieſen ſeltſam verſchränkten, aber gerade in dieſer Verſchränkung um ſo ehrwürdigeren Wunderbau, an ihn, der uns in der Dichtung ein Stück Weltgeſchichte, wie es in des Dichters Herzen verlief, vor Augen führt, iſt ſodann der zweite Theil in alle Wege nur äußerlich angefügt, als das Werk einer gänzlich umgewandelten Sinnes- und Anſchauungsweiſe. Stylliſtiſch zwar harmoniſcher in ſich geordnet als der erſte, und auch ſeinerſeits von einem nie genug zu bewundernden Reichthum der Erfindung ſowohl, als auch der Ausführung, bleibt er an unmittelbar das Gemüth, die Seele ergreifender Gewalt weit zurück hinter dem erſten, auch iſt er nur demjenigen vollkommen verſtändlich und genießbar, welcher dem Dichter gefolgt iſt durch alle die Labyrinthe ſeiner mit zunehmendem Alter immer mehr ſich unter einander verſchränkenden Bildungswege, die er dort mittelſt einer in dem bunteſten und glänzendſten Farbenſpiele ſchimmernden Symbolik abgeſchildert hat.

Die Geſtalt des Fauſt iſt bekanntlich ein Gebilde deutſcher Sage; nicht jener uralten, die aus vorgeſchichtlicher Zeit in die geſchichtliche herüberragt und mit den Urſprüngen der Nation ſelbſt verwachſen iſt, ſondern einer zu geſchichtlicher Zeit entſtandenen, von einem Ideengehalt, der aus der Vermählung des Chriſtenthums mit dem Geiſt der germaniſchen Völker hervorgegangen iſt, erfüllten. Es iſt der Gedanke der ſchwarzen

Digitized by Google

Magie, einer bösartigen, von Mächten der Finsterniß ausgehenden Zauberkunst, es ist dieser Gedanke, welchen die Sage in der Person des Faust verkörpert hat. Nicht zum erstenmal in ihr; bis zu jenem Simon Magus der Apostelgeschichte hinauf läßt sich die Reihe ähnlicher Figuren zurück verfolgen, welche die sagenbildende Phantasie der Bekenner des Christenthums durch eine Reihe von Jahrhunderten hindurch immer neu erfunden hat. Aber fast alle die in jenen früheren Gebilden zerstreuten und vereinzelten Züge hat der Mythus des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts in dieser seiner jüngsten Ausgeburt zusammengefaßt.

Die Vorstellung von jener dunkeln Höllenkunst, die einem Bündniß mit dem Satan ihren Ursprung dankt, sie ist nicht von vorn herein nur, wie sie freilich in der Einbildung der Menge und zum großen Theil auch schon in den Erzählern der Sage dieß geworden ist, als ein plumper, trüber Aberglaube anzusehen. Wäre sie nur dieß, nimmermehr würden wir uns dann die Gewalt erklären können, welche sie über Geister so freier und hoher Art, wie der Dichtergeist eines Goethe, üben konnte.

Die wahre, wirkliche, leibhaftige Zauberkraft, welche, gottentsprungen, auch dem menschlichen Geiste inwohnt, welche, zur Macht des Genius gesteigert, ihn, diesen Geist, zur Schöpfung, zur objektiven Gestaltung einer Welt der Schönheit, der Herrlichkeit, wie in ihm selbst, so auch außer ihm befähigt: sie ist — welcher Verständige wird es läugnen wollen? — in dem Menschen eine Macht zum Bösen ebenso, wie zum Guten, eine wirkende Ursache, nach Beschaffenheit der Umstände, der Pein und des Verderbens nicht minder, wie der Seelenwonne und Seligkeit. Sie ist das eine oder das andere, je nachdem sie entweder dem Zuge der göttlichen Liebe folgt und mit der Macht des sittlichen Willens eine Verbindung eingeht, die zuletzt in einer völligen Zusammenschmelzung dieser beiderseitigen Naturen, der Phantasie und des Liebewillens führen muß, so daß das Schöne, welches nach innerem Triebe die Einbildungskraft ausgebiert, mit dem Guten, was mit selbstbewußter Freiheit der Wille schafft, überall in Eins zusammenfällt, oder aber sich auf sich selbst stellt und entbunden von den Schranken, welche ihr die Mächte der Sittlichkeit setzen, nur aus ihrer eigenen Kraft die Erkenntniß der Wahrheit zu erringen und eine Welt der Herrlichkeit zu erzeugen sich unterfängt.

Wir können dieß auch so ausdrücken: an sich selbst zwar ist die Phantasie, die Imagination, keineswegs ein Außer- oder gar Widergöttliches, ein Böses; sie ist vielmehr in dem Geiste der Gottheit, in dem wir unzweifelhaft ihre ursprüngliche Stätte zu suchen haben, der Quell jener „lebendig reichen Schöne," an welcher, nach dem Worte des Herrn im Prologe der Faustdichtung, die ächten Gottessöhne von Ewigkeit zu Ewigkeit sich erfreuen. Wohl aber liegt in ihr, sobald sie als quillendes und treibendes Prinzip in die Creatur eintritt, in alle Wege eine Macht der Versuchung zum Bösen. Sie selbst ist jener Geist der Versuchung, welcher, nach der evangelischen Erzählung, zum Heilande in der Wüste trat, ihn auf die Zinnen des Tempels führte und ihm die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeigte, mit der Vorspiegelung, ihn über diese Reiche zum Herrn und Gebieter zu machen.

Diese Macht der Phantasie also, ihre Gewalt über einen Menschengeist, der, bei hoher und edler Begabung, doch der versuchenden Stimme in seinem Innern nicht den vollkräftigen Widerstand entgegensetzt, wozu nur ein in festem Gottvertrauen wurzelnder sittlicher Wille ihm die Kraft und das Vermögen gibt, sie hat, in ahnendem Schauen allerdings, nur nicht in klarer wissenschaftlicher Erkenntniß, der Sage vor dem innern Auge gestanden in dem Bilde jenes Magus, der mit den Mächten der Finsterniß einen Bund eingeht, um durch ihre Hülfe zugleich mit den höchsten Geisteskräften des Wissens und der Erkenntniß auch die Fülle sinnlicher Genüsse irdischer Herrlichkeiten zu gewinnen; der Sage, aber nicht jenen wild phantastischen formlosen Dichtungen, in welche sich vor unserem Dichter der Strom der ursprünglichen, aus einem tiefsinnigen, ächt volksthümlichen Glauben emporgewachsenen Sage ergossen hatte. Diese nämlich finden wir allenthalben schon eingetaucht in das Element jenes verdüsterten Aberglaubens, welcher an die Stelle jener geistigen Magie der Imagination ein wüstes, sinnliches Zauberwesen setzt, und an der lebendigen Poesie der Sage nur in sofern noch Theil behält, als er durch einen kecken Humor sich selbst hinwegscherzt, sich selbst Lügen straft. Der Genius des Dichters aber hatte mit dem sichern Instinkt, der überall den Genius kennzeichnet, den eigentlichen Sinn der Sage, welcher damals schon aus dem Bewußtseyn des Volkes so gut wie entschwunden war, herausgefunden.

Er hatte in seinem eigenen Innern, in den Tiefen seines Seelenlebens die Erfahrung gemacht von jener versuchenden Gewalt, welche die Zauberkraft der Phantasie über alle höher begabten Menschen übt. Er hatte auf das Mächtigste in sich selbst die Doppelwirkung jenes Zauberś empfunden, welcher zugleich, als Wissensdrang, den Menschen aufwärts in die Region der übersinnlichen Wahrheit, und als Zeugungs- und Schöpfungsdrang abwärts in die Fülle der Lebenswirklichkeit hinüberreißt. Unklar, wie er es als Jüngling sich noch

Digitized by Google

war über die Möglichkeit, über die nothwendigen Grenzen der Erfolge in beiden Richtungen, über die Beſchaffenheit der Güter, die in beiden Richtungen, und über die Wege, auf denen ſie zu erringen ſtehen, war er ja doch eine Zeitlang, und dieß zwar in Gemeinſchaft mit einer älteren, gottesfürchtige Freundin, in das Studium der myſtiſchen und alchemiſchen Künſte des Mittelalters eingegangen, — unklar, wie geſagt, über Beides, hatte er ſich auf das den Erlebniſſen ſeines Innern, den Strebungen ſeines raſtlos ringenden und arbeitenden Geiſtes ſo offenbar verwandte Gebilde der Sage mit um ſo leidenſchaftlicherer Inbrunſt geworfen, als er von dem Eindringen in den geheimnißvollen Sinn derſelben, wozu ihm ſein dichteriſcher Genius den Schlüſſel geben ſollte, ſo manchen Aufſchluß über das ihm annoch Verborgene, über das Ziel ſeines eigenen Strebens, über das Geſchick ſeines eigenen Lebens zu erhoffen wagen durfte. Er unternahm es, als Dichter, nicht als forſchender Ausleger, den Sinn der Sage zu deuten, indem er ihre luftigen Gebilde mit dem lebendigen Fleiſch und Blut ächter Dichterkunſt überkleidete. Er unternahm es in der üppigſt ſtrömenden Fülle ſeiner aufquillenden Jugendkraft, noch ohne zu wiſſen, wohin der Genius ihn führen oder welche Geſtalten derſelbe aus der wild aufbrauſenden Gährung hervortreiben werde.

Wie wenig aber annoch mit ſich ſelbſt im Reinen über den eigentlichen Sinn oder Ideengehalt der Sage, und, damit in Verbindung, über Bedeutung und weiter ausgreifende Zuſammenhänge der inneren Lebenserfahrung, für die ihm die Sage als Sinnbild diente, und wie wenig demzufolge im Beſitze irgend welcher Klarheit und Sicherheit über den Verlauf, welchen, um beiden zu entſprechen, die Dichtung nach innerer künſtleriſch organiſcher Nothwendigkeit würde nehmen müſſen: eines jedoch ſtand von vorn herein dem Dichter mit zweifelloſer Gewißheit feſt: dieß, daß ſein Held, anders als der Fauſt der Sage, bis zu welchem Grade auch immer den Verſuchungen jenes geiſtigen Verſuchers unterliegend, doch nicht rettungslos den Mächten des Böſen, den Mächten der Sünde unterliegen dürfe. Woher er dieſe Gewißheit, dieſe fröhliche Zuverſicht geſchöpft haben konnte?

Ich antworte: nur aus derſelben Quelle geiſtiger Erlebniſſe, ſittlich-äſthetiſcher Seelenerfahrung, aus welcher er den erſten Aufſchluß über den bis zu dieſem Punkte, aber nicht über ihn hinaus wahlverwandten Sinn der Sage geſchöpft hatte. Dort, in dieſer ſelbſteigenen Erlebniß, in dieſer Seelenerfahrung war ihm die lebendige Anſchauung der verſuchenden Macht eines genialen Imaginationstriebes aufgegangen; eben daſelbſt ging ihm, gleichzeitig, auch das Bewußtſeyn der ſittlichen Willensmacht auf, welche, einmal aufgetaucht, zuletzt über jene Macht den unfehlbaren Sieg erringt. Hatten ſich dem Dichter in der Anſchauung, in dem Bewußtſeyn ſeines eigenen Inneren, ſeines Seelenlebens, ſeiner Seelenzuſtände die Motive lebendig vor Augen geſtellt, aus welchen in der Volksſage die Geſtalt des Magus, des Teufelsbannerꝰ Fauſt hervorgegangen war: ſo fanden ſie ſich in eben dieſem Bewußtſeyn, in eben dieſer Anſchauung mit der Wahrnehmung einer inneren Macht verbunden, welche in die Sage als ſolche, in die Dichtungen, welche bisher die Sage darſtellend zu verwerthen geſucht, nicht eingegangen war. Wo dieſe Macht vorhanden, wo ſie lebendig wirkſam iſt, da werden die Mächte der Imagination und ihres geiſtig ſinnlichen Zauberꝰ zwar nicht von vornherein in ihrem Wirken gebrochen, wohl aber werden ſie in die Nothwendigkeit eines Streites, eines Kampfes verſetzt, deſſen Ausgang, zufolge der Natur der ſtreitenden Mächte, nicht zweifelhaft ſeyn kann.

Aus dieſer Doppelwahrnehmung erwuchs für unſern Dichter das Problem, welches er ſeiner Fauſtdichtung, wenn nicht gleich beim erſten Beginn, doch bald im Fortgange der dichteriſchen Arbeit zu ſtellen ſich gedrungen fand. Fauſt ſoll gerettet werden; die Mächte des Lichtes ſollen in ſeiner Seele ſiegen, ſie ſollen triumphiren über die Mächte der Finſterniß. Dieß jedoch nicht durch einen Proceß ſtoiſcher Askeſe, oder gar mönchiſcher Abtödtung, nicht durch gewaltſame Niederwerfung und Vernichtung der imaginativen Zauberkräfte, ſondern durch ſanfte Umbildung und Leitung, durch allmählige Verwandlung der ſchwarzen Magie in die weiße Magie einer von ihrem göttlichen Urſprung nie ganz losgeriſſenen, bei fortgehender ſchöpferiſcher Bethätigung und Wirkſamkeit, wenn ſchon unter mannichfaltigen Verirrungen immer mehr und mehr ihrem ewigen Urquell ſich wieder annähernden, in ihren ewigen Urquell zurückſtrömenden Gemüths- und Seelenkraft. Dieſe Umkehr, dieſe allmählig, aber ſicher erfolgende Reinigung, Verklärung, Heiligung nicht der Perſon des Helden der Dichtung nur überhaupt als ſolcher, ſondern ausdrücklich, in dieſer ſeiner Perſon, derſelben imaginativen Seelenkräfte, die ihn zur Sünde, zum Abfall von dem Göttlichen verlockt, die ſeinen Fall verſchuldet hatten: das, das iſt das Ereigniß, deſſen Darſtellung der Dichter zur Aufgabe ſeiner Dichtung gemacht hat.

Nicht erſt im zweiten Theile, wo wir dieſen Läuterungsproceß in kühner Sinnbildlichkeit zu Ende geführt erblicken, auch nicht erſt in jenem Zeitpunkt, wo er, das unvollendete Bruchſtück ſeines jugendlichen

Digitized by Google

Entwurfes wieder aufnehmend, dem erſten Theile den der alttestamentlichen Hiobdichtung nachgebildeten Prolog im Himmel hinzufügte, welcher die Rettung der Seele des Fauſt mit ſo deutlichen Worten in Ausſicht ſtellt. Auch ſchon das älteſte Fragment enthält in ſo manchen hie nnd da zerſtreuten Winken ſeiner einzelnen Scenen, in dem gleichmäßig durchklingenden Grundtone aller die unzweideutigen Merkmale des Bewußtſeyns von dieſem Ziele, des allein möglichen, welches der Dichter vermöge der Beſchaffenheit der innern Erlebniß, die ihn zu ſeinem dichteriſchen Unternehmen getrieben hatte, der Dichtung ſetzen konnte. — Aber hier iſt die Stelle, wo wir die Frage aufwerfen müſſen: ob denn die Aufgabe, ſo geſtellt, wie der Dichter ſie ſich geſtellt hatte, wie nach der innern Nothwendigkeit des Proceſſes, durch welchen die Dichtung ſich in ihm geſtaltete, er ſie ſich hatte ſtellen müſſen, ob ſie eine ſolche iſt, die eine im eigentlichen Wortſinn künſtleriſche Löſung, eine Löſung in dramatiſcher Form, in der Form eines dramatiſchen, zu ſtrenger, organiſcher Einheit in ſich gegliederten und abgeſchloſſenen Kunſtwerkes zuläßt oder ſie möglich macht.

„Die Geheimniſſe der Lebenspfade darf und kann man nicht offenbaren; es gibt Steine des Anſtoßes, über die ein jeder Wanderer ſtolpern muß. Der Dichter aber deutet auf die Stelle hin.“ So lautet ein Wort unſeres Dichters, das Wort, mit welchem er die Reihe von Weisheitsſprüchen aus „Makariens Archiv“ in „Wilhelm Meiſters Wanderjahren“ eröffnet hat. Ich glaube von dieſem Worte eine Anwendung machen zu können auf die hier aufgeworfene Frage, zu der uns die Fauſtdichtung den Anlaß gab. Denn wenn irgendwo die Lebenspfade ein Geheimniß, ein der Darſtellung des Dichters, des Künſtlers unerreichbar, unbnrchdringlich bleibendes Geheimniß bergen: ſo liegt ein ſolches in dem ſittlichen Läuterungsproceſſe, welchen die Seele des Menſchen durchgeht, wenn ſie, unter dem Beiſtande der ſchöpferiſchen Macht des göttlichen Liebewillens, jene Macht der Verſuchung und Verlockung, die ſo oft, ſelbſt in dem Guten, in unbewachten, vorübergehenden Augenblicken zu einer Macht der Sünde wird, die Imagination, die mit der Sinnlichkeit ſo eng verflochtene Einbildungskraft, in ein lebendiges Werkzeug der Auswirkung des ſittlich Guten nnd Schönen, des Göttlichen verklärend umwandelt.

Vom Uebergange des Guten in das Böſe mag es gelten, daß er, in Momenten gewaltſamer Verſinchung durch nnnatürlich aufgeregte Leidenſchaft, ſey es im Elemente der Sinnlichkeit, oder immerhin auch der Einbildungskraft, ſich augenblicklich vollziehen kann. Das alte Fauſtdrama hat dieß angedeutet in jener prägnanten, von Leſſing in ſeiner epigrammatiſchen Weiſe überdichteten, von Goethe aber unbenutzt gebliebenen Scene, wo die Schnelligkeit des ſchnellſten unter den Höllengeiſtern als gleichkommend dem Umſchlagen menſchlichen Dichtens und Trachtens aus Gut in Bös bezeichnet wird; und ein ungleich größerer Dichter, Shakeſpeare, hat in den Expoſitionsſcenen ſeines Macbeth den kühnen, aber unzweifelhaft gelungenen Verſuch gewagt, ſolchen Umſchlag ausdrücklich im Element einer durch phantaſtiſche Vorſpiegelungen des Ehrgeizes entzündeten Einbildungskraft, allerdings mit Hinzuziehung ſymbolicher Züge, auch zur dramatiſchen, ja zur theatraliſchen Anſchaulichkeit zu bringen.

Aber das Umgekehrte würde nicht in gleicher Weiſe ſich als ausführbar erzeigen; der Verſuch etwa, die Scene vor Damaskus, die Chriſtophanie, durch welche aus einem Saulus ein Paulus geworden iſt, als Gegenſtück des Shakeſpeareſchen Hexengrußes dramatiſch, theatraliſch zu verwerthen — ein ſolcher Verſuch müßte nothwendig mißlingen. Denn hier gilt auch von künſtleriſcher Darſtellnng daſſelbe, was ein Dichter des Alterthums von der Erſcheinung, von der Erfahrung im Leben ſo wahr bemerkt hat: „Den gerechten Mann erprobt nur der Zeitverlauf; den Schlechten kann man auch in einem Augenblick durchſchauen.“ * Und auch nicht in einer weiter ausgeſponnenen Scenenfolge, in einer dramatiſch gegliederten Handlung, wie Goethe es zu unternehmen gedachte, wie er es hätte unternehmen müſſen, wäre er in der That dabei beharrt, jenem Grundgedanken ſeiner Fauſtdichtung eine ſeinem eigentlichen Inhalt entſprechende Ausführung zu geben, auch nicht in dieſer Weiſe läßt ſich zu poetiſcher, zu dramatiſcher Anſchaulichkeit jenes ſittliche Ereigniß bringen, welches überall da, wo es ächter Art iſt, in den verborgenen Tiefen des Seelenlebens, in dem einſamen Verkehr der Seele mit ihrem Gotte ſich vollzieht.

Dieß iſt denn auch dem Dichter zum Bewußtſeyn gekommen. Noch nicht beim erſten Entwurf ſeiner Dichtung, noch nicht in der Ausführung jener früheſten Scenenreihe, welche zuerſt in der Geſammtausgabe der Werke vom Jahr 1789, auch ſie damals noch nicht vollſtändig, als Fragment in die Oeffentlichkeit trat; wohl aber bei dem ſpäteren Unternehmen, jenes Fragment mit weiteren Zuthaten zu bereichern nnd es zu einem wenigſtens äußerlich gerundeten Drama, zum erſten Theile einer Tragödie vorläufig abzuſchließen. Die Beſtandtheile der Dichtung, welche damals entweder neu hinzugefügt, oder durch Ueberarbeitung früher entworfener, bis dahin noch nicht veröffentlichter Partien

* Sophokles, König Oedipus, V. 614 f.

Digitized by Google

umgeſtaltet worden ſind, ſie alle laſſen durch ihren Inhalt, durch ihre Beſchaffenheit ganz eben ſo deutlich erkennen, was gleichzeitig aus dem brieflichen Verkehr des Dichters mit Schiller zu erſehen iſt, daß er, zwar nicht auf jenen Grundgedanken ſelbſt, auch nicht auf irgend welche poetiſche Durchführung deſſelben, wohl aber auf eine ſeinen Inhalt nicht bloß andeutende, ſondern wirklich ihm adäquate dramatiſche Darſtellung ſchon damals verzichtet hatte.

Und eben ſo wenig wird man nun auch in dem zwar gleichfalls in einigen ſeiner prägnanteſten Züge ſchon frühzeitig entworfenen, aber erſt ſpät zur Ausführung gebrachten, erſt im letzten Lebensjahre des Dichters vollendeten zweiten Theile, — eben ſo wenig, will ich ſagen, wird man auch in dieſem die ernſthaft gemeinte Abſicht einer dramatiſchen Verkörperung jenes Seelenläuterungsproceſſes zu erblicken erwarten dürfen, den allerdings der Dichter als vollzogen in der Perſon ſeines Helden vorausſetzt und mit ihm vorauszuſetzen ſeinen Leſern anmuthet. Das Alles, und in Verbindung damit eine Andeutung deſſen, was wirklich aus der Dichtung geworden iſt, was, nach Maßgabe der erwähnten Umſtände einzig aus ihr werden konnte, ſey mir jetzt vergönnt, in einer kurzen Charakteriſtik ihrer Hauptbeſtandtheile, ſo viel an mir iſt, der Anſchauung meiner Leſer näher zu bringen.

Das erſte Fragment des Fauſt, einſchließlich derjenigen Partien des ſpäter Veröffentlichten, welche wir als annoch dazu gehörig anzuſehen uns berechtigt halten dürfen, führt uns ausſchließlich eine Reihe von Situationen vor, denen man es anfühlt, daß ſie ſämmtlich in raſchem, friſchem Erguſſe aus jugendlichen Erlebniſſen des Dichters hervorgegangen ſind, nicht durchgehends als unmittelbare Darſtellung eines äußerlich Selbſterlebten, wohl aber als unmittelbarer, faſt kunſtloſer Ausdruck innerlicher Erlebniſſe, die ſich an jene äußerlichen knüpften. Sie verdanken eben dieſem ihrem Urſprung, dieſem Frühlingsmorgenhauch einer üppig aufquillenden Jugendfriſche und Jugendfülle des Dichtergenius jenen in Wahrheit unnachahmlichen, in ähnlicher, für uns gleich vernehmlicher Erſcheinung kaum je noch dagewеſenen, nur etwa in einigen der gleichzeitigen Dichtungen, insbeſondere der lyriſchen unſeres Dichters ganz ſeines Gleichen findenden Zauber, der aus ihnen alle ähnlich geſtimmten Gemüther ſo gewaltig ergriffen hat; unter ihnen, um ſtatt anderer nur dieſe Zeugniſſe dafür anzuführen, zwei der hervorragenden Geiſter unſerer Nation, den Philoſophen Schelling, welcher von dem Fragment, Fauſt, dieſem „eigenthümlichſten Gedichte der Deutſchen,“ rühmt, daß es „einen ewig friſchen Quell der Begeiſterung geöffnet habe, der allein zureichend war, die Wiſſenſchaft zu dieſer Zeit zu verjüngen und den Hauch eines neuen Lebens über ſie zu verbreiten; wer in das Heiligthum der Natur eindringen will, der nähre ſich mit dieſen Tönen einer höheren Welt, und ſauge in früher Jugend die Kraft in ſich, die wie in dichten Lichtſtrahlen von dieſem Gedicht ausgeht und das Innerſte der Welt bewegt.“ — und den Geſchichtforſcher Niebuhr, der eben dieſe Grundſubſtanz des erſten Theiles der Fauſtdichtung — mit dem ſpäter Hinzugekommenen hat er ſich weniger befreunden können, und das Erſcheinen des zweiten Theiles hat er nicht erlebt — ſeinen poetiſchen Katechismus nennt.

Das Grundthema dieſer von ſo reich und warm erblühendem Jugendleben und Jugenddrange durchſtrömten Situationenreihe iſt ein doppeltes. Es iſt erſtens der Widerwille, mit welchem der Dichter ſich in der Perſon ſeines Helden von der trockenen, in unfruchtbarem Wortkram, in ſpitzfindiger Scholaſtik ſich ergehenden Behandlung der Wiſſenſchaft, wie ſie ihm vielfältig in Lehrvorträgen und Büchern entgegen getreten war, abwandte, und, dem gegenüber, die Sehnſucht, mit welcher er ſich der „Magie,“ das heißt in ſeinem Sinne einer freien, genialen, phantaſiereichen, die Tiefen der Natur zu erſchließen verheißenden Weltanſchauung in die Arme wirft. Es iſt ſodann zweitens die jugendliche Lebens- und Liebesluſt, die in ſeinem Innern aus derſelben Quelle mit jenem idealen Streben empor drang. Zu beiden fand er die Motive in den zu ſeiner Kunde gekommenen Ueberdichtungen der Fauſtſage, aber auch nur die Motive.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Marſchall von Sachſen.

(Fortſetzung.)

Gegen Ende 1708 kam Moritz nach Sachſen zurück und am 5. Januar 1709 zeigte ihm der General v. Schulenburg an, daß der König ihn zum Soldaten beſtimmt und unter ſeine Aufſicht geſtellt habe. Er war außer ſich vor Freude, daß er nun keinen Gouverneur mehr haben werde; weniger aber gefiel ihm, daß der König dem neuen Mentor auftrug, den „Patron tüchtig zu ſchütteln,“ um ihn abzuhärten und ihn gleich zum Anfang bis Flandern zu Fuß marſchiren zu laſſen. Dieſe Weiſung wurde befolgt. Am 16. Januar, erzählt Moritz ſelbſt, ſetzte ſich das Armeecorps in Marſch nach Flandern (um zu der den Franzoſen gegenüberſtehenden Armee Marlboroughs und des Prinzen Eugen von Savoyen zu ſtoßen); ich war ſtets zu Fuß; mein Oberſt, von Preuß, leiſtete mir, obwohl er in Jahren ſchon vorgerückt war, mit einigen andern Offizieren dabei Geſellſchaft. Um mich zu unterhalten, ließ er einen Dudelſackpfeifer und einige Soldaten, welche luſtige Lieder zu ſingen verſtanden, an die Spitze des Bataillons treten. Die andern Soldaten lernten die Lieder bald auch und ſtimmten, ſobald eines begonnen ward, mit ein; nie habe ich wieder einen ſo luſtigen Marſch gemacht, auch deſertirte uns kein Mann. Glücklicherweiſe fror es, ſo daß die Wege nicht ſchmutzig waren, doch konnte ich auf die Länge das Marſchiren nicht aushalten, meine Füße waren an zwanzig Stellen wund, die ſchwere Flinte hatte mir die Schultern braun und blau gefärbt, man war genöthigt, mich einige Tage reiten zu laſſen; die Soldaten verhöhnten mich aber, und ſowie es mir nur möglich war, ging ich wieder zu Fuß.

Ueber ſeine Heldenthaten in dieſem flandriſchen Feldzug iſt ſchon früher geſprochen worden. Wichtiger ſcheint uns, daß ihn nach Beendigung des Feldzugs Schulenburg in einem Jeſuitencollegium zu Brüſſel unterbringen wollte, wogegen ſeine Mutter auf's lebhafteſte remonſtrirte: der König habe ſich in Beziehung auf die Religion noch nicht ausgeſprochen, vielleicht wolle er warten, in welchem Land ſich die beſten Ausſichten für die Unterbringung des jungen Grafen eröffnen; inzwiſchen habe er der Mutter erlaubt, ihn in der lutheriſchen Religion zu erziehen, in welcher er auch getauft ſey. Der proteſtantiſchen Confeſſion blieb Moritz (natürlich ohne vielen Gebrauch davon zu machen) auch ſpäter treu, ohne daß ihn der König davon abwendig machen wollte, welcher auch damals mit ſeiner wunderſamen Orthographie ſchrieb: „Je serres bien esse (aise) si vous lesges moriesse en quelques endrés ou il peus estudier, ce qui lui est tres necessere.“ Alſo erhielt der Gouverneur, den er doch wieder hatte, eine ausführliche Inſtruktion, ſeinen Zögling nach einem genauen Stundenplan, in welchem auch Gebet und Bibelleſen beim Aufſtehen und vor Schlafengehen nicht fehlten, auf die Confirmation vorzubereiten, die auf Oſtern 1710 feſtgeſetzt wurde. Mittlerweile machten der Zögling und ſein Inſtruktor Schulden, die der letztere durch Einſendung eines ſpeciellen Verzeichniſſes der nothwendigen Ausgaben zu rechtfertigen ſuchte, in welchem er unter anderem angab: „Der junge Graf trägt wegen ſeines ſtarken Beins ſchon vollkommene Mannsſtrümpfe, denn die Strümpfe, ſo man ordinär für Knaben von fünfzehn bis ſechzehn Jahren verkauft, ſind ihm alle zu klein.“ Dieß überzeugte denn auch den König, daß eine Zulage nöthig ſey, und er erhöhte durch ein Reſcript vom 21. Januar 1710 die für Moritz ausgeſetzte Summe auf 4000 Thaler jährlich.

Hiemit wollen wir die Mittheilungen über Moritzens erſte Jugendzeit beſchließen. Im Jahr 1711 kehrte er nach Sachſen zurück und lebte entweder am Hof oder nahm an den Feldzügen in Pommern und Polen Theil, worüber ſchon früher einiges angeführt worden. Der König legitimirte ihn, gab ihm ein eigenes Wappen und das Rittergut Wöhlen, ſpäter auch ein eigenes Küraſſierregiment. Am Schluſſe des Jahrs 1713 war er in Dresden, ernſtlich beſchäftigt mit den Einleitungen zu einer reichen Hochzeit, wodurch er den ihm durch ſeine Geburt zukommenden Anſprüchen auch eine reelle Baſis zu geben ſuchte. Dieſe Heirath iſt für die Sittengeſchichte jener Zeit ſo intereſſant, daß ſie ausführlicher erzählt zu werden verdient.

Die Erkorene war das Fräulein Johanna Victoria Tugendbrich v. Löben, einzige Tochter eines der reichſten ſächſiſchen Grundbeſitzer. Schon in ihrem achten Lebensjahre war ſie mit dem Grafen Heinrich Friedrich v. Friesen, kurpfälziſchem Kammerherrn und Oberſtlieutenant, verlobt worden, unter der Bedingung: „wenn der Herr Graf die Gegenaffection dieſes Kindes werde erworben und bis an ihre Pubertät werde erhalten haben.“ Wenige Tage nach dem Abſchluß dieſes Vertrags ſtarb aber der Vater, und nachdem ſich die Mutter in zweiter

Digitized by Google

Ehe mit einem Herrn v. Gersdorff vermählt hatte, hielt man das dem Grafen Friesen gegebene Versprechen nicht mehr, sondern verlobte die reiche Erbtochter einem Neffen des Stiefvaters, dem Lieutenant v. Gersdorff, welcher, um allen Reclamationen von der Friesenschen Seite vorzubeugen, das Mädchen entführte, in Neuendorff in Schlesien sich mit ihr trauen ließ und dann seine neunjährige Gemahlin ihrer Mutter zurückbrachte. Natürlich machte Friesen die Sache in Dresden anhängig. Schon vorher aber hatte man hier seine Augen auf die junge Erbin geworfen und ganz andere Plane im Sinn, als sie ihrem ersten Liebhaber zurückzugeben. Es ergingen königliche Rescripte, welchen zufolge man sich in landesväterlicher Huld der „jungen Löwin" annehmen wollte, „daß sie durch treue und geschickte Leute in und zu allen ihrem Geschlecht geziemenden Tugenden und häuslichen Wissenschaften fleißig unterwiesen und angeführt werde, auch insonderheit Acht haben, daß man sie vor der Zeit und ehe sie eine ihr anständige Wahl selbst treffen könne, mit keiner Mariage übereilen möge." Es ward eine Commission zur Erörterung des Thatbestandes ernannt und von dieser beschlossen: „die Mutter und Tochter ins Amt kommen zu lassen, ihnen separatim den Willen des Königs zu eröffnen und die Tochter nicht weiter mit der Mutter sprechen zu lassen, sondern sogleich vom Amt an einen andern Ort und zwar zur Kammerräthin v. Bipthum (an deren Stelle später die Gemahlin des Kammerherrn v. Trützschler trat) bringen zu lassen."

Eine eigenthümliche Schwierigkeit erhob sich hinsichtlich der Geschenke, welche der von Gersdorff seiner Gemahlin gemacht hatte, und die ihm zurückgegeben werden sollten, damit nicht „aus Zurückhaltung des sogenannten Mahlschatzes und der Geschenke noch einige Eheverbindlichkeit vermuthet werden möchte." Die Geschenke oder der Mahlschatz wurden von dem Oberconsistorium als sein Jägerrecht angesehen; deßwegen beschloß diese Behörde zwar, daß die zwischen der jungen Löben und Gersdorff „angegebene eheliche Versprechung und darauf erfolgte Copulation vor unkräftig und nichtig zu declariren," aber sie nahm Anstand, dieses Urtheil zu publiciren, um ihre Beute nicht zu verlieren. Der König, der sich der Sache überhaupt besonders warm annahm, mußte die Publikation durch ein eigenes Rescript befehlen. Auch der Graf v. Friesen wurde abgefunden und Moritz konnte nun seine Bewerbungen beginnen. Er soll zwar keine große Neigung gezeigt und nur durch den Namen „Victoria" sich haben bestimmen lassen; aber schon vom 30. Juli 1711 findet sich folgendes Liebesbriefchen von der eigenen Hand des Fräuleins:

„Ich vor meine Perschon versichere, daß ich Sie Ewig beständig werde seyn, ob ich gleich Dero angenehme Conversajson auff eine Zeitlang muß beraubet seyn, so werde ich mich doch nimmermehr eendtern, bitte nur, sie wollen alle Zeit ein bischen Gutheit vor mich behalten, wie ich denn nicht daran zweifle. In übrigen recommandire mich zu beständiger auwittige und verbleibe, Monsieur le Comte,

Votres tres fidele
J. V. T. de Löbin.

„Que notre sort est deplorable,
Et que nous souffrons de tourment
Pour nous aimer trop constamment,
Mais c'est en vain qu'on nous accable,
Malgré nos cruels ennemis
Nos coeurs seront toujours unis."

Ein Rescript vom 1. März 1714 erklärte Moritz und seine Verlobte, „wegen ihrer Beiden Uns Selbst bekannten guten Aufführung," für mündig, „ohngeachtet von ihnen die nach Unsern Rechten zu der Majorität gehörigen Jahre noch nicht erreicht worden." Am 12. März fand die Trauung in Moritzburg mit großer Pracht statt, und am 21. Januar 1715 genaß die Gräfin eines Knaben, der den Namen August Adolf erhielt, aber bald wieder starb. Daß die Ehe keinen Bestand haben werde, ließ sich voraussehen. Im Besitz eines, wie er glaubte, unerschöpflichen Vermögens ergab sich Moritz einer solchen Verschwendung, daß seine Gemahlin sogar mit Mangel zu kämpfen hatte. Sie flüchtete in dieser Noth zu ihrer Schwiegermutter nach Quedlinburg, die sich an den König wandte und ihm die Bedrängnisse ihres Sohnes, der sich bei seiner Bedürftigkeit den unwürdigsten Dingen aussetzte, mit lebhaften Farben schilderte. „Pour Madame la Comtesse," fügt sie bei, „il y a deja pres de 4 Mois, qu'elle s'est refugie chez moi dans l'Abbey par la mesme raisons, touts ses revenus etant pour les creanciers. Je luy dois trop d'amitie pour ne pas partager avec elle le peu que j'ay." Die Zuneigung zwischen Schwiegermutter und Tochter muß aber nicht besonders aufrichtig und tief gewesen seyn, denn bald darauf wendet sich die junge Gräfin um Schutz an den König und versichert, die Königsmark sey l'unique arbitre de tout cet embarras, ehe sie deren Sklavin werde, ziehe sie es vor, de n'avoir que le bain (pain) et de l'eau. Andererseits enthält ein Brief der Königsmark an den König sehr schwere Beschuldigungen gegen ihre Schwiegertochter: sie lebe ganz getrennt von ihrem Manne,

Digitized by Google

ſie halte ihre Thür verriegelt und freiſe mit jungen Männern, „dont le commerce sembloit suspect,“ des Nachts pflege ſie bis zum Morgen ſpazieren zu gehen.

Zwiſchen den beiden Frauen ſetzte ſich überhaupt mehr und mehr ein unverſöhnlicher, tödtlicher Haß feſt, der ſeine Wurzel hauptſächlich darin gehabt zu haben ſcheint, daß die junge Gräfin anfangs unter den Augen ihrer Schwiegermutter ſelbſt in Quedlinburg ein leichtfertiges Leben führte und verdächtigen Umgang mit Männern höhern und niedern Standes hatte, ohne daß die geſtrenge Stiftsfrau dieſes zu hindern und die Ehre ihres Sohnes zu retten ſuchte. Dieſe frühere Connivenz hatte, wie es zu geſchehen pflegt, ſpäter eine um ſo erbittertere Feindſchaft zur Folge, wie ſie ſich in dem Rath der Gräfin Königsmark an ihren Sohn ausſpricht: „de lacher entièrement la bride à la comtesse, qui se perdroit infailliblement.“

Ein charakteriſtiſcher Beitrag zur Sittengeſchichte jener Zeit iſt die Art und Weiſe, wie die beiden feindſeligen Weiber gegen einander intriguirten. Mit der Königsmark war eine junge Dame Namens Roſenacker nach Dresden gekommen. Dieſer ſchloß ſich die Gräfin Victoria vertraulich an und eröffnete ihr, qu'un grand Prince (ohne Zweifel war der König ſelbſt gemeint) étoit amoureux d'elle et lui avoit ordonné, de la lui amener à la promenade. Die Roſenacker fragte die Gräfin Königsmark um Rath, wie ſie ſich in ſolchem Fall zu verhalten habe, und dieſe meinte, ganz den damaligen ſittlichen Anſchauungen gemäß: „qu'elle devoit toujours faire plaisir à ce grand Prince, sans se mettre en peine du reste.“ Die Dame kam aber gar nicht in Verſuchung, indem von dem grand Prince nirgends etwas zu ſehen war, ſondern die Gräfin Victoria die Sache nur erdichtet hatte, um die Roſenacker in ihr Intereſſe zu ziehen und ſie als Spion zu gebrauchen, son esprit estant naturellement porté aux intrigues, les laquais, les servantes, les sorsieres, touts y furent employés — wie die Königsmark ſchrieb. Die Freundſchaft der jungen Intrigantin hatte bald ein Ende, und nun entdeckte die Roſenacker der Königsmark, indem ſie ihr zu Füßen fiel, Victoria wolle ihren Mann und ihre Schwiegermutter vergiften. Sie habe ihr in einem Käſtchen zwei weiße Pulver gezeigt und geſagt: dieſe Pulver, die ein Italiener in Wien gefertigt habe, ſeyen das einzige Mittel, ihre Freiheit wieder zu erlangen. Die Roſenacker ſolle das eine davon Moritz in den Kaffee ſchütten, ja nicht in den Thee, weil es da keine Kraft habe; Moritz werde darauf einige Zeit kränkeln und nach vier Monaten ſterben; ſeine Mutter werde in Verzweiflung gerathen, und wenn dann die Roſenacker ihr das zweite Pulver gebe, müſſe die Welt glauben, ſie ſey aus Gram geſtorben. Als die Roſenacker bei dieſem Vorſchlag erbleichend erwiederte: der Graf habe ihr nie etwas zu leide gethan, ſie fürchte ihren Kopf dabei zu verlieren, gerieth die Gräfin in lebhaften Zorn und drohte, ſie werde ihr ſelbſt ein ſolches Pulver beibringen, wenn ſie ihr Vertrauen mißbrauche.

An allen dieſen Geſchichten iſt ohne Zweifel eben ſo viel Dichtung als Wahrheit. Die Weiber verriethen einander gegenſeitig; wie die Roſenacker die Gräfin Königsmark vor ihrer Schwiegertochter warnte, ſo kam dieſe zu ihrer Schwiegermutter und ſchilderte die Roſenacker als eine ſchändliche Perſon, die ſie wahrſcheinlich bei ihr verleunden werde. Aehnlich war es mit einer abenteuerlichen Geſchichte, die man der Gräfin Victoria Schuld geben wollte: ſie ſey während der Abweſenheit ihres Gemahls auf die Leipziger Meſſe gereist und habe hier ein Rendezvous mit einem verabſchiedeten Pagen, Namens Jago, gehabt, der aufgezogen ſey avec un equipage de Prince, très-magnifique en habits et en livrée, avec plusieurs chevaux de main, les uns plus beaux que les autres. Von Leipzig ſeyen Mad. la Comtesse und der Page mit einander nach Schleſien gereist dans une chaise à 6 chevaux, environné de fusils et de pistolets pour tirer plus de 20 coups de sa chaise, marque qu'il craint d'être attrappé. Die Anklage verdient eben ſo viel oder ſo wenig Glauben als die Vertheidigung, behufs welcher die Gräfin ein Zeugniß vorlegte, in welchem Ernſt Sigmund von Nibelſchütz „sub fide nobili“ beſtätigte, daß ſie drei Wochen lang bei dem „Herrn von Mutſchelwitz,“ ihrer Großmutter Bruder, und ſodann drei Wochen in Buchwäldchen „bei ihrem leiblichen Geſchwiſterkind“ geweſen.

Ganz irréprochable muß auch die Gräfin nicht geweſen ſeyn, da ſie in einem Brief an den Grafen von Flemming zwar verſichert, daß ſie ihre Ehre nicht verletzt habe, aber offenherzig genug hinzufügt: „pour le reste, une jeune personne peut bien faire une faute, pourvu qu'elle se repente et se corrige.“ Ueber allen Zweifel erhaben ſind dagegen die Ausſchweifungen des Grafen Moritz. Insbeſondere ſtand er in Verkehr mit der Gräfin von Callenberg, die ſich ſogar in dem „galanten Sachſen“ durch zügelloſe Sinnlichkeit ausgezeichnet haben muß, da es bei Weber heißt: „Die Akten in der gegen ſie geführten Unterſuchung enthalten ganz Unglaubliches, gegen deſſen Wiedergabe ſich jede Feder ſträuben würde. Daher mochte er wohl auch in ſeinem Gewiſſen ſich zurückgehalten fühlen, ſeinerſeits als Kläger aufzutreten. Statt

Digitized by Google

dessen ließ er seiner Gemahlin einen, alle seine Beschwerden gegen sie zusammenfassenden Aufsatz zustellen, avec offre, de cacher ses desordres au public et de prendre sur lui la faute, si elle voulait desister de bonne grace. Ein Vorschlag, auf welchen die Gräfin auch einging.

Die Ehescheidung des Grafen Moritz ist auch wieder einer von den Punkten, über welche die früheren Biographen viel gefabelt haben. So erzählen sie, er habe sich absichtlich beim Ehebruch mit einer Kammerfrau seiner Gemahlin von sechs dazu bestellten Lakaien überraschen lassen, sey darauf zur Untersuchung gezogen und zum Tode verurtheilt, am Abend desselben Tags aber noch vom Könige begnadigt worden; oder, nach einer andern Version, der König habe ihm am folgenden Tag das Begnadigungsschreiben unter sein Couvert bei der Tafel legen lassen, worauf die Ehescheidung ausgesprochen worden sey. Die ganze Erzählung von den sechs Steifleinenen, von dem Todesurtheil und dem königlichen Pardon unter der Serviette hat schon an sich alle Wahrscheinlichkeit gegen sich: an König Augusts Hof, wo der Grundsatz galt, qu'on devoit toujours faire plaisir à un grand Prince, sans se mettre en peine du reste, an diesem Hof, wo alle Cavaliere im Irrgarten der Venus umhertaumelten, wurde keiner wegen einer Gefälligkeit, die ihm eine Kammerfrau erwiesen, zum Tode verurtheilt, und nirgends erhalten verurtheilte Delinquenten eine Einladung zur königlichen Tafel. Der Scheidungsproceß nahm vielmehr seinen regelmäßigen, nur etwas beschleunigten Verlauf. Am 21. September 1721 reichte die Gräfin von Sachsen ihre Klage auf Scheidung ein, weil ihr Gemahl mit Ernestine Antoinette Louise Ansfelderin Ehebruch getrieben habe. Am 26. März wurde bereits der Vorbescheid gehalten, nicht im Oberconsistorium, sondern in der Wohnung des Oberconsistorialpräsidenten von Leyziger. Man ließ zunächst „Ihro Excellenz die Frau Klägerin" allein vortreten und redete zur Sühne, allein sie blieb bei ihrer Klage stehen, „da wenig Besserung zu hoffen; sie habe zwar nach reifer Ueberlegung nur Eine Person genannt, es dürften sich aber deren vielleicht mehr finden, wozu komme, daß Sie bisher in so einem Zustand gelebt, daß Sie nicht nur, was Ihr zukomme, nicht genossen, sondern auch noch Vieles verloren." (— Enfin je me vois d'une fille riche une pauvre comtesse — hatte sie früher dem König geschrieben.)

Hierauf ließ das Collegium „Seine Excellenz den Herrn Beklagten" allein erscheinen. Der Herr Beklagte erwiederte auf Vorhalt: er könne das Geklagte nicht leugnen. Die Replik war: das Collegium bedaure solches, vielleicht komme das Werk von einer animosité her, wofür man es auch anfangs angesehen. Der Herr Beklagte erwiederte: Seine und der Frau Klägerin Freundschaft wäre zwar bisher nicht sonderlich gewesen, er könne aber das Factum nicht leugnen. Nachdem bei wiederholtem Sühneversuch die Klägerin erklärt hatte: „Nein, es sey die Sache nun nicht zu redressiren und möchten vielleicht noch andere Dinge sich aus dieser Sache ergeben und finden, dahero Sie bei Ihrer Resolution beständig verbleibe" — ward noch am selben Tag, Nachmittags halb fünf Uhr, folgendes Urtheil, welches die Parteien „pro publicato zu nehmen sich mündlich erklärt," gesprochen: „Da der zwischen der Frau Klägerin und Herrn Beklagten hiebevor getroffene Ehebund gestalten Sachen nach vor aufgelöset und getrennt zu achten, müssen Wir solchen hiermit dafür erklären und Frau Klägerin, als dem unschuldigen Theile sich anderweit christlich zu verehelichen gestatten und nachlassen."

Wie Moritz die Sache genommen, geht am besten aus einem Brief hervor, den er unterm 28. März an den König richtete: „Un grant homme la dit, on na que deux bon jours, l'antrée et la sortie. Mais cet honnet homme vouloit faires des vers et il faloit trouver un jeu et une cadence, car il ma paru que la sortie est infiniment mellieure que l'entrée. J'ay etes hier au consistoire, set a dire dans la meson de Mr. Leibziger, et apres que le president eu prononse avec toute la politesse du monde une sentense, qui dordinere ne l'est gere, le superintandans voulut me regaler d'un plat de son metier. Car les pretres veulent toujour se meler de tout. Mais jabrejay la harange en disant, Monsieur je cese (sais ce) que vous voulez dire, nous sommes tous de grands pecheurs, cela est vray, la preuve en est faite. Je fis la reverence et je laissay ce qu'on appelle le consistoire supreme, dans la meditation de la grande verite que je leur venes de dire."

Die Gräfin Victoria verheirathete sich im Jahr 1734 zum zweitenmal mit einem Herrn v. Runkel, welcher ihre zerrütteten Vermögensumstände wieder herstellte und mit dem sie in zufriedener Ehe lebte. Moritz soll ihr nach vollzogener Scheidung alle Achtung erwiesen haben und mit ihr sogar in freundschaftlichen Verkehr getreten seyn, was ein weiterer Beweis dafür wäre, daß die von seiner Mutter gegen ihre Schwiegertochter erhobenen Anschuldigungen übertrieben gewesen. Uebrigens scheint er seine Verheirathung später absichtlich verschwiegen zu haben. Die Pompadour sagt in einem Brief, welchen sie nach des Marschalls Tod an

Digitized by Google

die Herzogin d'Estrées richtete: „A propos de ce pauvre Saxe, il avait quelquefois des idées singulières. Je lui demandois un jour, pourquoi il ne s'était jamais marié? „Madame," dit il, „comme le monde va à présent, il y a peu d'hommes, dont je voulusse être le père, et peu de femmes, dont je voulusse être l'époux. Cette reponse n'étoit pas galante, mais pourtant il y a quelque apparence de raison. Il disoit aussi, qu'une femme n'étoit pas un meuble propre à un soldat."

Die letzten Worte ſtimmen ganz überein mit Falſtaffs bekannten: „ein Soldat iſt beſſer accomodirt ohne ein Weib." Auch ſonſt ſcheint Moritz ſeinen Spott an dem chriſtlichen Inſtitut der Ehe ausgelaſſen zu haben. Es wurden ihm unter anderem einige ſatiriſche Verſe zugeſchrieben, die in Paris circulirten und in denen behauptet wurde: auch ein guter Katholik dürfe nur ſechs Sacramente annehmen, da Ehe und Buße unwiderſprechlich nur Eines ſeien. In ernüdhafterer Weiſe entwickelt er ſeine idées singulières in einem ſeinen rêveries angehängten ſonderbaren Aufſatz: „reflexions sur la propagation de l'espèce humaine," in welchem er unter anderem behauptet, es ſollte jede Ehe nur auf fünf Jahre geſchloſſen werden. So wenig galant er ſich übrigens über das ſchöne Geſchlecht in dem Zwangsverhältniß der Ehe ausſprach, ſo ließ er es doch nicht an zarten Rückſichten gegen die von ihm verehrten Damen fehlen. Er ſpricht ſich darüber in einem Brief an ſeinen Halbbruder Friedrich Auguſt II. ſo aus: „Il ne faut pas se conduire dans sa famille avec la delicatesse que l'on a avec sa maitresse; il faut vouloir et ordonner, avec sa maitresse l'on ne fait que souheter."

Wenn er die Frauen betrog, ſo waren ſie vielfach ſelbſt Schuld daran, indem ſie ſich ihm leichtſinnig in die Arme warfen. Er warnte ſeine Verehrerinnen ſelbſt vor ſich, mit dem offenen Bekenntniß, daß ſie ſich hüten ſollten, ihn ernſtlich zu lieben, da er der unbeſtändigſte aller Männer ſey, der ſie nur unglücklich machen werde. Eine Dame aus der Provinz, die ſich, ohne ihn perſönlich zu kennen, nur in ſeinen Ruf verliebt hatte, entfloh ihrem Mann und kam nach Paris, um ſich dem Marſchall nähern zu können. Sie ſchrieb ihm und gab ihm ein Rendezvous auf dem Opernballe. Er ſtellte ſich auch ein und hörte ihre Erklärung an, geleitete ſie aber ſofort zu dem Pfarrer von St. Paul, dem er ſie mit der Bitte übergab, ſie über ihre Pflichten zu belehren und wieder auf den rechten Weg zu bringen.

So glücklich Moritz überall auf dem Feld der freien Liebe war, ſo wenig wollte es ihm auf legitimem Wege gelingen. Seinen Erklärungen zum Trotz, daß ein Soldat beſſer accomodirt ſey ohne ein Weib, hätte er ſich eine Heirath doch recht wohl gefallen laſſen, wenn ſie ihn an das Ziel ſeiner Träume, auf einen fürſtlichen Thron gebracht hätte. Im Jahr 1723 tauchte der Plan auf, ihn mit einer Prinzeſſin von Holſtein-Sonderburg zu vermählen. Sein königlicher Vater ſelbſt ſoll der Sache gar nicht abgeneigt geweſen ſeyn und ihm haben ſchreiben laſſen: „Er möge ſich nur gut aufführen, er wolle ihm weiter helfen und zum Fürſten machen." An der guten Aufführung ließ es Moritz freilich beharrlich fehlen. Nicht als ob man ihn nicht in Frankreich, wohin er ſich nach ſeiner Scheidung auf den Rath ſeines Vaters begab, um dort ſein Glück zu machen, für un cavalier aussi poli que bien fait gehalten hätte; aber die Schulden wuchſen ihm immer mehr über den Kopf. Neben ſeiner übrigen Verſchwendung ſpielte er ſehr viel und hoch, und verlor z. B. gerade zu jener Zeit, wo er die holſteiniſche Prinzeſſin heirathen ſollte, an einem Abend 3000 Thaler an einen franzöſiſchen General.

Dieſer Vermählungsplan ſcheint über die erſte Idee nicht hinausgekommen zu ſeyn; deſto mehr wurde es Ernſt mit den curländiſchen und ruſſiſchen Heirathsprojekten, zu welchen wir nunmehr übergehen. Die politiſche Situation wollen wir ſo kurz als möglich zuſammenfaſſen und uns ausſchließlich an das halten, was Moritz perſönlich betrifft und was für ſich einen hübſchen Roman bildet, mit heroiſcher Introduktion und Finale, in den Zwiſchenakten etwas comedia buffa. Die Lage war einfach dieſe, daß nach dem im Jahr 1711 erfolgten Tode des Herzogs Friedrich Wilhelm die herzogliche Krone von Curland demjenigen winkte, der Herz und Hand ſeiner jungen Wittwe, Anna Iwanovna (geb. 1693), einer Nichte Peters des Großen, zu gewinnen wußte. An Freiern fehlte es dieſer herzoglichen Wittwe natürlich ſo wenig als der Königin von Ithaka; allein gegen jeden hatte die Politik etwas einzuwenden, und die Herzogin blieb Wittwe bis zum Tod ihres Oheims, Peters des Großen († 8. Febr. 1725).

Während dieſer vierzehn Jahre ihres Wittwenſtandes hatte ſich ihre Jugendblüthe größtentheils abgeſtreift, ſie zeichnete ſich mehr durch die Fülle als Friſche ihrer Reize aus, und war, wie Carlyle in ſeiner draſtiſch-cyniſchen Weiſe ſie ſchilderte, a big bracen Russian woman. Im September 1725 war ſie in Petersburg, und als hier ihre Wiederverheirathung ernſtlich in Anregung gebracht wurde, zeigte ſich, daß

Digitized by Google

ſie eine entſchiedene Vorliebe für das ſächſiſche Haus habe. „Ehe ſie einen brandenburger Prinzen nehme,“ ſagte ſie, „wolle ſie lieber in's Kloſter gehen; wenn ſie ihren Gatten nicht aus der Hand des Königs von Polen empfangen könne, werde ſie gar nicht wieder heirathen.“ Eine vertraute Dame, der ſie dieſes Geſtändniß machte, erwiederte hierauf, wie le Fort, der ſächſiſche Geſandte am ruſſiſchen Hof berichtet: „Des Princes de Saxe, je ne sais pas qui pût Vous convenir, mais des Comtes de Saxe, j'en sais un qui serait Votre fait à tous égards. Il ne serait pas difficile, d'en faire un Prince de l'Empire.“ Die Dame muß noch vertraulichere Mittheilungen über die körperlichen Vorzüge des von ihr Empfohlenen, der Anna perſönlich noch ganz unbekannt war, hinzugefügt haben, denn Le Fort ſprach ſeine Ueberzeugung dahin aus: „que la duchesse avoit son Jawort tout prêt.“

Die Curländer ſelbſt theilten ganz den Geſchmack ihrer Souveränin in Beziehung auf Moritz, wenn auch vielleicht wegen anderer Qualitäten deſſelben; die einflußreichſten Adeligen, der Oberhauptmann von Brakel, der Kriegscommiſſär von Karp, der Kanzler von Korff und von Keyſerling hatten ihr Auge auf ihn gerichtet. Wie eifrig er in Petersburg durch Le Fort bedient wurde, wiſſen wir bereits. Aber gerade der blinde Eifer des ſächſiſchen Envoyé trug am meiſten dazu bei, daß die ganze Sache ſcheiterte. Sobald ſich eine neue Ausſicht zeigte, griff er mit beiden Händen zu und ließ den alten Plan im Stich; er war wie der Commiſſionär eines Heirathsbureau, unerſchöpflich in immer neuen Vorſchlägen. Die Prinzeſſin Eliſabeth, die Tochter Menſchikoffs, eine Sophie Carlowna Carlſamuelowitz, deren Vater, ein Verwandter der Kaiſerin Catharina, in Curland als Müller gelebt hatte, dann wegen der kaiſerlichen Verwandtſchaft nach Petersburg gezogen, zum Grafen gemacht worden war und von dem es hieß, qu'on le verra sans délai cordon bleu et déclaré Prince — dieſe Sophie Carlowna war damals 16 Jahre alt und première demoiselle de la Czarienne. Le Fort beſchreibt ſie als peu jolie, hardie, espiègle et raisonnablement têtue, elle doit avoir de l'esprit. Als eine ſehr reiche Partie, meinte er, würde ſie ſich auch gut zu Moritz's Gattin eignen.

Für den in ſolchen Dingen ohnehin unbeſtändigen Sinn unſeres Helden war ein ſolcher Agent doppelt gefährlich. Was ihn als curländiſch-ruſſiſchen Prätendenten zu Grunde richtete, war einerſeits ſeine rückſichtsloſe Wandelbarkeit in der Liebe und andererſeits die Täuſchung, welcher er ſich bis auf den letzten Augenblick hinſichtlich der ruſſiſchen Intentionen hingab. Beides aber ſtammte im letzten Grund aus derſelben Wurzel. Er zog ſich den Boden ſelbſt unter den Füßen weg, indem er die Herzogin Anna von Curland aus einer enthuſiaſtiſchen Verehrerin zu ſeiner unverſöhnlichſten Feindin machte. Die Herzogin hatte ihm in ihrem Pallaſt eine Wohnung eingeräumt; ihm gegenüber wohnte im rez de chaussée eine ihrer Damen, mit welcher er ein Liebesverhältniß angeknüpft hatte. Einſt in der Nacht fiel, während ſie ihm einen Beſuch abſtattete, viel Schnee. Moritz nahm nun, wie in ähnlichem Fall Eginhard ſeine Emma, die Schöne auf ſeine Schulter und trug ſie über den Hof. Spione ſind überall, und ſo begegnete auch dieſem Paare eine alte Schaffnerin mit einer Laterne, die beim Anblick der ſonderbaren Erſcheinung einen Schreckensſchrei ausſtieß. Moritz wollte mit einem Fußtritt die Laterne einſtoßen, glitt aber aus und fiel mit ſeiner Laſt auf die Alte, die um ſo mörderiſcher ſchrie, ſo daß die Wache herbeieilte und die ganze Geſchichte an's Licht kam. Der Heldenanbeter Carlyle bemerkt hinzu: „the big widow discovered, that he did not like Westphalia hams in that particular form, that he only pretended to like them.“

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Briefe von Bedlitz an eine Freundin.

(Fortſetzung von Nr. 86.)

Wien, den 24. Januar 1854. — Ich habe nicht einen Augenblick Ruhe; es iſt als ob die Leute ſich das Wort gegeben hätten, mich zu überlaufen. Heute iſt übrigens ein heller ſonniger Wintertag mit gefrorenem Untergrund; das erfriſcht gleich auch die innere Stimmung, zumal auch die politiſchen Nachrichten ein wenig beſſer ſind, obgleich die Parteien wenig Zuverſicht einflößen, und den andern Tag immer wieder in den Brunnen fällt, was den einen wie Hoffnung ausſah. Die Petersburger Nachrichten ſind weniger ſchroff, als man in London im voraus decretirt hatte, daß ſie ſeyn würden. Kaiſer Nikolaus hat die Erſcheinung der beiden Flotten mit Mäßigung hingenommen und nicht als casus belli erklärt, vielmehr ſehr verſöhnliche Aeußerungen gemacht. Nun werden die Engländer nichts Angelegentlicheres zu thun haben, als in die Poſaune zu ſtoßen, Kaiſer Nikolaus ſey durch ſie gezwungen worden, Chamade zu blaſen, bis Jener ihnen wieder durch Kanonen antworten wird; genug, die Menſchen wollen keinen Frieden unter ſich halten! Wenn ich indeß nur den Sommer in Auſſee zubringen kann, und wir wieder Alle auf heimathlichem Grunde ſind, ſo ertragen ſich die Stürme der Zeiten auch leichter.

Den 27. Januar. — In der Welt iſt Alles in fortdauernder Aufregung. Morgen wird Orloff hier erwartet; der Himmel wolle, daß er die Sachen zu gutem Ende führe, denn ſie nehmen ein täglich übleres Anſehen, und ſehr bald wird der Zuſtand in England ſo ſeyn, daß ein Krieg gar nicht mehr zu vermeiden iſt. Die Revolution ſcheint dort im Innern ſo zuzunehmen, daß der Krieg ſchon als ein Heilmittel angeſehen wird. Das ſind die Folgen von den Freibriefen, die man dort dem Geſindel aller Länder gegeben hat.

Den 28ſten. — Trauer- und Tanzmuſik wechſeln ab; heute war das Begräbniß des alten Grafen Grünne, der, glaube ich, 93 Jahre alt war, und um ſieben Uhr iſt großer Hofball, zu dem ich gehen muß; morgen iſt Ball bei Meyendorff. Das iſt ein großes Kreuz für einen alten Krüppel, der die ganze Nacht huſtet und nicht ſchlafen kann. Daß die ſchöne Tochter von Zegoborsky einen Grafen Eſterhazy geheirathet hat, wiſſen Sie wohl ſchon. — Ein Brief aus Auſſee ſagt mir, daß der Kirchenbauplan angelangt iſt, und daß die Leute außer ſich vor Erſtaunen ſind. — Heute habe ich einen langen Beſuch von Auer gehabt, den ich lange nicht geſehen hatte. Seine Erfindungen vervielfältigen ſich jeden Tag. Jetzt werden in der Staatsdruckerei die feinſten Spitzen haltbar vergoldet, ſo daß ſie ausſehen als von Gold geſchlagen; es ſoll eine Pracht ſeyn. Auch mit Daguerrotypen iſt eine Erfindung gemacht worden, die durch die Art, wie ſie auf Silberplatten übertragen werden, eine große Naturwahrheit hervorgebracht hat. Ich verſtehe zu wenig von Naturwiſſenſchaften, um Ihnen erklären zu können, wie es gemacht wird, aber der Effekt ſoll wundervoll ſeyn. Auer ſcheint jetzt auf einem ſehr freundlichen Fuß mit dem Finanzminiſter zu ſtehen, was ihm den Dienſt ſehr erleichtert. Es iſt dieß nur in der Ordnung und eine Ehrenſache für die Regierung, ein Inſtitut, das ihr ſo ſehr zum Ruhm gereicht, auch mit einigen Opfern zu unterſtützen.

Den 29ſten. — Geſtern war großer Hofball, eine entſetzliche Sache für Jemand, der mit meiner Peripherie, in eine enge, ſchwergoldene Uniform geknöpft, vier volle Stunden in der Hitze, und wenigſtens die erſten zwei, bis der Tanz völlig im Gang iſt und die höchſten Perſonen ihre Rundgeſpräche geendigt haben, ſtehend zubringen muß; dafür iſt der allerdings prachtvolle Anblick nur ein geringes Entgelt. Der Kaiſer ſprach mit jedem der anweſenden Herrn vom corps diplomatique, und ſomit auch mit mir einige freundliche Worte; die Erzherzogin Sophie aber bedankte ſich bei mir für den Nekrolog für die Prinzeſſin von Schweden auf ſehr verbindliche Weiſe und mit ſichtbarer Rührung. Wie ſehr ſie in der kaiſerlichen Familie geliebt worden iſt, und namentlich von den Söhnen der Erzherzogin, den Kaiſer mit eingeſchloſſen, konnte mir die Erzherzogin nicht genug hervorheben, und ich fand es beſtätigt in einem Gedicht des Erzherzogs Max, das ich Ihnen abſchreibe, weil es lieb iſt und wahr empfunden. Ich blieb bis zwölf Uhr und ging ganz erſchöpft nach Hauſe. — Orloff iſt geſtern Abend angekommen, noch aber wiſſen wir nicht, was er gebracht

Digitized by Google

hat. Daß der Kaiſer Nikolaus ſich übereilt und durch die Beſetzung der Fürſtenthümer ein nicht zu geſtattendes Princip aufgeſtellt hat, iſt wahr; daß er es aber auf der Stelle eingeſehen, amende honorable hat machen wollen, und man ihn nicht mehr ohne Demüthigung hat herauslaſſen wollen, und daß kein eigentlicher Grund zum Krieg da iſt, und England und Frankreich die Uebereilung zur Herausſtellung ihres Uebergewichts haben benutzen wollen, wenn auch die Welt darüber in Flammen geräth; daß der Fehlende wie ein edler Charakter, die Correkten wie ſchlechte Hunde in dieſer Angelegenheit gehandelt haben — darüber bin ich nicht einen Augenblick im Zweifel. Es gibt keine Schlechtigkeit, die England ſeit zehn Jahren nicht gemacht hätte, und nicht jede Stunde zu machen bereit wäre. Die ruſſiſche Politik iſt gefährlich, und man hat recht, ſich der Zukunft und der Folgen wegen davor in Acht zu nehmen; aber Nikolaus hat mehr Rechts- und Ehrgefühl im kleinen Finger als ganz England im Leibe, obgleich ſie es immer im Munde führen. Wie der Ausgang ſeyn wird, weiß niemand, und wir Deutſche können uns Glück wünſchen, wenn die Kataſtrophe dazu beiträgt, die frühere Einigkeit zwiſchen Oeſterreich und Preußen wieder zuſammenzuflicken.

Den 31ſten. — Eine größere Qual gibt es für einen Menſchen nicht, der, wie ich, am allerliebſten zu Hauſe ſitzt und wie der Bär an den Pfoten ſaugt, als alle Tage auf Bälle gehen zu müſſen, und ein Tag wie der geſtrige iſt mir ein wahres Labſal. Ehe ich dieſen aber beſchreibe, muß ich zuvor von Sonntag Meldung thun, wo ein Ball bei Meyendorff bis gegen Morgen dauerte, während der Hausherr mit einer fürchterlichen Migräne zum Erbarmen herumging, bis der Erzherzog gekommen war, wo er ſich zurückzog und mit Orloff, der auch krank war, im Stod über dem Ballſaal den Lärm und die Muſik durch die ganze Nacht genoß. Es waren eine Menge bildſchöner Comteſſen auf dem Ball und in der That nicht Eine garſtige. Fürſtin Obrenovic war glorios ſchön! — Geſtern brachte ich den ganzen Abend bei F. F. zu, wo ich einen ganz vortrefflichen Sänger hörte, wie mir ſeit Schönſtein keiner vorgekommen iſt; er heißt Stockhauſen und hat ſechs Jahr in Paris im Conſervatorium Unterricht genommen; er ſingt italieniſch, franzöſiſch und deutſch gleich vortrefflich mit einer prachtvollen Bruſtſtimme und der graziöſeſten Methode. Er iſt geſonnen, hier Unterricht zu geben, da ſeine Verwandten ihm durchaus vom Theater abrathen; ich habe ihm aber blindig demonſtrirt, er ſey nicht geſcheidt, ſich daran zu kehren; ich garantire ihm 10,000 fl. — Ich war ganz entzückt von dieſem Genuſſe, vielleicht weil ich ihn ſo lange entbehrt hatte. Nachher war ich noch bei J. T.

Nun geſchwind noch eine Geſchichte, ehe ich ſie vergeſſe. Auf dem Hofball war ein Major L., einer von den falſchen Elegants, wie ſie zuweilen unter den nicht beſonders gebildeten Offizieren vorkommen. Dieſer Major ging nun gerade auf die Erzherzogin Sophie los und bat ſie, die Mazurka mit ihm zu tanzen, und wunderte ſich ſehr, als ihm die Erzherzogin ſagte, daß ſie nicht tanze. Nach einigen Tagen ließ der Kaiſer Alarm ſchlagen und war mit dem Bataillon und der Führung des Majors ſehr unzufrieden, ſagte aber lächelnd zu jemand aus ſeiner Umgebung: „Eigentlich ſollt' ich den L. augenblicklich penſioniren, da er aber der Tänzer meiner Mutter iſt, ſo darf ich nicht ſo ſtreng ſeyn.“

Wien, den 1. Februar 1854. — Geſtern bei der Erzherzogin Sophie auf dem Ball. Die Feſte bei Hof ſind immer ſehr gut eingerichtet und halten zwiſchen orientaliſchem Luxus und ungehöriger Wirthſchaftlichkeit die richtige Mitte; ſo war es auch geſtern. Ich blieb, bis der Hof wegging, und ſomit zum Souper, das in nicht vielen, aber vortrefflich ſervirten Schüſſeln beſtand; ſelbſtverſtändlich der beſte Champagner in Fülle. Orloff war anweſend, und ſeltſam genug auch der türkiſche Botſchafter, der wahrſcheinlich eingeladen war, ehe Orloff ankam; ſonſt wird das diplomatiſche Corps immer getheilt. Geſtern waren Weſtmoreland und Bourqueney nicht da, die das vorigemal eingeladen waren. Von Orloffs Aufträgen dringt noch nichts durch, doch werden ſie nicht lange ein Geheimniß bleiben, da das engliſche Parlament geſtern eröffnet wurde.

Den 4. Februar. Während die Dinge jeden Tag eine üblere Geſtalt annehmen, iſt ein ſo tolles Treiben, daß kein Tag ohne Einladungen, oft an zwei Orte zugleich, vergeht. Ich bin keiner der Menſchen, die von zwei Dingen zugleich in Beſchlag genommen werden können, und wenn ich auch mitunter leicht von einem Extrem in's andere übergehe, ſo kann ich doch nicht zur ſelben Zeit mich grämen und luſtig ſeyn; daher iſt mir das Leben jetzt hier unangenehmer als je, und doch muß ich es mitmachen. Die Weltfragen ſind kaum mehr zweifelhaft: unſere Truppen marſchiren, vor der Hand nicht in den Krieg, aber zunächſt dem Kriegsſchauplatz, Mittwoch die Infanterieregimenter der hieſigen Garniſon, und das geſammte neunte Armeecorps iſt auf den Kriegsfuß geſetzt. Geſtern Abends ſollten die ruſſiſchen Miniſter Paris und London verlaſſen, und Orloff wird morgen von hier abgehen und die Dinge ihren Lauf nehmen. Dabei geben meine Naſſauer Pfaffengeſchichten gleichfalls nicht ſehr erwünſcht. Während ich die Sache mit dem Nuntius auf den

Digitized by Google

besten Fuß gebracht hatte, ist vom Bischof von Limburg wieder ein neuer Schritt der Widersetzlichkeit geschehen, den ich durchaus nicht billigen kann. Er hat einen wahrhaft revolutionären Hirtenbrief erlassen, und damit so etwas nicht geschehe, muß man sich mit Rom verständigen. Man wird nicht eher zur Ruhe und Ordnung im Lande kommen, und jeder Gewaltschritt der Regierung ruft die Revolution in den untersten Schichten zum völligen Ausbruch; ist man aber mit Rom übereingekommen, so müssen die particulären Widersetzlichkeiten der Bischöfe schweigen. Doch genug von Politik und allem, was daran hängt, diesem insamen Thema, das einem alle Freude und Lebenslust zu nichte macht.

Ich habe einen allerliebsten Brief von unserem kleinen Erzherzog — der übrigens einen Kopf größer ist als ich — den ich Ihnen beischließe. Sie werden daraus sehen, daß er Ihnen carte blanche gibt, zu streichen und zu kürzen, so viel Sie Lust haben. — Gestern war ich in der Kunstausstellung, wo ein großes historisches Bild von einem österreichischen jungen Künstler in Rom, Engerth, sich vortheilhaft ausnimmt. Es ist die Verhaftung von Manfreds Kindern, und wurde vom Hof für die Galerie gekauft. Mir gefällt es ausnehmend, am besten von Allem, was ich von hiesigen Malern im großen historischen, nicht Kirchenstyl gesehen habe.

Den 5ten. Das Wetter ist so schön, daß ich zu Fuß zum Fürsten Dietrichstein gegangen bin, nachdem ich bereits zuvor schon eine Stunde in Geschäften herumgelaufen war. Die Dinge sind ziemlich in gleichem Zustande. Orloff ist noch hier und geht, wie es heißt, morgen; die telegraphischen Drähte werden wohl erst die Entscheidung bringen. — Ach, liebe Mama, ich brauche mich nicht erst zu vertiefen in Alles, was in dieser Zeit durch Ihr Herz gegangen ist; es ist kaum durch Ihr Herz allein gegangen — Sie können schon sagen: durch unsere Herzen. Ich brauche dabei nur ganz oberflächlich die Zeitläufe zu überdenken, um mich auf das vorzubereiten, was uns noch zu tragen bestimmt seyn mag. — Wenn H. jetzt erst Reisen machen will, so wird er kaum mehr Genuß davon haben; mit 72 Jahren erkennen wir die Welt nicht mehr und die Welt uns nicht; heute gibt es nur noch Einen Gott in ihr, und Eine Kraft, die sie bewegt — Unverschämtheit und Lüge! Von Wahrheit und Ehre als allgemeinem Grundsatz ist nicht mehr die Spur vorhanden. — Ob ich etwas zu Platens Denkmal geben werde? Jetzt wenig, später mehr, sobald ich es kann. — Sie fragen, ob denn die Bälle ein gar so großes Hinderniß sind, daß ich nicht einen Abstecher nach Sagan machen kann; ich bin aber wahrlich nicht hier, weil Bälle sind, sondern ich muß auf die Bälle gehen, weil ich hier seyn muß.

Den 10. Februar. In der Politik ist immer die gleiche Schwüle, und man müßte sehr Optimist seyn, um eine Umgestaltung günstigerer Art erwarten zu können. — Gestern war ein neues Ballet mit Mlle. Plonquet, die sehr gefällt. Ich war in Minister Bachs Loge, der persönlich sehr freundlich für mich ist, ohne daß ich innerhalb des Geschäftskreises den allerkleinsten Einfluß auf ihn hätte; und dennoch meinen die Leute, ich dürfe nur ein Wort sagen, und Alles geschehe augenblicklich nach meinem Willen. So werde ich täglich mit Anliegen und Aufträgen für ihn und an ihn bestürmt. Ueberhaupt grenzt es an's Fabelhafte, daß ein Mensch, der keinen Hund protegiren kann, dennoch auf eine Weise in Anspruch genommen wird, als hätte ich die Stellen der ganzen Monarchie zu vergeben. Vergebens sage ich einem Jeden das Gegentheil, dennoch kommen täglich Briefe und Personen, die mir's nicht glauben. Das wäre Alles gut, wenn mir das Antworten und das unnütze Visitenmachen nicht so viel Zeit wegnähme, daß mir keine freie Minute bleibt, und ich mir zehnmal vornehme, dieß oder jenes zu thun, da oder dorthin zu gehen, und nie vor solchen Miseren dazu kommen kann.

Den 11ten. Gestern Abend war im Casino ein französischer Taschenspieler, der allerlei Unbegreiflichkeiten machte, wobei einem der Verstand stille steht. Ich kann derlei Dinge nicht ausstehen, denn weiß man das Räthsel, so ist man immer beschämt über die empfangene Mystifikation. — Den 12. Ihr Brief ist angekommen — und ist traurig. Daß Sie nicht heiter sind, begreift niemand besser als ich, dazu ist die Zeit nicht eingerichtet. Indeß muß man eben deßhalb seine Kräfte zusammenraffen und trübe Erinnerungen, wie die an dem letzten Geburtstag Ihrer Pflegemutter, nicht aufkommen lassen; die Vergangenheit muß abgethan bleiben, sonst könnte man die Gegenwart gar nicht ertragen. Wenn Sie wieder frohen Geistes sind, werde ich auch wieder besser gestimmt seyn.

Den 14. Februar. Eben kommt ein dicker Pack Nassauer Akten, und ehe ich sie durchlese und sie bearbeite und mit dem Nuntius darüber traktire, will ich geschwind noch ein paar Zeilen an Sie schreiben. Mit meiner Gesundheit geht es im Ganzen gut, ich habe nur über meine Athemlosigkeit zu klagen, an der ich freilich schon seit zwanzig Jahren leide; es ist aber nicht angenehm, wenn man nicht weiß, woher den Athem nehmen, um zwei Gassen weit zu gehen oder eine Treppe zu steigen. Das nennen die dummen Leute

Digitized by Google

Faulheit, und wollen durch forcirte Bewegung dagegen ankämpfen, was das Uebel nur noch ärger macht. — Der Ball bei Palavicini war einer der schönſten in dieſem Jahre. Das Appartement iſt prachtvoll und bequem; der Kaiſer war dort, blieb aber nur bis nach Mitternacht; auch ich ging vor dem Souper. Der Theetiſch war von ausgeſuchter Schönheit; unter anderem waren die Compotte auf ungeheuer großen chineſiſchen Schüſſeln in maleriſch gruppirten Obſtſorten angerichtet: Pfirſiche, Trauben, Kirſchen, Alles in vollkommen natürlicher Farbe mit einer Art Gelée über jede einzelne Frucht gezogen, ſo daß es ausſah wie ein Fruchtſtück von Alabaſter. Ich habe es nicht gekoſtet, weil ich die wunderſchönen Schüſſeln nicht zerſtören wollte. Auch die Toiletten waren ausgeſucht, und Bourqueney konnte nicht aufhören, über die Pracht der hieſigen Feſte zu ſprechen, die man ſelbſt in Paris bei Hofe nicht in dieſer Weiſe ſehe, weil die Geſellſchaft dort in ihren Elementen zu ungleich ſey. In Paris ſehe man einzelne Perſonen prächtig und geſchmackvoll — hier ſey es die ganze Geſellſchaft.

Den 15ten. Ich habe geſtern noch von ſieben Uhr bis eilf Uhr in Einem Zuge gearbeitet, war aber dann auch ſo förmlich dumm von all den Schmiereien, daß ich nothwendig noch unter Leute gehen mußte, um mich zu zerſtreuen; ich verplauderte daher noch ein paar Stunden im Caſino. Ich erfuhr dort, daß der arme alte Kübeck ſeinen vierten erwachſenen Sohn, der als Major in Olmütz in Garniſon war, an der Schwindſucht verloren hat; ſo füllt nichts als Elend die Welt. Eben war Ugarte bei mir;* er kommt oft zu mir, und ſo oft ich ihn ſehe, macht er mir immer den Eindruck eines äußerſt geſcheidten Menſchen, der viel weiß.

Den 18ten. Heute Jahrestag des Attentats; der Kaiſer hat verboten, irgend eine Erinnerung daran hervorzurufen, und daher unterbleibt jede öffentliche Demonſtration. Eben erhalte ich eine Mittheilung aus dem Miniſterium des Innern, daß das von mir eingegebene Volkslied in Verhandlung genommen und ein Referat darüber gemacht werden ſoll. Nun wird das Gedicht geſucht und niemand kann es finden; man bittet mich um eine neue Abſchrift, ich beſitze aber keine. Da fällt mir ein, daß ich es Ihnen geſchickt habe und es vielleicht bei Ihnen noch aufzufinden iſt; wenn nicht, ſo kann ich nicht helfen. Bitte alſo, ſuchen Sie augenblicklich nach und ſchicken Sie noch am ſelben Tage das Blatt her, wenn Sie es finden.* — Aus Karls Brief an Sie habe ich die Andeutungen über ſeinen Cartoon geiſtreich und einleuchtend gefunden; jeder neue Brief über dieſen Gegenſtand aber überzeugt mich mehr, daß Karl vorzugsweiſe nach religiöſen Programmen hinneigt. Ich geſtehe aber, daß eben dieſer Sinn für religiöſe Kunſt bei mir nicht in dem Grade zum Durchbruch gekommen iſt, als für die profane, und ich zehnmal lieber eine Scene aus der Sagenzeit oder aus der Edda gemalt ſehe, als aus der Bibel. — Vorgeſtern aß ich bei Wilhelm Henckſtein, und nach Tiſch ſpielte Meyer äußerſt ſchön; dann ſetzte ich mich zu Hauſe um neun Uhr zur Arbeit und ſchrieb bis gegen zwei Uhr. Ich zweifle nicht, daß geſchwindere Arbeiter als ich noch Zeit genug übrig hätten; ich kann aber einmal, wie Sie wiſſen, nicht ſchnell arbeiten, weil ich kein Gedächtniß habe. Zuerſt muß ich nur Alles ſchnell durchs nander hinſchmieren, damit ich den Faden und die Gedanken nicht vergeſſe, und dann, wenn ich anfange zu corrigiren, werden dieſe Correkturen gewöhnlich wahre Umarbeitungen, ſo daß jeder Gegenſtand bei mir erſt mit dem dritten Concepte in der Lage iſt, expedirt zu werden.

* Graf Ugarte, früherer öſterreichiſcher Geſandter in Stuttgart, der durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde im Sommer 1862 ſeinen Tod fand.

* Wir haben die Volkshymne in Nr. 27 mitgetheilt.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Norddeutschland, August.

(Schluß.)

Mecklenburgische Zustände.

In der individuellen Gestaltung dieser Verhältnisse finden natürlicherweise je nach dem Umfang der Besitzungen und dem persönlichen Charakter der Gutsherren größere oder geringere Unterschiede statt. Ebenso verschieden gestaltet sich das Privatleben der Gutsbesitzer. Im Allgemeinen habe ich gefunden, daß eine Landwirthschaft nach englischem Muster das Ideal der großen Masse der mecklenburgischen Gutsbesitzer ist. Unter der höhern Aristokratie der Klasse hat jüngsthin der Ehrgeiz, es in allen äußern Dingen, in Comfort und Lebensweise, dem englischen Adel gleich zu thun, entschiedern überhand genommen. Vor Allem hat diese Aristokratie sich bemüht, Pferderennen nach englischem Muster einzurichten, und da Mecklenburg eine vortreffliche einheimische Pferderace besitzt, ist dieses Bemühen von nicht unbeträchtlichem Erfolge gekrönt worden. Der verstorbene Graf Hahn ging so weit, auf Basedow, seinem Hauptsitze, auf eigene Kosten eine Rennbahn zu gründen, und eine Reihe von Jahren hindurch bewarb sich der hohe mecklenburgische Adel bei den Wettrennen in Basedow um die von dem Grafen ausgesetzten Preise und wurde während der Dauer der Rennen auf dem gräflichen Schlosse fürstlich bewirthet. Im Laufe der Zeit jedoch entdeckte der Graf, daß die Kosten dieses Vergnügens das Maß selbst seiner großen Einkünfte überstiegen, und die Wettrennen von Basedow gingen ein. Gegenwärtig befindet sich die Hauptrennbahn des Landes im Badeorte Doberan; die Hauptrennen finden zu Ende Juli und Anfang August statt, wenn die Saison in dem nahe gelegenen Seebade gleiches Namens beginnt. Preise in Gold- und Silbergeschirr werden theils durch Subscription, theils von dem Großherzog und einzelnen hervorragenden Mitgliedern des Adels ausgesetzt; die Theilnehmer wetten nach englischer Art auf die Chancen des Rennens und ein ziemlich lebhafter Handel in Pferden geht nebenher. Aber leider sind es eben nur diese aristokratischen Liebhabereien, worauf die mecklenburgische Nachahmung des englischen Adels sich beschränkt. Von den auf Erziehung und Bildung, auf intellektuellen Talenten und patriotischem Gemeingefühl beruhenden Bemühungen politisch-socialer Natur, Bemühungen, denen die englische Aristokratie ebenso sehr als ihrer Geburt und ihrem Reichthum die Erhaltung ihres Einflusses zu danken hat, ist in Mecklenburg keine Rede. Der durch seine Etikettevordonnanzen so berühmt gewordene Graf Kuno Hahn, Sohn und Erbe des oben erwähnten Begründers der Wettrennen von Basedow, der mächtigste der mecklenburgischen Barone, dessen Besitzungen dem Umfang des Fürstenthums Bückeburg um nur zwei Quadratmeilen nachstehen, darf in dieser Hinsicht als ein vielleicht etwas stark aufgetragenes, aber doch in allen Hauptdingen treues Musterbild seines Standes gelten. Auch ihm fehlt es unter seinen Landsleuten nicht an entschuldigenden Vertheidigern. Von einer Seite wurde mir, ganz im Styl der Apologeten der Prügelstrafe, bemerkt: jene Ordonnanzen seyen uralt, Graf Kuno habe nur eine neue Auflage veranstaltet; von einer andern behauptete man, die Ordonnanzen seyen gar nicht mecklenburgischen, sondern uckermärkischen Ursprungs, in der That das Werk der Mutter des Grafen Kuno, der zweiten Gemahlin seines Vaters, einer geborenen Gräfin Schlippenbach, mit der er sich nach seiner Scheidung von der berühmten Gräfin Ida Hahn-Hahn vermählte. Allein ob uralt mecklenburgisch, oder neu-uckermärkisch, oder ein Gemisch von beiden, die Thatsache bleibt, daß Graf Kuno jene Ordonnanzen beim Beginne seiner Regierung als Selbstherrscher von Basedow unter Pauken und Trompeten publicirte und durchführte, und nach dem Eindruck zu urtheilen, den diese Publicirung auf die gebildete Welt des außer-mecklenburgischen Europas hervorbrachte, werden sie, als selbstgeliefertes Denkmal der Ideen und Sinnesweise seiner Race in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, nicht vergessen werden.

Da die Gelegenheit sich mir bot, machte ich selbst eines Tages einen Besuch in dem berühmten Basedow und meine Beobachtungen riefen mir in manchen Punkten ein Bild der treuen Ausführung des denkwürdigsten Graf Kuno-Hahnschen Ukases vor die Augen. Um zu schweigen von den zahllosen Hähnen, die dem Ankömmling von allen Wänden und Dächern des Schlosses und der Nebengebäude, von allen Pforten der zahlreichen Dienerschaft entgegenkrähen und deren Erscheinung auf's lebhafteste an die Illustrationen zu „Hinckel, Gockel und Gockelia“ erinnert, so sah ich von dem Hauptthurme die berühmte rothweiße Fahne flattern, deren Aufhissen die Anwesenheit, deren Verschwinden die Entfernung der gräflichen Familie ankündigt; ich sah, etwas niedriger, an demselben Thurme zwei einander gegenüber hängende kleinere Flaggen, eine rothweiße und eine schwarzweiße, welche männiglich zu wissen thun, daß die Besitzungen des Grafen in das angrenzende preußische Gebiet hinüberreichen; ich sah auf der Umwallungsmauer des Schlosses, ehrfurchtgebietend aufgepflanzt vier kleine Kanonen, bereit dem Eindringen jedes unerlaubten oder feindlichen

Digitized by Google

Einflusses ein donnerndes Halt entgegenzurufen; ich sah die bis zur Erde reichenden tiefen Verbeugungen, mit denen die Dienerschaft den vorüberfahrenden Selbstherrscher grüßte; ich fand mich selbst seitens der Bevölkerung von Basedow den auffallendsten, peinlichsten Höflichkeitsbezeigungen ausgesetzt und erstaunte nur über eines: daß nämlich bei der Einfahrt der gräflichen Familie in das Schloßthor das vorgeschriebene Trommetenschmettern vom Thurme unterblieb. Wie ich erfuhr, ist der Thürmer zugleich gräflicher Sattler, und unerklärlich, wie eine so arge Versäumniß mir erscheinen mußte, konnte ich nicht umhin, mir alleelei wichtige Veranlassungen zuzumalen, worunter, da der Tag äußerst schwül war, das Einschlafen des würdigen Mannes über seiner Sattlerarbeit die Hauptrolle spielte.

Die persönliche Erscheinung des Grafen ist, soweit ich bei seinem raschen Vorüberfahren bemerken konnte, eine anziehende. Ich hatte mir den Autor der berühmten Ordonnanzen als eine mindestens mittelalterliche, donquixotisch hagere, knebelbärtige Figur vorgestellt und war nicht wenig überrascht, in ihm einen nach englischer Weise frisirten und gekleideten, anscheinend noch so jungen Mann zu erkennen. Schloß, Parkanlagen, Nebengebäude, kurz die ganze Besitzung gewährt übrigens das Bild großen, festgegründeten Wohlstands und Reichthums und ich fand Besucher aus allen Theilen des Landes herbeigeströmt, die Schönheiten des berühmten Basedow zu bewundern. Nichts als die Karben schienen mir von jenem allgemeinen Eindruck eine Ausnahme zu bilden, vielleicht eben deßhalb, weil ich vorher viel von dem wohlthätigen Zustand, von der vortrefflichen Versorgung der Graf Hahnschen Karbenleute gehört hatte. Man verscherzte mir indeß auf meine dahin gehende Bemerkung, es werde beabsichtigt, diese alten Karben baldigst durch modernere zu ersetzen.

Ein Resultat daß dieser Complex mecklenburgischer Zustände ohne Frage hervorgebracht: den Schein eines ziemlich weit verbreiteten materiellen Wohlstandes. Aber die materiellen Rücksichten überwiegen eben alle andern; der gleichzeitige Stand der Volksbildung ist auffallend niedrig, der Sinn für intellectuelle Interessen unglaublich gering. Man hat von dem deutschen Staatenbunde wie von dem des alten Griechenlands öfter hervorgehoben, daß, wenn der Mangel politischer Einheit seinen zersplitterten Völkerschaften unläugbare Nachtheile auferlegt habe, die größere Anzahl kleiner Staaten und Hauptstädte andererseits die Ursache eines reicher entfalteten Kulturlebens geworden sey, als die Provinzen großer centralisirter Staaten sich dessen zu rühmen vermöchten. Von einigen wenigen der kleinen Staaten Deutschlands mag man diese philosophische Auffassung der Dinge ebenfalls gelten lassen; in Mecklenburg tritt ihr trügerischer Werth auf's greifte in die Augen. Denn schwer möchte es halten, eine ihrer Mehrzahl nach tiefer in materielle Interessen, in die Interessen des Essens und Trinkens und der täglichen Leibesnothdurft, in die nächsten und augenblicklichsten Lokalverhältnisse versunkene Bevölkerung in unserer Hälfte von Europa zu finden. Das Land besitzt eine Universität in Rostock, aber für die wissenschaftliche Blüthe dieser Haupterziehungsanstalt gescheicht so wenig, daß sie ausschließlich von den reglementsmäßig dazu gezwungenen Landeskindern besucht wird und die Gesammtzahl der Studirenden selten die Höhe von hundert erreicht. In der Hauptstadt Schwerin, einer Stadt von zwanzigtausend Einwohnern, existiren nicht einmal die Anfänge einer öffentlichen Bibliothek. In derselben Stadt unterblieb (die Thatsache ist zu traurig charakteristisch, um vergessen zu werden) im Jahre 1850 „auf höhern Wunsch“ die Schillerfeier und unterbleibt bis zum heutigen Tage „auf höhern Wunsch“ Alles, was einer Demonstration im Namen der Bildung und der Freiheit ähnlich sieht. Wenn die Besoldung fast aller Regierungs- und Kammerbeamten für die Verhältnisse des Landes glänzend genannt werden kann, so ist die des Lehrerstandes durchschnittlich eine klägliche. Was das System des Unterrichts angeht, so besitzen die Kirchenbehörden nicht allein die Controle der öffentlichen, sie mischen sich in die Führung der Privaterziehung; in allen kirchlichen Dingen aber herrscht unumschränkt die Genossin des Junkerthums, die intoleranteste Orthodoxie. Der Bericht der „Gartenlaube,“ daß mehrere mecklenburgische Geistliche, weil sie die Existenz eines persönlichen Teufels geläugnet, ihrer Stellen entsetzt worden seyen, mag, wie mir versichert wurde, eine phantasierende Uebertreibung gewesen seyn; aber eine unbezweifelte Thatsache ist es, daß Professor Baumgarten aus Rostock, sammt mehreren Anhängern aus dem Prediger- und Lehrerstande, in Folge der Bekümmerung eines harmlosen Rationalismus ihre Stellen und jede Aussicht auf Beförderung im Staatsdienst einbüßten. Was von außer-mecklenburgischer Intelligenz über die Grenze gelassen wird, wird einer strengen Censur unterworfen; — den Zeitungen, welche ungünstig über die Zustände des Landes berichten, wird der Debit entzogen. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß bei so beschaffenen Verhältnissen von der Bildung einer aufgeklärten öffentlichen Meinung innerhalb der Grenzen des Landes kaum die Rede seyn kann. Allerdings erscheint in verschiedenen Städten eine Anzahl von Zeitungen, aber mit Ausnahme vielleicht eines einzigen Rostocker Blattes kommen dieselben über Tendenz und Stil der schnauchenden Bierbaudyklistiker nicht hinaus. Den Begebenheiten der großen Welt werden einige kurze Paragraphen gewidmet; alle Lokalangelegenheiten erfreuen sich einer zerfahrenen Ausführlichkeit. Leitartikel sind entweder gänzlich unbekannt, oder sie gehören zu den seltenen Sonn- und Festtagsergetzungen der Leser.

So regelirt denn die Masse des mecklenburgischen Volkes in dem alten materiellen Lokalschlendrian von Jahr zu Jahr fort, und die Bemühungen der kleinen Phalanx der Vertreter besserer Zustände erneuern die Arbeiten des Sisyphus und der Danaiden. Und doch fehlt es diesem Volke durchaus nicht an den Elementen eines gesunden Naturstamm, eines kräftigen Mutterwitzes. Die seit kurzem auch in dem außermecklenburgischen Deutschland bekannt

Digitized by Google

gewordenen plattdeutſchen Gedichte und Erzählungen Fritz Reuters, welche ſämmtlich auf der Grundlage wirklicher Begebenheiten ruhen, liefern den Beweis dafür. Bezeichnend für den Stand der Bildung bleibt nur wieder das Eine, daß nämlich dieſes bedeutendſte und einzige poetiſche Talent des Landes ſein Beſtes in der plattdeutſchen Mundart leiſtet. Plattdeutſch aber iſt in Mecklenburg der entſchieden vorherrſchende Dialekt. Die mittleren Klaſſen ſprechen es vielfach unter einander; in ihrem Verkehr mit den untern Klaſſen wird es faſt ohne Ausnahme angewandt. Weit ſey es von mir, die naturwüchſige Berechtigung dieſes Volksdialekts herabſetzen zu wollen; aber das Hochdeutſche iſt einmal ſeit Martin Luther die Sprache der deutſchen Intelligenz geworden und das Vorherrſchen des Dialekts, der von einer Volksgemeinſchaft ihm unwillkürlich oder abſichtlich geſtattete Vorzug charakteriſirt innerhalb ſeiner Verbreitungsgrenzen ohne Frage eine niedrigere Stufe der allgemeinen Bildung. *

* Es iſt bemerkenswerth, daß auch das bedeutendſte poetiſche Talent Mecklenburgs in früherer Zeit plattdeutſch ſchrieb und in allen Hauptzügen als Prototyp des Eigenen Fritz Reuter gelten kann. Vier meinen Johann Bith. Lauremberg, den Verfaſſer der „Veer olde berömete Schertzgedichte.“ Gedruckt 1654.

Fragt man nach den Mitteln zur Beſſerung dieſer Zuſtände, ſo gelangt man ſchließlich wieder zu der einen Ueberzeugung, welche die Betrachtung aller Ländchen und Länder unſeres Vaterlandes dem Politiker wie dem Nationalökonomen und Philoſophen mit immer erneuerter Macht aufdrängt: der Ueberzeugung, daß alle Specialmittel, alle Reformverſuche im Einzelnen höchſtens als Palliative einen mehr oder minder relativen Werth haben; daß zu einer gründlichen Beſſerung aber nur Ein Mittel uns helfen kann: — die Herſtellung deutſcher Einheit und Freiheit. Auf dieſes Eine große Ziel deutet bewußt oder unbewußt Alles hin, was in unſerem Vaterlande gethan, geſagt oder geſchrieben werden mag, und der Zweck dieſer Zeilen iſt erfüllt, wenn ſie, ſo viel an ihnen iſt, zu der Stärkung jener Ueberzeugung beitragen.

Aus der Schweiz, Auguſt.

(Schluß.)

Kunſtausſtellung. — Aus der Bundesverſammlung. — Sängerfeſt. — Die Händel im Polterchnicum. — Für Touriſten.

Ueber die diesjährige Kunſtausſtellung, welche ſeit dem Frühling die Städte der Weſtſchweiz durchwandert, hat Ihnen mein College in Genf bereits Bericht erſtattet, und zwar beſonders einläßlich über die Landſchaftsmalerei. Andere als Landſchaftsbilder waren freilich rare nantes in gurgite vasto; dennoch müſſen Sie mir geſtatten, nachträglich auf Einiges zurückzukommen, was Ihr Genfer Correſpondent übergangen hat oder was vielleicht in Genf gar nicht ausgeſtellt war. Da iſt unter anderem ein größeres Bild von Wedekeiſer aus Winterthur (gegenwärtig in Rom), welches dem höheren Genre angehört. Es ſtellt eine Schaar von Bewohnern des Sabinergebirgs dar, welche aus ihrem brennenden Städtchen fliehen. Den Gegenſtand, ſo wie den Eindruck, welchen das Bild hinterläßt, muß man als düſter bezeichnen; die Compoſition trägt den Stempel edeln, melancholiſchen Ernſtes, ein Etwas, welches an L. Robert erinnert; die einzelnen Gruppen, z. B. die Mutter mit dem geretteten Kinde, der junge Mann, der den gebrechlichen Vater führt, der Knabe mit dem Lamm, das junge Weib, den Eſel mit den Kindern vor ſich betreibend und die Wiege auf dem Kopf tragend, ſind vortrefflich gedacht und eben ſo wahr als ſchön ausgeführt. Zu derſelben Categorie iſt ein prächtiges Bild von Gautier (gegenwärtig in Düſſeldorf) zu zählen, „das Tiſchgebet.“ Es iſt ſehr ſchön gemalt und vergegenwärtigt uns mit eben ſo viel Naturtreue als glücklichem Humor das Interieur eines deutſchen, etwa weſtphäliſchen Bauernhofes vom ehrwürdigen Ahn im Lehnſtuhl bis zum hungrigen Ackerbuben, der während des Gebeted lüſtern in die Schüſſeln guckt. — Poetiſcher als das letztere, heiterer als das erſtere iſt das Bild von Ritz aus Sitten in Wallis: „Gottesdienſt in der Bittwoche.“ Es verſetzt uns an das lachende Ufer des Genfer Sees, etwa in die Nähe von St. Gingolph. Es iſt Mai, Alles in junges Grün gekleidet, die ganze Landſchaft im Blüthenſchmuck. Hart am Geſtade ſehen wir einen ländlichen Altar und davor den Prieſter im Ornat, der die Meſſe lieſt; rings herum die andächtige Gemeinde auf Nachen und Schiffen. Die elegante Schloßdame aus der Nachbarſchaft mit ihrem Töchterchen, welches ſie andächtig die Hände falten lehrt; den alten Schiffer

Digitized by Google

in der verwaschenen blauen Bluse, der in gottseligem Halbschlummer sich auf sein Ruder stützt; die als „Engelein“ funktionirenden, geputzten Kinder in vollem Bewußtsein ihres Amtes und Schmuckes; die andern Bauernkinder, die sich vergessend dem Fischlein nachschauen, „so wohlig auf dem Grund;“ die Dirne, welche nach dem jungen hübschen Fischer hinüberschielt; darüber der frische Thau, den die fröhlichen Strahlen der Morgensonne ganz aufzuküssen noch nicht Zeit gefunden — all dieß bildet ein Ganzes, welches auf den Beschauer den glücklichsten, wohlthuendsten Eindruck macht und dem jungen waliser Künstler eine bedeutende Zukunft verspricht.

Wenn auch in der Schweiz die reichen Mäcene, welche ihrere Gemälde kaufen, sehr rar sind, so ist es nichts desto weniger ein Factum, daß sämmtliche vorerwähnte Bilder, von denen eines allein mit 7000 Franken im Catalog verzeichnet steht, an den Mann gebracht wurden. Die Art und Weise, wie dieß zugegangen, soll Ihnen ein Beispiel seyn, wie in der Schweiz das Geld zu solchen Sachen zusammengebracht wird. Das „Tischgebet“ von Vautier kaufte die Bernische Künstlergesellschaft aus ihrer Kasse, welche sich durch die kleinen Jahresbeiträge der Mitglieder speist. Weckesser's Bild wurde auf dem Credit bezahlt, den die Bundesversammlung zu Kunstzwecken bewilligte, ein kleines Broüamlein im Vergleich zu den Bissen, welche alljährlich unsere Kriegsobersten, unsere Gesandten zu den Antipoden u. s. w. verschlingen, nicht einmal so viel, als unsere Postverwaltung jährlich für Siegellack ausgibt. Das Gemälde von Ritz wurde zum Theil aus dem Ertrag einer Reihe öffentlicher Vorlesungen für ein gemischtes Publikum erworben, welche im letzten Winter in Solothurn gehalten wurden und das Bild selbst der dortigen Kunstsammlung geschenkt; und so zeigt sich in diesem letzte Falle recht augenscheinlich, wie Gutes das Gute fortzeugt.

Der seine eigenen Wege gehende Genremaler Franz Buchser hat einen höchst originellen „Eintritt nach dem Markt von Sevilla“ ausgestellt, welcher bei Künstlern und Kunstverständigen großen Beifall und ebenfalls seinen Käufer gefunden hat. Aus diesem nach der Natur gezeichneten Bilde kann der Laie lernen, daß in Spanien die Antithierquälervereine noch nicht durchgedrungen sind, indem das Langohr, welches so gemüthlich dem Markte zu trabt, nicht nur seinen Herrn, einen vierschrötigen andalusischen Bauern, sondern nicht minder dessen Ehefrau und das Gesammtvermögniß eines ausgedehnten Gemüsegartens und Geflügelhofs zu tragen hat. So heiß brennt die südspanische Sonne auf den staubigen Weg und die verdorrten Unkräuter am Rande desselben, daß wir unwillkürlich nach dem Taschentuch greifen, den Schweiß von der Stirne zu wischen. Auch dieses charakteristische Gemälde, welches wir im Catalog zu 3500 Franken vermerkt finden, wurde aus dem Bundesbeitrag angekauft und soll übungsgemäß unter die Städte verlost werden, welche während des zweijährigen Turnus die schweizerische Kunstausstellung in ihren Mauern beherbergten.

Mancher Besucher mochte den Kopf darüber schütteln, daß neben vielem Guten und einigem Ausgezeichneten auch ganz Verfehltes und Schlechtes zur Ausstellung zugelassen wurde. Ihr Berichterstatter huldigt auch hier der liberaleren Ansicht: besser die Jury lasse zehn unbedeutende Bilder zu, als daß sie aus Aengstlichkeit ein bedeutendes ausschließe. Das Publikum wird die Gerechtigkeit ohne Zweifel nachsichtslos genug verwalten, und der Künstler sich diesem Volksurtheil eher unterwerfen als er sich dem Spruch eines Comités von Kunstgenossen gebeugt hätte.

Die heurige Sommersession unserer Bundesversammlung bot nicht viel allgemeines Interesse und war keineswegs reich an pikanten Episoden. Man möchte dieß schon den etwas blasirten und gelangweilten Gesichtern der Herren National- und Ständeräthe ansehen, die sich gewöhnlich nach der Sitzung und dem Mittagtisch beim östlichen Pavillon der Münsterterrasse zusammenzufinden pflegen, um dort ihren Mocca zu schlürfen und ihre ächten importirten Regalias, respektive „Veevy“ oder „Grandson,“ zu schmauchen. Erst als es sich um die Wahl eines Mitgliedes des Bundesraths handelte, zum Ersatz des als Gesandter nach Turin abgegangenen Herrn Pioda, wurden die Physiognomien etwas belebter. Gotthardmann oder Anhänger des Lufmannieralpendurchstiche, deutsch oder wälsch, Katholik oder Protestant, radikal oder conservativ, all dieses kam hier in Frage. Wäre ein Mann dagewesen, der Gotthardalpenbahn geneigt, katholisch, radikal und der romanischen Schweiz angehörend, dann wäre die Wahl keineswegs zweifelhaft gewesen. In Ermanglung eines solchen bedurfte es fünf bis sechs Scrutinien, bis endlich der Freund Fazy, der Genfer Challet-Venel, auf der verhängnißvollen Urne hervorging, in Eisenbahnfragen neutral, Protestant, wälsch, aber vor Allem radikal, übrigens, wie man sagt, ein gescheidter Mann und guter Arbeiter, was besonders doch anzuschlagen, da unsere Bundesrathsstellen nichts weniger als Sinecuren sind.

Das Pikanteste an der ganzen Sitzung war übrigens die Debatte über die Vertagungsfrage. Es handelte sich nämlich darum, ob die Landesväter während des in der Bundesstadt zu feiernden schweizerischen Sängerfestes offiziell beisammenbleiben und ihre Taggelder beziehen oder sich unmittelbar vorher auflösen sollten. Während der Festtage würde doch nichts gearbeitet und man dürfe sich nicht für sein Vergnügen vom Volke bezahlen lassen, — sagten jene, die nach Hause drängten. — Eine Auflösung der Räthe am Vorabend des Volksfestes wäre eine Mißachtung des Volks, ein crimen laesae majestatis populi, — der Volksabgeordnete müsse sich von Zeit zu Zeit im Volksleben stählen — meinten diejenigen, welche gern geblieben wären. Selbst der Dichter wurde im Feuer des Redekampfes citirt: „Wo man singt, da laß getrost dich nieder, — böse Menschen haben keine Lieder!“ Sollten denn die National- und Ständeräthe zu diesen „Bösen“ gezählt werden? Trotz alledem siegten die Catonen der rigoroseren Anschauung; die Sitzungen wurden bis September vertagt,

Digitized by Google

die Versammlung aufgelöst und die Mehrzahl der Mitglieder blieben am Feste, freilich auf eigene Kosten.

Es hat stets etwas Rührendes, die ernste, graue, solide Bundesstadt Bern mit Mooskränzen behangen und mit bunten Wimpeln beflaggt zu sehen. Man meint eine alte würdige Matrone zu schauen, die zur goldenen Hochzeit noch einmal ihren Brautkranz und Schmuck hervorsucht und sich damit ziert. Die Zähringerin hatte ihren Jahren zum Trotz ihr Möglichstes gethan. Von den granitenen Bären am Freiburger Thor bis zu den lebendigen zottigen Petzen bei der Nydeckbrücke sah man Kranz an Kranz, Wimpel an Wimpel und vom grauen Sandstein kam nur sehr wenig zum Vorschein. Es gibt aber auch nur wenige Städte in der Schweiz, denen dieser Schmuck so gut steht; das machen die breiten, langgezogenen und sanft gebogenen Straßen, welche die Stadt von West nach Ost der ganzen Länge nach durchschneiden und eine äußerst günstige Perspective bieten.

Die Gäste ließen die geschmückte Braut nicht umsonst warten. Von allen Seiten her kamen die fröhlichen Sänger in hellen Haufen gezogen, vom Leman und Bodensee und von jenseits des schwäbischen Meeres her, aus den hinterſten pompejanischen Thälern Graubündens, sowie von den uhrenfabricirenden Bergen des weiland Fürstenthums Neuchatel und Valennin. Zu Tausenden und aber Tausenden langten sie in der Feststadt an, und es war eine rechte Augenlust, am Vorabend des ersten Festtages die kräftigen, meist jugendlichen Gestalten, sämmtlich mit dem Sängerzeichen auf der Brust, aber durch die Farbe oder den Schmuck des leichten Strohhutes sich unterscheidend, landsmannschaftlich geordnet, mit wallenden Fahnen, vom Bahnhof nach der Münsterterrasse hinunter marschiren zu sehen, — ein nicht enden wollender Zug fröhlicher Menschen. Aus einem ganzen Walde schlanker Tannen war auf der „großen Schanze," in der Nähe der Sternwarte, die lustige Festhütte aufgebaut, geräumig genug, fünf bis sechstausend Menschen zu fassen. Hier war der gesellige Vereinigungspunkt der Sängergäste und ihrer freundlichen Wirthe; hier herrschte jedesmal bis tief in die Nacht hinein ein rauschendes lustschäumendes „Hüttenleben;" hier hielt der abtretende Festvorsitzende, der Dichterenkel Gaudenz von Salis wiederum eine seiner unnachahmlichen, durch ihren poetischen Schwung die Gemüther unaufhaltsam hinreißenden Volksreden. Während der zwei ersten Festabende war freilich die Festhütte fast ausschließlich von sogenannten „Passivsängern" (Mitglieder der Gesangvereine, welche Beiträge bezahlen und das Maul halten, misera gens contribuens) und den Neugierigen der Stadt belegt; denn die „Activsänger" wurden von ihren Vereinsvorständen strenge überwacht und „mit den Hühnern" zu Bette geschickt, damit ja nicht etwa ihre Stimmen durch ein Glas über den Durst oder eine unzeitige Cigarre zu Schaden kämen.

Die Gesangaufführungen, der ernste Kern des Festes, fanden im alten ehrwürdigen Münster statt, und zwar althergebrachter Maßen an einem Tage die Wettgesänge, am andern Tage die „Hauptproduktion," d. h. das massenhafte Zusammenwirken sämmtlicher anwesenden drei bis viertausend Sängerstimmen. Die Wettgesänge sind nicht mehr zeitgemäß, sondern vielmehr ein traditioneller Stein des Anstoßes. Für die concurrirenden Vereine sind sie eine Quelle des Mißmuths, der Enttäuschung und des Haders. Für das zu berufende Publikum ist es eine starke Zumuthung, dabei seyn und ausharren zu müssen, während einige zwanzig Gesellschaften der Reihe nach jede ihr Gesätzlein absingt. Es dürfte schwerlich mehr lange währen, bis dieser Zopf des Sängerwesens abgeschnitten wird. Weit genußreicher war auch in Bern der zweite Theil der öffentlichen Productionen, die „Hauptaufführung." Sie wurde durch einen Choral sämmtlicher Sänger mit Orgelbegleitung eingeleitet. Wahrhaft überwältigend wälzten sich die Tonmassen durch das dreischiffe Schiff der Kirche, schlugen brausend an die gewaltigen Pfeiler und wiederhallten oben in den hohen Gewölben, während das grelle Tageslicht gedämpft und farbig durch die schönen Glasgemälde der Spitzbogenfenster in die weiten kühlen Räume fiel. Die Schluß- und Hauptnummer der Hauptaufführung war übrigens die Cantate „der Schwur im Grütli," gedichtet von L. Tobler (einem Sohne des Verfassers der beiden Epen „Columbus" und „die Enkel Winkelriede"), componirt von Munzinger. Für den Dichter war es eine schwere Aufgabe nach Schiller einen „Grütlischwur" zu schreiben — lüns post Homerum in den Worten verwegenster Bedeutung, — zudem einen Grütlischwur im Opernterstyl, componirbar und singbar. Tobler hat das Mögliche geleistet und seinem ererbten Dichternamen keine Schande gemacht. Die Composition ist — nach dem Urtheil des Publikums und der Kenner — etwas Ausgezeichnetes. Die Aufführung, unter der Direction Methfessels, kann befriedigend genannt werden. Insbesondere rißen die Tenorsoli hin. Der junge Tenorsänger Schild, ein Schweizer (Bürger des durch Mathy und Freitag berühmt gewordenen Goldmacherdorfes Grenchen und also Mitbürger des Polengenerals Langiewicz), Schüler des Conservatoriums in Leipzig, wurde vom Beifall des sonst sehr stillen und ernsten Publikums und seiner Mitsänger überschüttet und trug die Ehre des Tages davon. — Als Eigenthümlichkeit des dießjährigen Liederfestes mag hervorgehoben werden, daß sich die romanische Schweiz ungewöhnlich stark dabei betheiligte, wobei sich wiederum erwies, daß der französische Männerchorgesang sich mit dem deutschen nicht zu messen im Stande ist. Uebrigens fanden sämmtliche vier schweizerische Landessprachen unter den Sängern ihre Vertreter. Ganz eigenthümlich und für die meisten Zuhörer sehr fremdartig klangen die Lieder der rhätischen Urbewohner in ihrer halblateinischen, mit alterturlichen Worten und Redensarten versetzten Mundart.

Nach hellenischem Muster sollte mit dem Fest der Lieder ein gymnastischer Wettkampf der besten und auserlesensten schweizerischen Ringer verbunden seyn; — ein „Schwinget" sollte die Festtage schließen, der jedoch leider nicht ganz nach Wunsch ausfiel. Die Schwinger, worunter

Digitized by Google

die renommirtesten Schwingerkönige des Emmenthals und Oberlandes, gingen so eifrig ans Werk, daß aus dem Spiel bald Ernst hätte werden können. Unerlaubte gefährliche Griffe und Finten wurden versucht, das Blut stieg den Kämpfern zu Kopf. Das Preisgericht mußte einschreiten und die Herkuleſſe auseinander bringen, bevor das „Ausſchwingen“ stattgefunden, da ſonſt leicht hätte Unglück geſchehen können.

Zur Entſchuldigung der widerborſtigen Schwinger wurde der Einfluß des Hundſternes geltend gemacht, deſſen Regiment ein paar Tage zuvor begonnen hatte. Soll ja dieſes Geſtirn nicht nur die Bierbeinigen zur Tollheit reizen, ſondern auch auf das Gemüth der Zweibeinigen einwirken und daſſelbe zum Zorn, Zank und Streit aufſtacheln. Dieſem bösartigen ſideriſchen Einfluß wird wohl auch der Polytechniker-Krawall in Zürich zuzuſchreiben ſeyn. Ihrem Berichterſtatter fällt mindeſtens keine andere plauſible Erklärung ein.

Hätte der ſengende Stern nicht die klaren Geiſter getrübt und verwirrt, ſo würde Rector Bolley die Polytechniker nicht en masse am ſchwarzen Brett ausgeſchrieben haben für die Bosheit einiger wenigen polissons, welche die Bäbrei begiegen, das ſchöne neue Schulgebäude, die Zierde und den Stolz Zürichs, zu beſchmieren und zu beſchädigen; der Herr Rector hätte vielmehr an das Ehrgefühl der jungen Männer appellirt und ſie aufgefordert, ſelbſt Polizei zu üben, damit das ſchöne Geſchenk Zürichs an die Eidgenoſſenſchaft nicht verunehrt werde. Ohne ſideriſche Einwirkung wäre es auch jenen dreißigſten Polytechnikern ſchwerlich eingefallen, für die Poliſſons Partei zu ergreifen, ſondern ſie hätten die ſolidariſche Verantwortlichkeit ruhig von ſich abgelehnt. Dann hätten keine Verſammlungen ſtattgefunden, keine Comités wären gewählt worden; die jungen Leute hätten ſich nicht unbedacht bei ihrem Ehrenwort verpflichtet; der eidgenöſſiſche Schulrath würde nicht auf den Gedanken gefallen ſeyn, ſeine Würde müſſe durch „energiſche Maßregeln“ gewahrt werden; man hätte keine Relegationen ausgeſprochen, und von den 600 Schülern des Polytechnikums wären nicht 300 davongegangen. Solche Verwickelungen, ſolche querelles d'Allemands kann nur ein tückiſches Geſtirn hervorrufen, welches auf das Gehirn brennt und die Galle in Ebullition verſetzt.

Werden die Folgen dieſer Auflehnung der Schüler gegen ihre vorgeſetzten Behörden bedenklich und nachhaltend ſeyn? Ihr Berichterſtatter glaubt es nicht. Zürich iſt kein Jena, es hat ohne Polytechniker zu leben und kann zuwarten. Wir ſehen die ganze Geſchichte als eine Kinderkrankheit unſeres jungen eidgenöſſiſchen Herzläfers und enfant gâté an, — als eine Art moraliſcher Maſern. Vielleicht wird das Kind im nächſten Jahre etwas abgemagert ausſehen, die Anſtalt ein hundert Schüler weniger zählen; über's andere Jahr iſt's verſchwerzt, man wird wieder ſo blühend als zuvor, ſchämt ſich, wegen der Kleinigkeit einen ſolchen Lärm gemacht zu haben, und freut ſich heimlich, daß die Sache überſtanden iſt; denn die Maſern kriegt bekanntlich kein Kind zum zweitenmal.

Zum Schluß meines Berichts ein paar Notizen zur Erbauung der Touriſtenwelt. Die zwei großen Stellbicheln der Schweizerreiſenden, Interlaken und der Rigi, ſind in fortwährender Entwicklung begriffen. Im „Bödeli“ zwiſchen beiden Seen, am Fuße des ſchattigen Rugen, iſt das große Hotel „Jungfraublick“ ausgebaut und den Gäſten geöffnet; aber ſchon zeigt es ſich als ungenügend und für nächſtes Jahr ſoll dicht dabei ein nicht minder großes Gebäude als „dépendance“ errichtet werden, dem ſtets ſich mehrenden Zufluß von Reiſenden zu genügen. — Ebenſo hat ſich die Kuranſtalt „Rigi-Kaltbad“ um einen ſtattlichen Prachtbau vergrößert. Mit ſeinem flachen Dache, ſeinem Säulengang, ſeinen Altanen und Balkons ſieht er einer italieniſchen Villa ähnlich. Die Reihe von Speiſe-, Leſe-, Muſik- und Geſellſchaftsſälen zu ebener Erde iſt mit engliſchem Comfort und ruſſiſchem Luxus ausgeſtattet. Die Appartements des erſten und zweiten Stocks mit der Ausſicht auf den blauen See, das lachende Geſtade von Ziznau und Beckenried und die Schneeriesen von Uri, Unterwalden und Bern, laſſen den Verwöhnteſten nichts zu wünſchen übrig, und ſelbſt die Zimmer in den obern Etagen, welche beſcheidenteren Börſen zugänglich ſind, dürfen als freundlich, elegant und bequem gerühmt werden. Aber auch hier genügen all dieſe neuen Räume dem Bedürfniſſe nicht und ſchon gedenkt der Eigenthümer des Kaltbads neue Gebäulichkeiten zu errichten.

„Wie ſchade,“ — ſo hörte ich einen der auf der breiten Raſthalterraſſe promenirenden Rigigäſte ausrufen, — „wie ſchade, daß wir nicht unſere Enkel ſind! Wir ſähen dann den ganzen Rigiberg vom Fuß bis zum Gipfel mit Hotels und Kurhäuſern überbaut und eine ſpiralförmig um den Berg gewundene Eiſenbahn würde uns bequem bis zum Kulm hinauf führen.“ Wir müſſen es heute dahingeſtellt laſſen, ob die Prophezeiung dieſes Sanguinikers in fünfzig Jahren eine Wahrheit ſeyn wird.

Digitized by Google

Aus Spanien, August.

(Fortſetzung.)

Das neue Spanien. — Von Paris nach Madrid.

Etwas Großſtädtiſches und Charakteriſtiſches hat der ſchöne Platz der Conſtitution mit ſeinen oft gothiſchen Erkern, oder ſoll ich es Käfige nennen? vor den Fenſtern, ſeinen wehenden Tientas, Vorhängen, über dem Balkon, welche ſelbſt den Städten Spaniens etwas Kokettes geben, ſtets bewegt wie der Frauen Fächer, und auch wie dieſe den Luftzug vorſchmeichelnd, ſelbſt wenn er ſich nicht regen will. Bezeichnend für die Zuſtände däuchte mir, daß man häufig angeſchrieben lieſt: „Leihen auf Koſtbarkeiten.“ „Diamantista“ ſtand an einem Laden, ich vermochte aber durch die Schaufenſter nichts zu entdecken, als — ſilberne Kaffeelöffel. Man hört hier nichts, als einmal läuten und das anderemal Trompeten blaſen — Kirche und Krieg. Das iſt es, worauf die Regierung fußt. — Sie ſtrömen Alle zur „miſa,“ in die Meſſe, die eben ſo anmuthigen, als ſtolzen Frauen, keinen Hut, nur den ſchwarzen Schleier oder die Mantilla über dem üppigen Haar, wie in allen Städten Spaniens. Den Hut tragen ſie bloß, wenn ſie auf das Land gehen, und dann wie, Gott ſeys geklagt! Keine Spanierin verſteht den Hut zu tragen, ſo wenig, wie eine andere, als eine Spanierin, den Schleier. Daran erkennen ſie auch auf den erſten Blick, oder nein, noch vor dem erſten Blicke die Ausländerin — und wehe ihr! Denn die ſchönen Weiben zeigen ſich überhaupt dem Fremden gegenüber feindlich, reizend, aber ſchlangenhöh. Wie ſie dich anſchauen von oben bis unten mit einer giftigen Grazie, ganz einzig! Schelmerei mag auch dabei ſeyn. So viel bleibt gewiß, der Fremde fühlt ſich hier völlig gleich einem Paria, ausgeſtoßen, verpönet. Die Kinder ſelbſt üben ihren Witz an ihm, zeigen ſich ſehr ſchlimm, doch voll Salz. Die kleinen Nattern jüngeln ſchon. Ich ſchmeichle dem Spanier nicht. Ich habe mir vorgenommen, zu geſtehen, wenn es mir ſchlecht erging, und nicht den Illuſionen über die Halbinſel zu huldigen, womit Schriftſteller aller Nationen wetteiferten, ſich und uns zu beſchenken.

Lieber als der Hohn war mir noch die tiefgehäſſige Geberde eines jungen Mannes, der Abſcheu, den er mir pantomimiſch ausdrückte. Auf der Schwelle eines Hauſes ſtehend, an welchem ich vorüber ging, ſchüttelte er ſich ordentlich vor innerem Graus, und zwar ſo dramatiſch, ſo pathetiſch, daß es in jeder antiken Tragödie hätte Platz finden können. Der Fanatismus gegen das Fremde, der ſich wie ein ſchwarzer, nein, wie ein blutrother Faden durch den ſpaniſchen Charakter zieht und durch die Geſchichte, die er und die ihn gemacht hat, ſoll ſich erſt die letzten Jahre her zu dieſer äußerſten Erbitterung geſteigert haben, mit dem Umſichgreifen der internationalen Spekulation. Der Hidalgo, der mit ſüdlicher Apathie in der Abgeſchloſſenheit ſeiner Gebirgsinſel ſo weit zurückgeblieben iſt hinter den andern Völkern, muß nun zuſchauen, wie ſie ſich an ihm bereichern und ihm den Gewinn vor dem Munde wegnehmen. Seit Ausbreitung des Eiſenbahnnetzes, in welchem die fremde Induſtrie Spanien gleichſam fängt, haben ſich die Preiſe der Lebensmittel auch hier um das doppelte erhöht. Der Caſtillianer muß ſich mehr mühen, um ſchlechter zu leben, als ſonſt, und ſieht, daß franzöſiſche, engliſche Geſellſchaften den Nutzen davon tragen. Daher der Neid, die Wuth gegen den Ausländern. Es handelt ſich jetzt viel mehr noch um das baare Mein und Dein, denn um geſchichtliche Ueberlieferungen.

Ich hatte, auf Rath der Wittwe von Bayonne, als Abſteigquartier in Burgos die ächt ſpaniſche Fonda de la Rafaelas gewählt, die ich jedoch nicht gerade zur Empfehlung erwähne. Das Haus, in der Nähe des Theatergebäudes und gegenüber einer Caſerne gelegen, war ziemlich angefüllt, hauptſächlich von Gäſten, welche ſich vor der Hitze aus Madrid in die reinere Luft geflüchtet hatten. In allen Gaſthöfen der Halbinſel, die ſich jetzt mehr und mehr auf europäiſchen Fuß einrichten, beſteht, ſehr zweckmäßig für den Reiſenden, ungefähr das Verhältniß wie in den Penſionen der Schweiz. Der feſte Preis bleibt der gleiche, ob man Einen Tag oder Hundert verweile, und ſchwankt zwiſchen 24 und 30 Realen den Tag; letzteres iſt häufiger feit der Theuerung. In Madrid freilich gibt es Hotels, wo man 60, ja ſogar 80 Realen bezahlt, alſo 4 Duros oder ſpaniſche Thaler. Für den franzöſiſchen Fünffrankenthaler, hier Napoleon genannt, wechſelt man nur 19 Realen ein. Dieſe ſilbernen Napoleons curſiren überall, während man mit den goldenen, den Zwanzigfrankenſtücken, in kleineren Städten und auf dem Lande Schwierigkeiten begegnet. Für jenen freu Preis finden wir ein hübſches Zimmer, meiſt mit Schlafkabinet oder doch wenigſtens Alcoven, das Bett allerdings durchſchnittlich minder gut als in Frankreich. Von Morgens neun Uhr an bis zwei Uhr Nachmittags kann man im Comedor, Speiſeſaal, ein Frühſtück nehmen, nach Auswahl ein Paar Schüſſeln, Fleiſch, Fiſch, dazu Paſtre, d. h. Deſſert, das in Früchten und Zuckergebäck beſteht, Kaffee oder Thee, Wein nach Belieben. In Caſtilien iſt es ſtets der rothe, ſchwere Valdepeñas, den niemand unvermiſcht zu trinken wagt. Nur in einigen Fondas läutet man zum gemeinſamen Almuerzo (Frühſtück). Um vier, fünf, ſechs Uhr, je nach der Hausordnung, ruft die Glocke dreimal zum Diner, das aus nur zu vielen Gerichten beſteht, Fiſche, Geflügel, Crêmes, was man

Digitized by Google

will, nicht zu vergessen die scharfgewürzten Nationalspeisen, welche mit unterlaufen. Man sieht, daß die spanischen Gasthöfe im Allgemeinen nicht theuer sind. Daher kommt es auch, daß man viele Familien findet, sowohl in Spanien beschäftigte Ausländer, als Einheimische selbst, sogar manches „matrimonio“ (Ehepaar) mit Kindern, die Jahr aus Jahr ein sich in der Fonda aufhalten, weil man in Privathäusern hier jetzt kaum billiger mehr lebt und jedenfalls geringere Bequemlichkeit findet. Dieß macht das Reisen auf der Halbinsel kostspielig, weil man fast nur auf die Gasthöfe angewiesen, und das Leben in Gasthöfen doch immer ein theures ist. Die größten Hotels bewähren sich übrigens auch hier wieder als die wohlfeilsten, und bieten volle Sicherheit, so daß man den Wirthen ruhig Geld und Kleinode anvertrauen kann. Es ist bei dem zahlreichen Dienstpersonal zu verwundern, und muß zum Ruhme des Volks gesagt werden, daß, obwohl selten eine Schublade schließt, sich niemand beklagen kann, auch nur ein Blättchen Papier zu vermissen.

In der Fonda de las Raffaelas zahlte man 28 Realen für den Tag. Beim Mittagessen fiel mir nichts auf, als die mit Salz gerösteten Mandeln, welche warm servirt wurden. Obschon die Mozas, d. h. die Mädchen im Hause beständig den Besen von Reisstroh in der Hand hielten, kann ich die Reinlichkeit weniger als später irgendwo loben. Die schwarzaugige Monica machte mir eine Visite und setzte sich, mit diesem Besen in der Hand, zu mir auf den Sopha. Die Ama, die Herrin des Hauses, mit ihren Dienern, fand ich regelmäßig, so oft ich ausging und heimkehrte, auf der Treppe, kartenspielend, leidenschaftlich, auch Sonntags. Sie kauerten und lagen auf den Stufen, der Stiegenabsatz diente ihnen statt des Tisches; sie hörten und sahen nichts, was um sie geschah, und ich mußte oft über sie selbst und über die Karten schreiten. Dafür saß der Mayoral des Omnibus unter der Thüre im gepflasterten Thorwege der Fonda und las im Gebetbüchlein. Aber Nachts und früh am Morgen ertönte da und dort, vom Stalle, aus dem Hofe herauf, draußen in den Gängen, ein wundersamer Gesang der Leute bei ihrer Arbeit, lauter Moll, so fremd und doch so traut dem Ohr.

Dieser Mayoral, dieser Omnibus, die Reisenden, welche wir in der ganzen Stadt zusammen klaubten, wie trödelten sie, bis wir endlich doch noch den Bahnhof erreichten! Da, im letzten Augenblicke, weigerte sich der Kassier, mein französisches Gold anzunehmen, und forderte spanisches, behauptend, das andere kenne er nicht. Noch eine Sekunde und ich mußte in dem nichts weniger als gastlichen Burgos zurückbleiben. „Wo ist der Gefe, der Gefe?“ schrie ich halbverzweifelnd und brach mir durch die Menge athemlos Bahn zu der obersten Behörde des verstockten Kassiers, welche zum Glück nicht säumte, mich zu ihm zu begleiten, „Cosa de España!“ meint der Spanier selbst bei so queren Dingen. Es ist wohl eine Tradition davon, wenn wir in Deutschland sagen: „das kommt mir spanisch vor!“

Für alle ausgestandene Unlust entschädigte der Anblick der zauberhaften Kathedrale im reinsten Aetherblau schwebend, neben dem sonnenverbrannten Berg der alten Könige, ein Gemälde, welches dem Wanderer lange folgt; immer noch, immer wieder sieht er den Dom im Thale des Arlanzon. Dörfer fliegen vorüber, auf jedem Kirchthurm das heimathliche Nest des Storchs, welcher in der Gegend Verehrung genießt; über wasserarme Flüsse stolzgewölbte Brücken, Aquädukten ähnlich; die Stationen Villodrigo, Torquemada, Venta de Baños. Eine schöne Dame, welche unterwegs eingestiegen war, faltete, sich im Wagen gemächlich machend, ihr seidenes Tuch mit ein paar graciösen Fingergriffen allerliebst, ganz maurisch, um die edle Stirne, das tadellose, lilienweiße Oval festschließend. Ein Caballero, vom Scheitel bis zu den Zehen in Havannahfarbe gekleidet, mit blauer Brille, was man hier häufig trifft, der Zeuge meiner Aufregung an der Kasse gewesen, bot mir mit Courtoisie seine Dienste an. Als es zum Austausch von Karten kam, schrieb er, statt der seinigen, auf ein Blatt, das er aus seiner Brieftasche riß: „Votre serviteur le fils du général Muñoz. Havannah.“ Außer ihm saßen noch zwei andere liebenswürdige Männer, Freunde, in unserem Coupé. Diese jungen Spanier sind auf der Fahrt so elegant, so „bien gantés,“ als hätten sie Toilette für einen Cercle gemacht, ihre kleinen Cigaretten abgerechnet, mit denen sie nur zu spielen scheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 40. 30. September 1864.

Impleris ita principiis ab origine prima
Inter se fiunt consorti praedita vita,
Nec sibi quaeque, sine alterius vi, posse videtur
Corporis atque Animi seorsum constare potestas.
Sed communibus inter eos conflatur utrimque
Motibus adcensus nobis per viscera sensus.

Lucret.

Zur Phyſiognomik des menſchlichen Torſo.

Von allen äußern Dingen, die ſich in der Natur unſerer Beobachtung darbieten, iſt wohl keines der Betrachtung ſo werth, wie das kleine Bild, welches ſich in dem engen Rahmen des menſchlichen Antlitzes darſtellt. Wenn der Menſch ſelber und ſein Geiſt die Krone der Schöpfung ſind, ſo iſt ſein Antlitz, in dem ſich dieſer Geiſt dem Auge am deutlichſten offenbart, das größte Meiſterwerk der Natur.

Wie daher der Menſch ſelbſt unter allen irdiſchen Dingen das würdigſte Thema unſeres Nachdenkens und der Spekulationen der Philoſophen iſt, ſo iſt ſein Antlitz, deſſen Auffaſſung und Darſtellung der vornehmſte Gegenſtand der bildenden Künſte. — Mit der Lehre von ſeinen Proportionen, mit der Zerlegung ſeiner Elemente, der Uebung in der Nachahmung ſeiner wunderbar verſchlungenen Contouren und Züge beginnt aller Unterricht in der Kunſt, und ein Praxiteles und ein Raphael haben für ihre Studien und Inſpirationen keinen höheren Gegenſtand in der Welt gefunden.

Es iſt im menſchlichen Angeſicht ſo zu ſagen Alles in nuce zuſammengefaßt und äußerlich angedeutet, was im Innern ſchlummert. Alle Eigenſchaften des Geiſtes, ſo weit ſie ſich überhaupt offenbaren, leuchten aus ihm hervor. Der Adel der Geſinnung findet in ihm ſeinen ſtärkſten Ausdruck; es ſtrahlt die größte Güte wieder; der Schmerz malt ſich in ihm auf die ergreifendſte und rührendſte Weiſe. Nichts auf Erden kann uns ſo erfreuen und beglücken, wie ein liebes, gutes menſchliches Antlitz. Weder ein Sonnenſtrahl, noch eine freundliche Landſchaft lacht uns ſo tief in's Herz hinein, wie z. B. das Angeſicht eines muntern, heitern, unſchuldigen, engelgleichen Kindes oder wie die Züge einer edeln, blühenden, ſchönen Jungfrau.

Nichts unter der Sonne aber iſt auf der andern Seite auch ſo voll Schreck, wie die menſchliche Phyſiognomie, der dirus vultus tyranni, oder die dräuenden Augen eines erbitterten Feindes. Auch thieriſche Dummheit iſt in keinem andern Geſchöpfe ſo ſtark ausgeprägt, wie im Angeſicht des blöd- und irrſinnigen Menſchen. — Das Schrecklichſte der Schrecken iſt der Menſch in ſeinem Wahn und in ſeinem leidenſchaftlich erregten Antlitz.

Wie für den ganzen pſychiſchen Zuſtand, ſo iſt die Phyſiognomie unſeres Antlitzes das Spiegelbild auch für die Wechſel in unſerem phyſiſchen Wohlbefinden. Wenn der Körper leidet, an welchem Uebel es immer ſey, gibt es ſich ſofort in den Geſichtszügen zu erkennen. Bei jeder Krankheit, auch wenn ſie ſonſt noch nichts

Digitized by Google

an uns ändert, z. B. ein bloßer Zahnſchmerz, wo das übrige Muskel- und Nervenwerk nicht afficirt iſt, werden die Züge des Angeſichts ſchlaff, das Mienenſpiel lahm, die Augen matt, die Lippen farblos, die Wangen bleich, der ganze Ausdruck ſchmerzvoll.

Dieſem Allen zufolge gibt es daher auch nichts um uns her, was wir Alle mit mehr Eifer und Begierde beobachten, erſpähen, beurtheilen, kritiſiren oder bewundern, als die Phyſiognomien der Menſchen. Jedem Begegnenden, jedem Fremden, jeder neuen Bekanntſchaft blicken wir ins Angeſicht, um ihre freundlichen oder feindlichen Geſinnungen, ihren Werth oder Unwerth nach dem Ausdruck der Miene zu bemeſſen. Auch die Unſrigen faſſen wir jeden Morgen wieder ins Auge, um uns aus ihren Geſichtszügen, wie nach einem beſtändig benutzten Barometer, von ihrer freundlichen Stimmung, von ihrem Wohlſeyn zu überzeugen.

Und demnach denken wir denn auch, wenn von der Phyſiognomie des Menſchen die Rede iſt, vor allen Dingen und zunächſt faſt *ausſchließlich* an das Haupt, den Sitz des Geiſtes, und vergeſſen dabei nicht ſelten die Beſchaffenheit und den ebenfalls vielfach bedeutungsvollen Ausdruck des Reſtes unſerer leiblichen Hülle, obwohl ſchon das alte Sprüchwort: „mens sana in corpore sano“ und daran mahnen könnte, daß auch ganz abgeſehen von Haupt und Antlitz im Torſo des Menſchen ſehr viel Phyſiognomie und viel Charakteriſtiſches ſtecken müſſe.

Der Geiſt bereitet ſich den Leib, wie die Schnecke ihr Haus. Wenn die Wurzel unſeres Lebens, die Seele geſund, wohlproportionirt und edel iſt, ſo wird auch die leibliche Hülle, die ſie bewohnt, und die ſie gleichſam wie ihr Gewand anzieht, in Harmonie damit, edel, wohlproportionirt und geſund ſeyn. Den Engeln geben wir nicht nur ein engelhaftes *Antlitz*; wir können ſie auch im Uebrigen nicht anders als mit einem vollkommenen, idealiſchen Gliederbau bekleidet uns denken und darſtellen, und bei den Teufeln thun wir das Umgekehrte.

Wir wollen daher für dießmal die vielbeachtete und ſchon ſo oft beſprochene Phyſiognomie des menſchlichen *Antlitzes* unberückſichtigt laſſen; wir wollen nur zu zeigen verſuchen, wie auch die äußere Erſcheinung des Gliederbaus, der Geſtalt, der Haltung, der Figur, des Gangs und der Form der Hände und Füße einen Schluß auf das Innere geſtattet. Möchte es uns gelingen, in der Behandlung dieſes vielfach ſchwierigen Themas den Leſer wenigſtens einigermaßen zu befriedigen.

Wie viel Charakteriſtiſches und Bedeutſames, oder wie viel *Phyſiognomie* in der Figur und Körperbeſchaffenheit *alles* Lebendigen überhaupt ſteckt, ſpricht ſich im Allgemeinen ſchon bei den Thieren aus. Man könnte die ganze Thierwelt durchgehen, und man würde finden, daß ſie alle, vom Faulthier bis zum Adler, von der Schildkröte bis zum Hirſche, in den Umriſſen ihrer Geſtalt und ihrer Gliedmaßen die Eigenſchaften ihres innern Weſens deutlich genug an den Tag legen.

Der geſchmeidige, hinterliſtige Charakter der Katzen z. B. redet nicht bloß aus ihren grauen, blitzenden, falſchen, lauernden Augen, ihrem rundlichen Kopf und den tückiſchen Zügen ihres Angeſichts, ſondern auch aus ihrem ganzen übrigen Körperbau, ſeiner ſchlanken, biegſamen, abgerundeten Formung. Sie verrathen ihre geſchmeidige Natur ſo zu ſagen über den ganzen Leib hin. Daſſelbe bewährt ſich beim phlegmatiſchen Rind. Nicht bloß ſein breitmauliges, gutmüthiges Angeſicht, ſein ganzes grobes, derbes, ungewandtes Knochengerüſt verräth die Eigenheiten und Anlagen ſeines inneren Charakters. Der Leib eines Löwen mit dem Kopfe eines Stieres erſchiene als eine Verbindung ganz disharmoniſcher, widerſprechender Dinge.

Ja von den Thieren könnte man ſagen, daß ſie ihre Eigenthümlichkeiten ſogar *vorzugsweiſe* in ihrem Gliederbau und in verhältnißmäßig geringerem Grade in Haupt und Antlitz ausſprechen. Es gibt Thiere, die, wie z. B. die Schlangen, nur äußerſt wenig Antlitz haben, während ihr übriger Leib von Kopf bis zum Schwanz ein klarer Spiegel ihres Weſens und Charakters iſt. Man hat daher auch wohl den ganzen Körper von Thieren als das verſinnlichende Symbol irgend einer Seeleneigenſchaft, z. B. eben den Schlangenleib als das Symbol der Gewandtheit benützt.

Man unterſucht demzufolge auch bei den Thieren, wenn man ihrem Wohlbefinden, ihren Krankheiten, ihren Tugenden und Untugenden, oder ihrer Racenächtheit nachforſcht, weit mehr ihren geſammten Körperbau, während man dem Menſchen, wie geſagt, dabei vorzugsweiſe in's *Auge* blickt oder den Kopf betaſtet, da bei ihm, dem geiſtigeren, höher ſtehenden Weſen ſich dieß Alles in der Blüthe und Krone ſeines Organismus, in ſeinem Angeſicht und Haupt, deutlicher und beſtimmter offenbart.

Auch beim Menſchen zeigt ſich indeſſen die pſychologiſche und phyſiognomiſche Bedeutſamkeit des Gliederbaus von vorn herein ſehr auffallend im Unterſchiede des Habitus der beiden Geſchlechter. — Beim Weibe athmet die ganze Statue Anmuth, Grazie, weiche Zartheit, Gewandtheit und Rundung, wie ihr Gemüth. Beim Manne iſt die ſeinem Geiſte eigene Kraft, Energie, Ueberlegenheit und Derbheit, wie in ſeinem Antlitz, ſo auch in ſeinem ſonſtigen Organismus ausgedrückt.

Digitized by Google

Seine breiteren Schultern, sein stärkerer Nacken, seine steifere Rückensäule, seine derbere Faust sind in dieser Beziehung auf den ersten Blick bezeichnend.

Dasselbe würde auch alsbald aus einer eingehenden Untersuchung der verschiedenen Altersstufen und aus einer Vergleichung ihrer geistigen mit ihren physischen Besonderheiten hervorgehen. Des Kindes zarte Körperhülle, ihre Zerbrechlichkeit und Weichheit entspricht der Empfänglichkeit des kindlichen Gemüths, der Unsicherheit seines Charakters, dem Mangel an festem entschiedenem Gepräge seines Geistes. Erst wenn die ganze Hülle des Menschen ausgebildet und solid dasteht, wenn die Knochen, Sehnen und Muskeln sich gefestigt und ihr Wachsthum vollendet haben, erst dann hat auch der innere Mensch seine völlige Reife erlangt. Im höchsten Alter dagegen schrumpfen beide, Körper und Geist wieder zusammen, und die Formen, Bewegungen und Schritte unseres Leibes werden unsicher und schwankend, wie die Entschlüsse unseres Herzens.

Dringen wir von diesen, wie gesagt, schon auf den ersten Blick sich darbietenden Bemerkungen auf dem betretenen Gebiete weiter vor, so mögen wir zuallererst die Längenproportionen des entwickelten menschlichen Torso in's Auge fassen.

Schon diese leibliche Länge der Individuen und ihr Verhältniß zu dem dem Menschengeschlechte überhaupt gegebenen Mittelmaße steht in einer innigen, wenn gleich vielfach geheimnißvollen und noch wenig untersuchten Verbindung mit den Proportionen und Eigenschaften des Geistes.

Daß eine gewisse Länge und Großartigkeit unserer Figur der Geistes- und Charaktergröße entschieden förderlich ist, scheinen die Zwerge, die sehr tief unter dem gewöhnlichen Maße stehen, zu beweisen. Einem Däumling ist es noch nie gelungen, eine Rolle in der Weltgeschichte zu spielen, wenn auch sein Kopf und Gehirn, wie es bei Zwergen nicht selten der Fall ist, den gewöhnlichen Umfang gehabt hätten.

Fast alle unsere Heroen und großen Männer sind Menschen von ziemlicher Körperlänge gewesen. Der beroischere, stärkere und zugleich längere Mann contrastirt ja ebenfalls in dieser Beziehung wieder mit der etwas kleineren Frau, für welche Eisen und Schießpulver nicht erfunden sind. Und häufig wird man in größeren Figuren auch größeren Muth finden, besonders da die größere Körperkraft schon von selbst den Muth und das Gefühl von Ueberlegenheit herbeiführt, während die Kleinen schon als solche, trotz ihres ihnen etwa angeborenen muthigen Sinnes, etwas ängstlich, wo nicht zu seyn, doch zu werden pflegen.

Indessen scheint es, daß die Natur, wie überall, so auch in dieser Richtung das Uebermaß nicht begünstigt hat. Denn am Ende hört auch mit der Zunahme der Leibeslänge jede Zunahme an Geist, Charaktergröße und Muth auf. Ueberaus lange, riesenhafte Menschen pflegen sich durch beides nicht auszuzeichnen, und sind wohl mitunter nur dazu tauglich gefunden worden, in der Leibgarde eines das Soldatenpuppenspiel liebenden Königs zu figuriren.

Manche Eigenschaften der Seele scheinen hiebei einen andern Weg zu gehen als andere. Großartigkeit der Gesinnung, Tapferkeit, Großmuth können oft lange mit der Länge des Leibes wachsen, während Schärfe des Verstandes, Witz, lebhafte Empfänglichkeit und Reizbarkeit der Psyche dagegen schon früher zurückbleiben. Ja diese nehmen wohl gar in umgekehrter Richtung auf der Scala der menschlichen Körperlänge zu, so daß mit der Kleinheit oft Witz und Verstandesschärfe gepaart sind, während in ungemein langen Gestalten der Kopf schwächer, wenn auch das Herz weiter ist. Menschen von riesigen Proportionen wohnt entschieden eine gewisse Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit bei, dabei aber zugleich ein gewisser Mangel an Reizbarkeit des Geistes.

Dieß sind Dinge, die von Physiologen und Psychologen im Ganzen noch wenig ernsthaft beachtet, und die — wenn auch Aristoteles und Kant gelegentlich von den Beziehungen der menschlichen Leibeslänge zur Geistesgröße und zur Beschaffenheit des Gemüths reden, — in ihren Grundursachen noch kaum untersucht sind. Wahrscheinlich hängt die ganze Erscheinung mit der Entwickelung des Rückenmarks zusammen, das eine Verlängerung des Gehirns ist, und das sich nicht zu lang dehnen darf, sich vielmehr etwas concentrirt halten muß, um nicht nach dem allgemeinen Naturgesetze, wonach sich alle Kraft mit zunehmendem Abstand von ihrem Centrum abschwächt, an Energie zu verlieren.

Auch in der Thierwelt sehen wir ja dasselbe Gesetz gelten. Auch da ist das Kleine durchweg mehr mit Schlauheit und Pfiffigkeit, das Große mehr mit Groß- und Sanftmuth ausgestattet. Der gewaltige Elephant hat etwas Gutmüthiges in Ausdruck und Charakter.

Dasselbe Gesetz mag man, wie bei den Individuen, auch bei den Racen erkennen. Die kleineren Franzosen zeigen den langgestreckten Engländern gegenüber viel geistige Regsamkeit, Gewandtheit und Schärfe. Ueberhaupt alle kleineren romanischen Nationen haben dieselben Eigenschaften den großen, plumper gebauten und phlegmatischeren gothischen oder germanischen Völkern gegenüber. Das Phlegma wohnt selten in einem kleinen Körper.

Die Verbindung zwischen Gehirn und Rückenmark,

Digitized by Google

zwiſchen Haupt und Torſo wird durch den Hals vermittelt, der ſeinerſeits wieder, als beiden ſo benachbart und verwandt, ſeine ganz ausgeſprochene Phyſiognomie hat. Im Allgemeinen gilt ein langer Hals für edler als ein kurzer. Der Schwanenhals der Schönen iſt von den Dichtern oft genug beſungen. Er geſtattet dem Haupte eine freiere, allſeitigere und lebhaftere Bewegung, gleich den langſtieligen Blumen, die im leiſeſten Winde nicken und ſchwanken. Wie viel Grazie und Anſchein von Intelligenz gewinnt jener durch ſeinen langen Hals berühmte Waſſervogel! Welchen Anſtrich von Einfältigkeit erhält dagegen der Dompfaffe oder Gimpel von ſeinem kurzen, dicken und ſteifen Halſe! In der Geſchichte findet man, daß ſich viele beſonders reizbare, geiſtreiche und intelligente Menſchen durch einen dünnen und langen Hals ausgezeichnet haben. Cicero, Cäſar, Voltaire, Carl XII., Rouſſeau, Schiller waren auffallend langhalſig.

Durch einen vorne breiten und hinten dick angeſchwollenen und dazu kurznackigen Hals iſt mehr phyſiſche Kraft und Energie, das Ueberwiegen der Sinnlichkeit gekennzeichnet. Auch bei allen beſonders ſtarken Thieren, beim Löwen, beim Bären, beim Stier liegen ſtarke und dicke Muskeln an Hals und Nacken. Der Menſch bekommt durch Dickhalſigkeit häufig etwas Löwenhaftes. In den Statuen der Alten iſt daher auch Herkules der Repräſentant phyſiſcher Kraft, der Ueberwinder der vorgeſchichtlichen Ungeheuer, immer kurznackig, Apollo dagegen, der Führer der Muſen, langhalſig dargeſtellt. Indeß iſt dabei auch immer die Stellung und die Proportion des Hinterhauptes zu berückſichtigen. Daſſelbe iſt bei den Thieren gar nicht, bei vielen Menſchen wenig entwickelt. Je nachdem es ſehr weit rückwärts ſteht, oder völlig wegfällt, wobei der Nacken vom Hinterkopf perpendikulär abfällt, mag dann der Hals nur dünner oder dicker erſcheinen, nicht wirklich ſeyn, und auf dieſe Weiſe wäre die Quelle und Urſache der dabei hervortretenden Charaktereigenthümlichkeiten weniger in der Geſtaltung des Nackens als in der des Hinterhauptes, oder deſſen, was man das kleine Gehirn nennt, zu ſuchen.

Dieſe Bemerkungen über das Charakteriſtiſche in den Formen unſeres Körperbaues mögen genügen, um es ſofort einigermaßen fühlbar zu machen, daß auch über den ganzen menſchlichen Torſo eine mehr oder weniger deutlich redende Phyſiognomie gleichſam ausgegoſſen iſt, daß er in allen ſeinen Theilen das Gepräge des Geiſtes zur Schau trägt und ein Ausdruck deſſelben iſt.

Wenn wir indeß bei der Betrachtung der Phyſiognomie des Antlitzes, der feſten und bleibenden Geſichtsbildung und der Geſichtszüge noch die des Mienenſpiels und der Geberden anzuſchließen haben, ſo müſſen wir auch bei der Unterſuchung der Phyſiognomie des Gliederbaus ſogleich etwas Aehnliches thun. Auch unſere Geſtalt iſt in mancher Hinſicht nur gleichſam ein Capital, das die Natur der Seele geliehen hat, und das dieſe je nach ihrer Eigenthümlichkeit auf ſehr verſchiedene Weiſe benutzt, bewirthſchaftet und in Aktion bringt.

Was beim Geſichte das Mienen- und Geberdenſpiel iſt, das könnte man beim übrigen Körper die Pantomimik nennen, oder die Art und Weiſe, wie ſich Gedanken, Empfindung und Charakter — nicht in den Umriſſen der angeborenen und feſten Figur, ſondern in der Haltung und Bewegung des Körpers ausdrücken und verrathen.

So wie bei der Beurtheilung des Charakters eines Menſchen die Beobachtung der unveränderlichen Züge und Contouren ſeiner Geſichtsmaske allein nicht genügt, ſo wie wir da, um ihn beſſer zu erkennen, ihn mit Sokrates auffordern müſſen, zu reden oder das Geſicht agiren zu laſſen, ſo iſt auch bei der Betrachtung des Körperbaues, ehe wir unſere Schlüſſe ziehen, die Aufforderung nöthig: Bewege dich, damit ich dich erkenne!

Daß Haltung, Gang, ja jede Aktion des Menſchen, ſeine ganze Pantomimik ſo viel mit dem Charakter, dem Kopf und Verſtand zu thun haben, hat ſeine guten und ſehr nahe liegenden Gründe. — Von allen unſern Extremitäten gehen zum Gehirn Nerven, die wie elektriſche Drähte ihre Bewegungen vermitteln. Alle unſere Bewegungen ſind mithin Gehirnfunktionen. Wir unternehmen keine ohne den im Haupte ſitzenden Geiſt und Willen. — Selbſt ihre geringſten Modifikationen ſind Wirkungen eines Anſtoßes von dort. Da demnach demſelben Organ, dem Gehirn, ſowohl das Wollen und Denken, als auch die Leitung der Glieder obliegt, ſo prägt der Charakter ſich in dem einen wie in dem andern je nach der Beſchaffenheit des Individuums aus.

Einfältigen Menſchen ſtehen Arme und Füße ebenſo gut im Wege wie ihre Gedanken und dummen Einfälle. Am Geiſtreichen ſpricht jedes Gelenk und jede Aktion von ſeinem Geiſte. „Un ſot,“ ſagt la Bruyère, „ni n'entre, ni ne ſort, ni ne s'aſſied, ni ne ſe lève, ni ne ſe tait, ni n'eſt ſur ſes jambes comme un homme d'eſprit.“

Man kann es wiederum zunächſt und recht frappant bei den Thieren wahrnehmen, wie der Charakter aus dem Kopfe über den ganzen Körper hinſpielt und dieſen nicht nur eigenthümlich geſtaltet, ſondern auch zu damit harmonirender Aktion bringt. Die trägen

Digitized by Google

phlegmatiſchen Schildkröten, Krokodile und andere Amphibien haben lauter phlegmatiſche langſame Bewegungen, welche ihrem ſo wenig elektriſchen Gehirn entſpringen, und ſowohl mit ihrem durchaus nicht ſanguiniſchen Temperament, als auch mit ihrem ſchwerfälligen Gliederbau correſpondiren. Am Pferde oder am Löwen und Tiger iſt dagegen alles, wie in ihren Formen, ſo auch in ihren Bewegungen, Rundung, Gewandtheit und reges Leben, ihrem im Gehirn ſitzenden energiſchen und feurigen Charakter gemäß.

Außerordentlich ſind die charakteriſtiſchen, oft ſehr feinen und doch ſehr beſtimmten Verſchiedenheiten in der Pantomimik der beiden Geſchlechter. Sie ſind ebenſo bezeichnend, wie die oben angedeuteten Anlagen und Umriſſe ihrer Geſtalt. In Frauenkleidern verräth ſich ſogleich der ungebuldige, trotzige, ungraziöſe Mann durch die Raſchheit und durch das Eckige, das Weitausgreifende und das Lärmende in ſeinen Bewegungen.

Meiſtens finden ſich Anmuth und Schönheit der Körperform mit der Grazie und Angemeſſenheit der Aktion bei demſelben Individuum vereinigt. Doch vermögen Erziehung und Bildung auf letztere natürlich mehr zu wirken als auf erſtere. Die angeborene Geſtalt und Figur können ſie nicht bedeutend ändern; die Art und Weiſe der Geberdung, das ganze Muskel- und Mienenſpiel vermögen ſie aber weſentlich zu modificiren, zu zügeln, zu veredeln.

Wie es daher Menſchen gibt, deren feſte Geſichtsbildung unſchön iſt, ſo daß ſie durch ſich ſelbſt unvortheilhaft auf uns einwirkt, die aber ſogleich unſer Herz gewinnen, wenn ſie zu ſprechen beginnen und uns Gelegenheit geben, ihr Mienenſpiel zu gewahren, ſo bricht auch bei einer Perſönlichkeit, deren Geſtalt vielleicht plump und grobgebildet erſchien, oft gleich ein ganz neuer Geiſt durch, ſobald ſie dieſelbe in Aktion ſetzt, und wenn das pantomimiſche Geberdenſpiel beginnt. Man ſieht häufig korpulente oder ſtark knochige und dem Anſchein nach unbehülfliche Menſchen, die aber, wenn ſie ſich bewegen, wenn ſie geſtikuliren, gehen oder tanzen, eine überraſchende Grazie und Angemeſſenheit in ihren Bewegungen offenbaren, welche uns in Erſtaunen ſetzt und von der Harmonie und dem ſchönen Gleichgewicht ihrer geiſtigen Anlagen und Zuſtände, namentlich aber von ihrer Bildung und guten Erziehung Zeugniß ablegt.

Umgekehrt gibt es Andere, die von der Natur mit gefälligen Formen und großen Vorzügen begabt ſind, und deren edige, rauhe, rückſichtsloſe Bewegungen damit in grellem Widerſpruch ſtehen, uns aber eben recht deutlich und noch überzeugender als im entgegengeſetzten Fall, uns einen innern eckigen Sinn, der die Statue belebt, offenbaren.

Im Allgemeinen kann man ſagen, daß Gang und Bewegung der Menſchen in Energie und Weiſe ſo verſchieden ſind, wie der Flug der Vögel. Einige ſind dabei ſo hübſch ſtill und leiſe wie die Eulen, Andere ſo geräuſchvoll und ſtörend wie der Auerhahn. Manche haben etwas Spieleriſches und Tändelndes in ihrer ganzen Pantomimik, wie im Winde nickende Blumen, oder wie das zitternde Laub der Pappel. Bei vielen ſieht man Nachläſſigkeit und Gedanken- oder geiſtige Haltungsloſigkeit in jedem Schritte ausgeprägt.

Vor allen Dingen iſt dabei die Haltung des Halſes und Kopfes äußerſt beachtenswerth und lehrreich, wie denn überhaupt nach dem, was über den Bau und die Länge des Halſes geſagt worden, die ganze Nackenpartie wegen ihres innigen Zuſammenhanges mit dem Kopfe von großer phyſiognomiſcher Bedeutung iſt.

Obwohl den Menſchen das aufrechtſtehende und zum Himmel emporgerichtete Haupt vor allen mit dem Kopfe zur Erde gekehrten Geſchöpfen auszeichnet, und obwohl alle Mütter, Gouvernanten und Erzieher beſtändig damit beſchäftigt ſind, ihre Zöglinge durch Aufforderungen zum Geradehalten an die Würde des Menſchen zu erinnern, ſo können wir doch auch darin zu weit gehen. Namentlich darf aus der geraden Haltung des Hauptes keine Steifnackigkeit werden. Dieß geſchieht oft bei eigenſinnigen, ſelbſtbewußten, ſtolzen Gemüthern, die ſich Andern und dem Schickſal nicht fügen wollen. Sie ſcheinen beſtändig darauf bedacht, ſich ein Anſehen von Größe und Würde zu geben, werfen daher bewußt oder unbewußt den Kopf in die Höhe und halten ihn ſo ſteif, daß er dem Maſte in einem mit geblähten Segeln einherfahrenden Schiffe gleicht.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Marſchall von Sachſen.

(Schluß.)

Inzwiſchen hatte auch die Prinzeſſin Eliſabeth in Petersburg Feuer gefangen, dieſelbe, die ſpäter durch die Gunſt der Soldaten, denen ſie die ihrige nicht vorenthalten hatte, Kaiſerin wurde. Le Fort ſendet ein artiges Portrait von ihr ein: „C'est une blonde, qui n'est pas aussi grande que sa soeur (Anna Petrowna) et qui incline à devenir plus puissante. Elle est d'ailleurs bien faite et d'une belle moyenne taille; un visage rond, fort gracieux, des yeux bleus remplis de jus de moineau, le teint bleu et belle gorge.“ Ihren humeur und inclinations betreffend: „Elles sont bien différentes de son ainée, c'est un esprit extremement enjoué, qui se soucie peu de la pluye ou du beau temps, d'une grande vivacité, qui tire assez sur l'étourderie, toujours un pied en l'air et ne songeant a rien de solide. — Certain malicieux disoit un jour, qu'elle n'auroit jamais le coeur de se poignarder, si elle donnoit par occasion un coup de canif au parchemin conjugal.“ Die ſpätere Geſchichte hat die treue Auffaſſung dieſer Züge beſtätigt. Eine lebhafte Schilderung der Schönheit und Ritterlichkeit des jungen ſächſiſchen Helden erfüllte die Phantaſie der Prinzeſſin ſo ganz mit ſeinem Bilde, daß ſie eine romantiſche Neigung zu ihm faßte, ohne ihn noch geſehen zu haben. Sie wünſchte nur, ihn zunächſt perſönlich kennen zu lernen, und erwartete ſein Erſcheinen in Petersburg, wie Le Fort ſchreibt, „avec démangeaison.“ Moritz wußte damals noch nichts von dem ſehnſüchtigen Verlangen der Prinzeſſin, und ſpäter, als ihm der Schleier von ihrem Herzen hinweggezogen wurde, konnte er immer nicht zu der Petersburger Reiſe kommen. Um die Großfürſtin zu contentiren, wollte man ihr den Angebeteten wenigſtens in effigie ſchicken, aber man konnte kein Miniaturbild auftreiben, und Le Fort mußte daher ein großes Porträt in Oel, das ihm der König ſchickte, ſo aufhängen, daß die verliebte Eliſabeth ihre Augen daran weiden konnte. Erſt fünfzehn Jahre ſpäter, Anno 1742, kam Moritz nach Rußland, gerade recht, um noch die Krönungsfeſtlichkeiten ſeiner früheren Verehrerin, deren romantiſche Neigung unterdeſſen eine mehr ſolide, ſinnliche Richtung genommen hatte, mitzumachen. Er ſtieg jetzt bei dem bekannten franzöſiſchen Geſandten, Marquis de la Chetardie, ab und wurde auch von der Kaiſerin höchſt huldvoll empfangen: ſie ließ ſogar die Thüre ihres Schlafzimmers öffnen, um ihm ein Porträt — ihres Großvaters zu zeigen. Am Abend war Maskenball, auf welchem Eliſabeth mit Moritz den zweiten Tanz tanzte und ihn ſo auszeichnete, daß, wie der Legationsrath Pezold ſchrieb, „nunmehr die Neugier, die eigentliche Veranlaſſung ſeiner Anherreiſe zu erfahren, eben ſo groß iſt, als es anfangs die Verwunderung geweſen.“ Für dieſen eigentlichen Zweck der weiten Reiſe aber war es jetzt zu ſpät. Moritz war wegen nichts anderem gekommen, als um ſeine curländiſchen Anſprüche geltend zu machen; die Wahlurkunde, die ihn auf den herzoglichen Thron berief, bewahrte er lebenslänglich als ſein koſtbarſtes Beſitzthum auf. Hierüber hatte er eine Unterredung mit dem Großkanzler Beſtucheff, und erhielt auch, wie Pezold ſchrieb, „eine Antwort, womit er zufrieden iſt.“ Dieſe Antwort aber beſtand in nichts anderem als in der durchaus nichtsſagenden mündlichen Erklärung, „daß J. M. der Kaiſerin ſeine Ankunft nicht anders als angenehm geweſen; was die curländiſche Angelegenheit betreffe, ſo habe Sie einmal für den Prinzen von Heſſen-Homburg Ihre Recommandation eingelegt und folglich könne Sie davon nicht abgehen; da Sie aber durch ſelbige weder dem König von Polen und der Republik, noch den Curländern einen Zwang anzuthun intendire, und allemal nichts mehr verlange, als daß dieſes Herzogthum ſeine alten Rechte und Freiheiten behalte, ſo werde Sie dem Herrn Grafen niemals zuwider ſeyn.“

Nehmen wir aber den Faden unſerer Geſchichte wieder auf. Die Verhandlungen durch Le Fort in Petersburg fanden mit Vorwiſſen des Königs von Polen ſtatt, der ſeinen Sohn gern als Herzog von Curland geſehen hätte. Selbſt der Graf von Flemming, ſonſt immer Moritzens Gegner, war damit einverſtanden, und der Plan erhielt in einer am 26. April 1726 gehaltenen Sitzung die Beiſtimmung ſämmtlicher ſächſiſcher Miniſter, obgleich Flemming in einem ſpätern Brief aus demſelben Jahr verſichert: „l'affaire de Courlande a été entreprise à l'insçu du ministère polonais et contre le sentiment du ministère allemand tant catholique que protestant.“ Auch ein plauſibler Vorwand für die Reiſe bot ſich

Digitized by Google

dar, indem die Gräfin Königsmark die von ihr, als Erbin ihres Bruders Otto Wilhelm, schon seit lange vergeblich geltend gemachten Ansprüche auf die Insel Moen und einige Güter in Ehstland an ihren Sohn abtrat. Alles war schon zur Abreise nach Petersburg gerüstet, die königlichen Empfehlungsbriefe geschrieben, da änderte Friedrich August, auf das Andringen insbesondere des polnischen Groß-Kronkanzlers Grafen Szembeck, plötzlich seinen Sinn und schickte den Grafen von Manteuffel an Moritz mit dem Befehl, nicht abzureisen. Dieser traf ihn schon gestiefelt und gespornt und erhielt, neben der Versicherung seines respektvollsten Gehorsams gegen den König, die Antwort, que s'il ne partoit pas, tout seroit perdu pour lui et qu'il songeroit à ce qu'il auroit à faire. Manteuffel brachte daher auch von seinem Besuch die Ueberzeugung zurück, daß Moritz allem Verbot zum Trotz doch abreisen werde und que bien vite seroit celui qui le rattraperait.

So war es auch: auf schnellen Rossen war Moritz davon gejagt, avec sa bande de philbustiers, wie der Generalmajor von Glasenegg schrieb. Der König war bereits zu Bette und ein Billet, das der Prinz Friedrich August in der Nacht noch schrieb, um Moritz zurückzuhalten, traf diesen nicht mehr. Er schickte ihm daher unterm 28. Mai 1726, als Antwort auf einige Zeilen, die ihm Moritz am 26. Mai geschrieben hatte, einen Brief nach, in welchem er seine Ueberzeugung ausspricht, daß Moritz gewiß gerne zurückkehren würde, wenn er sich nicht schon zu tief engagirt hätte, und mit den Worten schließt: „Moy je suis toujours du sentiment conforme au votre, qu'une belle mort est préférable à une honteuse vie; je donne à penser si vous sauriez rencontrer une belle mort par une pareille entreprise.“ Worauf Moritz, d. d. Cauen, 30. Mai 1726, in hochtragischem Styl antwortete: „Le sacrifice est prest en Courlande et l'on n'attend que la Victime; je ne manqueray de l'être, si le Roy me condamne, mais je ne puis trahir des gens, à qui ma parole me lie, et me deshonorer chez une nation entiere, qui a mis sa confiance en moy; j'espere que l'univers ne me condamnera pas, quand il scaura, que j'ay toujours eté soumis et obeissant aux ordres du Roy, meme dans mon engagement avec les Courlandois.“

Man sieht, er faßte das Unternehmen von Anfang an wie ein romantisches Ritterstück auf. Im übrigen schilderte er in dem erwähnten Brief die politische Lage als durchaus günstig und führte namentlich an: „Les Moscovites donnent les mains et la guarnison de Riga a ordre de me soutenir en cas de besoin.“ Richtig ist, daß der Eindruck, den er auf die Herzogin Anna machte, mit welcher er in Mitau zusammentraf, ein sehr günstiger war, und eben so war die Ritterschaft in Curland ganz für ihn eingenommen, „ma phisionomie leur ayant plu,“ wie er selbst in einem Brief nach England schrieb. In Polen begünstigte ihn, wenigstens heimlich, der König und einige einflußreiche Große, insbesondere der Groß-Feldherr von Lithauen, Graf Pociey, von welchem Flemming sagt: „Il s'est engagé dans cette affaire comme Adam dans le peché, seduit par sa femme.“ In Petersburg war ihm die Czarin selbst persönlich geneigt, und Le Fort schrieb (11. Juni 1726), wenn er zum Herzog gewählt werde, ou pourroit hardiment tenter un marige avec la Princesse Elisabeth; mehrere russische Große „de crédit et dignes de foy“ hatten ihm die Sache als „faisable“ bezeichnet. Menschikoff, meinte er, obwohl er selbst Absichten auf Curland hege, werde doch wohl zu gewinnen seyn, wenn man ihm „un os à ronger“ gebe. Einen besonders starken Succurs aber hatte er außerdem an der Armee sämmtlicher galanter Frauen in aller Herren Ländern, von der Seine bis zur Newa. Da war vor allen die berühmte Adrienne Lecouvreur in Paris, die ihre Pretiosen zum Opfer brachte, um ihm 40,000 Livres beisteuern zu können. In Warschau standen unter seinen Parteigängerinnen voran die schöne Gräfin Pociey und die Marschallin Bielinska, von welcher der Generalmajor von Glasenegg schreibt: „Elle a prêté sa vaiselle d'argent et même la personne de M. d'Astel pour y prendre un peu garde à M. le Cte. de Saxe.“ Aus andern schönen Händen kamen 2500 Dukaten. Auch die Gräfin Königsmark strengte ihre letzten Kräfte an, um das gefahrvolle Unternehmen ihres Sohnes, das sie mit größter Besorgniß erfüllte, zu unterstützen. Rechnet man die Herzogin Anna in Curland und die schöne Elisabeth in Petersburg hinzu, so konnte Le Fort mit Recht sagen, daß Moritzens Gegnern une guerre de quenouilles drohe.

So konnte Moritz wohl fürstliche Hoffnungen hegen. Er ließ auch in den Briefen aus dieser Zeit immer den Comte weg und unterschrieb einfach: Maurice de Saxe. In einem Brief an den Grafen v. Manteuffel bittet er diesen, bei dem König dahin zu wirken, daß er in seinem Empfehlungsschreiben „me nomme simplement mon fils légitime Maurice de Saxe. Da Moritz es mit dem Accent, ganz wie sein königlicher Vater, nie genau nahm, so bleibt es zweideutig, ob er légitime oder légitimé im Sinn hatte, was ein bedeutender Unterschied ist. Graf Manteuffel benach-

Digitized by Google

richtigte ihn übrigens, daß der König seinen Wunsch genehmigt und einen Brief an Menschikoff geschrieben habe, „en termes généraux et sans que V. E. soit qualifié de Comte.“ Zugleich aber beschloß das geheime Kabinet mit diplomatischer Vorsicht, „que si cette irrégularité de qualification devoit tirer à quelque conséquence, elle seroit regardée comme une omission de chancellerie.“

Der 28. Juni 1726 war der entscheidende Tag. Der curländische Landtag war nach Mitau einberufen worden; ein von Seite des Königs von Polen dagegen ergangenes rescriptum inhibitorium wurde, da Moritz versicherte, es werde als „obreptitie obtentum“ auf jeden Fall cassirt werden, einfach ad acta gelegt und Moritz einstimmig erwählt. Sein Hauptgegner war, da man Le Fortè Rath, „de lui donner un os à ronger,“ nicht genügend befolgt hatte, Menschikoff. Dieser unterlag zwar; die 50,000 Rubel, die er zur Unterstützung seiner Bewerbung „unter die Landschaft employiren wollen,“ wurden nach Petersburg zurückgesendet: „besteht doch der curländische Adel aus Deutschen, das hatte Menschikoff nicht beachtet.“ Der „Prinz“ Moritz, wie ihn die gratulirenden Curländer nannten, hatte gesiegt, aber der russische Candidat war er nicht. Das sollte sich bald fühlbar machen.

In einem Brief, den er unmittelbar nach der Wahl an seinen Freund und Schwager, den Grafen Friesen (den ersten Verlobten der „jungen Löwin“ und spätern Gemahl einer Gräfin v. Cosel, Tochter Friedrich Augusts I.) richtet, meint er: „Si les Polones mataque (m'attaquent), jespaire que ou les Moscovite ou les Prussien voudron bien me prete, douse ou ckeinse mille homme, sove (sauve) a moy a les entretenir au frais et depans de la republique.“ Er ist überhaupt ganz kriegerisch und spricht von 10—20,000 Mann Miliz, die er errichten wolle, und von andern Truppen, die er aus Preußen oder Deutschland beziehen könne. In Beziehung auf Rußland fügt er allerdings hinzu: „Les moscovite pouret bien men donner ossi, si j'epousse la Principesse, mais sais (ces) Messieu se plaise quelque fois dans les endres (entrées) et sait (c'est) un operas pour les faire demarer (démarrer), set pourcoy je n'aime pas avoir a faire a eux etc.“ Trotzdem aber zählte er immer noch auf die Unterstützung, wenigstens auf die Freundschaft Rußlands. In Petersburg jedoch machte seine Wahl unangenehmes Aufsehen. Wohl schreibt Le Fort: „Nos amis et surtout les femelles n'en dorment pas de joie ... s'il ne vient pas bientôt, j'apprehende qu'elles ne lui courent au devant; autant de mille écus, que notre héros va faire d'actions m'accomoderoient fort.“ Nach Mitau aber kam inzwischen ein Courier um den andern, welche mit der Ankunft Menschikoffs, mit dem Einmarsch eines russischen Corps von 12000 Mann drohten. Am 10. Juli kam Menschikoff wirklich und die beiden Rivalen hatten eine lange Unterredung. Moritz schreibt, er könne unmöglich ausdrücken, wie viel Eigensinn, Thorheit und Unwissenheit er bei seinem Gegner gefunden habe. Die mit diesen Eigenschaften unzertrennlich verbundene Eitelkeit sey bei ihm im höchsten Grad. „Menzikoff a paru ici comme l'arbitre des humains“ — sagt er in einem andern Brief. Daß er ihn aber auf Degen und Pistolen gefordert, wie einige Berichte sagen, ist eine Fabel; vielmehr bot er ihm 100,000 Rubel, wenn er abstehe: immerhin un os à ronger, für Menschikoff aber doch nicht genug.

Eine andere romantische Fiction ist es, daß Menschikoff mit 800 Russen unsern Helden, der nur 60 Mann bei sich gehabt, in seiner Wohnung belagert, dieser aber den Sturm abgeschlagen und seinen Gegner 16 Mann getödtet habe. Vielmehr scheint Menschikoff trotz seiner Dragoner sich viel mehr vor Moritz gefürchtet zu haben, als dieser sich vor ihm. Sein barsches Auftreten in Mitau gab überdieß dem König von Polen erwünschte Gelegenheit, für Moritz zu wirken, unter dem Schein, als gelte es bloß die Rechte der Krone Polen zu vertreten. Er ließ die Kaiserin ersuchen: de désavouer authentiquement les dits Princes (Menschikoff und Dolgoruki), en leur enjoignant de cesser de s'intriguer en des affaires, qui étant uniquement du ressort de la couronne de Pologne, ne regardent ni la Czarienne, ni encore moins eux en particulier. Zu gleicher Zeit reiste die Herzogin Anna nach Petersburg, um ihre Herzensangelegenheit persönlich zu betreiben. Hier gestaltete sich auch alles günstig. Die Herzogin Anna gewann viele einflußreiche Männer, „l'ancienne noblesse et les partisans de l'ancienne famille Czarienne,“ wie Le Fort schrieb. Selbst Menschikoff sah ein, daß er etwas zu weit gegangen, und sprach von „schlimmer Sache, die wieder gut zu machen.“ Die Kaiserin desavouirte ihn und Dolgoruki. Alles stand somit gut für Moritz; aber das gefährlichste Ungewitter für ihn zog sich in Polen zusammen.

Die curländischen Oberräthe waren durch die polnischen instigatores regni des Hochverraths angeklagt und vor das nächstkommende königliche Relationsgericht zu Grodno vorgeladen worden, weil sie ohne vorherige Benachrichtigung des Königs und der Republik für den Herzog Ferdinand einen Nachfolger hätten

Digitized by Google

wählen wollen. Dadurch wurden der König und seine sächsischen Minister in die größte Verlegenheit gebracht. Sie beschlossen, daß der König zwar öffentlich das Vergehen Moritz's mißbilligen, unter vier Augen aber andeuten solle: nachdem es einmal geschehen, so werde Er es gern sehen, wenn Moritz seinen Zweck erreiche, soweit dieß ohne Beeinträchtigung der Republik geschehen könne. Als möglicher Weg hiezu wurde vorgeschlagen: Curland solle von der Republik dem Kurfürsten von Sachsen zu Lehen gegeben werden; dieser werde dann einen Statthalter einsetzen und diese Function Moritz erblich übertragen.

Das wäre soweit gut applanirt gewesen; aber die Polen ließen sich durch keine Vorstellung für diese Ansicht gewinnen; die Partei, welche für Moritz war, bildete eine ganz kleine Minorität. Nachdem man daher die Sache in einer nochmaligen Ministerberathung am 11. October 1726 überlegt hatte, war der Beschluß, qu'il n'y avoit aucune espérance de soutenir l'affaire. Demzufolge wurde ein königliches Schreiben an Moritz entworfen, daß er Curland verlassen und die ihm zugestellte Wahlurkunde sofort überlenden solle. Der König schrieb zwar ein eigenhändiges Handbillet dazu: „c'est tout de bon, que je vous demande l'acte de votre élection, et je vous dedommagerai d'une autre manière du sacrifice que Vous me ferez en cela;“ dasselbe scheint aber nicht an seine Adresse gelangt zu seyn. Die Anhänger von Moritz thaten zwar noch alles mögliche, namentlich die getreue Gräfin Pocicy beschwor den Feldmarschall Flemming, Moritz zu retten, „de toutes les infamies dont on le menaçait.“ Aber umsonst. Was Flemming that, das war, daß er eigenhändig das Concept einer Rede entwarf, welche der Kammerherr Grabowski vor dem Reichstag halten sollte. Wir entnehmen ihr folgende charakteristische Stelle (das Original ist französisch, die Sache nimmt sich aber auch in deutscher Uebersetzung gut aus): „Was thut nicht dieser König? Nicht nur handelt er als wahrer König, indem er uns zeigt, wie er in allen Dingen sein Volk über alles liebt, sondern er handelt auch als Republikaner, als Brutus. Wie dieser Römer, dieser große Republikaner, gibt er seinen Sohn seinem Volk preis. Dieser Fürst ist nicht nur orthodox in Beziehung auf den Glauben, er ist es auch hinsichtlich der Gesetze. Geben wir ihm von nun an den Namen: der republikanische König.“

Inzwischen war Moritz, um den Ereignissen näher zu seyn, von Curland nach Polen aufgebrochen. Unterwegs kam ihm ein Courier mit der Warnung entgegen, nicht nach Grodno zu kommen. Er blieb also in Covenau, um das Weitere abzuwarten. Hier traf ihn das Schreiben vom 11. October, das mit einemmal alle seine Hoffnungen zerstörte. Moritz war wüthend; er meinte noch immer, alle Conjuncturen seyen für ihn günstig, namentlich die Stimmung in Rußland, und nur das Schwanken des Königs und die Perfidie Flemmings an allem Schuld. Diese Politik war freilich eine höchst schwankende und unzuverlässige, aber Moritz war doch noch ein schlechterer Politiker und Flemming beurtheilte die Verhältnisse unzweifelhaft mit überlegener Sachkenntniß, wenn er an den Prinzen Friedrich August schrieb: „Je crains que le C. d. S. ne se flatte trop de la commission de Jagosinski: les Russes sont de fins renards et Jagosinski voudra à mon avis voir comment les choses iront à la diète; s'il voit jour, que l'affaire du C. d. S. puisse réussir, il y donnera les mains, mais je ne crois pas, que pour l'amour de lui il veuille faire des propositions à brouiller sa cour avec la Pologne.“

Wie dem sey, Moritz war seinen Augenblick im Zweifel über das, was er zu thun habe. Er eilte nach Grodno. Am 27. October befand sich Flemming gerade in einer Abendgesellschaft zu Grodno, als ihm ein Brief übergeben ward mit der Bemerkung, er sey vom Grafen von Sachsen. Er hielt es nicht für nöthig, deßwegen sein Spiel zu unterbrechen; als er aber zufällig seine Hand in die Tasche steckte, merkte er, daß in dem Brief noch ein anderes Schreiben eingeschlossen sey. Es war dieß ein Brief von Moritz an den König: „Grodno le 23. Sire en arrivant ici l'on ma remis la laitre, dont V. M. ma honores le 11 du courant. J'y vois avec une doulleur extraime la necessites, Sire, de Vous desobeir, ou de me deshonores; j'appelle de ma situation au coeur de V. M., s'il ne me condanne pas. Je me consolerez avec plesir du saurt que la destinée me prepare. — Der König sagte: „Cette réponse ne veut rien dire, wir sind eben so klug als zuvor.“ Die Sache nahm aber ihren Fortgang. Am 9. November 1726 erklärte der Reichstag die Wahl Moritz's für ungültig und sprach den Bann über ihn aus.

Der Bann war nicht so ernstlich gemeint, wie der Minister von Wayhdorff der um das Leben ihres Sohns besorgten Gräfin Königsmark auseinandersetzte: es sey nicht, als ob ein Preis auf seinen Kopf gesetzt wäre. „Mar. le C. de Saxe ne doit plus s'en affliger que moi, si les Espagnols me reprochaient de ne pas aimer leur nation.“ Moritz aber faßte die Sache hochtragisch auf; er sah sich als einen Proscribirten an, den man, wenn man ihn ergreife, todtschlagen werde wie einen Wolf. Er spricht von nichts als von einem Kampf auf Leben und Tod. In einem Brief

Digitized by Google

an den Grafen Flemming, welcher das Postscript hat: „dixi et liberavy animam meam," sagt er: die Curländer würden lieber zu Grunde gehen als einer polnischen Commission den Eintritt in ihr Land gestatten; man müßte sie ausrotten, wenn man etwas ausrichten wollte. Doch wurde er bald etwas ruhiger und wollte sich auf Unterhandlungen einlassen; immer aber setzt er noch seine Hoffnung auf Rußland, da Bestuchess die Curländer aufgefordert habe, nur standhaft zu bleiben, Rußland werde ihnen beistehen, jusqu' à la dernière extrémité.

In der That war auch die russische Politik für den Augenblick der curländischen Sache nicht ungünstig. Moritz hatte bei der Kaiserin die Besorgniß erweckt, er könnte sich mit den Polen verständigen; daher kam in aller Eile der Graf Derier (otrement apele Anton Massoulitz, wie Moritz schreibt) von Petersburg nach Mitau, um den Curländern zu erklären, die Kaiserin habe mit Bedauern den Grodnoer Reichstagsbeschluß erfahren und werde die Curländer bei ihrer Verfassung schützen. Wenn die Polen Miene machen, Curland zu besetzen, wurde von anderer Seite hinzugesetzt, werden russische Truppen einrücken und Curland könnte dann leicht zwischen Rußland und Preußen getheilt werden. Ueberhaupt entwickelte Moritz damals eine große Thätigkeit in der Diplomatie, die sonst seine starke Seite nicht war. Durch den ihm sehr befreundeten englischen Gesandten am sächsischen Hofe Finch wandte er sich an England, um es zu bestimmen, à aller faire un établissement dans un port de la côte de Courlande. Je thätiger er aber nach den verschiedenen Richtungen war, um so mehr gab er in Warschau Besorgniß zu ernsten Verwicklungen und die polnische Partei drang energisch in den König, Moritz auf jede Weise aus Curland zu entfernen. Dazu kam noch ein weiterer Umschlag, gerade auf dem Feld, auf welchem Moritz seine Hauptstärke hatte, auf dem der Liebe. Wurde er hier geschlagen, so war Alles verloren.

Welche Minen Le Fort in Petersburg springen ließ, wissen wir bereits. Gerade um jene Zeit, vom Oktober 1726 an, wurde Elisabeths Herz am heftigsten bestürmt, und diese sog auch die genauesten Erkundigungen ein über toutes les qualités de l'élu, jusqu' aux plus secrètes. Immer aber war der Rath der Gesandten: wenn man etwas thun wolle, so müsse es bald geschehen, sonst möchte es zu spät seyn. Als Moritz immer nicht kam und Elisabeths Feuer nachließ, fädelte der unermüdliche Le Fort die Sache mit der kaiserlichen Müllerstochter ein, und war wieder voll Zuversicht. Mit einemmal aber schrieb er unterm 18. Februar 1727: „Depuis quatre jours il paroit un phenomène qui fait bien changer tout le sistème de la machine." Dieses Phänomen bestand darin, daß la nièce Sophie (eben die Sophia Carlowna, von welcher schon öfters die Rede war) an einen Sapieha und ihre Schwester an den Sohn Menschikoffs verheirathet, dieser letztere aber (Menzikof fils) Herzog von Curland werden solle. So waren in der That alle „Partien" für Moritz verloren. Auch Elisabeth gab ihn wahrscheinlich definitiv auf. Diese Niederlage in den weiblichen Kreisen aber hatte er ohne Zweifel hauptsächlich seiner Unvorsichtigkeit zuzuschreiben, mit welcher er die Herzogin Anna am empfindlichsten Punkt verletzte und die big widow wissen ließ, daß er did not like Westphalien hams in that particular form, that he only praetented to like them.

Unter allen diesen Wechseln der weiblichen und politischen Gunst oder Ungunst blieben die wackern Curländer immer fest. Sie beschlossen am 4. März 1727: „man wolle bei der Wahl des Prinzen Moritz standhaft und fest bei einander bleiben." Der Landtagsdeputirte von Medem übernahm den Auftrag, nach Warschau zu gehen, nicht um zu unterhandeln, sondern um gegen die Grodnoer Beschlüsse feierlich zu protestiren. Er wurde arretirt, doch, wie es scheint, bald wieder entlassen. Augenscheinlich aber ging man ernsten Ereignissen entgegen. Auch einer großen Uebermacht gegenüber hätte Moritz den Kampf nicht gescheut, aber es fehlte ihm neben einigen zuverlässigen Truppen namentlich an Geld. Dieses letztere wollten und konnten ihm die Curländer am wenigsten schaffen. Zunächst in Geldangelegenheiten machte er daher eine abenteuerliche Reise durch Polen und Deutschland bis nach Paris. In Dresden kam er mit nur zwei Dienern an und wurde im Thorzettel, angeblich ohne sein Wissen, als Herzog von Curland bezeichnet. Nachdem er hier mit dem Prinzen Friedrich August und dem Grafen Wackerbarth, denen er aus seinen Planen kein Geheimniß machte, eine Unterredung gehabt hatte, setzte er seine Reise nach Frankreich fort. Nirgends aber konnte er Unterstützung finden; nur der Jude Lehmann schoß ihm gegen schwere Zinsen 20,000 Thaler auf seine Pension vor. Am 2. Juni reiste er daher wieder von Paris ab; am 21. hatte er eine Audienz bei seinem königlichen Vater in Villnitz, über die er schreibt, es sey ihm mit dem König geglückt, er sehe sich mit ihm, als sey nichts vorgefallen, Curland sey gar nicht erwähnt worden. Heimlich verließ er Dresden und reiste verkleidet durch Polen, nicht ohne Gefahr festgenommen zu werden. In Liebau bestieg er ein Schiff, allein

Digitized by Google

widrige Winde hinderten ihn in See zu gehen; mit vier Offizieren ließ er ſich an einer wüſten Stelle der Küſte ans Land ſetzen; 36 Stunden wanderte er mit ſeinen Begleitern durch Wald und Moor, bis er zu einem Rittergut gelangte, deſſen Beſitzer ihn nach Mitau brachte, wo er von dem Adel mit Jubel empfangen ward.

Hier war er nun als hoffnungsloſer Prätendent, wie Karl Eduard unter den Hochländern, vor der Schlacht eben ſo ohne Ausſicht wie dieſer nach der Niederlage. Denn bereits näherte ſich die polniſche Commiſſion mit einem Corps Dragoner den Grenzen Curlands. Auch in Petersburg, wo inzwiſchen (17. Mai 1727) die ihm perſönlich immer geneigte Kaiſerin Catharina geſtorben war, war man entſchloſſen, der Sache ein Ende zu machen, und der General Lascy, der mit 8000 Mann in Riga ſtand, erließ an Moritz die Aufforderung, ſich aus Curland zu entfernen, ihm für den Weigerungsfall „un pays éloigné en perspective“ zeigend. Moritz zog ſich nun mit einer kleinen Schaar, die zum Theil aus in Lüttich angeworbenen Rekruten beſtand, auf die Inſeln und Holme im See von Usmaiten zurück und warf auch auf einer derſelben Verſchanzungen auf. Den General Lascy bat er um zehn Tage Bedenkzeit, dieſer aber geſtand ihm nur zwei Tage zu; nach Verlauf derſelben rückten die Ruſſen gegen ihn vor. Widerſtand war unmöglich, und Moritz, der immer ein Feind von unnützem Blutvergießen war, befahl ſeinen Leuten ſich nicht zu vertheidigen, wie er ſelbſt dem König ſchreibt, hinzufügend: „il ne me prendront ni aujourdhui ni demein,“ und „nous verrons par ou toute saite comedy finiras.“ Am 19. Auguſt 1727 ſchwamm er allein zu Pferde durch den See und entkam nach Mindau.

Iſt das nicht ein prächtiger Schluß dieſer tragiſchen Comödie? Der zu Pferd durch den See ſchwimmende Moritz erinnert uns an den Chevalier de Tygne oder an den über die Köngener Brücke in den Neckar hinabſprengenden Herzog Ulrich von Württemberg. Voilà la fin d'un beau rêve! Dieſe ganze curländiſche Expedition trug Moritz nichts ein als eine Vermehrung ſeiner ohnehin hohen Schulden, und als Entſchädigung dafür die Waldlurkunde, die er nie von ſich ließ und die auch nach ſeinem Tod nicht erlangt werden konnte. Was aber hatte er inzwiſchen nicht verſäumt! Selbſt bei ſeiner getreuen Leconoreur fand er, wieder nach Paris zurückgekehrt, den Brief eines neuen Liebhabers auf dem Kaminſchoß.

Noch müſſen wir uns entſchuldigen, daß wir ſo viele Stellen im franzöſiſchen Originaltext, ohne deutſche Ueberſetzung, wiedergegeben haben. Es war aber zu befürchten, daß jede Ueberſetzung die Naivetät, die wir namentlich in den Briefen von Moritz finden, verwiſchen würde. Das wäre doch Schade geweſen. Dazu kommt die pikante Orthographie. Moritz ſchreibt immer lebhaft, ſpirituell, aber er macht, wie die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, der König Friedrich Auguſt und ſelbſt Ludwig XV., die drolligſten Schreibfehler. Dieſe durften auch nicht corrigirt werden. Wo ſich alſo, auch in den Briefen von Le Fort und andern, ein ſolcher Fehler findet, da kommt er nicht auf Rechnung des Setzers, ſondern des illuſtren Schreibers ſelbſt. Es iſt freilich keine Kleinigkeit, einen ſolchen Brief zu entziffern; deßwegen ſchreibt auch einmal Moritz an den Grafen Frieſen: „Faite copier mon cher Comte vos l'aitre par votre sequetere car en verites einsique moy Vous ecrives comme un chat.“

Ueber Goethes Fauſt noch einmal.

Verſuch eines abſchließenden Wortes.

(Fortſetzung.)

Den eigentlichen lebendigen Gehalt, und mit dieſem Gehalte den dichteriſchen Grundton, die Entwicklungsrichtung der innern und äußern Handlung und die dramatiſche Ausgeſtaltung der eingeführten Charakter- und Situationsbilder hat Goethe nicht von der Sage entlehnt, er hat ſie nur aus dem Eigenen, aus dem eigenen Genius, aus der eigenen Lebenserfahrung ſchöpfen können. Dem Fauſt der Volksbücher und der

Digitized by Google

volksthümlichen Puppenspiele ist jener Conflikt mit der dem Leben entfremdeten Schulgelehrsamkeit eines spätern Jahrhunderts fremd, aus welchem für den Faust unsers Dichters das Streben, sich der Magie zu ergeben, hervorgeht, eben so fremd auch die so tiefe, als lebenswahre und lebenswarme Poesie, welche der Dichter in den Gedanken der Magie, deren Begriff ihm vor der Seele schwebt, hineinlegt. Und auch von jener mächtig ergreifenden Poesie innigsten Liebesdranges und Liebeslebens, welche unser Dichter in die Scenen mit Gretchen, in die so unvergleichlich gelungene Schilderung kindlich naiver, seelenvoll liebeswarmer Macht einer von Haus aus nur durch die edle und unschuldige Liebe in Schuld verstrickten Weiblichkeit niedergelegt hat, auch von ihr wird der unbefangene Betrachter in jenen älteren Dichtungen kaum eine Spur entdecken.

Die Sage läßt den Faust alsbald, nachdem er sich durch das Teufelsbündniß in den Besitz der Zauberkünste gesetzt, in wilde frevelnde Sinnlichkeit hinaballen, in einen Sinnentaumel, an welchem zwar die entzügelte Phantasie, das Gemüth aber durchaus keinen Theil hat. Aber nicht nur der Charakter des Helden hat mit dieser veränderten Auffassung seiner Gemüthszustände und seines Pathos einen neuen Inhalt gewonnen; auch die Gestalt jener finstern Macht, von welcher die Seele des Helden sich umstricken läßt, ist unter den Händen des Dichters eine ganz andere geworden. „Das nordische Phantom ist jetzt nicht mehr zu schauen; wo siehst du Hörner, Schweif und Klauen?“

Es kann nach so manchen über die Dichtung verstreuten Spuren kein Zweifel seyn, daß nach dem ursprünglichen Plane, der freilich gerade in diesen Partien nur unvollständig zur Ausführung gediehen ist, das Auftreten des Mephistopheles in Verbindung stehen sollte mit dem vorangehenden Auftreten des Erdgeistes. Der Erdgeist, dieses „im Lebenssturdel, im Thatensturm auf- und abwallende, hin- und herwebende Mittelwesen zwischen dem großen, jener Denkweise, zu welcher sich auf diesem Stadium seiner Bildung unser Dichter bekennt, unfaßbaren Ur- und Allgeiste und dem natürlichen Menschengeiste, ist ein philosophisch-poetisches Gebilde, zwar, wie man vermuthen kann, der theosophisch-kabbalistischen Studien des jugendlichen Dichters, aber nicht der aus den Grenzen des reformatorisch-kirchlichen Dogmatismus nicht hinausschreitenden Faustsage.

Ein diesem Erdgeist untergebener, von ihm in die Menschenwelt ausgesandter Dämon, wie der Mephistopheles unseres Dichters, ist demzufolge denn auch kein Teufel im Sinne der aus dem neuen Testament und dem Urchristenthum in den Anschauungskreis der germanischen Völker übertragenen, mit Elementen des altgermanischen Heidenthums bereicherten Vorstellung. Mephistopheles, diese durchaus originelle, mit ächt poetischem Schöpferblick entworfene, auch in den Scenen des ersten Fragmentes, aber nur in ihnen und den wenigen in gleichem Geiste nachgearbeiteten mit eben so ächter, specifisch dramatischer Genialität durchgeführte Charakterfigur, ist von dem Dichter, was der Teufel des christlichen Volksglaubens nimmermehr hätte werden können, ausgeprägt worden zum Repräsentanten jenes Realismus, welchen der Dichter ein gutes, wir können sagen, ein philosophisches Recht hatte, aus dem Walten nicht des göttlichen, aber eben so wenig eines widergöttlichen Geistes, sondern eben des „am sausenden Webstuhl der Zeit schaffenden, der Gottheit lebendiges Kleid wirkenden“ Erdgeistes abzuleiten.

Auch dieses Charakterbild, eines der geistvollsten, im ächtesten Fleisch und Blut zwar nicht der gemeinen, wohl aber der poetischen Wirklichkeit lebenden und webenden, welche je aus der Phantasie eines mit den Kräften künstlerischer Plastik begabten Meisters entsprossen Gestalt, ist von dem Dichter reich ausgestattet mit Elementen eigener Lebenserfahrung, der äußern, wiefern er bekanntlich Züge, die ihm in seinem persönlichen Umgangskreise entgegengetreten waren, so namentlich in der Gestalt seines ebenso lebensklugen, als vielfältig mit der Menschenwelt grollenden, eine Verachtung dieser Welt zur Schau tragenden Freundes Merk, in dieses Bild hineinverwoben hat; der innern, wiefern er die als nothwendige Gegenseite und Ergänzung seines idealistischen Strebens und Gemüthsdranges von ihm erkannte Lebensklugheit, und mit ihr zwar nicht die Menschenverachtung als solche — nie hat wohl ein Dichter, ein hochbegabter Geist überhaupt, wahren Menschenwerth in jeder, auch der unscheinbarsten Gestalt besser zu schätzen, das Menschliche im Menschen mit aufrichtigerer und wärmerer Liebe zu umfassen verstanden, als eben Goethe — wohl aber umgesetzt in die Gewohnheit kaltblütiger, leidenschaftsloser Ueberschau des „Weltwirrwesens,“ dieses nach Goethes eigenen trefflich bezeichnenden Dichterworten „kunterbunten Tollerns und Durcheinanderkollerns des Ameisenhaufens der Menschenwirthschaft —“ wiefern er, sage ich, solche Gewohnheit ruhig gegenständlicher Betrachtung des Menschentreibens, verbunden mit der Fähigkeit und Fertigkeit praktischen Eingreifens in „der Menschen wunderliches Streben, ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben, Schieben, Reißen, Drängen und Reiben,“ sich selbst anzueignen eben damals im Begriffe stand und ausdrücklich die Früchte der Studien solches Inhalts in die Schilderung jenes zugleich

phantaſtiſchen und dennoch durchaus lebenswahren Charakterbildes niederlegte.

Werfen wir einen aufmerkſamen Blick auf Goethes Lebensgang, auf ſein Thun und Beginnen in der Reihe der Jahre, die auf jenen erſten jugendlichen Wurf und Erguß ſeines großen Dichterwerkes zunächſt nachfolgen, beachten wir mit der erforderlichen Sorgfalt zu dieſem Behufe die vielfältigen Dokumente aus jener Lebensperiode, insbeſondere, als das weitaus reichhaltigſte unter dieſen, die Briefe an Frau von Stein, deren Freundſchaft für den Dichter ſein guter Genius in dieſer Uebergangsperiode ſeiner Bildung geworden iſt: ſo werden wir uns allerdings in gewiſſem Sinne zu der Anſicht berechtigt finden, daß er die zwei Perſönlichkeiten des Fauſt und des Mephiſtopheles, den Idealismus des einen und den Realismus des andern, in ſeiner Perſönlichkeit vereinigt hat, beide jedoch, eben durch dieſe Vereinigung, durch dieſe Verſchmelzung, über ſich ſelbſt hinausgehoben und von den unlautern Elementen, die ihnen ankleben, die in der Perſon des Mephiſtopheles ſogar den Grundzug bilden, gereinigt, oder immer mehr ſie abthuend, in edle und großartig gediegene Charaktereigenſchaften ſie umſetzend.

Was endlich den poetiſchen Grundton, den ſtiliſtiſchen Charakter der Dichtung betrifft, ſo habe ich hierüber noch eine Bemerkung zu machen, die ich von allen bisherigen Beurtheilern des Werkes zum großen Nachtheil ſeines richtigen Verſtändniſſes überſehen finde. Dieſer Ton, dieſer Charakter iſt alles Andere eher, als der eines im eigentlichen Sinn tragiſchen Pathos, oder als der Ton jenes gewichtigen ſittlichen Ernſtes, wie er aus der von vorn herein mit klarer Entſchiedenheit gefaßten Abſicht der Darſtellung eines ſittlichen Umwandlungsproceſſes in der Seele des Helden der Dichtung würde haben hervorgehen müſſen. Es iſt der Ton jenes leichten, kecken Humors einer objectiven, mehr ſpielenden und ſcherzenden, als mit ernſtem Sinnen über den höchſten Problemen des Daſeyns brütenden Weltbetrachtung. Es iſt derſelbe Ton, wie ihn der Dichter aus den mit ſo überaus glücklichem Erfolge gleichzeitig von ihm in ſo manchen kleineren Dichtungen nachgebildeten Schwänken eines Hans Sachs, und wie er ihn daneben auch aus jenem luſtigen Poſſenſpiele der Marionettentheater herausgehört hatte, welches und neuerdings in einer trefflich gelungenen Herſtellung der wackere Simrock wieder zugänglich gemacht hat. Die Hauptperſon in dieſem Puppenſpiele iſt nicht Fauſt, ſondern Caſperle, für deſſen Späſſe der Teufelsbann, der Geiſterſpuk und die Höllenfahrt des Fauſt dort nur die Folie bilden. Von dieſem Volksdrama und von dem Hans Sachſiſchen Meiſtergeſang iſt die alte volksthümliche Weiſe der Knittelverſe entnommen, durch welche nur hin und wieder ein höherer Ton, eine gedrohenere und enger gebundene Form der Rede hindurchbricht. Fauſt, das Fragment, wird damit dem „Jahrmarkt von Plundersweiler“ faſt näher geſtellt, als einer Iphigenie und einem Taſſo, ja ſelbſt als einem Götz und Egmont.

In gleichem Tone fortgeſetzt und abgeſchloſſen würde die Dichtung mehr eine Komödie, als eine Tragödie zu nennen ſeyn, obwohl, wie unter andern der erſte Monolog des Fauſt und die an das Ende des Fragments geſtellte Scene zwiſchen Gretchen und dem böſen Geiſt in der Kirche zeigt, auch dieſe lockere und loſe Weiſe unter nur leiſen Abwandlungen zum Ausdruck tiefer angelegter, ahnungsvoller Situationen gar trefflich ſich darleibt. Ich meine, daß dieſer Umſtand, die Wahl dieſer heiter ſpielenden, faſt ſcherzenden Form, für ſich allein hinreichen würde, zu beweiſen, daß zwiſchen dem Grundton der Dichtung, ſo ächt und tief poetiſch derſelbe iſt, und dem hohen Ernſte des ſittlichen, des religiöſen Weltgedankens, welcher ſich, auch dieß nicht durch Zufall, in ſie eingeſenkt hat, doch ein Mißverhältniß beſteht, welches unter keiner Bedingung ſich in vollkommen künſtleriſcher Weiſe würde haben ausgleichen laſſen.

So viel von dem urſprünglichen, in raſchem, ſchöpferiſchem Jugenddrange ausgeborenen Kern der Dichtung. Es iſt ein für die Entwicklungsgeſchichte des Dichters und ſeines Werkes nicht zu überſehender Umſtand, daß die im Weſentlichen unverändert, nur durch wenige Zuſätze bereicherte Veröffentlichung dieſes genialen Bruchſtücks genau in die Zeit fällt, wo er mit einer Reihe anderer, gleichfalls in früherer Jugend entworfener Dichtungen, zum Theil des höchſten Calibers, jenen durchgängigen Umſchmelzungsproceß vorzunehmen begonnen hatte, der ihnen ihr in jedem Sinne claſſiſches Gepräge aufgedrückt hat.

Sicherlich würde der Dichter, bereit, wie er es war, zu jedem Opfer, welches er als nothwendig erkennt, um ſeinen Werken den Charakter künſtleriſcher Vollendung zu ertheilen, für welchen ihm zu jener Zeit die Werke der Alten als unerreichte Muſterbilder vor den Augen und vor der Seele ſtanden, auch den Torſo des Fauſt einem ſolchen Umguß unterworfen haben, hätte er irgend die Ausſicht gehabt, aus ihm den lebendigen Leib eines organiſch in ſich geſchloſſenen Kunſtwerkes hervorgehen laſſen zu können; daß er aber ein für allemal von dem Standpunkte des nunmehr erreichten künſtleriſchen Bewußtſeyns aus auf dieſe Ausſicht verzichtet hatte, davon zeugt bei der ſpäteren Wiederaufnahme ſeiner Arbeit völlig unzweideutig das

Digitized by Google

„Vorſpiel auf dem Theater.“ Daſſelbe iſt freilich nicht in der Weiſe buchſtäblich zu nehmen, als ſpreche der Verfaſſer in der Perſon des Direktors ſeinen Entſchluß aus, ſich dieſmal den Forderungen des von ihm mit ſo übermüthigem Humor zugleich als kalt und als roh, in jedem Sinne als unfähig, ein ächt dichteriſches Ganze zu faſſen, geſchilderten Theaterpublikums anzubequemen.

Wohl aber wird man nicht irren, wenn man aus den Wechſelgeſprächen des Direktors mit der „luſtigen Perſon“ und mit dem „Dichter“ die Reſignation des letzteren heraus hört, in ſeiner Dichtung ganz das erreichen zu können, was ihm Jugendluſt und Jugendmuth in der Zeit des friſch und warm aus der Knoſpe aufbrechenden Blüthelebens als erreichbar vorgeſpiegelt hatten. Die mächtig ergreifenden Töne, mit welchen hier der fingirte, wie in den Stanzen der „Zueignung“ der wirkliche Dichter, in welchen dann, beide noch überbietend, der Held der Dichtung in ſeinem Selbſtgeſpräch am Oſtermorgen das leider auf immer dahingeſchwundene Dichterparadies der in Sehnſucht und Seligkeit, im Drang nach Wahrheit und in Luſt am Trug, in inbrünſtiger Liebesfreude und Liebesleid ſchwelgenden Jugend ſchildert — für dieſe Töne, denen das Werk in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt gewiß nicht einen geringen Theil ſeiner Wirkung dankt, ſind, ſie ſelbſt ſprechen es ja deutlich aus, eben nur ein Nachklang der Stimmung, in welcher urſprünglich die Dichtung entworfen war. Dieſe Stimmung hat jetzt der beſonnenen Lebens- und Dichterweisheit des reifen Mannes Platz gemacht. Auch er fühlt „noch ſein Herz jenem Wahn geneigt;“ jugendlich erſchüttert von dem Zauberhauch, der ihren Zug umwittert.“ läßt er noch einmal die Lieblingsgeſtalten ſeiner jugendlichen Einbildungskraft „aus Dunſt und Nebel vor ſich aufſteigen“ und „gleich einer alten halbverklungenen Sage“ die Töne „erſter Liebe und Freundſchaft“ wiederklingen, das „freundliche Gedränge“ noch einmal in zugleich heiterer und ahnungsvoller Wirrniß ſich um ihn ſammeln.

Auch iſt der hohe, ſittlich religiöſe Ernſt nicht von ihm gewichen, der, obwohl unausgeſprochen, ſchon damals aus dem Hintergrunde hervorblickend, der keck und heiter ſpielenden Dichtung ihre Weihe gab, der ſelbſt, in dem Geſchicke, welches Gretchen trifft, eine ſchonungsloſe, faſt überſtrenge Selbſtanklage jugendlicher Verirrungen des Dichters in ſie hineinverwoben hatte. Ja er findet ſich erſt jetzt getrieben, dieſer ernſten Intention auch einen direkten Ausdruck zu geben; er fügt eben in dieſer Abſicht dem „Vorſpiel auf dem Theater,“ den „Prolog im Himmel“ hinzu. Einen derartigen Ausdruck würde er jedoch, karg und zurückhaltend, wie wir ihn zum Verdruß gar mancher Leſer ſonſt allenthalben finden mit einem letzten, aufklärenden Wort über Tendenz und Bedeutung ſeiner Werke, kaum für nöthig erachtet haben, hätte er es irgend thunlich gefunden, den neu hinzugedichteten Scenen des erſten Theiles die Richtung, welche auch in den früheren zweifelhaft geblieben war, die Richtung auf Rettung der Seele des Fauſt, unzweideutig und für jeden unbefangenen Leſer vernehmlich aufzuprägen. Eine Tragödie nennt er ſeine Dichtung jetzt, und ſie iſt es, ſofern er einen Theil der neu gefundenen oder umgearbeiteten Situationen, unbekümmert um ihren Einklang mit dem Tone der früheren, in der That auf die Höhe des tragiſchen Kothurns geſtellt hat, und insbeſondere, ſofern er die Kataſtrophe von Gretchens Schickſal zu einem mächtig erſchütternden, zugleich aber durch die wunderbar gelungene Schilderung der Seelenreinheit und des Seelenadels der unſchuldig Schuldigen, der Rettung, die beim leiblichen Untergange ihre Seele in dem vor dem tieferen Verderb ſchützend über ſie hereingebrochenen Wahnſinn findet, verſöhnenden Abſchluß führt.

Außerdem jedoch findet ſich ein tragiſcher Anklang nur etwa in dem „den Eröffnungsſcenen des Drama angefügten zweiten Monologe des Fauſt. Die Unbefriedigung, welche das phantaſtiſche Wiſſensſtreben und die gewaltigen Anläufe des Jünglings in dem Manne zurückgelaſſen hatte — denn Fauſt ſpricht hier als Mann, während er in dem erſten Monologe als Jüngling geſprochen hatte, — dieſe Unbefriedigung erſcheint dort allerdings, doch nur vorübergehend, als ein tragiſches Geſchick. Und auch der in ſeiner Seele aufſteigende Gedanke des Selbſtmordes, wie zweifelhaft auch die pſychologiſche Richtigkeit ſeiner Motivirung bleiben mag, obgleich ihn der Dichter an jene Erlebniſſe ſeiner Jugend anknüpft, die auch der Dichtung des Werther ihren Urſprung gaben, auch er würde, bei der mächtigen Poeſie, mit der er ihn zu überkleiden verſtanden hat, bei ſcenicher Darſtellung nicht ohne tragiſche Wirkung bleiben, wenn er einen ſeiner Poeſie durch mimiſche Genialität gewachſenen Darſteller fände.

Aber was zunächſt noch folgt, die Scene des Spaziergangs, das iſt, mit einer leicht erkennbaren Umwandlung des Tones zwar, welcher indeß dieſer Partie keineswegs zum Nachtheil gereicht, ganz wieder in die ſpielende und ſchildernde Weiſe der früheren Dichtung hineingegoſſen; ein anderer, fühlbar hinter jenem zurückſtehender Theil derſelben Scene iſt wahrſcheinlich von früherer Entſtehung. Und ſo iſt denn

Digitized by Google

auch in den nachfolgenden Auftritten der Beſchwörung des geſpenſtiſchen Pudels, der ſich zur Geſtalt des Mephiſtopheles entpuppt, und den bald ernſt metaphyſiſchen, bald wieder leicht und keck humoriſtiſchen Wechſelgeſprächen zwiſchen Fauſt und jener wunderlichen Zwittergeburt — man weiß nun nicht mehr, ob man ſagen ſoll des Erdgeiſtes, oder der unterirdiſchen Höllengeiſter, oder wohl vielmehr, was nunmehr ja der Dichter durch ihn ſelbſt ausſprechen läßt, des vorweltlichen Chaos — Altes mit Neuem gemengt und keineswegs durch poetiſchen Umguß des Alten zu wirklichem Einklang, zu einer mit ſich ſelbſt und mit der übrigen Dichtung übereinſtimmenden Haltung verſchmolzen.

Hier in dieſen Scenen galt es nun eben, das Bewußtſeyn, welches jetzt der Dichter, freilich als Philoſoph vielmehr denn als Dichter, über den ſittlich-metaphyſiſchen Sinn und über die letzten Ziele ſeiner Dichtung gewonnen hatte, zu einem näher motivirten Ausdruck zu bringen; nur ein ſolcher konnte ihm jetzt — bis auf Weiteres wenigſtens, denn über Charakter und Verlauf des zweiten Theiles hatte damals der Dichter noch nicht mit ſich abgeſchloſſen — die Stelle einer eigentlich dramatiſchen Durchführung vertreten. Fauſt ſoll gerettet werden — ſo hatte er ſich, mehr mit grübelndem Verſtande, als mit ſicher treffender poetiſcher Intuition die Oekonomie des Werkes zurecht gelegt, — er ſoll gerettet werden durch die Freiheit, durch die Selbſtſtändigkeit, die er auch im Bunde mit Mephiſtopheles, in den Feſſeln, die ihm dieſes Bündniß auferlegt, behaupten und bethätigen wird. Mephiſtopheles nämlich iſt nunmehr dem Dichter das Princip der Verneinung, der unaufhörlichen Begrenzung, Schrankenſetzung, Licht- und Lebenshemmung. Den Werth, die Unentbehrlichkeit dieſes Princips zur Zeit ächter Lebensentfaltung wußte der Dichter zwar wohl zu ſchätzen. Er hatte an ſich ſelbſt, an ſeiner eigenen ſittlich-äſthetiſchen Läuterung und Erhebung, wie in ſeinen wiſſenſchaftlichen Natur- und Lebensſtudien auf das Vielfältigſte von dieſem Werthe die Erfahrung gemacht; er hatte aus ſolcher Erfahrung heraus ſchon damals das große Wort geſprochen: „in der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter, und das Geſetz nur kann uns Freiheit geben.“ Zugleich aber hatte ſich in ihm die Einſicht feſtgeſtellt, wie eben dieſes Princip der Verneinung, der Begrenzung, für ſich allein waltend, zuletzt nur den Tod, den abſoluten Stillſtand aller Lebensregung, aller Lebensbewegung bewirken muß.

Darin eben hatte er die Berechtigung gefunden, den ſpekulativen Gedanken dieſes negativen Princips dem chriſtlich-dogmatiſchen Begriffe von den Mächten der Finſterniß unterzulegen, und in den jetzt neu hinzugedichteten Scenen die Figur ſeines Mephiſto in dem wunderlichen, aus dieſer Combination hervorgehenden Zwielichte zu halten, welches ſich mit der urſprünglichen, ungleich lebendigeren Conception dieſer Geſtalt als einer Ausgeburt des Erdgeiſtes, als eines, von dem „erhabenen Geiſte,“ an welchen in einer Scene des früheren Fragmentes das Gebet des in ſchwungvoll myſtiſche Naturcontemplation verſunkenen Helden gerichtet iſt, demſelben beigegebenen Geſellen freilich nicht recht zuſammenreimen will. Dem von dieſer Nacht der Zerſtörung und des Todes ihm drohenden Untergange ſoll nun Fauſt ſich entziehen durch die Raſt- und Ruheloſigkeit ſeines Strebens, durch den Taumel, der ihn von Begierde zu Genuß, von Genuß zu Begierde fortreißt. Die Wette, daß dieſer Taumel nie enden werde, daß nie der Taumelnde zum „Augenblick“ ſagen werde: „Verweile doch, du biſt ſo ſchön!“ ſie, dieſe Wette iſt in den Bund mit dem Teufel eingeſchloſſen. — In wie flagranten Widerſpruch ſich damit der Dichter zu der ſo eben erwähnten Situation ſeiner früheren Dichtung geſetzt hat, die aber in der nunmehrigen Scenenfolge nothwendig einen ſpäteren Platz einnimmt, zu jener Scene, wo Mephiſtopheles es iſt, welcher den Fauſt aus der Seligkeit der dem Rollen der Zeit Stillſtand gebietenden, den Augenblick zur Ewigkeit erweiternden Contemplation herausreißt und durch Wiederanfachen ſeiner Liebesbegier in die Ruheloſigkeit des ſinnlich-phantaſtiſchen Treibens zurückſtürzt: das iſt dem eigenen Bewußtſeyn des Dichters ſchwerlich entgangen.

Weniger ſcheint er einen andern bemerkenswerthen Widerſpruch gewahr geworden zu ſeyn, in welchen er ſich durch eben dieſen Zug mit dem urſprünglichen Sinne der Fauſtſage, der chriſtlichen Teufelsvorſtellung überhaupt, verwickelt hat. In dem dramatiſchen Puppenſpiele iſt ein überaus charakteriſtiſcher, aus ächteſter Quelle geſchöpfter Zug, ein Zug, der wohl auch Goethe bei dem Entwurf jener früheren bis in alles Kleinſte hinein meiſterhaft gelungenen Scene vorgeſchwebt haben mag, dieſer, daß der böſe Geiſt, der ſich bei Fauſt in Dienſt begeben hat, keinen Augenblick unbeſchäftigt bleiben darf, daß er ſtets etwas zu thun, zu ſchaffen haben will. Dieſe Raſt- und Ruheloſigkeit des Böſen, welche ſchon von einem großen Denker des Alterthums, Platon, im zehnten Buche der Republik, als eine kranke, fieberhaft überreizte Lebensſteigerung, als „Schlafloſigkeit,“ in dem Sünder durch die Sünde erzeugt, bezeichnet worden iſt, ſie iſt — was würde es helfen, den Dichter von dieſem allerdings ſchweren Mißverſtändniß, nicht der Sage bloß, ſondern der Sache, frei ſprechen zu wollen? — von Goethe übertragen worden

Digitized by Google

auf den unverehrten ſittlichen Grundtrieb von Fauſts Seelenleben; als wäre ſolcher Trieb es, der in ſeiner Seele jenen wilden Taumel der Leidenſchaft und Sinnlichkeit entzündet hätte.

In der Schlußſcene des zweiten Theiles läßt er den Fauſt zu der Einſicht gelangen: „Nur der verdient ſich Freiheit wie das Leben, der täglich ſie erobern muß.“ Die Stimmung, welche durch dieſe Einſicht in ihm erzeugt wird, das freudige Selbſtgefühl der raſtlos geſteigerten Thätigkeit für edle, ſittliche Zwecke, gewinnt ihm jetzt, in ganz anderem Sinne freilich, als in welchem er es früher verſchworen hatte, jenes verhängnißvolle Wort zum Augenblicke ab: „Verweile doch, du biſt ſo ſchön!“ Er hat dadurch die Wette mit Mephiſtopheles verloren, und daß er ſie verloren hat, bezeugt ſich durch den Tod, der ihn in demſelben Augenblicke ereilt, da er das Wort ausſpricht. Nichtsdeſtoweniger ſoll auch Mephiſtopheles zwar nicht der Wette ſelbſt, wohl aber des Preiſes der Wette, der Seele des Fauſt, verluſtig gehen. Dieß kann, in dem Zuſammenhange des Ganzen, offenbar nur durch die Vorausſetzung ſich motiviren ſollen, daß die Stimmung jenes letzten Augenblicks Ausdruck und Wirkung derſelben Geſinnung iſt, welche den Fauſt durch ſein ganzes Leben begleitet und, ihres wahren Zieles damals noch unbewußt, auch die Ruheloſigkeit ſeines früheren, wüſten Treibens hervorgerufen hatte, erſt jetzt aber, im letzten Augenblicke ſeines Erdenlebens, zum richtigen Bewußtſeyn ihrer ſelbſt und des Inhaltes, der allein ſie in beglückender Weiſe erfüllen kann, gediehen iſt. — Nach dem Allen alſo müſſen wir nun freilich eingeſtehen, daß der Dichter mit einem vor einer ernſten Kritik nicht wohl zu rechtfertigenden Leichtſinn, zu welchem ihn das Bedürfniß verleitete, dem Plane des Werkes einen Halt für den reflektirenden Verſtand zu geben, die Raſtloſigkeit des Sinnentaumels verwechſelt hat mit der um ganze Himmelsweiten davon unterſchiedenen Raſtloſigkeit des „immer ſtrebend ſich Bemühens;“ daß er in jener Schlußſcene, wo aus dem Munde der lichten Himmelsgeiſter die letztere als Bedingung einer durch ſie zu bewirkenden Erlöſung des Sünders bezeichnet wird, ſie durch einen taſchenſpieleriſchen Kunſtgriff für die erſtere untergeſchoben hat.

Wie in den Geſprächen zwiſchen Fauſt und Mephiſtopheles eine ſubtile Metaphyſik über den Urſprung des Böſen, oder vielmehr über den Urſprung jenes realiſtiſchen Elementes, welches dem kühnen Idealismus des aus Gott geborenen, auf den Flügeln der Phantaſie und des Erkenntnißdranges zur Gottheit zurückſtrebenden Menſchengeiſtes ſeine Schranken ſetzt, aus der „alten Nacht, die ſich das Licht gebar,“ — wie dort ſolche Metaphyſik mit der volksthümlichen Vorſtellung von den Höllenmächten: ſo iſt in den phantaſtiſchen Auftritten der Hexenküche und der walpurgisnächtlichen Brockenfahrt, ſammt dem zu letzterer gehörigen Zwiſchenſpiele von Oberons und Titanias goldener Hochzeit, eine in genialem Uebermuth ſpielende Parodie der Nichtigkeiten des menſchlichen, inſonderheit des literariſchen Alltagstreibens in Eins verſchmolzen mit tiefſinnigen, mehr oder minder ſymboliſch gehaltenen Schilderungen des Böſen, der Sünde und des Frevels einer losgebundenen, in wilder Flamme der Begier auflodernden Einbildungskraft.

Auch dieſe Schilderungen haben dadurch, es läßt ſich nicht verkennen, einen etwas zwitterhaften Charakter erhalten; ſie ſtehen in einfach klarer, mit mächtigen Geiſterſchauern ergreifender Wirkung fühlbar zurück hinter den Shakeſpeare'ſchen Hexen- und Geſpenſterſcenen. Der erſte dieſer Auftritte iſt zwar noch der früheren Ausgabe des Fragmentes eingefügt, deſſen leicht humoriſtiſchen Ton er im Ganzen glücklich einhält; wie denn auch Mephiſtopheles hier noch ganz der alte, und mit unübertrefflicher Meiſterſchaft geſchildert iſt. Doch wiſſen wir, daß die Scene von ſpäterer Entſtehung, daß ſie erſt während des zweiten Aufenthalts in Rom, zum Behuf eben der Herausgabe des Fragmentes, vom Dichter niedergeſchrieben iſt. Ihre Einordnung indeß zwiſchen die Schilderung des plumpen Treibens der platt burſchikoſen, von Mephiſtopheles nach Gebühr mit luſtiger Laune geäfften Geſellen in Auerbachs Keller und die erſte Begegnung von Fauſt und Gretchen, darf man wohl eine ſehr geſchickte nennen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, Auguſt.

Stimmung im und nach dem Krieg. — Briefe des Majors von Jena. — Kriegsillustrationen. — Auf dem Hamburger Bahnhof. — Theater. — Die Berliner Poſſe.

Die Zeit iſt undankbar, und wenn die große Stadt vorzugsweiſe der Spiegel der Zeit iſt, ſo können wir dieſen Ausſpruch mit vollem Recht auch auf Berlin anwenden. Die Ereigniſſe überſtürzen ſich, was geſtern die Gemüther aufregte, iſt heute verblaßt, und der ſchnell entlodernde Enthuſiasmus von geſtern hat der tiefer berechtigten Theilnahme für heute die Spitze abgebrochen; Laune und Zufall lenken hierhin oder dahin das Intereſſe, und die meiſt urtheilsunfähige Menge folgt dem glücklichen Griff, mit dem Einzelne das Auftauchende erfaſſen. Wir können das Alles vorzugsweiſe auch auf die Kriegsereigniſſe der letzten Monate anwenden, auf die Wechſelfälle eines Krieges, der nach einem ſo gut als ungetrübten Frieden eines halben Jahrhunderts, zum erſtenmal die preußiſche Hauptſtadt mit vollem Ernſt ergriff und in ſein Schickſal das Leben der Angehörigen aller Kreiſe zog, und trotz ſeines glücklichen Ausgangs Sorge in tauſenden von Familien weckte und nach allen Seiten hin ſeine ſchmerzlichen Wunden ſchlug. Ja neben Siegesfreude bleibt immerhin der Krieg ein ſchweres Geſchick des Landes; aber wer hat das geſehen in dem Treiben der großen Stadt? Jubel, Scherz, die heitere Illuſtration der Weltereigniſſe lagen ſchimmernd auf der Oberfläche des öffentlichen Lebens, und die Thräne verbarg ſich in den ſtillen Mauern. — Aber von der Undankbarkeit der Zeit wollen wir ſprechen und auch für dieſe finden ſich ſchlagende Beweiſe. Im Vergleich zu dem enthuſiaſtiſchen Jubel, der den Sieg von Düppel empfing, der Begeiſterung, mit der man die erbeuteten Kanonen einziehen ſah, erſchien der Eindruck der bedeutendſten Waffenthat dieſes Krieges, des kühnen Schachzugs von Alſen, verblaßt und matt. Es war als hätte man des Siegesjubels ſchon genug gehabt, und der ſtets bereite Witz hielt ſich an das ächte Berliner Bonmot des Soldaten, der ſich dadurch als wahrer Sohn Berlins kennzeichnete, daß er bei der gefahrvollen nächtlichen Ueberfahrt nach Alſen ſeinen Kameraden zurief: „Ne, lieber vorn Schiet nach Straſau überfahren als hier vor umſonſt.“

Es wäre ein weites Feld zu beſchreiten, wollte man für dieſe oft zufällige lautere oder geringere Theilnahme die Motive aufſuchen, und dem Politiker muß es überlaſſen bleiben, Urſache und Zweck dieſes Ereigniſſes ins Auge zu faſſen. Wir halten uns an das einfache Faktum: es war ein Krieg, in dem die Söhne unſeres Landes ſtritten, für deren Schickſal wir zitterten, deren Erfolge wir theilten, deren Tod wir betauerten. Dieſe rein menſchliche Auffaſſung war gewiß die verbreitetſte, und ſie brachte das „für und wider“ der Politiker zum Schweigen. Bei dieſem Kriege, zum erſtenmal, trat der Umſchwung deutlich hervor, den Eiſenbahnlinie und Telegraphenſtrang auf die Ereigniſſe und ihren Rückſchlag ausüben. Faſt den Moment des Geſchehens konnten wir theilen, die Gewißheit deſſelben folgte dem Gerücht ſo ſchnell auf dem Fuß, und wir feierten heute das heutige Ereigniß. Noch mehr, wir erfuhren von Augenzeugen, die eine Reiſe weniger Stunden zu uns brachte, im lebendigen mündlichen Austauſch alle die kleinen Details, die uns früher nie erreichten, oder doch viel ſpäter an's Licht traten; es hätte nur noch gefehlt, daß die induſtriellen Eiſenbahnverwaltungen einen „Extrazug nach dem Kriege“ veranſtaltet hätten, um der Maſſe den Reiz, einen Krieg zu ſehen, zu verſchaffen. Begnügen wir uns heute als rechter Feuilletoniſt, der die ſchnell aufgeſchoſſenen Blüthen des öffentlichen Lebens zu einem flüchtig gebundenen Strauße faßt, den Ausdruck der allgemeinen Theilnahme wiederzugeben.

Faſt wie ein vor Jahren Geſchehenes erſcheint uns jetzt die Zeit, als die beſcheidenſte Gabe für den Krieg, die zerzupfte Leinwand, vom glänzenden Salon bis in die Dachkammer der Armuth alle Hände und Händchen in Bewegung ſetzte. Und dann wuchs das Streben, die Beſchwerden des Krieges zu erleichtern, die Schmerzen deſſelben zu lindern, von der Charpie zum wollenen Strickſtrumpf, von der Flanelljacke zum wattirten Schlafrock, bis zu den Cigarren und Liqueurſendungen, Conſturen und Delikateſſen, Briefbogen mit Bleiſtiften und Cauwerten, und aus der einfachen wollenen Decke wurden Matratzen und Luftkiſſen. Noch weiter, auch für die Pflege an Ort und Stelle fanden ſich im Ueberfluß wie in allen andern Dingen opfermuthige Herzen und Hände, und Lazarethe entſtanden aus dieſer freudigen Bereitwilligkeit — verkörperte Zeichen der ſiebenfalls anerkennenswertheſten Theilnahme, deren großer Zweck ſie vor dem Tadel ſchützt, den die kleinen Auswüchſe auf ſich herabziehen möchten. Jeder that das Seine, hier wie überall, und wir wollen für Berlin auch nur den Unterſchied hervorheben, daß die große Stadt die mannigfachen Zeichen der Theilnahme an's Licht ſtellte, ſie ſchneller ins Werk ſetzte und, ſtets im Mittelpunkt der Ereigniſſe ſtehend, dieſen am paſſendſten einfügte.

Nun folgte die Induſtrie, die die Ereigniſſe ausnutzte, diesmal nicht in eigennützigen, ſondern in gemeinnützigen Abſichten. Wir können nicht alle die kleinen Erinnerungs- und Luxusgegenſtände aufführen, die aus erbeutetem Kriegsmaterial gearbeitet, zum Beſten verwundeter Krieger und

Digitized by Google

ihrer Familien, maſſenhaft ausgeſtellt und gekauft wurden. Man hatte für die Gegenwart geſorgt und fing nun auch an, für die Zukunft Sorge zu tragen. Sammlungen und Lotterien machten einander den Rang ſtreitig und zur Freude des Gebens trat auch der Wunſch und die Hoffnung des Beſitzens. Kaum wird man in Berlin einen Schreibtiſch finden, auf dem nicht ein Briefbeſchwerer als Erinnerung an Düppel prangt, ſey es nun eine elegante Marmorplatte mit Goldſchrift, die das Sprengſtück einer Granate ziert, oder eine einfache eiſerne Kugel auf ſchmuckloſe Holz- oder Steinplatte geſchraubt, oder die bleierne däniſche Spitzkugel an der einfachen gußeiſernen Platte befeſtigt, je nachdem der Beſitzer ſein Scherflein in Gold, Silber oder Scheidemünze beigetragen im Stande war. Die Schlachtfelder lieferten ja reiches Material, und wer kennt die Geſchichte der Kugel, die unſere Hand jetzt faſt gleichgültig berührt, und die vielleicht auf Jahre hinaus in das Schickſal einer Familie eingreift? Thau und Regen hat die Blutſpur abgewaſchen, und wir wiſſen nicht mehr, woher der Roſt, der unſer zierliches Spielwerk ſchmückt. Später lieferte das Holz der Laſetten, jedenfalls friedlicheres Material, wenn auch zu mörderiſchem Zweck gezimmert, reichen Stoff zu kunſtvollen Schnitzarbeiten, und ſo endete der Stamm, der durch Jahrhunderte in den Stürmen der nordiſchen Inſel erwachſen, den die Axt zum Dienſte des Krieges gezimmert, als elegantes Schmuckkäſtchen im parfümirten Salon.

Die Tagesberichte der Zeitungen repräſentirten die ganze Literatur des Krieges; was hätte neben ihm noch aufkommen ſollen? Höchſtens eine politiſche Broſchüre, und auch die kaum, da die Weisheit der Staatskundigen ja auch in den Zeitungen ihr Feld fand, ſo gut als die poetiſchen Verſuche unſerer Jung-Körner, die aber nicht recht aufkommen wollten. Wir ſind übergeugt, daß wir nichts deſto weniger auf die gedruckten Erinnerungen nicht zu warten haben werden und daß bald unſer Büchertiſch überfüllt ſeyn wird von hiſtoriſchen Werken, Tagebuchblättern, Romanen, Novellen und flüchtigen Kriegsbildern. Einſtweilen wird die Fluth noch dadurch gehemmt, daß die Sphinx dieſes Krieges, verſchleierten Hauptes, noch immer ihre Räthſel nicht gelöſt hat. Und doch ſchon jetzt können wir von einem Buch reden, nicht weil es faſt das erſte war, das uns von jenen Kriegstagen erzählte, nicht weil es die Löſung jener Räthſel verſucht, oder in pikanter Form die Ereigniſſe darſtellt, nicht weil es, auf das Intereſſe des Leſers ſpekulirend, der Nationaleitelkeit ſchmeichelt und dem Enthuſiasmus begeiſterte Worte leiht, ſondern gerade, weil es von alledem das Gegentheil thut. Wir ſprechen von den Briefen des Majors von Jena an ſeine Familie, des tapfern jungen Soldaten, der kurz vor dem Düppler Sturm ſchwer verwundet, bald nach dem blutigen Siege ſtarb und deſſen Tod ſo allgemeine Theilnahme erregte, daß er als wehmüthiger Klang vernehmbar hervortönte aus dem lauten Siegesjubel. Freilich war Major von Jena einer der talentvollſten Offiziere der preußiſchen Armee und als ſolcher in weiten Kreiſen anerkannt. Freilich hatte er dem öſterreichiſchen Heere in den blutigen Jahren 1848, 1849 und 1859 angehört und ſich dort den Ruhm unerſchrockenſter Tapferkeit erworben; aber das alles war es nicht allein, was die Theilnahme an ſeinem Dahingehen ſo mächtig erweckte und dem kleinen Buch einen bleibenden Werth verleiht. Wer die wenigen Briefe durchblättert, wird ſchnell die Erklärung finden. Sie zeigen uns das Bild einer liebenswürdigſten Perſönlichkeit, faſt möchten wir ſagen das ideale Vorbild eines Soldaten. Muth, gegründet auf Ehre, Pflichtgefühl, Charakter, nicht die ſtürmende Tollkühnheit des Jünglings, aber die gefahrbewußte Ruhe des Mannes; Beſcheidenheit, nicht die matte des Schwächlings, aber die, die das Bewußtſeyn der Pflicht gibt, und die ſelbſt die Hingabe des Lebens und aller Lebenskräfte nicht höher anſchlägt, als das nothwendige Maß der Pflichterfüllung; Wohlwollen, reich, aber auch rein menſchlich, für Freund und Feind, fern von aller Rohheit des Kriegers, der ſein Handwerk nie das Vergnügen einer Jagd behandelt. Daraus folgte eine Uneigennützigkeit, die alles theilte, wie die Gefahr, ſo auch die Erleichterung derſelben, und alle Untergebenen mit der ernſten Strenge, aber auch mit der aufopfernden Liebe wie Familienmitglieder betrachtete. Und zu alledem tief religiöſes Gottvertrauen und ſchlicht frommer Sinn, gewonnen und gereift Angeſichts der Gefahr und des Todes, dem der junge Held, mehrfach ſchwer verwundet, oft entgegen ſah. Wir verwahren uns dagegen, mit unſerem Lobe einen verſteckten Tadel gegen Andere ausſprechen zu wollen; aber wir müſſen es ſagen, daß dieſes kleine Buch, deſſen Ertrag, ganz ſeinem Inhalte angemeſſen, der Unterſtützung hülfsbedürftiger Kameraden gewidmet iſt, auch über die Grenzen ſeines Vaterlandes hinaus in den Händen jedes Soldaten ſeyn müßte, als Vorbild und Belehrung, daß aber auch jeder Nichtſoldat aus dieſem Bilde des Getreuſeyns bis zum Tode fromme, ernſte Pflichterfüllung lernen kann. Da liegt der Werth dieſer Blätter, deren Veröffentlichung wir nur mit Dank begrüßen können.

Aber ſuchen wir neben dem Ernſten auch heitere Bilder. Unſere illuſtrirten Zeitungen haben auch in dieſer Beziehung in ihrer ſchnellfertigen Weiſe vieles vorweg genommen, und wir müſſen es anerkennen, daß ſie es meiſt in künſtleriſcher Weiſe gethan. Faſt mit ihnen zugleich tauchten die coloritten Groſchenbogen auf, die zuweilen mit unfreiwilligem Humor Kampfbilder hinwarfen, bei denen der Künſtler durch große Wolken grauen Pulverdampfes die Schwäche ſeiner Phantaſie und Kunſtfertigkeit zu decken verſtand. Auch dieſe Bilder haben ihr Publikum gefunden und vor den Schaufenſtern der kleinen Buchbinderläden, die ſie feil boten, ſtets einen großen Kreis Schauluſtiger verſammelt. Freilich wird die Zahl der Käufer mit der der Beſchauer nicht in Verhältniß geſtanden haben. Gleich darauf bewährte der Telegraph der bildenden Kunſt, die Photographie, ihre Schnellfertigkeit, zuerſt in Porträts, dann in Landſchaften, und veranſchaulichte uns in

Digitized by Google

vortrefflicher Weise den Schauplatz des Ereigniſſes. Wir dürfen den Werth dieſer Erfindung ſicher nicht gering anſchlagen, ſelbſt nicht, wenn wir es ſchmerzlich empfinden, wie ſie den Boden der Kunſt mehr und mehr verengt. Wer wollte der Nähmaſchine zürnen, daß ſie die fleißige Hand der Nätherin beeinträchtigt? Schnell brachte die Photographie die Porträts der hervorragenden Perſönlichkeiten des Krieges in alle Hände, und es grenzte an das Unglaubliche, wenn man hörte, zu wie viel Tauſenden von Exemplaren dieſe Karten täglich verauſſen wurden. Jetzt aber fängt auch die Kunſt an uns die jüngſten Ereigniſſe zu reproduciren, und wir wollen hier zuvörderſt von zwei in Lieferungen erſcheinenden Werken reden, die der Krieg hervorrief. Das eine ſind Blätter, von denen uns die erſten Lieferungen vorliegen, entworfen von der künſtleriſch bekannten Hand eines Mitkämpfers, ja Mitverwundeten, des Majors von Salpius. Er ſtellt uns die einzelnen Scenen des Krieges, einen Marſch im Schnee, das Biwacfeuer, den Kampf in lebenswahren, aus eigener Anſchauung geſchöpften und künſtleriſch abgeſchloſſenen Bildern dar. Es trifft hier die Detailkenntniß des Soldaten, die Wahrheit des Selbſterlebten mit der Reproduktionskraft des Künſtlers zuſammen, und bietet eine nach allen Seiten hin werthvolle Gabe.

Ueberraſchender noch ſind vier Blätter von Frauenhand, lithographirt nach Oelgemälden unſerer jungen Kronprinzeſſin. Es ſind das vier einfache Soldatenbilder der verſchiedenen Waffengattungen, die zugleich vier Momente des Düppeler Sturms repräſentiren. Der vorſtürmende Kampf vorſchreitende Soldat, mit der Unterſchrift: „Führ uns zum Siege, führ uns zum Tode;“ der Sieger, der die Fahne auf die eroberte Schanze aufpflanzt, ſeine erſte Empfindung mit den Worten bezeichnend: „Es lebe der König!“ der verwundete Krieger, gelehnt an das eroberte Geſchütz, horchend auf den Dankchoral, den ſeine Kameraden anſtimmen, und unterzeichnet: „Nun danket Alle Gott!“ endlich der Soldat, gelehnt auf ſein Gewehr, ernſt hinabſchauend in die Gruft zu ſeinen Füßen, die er für die gefallenen Brüder geöffnet, mit den Körnerſchen Worten: „Vergeßt die treuen Todten nicht!“ Wie ſingen damit an, dieſe Gabe als überraſchende zu bezeichnen, und eine ſolche iſt ſie wirklich, wenn wir bedenken, daß wir ſie von Frauenhand empfangen, ſo wahr, ſo künſtlerich bei aller Realität, ſo kräftig und frei von aller Sentimentalität der Auffaſſung erſcheinen uns die Bilder. Wir müſſen ſie aber auch bewunderungswürdig nennen, ſo fern von allem Dilettantiſchen ſind ſie, und wie der Gedanke klar und einfach, trägt auch das Bild nichts Verſchwimmendes an ſich. Auch dieſes Werk, auf Subſcription erſcheinend, dient dem Zweck der Wohlthätigkeit, und wir erkennen es dankbar, daß die hohe Frau ihr Talent in dieſem Sinne der Oeffentlichkeit übergab, um ſo dankbarer, als es unbeirrt der öffentlichen Kritik entgegen treten kann. Die Lithographien ſind wohl gelungen, ſo weit uns das der flüchtige Vergleich mit den Originalen zu beurtheilen geſtattete, mit denen uns, freilich auch wenig Tage nur, die Gemäldeausſtellung von Sachſe bekannt machte.

Vielleicht ſchon in den nächſten Tagen wird uns die alle zwei Jahre wiederkehrende Gemäldeausſtellung, deren Eröffnung nahe bevorſteht, mit andern Illuſtrationen des Krieges bekannt machen. Wir dürfen auf ſolche ſogar mit Gewißheit rechnen, da es uns bekannt iſt, daß unſere berühmten Schlachtenmaler Wilhelm Camphauſen und Hunten nebſt mehreren andern Künſtlern auf dem blutigen Schauplatz des Krieges ihre Mappen mit Studien und Skizzen gefüllt haben.

Von allen den unzähligen Witzworten und Anekdoten, die in Blitzesſchnelle von Mund zu Mund gingen, heute erfunden, morgen verbreitet, übermorgen vergeſſen, wollen wir nicht reden neben den ſichtbaren Zeichen, die wir von dem Leinwandläppchen bis zum ausgeräſteten Lazareth, von der aufgeſchraubten werthloſen Spitzkugel bis zu den künſtlichen, theuern Holzſchnitzmöbeln, von dem Groſchenbilde bis zum Kunſtwerke der Maler verfolgt haben: aber angenehm befremden mußte es, daß unſere Reſidenz ſich frei hielt, in aller Freude, von der Prahlerei, die ſich an der Seine ſo ſchnell in ähnlichen Fällen breit zu machen pflegt, und die in den Theatern zum Beiſpiel die Ereigniſſe des Tages öffentlich ausbeutet. Unbemerkt in den kleinen Vorſtadttheatern verſchwanden die Eintagsſtücke, die mehr mit ihren Titeln als mit ihrem Inhalt lockten, die Vaudevilles „In Gottes Namen drauf!“ und wie ſie ſich nennen mochten. Höchſtens ſprach ein Couplet in den Poſſen von dem Siege. Aber auf die Theater wollen wir zurückkommen, und jetzt nur noch die Leſer an den Hamburger Bahnhof führen und ihm zwei verſchiedene Momente ſchildern, während wir in Bezug auf den Einzug der befränzten erbeuteten Kanonen auf die Zeitungsberichte verweiſen. Däniſche Gefangene werden erwartet, eine große Menſchenmenge aus allen Kreiſen iſt verſammelt. Der Zug hält. Sie ſteigen aus, die erſchöpften, ſcheuen Geſtalten, das Gefühl der peinlichen Lage deutlich ausgeprägt auf den ermüdeten Geſichtern. Kein Zeichen verletzender Neugierde, geſchweige denn ein kränkendes Wort, gibt ſich kund, aber ſofort thätige Theilnahme, Erfriſchungen, für die allſeitig geſorgt iſt, Unterſtützungen aller Art, und von Offizieren und Soldaten kameradſchaftliches Entgegenkommen. Es war eine Freude zu ſehen, wie die Geſtalten ſich aufrichteten, die Geſichter ſich erhellten in dem Empfang, wie die Zuſchauer ſelbſt dabei heiter und freudig wurden. Wie mancher mochte daran denken, für den eigenen Sohn oder Bruder in gleicher Lage ein gleiches Recht zu gewinnen! Aber der Egoismus ſpielte gewiß keine Rolle in dieſem Ausdruck rein menſchlicher Regung.

Ein anderes Bild, eben ſo wohlthuend und noch rührender, zeigt ſich uns an derſelben Stelle einige Monate ſpäter. Der Waffenſtillſtand iſt geſchloſſen, die Friedensausſicht befeſtigt ſich, die Reſerven der Regimenter werden zum Theil entlaſſen und kehren zurück. Ein Extrazug bringt die Soldaten wieder in die Heimath. Nicht ein

Digitized by Google

triumphirender Einzug kann sich bereiten, denn es sind nicht heimkehrende Truppen, es sind nur entlassene Mannschaften, kein Rückmarsch, sondern eine Heimreise. Und doch ist der Perron des Bahnhofes gefüllt mit Menschen, zum größten Theil der niedern Classe angehörend, meist Frauen, Mädchen, Kinder, und alle halten beschedene Kränze aus Eichenlaub, oder Sträuße, theils aus Feldblumen, in den Händen. Feierliche Stille, eine Stimmung von Wehmuth und Rührung, eine ernste Spannung auf allen Gesichtern. Der Zug kommt, er hält. Jubelnd schwenken die Arme mit den weißen Binden ihre Feldmützen, und bald darauf stürmen aus allen Coupés die jungen Gestalten in den von den Kriegsstrapatzen arg geschädigten Uniformen, mit den sonngebräunten Gesichtern, lauter Gruß, Anrufen, Finden und stürmische Umarmung, aber auch Enttäuschung, Jammer. Nicht alle, die erwartet wurden, sind da. Oft beruhigt die Antwort auf ein erkundigendes Wort, nicht immer. Wir sahen, noch mehrere Stunden darauf, ein Mädchen durch die Straßen heimgehen, mit verweinten Augen, in den Händen den Eichenkranz, der ihn nicht gefunden, für den er gewunden war. Wie viel stille Trauer umschließt die große Stadt!

Daneben sind die Sommervergnügungen der Residenz in gewohnter Weise weiter gegangen, ohne daß von ihnen etwas Außergewöhnliches zu erzählen wäre. Hier sind es besonders die Theater, und von ihnen ist nichts zu melden. Die königliche Bühne ging matt aus vor den Sommerferien und hat sich ebenso matt wieder nach denselben eröffnet. Während das Ballet im höchsten Glanze florirt, freilich in einem Glanz des Aeußerlichen, der immer mehr abführt von dem Poetischen, während die Oper durch die Aprillaune ihrer Prima-Donnen Publikum und Verwaltung in Athem hält, hat das Schauspiel sich fast ganz von den Neuigkeiten unserer gegenwärtigen deutschen Literatur abgewandt. Die vorige Saison (und man möchte das fast wie eine Demonstration der Verwaltung gegen unsere dramatischen Schriftsteller ansehen) hat eigentlich nur zwei neue Nummern aufzuweisen, ein Schauspiel von Benedix, das nach wenigen Aufführungen vom Repertoire verschwand und „Monsoro“ von Sardou. Während also diese, früher tonangebende Bühne die deutschen Bestrebungen auf dramatischem Gebiet ganz übersieht, waren für das immerhin geistreiche, aber unsittliche Pariser Boulevardstück alle Mittel aufgeboten, der gewiß noch nie an ein deutsches Stück gewendet worden sind. Der Generalintendant hatte das Stück in Paris gesehen, ließ es eigens für seine Bühne übersetzen, schickte seinen Direktor und Oberregisseur nach Paris, um die „Mise en scène“ zu studiren, und darauf wurde das überrheinische Machwerk mit allem nur möglichen dekorativen Glanz vorgeführt. Die Sache wäre kaum der Erwähnung werth, wenn die königliche Bühne nicht dadurch deutlich zeigte, wie sie vollständig von der Bahn abgekommen ist, die wir als die ihr allein würdige bezeichnen müssen. Von einer würdigen Vorführung unseres klassischen Repertoires ist bei dem immer lückenhafter werdenden Personal kaum mehr die Rede. Die guten Zeiten des königlichen Schauspiels sind unwiederbringlich vorüber. Nichts desto weniger führt der immer steigende Fremdenverkehr täglich eine große Zuschauermenge in die Theater, und es wird ziemlich gleichgültig, was und wie gespielt wird, wenigstens für den Kassenerfolg. In den letzten Tagen hat eine Novität auf der Feder der Doktorin Birchpfeiffer, „Königin Ball,“ sich lebhafte Theilnahme erworben, die um so natürlicher war, als eine lebensgefährliche Krankheit der Verfasserin in diesem Sommer die Theilnahme des Publikums anßergewöhnlich auf sie gelenkt hatte. Um so freudiger begrüßte das Publikum die Gelegenheit, die verdienstliche Frau bei ihrem ersten Wiedererscheinen als Schriftstellerin zugleich auch fast ihr erstes Wiedererscheinen als Schauspielerin auf das Anerkennendste zu begrüßen. Frau Birchpfeiffer steht, wie wir hören, ganz nahe vor ihrer Pensionirung. Ihr Verlust als Schauspielerin dürfte nicht schwer zu ersetzen seyn, immerhin aber schreibt wieder eine freundliche Erinnerung mehr von unsern Brettern, die, wenn auch nicht in die glänzendsten Zeiten der königlichen Bühne reichend, doch, mit dem „Heute“ verglichen, im hellsten Lichte dasteht.

Im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater haben die Gäste des Wiener Hofburgtheaters wieder den Werth ihres Zusammenspiels und ihre Zugkraft bewährt. Freilich fehlte Fichtner in der Reihe, dafür aber war Lewinsky eine neue und anziehende Bekanntschaft. Das Victoriatheater zeigt immer deutlicher, daß es die Gunst des Publikums nicht zu gewinnen vermag. Selbst anerkennenswerthe Leistungen auf dieser Bühne, die es freilich nicht den eigenen Kräften verdankt, üben keine Anziehungskraft mehr. So hatten wir im Frühjahr ein Gesammtgastspiel Schweriner Schauspieler, dem wir musterhaftes Zusammenwirken bei guter Schule nachrühmen müssen. Dann hat uns Dresden und Hannover ein Gesammtgastspiel sehr liebenswürdiger Talente zusammengestellt, und schließlich brachte die Königsberger Oper mit namhaften Gästen tüchtige musikalische Aufführungen. Alles das geht nicht mehr. Der Strom will nun einmal nicht in diese Räume führen, und fast will es unglaublich erscheinen, daß das Unternehmen immer noch besteht. Dasür hat sich aber das Wallnertheater einer immer steigenden Gunst des Publikums zu erfreuen, und es mag uns vergönnt seyn, bei dieser Bühne, die in den nächsten Tagen einem bedeutsamen Abschnitt in ihrer Geschichte entgegengeht, etwas länger zu verweilen.

Vor einer Reihe von Jahren, als das Königsstädter Theater geschlossen wurde, wußte sich der Direktor Wallner die Concession desselben zeitweise zu erwerben, und kam mit seiner kleinen Gesellschaft aus Posen, wo er damals die Direction führte. In dem kleinen engen Hause, das, als Liebhabertheater gebaut, nur wenig Zuschauer faßte, außerdem in einer entlegenen Gegend der Stadt, begann er seine Vorstellungen. Niemand hatte Vertrauen zu dem Unternehmen und wirklich wollten die ersten Versuche nach keiner Richtung hin genügen. Bald zufällig wurde ein

Digitized by Google

Stück des jüngeren Dumas, damals noch Novität in Berlin, versucht und errang, getragen durch das große Talent der Frau Wallner, einen ungewöhnlichen Erfolg. Seitdem füllten ſich allabendlich die Räume und allmählig, als dieſes Genre ſich abnutzte, wurde die Poſſe verſucht, die denn auch bald vollſtändig das Terrain eroberte; die große Umſicht, das Geſchick und die Conſequenz des Directors wußten bald ſchriftſtelleriſche und darſtellende Kräfte erſten Ranges für dieſe Gattung zu gewinnen, und jetzt iſt eigentlich die Berliner Poſſe mit dem Wallnertheater identiſch.

Die Herrſchaft der Poſſe iſt zu bedeutſam geworden für die deutſche Bühne, als daß wir nicht dieſer Erſcheinung unſere Aufmerkſamkeit zuwenden ſollten. Mögen wir nun dieſe Herrſchaft noch ſo verderblich finden, das müſſen wir ihr zugeſtehen, daß ſie mehr als jede andere Richtung der dramatiſchen Literatur mit Fleiß und Conſequenz, ja (auf die Gefahr hin, paradox zu erſcheinen) mit Ernſt bemüht geweſen iſt, ſich auszubilden und den gewonnenen Boden zu behaupten. Die Poſſendichter wie die Poſſendarſteller der Wallnerbühne ſind Meiſter in ihrem Fach und verdienen durchaus die Anerkennung, die man dem Genre ſelbſt verſagen möchte. Die Vollendung in der Darſtellung der Poſſe iſt ſo überwiegend, daß die Fleißige Bühne es uns verzeihen möge, wenn wir ihre artigen Darſtellungen im kleinen Luſtſpiel unerwähnt laſſen, obgleich auch dieſe ſich durch Präciſion auszeichnen.

Wir ſehen jetzt allabendlich eine Poſſe: „Namenlos,“ die das Haus immer wieder überfüllt. Wir ſelbſt ſahen ſie mehrere mal immer mit gleichem Vergnügen, und das Publikum wird nicht ſatt, ſich daran zu ergötzen. Worin liegt der Reiz dieſer Poſſe? In ihrem ſpannenden Stoff? in dem jetzt überall verlangten Glanz der Ausſtattung? in neuen Charakteren und Situationen? in der beißenden Satire ihrer Couplets, die jeden Augenblick das Einſchreiten der Behörden fürchten läßt? In dem Allen nicht. Der Stoff iſt eine unbedeutende Variation des oft abgeſpielten Themas des Vaters der Debütantin. Der Komiker und die Soubrette zeigen uns buchſtäblich dieſelben Charaktere, in denen ſie uns ſchon oft zur Heiterkeit hingeriſſen. Ein paar Zimmerdecorationen und die oft dageweſene Hintergardine, die den Zuſchauerraum darſtellt, ſind die ganze Ausſtattung. Die Couplets ſind geiſtreich, aber harmlos — und doch dieſer Erfolg? Nun die Erklärung. Die Verfaſſer ſind ſo ſehr Meiſter in ihrem Fach, kennen ſo genau ihr Publikum, daß ſie aus dem alten Material ein neues Gerüſt ſo kunſtvoll zuſammen zimmern konnten, ohne Längen, mit ſo glücklicher Miſchung von Scherz und Ernſt, daß ſie ſo geſchickt ihre ſentimentalen und übermüthig heitern Couplets zu placiren wußten, um dieſe Wirkung hervor zu rufen; und wiederum die Darſteller ſind ſo ſicher auf ihrem Boden, ſo virtuos zuſammen wirkend, daß ihre Erſcheinung allein das Publikum in Spannung verſetzt. Alles erſcheint ſo natürlich, ſo leicht, ſo von ſelbſt ſich geſtaltend, und dennoch greift man überall die Beweiſe der meiſterhaften Mache und Darſtellungskunſt. Einen ſolchen Zug unter allen wollen wir hervorheben. Das Stück dreht ſich um die Aufführung eines Dramas, deſſen Stoff, der Wirklichkeit entnommen, in das Schickſal der mitwirkenden Figuren eingreift. Die Erzählung dieſes Stoffes iſt nothwendig, aber lang, ernſt, und weder neu noch intereſſant. Nun laſſen die Verfaſſer ihn der komiſchen Figur vom ſentimentalen Helden des Stückes erzählen, und erſtere perſiflirt die Sentimentalität der Erzählung, ihre Alltäglichkeit, ihre Länge fortwährend, ohne doch den Ernſt derſelben irgend wie zu beeinträchtigen. Und wie wird dieſe Scene geſpielt! Ernſt und Scherz ſo klar neben einander, ſo Jedes die Wirkung des Andern erhöhend, daß die langweilige Expoſitionserzählung ſich zu einer der wirkſamſten Scenen des Stückes geſtaltet.

Durch dieſe Gipfelung zur Vollendung in ihrer Art hat die Wallnerſche Bühne ſich einen unbeſtreitbaren Platz in der deutſchen Theatergeſchichte erworben und wird für Berlin unvergeßlich bleiben, wie Raimund in Wien. Aber kehren wir zurück zur äußeren Geſchichte des Theaters. Neben jenem kleinen Hauſe, das wir erwähnten, hat ſeit einer Reihe von Jahren ein geräumiges Sommertheater beſtanden. Jetzt hat der kühne und unermüdliche Director ein neues großes Haus erbaut, das, die Erfahrungen der Pariſer Theater benutzend, den jetzt jedenfalls bequemſten und zweckmäßigſten Theaterraum in Berlin bieten wird. In wenigen Wochen ſteht die Eröffnung bevor, und wenn wir auch oft ſchon an neuen Räumen das Glück der alten Theater ſcheitern ſahen, ſo möchten wir doch hier bei ſo großer Sachkenntniß der Leitung, bei ſolcher Ausbildung der ſchriftſtelleriſchen und darſtellenden Kräfte mit Sicherheit annehmen, daß die Vorliebe des Publikums für dieſe Bühne mit einziehen wird in ihr neues Haus. Jedenfalls iſt das von Bedeutung für unſere Berliner Vergnügungen, und in dieſer Beziehung mag der breite Raum entſchuldigt ſeyn, den wir ihm in unſerem Bericht angewieſen.

Digitized by Google

Aus Süddeutſchland, September.

Die dritte Tonkünſtlerverſammlung zu Carlsruhe (22.—26. Auguſt).

Als wir vor drei Jahren den Leſern dieſer Blätter die zweite Tonkünſtlerverſammlung zu Weimar in einigen Zeilen ſchilderten, konnten wir am Schluſſe die Befürchtung nicht unterdrücken, daß von der Weimarer Componiſtenſchule mit Liſzt der gute Genius entweichen und Mancher der Fortſchrittsfahne nicht mehr ſo zuverſichtlich folgen werde, wenn er ſie nicht mehr ſo kühn und kräftig emporgehalten ſieht. Die Zeit hat dieſe Beſorgniß inſofern beſtätigt, als die neudeutſche Partei keinen Mittelpunkt mehr in Weimar beſitzt, und ſich bis jetzt auch noch keinen neuen irgendwo anders erkämpfen konnte. Wohl hat ein Königswort Richard Wagner und durch dieſen Hans von Bülow nach München berufen; aber Beide werden genug zu thun haben, wenn ſie dieſe Stadt, ehe ſie eine Metropole des Radikalismus in der Tonkunſt werden kann, von jener verrannten, als Claſſicität ſich brüſtenden Apathie gegen alles Neue befreien wollen, wodurch deren muſikaliſches Leben hinter dem Strome der Zeit um ein Vierteljahrhundert zurückgeblieben und auf ſeiner orthodoxen Inſel phlegmatiſch zugeſehen hat, wie es immer mehr iſolirt wurde. Franz Lachner bleibt das große Verdienſt, Beethovens Sinfonien und zahlreiche andere Meiſterwerke in den Odeonsconcerten muſtergiltig aufgeführt und das dortige Orcheſter zu einem virtuoſen Interpreten ſeiner gewaltigen Auffaſſung gemacht zu haben; dafür ſind ihm die Münchner noch auf lange zu Dank verpflichtet, und diejenigen darunter, welche das Antlitz ſchon jetzt der neuen Sonne zuwenden, verdienen deren wärmende Strahlen ſo wenig, als jene andern, welche die Augen abſichtlich ſchließen.

Daß Franz Liſzt von der ewigen Siebenhügelſtadt aus keinen belebenden Einfluß auf ſeine Jünger mehr üben konnte, begreift ſich leicht, und ſo waren dieſe höchſtens auf deſſen Werke hingewieſen, welche immerhin leuchtende Vorbilder waren in jenen Partien, worin das allgemeine Schönheitsgeſetz zur Geltung gelangt, aber auch wie Sirenengeſang verführeriſch wirken konnten, wenn das ſpecifiſch Liſzt'ſche, nur dieſem Genius Erlaubte nachgeahmt werden wollte. „Si duo faciunt idem, non est idem,“ und wenn ein Anderer Liſzt's Eigenthümliches zu copiren verſuchte, ſo lieferte er ein Zerrbild. Viele der Jünger glaubten den Meiſter zu erreichen, wenn ſie in jeder Zeile mit irgend einer ſich verkehrt oder gar nicht löſenden Diſſonanz hereinplagten, und zwar oft ganz unmotivirt; wenn ſie jede ſchlichte Clavierphraſe mit ſoviel Friſur „verunzierten,“ daß man deren urſprüngliche Phyſiognomie gar nimmer erkannte; wenn ſie beim Beginn ihrer Partituren ſechs Syſteme für Blech beſtimmten (vier Hörner, vier Trompeten, drei Poſaunen und die vielgeliebte Tuba), ein embarras de richesse, der ſie zwang, die dickſten Tonknäuel wie Tintenkleckſe auseinander zu kneten, um ja keine der theuern Blechzeilen leer zu laſſen; wenn ſie endlich ſo ungefangmäßig als möglich ſchrieben und ſich dabei auf Beethovens letzte Werke ſtützten. Schier möchte es ſcheinen, als habe ſich Liſzt in Weimar geſagt: „Die ich rief die Geiſter, werd' ich nimmer los,“ und raſch entwich er, in der Weihrauchatmoſphäre der Hierarchie jene verklärte, olympiſche Ruhe ſuchend und findend, welche ſeine in Rom geſchaffenen Werke, wie z. B. das Ave Maria, aufzeichnen.

Scheinen nun aber die meiſten neudeutſchen Tondichter, wenn ſie in eben erwähnter Art ſchaffen, auf einem bedenklichen Holzwege begriffen, während ſich auch die ſogenannte Schumann'ſche Schule in eine Sackgaſſe verfahren hat, wo ſie weder vor- noch rückwärts kann — ihre neuen Produkte ſprechen deutlich dafür — und während die Altconſervativen auf ihrer Sandbank ſitzen und vergeblich das Ablaufen des Stromes erwarten, wo wäre dann das Heil zu finden, das Heil einer geſunden, natürlichen Fortentwicklung? Antwort, wo alles Heil zu finden iſt, in der Freiheit, das heißt: nicht in der ſchrankenloſen Willkür der ſouveränen Phantaſie, ſondern in der Freiheit des muſikaliſchen Individuums, d. h. der einzelnen Stimme des Tongangen, oder, um wiſſenſchaftlich zu ſprechen, in der Polyphonie. Durch die Hegemonie des Claviers, beſonders ſeit Ueberbandnahme der Pedaleffekte, wurde die Pflege des Geſanges und der ebenfalls des innigſten ſubjektiven Ausdrucks fähigen Blas- und Streichinſtrumente in den Hintergrund gedrängt, und der Akkord wurde Ausgangspunkt, ſtatt Reſultat zu ſein; der analytiſche Proceß trat an Stelle des ſynthetiſchen, das Geſuchte an jene des Gewachſenen, und urſprünglich claviermäßig conceipirte Ideen wurden für's Orcheſter bearbeitet, wodurch der Satz für das Bogenquartett unnatürlich ward und dieſes ſelbſt dem Tonkörper keinen Stützpunkt mehr gewährte. Doch genug hievon; wenden wir uns zum Praktiſchen, und haben nach dieſer Introduktion eine kurze Revue über die zu Carlsruhe gehörten Themas, jedoch nur bei jenen länger verweilend, auf welche die Einleitung nicht vollkommen anwendbar wäre.

Der Chef des großherzoglichen Hoftheaters hatte mit ſeiner Auimerkſamkeit für die muſikaliſchen Gäſte Gluck's Armida als Feſtoper gewählt, welche die meiſten noch gar nicht oder nur aus der Partitur kannten, und deren vortreffliche Inſcenirung vor allem hervorzuheben iſt. Das Soloperſonal löſte ſeine Aufgaben in würdiger Weiſe; die Repräſentantin der Armida, Frau Barteli-Boni, hatte die ſchwierige Aufgabe, die vielen kleinen Arien, die faſt

Digitized by Google

alle nicht in Glucks damals ſchon reformirten Styl hereinpaſſen, auch zu dramatiſcher Geltung zu bringen, aber es gelang ihr größtentheils. Die G dur-Arie, eine faſt Mozartiſch ſchöne Nummer, ſang Frau Braunhofer mit ergreifendem Ausdruck. Sehr gut waren auch die Chöre; ſtörend war nur das häufige Herein- und Hinaustänzeln derſelben, ebenſo die aufdringlichen Poſaunen im Orcheſter, von unbekannter Hand dazu geſchrieben.

Nach der Oper begrüßten ſich zum erſtenmal die anweſenden Fremden im Lokale der „Eintracht.“ Da fragte denn Mancher vergeblich nach Richard Wagner, der in Hohen-Schwangau, und nach H. v. Bülow, der krank in München weilen mußte, ſtatt die beiden Feſtconcerte zu dirigiren, oder nach Cornelius, Lauſſ, Damroſch und den vielen Andern, welche in Weimar zur Gründung des Muſikvereins mitgeholfen hatten. Anweſend waren dagegen ſämmtliche Componiſten der aufzuführenden Orcheſterwerke, deren Namen wir alſo bei Beſprechung derſelben nachbringen werden, dann die Comitémitglieder Brandel, Pohl, Gille, Riedel, Kahnt, ferner J. Brahms, M. Zenger, Weitzmann, Sherof, mehrere Profeſſoren des Stuttgarter Conſervatoriums, wie Pruckner, Lebert, Faißt, Stark, Speidel, Singer ꝛc., nicht zu gedenken derjenigen, welche einen muſikaliſchen oder rhetoriſchen Vortrag im Schilde führten. Ein Mißſtand jedoch, der ſich ſchon bei vielen ähnlichen Feſten bemerkbar machte, ward auch hier wieder ſehr fühlbar, nämlich der Mangel eines Nachtragebuches, durch welches die Feſtgäſte bei Zeiten erfahren könnten, wer von den für ſie intereſſanten, oft aber nur dem Namen nach bekannten Männern da wäre und wo er wohne. Die Herſtellung eines ſolchen geſchähe leicht, wenn man Jeden etwa bei Abholung der Feſtkarte ſeinen Namen und Gaſthof in eine alphabetiſch angelegte Liſte eintragen ließe und dieſe im Bureau aufläge. Man ging dießmal an den bedeutendſten Perſönlichkeiten unbekannt vorüber, ſo daß man die nationale Sitte der Tyroler Volksſänger herbeiwünſchte, welche Namen und Herkunft vorn auf dem Leibgurt geſchrieben tragen.

Schon am nächſten Morgen begannen die Concertproben, welche buchſtäblich vor einem „Parterre von Tonſetzern und Dirigenten“ ſtattfanden, und da dem Muſiker eine Probe meiſtens intereſſanter iſt, als die Aufführung, ſich dabei auch manche pikanten Zwiſchenfälle ereignen, ſo erlaube man uns, auch die aufgeführten Stücke gleich nach ihrer in den Proben erfolgten Eintreihung vorzunehmen. Der Eintretende erblickte auf der Bühne des großherzoglichen Hoftheaters ein imvoſantes Orcheſter ſchlagfertig aufgeſtellt; die kampferprobte Carlsruher Kapelle war verſtärkt durch bewährte Kräfte aus Löwenberg, Weimar, Sondershauſen, Mannheim und Stuttgart; als Hauptdirigent ſtand der biedere Max Erfurth am Pulte, ein erfahrener Leiter beſonders „neudeutſcher“ Tonwerke, deren Zahl er durch eigene, zum Theil recht gelungene Produkte anſehnlich vermehrt hat. Nachdem er ſeine Schaar mit freundlichen Worten begrüßt und um Gehuld gebeten hatte, begann das kühne Eingangsmotiv der Bülow'ſchen Orcheſterballade: „Des Sängers Fluch.“ Aber gleich verſtummte es wieder, da die Poſaunen Schreibfehler hatten, und ſolche unvorhergeſehene Cäſuren gab's gar oft; das iſt der Muſiker gewöhnt und freut ſich noch, manche Stelle öfter zu hören, beſonders wenn ihm Alles bei der Wiederholung noch beſſer gefällt, wie es hier der Fall war. Das erſte marſchähnliche Tempo (B dur), an Wagners ſchönſte Sätze gemahnend, führt uns wohlgemuth in den Königsſaal. Dort erklingt, zuerſt in B mit dem Solovioloncell, dann in Des mit der Hoboe, der ſüße Minneſang, dem in D die Königin begeiſternd antwortet; immer ſeliger ſchwellen die Klangwogen, da fährt der König wild dazwiſchen; doch malt und der Tondichter mit der Durchführung der ſchon gehörten Motive nur die allgemeine Unruhe und nicht, wie vielleicht klarer und präciſer geweſen wäre, die wüthende Sprache des Königs; erſt mit dem blitzenden Beckenſchlag fährt das Schwert in des Jünglings Bruſt, und nun erhebt ſich rieſig (das Cellomotiv in B moll und Tripeltakt) die Geſtalt des Harfners, in ergreifenden Harmonien Fluch und Verderben ſchleudernd. Bülow hat ſich durch dieſes herrliche Tonbild, ſowie durch ſeinen Liederkreis: die Entſagende, mit dem daſſelbe in Weichheit und Durchſichtigkeit wetteifert, zu ſeinem großen Vorbilde Fr. Liſzt bereits in ein ähnliches Verhältniß geſetzt, wie Gade zu Mendelsſohn, Marſchner zu Weber, Schubert zu Beethoven ſteht. Welch eine Ideentiefe aber in der Uhland'ſchen Ballade liegt, zeigen außer der genannten die Compoſitionen von Effer, Schumann und Langert, welche, jeder in ſeiner beſondern Behandlungsweiſe, durch dieſen Stoff zu einer Meiſterſchöpfung begeiſtert wurden.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus Spanien, August.

(Fortſetzung.)

Das neue Spanien. — Von Paris nach Madrid.

Während der lebhaften Converſation kam plötzlich durch das Fenſter rechts ein prächtiger, lachender Kopf aus dem vordern Wagen, und gleich darauf ein zweiter links, ein himmliſches Mädchengeſicht, Bruder und Schweſter, die an unſerer Unterhaltung theilnehmen wollten auf dieſe originelle Weiſe; Künſtler, Virtuoſen, Neapolitaner, welche ebenfalls nach der Havannah reiſten, wie wir von dem Bruder erfuhren, welcher die Bekanntſchaft ſo hübſch eröffnet hatte; es war eine Figur wie aus einer italieniſchen Novelle der Sand. Im freundlichſten Contraſte erſchien da die zuvorkommende Art der Welſchen gegen die finſter unzugängliche der ſpaniſchen Nation im Allgemeinen. Die Schweſter, die Sängerin, entzückte den Einen meiner jungen Gefährten. „Monsieur est amateur,“ meinte Muñoz doppelſinnig. Die angenehme Geſellſchaft wurde leider eben ſo ſchnell wieder aus einander geſprengt, wie ſie ſich zuſammen gefunden hatte. Das ſympathetiſche Geſchwiſterpaar trennte ſich zuerſt von uns, weil es den Zug wechſeln mußte. Es war kein willkommener Tauſch, daß zwei ſtämmige Mayoralo bei uns einſtiegen, Andaluſier, die zu allen Fenſtern hinausſchrien: „Vin, traiga cigarros!“ (bringt Cigarren!) Sie ſchienen ſich an die neue, paſſive Manier zu reiſen noch gar nicht recht gewöhnen zu können. Dieß trieb mich, einen rubigeren Waggon zu ſuchen; ich pries mein Geſchick, einen ganz leeren zu finden — aber der Conducteur verweigerte mir den Eintritt: es ſey nicht geſtattet, unterwegs ſich einen neuen Platz zu wählen. Cosa de España!

An einem Fluſſe trauerte die Ruine eines blitzgetroffenen Kloſters. Man erzählte, daß in den nämlichen „tren,“ aus welchem ich geſtiegen war, um in Burgos zu bleiben, der Blitz geſchlagen habe, und auch heute überholte uns ein heftiges Gewitter, das jedoch eben ſo raſch, wie es herſtog, wieder zerſtob, etwa in der Nähe von Duenas oder Cabezon. Jetzt ſollten ſich auf einmal ganz homeriſche Scenen entrollen. Die Kirche hier, der Berg, alles braun in braun, alles von Einer Farbe, wie das ausgedehnte Gefild, in welchem die Männer auf einer Art kleiner Bankwägelein, „drillo,“ umherkutſchieren, um die Frucht zu dreſchen. Wieder auf andern Stellen wird das Getreide von Ochſen geſtampft: und weiterhin beſchäftigen ſich verſchiedene Bauerngruppen, das Sieb zu handhaben. Die Decoration wechſelt. Valladolid ſtieg empor. Es darf ſich in hiſtoriſcher und künſtleriſcher Bedeutung nicht mit Burgos meſſen, gewinnt aber an Lebendigkeit durch den Schienenverkehr. Einige Leguas entfernt, auf dem Wege nach Zamora liegt ein kleines, aber hochwichtiges Städtchen, Simancas, das Staatsarchiv. Ich bedaure es nicht, den Abſtecher dahin unterlaſſen zu haben, ſeit ich zu Madrid einem vormaligen preußiſchen Abgeordneten begegnete, der einen Tag und unſinnig viel Geld daran wendete, eine Kutſche zu nehmen, welche ihn zu dieſem weltlichen Allerheiligſten der Monarchie brachte, das ſich unter ſiebenfachem Siegel begräbt, und wo man dem modernen Pilger auch nicht das geringſte wahrhaft Merkwürdige an Handſchriften zeigte. Von Intereſſe mußte es für ihn ſeyn, dort unſere Landsleute zu ſprechen, die zwei ſtillen Forſcher, gleichſam Eremiten der Gelehrſamkeit, die mit unermüdlicher, eigentlich nur deutſcher Geduld und Aufopferung, obſchon nach dem Vorgange des Amerikaners Prescott, Documente entziffern, zunächſt in hiſtoriſchem Auftrag. Der eine dieſer wackern Männer correſpondirt für engliſche Journale. Der andere, ein Preuße, ſah ſich genöthigt, im Verfolg der Arbeit ſich öfters an ſeine Geſandtſchaft in Madrid um Vermittlung und Schutz zu wenden, wodurch auch bis zu uns ſpäter mauchmal Kunde von ihnen drang. Man bäuft den Märtyrern der Wiſſenſchaft, welche in dem elenden Reſte kaum exiſtiren und die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe aufzutreiben können, tauſend Hinderniſſe auf den ohnehin mühſeligen Weg. Als man merkte, daß ſie einen Schlüſſel zu der Geheimſchrift gefunden hatten und zu dechiffriren begannen, nahm man ihnen die Aktenſtücke weg und verbot ihnen Auszüge zu machen. Es kam ſo weit, daß ſie den Beamten verklagen wollten, der gegen die ihnen ertheilte Erlaubniß der Regierung ihnen das zu den Studien erforderliche Material vorenthielt, ſich hartnäckig weigerte, ihnen die gewünſchten Mittheilungen aus dem Archiv zu gönnen. Die ſanguiniſche Hoffnung, er werde wegen ſolcher Uebergriffe abgeſetzt werden, dürfte ſich wohl ſchwerlich erfüllt haben. Cosa de España! Ich möchte noch hinzufügen, daß zu meinem Leidweſen dieſe beiden Menſchen die einzigen geweſen ſind, von denen ich auch nur erfahren hätte, daß ſie gegenwärtig auf der Halbinſel zu wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Zwecken reiſten. Genau gezählt begegneten mir kaum drei Perſonen, die auch nur zum Vergnügen die Tour unternommen hatten. Alle andern waren nur Geſchäftsreiſende durch ſämmtliche Regiſter, oder ſonſt Induſtrielle, von denen immer einer den andern jagt, und unter welchen man Männer trifft, die noch vor vier Wochen in Rußland waren und in vier Wochen in Afrika ſeyn werden.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 41. 7. Oktober 1864.

— I know him: —
A man of sovereign parts he is esteem'd,
Well fitted in the arts, glorious in arms:
Nothing becomes him ill, that he would well.
The only soil of his fair virtue's gloss,
If a sharp wit match'd with too blunt a will.

Shakespeare.

Beim Prinzen Friedrich von Auguſtenburg-Noer.

Reminiscenzen aus dem Jahr 1849.

Bei den gegenwärtigen Ereigniſſen in den Elbherzogthümern tritt das Haus Auguſtenburg, von dem ſeit dem Sturm des Jahres 1849 weniger mehr die Rede war, wieder in den Vordergrund. In der Zeit der Stille erinnerte ein Glied deſſelben, der Prinz Friedrich von Auguſtenburg-Noer wieder an daſſelbe, indem er vor drei Jahren mit ſeinem bekannten Buche, worin er ſeine Erlebniſſe in den Jahren 1848 bis 1850 rückhaltlos ſchildert, und das wie eine platzende Bombe in die verſchiedenſten Kreiſe einfiel, nicht wenig Aufſehen erregte.* Der faſt Verſchollene, von dem verhältnißmäßig nur Wenige wußten, wo und wie er exiſtirte, ſtand nun wie ein deus ex machina ſammt ſeiner Vergangenheit wieder vor dem wohllöblichen Publikum, und mußte nun, wie jeder andere Autor, die verſchiedenſten Gloſſen über ſich und das Produkt ſeiner Feder ergehen laſſen. Dabei tauchten denn natürlich die verſchiedenſten Anſichten und Urtheile über ſeine Perſönlichkeit und ſeinen Charakter auf, und wenn dabei auch manches als treffend bezeichnet werden kann, ſo zeugte auch vieles wieder vom Gegentheil, und namentlich davon, daß mancher, der ſich ein Urtheil, und wohl gar ein ſtrenges, über den fürſtlichen Schriftſteller erlaubte, dieſen entweder nur wenig oder gar nicht kannte. Prinz Friedrich iſt ohne Zweifel eine der hervorragenden Perſönlichkeiten ſeines Hauſes, er iſt mit Verſtand, ſcharfer Beurtheilungskraft und feſtem Willen begabt, und daß er von dieſen Gaben Gebrauch zu machen weiß, hat er im Drange ſchwerer Zeiten bereits hinlänglich bewieſen.

Den Menſchen als ſolchen lernen wir weniger im weltlichen Verkehr als in ſeinem häuslichen Wirken und Walten näher kennen. Hier gibt er ſich gewöhnliche, wie er iſt. Im Jahr 1849 war ich fünf Wochen unter des Prinzen gaſtlichem Dache, aß jeden Mittag und Abend an ſeinem Tiſche und verkehrte auch ſonſt vielfach mit ihm. Es gelang mir, ſein Vertrauen und ſeine Zuneigung zu gewinnen, und ſo darf ich mir wohl erlauben zu ſagen, daß ich dieſen fürſtlichen Herrn etwas näher zu kennen die Ehre habe. So will ich ihn denn kurz und einfach ſo ſchildern, wie ich ihn gefunden habe und wie mir Erinnerungen und mein damals geführtes Tagebuch dieß und jenes noch an die Hand geben.

---

* Prinz Friedrich von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg-Noer (geb. 1800) iſt der jüngere Bruder des Herzogs Chriſtian, des Vaters Herzogs Friedrich, des gegenwärtigen Prätendenten, ſo wie der Bruder der Gemahlin Chriſtians VIII., Königs von Dänemark.

Vor einigen Jahren erſchienen: „Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich von Schleswig-Holſtein-Noer aus den Jahren 1848—50. Zürich 1861."

Digitized by Google

Am 23. Mai 1849 waren die Compagniechefs in's Stabsquartier beordert worden. Unser Commandeur theilte uns hier mit, daß das Bataillon am nächsten Tage seine Quartiere wechseln würde, und bestimmte diese. Wir zählten zur Reservebrigade unter dem Herzog von Coburg-Gotha, dessen Bestimmung war, das nach Nordost in die See vorspringende Stück Land zwischen der Kieler und Eckernförder Bucht zu besetzen und eine Landung der Dänen in der einen oder andern möglichst zu verhindern. Gewöhnlich wurden alle vier Wochen die Quartiere gewechselt. Bei dem jetzigen Umzuge war es mir aufgefallen, daß, während drei Compagnien unseres Bataillons die Ostküste von Holdenau bis Alt-Bülk besetzten, ich mit einer Compagnie, der zweiten, an die entgegengesetzte Seite beordert wurde, und so, bei einer Entfernung von anderthalb Meilen, außer aller Verbindung kam. Unser Oberst hieß mich, als er die andern Capitäns entließ, zurückbleiben und erörterte mir nun folgendes: Der Prinz Friedrich, der damals auf seiner Besitzung Noer lebte, habe, da diese sehr exponirt sey, um eine Besatzung gebeten. Ich würde dort eine Compagnie des Bataillons G.... ablösen. Meine Stellung, meinte er, wäre zwar eine ziemlich exponirte und ich hätte wohl auf meiner Hut zu seyn, da dort den Dänen mehrere Punkte zur Landung günstig seyen; doch dafür erhielte ich vier berittene Ordonnanzen zugetheilt, durch welche ich leicht Meldung machen oder allarmiren lassen könnte. Was den zweiten Punkt betraf, so spielte darin der Prinz von Noer und sein Sekretär die Hauptrolle. Mein Chef theilte mir mit, mit dem fürstlichen Herrn sey nicht gut Kirschen essen; er sey heftig, aufbrausend und zuweilen mehr als derb. Sein Sekretär ahme ihm darin getreulich nach, und da die bisher dort gelegene Abtheilung des Bataillons G.... nicht zum besten verpflegt worden sey, so habe es zwischen dieser und der Verwaltung allerlei Reibereien gegeben, die von Seiten der ersteren sogar in einige Excesse übergegangen seyen. Er überlasse nun das Weitere meinem Ermessen und Takt, d. h. mit andern Worten: hilf dir selber!

Diese Auspicien verhießen nun allerdings wenig Lockendes, doch war mir nichts weniger als bange vor der Lösung meiner Aufgabe. In Kriegszeiten läßt sich schon ein Wort mit dem Quartierträger sprechen, wenn man die Grenzen der Billigkeit nicht überschreitet, keinen Standesunterschied macht und das Wohl seiner Untergebenen zunächst im Auge behält. Kaum in mein Quartier im reizenden Wick, zwischen Kiel und dem Kanal gelegen, zurückgekehrt, versammelte ich mein Häuflein zum Appell und machte es mit dem bevorstehenden Abmarsch bekannt, sowie mit Manchem in Betreff der neuen Verhältnisse. Namentlich warnte ich vor aller Selbsthülfe und Reiberei, und befahl, wenn etwas nicht in Ordnung befunden werden sollte, solches mir zu melden, worauf ich gewiß Abhülfe schaffen würde. Auf meine braven und mir ganz ergebenen Thüringer konnte ich mich vollkommen verlassen; sie standen zum größeren Theil seit dem Sommer 1848 bei der Fahne, hatten sich bei allerlei Wirren und Anfechtungen des Sturmjahres, sowohl im kleinen Land, wie als „Reichstruppen," treu und fest bewährt und immer den besten Willen und Ordnungsliebe gezeigt. Deßhalb waren sie auch bisher von allen Quartierträgern gut aufgenommen worden.

Es war ein schöner, klarer Maimorgen, als wir unser liebes Wick verließen. Die braven Bewohner hatten den scheidenden Gästen Brodbeutel und Feldflaschen wohl gefüllt, und munter, abwechselnd singend, zogen wir bald zwischen Knicks, bald durch Wäldchen dem neuen Bestimmungsort zu. Als wir gegen Mittag in die Nähe der Westküste kamen, ritt ich ein Stück voraus, mich mit der Gegend einigermaßen vertraut zu machen. Etwa eine kleine halbe Stunde vor Noer begegnete mir eines der Fuhrwerke, wie sie dort üblich sind, ein einfacher etwas hochräderiger Korbwagen mit zwei freien Sitzen. Im vordern saß ein schon etwas ältlicher Herr mit vielem Bartwerk und einer Mütze mit den schleswig-holsteinischen Farben, der ein paar schöne Rosse lenkte; neben ihm saß eine schmächtige Dame in dunkler Kleidung. Den hintern Sitz nahm ein Diener ein. Der Herr musterte mich ziemlich scharf, als er in meine Nähe kam, und ich befah mir ihn ebenfalls. Beim Begegnen grüßte er ziemlich freundlich, ebenso die Dame.

Bald ritt ich in den schönen Park von Noer ein, während der gewöhnliche Weg außen herumführt. Durch eine Allee altehrwürdiger Linden ritt ich dem stattlichen Schlosse zu, und hier angekommen, fragte ich nach dem Prinzen, dem ich die Ankunft der Compagnie im voraus melden wollte. Man erwiederte mir, Seine Durchlaucht sey ausgefahren, es sey aber der Herr Secretär da, ich möge mich nur an diesen wenden, da ihm das Unterbringen meiner Mannschaft übertragen sey. Das paßte nun weniger in meinen Kram, denn nach dem was ich über diesen Mann gehört, hätte ich mich gern mit dem Prinzen selbst verständigt.

Bald darauf stieß ich mit dem Secretär zusammen. Es war ein schmächtiger, hoch blondhaariger Dreißiger, der ziemlich kurz angebunden schien. Nach der ersten Begrüßung, die beiderseitig ziemlich einsylbig war, forderte ich ihn auf, mir die Lokale zum Unterbringen

Digitized by Google

meiner Mannſchaften zu zeigen. Der Blonde führte mich, nachdem ich mein Pferd abgegeben, an das Ende des ſchönen und weiten Oekonomiehofs und hier in einen großen, gewölbten Kuhſtall, der für nicht weniger als 300 Stück beſtimmt war. Es war darin kalt und zugig und ein ſtarker Geruch zeugte noch von ſeinen früheren Bewohnern, obgleich dieſe ſchon ſeit Anfang des Monats in den Koppeln bivouakirten, wie das im Verlaufe des ganzen Sommers dort üblich iſt. Ich erklärte kurz und rund heraus, ich fände dieſes Lokal für meine Leute nicht paſſend und erbitte ein anderes. Der Blonde machte ein etwas erſtauntes Geſicht über meine Anmaßung und ſagte achſelzuckend, er habe über kein anderes Unterkommen zu verfügen. Ich erwiederte kurz, dann werde ich ſelbſt eines ſuchen und ſchon finden. Der Mann konnte nicht begreifen, warum ich etwas vor der bisherigen Beſatzung voraus haben wolle, die es ſich doch auch habe gefallen laſſen. Ich antwortete, die Anſichten ſeyen verſchieden und ich habe eben eine andere.

Mittlerweile war die Compagnie eingerückt. Gern hätte ich der erhitzten und ermüdeten Mannſchaft ſofort ihren Ruheplatz angewieſen, aber ſo mußte ſie bis auf Weiteres noch unter'm Gewehr verbleiben.

Unterdeß hatten wir die Kuhräume, die für ihre Beſtimmung an eine Art Eleganz ſtreiften, für einen menſchlichen Aufenthalt aber eben doch nicht geſchaffen waren, verlaſſen. Der Secretär hielt mir nun einen vollgeſchriebenen Papierbogen vor, mit der Bitte, denſelben zu leſen. Ich fragte, was das ſey? Das Reglement, war die Antwort. So ſehr mich die Benennung auch befremdete, wollte ich doch einen Blick hineinwerfen, um zu ſehen, was denn dieſes „Reglement“ enthalte. Das Ganze beſtand aus ſo und ſo viel Paragraphen über Verpflegung und Verhalten der Mannſchaften. Ueber erſtere ging man ſehr kurz weg; die Leute erhielten auch keinen Schnaps mehr, als ſie vorſchriftsmäßig zu fordern hatten. Was ſie ſonſt brauchten, Milch, Butter, Eier, Käſe und dergleichen erhielten ſie, und zwar gegen eine vorgeſchriebene Taxe, für ihr gutes Geld. Hinſichtlich des Benehmens waren mehr Paragraphen abgefaßt: da ſollte kein Mann in den Park, in die Nähe des Schloſſes; alles Singen und Pfeifen war ſtreng verpönt, die Milcherei, in der ein halbes Schock Mädchen hauste, war, wie dort überall, auch hier beſonders „Tabu.“

Lächelnd gab ich das Papier zurück und fragte, von wem dieſes Machwerk ſey? Er warf ſich erzürnt in die Bruſt und erwiederte etwas heftig: „So iſt es der Wille Sr. Durchlaucht des Prinzen.“ — „So ſagen Sie denn Ihrer Durchlaucht,“ erwiederte ich etwas gereizt: „über das Benehmen meiner Leute habe ich zu verfügen und kein Anderer.“ Von einem ſolchen „Reglement,“ wie er es nenne, könne ich keine Notiz nehmen, möge es gemacht haben, wer da wolle. Uebrigens könne ich ihm verſichern, daß wir bisher von jedem Bauern, der uns wohl oder übel habe aufnehmen müſſen, freundlicher empfangen worden als hier, und der Prinz habe doch im eigentlichen Sinne keine Einquartierung, die Mannſchaften, die hieher kommen, habe er ſich lediglich zu ſeinem Schutze erbeten. Bisher habe uns noch kein Bauer für das, was er ſeiner Einquartierung über die Vorſchrift gegeben, etwas abverlangt.

Dergleichen Redensarten warf ich dem langen Blonden noch mehr an den Hals, der auf ſo etwas nicht vorbereitet ſchien. Er ſagte nun: er wolle mit dem Prinzen ſprechen, ich möge daher etwas verziehen. Er kam nach einiger Zeit zurück; er hatte den inzwiſchen zurückgekehrten Prinzen geſprochen und forderte mich nun auf, ein anderes Lokal zum Unterbringen meiner Mannſchaften zu beſehen. Er führte mich auf den geräumigen Boden einer Remiſe, der zur Aufſpeicherung des Getreides diente. Die Frucht ſollte entfernt werden. Der weite Raum war hell, mit Fenſtern geſchloſſen, gedielt, und drüber wölbte ſich gemächlich ein dichtes Strohdach. Der Platz war paſſend, und eh' eine Viertelſtunde verging, waren meine Leute daran, ſich Stroh und Anderes herbei zu ſchleppen und ſich mit möglichſtem Comfort einzurichten; es wurde gefägt und gehämmert und bald hatte der vorher nüchterne Bodenraum das bunte Anſehen eines Kaſernenſaals.

Nach Noer ſelbſt legte ich mich nebſt dem Oberlieutenant und 50 Mann. Ein Offizier und 50 Mann wurden nach Krufendorf und Grünewald, eine halbe Stunde nördlich, und ein Sergeant mit 30 nach Lindhöft, eine halbe Stunde ſüdlich von Noer, detaſchirt. Sämmtliche Orte liegen an der Küſte und gehören zu den Beſitzungen des Prinzen.' Als die Detachements abgegangen waren, wurden die Poſten längs der Küſte ausgeſtellt und in Noer ſelbſt eine Wache bezogen.

Nachdem das Nöthigſte im Dienſte der Bellona abgethan war, kam die Reihe des häuslichen Niederlaſſens auch an uns Offiziere. Wir wurden in unſer Quartier eingewieſen, das ſich in einem langen Seitenbau unweit des Schloſſes befand. Kaum waren wir da, ſo erſchien der Haushofmeiſter des Prinzen und lud uns zur Tafel auf Abends 5 Uhr ein. Ich lehnte für mich und meinen Premier höflich dankend ab, da wir dienſtlich noch behindert ſeyen. In der That war von einer beſſeren Verpflegung meiner Leute, ſowie

Digitized by Google

einer Abänderung des sogenannten „Reglements“ noch keine Rede gewesen, und so lange man sich nicht dazu bequemte, wollte ich mir weder Verbindlichkeiten auferlegen lassen, noch mir meiner Mannschaft gegenüber ein Bene thun.

Es mochte Mittag gegen ein Uhr seyn, und der knurrende Magen begann sein Recht geltend zu machen. Ich schickte in Ermangelung eines Gasthauses in die Meierei, ließ nach dem „Reglement“ für einige Schillinge Butter durch meinen Diener holen, der von seinem Commisbrod dazu bergab, und einige Flaschen Rothwein, die ich im Fourgon hatte, mußten ebenfalls herbei. Die herrliche frische Butter kam auf einem irdenen Teller an, und wir machten uns mit unsern Taschenmessern mit gutem Appetit an unser frugales Mahl. Als wir im besten Zuge waren, erschien unser langer Blonder, der die Augen aufriß, als er uns so diniren sah.

Seine erste Frage war, wo wir das her hätten? „Das haben wir für unser Geld nach Ihrem Reglement aus der Meierei holen lassen.“ — „Und da schickt man Ihnen einen so schlechten Teller?“ — „Wir sind damit ganz zufrieden, er ist reinlich.“ — „Aber warum haben Sie nicht in die fürstliche Küche geschickt; die Herren Offiziere haben natürlich freie Verpflegung.“ — „Verbindlichsten Dank; aber bei uns ist es nicht Sitte, daß im Felde die Offiziere vor den Soldaten etwas voraus haben wollen. Wir werden uns selbst verpflegen. Doch was ist Ihr Anliegen?“

„Seine Durchlaucht lassen den Herrn Hauptmann fragen, was Sie eigentlich wünschen; Sie wollen billigen Forderungen in Betreff der Leute gern entsprechen.“ Ich entgegnete, ich habe keine Vorschriften zu machen, doch dürfte ich billigerweise wohl das für meine Leute beanspruchen, was diese bei jedem Bauern, auch dem unbemittelteren, erhalten haben. Auf weiteres Befragen nannte ich das nun und Alles wurde sofort bereitwilligst zugestanden. Als sich der Secretär empfohlen, sagte ich zu meinem Premier: „So, nun ist Alles klar, und nun wollen wir uns auch in Staat werfen und den Herrschaften unsere Aufwartung machen.“

Als wir hinüber in's Schloß kamen, wurden wir in's Boudoir der Prinzessin geführt. Sie empfing uns, in einem Fauteuil sitzend, auf das freundlichste und gab uns mit der Hand ein Zeichen, Platz zu nehmen. Kaum waren einige Worte gewechselt, so trat der Prinz ein. Nachdem ich diesem meinen Oberlieutenant vorgestellt, fragte er mich, ob Fräulein v. C., die Hofdame bei seiner Schwester (der Wittwe Christians VIII.) gewesen, mit mir verwandt sey? Ich erwiederte, es sey meine Tante gewesen. Darauf reichte mir der Prinz die Hand und sagte: „Nun, so begrüße ich Sie denn als alten Bekannten, denn wir haben Ihre selige Tante sehr lieb gehabt.“ Man setzte sich wieder und in munterer Conversation blieben wir ziemlich lang beisammen. Ehe wir uns entfernten, fragte uns der Prinz, ob wir zu Mittag bei ihm, oder auf unsern Zimmern essen wollten. Wir baten, seiner erstern Einladung folgen zu dürfen, und er erwiederte darauf, er bitte uns, ein für alle mal während unserer Anwesenheit zu Mittag seine Gäste seyn zu wollen. So endete das erste Zusammentreffen besser, als wir gedacht. Von dem Vorgefallenen war von beiden Seiten nicht ein Wort gefallen.

Kaum hatten wir uns in unserem neuen Quartier umgezogen und wollten eben daran, uns etwas häuslich einzurichten, als ein Lakei angestürzt kam und mich augenblicklich zum Prinzen beschied. Als ich im Schlosse ankam und nach seinem Zimmer fragte, antwortete man mir, Durchlaucht befinde sich oben auf dem Boden. So überraschend mir der prinzliche Aufenthalt schien, so eilte ich doch die Stiegen weiter hinauf, bis ich am Ende unter mächtigem Sparrwerk den Prinzen an einer Dachlüke mit einem großen Fernglas stehen sah. Hinter ihm waren der Arzt, der Secretär und noch einige Individuen. Der Prinz war eben mit einem und dem andern in einer lebhaften Unterredung. Als er meiner ansichtig wurde, fragte er mich: ob denn meine Feldposten nicht gemeldet, daß dänische Kriegsschiffe sich näherten? Ich verneinte das. „Nun denn, so überzeugen Sie sich selbst,“ und dabei trat er von der Dachlüke zurück und schob mich dahin.

Zu meinem nicht geringen Erstaunen sah ich hier etwas, was meinem Blick bisher nicht begegnet war: ein mächtiges Kriegsschiff, von einem Dampfer geschleppt. Weiter zurück zeigten sich noch zwei Schiffe, die aber ruhig zu liegen schienen. „Welche Anstalten wollen Sie nun treffen?“ fragte der Prinz, — „Durchlaucht wollen hier selbst befehlen,“ erwiederte ich. „Es ist zum erstenmal, daß ich unter solchen Umständen an ein Gestade versetzt werde und gegen feindliche Schiffe operiren soll. Durchlaucht sind General und kennen das alles besser, ich bitte daher gehorsamst um Ihre Weisungen.“ — „Nun denn, so fertigen Sie eiligst Ordonnanzen an den Herzog von Coburg und Ihren Commandeur ab, und lassen Sie die Kerls reiten, was das Zeug hält, denn in einer halben Stunde können die Schiffe vor Roer seyn und uns mit Bomben begrüßen.“ — Ich eilte dieses auszuführen und nach wenigen Minuten jagten zwei hanseatische Dragoner ventre à terre nach verschiedenen Richtungen aus Roers Hof. Meine Mannschaft ließ ich unter's Gewehr

Digitized by Google

treten und den beiden Detachements ſchickte ich Ordonnanzen mit der Weiſung zu, ſich eiligſt nach Noer zu ziehen.

Als das abgemacht war, eilte ich wieder hinauf zum Prinzen auf den Boden, der ſeine Beobachtungen eifrigſt fortſetzte. „Sehen Sie,“ ſagte er, „der Däne ſteuert jetzt direkt auf Noer zu. Es iſt das Linienſchiff „Skiold.“ Betrachten Sie ſich den Burſchen einmal näher durch's Fernrohr.“ — Das Schiff war ſchon ſo nahe, daß man die Mannſchaften auf dem Verdeck ſehen konnte. Durch das treffliche Inſtrument konnte man alles deutlich gewahren, was dort vorging. Es ging auf dem Verdeck ziemlich lebendig her; ein Theil der Mannſchaft trieb ſich durcheinander, während die andern in Gruppen beiſammenſtanden. Wieder ließ ich das unbewaffnete Auge über die weite Seefläche ſchweifen. Da bot ſich mir ein Bild, das meinem Gedächtniß nimmer entſchwinden wird. Die Luft war klar und ſonnig, dabei faſt windſtill. Die See lag ruhig da wie ein Spiegel. Langſam und ohne das geringſte Schwanken zog der Koloß heran, die Segel ſchlaff herabhängend und durch den ebenen Spiegel der See eine mächtige Waſſerfurche ziehend. Vor dem Rieſen mühte ſich ein anſehnlicher Dampfer ab, dieſen zu bugſiren. Man ſah und hörte, wie ſauer es dem Burſchen wurde, ſeinen ſchwerfälligen Gefährten vorwärts zu bringen. Mächtig ſchaufelten die Räder im flüſſigen Element, das wie Goldfunken im Sonnenlicht aufſpritzte; zum Schlot hinaus wölkte ſich dichter ſchwarzer Rauch und deutlich hörte man das ſtarke Puſten und Keuchen der Maſchine. Hell blitzten die und da die Geſchützröhren auf dem Deck und aus den Luken gähnten die gewaltigen Feuerſchlünde. Meine Umgebung mochte ſich gleichen Eindrücken hingeben, denn eine Zeitlang wurde kein Wort hörbar. Man erwartete beſtimmt eine Landung oder mindeſtens einen Gruß mit Bomben.

Da unterbrach der Prinz die Stille: „Der Skiold wendet, er zieht wieder ab!“ — Man hörte, wie ſich ein Seufzer ſeiner kräftigen Bruſt entrang. — Wirklich wendete der Koloß in weitem Bogen und bald war er hinter dem waldigen Vorſprung den Blicken entſchwunden. Es wurden nun allerlei Gloſſen über dieſen Beſuch par distance gemacht. Der Prinz meinte, man habe mit einer Excurſion eine Recognoscirung verbinden wollen, da die Dänen jedenfalls von einem Truppenwechſel in dortiger Gegend unterrichtet geweſen wären. Meinen Vorgänger Hauptmann v. B. hatten ſie auch begrüßt. Als dieſer eben ſeine Poſten ausſtellen ließ, ſchickte ein eben dort herumſtöberndes Schiff eine Kartätſchenladung herüber, die aber in den bewaldeten Rand der Küſte einſchlug. Als Hauptmann v. B. ſelbſt herbeieilte, erwies man ihm die Ehre mit einer Vollkugel, die aber ebenfalls bedeutend zu kurz kam.

Um fünf Uhr wurde gegeſſen. Es war eben Beſuch da, ein engliſcher Capitän K... mit Frau und Tochter. Man verſammelte ſich in den Gemächern der Prinzeſſin, die, von Gicht gelähmt, von ihrem Rollſtuhl aus die Eintretenden freundlich empfing. Der Prinz ſelbſt rollte ſie, wenn das Serviren gemeldet war, ſelbſt in den Speiſeſaal. Dieſer und die Gemächer der Prinzeſſin befanden ſich im Erdgeſchoß. Bei günſtiger Witterung wurde die große, breite Glasthüre geöffnet. Der Blick ſchweifte da hinaus ins Freie über herrliche Baumgruppen, grüne Matten und die blaue Meeresbucht. Die Prinzeſſin ſaß am einen ſchmalen Ende der Tafel, am andern der Prinz. Neben dieſem ſtand eine große ſilberne Schelle, mit der er das Zeichen zum Wechſeln der Gerichte und zum Aufheben der Tafel gab. Die vornehmſten Gäſte wurden neben die Prinzeſſin geſetzt. Nach Tiſche rollte der Prinz ſeine leidende Gemahlin wieder in ihre Gemächer, wo der Kaffee eingenommen wurde.

Wir waren Abends jedesmal beim Thee, wurden aber hiezu beſonders eingeladen. Auch der Arzt, der Secretär, der Informator und die Gouvernante der jungen Prinzeſſin wurden hinzugezogen. Ich trinke Abends, namentlich ſpät, Thee nicht gern. Der Prinz, der dieſes bemerkte, fragte mich, ob ich ein Glas Wein vorziehe? Als ich auch dafür dankte, fragte er, wie ich denn Abends zu leben gewohnt ſey? Ich möge mich durchaus nicht geniren. Da ſagte ich denn, mir als gutem Thüringer munde und bekomme Abends ein Glas Bier am beſten. „Das ſollen Sie haben,“ erwiederte er freundlich; „aber erſt morgen Abend, denn das habe ich nicht im Hauſe. Mein Haushofmeiſter wird Ihnen morgen einen guten Tropfen Bayeriſches aus Kiel kommen laſſen.“ — So geſchah es denn auch, und von nun an ſtand allabendlich eine Flaſche des edeln Gerſtenſaftes, mit Korkzieher am Halſe, an meinem Platze und dabei ein Imbiß von kaltem Braten und herrlicher friſcher Butter, während die andere Geſellſchaft zu ihrem Thee mit Backwerk regalirt wurde. Mein Oberlieutenant, der nicht weniger wie ich der Gabe des Gambrinus huldigte, aber durch Zurückhaltung den paſſenden Moment verſäumt hatte, ſah ſehnſüchtigen Blickes nach meiner Flaſche herüber. Aber eine Entſchädigung blieb ihm noch, für die ich Sorge getragen. Kamen wir gegen 11 Uhr Abends vom Thee in unſere Klauſe, ſo fanden wir noch einen Schlaftrunk, wie zur alten edeln Ritterzeit üblich war, auf unſerem Tiſche. Gewöhnlich leiſtete uns noch der Hausarzt,

Digitized by Google

ein angenehmer und geſelliger junger Mann, der im vorigen Jahr den Feldzug der Holſteiner unter des Prinzen Führung beigewohnt hatte, Geſellſchaft. Bei einer Cigarre wurde dann noch ein Stündchen oder mehr gemüthlich verplaudert.

An Tafel und Thee nahm auch die junge Prinzeſſin Luiſe Theil. Die Prinzeſſin, damals dreizehn Jahre alt, war ein allerliebſtes Kind. Friſch und roſig, wie der jugendliche Mai, ſtand ſie an der Grenze der Kinderjahre. Es war eine liebliche Erſcheinung. Schlank wie eine Sylphide, bewegte ſie ſich mit grazibſer Leichtigkeit. Das volle blonde Haar glänzte wie Gold und ein paar herrliche große blaue Augen ſtrahlten Herzensgüte und Lebensluſt. Zuweilen blickte auch der Schalk recht merklich heraus. Als Geſpielin in der Abgeſchiedenheit war ihr die Tochter des Förſters beigegeben, etwa ein Jahr älter. Dieſe genoß auch den Unterricht mit. Es war eine muntere, blühende Brünette. — Der Sohn, Prinz Friedrich, damals 19 Jahre alt, ſtand mit der ſchleswig-holſteiniſchen Armee im Sundewitt. Er hatte, wie alle edleren Jünglinge aller Stände ſeines unglücklichen Landes, die Waffen gegen den Erbfeind ergriffen und ſtand als Lieutenant bei den Dragonern. Er lag damals am kalten Fieber darnieder.

Die Tafel war gut und kräftig, meiſt nach engliſcher Küche. Alles war fürſtlich anſtändig, aber ohne Luxus. Als Getränk kam für gewöhnlich nur ein guter Rothwein auf den Tiſch. Nur wenn vornehmere Gäſte anweſend waren, gewöhnlich Sonntags, wo der Herzog von Coburg mit einigen Offizieren ſeines Stabes oder einige benachbarte Gutsbeſitzer geladen waren, wurde noch ein Deſſertwein gereicht. Champagner habe ich nie geſehen.

Bei Tiſche, wie auch Abends beim Thee, war die Unterhaltung fließend und heiter. Wenn auch der Prinz mitunter ſich etwas verſtimmt an die Tafel ſetzte, was man ihm leicht anmerkte, machte gewöhnlich nach kürzerer oder längerer Schwüle die Munterkeit ihr Recht geltend. Entweder ließ er irgend ein Ventil los, durch das der innewohnende Aerger entſtrömte, oder er ging nach einigen witzigen oder ſelbſt beißenden Bemerkungen in's Heitere über. An Veranlaſſung zu allerlei Aergerniß mangelte es freilich damals nicht. Der Prinz war noch, wenn ich nicht irre, Mitglied der Ständeverſammlung, die in Schleswig tagte und wohin er oft ging. Er verfolgte überhaupt alle Vorgänge auf dem politiſchen Felde wie auch auf dem Kriegstheater mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Da nun damals auf beiden Gebieten allerdings mancher Bock geſchoſſen wurde und des Prinzen klarer und praktiſcher Verſtand immer das Richtige herausfand, ſo konnte es an ſcharfen Kritiken von ſeiner Seite nicht fehlen. Da er ſich nun bei ſeinem lebendigen und oft überſprudelnden Naturell nicht immer die Mühe nahm, ſeine Worte abzuwägen, ſo donnerte er gewöhnlich eine ſcharfe Philippica rückſichtslos heraus. Er kannte da kein Anſehen der Perſon, und bei ſeinem guten Gedächtniß gab er von dieſer und jener bekannten Perſönlichkeit hie und da eine Anekdote zum beſten. Die derbſten Titulaturen wurden dann Manchem, der eine ganz andere Meinung von ſich hatte, an den Hals geworfen. Auch die Seinigen, ſo lieb er ſie hatte, ſchonte er nicht immer. Als eines Sonntags der Herzog und andere Geladene mit ſpeiſten, wurde die kleine Prinzeſſin, mit der ſich der Herzog, neben dem ſie ſaß, neckte, munterer und mochte etwas zu laut lachen. Der Prinz wurde darauf aufmerkſam und fragte, was es gebe? Der Herzog antwortete, die Prinzeſſin habe ihm über etwas keine Schmeichelei geſagt. „Z, ſo nehmen Sie ſie doch bei den Ohren!“ meinte Papa. Die arme Prinzeſſin war wie mit Purpur übergoſſen und blieb bis zum Schluß der Tafel einſylbig und ſchüchtern.

Aber auch im Scherz extravagirte der Prinz nicht ſelten, und wehe dem, den er zur Zielſcheibe genommen und der die Pfeile nicht abwehren konnte! Seine Sticheleien gingen da zuweilen in's Unbarmherzige. Auch gegen mich ließ er hie und da ſeiner Laune, aber in harmloſerer Art, den Lauf. Als ich einſt nach einer felddienſtlichen Uebung mit ſtärkerem Appetit und Durſt als gewöhnlich zu Tiſch kam, ſetzte man mir die zweite Flaſche vor. Der Prinz, der dieſes bemerkte, rief mir von der unterſten Tiſchecke laut vor Allen zu: „Nein, was aber der Hauptmann heute confumirt! Der trinkt ja wie ein Loch!“ Ich ließ mich jedoch nicht beirren und erwiederte: „Ja, Durchlaucht, wer kann für Durſt und guten Wein!“ Der Prinz lachte und ſagte: „Nur zu, beſter Hauptmann! Es freut mich, wenn es Ihnen an meinem Tiſche ſchmeckt und ich machte es Ihnen gerne nach, wenn ich dürfte; aber ich muß mich vor geiſtigen Getränken etwas hüten.“ Nun fing er alsbald an auf die Dänen zu ſchimpfen, die ihm mehrere tauſend Flaſchen des guten Bordeaux, die er im Schloß Gottorp habe zurücklaſſen müſſen, geleert hätten. „Wenn die Canaillen,“ fuhr er fort, „nur wenigſtens gewußt hätten, was ſie getrunken, und hätten es mit Verſtand gethan!“

An Tiſchgäſten fehlte es nicht. Nicht ſelten wurden die Offiziere der in der Nähe liegenden Truppen, die ihre Aufwartung gemacht, oder ſonſt nach Noer kamen, zu Tiſche geladen. Ich erinnere mich noch eines alten braven Rittmeiſters der Hanſeaten, der

Digitized by Google

mit ſeinem Sohne bei uns tafelte. Der Rittmeiſter ſaß neben der Prinzeſſin, er wurde nach und nach redſeliger und erzählte von ſeinen Fahrten und Abenteuern während des ruſſiſchen Feldzugs. Der alte biedere Soldat that dieß gerade wie im Bivouak. So kam denn bei der großen Hungerperiode die Rede auf gekochte und gebratene Hunde und Katzen. Die Manipulation mit allen Nebenumſtänden wurde darein gegeben. Man ſah, wie ſich die Prinzeſſin bemühte, ihren Ekel niederzukämpfen und dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben. Auch der Sohn, ein hübſcher junger Mann, der nicht wenig in Verlegenheit gerieth, ſecundirte der Prinzeſſin möglichſt; aber Alles umſonſt. Der einmal red- und wohl auch etwas weinſelige Alte ließ ſich nicht von ſeinem Thema abbringen und der Hunde- und Katzenſchmaus wurde bis zu Ende durchgeknetet. Die Prinzeſſin kam ſpäter einige mal darauf zurück. Sie ſchauderte dann und ſagte: das ſey ihr ein fürchterlicher Mittagstiſch geweſen, den werde ſie ſo bald nicht vergeſſen. Und doch hatte ſich die gute Dame nicht das Geringſte gegen ihren Peiniger merken laſſen. Sie blieb freundlich und leutſelig nach wie vor und hörte, als es nicht zu ändern war, ſein Geplauder mit unglaublicher Geduld an.

Die Prinzeſſin war eine der liebenswürdigſten Frauen, die ich je gekannt. In ihrer Jugend mag ſie ſehr ſchön geweſen ſeyn, die Jahre und langes, ſchmerzhaftes Leiden hatten die Spuren noch nicht verwiſchen können. Sie war von der Gicht bereits ſo gelähmt, daß ſie, wie geſagt, nicht mehr gehen und die Hände nur ſchwer gebrauchen konnte. Sie konnte nur mit einem Bleiſtift auf den Knieen ſchreiben. Einſt ſprach ſie über ihren Zuſtand bei Tiſch mit mir. Ich fragte ſie, ob ſie häufig Schmerzen habe. „Und welche!“ erwiderte die Dulderin. „Gerade jetzt habe ich ein ſolches Reißen und Stechen in den Händen, daß ich kaum etwas erfaſſen kann.“ — Und ſie ließ gegen andere nicht das Geringſte davon merken. Ein wie das andere mal zeigte ſie ſich heiter, geſprächig, aufmerkſam und voller Liebenswürdigkeit. Beſonders ſtrahlte ihr ſchönes Auge, wenn es auf das ihres geliebten Kindes traf, das am entgegengeſetzten Ende des Tiſches ſaß.

Die Prinzeſſin machte noch ſorgfältige und geſchmackvolle Toilette; beſonders liebte ſie Blumen in den Haaren. Ihre ganze Erſcheinung hatte etwas Aetheriſches, halb Verklärtes. Man merkte ſchon damals, daß ihr die Tage ihres irdiſchen Daſeyns zugezählt waren.

Der Prinz war immer thätig. Außer ſeiner ſtarken Correſpondenz widmete er einen großen Theil ſeiner Zeit der Verwaltung ſeiner Güter. Er zeigte ſich als thätiger Landwirth. Oft ſah ich ihn mit langen kothigen Stiefeln über den Pantalons und im derben Filzhut, einen tüchtigen Knotenſtock in der Hand, vom Felde heimkehren, ein andermal die Stallungen viſitiren. Der ganze Complex beſtand aus vier Gütern (Moer, Grünwald, Krufendorf und Lindhöft). Auf dieſen weideten etwa tauſend Kühe. Moer war das ſtärkſte Gut; es wurden hier gegen 500 Kühe und 90 Pferde gehalten. Die Butter wurde mittelſt einer Dampfmaſchine bereitet und ging meiſt in Fäſſern nach England. Sie war dort als „Kronenbutter“ bekannt, weil über dem Zeichen auf den Fäſſern auch eine fürſtliche Krone eingebrannt war.

Der Prinz war ein guter und verwegener Reiter, und da er Pferde liebte, hielt er für ſich einen kleinen Marſtall, über den ein engliſcher Stallmeiſter die Aufſicht führte. Unter den Lieblingspferden war eines, das nur ſeinen Herrn, den Prinzen, aufſitzen ließ; jeden Andern ſetzte es ohne weiteres ab, ſelbſt den Herrn Stallmeiſter. Letzterer erzählte es mir ſelbſt.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Ueber Goethes Faust noch einmal.

Versuch eines abschließenden Wortes.

(Schluß.)

Zweifelhafter bleibt das Gelungenseyn der Einordnung der Brockenscene zwischen die tragisch ergreifenden Situationen der über Gretchen hereinbrechenden Katastrophe. Zwar haben wir das Zeugniß eines sicherlich competenten Beurtheilers, des sinnig empfindenden Zelter, der gleich nach der ersten Lektüre an Goethe schrieb: „Gewaltsam erschüttert durch und durch hat mich die Brockenscene; der Anblick des unglücklichen Gretchen hat mich fast trostlos gemacht; so leicht es angedeutet ist, so ungeheuer ist die Wirkung.“ Er meint die Vorspiegelung der Gestalt des gefesselten, dem blutigen Verbrechertode geweihten Mädchens und ihrer Reize inmitten jenes wüsten diabolischen Zaubergewirrs in der gespenstischen Erscheinung der „Lilith;“ und er würde Recht haben, wenn diese Spiegelfechterei der Hölle, und was zu ihrer Einführung gehört, den alleinigen Inhalt des grauenvollen Auftritts bildete. Aber der wohlwollende Kritiker selbst findet sich genöthigt einzugestehen, „daß er noch nicht alles verstehe,“ und einem für den Dichter minder voreingenommenen Leser wird man es wohl nicht verargen dürfen, wenn er, hingerissen von der Gewalt der Poesie in den umgebenden Scenen zu leidenschaftlichem Mitgefühl an dem herzzerreißenden Geschick der Dulderin, dieser gefallenen, aber in dem Falle selbst sich durch die unverwüstliche Güte ihrer Natur über den Fall erhebenden Engelsseele, den anderweiten heterogenen Inhalt jener toll humoristischen Zauberscenen, die witzig ironische Darstellung des bem wilden Hexenspuk als so verwandt geschilderten Aberwihes menschlichen Thuns und Gebahrens in zum Theil ganz individuellen, anekdotenhaft historischen Anspielungen, so geistreich sie ist, hier doch nur als eine Störung empfindet.

Ueber den zweiten Theil, über den so viel zu sagen wäre, muß ich mich, der nothwendigen Schranken eines Aufsatzes, wie der gegenwärtige, eingedenk, kurz fassen. Wo dieses wunderlich verschränkten Gedichtes Kern zu suchen sey, der Kern, der durch einen organisch psychologischen Proceß allmählig abgelöst von der Handlung des ersten Theils, sich zum Lebenskeime eines in seiner vollendeten Ausbildung so gut wie selbstständig dem ersten Theile gegenüberstehenden künstlerischen Organismus aufgeschlossen hat, das kann dem aufmerksamen Betrachter, demjenigen wenigstens, der zugleich die Lebensgeschichte, die geistige und sittliche Lebensentwicklung des Dichters kennt und beachtet, mit nichten zweifelhaft seyn.

Das sinnbildlich-phantasmagorische, romantisch-classische Zwischenspiel Helena bildet diesen Kern. Die magische Vermählung des Faust mit dem durch schwarze Höllenkunst heraufbeschworenen Zauberbilde der griechischen Heroine ist der alleinige Zug, welchen die alte Faustsage hergegeben hat zu den in so tiefsinnigen und zugleich so farbenreichen Luftgebilden gaukelnden Allegorien dieser wundersamen Dichtung. Alle andern Züge, auch die hin und wieder mit geflissentlicher Absichtlichkeit dem Zeitalter der Sage, den Weltzuständen dieses Zeitalters angepaßten, sind in völlig freier Erfindung hervorgegangen aus der mit den unerschöpflich reichen Schätzen einer in ihrer Art ganz einzigen, so noch nie dagewesenen Selbst- und Welterfahrung, Selbst- und Weltbeobachtung spielenden Imagination des Dichters.

Als brauchbar für seine Dichtung, als unentbehrliches Ingrediens derselben war jener Zug schon frühzeitig von dem Dichter ergriffen und für den Fortgang des Werkes zu einer Aufgabe poetischer Ausgestaltung gemacht worden. Er hatte an dessen Ausführung Hand angelegt schon zu derselben Zeit, als er noch mit der Ergänzung, mit der Abschließung des ersten Theiles beschäftigt war. Und dieß nicht etwa nur angezogen von dem dichterischen Reize des zauberhaft imaginären Gegenstandes, unbekümmert um einen möglichen Zusammenhang des kühnen Phantasiegebildes mit dem sittlich ernsten Grundgedanken seines Werkes. Vielmehr gerade an dem Abenteuer jener phantastischen Vermählung dachte er, dem Sinne der Sage nicht nachfragend, für welche dieses Abenteuer aller Abenteuer zugleich der Frevel aller Frevel ist, in entscheidender Weise den hohen religiösen Ernst jenes Gedankens, die Seelenrettung seines Helden, zu bethätigen.

Er selbst war sich eines persönlichen Erlebnisses eigenthümlichster Art in seinem Innern bewußt, für dessen Darstellung, für dessen dichterische, mit zufälligen individuellen zugleich den allgemeingültigen, für alle irgendwie verwandte Seelenerfahrung Anderer typischen Sinn zu Tage bringende Offenbarung sich ihm das

Digitized by Google

Bild jener magiſchen, ſo benutzt freilich nicht mehr im Sinne ſchwarzer Zauberkunſt magiſchen, Vermählungsſcene ganz von ſelbſt, ganz ungeſucht als ſymboliſches Mittel darbot. Er war den Zuſammenhang gewahr geworden, der ſich in ſeinem Seelenleben geknüpft hatte zwiſchen dem mächtigen Zuge ſeines künſtleriſch angelegten Gemüthes nach Anſchauung, nach Aneignung des antiken, helleniſchen Schönheitsideals, und der ſittlichen Ausbildung ſeines Charakters zu ächter Welt- und Lebensweisheit, zu uneigennütziger Menſchenliebe und unermüdlicher Thatbereitſchaft für Wohlthun und alle edeln Menſchheitszwecke.

So ward für ihn auf ganz natürlichem Wege philoſophiſch-künſtleriſcher Gedankenbildung die Vermählung des Fauſt mit der Helena zum poetiſchen Sinnbilde einer geiſtigen, einer äſthetiſchen Vermählung ſeines eigenen, und überhaupt des modernen, aus der bürgerlichen Enge des Alltagslebens, aus der düſtern Romantik des Intellectualismus herausſtrebenden Geiſtes mit dem freien Schönheitsſinne, mit der äſthetiſch unverbildeten Natur, mit der plaſtiſch vollendeten Kunſt des claſſiſchen Alterthums. Sie ſelbſt aber, dieſe Vermählung geiſtiger Potenzen, ſie ſollte in ihrer ſymboliſch poetiſchen Darſtellung zugleich das Vehikel werden für die Vergegenſtändlichung des ſittlichen Läuterungs- und Erhebungsproceſſes, der in der Seele des Dichters vorgegangen war, für ihre Uebertragung auf die Perſon des dichteriſchen Helden.

Hier aber trat dem Dichter nochmals, wie auf ähnliche Weiſe ſchon im erſten Theile, die Unmöglichkeit einer ſolchen Darſtellung entgegen, die Unüberſteiglichkeit der in der Natur der Sache liegenden Hinderniſſe, die es auch beim Abſchluſſe des erſten Theiles nicht zu etwas Mehrerem, als nur zu ganz äußerlichen Andeutungen der in dem Gemüthe des Helden ſich vorbereitenden Seelenreinigung hatten kommen laſſen. In ſinnbildlicher Darſtellung ſo wenig, ja vielleicht weniger noch, als in einer unmittelbar der Lebenswirklichkeit entnommenen, im Elemente ſolcher Wirklichkeit ſich einherbewegenden, läßt ſich das wahre Weſen, läßt ſich der myſtiſche Hergang eines moraliſchen Heiligungsproceſſes zu lebendiger, draſtiſcher Anſchaulichkeit bringen. Solcher Proceß bleibt für jedwede dramatiſche Handlung nothwendig etwas hinter der Scene Vorgehendes; ein Drama, welches in ihn die eigentliche Pointe der Verwickelung, der Entwicklung hineinlegen will, iſt eben kein Drama im Sinne ächter, wiſſenſchaftlich ſtrenger Kunſttheorie. Darum alſo hat auch jene, vom Dichter mit ſo reichem Schmucke einer aus allen nur irgend erdenklichen Quellen der gewählteſten, gedankenmäßig ſublimirteſten Bildung und Wiſſenſchaft ſchöpfenden Weltpoeſie ausgeſtattete Vermählungsſcene die Beſtimmung nicht erfüllen können, die ihr in der Oekonomie des Ganzen zugedacht war. Sie iſt für dieſes Ganze, für den durch beide Dramen fortgeſponnenen Faden der Handlung, ein Zwiſchenſpiel, eine Epiſode geblieben; ſie nebſt den ſie einleitenden und vorbereitenden Scenen der erſten Erſcheinung des Zauberbildes der Helena am Kaiſerhofe und der „claſſiſchen Walpurgisnacht.“

Sie ſämmtlich, dieſe Scenen, und nicht minder auch ihre geſammte dichteriſche Umgebung, die in gleichem Geiſte gedichtete, die Sühnung des Fauſt nur in allegoriſchem Bilde andeutende, nicht im Sinne lebendiger poetiſcher Wirklichkeit thatkräftig vollziehende Eröffnungsſcene, desgleichen die ebenſo durchgängig allegoriſchen Maskenſpiele des „Mummenſchanzes,“ die in ſcherzhaftem Prunke einherſchreitende Haupt- und Staatsaction der zwei erſten und des vierten Aktes, — ſie ſind eine unermeßlich reiche Fundgrube und Vorrathskammer der ſinn- und phantaſievollſten Gedankenſpiele. Der Tiefſinn, die unerſchöpfliche poetiſche Fülle dieſer Gedankenſpiele wird die Bewunderung aller kommenden Zeiten bleiben, ſobald dieſelben ſich daran gewöhnt haben werden, nichts anderes, als eben nur ſolche Spiele in der geſammten Dichterwelt des zweiten Theiles ſuchen zu wollen. Denn darüber freilich muß, wer ſolcher Bewunderung ſich hingeben, wer des Genuſſes, der aus dem Gegenſtande dieſer Bewunderung zu ſchöpfen iſt, ſich erfreuen will, ſich ein für allemal verſtändigt haben: durchaus entblößt iſt dieſes luſtige Allegorienweſen von dem tieferen ſittlichen Pathos, ohne welches weder eine wahre Tragödie möglich iſt, noch auch eine religiös contemplative Dichtung jener ernſteren Art, wie ſie allerdings eine Zeitlang dem Dichter im Sinne gelegen haben mag.

Von dieſer Intention, von ihr, ohne welche die geſammte Dichtung in der Geſtalt, wie ſie vorliegt, nicht entſtanden wäre, gibt ein direktes, beſtimmt ausgeſprochenes Zeugniß, wie im erſten Theile der „Prolog im Himmel,“ ſo im zweiten die Schlußſcene, die in den Sinnbildern der kirchlichen Poeſie des Mittelalters ausgeprägte Darſtellung von Fauſts Himmelfahrt. Auch außerdem ward freilich die in Ausſicht ſtehende Rettung der Seele des Fauſt allerorten im zweiten wie im erſten Theile als ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt. Dennoch beruht nicht hierauf im zweiten Theile das poetiſche Intereſſe der Handlung, nicht hierauf ihr weſentlicher, in folgerechter Entwickelung und Steigerung durchgeführter Inhalt. Solchen Inhalt bildet vielmehr, — wir bedienen uns noch einmal jenes glücklichen Ausdrucks des köſtlichen Gedichtes von Hans Sachſens poetiſcher Sendung, — das mit wahrhaft

Digitized by Google

großartigem, zugleich in die ausgebreitetſten Weiten ausſchauenden und in die verborgenſten Tiefen eindringenden Blicke aufgefaßte „Weltwirrweſen;“ das Weltwirrweſen des äußern Lebens und mehr noch das Weltwirrweſen der poetiſchen und wiſſenſchaftlichen Literatur.

Mit der heiterſten Ironie, mit dem überlegenſten Humor hat der Dichter ſolches Gewirr in ein buntfarbiges Gewebe ſinnvoll ſcherzender, nicht mit dem trockenen Verſtande, ſondern überall mit produktiver Einbildungskraft erſonnener Allegorienſpiele auf das Anmuthigſte hineingebildet. „Des Dichters Aug',“ ſo können wir von dieſer wunderbaren Schöpfung mit Shakeſpeares Worten ſagen:

„Des Dichters Aug', in ſchönem Wahnſinn rollend,
Blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erd' herab,
Und wie die ſchwang're Phantaſie Gebilde
Von unbekannten Dingen aufgebiert,
Geſtaltet ſie des Dichters Kiel, benennt
Das luft'ge Nichts und gibt ihm einen Wohnſitz.“

Aber alle im eigentlichen Wortſinn ethiſchen Geſichtspunkte, aller höhere ſittliche Ernſt, alles tragiſche Pathos bleiben von dieſem Spiele ausgeſchloſſen; die gaukelnden Luftgebilde der Phantaſie, des allegoriſirenden Witzes vermögen ein für allemal nicht, ſie zu tragen. Und ſo kann denn auch der Name einer Tragödie, wenn ihn der Dichter für dieſes zweite Fauſtdrama beibehalten hat, von uns nur angeſehen werden als ein Spiel derſelben Ironie, mit welcher die hohe, die zugleich ächt künſtleriſche und ächt philoſophiſche Geiſtesfreiheit des Dichters auf ſein eigenes poetiſches und wiſſenſchaftliches Treiben nicht in anderer Weiſe, wie auf das Treiben der Welt um ihn, herabblickt.

Wir möchten die Dichtung lieber eine divina comedia nennen, in eigentlicherem Sinne, als das Gedicht des Dante, worin ſich umgekehrt der tiefſte tragiſche, der tiefſte ſittlich-religiöſe Ernſt hinter dieſer Benennung verſteckt hat. Es iſt freilich nicht ein Luſtſpiel, wie andere Luſtſpiele, nicht von der unmittelbar draſtiſchen Wirkung, die es für ſceniſche Darſtellung eignen könnte. Für dieſe hatte der Dichter von vorn herein auch den erſten Theil nicht beſtimmt; nur erſt in ſpäterer Zeit hat er ſich einen Verſuch damit gefallen laſſen und ſelbſt nicht ohne Wohlgefallen gefördert. Die auftretenden Perſonen ſind ohne Ausnahme nur luftige, phantaſtiſch-allegoriſche Masken, nicht Menſchen mit lebendigem Fleiſch und Blut der Wirklichkeit, und ganz verſtändlich nur dem durchgebildeten Sinne eines Leſers, der die vielſeitigen Studien nicht ſcheut, deren Früchte der Dichter, nach ſeinem eigenen Ausdrucke, in die heitern Gebilde ſeiner Imagination „hineingeheimniſt“ hat. Aber wenn auch aus dieſem Grunde ſtets nur Wenigen zugänglich, wird das Werk von dieſen Wenigen doch als ein wahrer Triumph der Phantaſie anerkannt und genoſſen werden, der Poeſie, welche hier in ganz einzigartigen, ſo noch nicht da geweſenen und vielleicht nie wiederkehrenden Formen ihr Amt der Welterklärung und Weltdurchgeiſtigung, des in Fluß Bringens und Verflüchtigens aller ſpröden Weltſtoffe vollzogen hat.

Ch. H. Weiße.

Zur Phyſiognomik des menſchlichen Torſo.

(Schluß.)

Schlaff und ſich ſelbſt überlaſſen ſollen freilich weder die Muskeln des Halſes noch die der Hand oder des Fußes ſeyn. Es würde dieß ihre jeden Augenblick nöthige Diſponibilität hindern. Wir ſollen bei ihnen vielmehr die Vorſchrift beachten, die man den Reitern gibt, daß ſie den Zügel nie gänzlich unangeſpannt laſſen, vielmehr, ohne ihn jedoch zu ſehr zu ſtrammen, ſtets ein wenig anziehen. Eine gewiſſe leichte Beweglichkeit des Hauptes, damit wir es nöthigenfalls jeden Augenblick in alle Richtungen bringen können, iſt das natürlichſte. Dieſe Beweglichkeit des Kopfes gehört namentlich zu unſern Geſprächen, bei denen eigentlich ein fortwährendes Nicken, Verneigen, Schwingen oder Schwanken deſſelben ſtattfindet. Nur ſehr ſtolze Menſchen zeigen ſich nicht bloß überhaupt mit ſteifem Nacken und hoch gehobenem Haupte, ſondern ſie converſiren mit uns auch ohne die gefälligen Schwankungen und Verbeugungen des Hauptes.

Digitized by Google

Wie ſehr Kopfbewegungen zu unſern Geſprächen gehören, kann man unter andern an den kleinen chineſiſchen Figuren bemerken, an denen gar nichts beweglich iſt als der Kopf und die dennoch ſogleich, wenn man nur dieſen in Schwingung bringt, in uns den Eindruck erzeugen, als lebten und ſprächen ſie. Auch die intelligentereren Thiere, z. B. gut geſchulte Pferde, werfen zuweilen den Kopf in einer Weiſe auf und nieder, daß es ſcheint, als wollten ſie etwas Verſtändiges damit ſagen, während umgekehrt bei den dummen Gänſen überhaupt nichts dummer ausſieht, als wenn ſie Kopf und Hals ſo ſtockſteif in die Luft hinausrecken.

Der Stolz iſt mehr oder weniger ein Verwandter der Beſchränktheit und die Anzeichen und Symbole beider ſind daher auch vielfach dieſelben. Eine hochfahrende, arrogante und ſteifnackige Haltung des Hauptes gibt dem Geſicht eben ſo gut den Anſchein von Beſchränktheit als den von Uebermuth. Man nimmt dieß unter andern auch an denjenigen wahr, denen in Folge von Erkältung der Hals ungelenkig und unbeweglich geworden iſt. Auch ſie gewinnen vorübergehend jenen Anſtrich; denn Bewegung und ſtete Regſamkeit iſt nun einmal ein Hauptmerkmal des lebendigen Geiſtes. Noch höher ſteigt jener Ausdruck der Einfalt, wenn man den Kopf nicht bloß hoch hält, ſondern ihn bedeutend in den Nacken zurück wirft. Man ſieht wohl ſehr unfähige Schulknaben ſo mit vorgebogenem Oberkörper und mit tief in den Nacken zurückfallendem Kopfe ihrem Lehrer lauſchen, indem ſie zugleich dabei Mund und Augen weit öffnen. Auch die Bauern und andere einfache Leute geben mit derſelben Kopfhaltung, überall hinſtaunend und beſonders empor gaffend, in den Straßen einer fremden Stadt herum. Es iſt dieß die Attitude der Verwunderung, und der Verwunderung geben ſich ja nach dem alten Spruche „nil admirari“ eben die Klugen ſelten hin.

Es iſt freilich zugleich auch die Attitude des Zorns, des Schmerzes, der Ausgelaſſenheit, überhaupt aller heftigen leidenſchaftlichen Erregung. Bei großem Schmerze werfen wir, wie Laokoon, den Kopf in den Nacken, deßgleichen beim Lachen, bei übermäßiger Luſtigkeit, im ausgelaſſenen tollen Tanze. Dieß hat dann aber andere Urſachen. Daß die Bewegung ſo einfältig ausſieht, kommt wohl daher, daß es eben immer unklug iſt, die Erde und den Weg, den wir wandeln, ſo ganz aus den Augen zu verlieren. Der Geſcheite hält den Kopf gerade aus, um, wie der Menſch es ſoll, ſowohl das Himmliſche als das Irdiſche mit ſeinem Blicke beſtreichen zu können, namentlich aber das letztere, das für den Lebensklugen ſo wichtig iſt.

Ein etwas nach vorn geneigter Kopf iſt daher ſtets ein Merkmal ſo wie ein Ausdruck der Klugheit und des Nachdenkens. Der Weiſe ſucht die ſeiner Beachtung werthen Gegenſtände nicht in der Ferne, ſondern nahe an ſeinem Wege. Auch ſieht er nicht gern, wie es beim zurückgeworfenen Kopfe geſchieht, zerſtreut in's unbeſtimmte Blaue hinein. Vielmehr concentrirt er ſich lieber und kehrt bei ſich ſelber ein. Ein leiſe geſenktes Haupt deutet daher auf Ernſt und Beſchaulichkeit. Zugleich ſcheint dabei das Gehirn von der Fülle der Gedanken ſchwer, und es beugt ſich, ſo zu ſagen, wie eine reife volle Frucht herab.

Aber allerdings kann dieſe Schwere des Kopfes auch von andern Urſachen herrühren, von Melancholie, von Trübſinn und Schwermuth. Ein gebeugtes Haupt iſt daher zugleich auch das Merkzeichen der Trauer, eines, wenn nicht von heftigem und übermäßigem, acutem Schmerze (denn für dieſe gilt, wie geſagt, jene ganz zurückfallende Kopfhaltung des Laokoon), doch eines von nagendem Kummer und innerem Leiden gequälten Gemüths. Wollte man aus dieſen Beobachtungen Vorſchriftsmaßregeln für das Benehmen ableiten, ſo müßte man ſagen, daß jeder ſich hierin wie überall nach beiden Seiten hin vor den Extremen zu hüten habe. Im Ganzen iſt aber eine leichte Beugung des Kopfes nach vorne mehr zu empfehlen, als das Gegentheil. Sie iſt ein Zeichen der Beſcheidenheit, der ſinnigen Klugheit und der frommen Demuth. Sie ziert daher auch insbeſondere die Frauen. Die Männer dürfen im Allgemeinen ihr Haupt etwas höher tragen und etwas gerader und ſteifer halten. Es entſpricht ihrem Charakter, ihrer Mannhaftigkeit und ihrer Selbſtzufriedenheit, die man ihnen eher verzeiht.

Man wird daher auch bei allen richtig gedachten und dargeſtellten idealen Männerſtatuen, z. B. beim Apollo von Belvedere oder beim Hercules, wie unter andern auch bei allen römiſchen Imperatoren dieſe gerade oder perpendikuläre Haltung des Hauptes, ſowie umgekehrt bei allen idealen Frauenſtatuen, z. B. bei der Venus von Medicis, jene leichte Beugung deſſelben nach vorne wahrnehmen. Auch bringt beides die Natur im Leben ganz gewöhnlich hervor.

Wenden wir uns von den Proportionen des Torſo und von der Geſtalt des Halſes und ihren Bewegungen zum Piedeſtal der menſchlichen Statue, ſo zeigt auch dieſes eine mehr oder weniger ausgeſprochene und bedeutungsvolle Phyſiognomie. Seine langgezogene Geſtalt iſt ein charakteriſtiſches Merkmal des Menſchen, der ſich über dem Schmutz und Staube des Irdiſchen erheben und leichten Fußes über alle Hinderniſſe hinwegſchreiten ſoll. Die menſchlichen Beine ſind länger als

Digitized by Google

die aller Thiere, wovon man höchſtens die Störche und einige ihnen ähnliche Vögel auszunehmen hat, die aber gerade durch ihre Langbeinigkeit in unſern Augen etwas Gravitätiſches, ſo zu ſagen Menſchliches zu erhalten ſcheinen.

Der Menſch ſoll ſtraff und gerade, wie die Säule eines Tempels daſtehen. Die Neger und andere niedrigere Racen haben dieſes Säulenartige in dem Knochengerüſte ihres Piedeſtals am wenigſten. Daſſelbe leidet bei ihnen an einiger Aehnlichkeit mit dem der Thiere. Vielleicht haben die Griechen, indem ſie den phyſiognomiſchen Ausdruck des Gliederbaus der Thiere beobachteten, mit Rückſicht darauf, ihren halbthieriſchen Waldgöttern, den Fannen, zu dem im Uebrigen menſchlichen Körper ein thieriſches Fußwerk gegeben. Auch die Chriſten haben bei ihrer Darſtellung des Teufels dieß nachgeahmt. Merkwürdig iſt es, daß die Geſchichte uns mehrere Beiſpiele von böſen Charakteren und Tyrannen geliefert hat, welche hinkten (Richard III., Iwan Waſſiliewitſch der Grauſame von Rußland ꝛc.). Manche Schauſpieler bemühen ſich daher bei der Darſtellung der Rolle jenes Shakeſpeare'ſchen Wüthrichs oder des Goethe'ſchen ebenfalls hinkenden Mephiſto, durch die künſtliche Fingirung dieſes Körperfehlers einen ebenſo großen Effekt zu erzielen, wie durch die Zurechtlegung der Geberden ihres Angeſichts.

Die Füße, die im Schmutz und Staube ihre Sklavenarbeit, den ganzen Körper zu tragen, geduldig verrichten, werden häufig überſehen, obwohl auch ſie an der Phyſiognomik, oder der Lehre und Kunſt, aus der Erſcheinung des Aeußern auf das Innere Schlüſſe zu ziehen, ihren nicht zu verachtenden Antheil haben.

Es gibt ein Ideal für den menſchlichen Fuß, und die Natur vermag in ſeine Form, wenn ſie ihn dieſem Ideale nahe bringt, ſehr viel Ausdruck von Schönheit, Grazie und Humanität zu legen. Ein philoſophiſcher Schuhmacher könnte ein Buch über dieſen Gegenſtand ſchreiben. Kleine zierliche Füße ſind immer von vielen Völkern und Individuen als etwas ſehr Wünſchenswerthes betrachtet worden. Den Adel der Race oder umgekehrt die plebejiſche Abkunft wollen einige beſonders deutlich an den Füßen erkennen, und unter andern verräth namentlich den Neger vorzugsweiſe ſein langer breiter Plattfuß mit hinten weit hinausragenden Hacken.

Dieſe Plattfüßigkeit, der Mangel der hübſch geſchweiften Höhlung unter der Fußſohle, jener lang zurückreichende Hacken, ſowie eine übermäßige Breite in der Gegend der Zehenballen ſind die unangenehmſten und entſtellendſten Züge in der Phyſiognomie des menſchlichen Fußes.

Aber von allen Partien oder und Gliedern unſeres Körpers hat außer dem Angeſichte wohl kein anderes ſo viel Phyſiognomie wie die Hand.

„Die Hand iſt ein charakteriſtiſches Kennzeichen des Menſchen.“ Kein Thier, obgleich bei manchen von ihnen die Feinheit des Geruchs oder die Schärfe des Auges noch höher ſteht, als beim Menſchen, beſitzt eine ſo ſchön und ſo vollkommen gebildete Hand wie er. Ihre Empfindlichkeit iſt ſo zart und leitet ihre Bewegungen ſo richtig, ſo genau, und ſie gehorcht ſo augenblicklich jeder Willenskäußerung, als wäre ſie ſelbſt ein Sitz des Willens. Ihre Bewegungen ſind dabei ſo kräftig, ſo frei und doch ſo zierlich, daß es iſt, als hauſte in ihr ſelbſt ein Inſtinkt. Sie iſt auch in der That der einzige Theil unſeres Organismus, in welchem der über die ganze Oberfläche des Leibes ausgebreitete Gefühlsſinn ſo fein entwickelt, und ſo zu ſagen ſo concentrirt iſt, daß wir daraus wirklich noch einen beſondern Sinn, den Taſtſinn gemacht haben.

Der Hauptſitz dieſes Sinnes iſt die Hand, die demnach neben den Theilen des Angeſichts, — Auge, Ohr, Naſe, Mund — als ein Sinnesorgan erſcheint und die daher auch oft, wenn die andern Sinne ihren Dienſt verſagen, als Gehülfe an die Stelle derſelben tritt oder ſie doch unterſtützt.

Der Blinde hat in den Fingerſpitzen ſeine Augen. Ja in Beziehung auf die vollkommen richtige Erkennung der Figur und Form der Gegenſtände wird das Auge ſogar noch von der Hand übertroffen. Wir betaſten gern die zuvor geſchauten Dinge hinterdrein und überzeugen uns von ihrer Geſtalt dadurch noch ſicherer, oder entfernen mancherlei Illuſionen und Zweifel, denen uns das Auge noch überlaſſen hat.

Wie bei unſern Wahrnehmungen dem Auge, ſo ſteht die Hand bei unſern Aeußerungen auch häufig der Zunge und der Stimme bei. Ja ſie erſetzt, wenn jene Organe und ihren Dienſt verſagen, wohl ganz und gar die Sprache.

Die Wilden und die Taubſtummen haben ſich eine Hand- oder Fingerſprache ausgebildet; aber auch die Civiliſirten und die Hörenden bedienen ſich fortwährend der Hand, um mit ihr dem Ausdruck ihrer Gefühle und Gedanken nachzuhelfen. Sie thun durch ſie ihren Abſcheu, ihr Erſtaunen, ihre Liebe und andere Affekte kund, und ſie geben auch durch begleitende Handbewegungen ihren Argumentationen und Verſtandesſchlüſſen mehr Aus- und Nachdruck. Mit Einem Worte, ſie ſprechen vielfach durch die Hände. Fürs den Redner und für den Schauſpieler gibt es daher nach dem Angeſicht kein anderes Körperglied, das ſie ſo fleißig zu beachten, zu ſtudiren und zu cultiviren hätten, wie die Hand und ihre Phyſiognomie.

Digitized by Google

Für die vollkommene Ausübung der Künſte, für den Muſiker, für den Maler, den Bildhauer iſt nach der ſchöpferiſchen Seele nichts ſo wichtig, als eine ſchön organiſirte Hand. Es ſcheint oft bei ihnen, ja ſogar beim Schriftſteller, als ſtäke ſeine ſchaffende Kraft, ſein äſthetiſcher Sinn nicht bloß in ſeinem Kopfe, ſondern auch — wenigſtens ein gutes Theil davon — in ſeiner Hand, der wir daher auch häufig Attribute beilegen, welche an ſich nur dem Geiſte angehören. Wir ſprechen von einer plumpen oder feinen, von einer ungeſchickten oder gewandten, von einer erfinderiſchen und ſchöpferiſchen Hand, ebenſo wie wir von einem groben oder ſcharfen Verſtande oder Kopfe reden.

Wie Geiſt und Verſtand, ſo ſtehen auch Herz und Gemüth mit der Hand in inniger Verbindung. Das Ergreifen und Schütteln der Hände iſt unter allen Völkern der Erde eines der allgemeinſten Zeichen des Friedens, der Zuneigung und der Freundſchaft. Ein leiſer oder kräftiger Händedruck folgt überall den zarteſten und heftigſten Bewegungen des Herzens und dient ihnen zum Ausdruck. Darum iſt ja auch neben dem Mund und Angeſicht die edle Hand, durch welche Geiſt und Herz ſich ſo vielfach bethätigen, das einzige Organ, das wir mit Küſſen bedecken. Der Handkuß iſt faſt bei allen Völkern gebräuchlich, der Fußkuß und die Umarmung der Kniee nur ausnahmsweiſe zur Bethätigung allertiefſter Unterwürfigkeit.

Wie unmittelbar die Blutgefäße der Hand im Herzen wurzeln, zeigen ſchon die ſprichwörtlichen Redensarten, durch welche wir die Wärme und die Kälte des Herzens mit der Temperatur der Hand in Verbindung ſetzen; deßgleichen die Schmeicheleien, die wir an die von uns geſtreichelte und gekoſte gute liebe Hand uns theurer Perſonen verſchwenden, ſowie auf der andern Seite die Scheltworte „harte Hand“ oder „rauhe eiſerne Fauſt,“ deren wir uns bedienen, wenn wir Menſchen von widerwärtigem Charakter, von liebloſem und hartem Sinn bezeichnen wollen.

Da nun dieſem Allen nach unſere Hand ſich uns gewiſſermaßen als ein beſeeltes Glied des Leibes darſtellt, ſo wird man es auch natürlich finden, daß ſie wie das Haupt in ihrer Entwicklung und Geſtaltung von den Eigenſchaften des Geiſtes und der Seele in hohem Grade beeinflußt wird und daß ſie als ein ſehr zartes Organ, und ſo zu ſagen als ein Nebenblatt, ebenſo wie das Angeſicht, welches die Hauptblüthe des ganzen Gewächſes iſt, von den Zuſtänden des menſchlichen Organismus, von ſeinen Krankheiten, ſeinen Altersſtufen ꝛc. beſonders ſtark afficirt wird.

Ich möchte in dieſer Beziehung gleich an die Portraitmaler erinnern, die bei ihren Gemälden mit keiner andern Partie der von ihnen darzuſtellenden Perſönlichkeiten es ſo genau nehmen, wie mit der Hand, deren charakteriſtiſche Portraitirung ſie auch für ſo ſchwierig halten, daß ſie bei der Abſchätzung ihrer Kunſtprodukte einen großen Unterſchied machen zwiſchen einem Bruſtbilde mit Händen oder ohne Hände und dabei für dieſe beinahe den halben Preis des Angeſichts anſetzen, während ſie den ganzen Reſt bei weitem nicht ſo hoch anſchlagen. Auch erſcheint uns in der That ein Portrait ohne Hände faſt wie ein verſtümmeltes oder unvollſtändiges Bild, während wenn die Hände nur da ſind, wir die andere Hälfte des Körpers nicht ſo ſehr vermiſſen. Deßgleichen, wenn ein Menſch die Hände unter die Decke ſteckt, iſt es beinahe, wenn auch nicht ganz ſo ſtark, als hätte er ſein Geſicht verhüllt.

Die Altersſtufen der Menſchen drücken ſich in der Phyſiognomie der Hände mit großer Beſtimmtheit aus. Bei dem ſchlummernden Säuglinge in der Wiege rührt uns nächſt dem Anblick ſeines lächelnden Angeſichts nichts ſo ſehr als der Ausdruck ſeiner unſchuldigen Händchen, ihre zierliche Form, ihre friſche, roſige Färbung. Die Fingerchen ſind kurz und fleiſchig, die Haut äußerſt zart, die Knochen noch ſchwach. Sie gleichen den Knöspchen einer Blume.

Mit dem fortſchreitenden Leben entwickeln ſich dieſe Knospen auf gar mancherlei Weiſe. Sie bleiben zarter und feiner bei der Frau, ſie werden feſter und charaktervoller beim Manne. Bei jedem Individuum geſtalten ſie ſich wieder anders. Vom hohen Alter werden ſie ebenſo wie das Angeſicht ſtärker afficirt als andere Organe. Sie bekommen Runzeln wie dieſes. Wie die Wangen einfallen, ſo ſchwinden auch mit der Zeit die Muskeln unſerer Finger.

Krankheit, Schwäche und körperliches Leiden drücken ſich ſehr bemerkbar in der Phyſiognomie der Hände aus. Sie haben ihren geſunden oder kränklichen Teint, wie das Angeſicht, und nach dem Ausdrucke des Leidens oder des Todes in den Geſichtszügen iſt an der menſchlichen Geſtalt nichts, was uns mehr ergreift, als eine kalte, abgemagerte, leidende Hand. Die Bewegungen, Zuckungen und convulſiviſchen Verdrehungen der Finger bei phantaſirenden Kranken erſcheinen uns oft höchſt ſchreckhaft. Und umgekehrt kann uns der Anblick der guten, alten, matten, zitternden, hülfloſen Hand eines werthen erkrankten Freundes mit ganz beſonderer Rührung erfüllen.

Eine der gewöhnlichſten Viſionen bei denen, welche zu lebhaften Träumen geneigt ſind, iſt — (neben den ſchreckhaften Geſichtern, die ſie häufig ſehen) — die Erſcheinung einer geſpenſterhaften Hand, die ſie ausgeſtreckt

Digitized by Google

zu erblicken glauben. Mit den Füßen begegnet ihnen so etwas nicht.

Wie die Alters- und Krankheitszustände, so erkennt man auch Stände und Racen häufig mit fast eben so großer Sicherheit an der Physiognomie der Hände wie aus der Gesichtsbildung. Die Hände, die Länge der Finger, ihre Stellung und ihre Proportionen sind bei den verschiedenen Völkern fast so mannigfaltig wie die Schädelformen. Wenn sie auch sonst im Stamm und in der Säule des Körpers nicht so auffallend abweichen, so thun sie es doch sehr merkbar im Charakter dieser Extremitäten, darin wieder den Bäumen ähnlich, die allerdings auch im Stamm, aber doch vorzugsweise in den Blättern und Blüthen ihre Unterscheidungsmerkmale haben.

Die Hand eines Indianers, selbst die eines Zigeuners läßt sich auf der Stelle von der eines Europäers unterscheiden. Und wenn auch der letzte Rest von Negerfarbe und Negerphysiognomie im Antlitz der Mischlinge verwischt scheint, so untersuchen die amerikanischen Sklavenhändler die Hände und sehen in ihnen doch noch die Spuren jenes afrikanischen Blutes deutlich angezeigt.

Die höheren Stände aller Völker der Erde thun sich besonders viel auf eine aristokratische Hand zu gute, und erkennen sich daran so gut wie am Gepräge des Antlitzes. Auch widmen die Eleganten in allen Ländern und Reichen, neben dem letzteren, der Hand vorzügliche Aufmerksamkeit. Wir cultiviren sie mit ganz besonderer Zärtlichkeit, schmücken sie mit Gold und Edelsteinen und machen ihr die sorgfältigste Toilette mit Handspangen, Ringen, Manschetten und andern Zierathen, die mit den Halskrausen und Diademen des Hauptes correspondiren. Die Hand wird parfümirt, sie wird sogar geschminkt, wie die Wangen, und bien ganté zu seyn, ist ein Hauptaugenmerk unserer Stutzer.

Trotz des übeln Sprichworts „lange Finger haben," ist doch die Länge der Finger ein sehr wesentlicher Theil der Schönheit der menschlichen Hand. Die Finger erscheinen uns weit eher zu kurz als zu lang. Durch bedeutende Länge der Finger wird die Hand zu allen feineren Verrichtungen besonders geschickt. Mit kurzen Fingern schreibt, malt, musicirt und tastet man schlecht. Eine langfingerige Hand gewährt daher den Ausdruck der Intelligenz und der Kunstfertigkeit.

Die kurzen dicken, muskulösen Finger sind nur bei Verrichtungen, die viel physische Kraft erfordern, brauchbarer. Auch pflegen alle Menschen, bei denen die physische Kraft überwiegt, so geartete Finger zu besitzen. Sie sind unter andern dem Boxer wichtig, weil sie, zur geballten Faust verklammert, sich leichter als Hammer gebrauchen lassen. Alle intelligenten Menschen sind mit langfingerigen Händen begabt, und überhaupt halten die höheren und gebildeteren Stände nicht nur viel auf elegante, langgezogene Finger, sondern sie besitzen dieselben häufig von Haus aus.

Je tiefer man auf der Scala der Bildung, der feinen Erziehung und der Regsamkeit des geistigen Lebens hinabsteigt, desto kürzer und plumper werden im Durchschnitt die Finger. Die Cretins und Blödsinnigen sind allgemein durch sehr dürftige Entwicklung der Tastorgane, durch verkümmerte Finger ausgezeichnet. In ihren kleinen, dicken, stumpfen, wenig beweglichen Fingeransätzen liegt ein sehr schlagender Ausdruck ihrer Geistesschwäche. Auch bei den kleinen Kindern sind die Fingerchen meist noch ziemlich kurz. Auch liegen sie bei ihnen noch häufig in der Faust zusammengeballt, wie Blätter in einer Knospe. Fast alle Säuglinge ballen die Hand, und oft muß man ihnen das Händchen erst mit einiger Gewalt öffnen. Wenn sie anfangen die Hand zu öffnen oder den Zeigefinger lang auszustrecken, so ist dieß schon ein Zeichen eines bedeutenden Fortschritts ihrer geistigen Entwicklung. Auch sind bei ihnen die rundlichen Händchen, obwohl sie in ihren unsichern tappenden Bewegungen durch einen Ausdruck unschuldiger Absichtslosigkeit uns zu rühren vermögen, doch ohne bestimmte charakteristische Physiognomie. Diese bildet sich, wie gesagt, in der Hand wie im Angesicht erst im Laufe der Jahre mit der Entwicklung der Talente, der Eigenheiten des Temperaments und mit der Häufung der Sorgen, Arbeiten und Geschäfte heraus.

In wie hohem Grade sich die individuellen Besonderheiten oder die Seelenzustände in den Händen aussprechen, davon führen uns die Produktionen unserer Maler und Bildhauer eine Menge schlagender Beweise vor Augen. Häufig haben sie die Hände benutzt, um die künstlerischen Effekte und Contraste in ihren Darstellungen bedeutend zu erhöhen.

Das berühmte Bild von Titian, der sogenannte „Zinsgroschen," liefert davon eines der interessantesten Beispiele. Auf demselben ist das geistige, milde, treue, geduldige Angesicht des Erlösers mit der verschmitzten, grobsinnlichen, hartnäckigen Larve des Pharisäers in beredten Gegensatz gebracht. In eben so scharfem Contraste stehen nun aber auf diesem Bilde die Hände beider Figuren, die das Streitobject, den Zinsgroschen, darreichen oder empfangen. In der bräunlichen, fleischigen, plump- und kurzfingerigen, starkknochigen und kneifzangenartigen Hand des Pharisäers, die Einen fast an die Tatze eines Thiers erinnert, glaubt man dieselben Geistes- und Charaktereigenheiten ausgeprägt

Digitized by Google

zu ſehen, die ſich in ſeinem Geſichte abſpiegeln, während die zarte, fein und edel gebildete, vertrauensvoll und geduldig ausgeſtreckte Hand, die das Geld empfängt, mit ihren eleganten länglichen Fingern zu keinem andern Geſichte gehören konnte, als zu dem des Erlöſers.

Auf einem Gemälde von Rembrandt, welches unter dem Namen „der grimmige Simſon“ oder „der Herzog Adolph von Geldern“ ſehr bekannt iſt, ſpielt eine äußerſt charakteriſtiſche Hand eine ſehr hervorragende phyſiognomiſche Rolle. Der arme halbblinde Herzog von Geldern ſteckt auf dieſem Gemälde ſein zitterndes greiſes Haupt aus einem Fenſter des Gefängniſſes und ſcheint ſeinen grauſamen Sohn Simſon um Erbarmen anzuflehen. Dieſer aber hält dem ehrwürdigen Antlitz des alten Vaters ſeine geballte Fauſt, die den Mittelpunkt des Gemäldes einnimmt und hell beleuchtet iſt, entgegen. Dieſelbe iſt anzuſchauen wie ein faſt fingerloſer unartikulirter Fleiſch- und Knochenklumpen und paßt vortrefflich zu den verbiſſenen Zähnen, zuſammengekniffenen Lippen, zum ganzen Ausdruck von Härte in der wilden Phyſiognomie des grimmigen Simſon. Wer dieſe Hand des Rembrandt'ſchen Simſon einmal geſehen hat, vergißt ſie nicht wieder.

Bei der berühmten Statue des ſeinen Rauſch ausſchlafenden Fauns in der Glyptothek zu München iſt die entkräftete Hand mit angeſchwollenen Adern und mit den ſchlaffen, abgeſpannten, thatloſen Fingern, die wie welke Blätter am Körper herabfallen, beſonders bezeichnend und mag ebenfalls als ein Beiſpiel angeführt werden, welch große Effekte ein Künſtler durch eine richtige Behandlung der menſchlichen Hand und ihrer Phyſiognomie zu erzielen vermag.

In der ſchönen hochpoetiſchen Skizzenreihe, die unſer trefflicher Maler Schwind zur Illuſtrirung des reizenden Mährchens von den ſieben Raben für den Herzog von Weimar componirt hat, finden ſich neben den vielen ſchönen, ſprechenden Köpfen und Geſichtern eben ſo viele charakteriſtiſche und phyſiognomiereiche Hände, denen der ſinnige Künſtler beſondere Sorgfalt gewidmet hat: die armen, Mitleiden erweckenden, gebundenen Hände der ſchönen Gefangenen, der Heldin der Dichtung, die ausgeſpreizten Hände der erſchreckten Zuſchauer, der warnende Zeigefinger der guten, ſorgſamen Fee, die verlangenden Hände der erlöſten Brüder, die ſanfte, freundliche Hand des liebenden Gatten. So könnte man faſt jedes richtig gemalte Bild eines tüchtigen Malers durchgehen und würde darin ſicher reiches Material für das Studium der Phyſiognomie der menſchlichen Hand entdecken.

Weil das Auge ſo ſehr vielſagend iſt, ſind Freunde und Verehrer wohl auf die Idee gekommen, bloß das Auge der ihnen theuren Perſonen porträtiren zu laſſen und ein ſolches Augenbild in ihr Sanctuarium zu hängen. Namentlich iſt oder war doch in Spanien die Sitte, gemalte Freundesaugen zu verſchenken und zu bewahren, ſo gewöhnlich wie bei uns früher das Schenken von Silhouetten und jetzt von Photographien. Aehnliches hat man nun auch wohl mit der Hand gethan. Man hat die Hände geliebter Perſonen in Gyps modelliren oder von geſchickten Künſtlern in Marmor genau abconterfeien laſſen, und hat ſie als beſonders werthvolle Andenken an die Lieben aufbewahrt. Und wenn ich die ſtille, aber ausdrucksvolle Sprache, welche die Hände zu uns reden, recht erwäge, wenn ich bedenke, wie oft wir die Hand eines geliebten Menſchen in der unſern gedrückt, wie oft wir ihr geliebtoſt und ihre treue, warme Umarmung empfunden, in wie hohem Grade wir ſie mit der Perſon ſelbſt identificirt haben, ſo muß ich mich nur wundern, daß die Sitte, Handporträts Verſtorbener fertigen zu laſſen und aufzubewahren, nicht viel allgemeiner geworden iſt.

Wäre die Hand nicht ſo charakteriſtiſch, wären die ihr eingeprägten Züge nicht ſo bezeichnend, ſo wäre man ſicher auch nicht auf die Idee der Chiromantie verfallen, auf die Kunſt, aus den Zügen und Linien der Hand den Genius und das Fatum eines Menſchen zu erkennen. Für die ſeelen- und inſtinktloſen Füße, Arme, Schultern ꝛc. hat man nichts ähnliches erdacht.

Die allerzarteſte Offenbarung des Geiſtes durch die Hand vollzieht ſich aber wohl durch die Handſchrift, aus der man ebenfalls mit nicht geringer Berechtigung auf Charakter und Geiſtesbeſchaffenheit geſchloſſen hat. Chiromantie und Autographik ſind für die Hand ungefähr daſſelbe, was Kranioſcopie und Phrenologie für das Haupt ſind. Und ſchon der Umſtand, daß der Hand ſich zwei ſolche Künſte oder Disciplinen angehängt haben, beweiſt, wie bedeutungsvoll ihre Phyſiognomik iſt.

Wie die genannten Disciplinen vorzugsweiſe auf das Weſen der Hand gebaut ſind, ſo gibt es übrigens auch ganze Partien der Aeſthetik, die Theorie der Pantomimik, der Schauſpielkunſt, die Lehre vom Tanze, von der Geſtikulation und Deklamation, die ſich mit der Art und Weiſe der Bewegung oder Action aller Glieder unſerer leiblichen Hülle beſchäftigen, und man mag daraus erkennen, wie weit und groß das von uns hier betretene Feld iſt. Leider iſt es indeß bei allen Unterſuchungen dieſer Art — mit dieſer Bemerkung ſchließen wir unſere Betrachtungen — ein unvermeidlicher Uebelſtand, daß ſie, indem ſie die Gegenſtände anatomiren und jeden für ſich allein in Betracht ziehen wollen, der Natur Zwang anthun und ihre Theile aus dem

Digitized by Google

Zusammenhang bringen, während die Natur stets das Ganze auf einmal gibt. Nur in der Summe alles dessen, was in Gesicht, Mienen, Geberden, Gliederbau, Fuß und Hand, in Benehmen, Haltung, Gang, Action, Gestikulation und Handschrift aus dem Menschen spricht, erkennen wir Wesen und Charakter desselben, die ganze ästhetische Bedeutung seiner äußern Gestalt und Erscheinung, oder, um dieß Alles mit Einem Wort zu bezeichnen, der ausdrucksvollen Beredtsamkeit seiner leiblichen Hülle.

Ein Römer des vierten Jahrhunderts über Nationalitätenprincip und Gesammtstaat.

Einem Geschlecht, welches die staatliche Selbstständigkeit der Nationalitäten preist, ja für jede einzelne derselben als ein angeborenes, unveräußerliches Recht sie fordert, wird es Interesse erregen, zu hören, wie man vor anderthalb Jahrtausenden diese Selbstständigkeit gerade als eine Quelle vieler Uebel ansah, namentlich unaufhörlicher Kriege, und sie darum verabscheute, dagegen die Verschmelzung der Nationalitäten zu menschlich-brüderlichen Banden, und namentlich zu einem großartigen Gesammtstaat, als ein Ziel hinstellte, welches schon an sich erhaben sey, auf welches aber auch die Geschichte der Jahrhunderte — nach heutigem Ausdruck zu reden, der Zeitgeist — unverkennbar hinweise. In diesem Gang der Geschichte der Jahrhunderte erblickte man zugleich das Walten einer höheren Weltregierung. Kein Wunder übrigens, daß man damals einen bestimmten Gesammtstaat im Auge hatte, den nämlich die Jahrhunderte einmal erzeugt hatten: den römischen.

Eine interessante Stelle, in der diese Anschauung Ausdruck findet, erblicken wir in einigen Versen des Aurelius Prudentius Clemens, des bekannten christlichen Dichters, eines geborenen Spaniers (aus Cäsaraugusta, Saragossa), welcher unter Theodosius dem Großen lebte. Die Worte finden sich in seiner polemischen Schrift contra Symmachum (lib. II. v. 597 ff.). Der Gedankengang ist dieser:

„Als die Nationalitäten noch eine jede einen Staat für sich bildeten, gab es überall Krieg und Blutvergießen. Da lehrte sie Gott, unter ein und dasselbe Gesetz sich zu beugen und Römer zu werden. Ein gemeinsames Gesetz machte sie unter einander gleich, gab ihnen einen und denselben Namen und zwang sie in brüderliche Verhältnisse zu einander. Die Wohlthaten des Zusammenlebens verschiedener Nationalitäten in einem Gesammtstaat sind groß. Entfernte Völker kommen, ohne durch Krieg unterbrochen zu werden, zu gemeinsamen Märkten und Mittelpunkten und verkehren unter einander durch Handel, Kunst und Wissenschaft. Auch heirathen sie unter einander, wodurch aus verschiedenen Nationalitäten ein einziges Geschlecht erzeugt wird. Das sind die Erfolge und die Triumphe des römischen Reichs!"

Daß Prudentius in dieser Fügung der Weltgeschichte das Walten einer göttlichen Weltregierung erblickt, ergibt sich auch aus einer andern Stelle derselben Schrift (lib. I. v. 287 ff.):

> Felices, si cuncta Deo ...
> ... Dispositi scissent, qui currere regna
> Certis ducta modis voluit.

Doch ich will auch die Hauptstelle dem Leser mittheilen und setze dieselbe hier unten bei. *

---

* Omnibus in terris, quas distinet occidualis
Oceanus roseoque Aurora illuminat ortu,
Miscebat Bellona furens mortalia cuncta
Armabatque feras in mutua vulnera dextras.
Hanc frenaturus rabiem, Deus undique gentes
Inclinare caput docuit sub legibus isdem,
Romanosque omnes fieri, quos Rhenus et Ister,
Quos Tagus aurifluus, quos magnus inundat Iberus,
Corniger Hesperidum quos interlabitur, et quos
Gangis alit tepidique lavant septem ostia Nili.
Jus fecit commune pares, et nomine eodem
Nexuit, et domitos fraterna in vincla redegit
Vivitur omnigenis in partibus haud secus, ac si
Cives congenitos (für cognatos, blutverwandt) con
cludat moenibus unis
Urbs patria, ac omnes lare conciliemur avito.
Distantes regione plagae divisaque ponto
Litora conveniunt nunc per vadimonia ad unum
Et commune forum, nunc per commercia et artes
Ad coetum celebrem, nunc per genialia fulcra
Externi ad jus connubii. Nam sanguine mixto
Texitur alternis e gentibus una propago.
Hoc actum est tantis successibus atque triumphis
Romani imperii!

Digitized by Google

In den neueren Werken über römische Geschichte ist das Großartige dieser inneren Triumphe, wie uns scheint, noch viel zu wenig gewürdigt. Wie viel Hohes und Wahres liegt doch in all diesen Sätzen! Fast will es uns bedünken, als sey diese Anschauung des Römers eine vorgeschrittene im Vergleich mit unserem heutigen Nationalitätsprincip. Ein höherer Standpunkt leuchtet aus allem hervor, der über der Nationalität stehende, der allgemein menschliche. Nur die älteren Römer betonen ihr „civis romanus sum," die fides romana. Prudentius dagegen spricht von der menschlichen Eintracht oder menschlichen Verbrüderung (lib. II. v. 594):

. . . illum (Deum)
Foederis humani consensus prosperat orbi.

Vergleiche oben: fraterna vincla.

Uebrigens ist in all diesem keineswegs etwa eine specifisch christlich-römische Anschauung zu erblicken. Die der nichtchristlichen Römer war ganz dieselbe. Einer der Antonine verlieh das römische Bürgerrecht sämmtlichen Angehörigen des ungeheuren Reichs, und Ulpian, der unter Heliogabalus schrieb, spricht (L. 1, pr. D. de pactis) von der menschlichen Treue, welche nicht bulde, eingegangene Verträge zu brechen. „Quid enim tam congruum fidei humanae, quam ea, quae inter eos placuerunt, servare?"

Auch in die Wissenschaft drängt sich in unsern Tagen hin und wieder eine gewisse Mode ein. In Folge einer solchen hat man sich heute gewöhnt, die Römer den Griechen gegenüber — wie mir scheint sehr übertrieben — in den Schatten zu stellen, insbesondere die der Kaiserzeit. In manchen Stücken wenigstens durchaus grundlos. Die Mode fordert, zu sagen, alles Edle und Schöne der classischen Welt komme ohne Ausnahme von den Griechen. An den Römern läßt sie auch nicht Ein gutes Haar. In Vorstehendem glaube ich einen Beitrag zu ihrer Ehrenrettung geliefert zu haben. Ich wenigstens kenne keinen Griechen, der auf gleicher Höhe der Anschauung stände, es müßte denn eben ein romanisirter Grieche der Kaiserzeit seyn, der römische Anschauungen eingesogen.

Aus den mitgetheilten Worten des Prudentius erleidet einzelnes auf mehrere der heute bestehenden Gesammtstaaten buchstäbliche Anwendung, z. B. auf die Schweiz und auf Oesterreich; namentlich wenn wir „jus commune" übersetzen durch „gemeinsame Verfassung," und wenn wir noch dazu uns die Freiheit nehmen, bei „coetum celebrem" an „einen hohen Reichsrath" zu denken.

K. Ulrichs.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs September.

Moderne Bühnenkünstler. — Kranke Primadonnen und gesunde Billethändler. — Emptang der Berliner Jungen. — Roll. — Zur Gesundheitspolizei.

Rigolboche, Pastrana, Jocko, Blondin, Donato — wahrlich der Monat August des Jahrs der Gnade 1864 wird in den Kunstannalen der Haupt- und Residenz- und Intelligenzstadt Berlin, häufig auch Spreeathen genannt, auf ewige Zeiten denkwürdig seyn. Die „erste Cancantänzerin" von Paris, beiläufig eine Copie, fleischiger und unbefangener, als das Original; eine schreußliche Mißgeburt, dem vor Jahren in London ausgestellten Menschenaffen oder Affenmenschen ähnlich, und darum nach ihm benannt; ein „kraftlianischer Affe," von einem Menschen so natürlich gespielt, daß man beim Anblick des „Künstlers" sich unwillkürlich an das Klopstock'sche Wort erinnert fand: „er ist, was er spielt;" der „erste Seiltänzer der Welt," gleich der „ersten Cancantänzerin von Paris" bloß eine Copie, aber eine ganz gute, — kühn und mit einem Hals versehen, der möglicherweise vor versammeltem Volk gebrochen werden kann; und schließlich ein „einheimischer Tänzer," der den Beweis zu liefern sucht, daß es eine unverzeihliche Verschwendung von unserem Herrgott gewesen, die Menschen mit zwei Beinen zu schaffen — das sind die „Künstlerischen Größen," sind die „Berühmtheiten," welche im vorigen Monat auf unsern verschiedenen Bühnen Triumphe feierten und zum Theil noch feiern. Auf den „Hund gekommen" war das deutsche Theater schon mehr als einmal, und zwar im eigentlichen sowohl wie im figürlichen Sinn; daß es zur Abwechslung auf den Affen und auf anderes Ungethier gekommen — dieß haben wir Berlin zu verdanken.

Digitized by Google

„O Berlin du jammerst mir!“ singt ein Handwerksbursche unter meinem Fenster. Ich weiß nicht, ob er an den brasilianischen Affen und das sonstige zwei- und einbeinige Theaterungethier denkt; aber so viel weiß ich, daß die Berliner, mögen sie in ästhetischer (und mancher anderen) Hinsicht noch so bejammernswerth seyn, sich in diesem Jammer über alle Maßen wohl fühlen, und sich niemals besser amusiet haben, als im Anschauen „der Fräulein“ Rigolboche und ihrer unvergleichlichen Kunstgenossen.

Glaube man jedoch nicht, ich sey von sittlicher Entrüstung über die jüngsten Bühnenereignisse erfüllt und wolle dem Berliner Publikum unbarmherzig den Stab brechen. Dieß fällt mir nicht ein. Was hier geschehen, hätte ebenso gut in jeder andern Stadt geschehen können, ist auch schon in den meisten andern Großstädten geschehen; obgleich es allerdings das erstemal seyn dürfte, daß eine so vollständige Sammlung von Künstlern der modernsten Schule an Einem und demselben Oet gesehen worden ist. Wozu sich entrüsten? Die Masse des Publikums hat von jeher den Cultus des Häßlichen und Gemeinen dem des Schönen und Edlen vorgezogen, der einzige Unterschied zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit besteht darin, daß die kunstverachende Mehrheit sich früher von der kunstliebenden Minderheit beherrschen ließ, während sie jetzt ihr Majoritätsrecht zur Geltung bringt. Majoritätsherrschaft ist ja heutzutage eines der beliebtesten Stichwörter. Einstweilen ist bloß zu wünschen, daß die kunstliebende Minderheit recht bald zur Mehrheit werden möge.

Herr von Hülsen, Intendant der königlichen Schauspiele, ist in Verzweiflung, nicht ob des Rigolboche-Jodo-Fiebers — durch solche Kleinigkeiten wird die Ruhe unseres Herrn Intendanten nicht gestört; und wenn er mit Bezug auf diese angenehme Krankheit irgend etwas bedauert, so ist es höchstens, daß er zu ihrer Verbreitung nicht beitragen darf — nein, was ihn grämt, das ist sein alter, schwerer, nagender Doppelgram: kranke Primadonnen und gesunde Billetthändler — Fräulein Lucca drei Tage nach Eröffnung der Opernsaison beinläßig geworden und Frau Harriers Wippern in interessanten Umständen; dagegen der Billetthandel, trotz der scharfsinnig ausgeklügelten letzten Maßregeln, blühender als je zuvor. Umsonst die Erhöhung der Eintrittspreise; umsonst die schlauen Vorrichtungen, um die Abgabe von Billetten an die Händler zu verhindern; umsonst die strengste Bestrafung der in flagranti ertappten Sünder (einer wurde neulich zu sechs Monaten Gefängniß und fünfzig Thaler Geldstrafe verurtheilt) — das Geschäft wirft einen zu guten Profit ab, und die Billetthändler schlagen der Theaterintendantur ein spöttliches Schnippchen, ähnlich wie die leichtfüßigen Loudoner Straßenjungen den stattlichen, aber schwerbeweglichen Constablern. Was nützt es, wenn dann und wann ein vorwitziger Gamin, der sich zu keck vorgewagt hat, dem ergrimmten Wächter des Gesetzes in die Hände geräth? An die Stelle des Einen, der für den Augenblick kampfunfähig geworden, drängt sich ein halbes Dutzend frischer Streiter, und der Strauß endigt regelmäßig damit, daß die stattlichen, aber schwerbeweglichen Constablers den leichtfüßigen Straßenjungen das Schlachtfeld überlassen und einen mehr oder weniger geordneten Rückzug antreten müssen. Das wird auch das Schicksal des Herrn von Hülsen seyn. Und doch gibt es ein sehr einfaches und leichtes Mittel, den Billetthandel mit Stumpf und Stiel auszurotten, ein Mittel, das bei den meisten englischen Theatern längst zur Anwendung gekommen ist: die Kassen werden erst geöffnet, wenn auch das Theater geöffnet ist, und Niemand erhält ein Billet, der nicht sofort nach dessen Empfang in das Theater hineingeht. Das Mittel ist unfehlbar und würde nur äußerst geringe Kosten verursachen. Man hätte ein paar Kassenbeamte mehr anzustellen — das ist Alles; aber da die Kassenbeamten bloß am Abend beschäftigt wären, würden sie weniger Gehalt zu empfangen haben, als gegenwärtig der Fall ist, wo sie den ganzen Tag beschäftigt sind, und sich folglich keinen Nebenverdienst verschaffen können. Die Summe der Arbeit bliebe genau dieselbe, nur wäre sie in einem kürzeren Zeitraum zu verrichten; die Vermehrung der Kosten könnte also unmöglich eine bedeutende seyn. Doch, wie dem auch sey, der Kostenpunkt ist von untergeordneter Wichtigkeit, und das Publikum hat ein Recht zu verlangen, daß die Intendantur der königlichen Theater, die vom Staat so reichlich unterstützt werden, und die nach jeder Seite hin Musteranstalten seyn sollen, weder Geld noch Mühe scheue, um dem widerlichen Wiänderungssystem, welchem sich jetzt Jedermann fügen muß, der diese „Musteranstalten“ besuchen will, endlich ein Ziel zu setzen.

„Feierlicher Einzug der Sieger von Düppel,“ „Triumphmarsch,“ „Danklied Vaterland,“ „Heldenthat,“ „Einheit und Freiheit Deutschlands stritten,“ und andere schöne Worte lockten mich gestern Morgen zu einem gewaltigen gelbrothen Plakatanschlag. So wäre es denn wahr, daß die „Sieger von Düppel“ und die „Kanoniere von Missunde“ im „Triumphzug“ hier einmarschiren? Die Zeitungen haben es abgeleugnet. Aber da ist ja die officielle Bestätigung (die Polizeianschläge sind nämlich auf gelbrothes Papier gedruckt). Als ich näher trat, was fand ich? Der „feierliche Einzug“ der „Sieger von Düppel,“ kurz die ganze Pracht patriotischer Glanzthaten nur entfaltet, um die — Beinkleider eines kundenarmen Schneidermeisters anzupreisen, so daß der trägerische Maueranschlag jenen Ungeheuern der Fabelwelt glich, die oben einen prächtigen Frauenkörper hatten und unten einen häßlichen Fischschwanz. Uebrigens dürfte sich unser Schneider doch verrechnet haben. Die Berliner lieben Abwechslung. Vor einigen Monaten war es der Krieg, der sie begeisterte, heute ist es Rigolboche. Der Krieg ist ihnen völlig aus dem Gedächtniß entschwunden. Die Beurlaubten vom 35sten Regiment, dem Regiment der „Berliner Jungens,“ haben es am Samstag erfahren. Lustig und stolz kamen sie von Hamburg hier an und dachten am Bahnhof mit Sang und Klang empfangen zu werden. Wie schlecht sie ihre Landsleute kannten! Kein Mensch war da, wenigstens

Digitized by Google

niemand, der ſie erwartete, und die armen Sieger von Dürpel hatten kleinlaut nach ihren Privatwohnungen, Laden und Werkſtätten zu wandern und in aller Stille das Heldenſchwert mit Oele, Nadel oder Knierlem zu vertauſchen. „C'est infame!“ rief mein kleiner franzöſiſcher Freund, als ich es ihm erzählte. „Bei uns das könnte ſich nie ereignen. Wir ſind eine kroß Nation. Wir das Ruhm lieben.“ (Er ſpricht grundſätzlich bloß Deutſch.) — „Sie haben Recht,“ erwiederte ich ihm, wir ſind keine „große Nation. Auf den Ruhm verſtehen wir uns nicht ſonderlich und deßhalb haben wir es auch noch nicht bis zu einem Napoleon gebracht, weder einem Großen noch einem Kleinen.“ — „Ja, ja, wir ſind eine kroß Nation!“ bemerkte ſchmunzelnd mein Freund; er fühlte ſich durch meine Worte offenbar höchlich geſchmeichelt.

Das traurige Ende Mollé, des Redakteurs der „liberalen Correſpondenz,“ wirft ein grelles Licht auf unſere Preßverhältniſſe. Moll war früher bekanntlich Staatsbeamter, verlor aber ſeine Stelle in Folge einer „Indiscretion,“ durch welche ein wichtiges Regierungsaktenſtück in die Hände der Fortſchrittspartei gerieth. Letztere ſetzte ihm aus dem Nationalfond ein beſtimmtes Einkommen aus und ernannte ihn überdieß zum Redakteur der oben erwähnten „liberalen Correſpondenz“ mit einem Gehalt von — 120 Thalern. Für dieſes beſcheidene Honorar hatte er freilich keine Leitartikel zu ſchreiben, überhaupt nicht zu ſchreiben, wohl aber war er verpflichtet, die Gefängnißſtrafen derjenigen abzuſitzen, welche die Artikel ſchreiben und keine Luſt haben, der Regierung gegenüber für dieſelben einzuſtehen. Mit Einem Wort, er war „Prügeljunge.“ Und in der Ausübung dieſes ſeines Berufs iſt er geſtorben. Er hatte eine kurze Gefängnißſtrafe zu verbüßen und die Haft hatte auf ſeine ſchwächliche, von Krankheit untergrabene Conſtitution einen ſo ungünſtigen Einfluß, daß er kurz nach ſeiner Entlaſſung ſtarb. „Ein Märtyrer der Preſſe“ ruft die Fortſchrittspartei. Ja, meine Herrn, ein „Märtyrer der Preſſe,“ aber in einem andern Sinn als dem, in welchem Sie den Ausdruck gebrauchen. Schlimm fürwahr, daß es in unſerem neunzehnten Jahrhundert noch eine Inquiſition für den Gedanken gibt; allein faſt noch ſchlimmer, daß die Männer, welche die geiſtigen Vorkämpfer der Freiheit und des Fortſchritts zu ſeyn behaupten, nicht den Muth ihrer Ueberzeugung haben, dem Gegner nicht mit offenem Viſir entgegen zu treten wagen, ſondern ſich hinter eine erbärmliche juriſtiſche Fiction, hinter einen Strohmann verſtecken. Ja, er war ein Märtyrer der Preſſe, der unglückliche Moll, und wenn unſere Enkel ſeine Geſchichte leſen, werden ſie erſtaunt den Kopf ſchütteln und nicht begreifen können, wie es möglich geweſen, daß wir, ihre civiliſationsſeitlen Vorfahren, in dem AVG der Geſittung und der Ehre ſo wenig bewandert waren. Meinem kleinen Franzoſen habe ich dieſe Geſchichte beiläufig nicht erzählt. Er kennt die ritterlichen Reden auswendig, welche Armand Carrel, Godefroy Cavaignac und andere franzöſiſche Journaliſten vor den Richtern Louis Philipps gehalten, und würde mir Wahrheiten ſagen, die ich mir nicht gern von einem Ausländer ſagen laſſe.

Während man ſich in England längſt davon überzeugt hat, daß die Quelle vieler Krankheiten in unreinem Trinkwaſſer zu finden iſt, fängt man hier erſt ſeit einigen Monaten an, dieſem wichtigen Gegenſtand ernſte Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Im Auftrag der Polizeibehörden hatte jüngſt eine Unterſuchung des Waſſers ſämmtlicher öffentlichen Pumpen ſtatt, und das Reſultat liegt jetzt vor uns. Von 900 im Gebrauch befindlichen Pumpen haben 86 Waſſer, das durch Ausſtrömungen aus den Gasröhren völlig verdorben iſt und deſſen Genuß der Geſundheit ſchädlich ſeyn muß. Das Waſſer in den übrigen Pumpen enthält zwar keine direkt ſchädlichen Stoffe, hat aber meiſt einen faulligen Geſchmack, was daher rührt, daß in Folge der Einführung der Waſſerleitung die öffentlichen Brunnen weniger benützt werden, und das Waſſer darin ſich ſeltener erneuert, als vor Einführung der Waſſerleitung der Fall war. Hoffentlich begnügt man ſich nicht damit, das Uebel ermittelt und feſtgeſtellt zu haben, ſondern hilft ihm auch gründlich ab. Der Geſundheitszuſtand unſerer Stadt, der gegenwärtig keineswegs ein günſtiger iſt, würde ſich dann entſchieden beſſern.

Vor vierzehn Tagen erließ das Polizeipräſidium eine „Bekanntmachung,“ in der es mittheilte, daß ſich in Berlin kürzlich verſchiedene Fälle von Trichinenerkrankungen ereignet hätten, und die hieſigen Aerzte erſuchte, alle derartigen Fälle, die ihnen vorkommen ſollten, „im wiſſenſchaftlichen und geſundheitlichen Intereſſe“ ſofort zur Anzeige zu bringen. Dieſe gut gemeinte und auch ganz zeitgemäße Bekanntmachung ſagte unſerem wurſtleſenden Publikum, d. h. der geſammten Einwohnerſchaft, natürlich einen entſetzlichen Schrecken ein, der ſich ebenſo natürlich bei unſerem wurſtverkaufenden Publikum — und von je zwei Läden iſt hier der eine immer ein Wurſtladen — ſehr bald in unbeſchreibliche Entrüſtung verwandelte. Zum Glück dauerten Schreck und Entrüſtung nicht lang. Herr Daubiz, der berühmte Daubiz ſchlüpfte gerade im richtigen Moment — gegen eine ſchwere Caution — aus dem Gefängniß heraus, und ſchon zwei Tage ſpäter waren unſere ſämmtlichen Blätter mit gelehrten Abhandlungen gefüllt, in denen der Beweis geführt wurde, daß der „Kräuterliqueur“ ein unfehlbares Mittel gegen die Trichinenkrankheit iſt. Dieſe Abhandlungen waren in der That ſo wiſſenſchaftlich gehalten, daß man es den Berlinern nicht verargen kann, wenn ſie jetzt wieder Wurſt nach Herzensluſt eſſen und mit rührender Pünktlichkeit Daubiz'ſchen Kräuterliqueur dazu trinken. Der Verfaſſer jener Trichinenabhandlungen ſoll aber ein bekannter Gelehrter ſeyn, der in der mediciniſchen Welt einen ſehr guten Namen hat. Warum nicht? Die Wiſſenſchaft muß nach Brod gehen, wie die Kunſt, und der Humbug zahlt heutzutag am beſten.

Digitized by Google

Aus Spanien, August.

(Schluß.)

Das neue Spanien. — Von Paris nach Madrid.

Auf dem Bahnhofe von Valladolid in der Reſtauration, an dem auf franzöſiſchem Fuße großartig eingerichteten Büffet, ſollte ich gleich erfahren, wie der Spanier ſeine Gaſtfreundſchaft ſogar auf das öffentliche Leben ausdehnt. Als ich das Gläschen Jerez, womit ich mich zu ſtärken verſuchte, zahlen wollte, ertönte von den Lippen der reizenden kleinen Pariſerin, welche hier präſidirte, ein kategoriſches: „Il est payé!“ das alle Einwendung abſchnitt. Ein Caballero, mit dem du kaum ein Wort getauſcht, den du vielleicht kaum im Vorbeigehen geſtreift haſt, gibt dem Aufwärter einen unmerklichen Wink — ich habe niemals das Geheimniß dieſes Zeichens erſpähen können — und auf alle deine Fragen ſchallt das Echo zurück: „Le pagado!“ In Andaluſien ging das auf der Reiſe ſo weit, daß ich in der That oft Mangel litt, weil man fremde Börſen ja doch nicht gern mißbrauchen mag.

Dicht bei Valladolid fuhren wir an einem großen Kloſter vorbei. In Allem prägt ſich ein Ernſt aus, der die Landſchaften charakteriſirt. Nicht wenig tragen dazu die maſeſtätiſchen Brücken bei, und ſelbſt der Wind ſtreicht ſo feierlich über die Ebenen Alteaſtiliens; denn die Berge ſchwinden mehr und mehr, ſchon hinter Valdeſtillas. Mit jungen Pinienpflanzungen wechſeln unabſehbare Felder, welche in der oben angedeuteten Weiſe zu Dreſchtennen dienen. Wie weit ſind dieſe primitiven Sitten des Ackerbaus noch entfernt von den mit Dampf getriebenen „machines agricoles,“ zu deren Gunſten eben jetzt ein iriſches Fabrikhaus in Bedford ſeine Agenten reiſen ließ. Hier an den Schranken der durch den Zug geſperrten Chauſſee hält ein altes originelles Weib, mit ihrem Gefährten auf dem Eſel ſitzend, und ſchaut ſich das vorüberraſende Eiſenungeheuer mit bedenklichen und faſt grimmen Mienen an — die alte und die neue Zeit einander gegenüber.

Nach dem längeren Aufenthalt in Valladolid hatte ſich ein Geiſtlicher mit nur zu flugem Geſicht unter die zuſammengewürfelte Geneſſenſchaft unſeres Coupés gemiſcht. Zwiſchen den verſchiedenen Ständen, den Mayorals, dem Sohne des Generals und Herzogs, dem Prieſter, herrſchte in der Unterhaltung eine Gleichheit, die an das Republikaniſche grenzt. Ein lebhaftes politiſches Geſpräch entſpann ſich über Krieg, Polen, Rußland. Die an ſich ſo edle caſtiliniſche Sprache hat leider bei der Converſation im Klange etwas Gemeines, beſonders durch die Schnelligkeit der Rede. Sie warfen die Vocale auf eine Art im Munde umher, daß mein noch ungewohntes Ohr nicht alles deutlich genug verſtand. „Va in convento?“ (Gehen Sie in ein Kloſter?) fragten die Andaluſier, auf meine Trauerkleider deutend. Der Geiſtliche aber kundſchaftete ſein nach dem „Zuſtande der proteſtantiſchen Kirche in Oeſterreich,“ vermuthlich um zu wiſſen, zu welcher Kirche ich mich bekenne, und nach dem Zweck meiner Reiſe; es mochte ihm unheimlich dünken, daß ich Notizen in die Briefcaſche eintrug.

Immer wieder dieſe einſamen Klöſter — nichts als ein Kloſter und ein Strich am Himmel. Wie eine Judith, gehüllt in ihr rothes Tuch, ſtand die Wächterin mit ihrem Stabe an dem Schienengeleiſe, unfern von Arevalo. Wir ſchieden allmählig von der Hochebene, dem Tafelande Alteaſtiliens, und näherten uns dem Scheidegebirg beider Caſtilien. Bei Sonnenuntergang erglühte erſt die Luft recht wunderbar, das Gewölk zerbeilte ſich zu einer Glorie, einem Glanze, der ſich nicht beſchreiben läßt, und gleich einer Viſion lagen ferne Höhen in dieſem beinahe überirdiſchen Lichte. Im Vorgrunde nichts als Felstrümmer, die ganze Cueſta (Bergrücken), auf der wir uns, und zwar ſehr langſam, bewegten, vegetationslos und überall mit zerbröckelten Granitblöcken beſäet; denn wir hatten jetzt die Guadarama erreicht. Ich kann den erhabenen Anblick nicht vergeſſen.

Er bereitete vor auf die Nachbarſchaft vom Escorial. Kaum vermochte man es in der Dunkelheit zu unterſcheiden. König Philipp, an deinem Palaſtkloſter ſtiegt der Bahnzug vorbei, und du drehſt dich nicht um in deiner Gruft?

Erſt nach Mitternacht erreichten wir endlich die Hauptſtadt. Eine ſolche nächtliche Ankunft an mildfremdem Orte iſt überall mißlich, doppelt und dreifach jedoch hier in Madrid. Der ältliche Caballero mit dem feinen, vornehmen Betragen, der mir ſo gefällig die Abfahrten der Eiſenbahn notirte in der Fonda de las Raſſaelas, und den ich wegen ſeines würdevollen Ernſtes für einen höheren Weltprieſter hielt, hatte gleich das Haupt bedenklich geſchüttelt, als ich ihm ſeine Fragen: ich werde bekannt ſein in Madrid, wenn ich mich nicht ſcheute, zu ſo ſpäter Stunde dort einzutreffen? es werden mich Vertrauenspersonen auf dem Bahnhofe erwarten und in das Hotel geleiten? ſämmtlich mit Nein beantwortete. Ich ſollte nur zu bald Gelegenheit finden zu bereuen, daß ich ſeine Warnung nicht genug beachtete.

Es war ſchon nicht leicht, in dem Tumult das Gepäck zu erlangen, die Viſitation deſſelben zu beſtehen und mit ihm ſich in den Omnibus zu finden; andere Fahrzeuge mangelten um ſolche Zeit an der Station. Berubigend däuchte es mir juſt nicht, daß der Mayoral deſſelben für nöthig hielt, beim Vorauszahlen mit ſeinem Zündhölzchen in den Wagen hinein und nach jedem Paſſagier extra unter die Naſe zu leuchten, der Reihe nach. Doch fand ich einen Beſchützer, einen beim „Credit mobilier“ angeſtellten Franzoſen, der mit ſeiner Gattin, einer jungen Spanierin, von ſonntäglicher Landpartie heimkehrte, indeſſen, weil ſie an die Wiege ihres Erſtgeborenen zurückeilten, ſich begnügen

Digitized by Google

mußten, mich für weitere Beförderung dringend dem Personal zu empfehlen. Durch unheimliche, spärlich erhellte Vorstadtgassen hatten wir nämlich das Thor erreicht, die Hauptstraßen, und hielten vor dem Omnibusbureau an der nun auch schon ziemlich verreinsamten Puerta del Sol, wo man ausstieg.

Der Franzose ruft noch einmal auf das deutlichste dem Mozo, dem Träger der Eisenbahn, welcher mich und meinen Koffer in die nahgelegene, von Muñoz und Andern mir sehr gerühmte Fonda Peninsularia bringen soll, den Namen derselben in die Nacht hinaus nach, den ich als Stichwort im Munde führte. Wir biegen um ein paar Ecken, in dunkle Winkel, stehen an einer verschlossenen Thüre. Nach langem Pochen öffnet sie sich. „Ist das die Fonda Peninsularia?“ frage ich. „Fonda Peninsularia,“ erwiedern Träger, Hausknecht, Kellner wie im Echo bejahend. Ersterer läßt sich das Dreifache zahlen, was der Franzose für mich ausbedungen hat. Dafür fordere ich, daß der Mozo mich wenigstens noch in das Café gegenüber führe, um die Hitze und den unaufhörlichen Durst des Tages mit Eis zu kühlen.

„Nicht wahr, die Fonda Peninsularia da drüben ist eine der besten in Madrid?“ frage ich den Cafetier. „Das ist nicht die Fonda Peninsularia,“ entgegnete der Mann und nennt den Namen irgend eines unbekannten spanischen Wirthshauses. Der Träger mochte vielleicht bloß bestochen seyn wegen der Kundschaft. Konnte aber nicht auch ein böser Anschlag auf die fremde hülflose Reisende und den großen Koffer hinter dem Betruge stecken? Genug, ich machte mich in dem verdächtigen Hotel so energisch als immer los, und der, wie es scheint, wirklich reuige und wehmüthige Mozo muß mich noch Nachts ein Uhr in die ächte Fonda Peninsularia geleiten, wo man mich in ein wahres Ahnengemach einquartiert, das ein wenig nach Katzebues Don Ranudo schmeckt, jedoch Morgens in ein lichtes, behagliches Zimmer mit maurisch gemaltem Schlafkabinet überstedelt, von dessen Balkon ich die Straße Alcalá überschaue, mit ihrer gracilosen Biegung, die ich verfolgen kann bis zu den Akazienwipfeln am Prado, und auf der andern Seite bis zur Puerta del Sol mit ihrem schönen Springbrunnen, der einem Bouquet gleicht, und ihrer bei Nacht illuminirten Uhr, die mir also spät und früh manche Woche lang die Stunde weisen soll.

Das war mein erstes Abenteuer in Madrid.

Emma Niendorf.

Aus Süddeutschland, September.

(Schluß.)

Die dritte Tonkünstlerversammlung zu Carlsruhe (22.—26. August).

Nun kam eine Ouverture zu „Boris Godunow,“ componirt in nationalrussischem Style von Pourp von Arnold, der ein ausführliches historisches Programm beigegeben hatte. Eine einleitende, marschartige, edel gehaltene Cellomelodie, begleitet von dumpfen Tamtamschlägen, führt zu einem pompösen Hauptsatze, der sich in eine sehr verwickelte Fuge in Fünfvierteltakt verläuft; das Ganze hat, wie der Tyrann selbst, ein gräuliches Ende; der Componist, des Dirigirens ungewohnt, überließ solches das zweitemal Herrn Seifriz. Desto zuverschlichter trat ein neuer Kämpe auf, Herr Heinrich Strauß, Sohn des Kapellmeisters zu Carlsruhe, als Dirigent seiner Ouvertüre zu „Tassos Klage,“ einem Byron'schen Gedichte; das Stück hat effektreiche Stellen, aber Einleitung und Instrumentirung sind arg mißrathen und die Prätension des Ganzen verstimmte die Hörer. Wie flachen dagegen die beiden Sätze der Abert'schen Columbusfinfonie ab! Hier ist kunstgerechte Form auf's Glücklichste vereint mit einem Reichthum neuer Ideen, wirksamster Modulation und einer Instrumentirung, wie sie kräftiger und zugleich wohlklingender nicht gedacht werden kann. Aber Abert saß auch Jahre lang im Orchester und wußte da über die Wirkung verschiedener Klangcombinationen die ersprießlichsten Beobachtungen zu machen, wovon seine beiden Opern „Anna von Landskron“ und „König Enzio,“ denen sich bald eine dritte anschließen wird, die sprechendsten Beweise liefern.

Nachmittags begrüßte Dr. Brandel die Mitglieder des Musikvereins in längerem Vortrag, worauf Dr. Gille über die vorliegenden Anträge referirte, welche faß ohne Debatten zum Beschluß erhoben wurden. Alsbald ward wieder die Probe fortgesetzt, und zunächst Liszt's Mephistowalzer vorgenommen, der dießmal noch nicht ins Klare kam und den wir deßhalb auch später erst besprechen wollen. Die Instrumentalbegleitung des Liszt'schen Psalmes wollte für sich allein ebenfalls nicht recht packen; als aber dann der Chor dazu kam, und Brandes seine Tenorsoli mit Begeisterung zur Geltung brachte, da gerieth Alles in die günstigste Stimmung. Das Stück geht aus A, mit starker Hinneigung nach E dur, worin auch der prächtige Seitensatz (Sechsvierteltakt) auftritt; das zweitemal aber erscheint derselbe kräftig gesteigert in F dur, woran sich ein gediegen gearbeiteter Fugensatz schließt. Das Ende des Ganzen ist äußerst glänzend; Liszt ward schon nach der Probe, wie später im Concerte, stürmisch herausgerufen.

In der Hauptprobe am nächsten Morgen hörten wir außer den Wiederholungen der schon erwähnten Nummern

Digitized by Google

noch den Violinspieler E. Reményi aus Pesth, und den fürstlich Hohenzollern'schen Kammervioloncellisten D. Popper von Löwenberg. Ersterer trug das, seiner eigenthümlichen Spielweise großentheils sehr zusagende ungarische Concert von Joachim vor, das zwar der Componist, wie manche Stellen deutlich zeigten, zunächst für sich selbst geschrieben hat, dem aber Reményi, trotz seines kleineren Tones, doch besonders durch national-charakteristische Auffassung ganz gerecht wurde. Das erste, schwärmerische Thema entstammt einem bekannten schnelleren Czardas; das übrige sind Originalideen von Joachim, im Style Beethovens auf's Geschickteste verarbeitet. Das Volkmann'sche Concert für Violoncell zieht geistig höher, schon durch die einheitliche Anordnung seiner wenigen, aber höchst bedeutenden Motive. Popper, ein Schüler des vortrefflichen Meisters Julius Goltermann, spielte es mit edlem Ton und ergreifender Wärme.

Dienstag Abend fand nun das erste Festconcert statt, eröffnet durch einen Marsch von Lassen, der sich durch noble Melodie auszeichnete. Die Verwendung des Cornet à pistons zum Cantabile hätten wir weggewünscht; die vierstimmigen Trompetenfanfaren klangen nicht immer rein. Darauf sprach Frau Lange, großherzogliche Hofschauspielerin, einen Prolog von Professor Eckardt, worin die Gäste nicht so fast als Künstler der Zukunft als der Gegenwart begrüßt wurden, aber manche banale Phrase mitunterlief, wie: „kein Künstler kann aus seiner Zeit heraus" u. dgl. Das Auditorium bewies sich für alles Gegebene sehr dankbar, und wenn auch einzelne Nummern nur einen Freundschafts- oder Achtungserfolg davon trugen, so wurden dagegen die ächten Meisterwerke von Bülow, Abert und Liszt in verdienter Weise ausgezeichnet.

Am dritten Tage war bereits einige Ermattung bemerkbar, und zwar nicht nur bei den Hörern, welche bereits eine anständige, selbst englischen Mägen gewiß genügende Quantität Musik verzehrt hatten, sondern noch mehr beim Orchester, und zwar natürlich zunächst bei den Bläsern, deren Lungen jeder Componist gerade so in Anspruch genommen hatte, als wäre außer seiner Tonschöpfung keine andere zu spielen. Gleichwohl begann die Probe noch ziemlich animirt. Die eigens zu diesem Fest componirte Ouverture von M. Seifriz bot recht interessant in C moll an, und wenn auch das Allegro manche Erwartung täuschte, so brachte doch die Stretta noch eine hinreißende Stelle, wo vom leisesten Piano an Melodie und Tonart in fortwährender Steigerung wechseln, bis endlich das fliegreiche C dur fl hereinbricht. Auch Gottwalds Marsch zu dem Drama „Maria von Ungarn" von Ernst Waldow, dem wieder ein ausführliches Programm beilag, gewann im Anfang durch pikanten Rhythmus; später aber traten gar kurzathmige Motive, widerhaarige Folgen von Septakkorden und übelklingende Mischungen von Instrumenten auf, wodurch das anfängliche Wohlgefallen sehr herabgestimmt wurde.

Nun kam eine Katastrophe. Im Programm stand nämlich eine lange dramatische Scene für Sopran und Tenor aus einer Oper: Diana, von W. Freudenberg, verzeichnet, deren breitgedehnten, unmusikalischen Text schon Mancher mit Grauen betrachtet hatte. Das sollte nun probirt werden; aber sey es, daß noch Fehler in den Stimmen waren, oder daß Frau Braunhofer und Herr Brandes nicht hinlängliche Zeit zum Studiren gehabt hatten, oder daß Herrn Strauß die Direktion kein besonderes Vergnügen machte — genug, es ging eben nicht, und plötzlich legte genannter Herr den Taktstab nieder und drückte sein Mißbehagen in lauten, heftigen Worten aus. Darüber große Sensation; die Besonnenen meinten, die Leitung eines prekär scheinenden Stückes wäre entweder vor der Probe abzulehnen gewesen, oder der Dirigent hätte dasselbe wenigstens einmal durchführen sollen, um jeden übeln Schein von sich abzuwenden. Liszt war empört über dieses „unterbrochene Opferfest," und bestimmte das arme Opfer, Herrn Freudenberg, sein Werk selbst zu dirigiren. Dieser erschien auch mit einem „nichtsdurchbohrenden" Gesichte am Pult, zeigte sich aber als tüchtiger Kapellmeister und verschaffte den Hörern wenigstens einen klaren Begriff von der Einbuße, die sie durch Ausfallen dieser Piece im zweiten Concert erdulden sollten. Ein andermal dürfte die musikalische Sektion etwas strenger in der Auswahl zu Werke gehen, um jungen, vielleicht anderweitig begabten Künstlern die Folgen eines Mißgriffs zu ersparen.

Als Nachmittags die Probe fortgesetzt werden sollte, hatten sich über ein Dutzend Bläser als durch die Anstrengung erkrankt gemeldet, und es traf sich nun Alles in dem Sitzungslokale, wo Professor Eckardt über die Zukunft der Musik ꝛc. Vorlesung hielt. Im Eingange äußerte der Redner, daß er mit Wohlgefallen bemerke, wie sich das erhöhtere, bewußtere Streben der deutschen Tonkünstler schon in den „durchgeistigteren Physiognomien der Anwesenden" kundgebe, eine Art captatio benevolentiae, welche sich komisch genug ausnahm, wenn man sich im Kreise umsah und so manches unbewußt dagegen protestirende Antlitz entdeckte. Auch das „Heil der Dissonanz!" zu welchem Ausrufe der Redner allerdings nicht unmotivirt gelangte, indem er die Nothwendigkeit eines Gegensatzes, eines die wohlthuende, konsonirende Versöhnung erst begründenden Kampfes nachwies, möchte, zumal bei dieser Versammlung gesprochen, leicht Anlaß zu Mißdeutungen geben, und dürften solch gefährliche Wahlsprüche manchen Kunstjünger in unnatürlicher Accordsucherei noch bestärken. Treffend dagegen war der Ausspruch, daß gerade in Religion und Musik von jeher die heftigsten Parteikämpfe entstanden, weil beide am meisten Gefühlssache sind (oder weil vielmehr in beiden das Wenigste durch positive Gründe nachzuweisen oder zu widerlegen ist). Auch der weitere Verlauf der Rede brachte des Sinnreichen und Anregenden viel, so daß gewiß im Auge manches Ultraconservativen der Mehr der Zukunftsmusik meinigewaschen dastand, bis ihm im Concertsaale die Praris wieder neue Nägel in die lammfrommen Ohren schlug. Kein Wunder, daß etliche Zeloten

Digitized by Google

sehnlichst die Stunde herbeiwünschten, mit welcher all das fremde Mühlergesindel der guten Stadt Carlsruhe den Rücken kehren würde; so freut sich die Eule auf die Nacht, wo ihr Auge zu sehen und sein Glanz zu leuchten beginnt.

Nachdem die erkrankten Bläser durch einen Rasttag wieder geheilt waren, konnte man die Probe für's zweite Festconcert fortsetzen. Außer bereits Gehörtem erfreute uns dießmal vor allem Concertmeister Kompels herrliches Violinspiel; die Berlioz'sche Romanze war ursprünglich ein Singstück und wurde unter seinem Bogen wieder dazu, wie denn überhaupt unsere heutigen Violinkoryphäen großentheils die eigentlichen Sänger sind, zu denen sich die Kunst eines feinen, saubern, beseelten Vortrags geflüchtet hat, während die Mehrzahl des Opernpersonals einem rohen, geschmacklosen Naturalismus huldigt.

Nun trat ein sonderbarer Geigenvirtuose auf, nämlich kein Geringerer, als der Höllenfürst Mephisto, dem Liszt in seinem „Mephistowalzer“ als dämonisches Riesenviolon das ganze, fast immer unisono spielende Saitenquartett in die Hand gibt; gleich zu Anfang stimmt er es zusammen, in weiten Doppelquinten; dann fährt er bald drohend, bald hohnlachend, bald wieder süß bestrickend über die gewaltigen Saiten, stets in großen Strichen die Melodie zeichnend; daneben spuken in den Bläsern allerlei neckische „Teufelein,“ wie Liszt es selbst den Spielern auslegte, als er den Taktstock ergriff und mit seinem unvergleichlichen Humor quasi die Person des Mephisto selbst vorstellte. Bald ward er winzig klein, bald wieder doch über die Lebensgröße, bald streckte er die Hände kraftig aus, bald bämmerte er wieder grimmig auf's Pult, so daß Alles verwundert stand nicht nur ob der gehörten, sondern auch ob der gesehenen Musik, und sämmtliche Hörer, wie die äußerst animirten Orchestermitglieder jubelnd applaudirten. Sehr warme Aufnahme fand auch Liszt's sinfonische Dichtung „Festklänge,“ ein prächtiges Tonbild in einem großen Satze, dessen Aufbau nirgends von der herkömmlichen Kunstform abweicht, außer daß neben den Hauptmotiven noch kleinere Episoden in abweichenden Ton- und Taktarten arabeskenartig eingeflochten sind. Das Ganze ist so sprechend, daß man sich unwillkürlich eine dadurch geschilderte Handlung denkt, etwa die Ankunft eines fremden Königssohns mit seiner Flotte, welcher die einheimische Fürstentochter freit. Wir hören den Volksjubel, die Musikbanden (Pfifferari) und festlichen Reigen, welche das Brautpaar zur Trauung geleiten, das Jawort der beiden (Oboë und Celle), sehen den segnenden Patriarchen und die ganze Pracht einer südlichen Nationalfeier. Nach der Stille, welche den heiligen Akt umgibt, erneuern sich die festlichen Spektakel; der Zug lenkt zum Hafen, von wo bereits dumpie Salutschüsse zur Abfahrt mahnen, und unter tausendstimmigen Segenswünschen scheiden die Neuvermählten.* Das Ganze ist glänzend, aber doch maßvoll instrumentirt und voll köstlicher Details; wir erinnern hier nur z. B. an den gewagten und doch fehlerfreien Wechsel der Dominant-Septakkorde von B und A dur, zwischen welchen sich das Motiv des Seitensatzes gleichsam auf den Zehen reizend balancirt. Uebrigens gleicht dasselbe auffallend dem sinnlich-lüsternen Seitensatze des Mephistowalzers, dessen Instrumentation nur noch etwas prickelnder und berauschender gehalten ist.

Hierauf kam die Hochzeitmusik zu Hebbels „Nibelungen“ von Otto Bach an die Reihe, einem der wenigen, welchen die Milch der frommen Denkungsart noch nicht durch Enharmonik und ähnliche Zaubertränklein in gährend Drachengift verwandelt worden ist. Zwar schien sich das Stück durch ein paar absonderliche Wendungen an maßgebender Stelle als „unbedenklich“ empfohlen zu haben; aber außer diesen wenigen Concessionen an das radikale Element ist lauter solide, vernünftige, in der Gesundheit aller überwundenen Standpunkte strotzende Musik daran, und aus einigen Takten meinten wir sogar des seligen Jakob Beers orientalische Prophetennase hervorragen zu sehen.

Außer den schon angeführten Sachen kamen im zweiten Festconcert noch zu Gehör: „Gesang der Nonnen“ für Frauenchor, und „Brautlied“ für gemischten Chor, beide von Adolf Jensen. Der Dichter hat sich durch seine feurigen, ideenreichen Lieder bereits vortheilhaft accreditirt, und auch diese beiden Chöre wären, wenn auch das Brautlied am Schlusse nach kaum wieder berührter Hauptmotif zu rasch abbricht, doch freundlich aufgenommen worden, wenn sie reiner und durchsichtiger geklungen hätten, und die Begleitung, statt auf dem mitleidig nachgelesenen Piano, auf der vom Componisten verlangten Harfe gespielt worden wäre. Franz Bendel aus Prag, ein mit feinem Geschmacke und hübscher Technik ausgerüsteter früherer Schüler Liszts, spielte noch dessen Fis moll-Rhapsodie und seine eigene, für die Lebert-Starkische Clavierschule componirte Sexten-Etüde. In den Kammerconcerten hörten wir auch eine sehr ansprechende Violinonate seiner Composition. Mit Pflughaupt, einem ebenfalls trefflichen Pianisten, spielte er Liszts großes Clavierduo. Von sonstigen Pianokräften erwähnen wir Fräulein Alide Tapp, Schülerin H. v. Bülows, und Herrn Otto Reubke, Bruder des verstorbenen Tonsetzers Julius Reubke, dessen Sonate derselbe mit Bravour ausführte. Das war leider eine von jenen Compositionen, welche nach den Worten eines bekannten Kritikers ein Gefühl hervorrufen, als führe man Einem mit einer nassen Bürste über's Gesicht. Conservative Gemüther erquickten sich dagegen an einer Sonate in D moll von Kiel, dem neu entdeckten Berliner Classiker, und einem Trio in F moll von E. Naumann, unbefangene aber an dem herrlichen Trio in B moll von Volkmann, und beson-

* Wir wissen nicht, ob das uns unbekannte Programm, welches Dräseke zu den Festklängen geschrieben haben soll, vielleicht mit unserem Berufe zusammentrifft. Jedenfalls erhielt unsere Auffassung die Sanktion aus Liszt's eigenem Munde, als er in Stuttgart das Conservatorium besuchte. Er hörte dort nicht nur die Zöglinge mit großer Befriedigung an, sondern spielte auch selbst und widmete die übrigen Stunden seinen dortigen warmen Freunden.

Digitized by Google

ders auch an den klar und melodiös gehaltenen Liszt'schen Liedern, welche an Herrn und Frau Hauser ganz vortreffliche Interpreten fanden. Remenyi spielte mit seinem Schüler Plotenyi noch eine Verarbeitung des Schubert'schen Divertissement hongrois, und später gab er sogar den Ragoczimarsch drein, so daß ein gutes Theil des genossenen Musikschmauses auf den Paprika-duftenden Czardas kam. Doch auch über das Fremdländische freut sich der Musikforscher, wenn es endlich seinen läuternden Durchgangsprocess durch das deutsche Element vollzieht, auf den auch jetzt wieder, wie zu Mozarts Zeit, alle nationalen Style angewiesen sind. Manche wurden schon durch ihre Meister dazu geführt, so der französische durch Berlioz, der englische durch Sternbale-Bennet, der nordische durch Gade, der russische durch Rubinstein und Glinke, der polnische durch Chopin, und der ungarische durch Franz Liszt. Nur Italien zögert noch: fürchtet es auch die musica tedesca, wie die deutschen Hiebe, oder werden dort keine andere Genies mehr geboren als politische?

Ueber das Festmahl und die dabei ausgebrachten officiösen und nicht officiösen Toaste ist nichts Besonderes zu erwähnen; Alles ging höchst geordnet und anständig von statten, wie es von den „vergeistigten" Tonkünstlern nicht anders zu erwarten war. Wohlthuend berührte es wirklich, während des ganzen Festes keine Spur von Eifersucht oder gar Brodneid unter den „neudeutschen" Künstlern zu bemerken, während dergleichen unter den „altdeutschen" nicht fehlt. Allerdings haben bis jetzt nur letztere materiellen Vortheil von ihren Produktionen, und wissen wenigstens, was sie einander mißgönnen dürfen, während erstere noch Alles um die Ehre thun müssen und deßhalb auch für etwaige Rivalitäten höchstens eine reinere Ursache hätten; aber wenn die neue Schule wirklich auch in dieser Beziehung eine dauerhafte Besserung brächte, so wäre das allein schon ein höchst dankenswerther Fortschritt; nichts ist häßlicher, als Zwietracht zwischen den Künstlern, die da unter den Laien als lebendige Beweise jener inneren Harmonie einherschweben sollten, welche alle Gegensätze löst und überallhin Frieden und Glückseligkeit bringt.

Die beiden gediegenen Vorträge, welche V. v. Arnold „über Verbesserung des Lehrplans in den Musikschulen" und Dr. H. Zopff „über den Einfluß des deutschen Männergesangs auf die Volksentwicklung" hielten, wären einer so ausführlichen Betrachtung werth, daß wir, um ihrem reichen Inhalt nur einigermaßen gerecht zu werden, den uns noch disponiblen Raum weit überschreiten müßten. Da nun auch diese beiden Abhandlungen in der „Leipziger neuen Zeitschrift für Musik" abgedruckt erscheinen werden, so verweisen wir die sich dafür interessirenden Leser lieber auf diese Quelle, als daß wir ihnen ein nur unvollständiges Resumé liefern.

Unterdessen zog auch die Clavierausstellung im Magazin von G. Trau Wittwe viele competente Besucher an. Dort standen vortreffliche Flügel, die sich größtentheils in den Concerten als probehaltig erwiesen, aus den Fabriken von Bechstein in Berlin, Blüthner in Leipzig, Kaim und Günther in Kirchheim und Stuttgart, Steinway und Söhne in Braunschweig und Newyork zur Ansicht und Prüfung bereit. Besonders die Produkte der letztgenannten Firma, worunter sich auch ausgezeichnete Pianinos befanden, mit einer Schallkraft, wie jene eines mittelgroßen Flügels, entwickelten unter den Händen von Liszt, Bendel, Prudner, Frl. A. Mehlig u. a. eine Tonfülle, wie man sie bisher nur von Erard'schen Instrumenten zu hören gewohnt war. Hr. Steinway hat aber auch eine geniale Erfindung gemacht, welche, so einfach sie ist, doch bestimmt zu seyn scheint, im Clavierbau eine bedeutende Revolution zu veranlassen. Dieselbe ist von Bechstein und Blüthner bereits adoptirt worden und wird sich rasch weiter verbreiten, da der wackere Mann kein Geheimniß daraus macht, sondern im Gegentheil fortwährend auf neue Verbesserungen bedacht ist. Wir wünschen nur, daß seine Vorbereiten auch die andern Clavierbauer nicht schlafen lassen, damit wir endlich mehr vollständig egale Instrumente erhalten, als bisher der Fall war.

Von nun an soll alle Jahre eine Tonkünstlerversammlung stattfinden, und 1865 in Chemnitz oder Dresden getagt werden. Bis dahin wird sich hoffentlich der allgemeine Musikverein noch bedeutend verstärkt haben, zumal auch durch Vertreter der älteren Parteien; denn wenn das Verdienst seiner Gründung auch ausschließlich der neudeutschen Schule gebührt, so wird sie ihn doch nimmermehr für ihre specielle Tendenz ausbeuten, wofern einer gefährlichen Isolirung derselben vorgebeugt wird, und eine solche ist desto weniger zu befürchten, je allgemeiner die Theilnahme wird, je mehr Fachmänner aller Schattirungen dazu treten, je unparteiischer das musikalische Comité bei der Festsetzung des nächsten Programms zu Werke geht. Dabei sollte noch, nebenbei gesagt, mindestens ein großes Werk eines verstorbenen Meisters, wie zu Weimar Beethovens D-Messe, den Kernpunkt bilden, in welchem ein Maßstab gegeben wäre zur Schätzung der modernen Schöpfungen. Vielleicht mag auch dieser Wunsch, wie so manches von uns unverholen Gesagte, Mißdeutung oder Widerspruch erfahren. Allem Einseitigen oder innerlich Unwahren werden wir stets entschieden entgegen treten und Manches beim rechten Namen nennen, das sonst nach Art der Nachwandler behutsam angefaßt werden wollte; aber wir meinen's ehrlich mit der Kunst und ihrem Fortschritt und wollen mit Wort und That dazu beitragen, daß sich diese Tonkünstlerversammlungen für denselben immer segensreicher gestalten.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 42. 14. Oktober 1864.

— Es dreht wunderbar
Der Völker, Zeiten, der Geschlechter Rad
Sich auf und ab, erhebet oder stürzt,
Irrgewirbelt aber immer, sind wir weiter
Gekommen in der Zeiten Wirbellauf?
Sind wir zurück? Was ist geschehen, das
Nicht jetzt geschah'? und war geschieht, das
Nicht immerdar geschehen wäre?

Herder.

Die sittlichen Ideale unseres Volkes in der Vorzeit und in der Jetztzeit.

Die Dichtung ist die Sprache der Ideale. In ihr, die, gleich dem Krystalle, ungeordnete verstreute Bestandtheile des Erdlebens zu reinem klarem Leben der Schönheit in das dauerhafte Gesetz eingeborener Form vereinigt, in ihr legt das Volk wie der Einzelne die höchsten Anschauungen der empfindenden Seele nieder, unbekümmert, ob es für die Zeit, oder für den Raum einer sogenannten Ewigkeit geschehe; in der Lyrik zumeist die persönlichen Empfindungen des Einzel-Ichs, des Individuums, in den höheren Formen der Dichtkunst, im Epos und im Drama aber vorherrschend die Typen des Gesammt-Ichs der gegenwärtigen Menschen. In ihnen also finden wir das Charakterbild der Gesellschaft, die Ideale des Zeitlebens, die Geheimnisse des Volksbewußtseyns aufgehoben.

Wie natürlich scheint es nicht, daß diese Thatsachen in uns die Neugierde einer Vergleichung fernstehender Völkerelemente mit einander, oder eines Rückblicks in die ferne Vergangenheit unseres eigenen Volkes erregen, um solcherweise unserem höchsten geistigen Leben einen Spiegel vorhalten, und die sittlichen Ideale unseres heutigen modernen Bewußtseyns mit denen einer früheren Bewußtseynsstufe vergleichen zu können, zumal wenn diese Stufe eine bedeutende, die ganze europäische Civilisation gründende Geschichte umfaßt, wie es in den Vorzeiten unserer germanischen Entwicklung der Fall ist.

Ein solcher Vergleich aber wird, während er die nationale Neugierde befriedigt, zugleich nach einer ganz humanistischen Seite hin von hohem Interesse seyn; er wird an seinem Ort und in seinem Maße die Frage nach dem höchsten Ziele des Menschendaseyns beantworten, er wird darüber entscheiden können, ob das Leben des Geistes wirklich als eine endlose Selbstwiederholung mit dem Motto jenes weisen Rabbi Ben Akiba: „Alles schon dagewesen," anzusehen sey, oder ob ein irdisches Gesetz auch dem Geiste, gleich allen Dingen unseres Erdballs, mitgegeben sey, das Gesetz einer stetigen normal aufsteigenden Entwicklung von Niederem zu Höherem, von Besonderem zu Allgemeinerem, das Gesetz des Fortschritts mit Einem Worte. Dieses Gesetz wäre Entpuppung eines ewig Neuen und Herrlicheren aus dem Menschenwesen seit seinem Ausgang (nach dem Worte Mosis) von der Frucht der Erkenntniß bis zu seinem Ziele, der Frucht des ewigen Lebens. Es ist aber bekanntlich ein solcher Erdengang des Geistes, sofern darunter nicht bloß ein symbolisch Verschwimmendes nach der Sprache der Religion

Digitized by Google

gemeint iſt, ſondern ein reales, natürliches, in der Geſchichte des Menſchengeſchlechts nachweisbares Auftreten, Wachſen und Werden des Geiſtes verſtanden werden ſoll, noch keineswegs für bewieſen geachtet; er wird vielmehr ſo ſehr noch für utopiſch gehalten, daß vielfach ſelbſt die Zunahme der Cultur und Civiliſation für ein nur ſcheinbares Gut ohne wirkliche Veränderung oder Verbeſſerung des Lagezuſtandes der Menſchen gilt, und daß die offenbare Reihenfolge immer höherer Religionsbegriffe ſeit den älteſten Zeiten geradezu geleugnet, ſtatt ihrer Anerkennung vielmehr behauptet wird, es ſeyen die reinſten Gotterkenntniſſe am Anfange der Geſchichte, die höchſten und geiſtigſten Anſchauungen nicht erſt in der Reife, ſondern ſchon im Keime der Staatenentwicklung zu ſuchen; jede ſpätere Offenbarung aber ſey nur eine Erneuung und annähernde Wiederherſtellung der urſprünglich vollkommenen Gotterkenntniß.

Wenn wir nun durch ſolche Gegenüberſtellung fernliegender Entwicklungsſtufen in unſerem Volksleben verſuchen wollen, ein Urtheil über deſſen geiſtigen und ſittlichen Fortſchritt zu erhalten, ſo werden wir von der lyriſchen Dichtung abſehen müſſen, und, da wir des Dramas, das in den Anfängen des Volkslebens überhaupt noch keine Stätte findet, entbehren, auf das Epos, das eigentliche Volksgedicht allein zurückzugreifen haben, ſo früh es irgend in größeren Lebenskreiſen Schickſale abzubilden und erfüllte Gerechtigkeit zu ſchildern unternimmt.

Unter Allem aber, was uns die älteſte Poeſie unſeres Volkes in epiſcher Beziehung bietet, ragt unvergleichlich zu unſerem Zwecke, trotz herrlicher Einzelſchilderungen in den Amelungenliedern und trotz aller Lieblichkeit des Gudrunliedes, das Nibelungenepos hervor, da es weitaus das großartigſte, umfaſſendſte Charaktergemälde unſerer Vorwelt iſt, und ethiſche Verwicklungen ſo tiefgreifend ſchildert, daß die Nachwelt, unſere eigene Gegenwart, vielfältig verſucht worden iſt, dramatiſche Darſtellungen für unſere Zeit, Schickſalstragödien, aus ihrem Stoffe hervorzubilden.

Welch tragiſcher Widerſpruch in der That, welch entwicklungsreicher Wandel von jenen wunderlieblichen Brautſcenen des Eingangs an — wo das verſchämte Mädchen hinter geſchloſſenen Fenſtern entzückt und heimlich auf den kraftverklärten Beſieger ihrer Brüder niederblickt, oder wo der blonde verliebte Held anderthalb Jahre lang vor Scham den Mund nicht aufthut zu irgend einem Geſtändniſſe, und nur durch freudigſtes Dreinſchlagen auf Feinde wie Freunde ſeine volle Liebe ausdrückt — bis zu dem Schreckensmorgen, da Hagen den ermordeten Siegfried in grauſamer Luſt heimlich vor die Thür von Chriemhildens Schlafkammer trägt, ſo daß ſie, im Morgengrauen zur Frühmette gehend, in Unehren plötzlich mit dem Fuße den berühren muß, der lebend wie todt ihre ganze Seele füllt! Welch ein Wechſel der Tragik gar bis zum Ausgange ſelbſt, bis in jene grauenvolle Poeſie des Todes, deren unerſättliche Kampfſchilderungen, wie keines andern Volkes Dichtung ſie erreicht, die erbarmungsloſe Selbſtvernichtung des ganzen Geſchlechts aufzeigen!

Allein indem wir uns dieſes Ausgangs erinnern, zeigt es ſich ſchon, daß wir mit unſern Vorfahren nicht mehr auf demſelben Standpunkte der ethiſchen Befriedigung ſtehen können. Denn nicht leicht wird jemand das ergreifende Gedicht von der Nibelungen Noth warm und theilnehmend bis an's Ende verfolgt haben, und nicht von einer unerquicklichen, faſt troſtloſen Nachempfindung überfallen, nicht von dem trüben Eindruck eines unmenſchlichen Mordens, ſchrankenlos entfeſſelter Triebe und unerfüllter Gerechtigkeit ergriffen worden ſeyn. Dieſes Mißbehagen aber, da es nicht aus den künſtleriſchen Mängeln des Gedichts hervorgeht, da es nicht als äſthetiſcher Mißklang zunächſt, ſondern vielmehr als ethiſcher empfunden wird, beweiſt ſogleich durch ſich ſelbſt die nothwendig ſeither eingetretene Veränderung des ethiſchen Standpunktes, von dem aus wir, die Nachkommen, dieſe Dichtung empfinden und beurtheilen. Aehnlich etwa ergeht es uns bei dem Eintritt in die egyptiſchen Rieſentempel, die wir theilnehmend anſtaunen und erſtaunt bewundern, während wir dennoch in der nahen Anſeinanderhäufung der gewaltigen Säulenmaſſen, in den überall dunkeln und engen Abſchlüſſen der ungeheuren Proportionen etwas unheimlich Erdrückendes, ein Mißbehagen empfinden, welches die Wirkung einer veränderten ſittlich-religiöſen Stufe des Bewußtſeyns, der Widerſtand eines erweiterten Geſichtskreiſes und menſchlich freierer Gefühle in uns iſt.

So aber hat unſere Frage nach der ſittlichen Verſchiedenheit der Zeiten nun ſchnell einen feſteren Standpunkt und concrete Faſſung gewonnen. Wir brauchen, um ſie zu löſen, uns nunmehr nur eine genaue Rechenſchaft aufzuerlegen von dem Inhalte dieſes Mißbehagens. Spüren wir ſeine Quellen und Gründe auf und verfolgen ſeine Wirkungen durch das Gedicht hin, ſo wird ſich uns ein Prototyp der Dichtung, ein ethiſcher Kern enthüllen müſſen im Kriege mit unſerem heutigen ethiſchen Bewußtſeyn. Seine Züge nun ſind es, die, mit den äſthetiſchen Zügen des Gedichts nicht zuſammenfallend und doch unauflöslich an ſie gebunden, uns unwillkürlich ein Zwillingshaupt der Nibelungen-

Digitized by Google

Dichtung zeigen, ein ungleiches Janusantlitz, dessen zwiespältige Blicke uns alle Schönheit des Epos unheimlich und melancholisch erscheinen ließen.

Das Auffinden und Sondern dieser Züge dürfte zwar keine ganz leichte Arbeit seyn; daß aber so viele tiefgreifende Abhandlungen über das Nibelungenlied sie nicht vollbracht haben, dürfte darin hauptsächlich seinen Grund finden, daß diese gar nicht die Möglichkeit eines im Ganzen oppositionellen ethischen Ausdrucks in dem Gedicht scharf in's Auge faßten — wie das unter der Voraussetzung eines steten Gleichbleibens der sittlichen höchsten Ideen freilich nicht anders seyn konnte — vielmehr bemüht waren, in den vorgefundenen Zügen stets den Reflex und die Analogie unseres heutigen Tagesbewußtseyns aufzufinden und nachzuweisen.

Dem unbefangenen Urtheile sollte allerdings, so scheint es, gerade das Gegentheil näher liegen und die Erwartung, einem andern sittlichen Ideale zu begegnen, das Natürliche scheinen. Denn man müßte den äußern Menschen, der doch überall nur die Kehrseite des innern ist, von diesem inneren, dem ethischen, trennbar und getrennt wähnen, wenn man bei Vergleichung des äußeren Charakters, der sinnlichen Physiognomie unseres Zeitalters mit einem früheren eine tiefgehende Umwandlung des ganzen Lebensgebietes, der Mittel wie der Zwecke des Lebens, unleugbar vorfindet, so daß auch ein Fortschritt der Intelligenz in allen Dingen leicht zu constatiren scheint, und wenn man dennoch hiebei behaupten wollte, es seyen die sittlichen Ideen und Befriedigungen der früheren Zeit unverändert auch die unsern geblieben, oder gar in uns verringert worden.

Ist es in der That so schwer zu finden, daß die damalige Heldengröße in natürlicher Weise *unserem* sittlichen Ideale gar nicht mehr entsprechen kann? Stellen wir uns z. B., um nur *eine* Seite des Lebens zu verfolgen, den wehrbaren Mann der verschiedenen Entwicklungsphasen unsers Volkes vor. Stellen wir den freien Mann germanischer Kriegszüge mit dem wilden rothlockigen Haupthaar als einziger Kopfbedeckung, mit dem nackten, nur selten theilweise bedeckten Bein und Fuße, mit dem ärmellosen, ringsum geschlossenen Rocke, unter dem noch kein Hemde sich befand, mit bronzenem Schwert und Streitaxt, gegenüber dem deutschen ganz in Eisenschienen gehüllten Krieger des Mittelalters, * und diesen wiederum dem fast ungeschützten, fast nur auf den Angriff mit Kugel oder Bajonett angewiesenen Schlachtenkämpfer unserer Tage: und gestehen wir uns, daß, wie zwischen jenen beiden der Kampf allzu ungleich wäre, beide in unserem heutigen Schlachtgewühle gleicherweise als von vornherein verlorene Kämpfer erscheinen würden. Mit wie andern und verschiedenen Mitteln der Kraft, vom physisch Sinnlichen zum geistig Moralischen fortschreitend, muß nicht jeder von diesen Dreien seinen Mannesmuth, seine Selbstständigkeit, seine Energie beweisen und seinen Sieg erkaufen? Und um das sittliche Moment in diesen Veränderungen nicht zu unterschätzen, erinnern wir uns, daß eine jede wesentliche Verbesserung der Trutz- und Schutzwaffen zunächst als eine eingestandene Kraftlosigkeit, ja als feige und hinterlistige Neuerung von dem zuerst berührten Theile des lebenden Geschlechtes empfunden, gescheut und verachtet wurde. Der zum Bewußtseyn seiner Freiheit erwachte Naturlohn verachtete, ehe ihn selbst die Einsicht bezwang, den hinter dem Schilde Schutz suchenden Gegner, dieser wiederum den stahlgesicherten Panzerträger, und noch übleres Urtheil wurde, solange er ein Neuling war, dem Pulverschützen zu Theil, der mit allem Anschein der Freigheit aus sicherer Entfernung kämpfte. Schon hier sind sittliche Haltung und Feigheit wechselnde und, offenbar in einem Fortschritt nach innen zu, einander ablösende Begriffe.

Bewundern wir aber andere Eigenschaften, streben wir nach andern Zielen, lieben wir andere Thaten des Menschen, als unsere Vorzeit, so ist es klar, daß die Poesie der Vorzeit, wo sie sich zum Aufbau des vollen Lebensbildes erhebt, nicht unser ganzes inneres Wesen, nicht das geistige Moment unserer Kraft, nicht das sittliche Moment unserer Erkenntniß wird befriedigen können; und es ist umgekehrt nicht minder augenscheinlich, daß, wo die Unbefriedigung über die Poesie unserer Vorfahren bis zum Mißbehagen geht und bis zum Unfrieden steigt, ein faßbarer Gegensatz zwischen den Idealen jener Welt und der unsrigen stattfinden muß. Und zwar können wir bei dem Nibelungenliede für diesen Gegensatz nicht einmal den längeren Zeitraum der vierzehn Jahrhunderte bis zu Etzel, dem Hunnenkönig, aufwärts geltend machen, sondern nur den kürzeren bis in das Herz des Mittelalters zurück. Denn nicht die Anschauungen unserer Vorfahren zu Attilas Zeit, wie es den Anschein hat,

* Auch dieser trug übrigens noch kein Hemde. Wie spät die Deutschen Hemden und Beinkleider, diese jetzt unerläßlich scheinenden Kleidungsstücke, anlegten, zeigt uns u. A. eine Constanzer Kleiderordnung vom Jahre 1390, welche untersagt, ohne sie, insbesondere ohne Beinkleider, fortan zum Tanze und überhaupt öffentlich zu gehen, indem sie, uns einleuchtenden, Gründe hiefür anführt.

Digitized by Google

haben wir in dem Nibelungenlied ungebrochen und unvermischt aufbewahrt; sondern, da der Dichter, mag er auch alte Volkssagen behandeln, unwillkürlich dem Menschen der Vorzeit doch seine Sprache und seine Ideen mitgibt, so ist es in der That zumeist die Sitte, es ist die Denk- und Gefühlsart der Hohenstaufenzeit, welche sich in jenen Nibelungen des fünften Jahrhunderts deutlich spiegelt; denn um 1150 ist es, daß jener Ritter von Kürnberg, für den die neueste Forschung das Lied in Anspruch nimmt, oder wer immer der Dichter war, gelebt und gedichtet hat.

Erinnern wir uns nun an Sitten und Charakter dieser „Nibelungen," an ihr Handeln und Dulden, um uns dasjenige, was ihnen das Größte, Höchste, das Ideale im Menschenleben erschien, klar zu machen.

Immer haben hier die Erklärer, wie ich schon bemerkte, unsere heutigen sittlichen Ideale, nach jenem Goethe'schen hübschen Spruche, nicht ausgelegt nur, auch untergelegt — nämlich Gerechtigkeit, Redlichkeit, Treue, insbesondere die Mannentreue, d. h. das gegenseitige Festhalten des Herrn und seines Dienstmannes an einander, oder, allgemeiner gefaßt, die gegenseitige unverletzliche Treue der Sippe, der Verwandtschaft, der Freunde. Dieser Gesichtspunkt aber, oftmals gerechtfertigt, widerspricht dennoch eben den Hauptthatsachen des Gedichtes. Siegfried z. B. wird von seinen eigenen Verwandten theils schweigend, theils ausdrücklich getäuscht, durch umständlich ausgesponnenen Verrath derselben umgarnt und gemordet. Gunther wird durch Hagen, seinen Mann, der zugleich sein Oheim und sein Freund ist, übereinstimmend nach allen Ausgaben des Nibelungenlieds, nur aus Selbstsucht dem Tode geweiht; nämlich um den eingefleischten Haß Hagens gegen Chriemhilden zu befriedigen, oder, wie die eine der Handschriften ausdrücklich dazusetzt, selbst aus Mißgunst und Neid, daß Gunther sonst als der einzig Gesunde nach Hause, zur Heimath, zurückkehren würde:

„Er vorhte, sô st hête im sînen lîp genomen,
Daz si danne ir bruoder liezе heim ze lande komen."

Hagen ist aber so sehr der ideelle Mittelpunkt des ganzen tragischen Gemäldes von Chriemhildens Rache, daß eine Idee, die der Größe und Verklärung Hagens widerspräche, wie hier die Mannentreue, unmöglich als der Gipfelpunkt des idealen Strebens jener Welt angesehen werden kann.

Wenn man dagegen die Schilderungen des Nibelungenlieds ohne das Vorurtheil moderner Begriffe aufmerksam zu verfolgen vermag, so wird eine viel einfachere Anschauung und Erkenntniß dessen, was Heldengröße und Verklärung in jener Welt heißt, sich von selbst darbieten. Göttergleich und ganz unbesiegbar ist die Kampfstärke Siegfrieds; was er unternimmt, gelingt ihm, nicht Menschliches, nicht Uebermenschliches widersteht seiner Macht — nur der Verrath, gegen den seine sittliche Größe (die einzige des Liedes, die unserem modernen Ideale entspricht) keine Waffen hat, ist endlich stärker als er. Unbezähmbar ist die anfangs so wilde Eigenmacht, der Stolz und die Herrschsucht Brunhildens. Und zwar spricht sich diese Selbstmacht zuerst in ihrer Körperkraft aus, sodann, nachdem Siegfried und die Erfahrung der Liebe ihr diese genommen hat, in der Nachsucht gegen Siegfried. Denn nur diese veranlaßt sie, nach zwölfjähriger glücklicher Ehe der beiden Fürstenpaare, Gunthers mit Brunhild zu Worms, Siegfrieds mit Chriemhild zu Santen, die letzteren wieder nach Worms zu locken und in der hier versuchten Demüthigung derselben, als ihrer Vasallen, den folgenschweren Zank der Königinnen herbeizuführen, welcher schließlich allen Betheiligten den Untergang bringt. Gleicher Ausdauer, riesiger noch sich erhebend, begegnen wir in dem Weibe Siegfrieds. Unbesiegbar und nicht aufzuhalten durch ihre Liebe zu den Brüdern, zu der allzeit verehrten Mutter, nicht zu fesseln durch ihr zartes Söhnchen selbst, das sie vielmehr um solchen Zweckes willen verläßt, ist der einmal gefaßte, aus dem ungeheuern Maße ihrer Liebe zu Siegfried ungeheuerlich hervorgehende Rachewille der anfangs so zarten Chriemhild; sie bringt nach 26 Jahren mannigfacher Lebenswandlungen diesen Einen Willen unerschlafft „an ein Ende" und tödtet über den Leichen all ihrer Theuren zuletzt den Mörder Siegfrieds mit eigener Hand und durch Siegfrieds Schwert. Selbst Gunther seinerseits setzt mit allen Mitteln der List und des Betrugs den Willen durch, Brunhild, die isländische Walkyre, zu bezwingen und zu freien.

Hagen endlich, der — für unsere Anschauung — wie der böse Geist Verderben säend durch das Gedicht geht, Hagen ist so unerhört trotzig, so folgerichtig unbeugsam bis zum letzten Athemzuge, daß die ganze tragische und moralische Entwicklung des Gedichts auf dieser Unbeugsamkeit beruht; denn sie wird zum Schicksal für Alle. Gerade hierin, nicht in der „Mannentreue," überragt Hagen das Maaß aller andern Helden. Die Unerschrockenheit, Charakterfestigkeit, unbesiegliche Ausdauer in Hagen ist die geistige Macht, welche alle Burgundenhelden an ihn fesselt und, wo eint mit ihrer unüberwindlichen Scham vor dem Zurückweichen, es bewirkt, daß das ganze Geschlecht schließlich lieber untergeht, ehe es diesen einen Mann, der gleichsam ohne

Digitized by Google

persönliche Sonderregungen die verkörperte Kraft und Ehre und das Gewissen aller ist, preisgeben und dem Gerichte der Rache ausliefern mag. Lug, Trug und Mord haften an ihm, aber so wenig kommt dieß in Anschlag gegenüber dem Glanze seiner Charakterkraft, daß selbst seines Todfeindes Mann, der große Dietrich von Bern, ihm schließlich Schutz vor dem nahe drohenden Rachefchwert Chriemhildens zusagt, wenn sich Hagen friedlich wolle aus dem Heunenreiche heim geleiten lassen, und daß der ehrenfeste alte Meister Hildebrand sofort Hagens Tod von Chriemhildens Hand rächt, als wäre hier nicht sühnende Gerechtigkeit, sondern ein schmählich blutiges Unrecht geschehen.

So finden wir denn durchgängig die höchste Idealität in das Geltendmachen der Persönlichkeit, als einer weltbesiegenden und selbstherrlichen unbezwinglichen Kraft, gesetzt. Die sittliche Verklärung des Ichs, in welcher Besonderheit immer es auftreten möge, ist, daß es sich selbst gleich und treu bleibe, daß es Charakterfestigkeit, Unerschrockenheit, unbesiegliche Ausdauer sey.

In diesem Sinne und nach diesem Gesichtspunkte ordnet sich Alles in dem Gedicht künstlerisch so, daß die ästhetischen Linien mit den ethischen zusammenfallen. Nach demselben höchsten Ziele der Vollkommenheit streben Alle und dem Maaße des Erreichens desselben entspricht die Bedeutung eines jeden. Die für uns unvereinbar scheinenden Momente von Mannentreue und Verrath werden zum gemeinsamen Ausdruck und Maaße eines andern Ideals.

Denn wir sahen schon, daß die Werthschilderung aller einzelnen Führer und Helden, so wie ihres Verhältnisses zu einander, von dem bezeichneten für Alle gleichen Principe der Selbstkraft getragen wird; und auch der ganze Nibelungenzug, so wie der Massenkampf des Endes, in dem tausend Burgunden nach einander fast ohne Unterbrechung zweitausend Heunen, tausend Dänen und Sachsen wiederum zwanzigtausend Heunen bestehen und dann die germanische Schaar Rüdigers, so wie des großen Theodorichs Amelungenvolk erschlagen, ehe sie selbst todt liegen: auch diese Gesammtschilderung gibt und dasselbe verklärende Bild von unwiderstehlicher Willenskraft, unerschöpflicher Selbstbehauptung der germanischen Individualität.

Im Gegensatze aber dazu wird das feindliche ungermanische Völkerelement der Hunnen oder Heunen wetterwendisch, ohne Entschluß und Ausdauer, ohne Opferfreudigkeit für die Idee, ja ohne Trotz und Selbstbehauptungsmuth geschildert. Die Heunen lassen sich von einzelnen unter ihre Massen tretenden Burgunderrecken (wie Hagen und Volker) Spott und Hohn aller Art bieten. Hagens Bruder Dankwart schlägt sich allein durch das ganze Heerlager der Heunen bis zum Palaste hindurch. Führer und Schaaren derselben versprechen ihrer Königin den Angriff auf Hagen, werden jedoch vor der Ausführung andern Sinnes, ja später rücken sie selbst zum Kampfe aus und kehren dennoch erschreckt durch den drohenden Anblick Volkers wieder in ihre Quartiere zurück. Als besonders auffallend und verächtlich wird hiebei in dem Liede bemerkt, daß ihre Führer nirgend dem Volke voranKämpfen, und am schneidendsten tritt diese Auffassung bei Attila, dem großen Welteroberer, selbst hervor. Ehel entschuldigt zunächst, um der Gastfreundschaft willen, die übermüthige Tödtung eines seiner Fürsten durch Volker; auch für die Beschimpfung seines eigenen Weibes beim Kirchgang hat er dieselbe Nachsicht, und nicht minder für den bösen giftigen Gruß Hagens an sein Söhnchen Ortlieb beim Gastmahl. Dieß Alles freilich könnte noch durch um so kräftigeres späteres Auftreten gesühnt, noch als wahrhaft königliche Milde und Größe in ihm empfunden werden: allein unzweideutig ist es wahrlich, wenn er sein Knäblein Ortlieb vor seinen Augen niederhauen läßt, ohne zum Schwerte zu greifen, wenn er vielmehr jetzt durch den Germanen Dietrich sich beschützen, sich und die Königin aus dem Saale führen läßt, den die Nibelungen mit ihren Schwertern verschlossen halten. Eben so schickt er denn auch heunische Völker, so viel deren auch fallen, und darauf seine germanischen Hülfsvölker, vor denen er selbst, um diese Hülfeleistung zu erlangen, einen Kniefall nicht scheut, in den Kampf gegen die Nibelungen, ohne je selbst das Schwert zu ziehen, und duldet schließlich, daß Hildebrands Schwert ihm das Haupt der Königin seines Weibes, vor die Füße wirft, ohne jede andere Theilnahme, als Thränen und starkes, jammervolles Klagen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Beim Prinzen Friedrich von Augustenburg-Noer.

(Fortsetzung.)

Noer, ſo ziemlich in der Mitte der Beſitzungen gelegen, iſt ein wahres Eden. Es liegt etwa eine Viertelſtunde von der Bucht. Von da ſteigt das Terrain allmählig; ſanfte Erhebungen wechſeln mit Flächen und Vertiefungen. Das Ganze bildet weithin nur einen großen Park, nach engliſchem Muſter. Längs der Küſte ziehen ſich meiſt die herrlichſten Laubwaldungen hin; dann üppige Wieſen mit Boskets und herrlichen Baumgruppen dazwiſchen; Alles von ſchönen, breiten und äußerſt ſauber gehaltenen Wegen und Pfaden durchſchlängelt, allenthalben Ruhepunkte, die ſo gewählt ſind, daß ſie zugleich einen ſchönen Fernblick gewähren. Im Waldesdunkel hie und da ein lauſchiges Plätzchen. Allerliebſt, ja idylliſch liegt das kleine Forſthaus, dicht am Wald, ſo daß es von mächtigen Buchen überſchattet wird, und nur etliche hundert Schritte von der See. Um das Haus mit dichtem, mächtigem Strohdach zieht ſich ein allerliebſtes Blumengärtchen. Das Ganze bot das Bild höchſter Einfachheit, aber innen hatten ſich doch Comfort mit einigem Luxus niedergelaſſen. Die hellen freundlichen Zimmer waren ſchön tapezirt, mit Spiegeln und Bildern in Goldrahmen behangen; dazwiſchen auch ein ſchönes Rehbockgeweih. Der Fußboden war mit Oel angeſtrichen und da und dort war ein ſchöner Teppich hingebreitet. Die Mahagonimöbeln waren ſolid. Das muß man dem Norddeutſchen laſſen, daß er es trefflich verſteht, ſich ſeine Wohnung gemüthlicher herzurichten, als der mehr im Süden Wohnende. Auch der Bauer, ja der Taglöhner hält darauf. Der Norddeutſche fühlt ſich aber auch in den eigenen vier Pfählen und im Kreiſe der Seinen am wohlſten, während der Mittel- und Süddeutſche ſeine Zerſtreuung mehr außerhalb des Hauſes, namentlich im Club oder in der liebgewonnenen Kneipe ſucht.

Die herrſchaftlichen Gebäude und der Oekonomiehof zu Noer bilden zwar ein Ganzes und Zuſammenliegendes, aber doch ſo, daß man im Schloſſe wenig oder nichts vom Treiben der Wirthſchaft gewahr wird. Der Oekonomiehof iſt nach dem Schloß zu durch Baumgruppen maskirt. Das mächtigſte Gebäude iſt die Scheuer, unter deren Dach die ganze große Ernte eingeheimst wird. Unter der mächtigen Tenne ſind die ſchönen gewölbten Viehſtälle für nicht weniger als 500 Stück. Der große Bau liegt auf einer Erhöhung und wird in der Gegend weithin geſehen. Die Noerer Scheuer gilt dem Wanderer als ein Richt- und Wahrzeichen. Der Prinz hat ſie erbaut und der äußerlich ſo beſcheiden ausſehende Bau ſoll nicht weniger als 60,000 Thaler gekoſtet haben.

In einem Theil des weiten Oekonomiehofes ſah man nicht weniger als dreißig Wagen aufgefahren. Sie ſtanden in zwei Reihen, ſchnurgerade gerichtet. Seitwärts ſtanden in ähnlicher Weiſe die Pflüge, Eggen und kleineren Karren. Pferdeſtallungen und Remiſen waren mit Stroh gedeckt. Das ganze weitläufige Gehöft war theils mit Staketen, theils mit natürlichen dichten, aber ſauber im Schnitt gehaltenen Hecken umgeben, ſo daß, wenn Nachts die Thore geſchloſſen waren, nichts heraus- oder hineinkonnte. In der Nähe der letzteren lagen mächtige Kettenhunde, wahre Cerberuſſe, die jeden unbefugt Nahenden mit mächtigem Gebell anſchnaubten.

Die Milcherei, in der etliche dreißig Mädchen, meiſt kräftige und blühende Geſtalten, hausten, wurde von einem älteren Frauenperſonal und der Verwaltung aufs Strengſte überwacht. Abends Schlag neun Uhr wurden dieſe Milchnonnen in ihre Zellen eingeſchloſſen, was jetzt, während der Anweſenheit der galanten Vaterlandsvertheidiger, vielleicht etwas ſtrenger und pünktlicher gehalten wurde, als ſonſt.

Ich hatte für die Compagnie zwei Trainpferde, ein paar nette muntere Thiere, und ein Reitpferd. Der Prinz ſtellte mir einen Korbwagen zur Verfügung, und ſo kutſchirten wir denn, zuweilen in Begleitung des Arztes, gewöhnlich nach dem Diner, in der ſchönen Umgebung herum. Die Wege, nicht chauſſirt, ſind zum Fahren und Reiten trefflich. Herrlich war eine Fahrt im Buchenhain längs der Küſte bei Sonnenuntergang. Zuweilen wurde auch ein Abſtecher nach dem reizenden Kiel oder zu einem Kameraden auf ein benachbartes Gut gemacht. Am Strande hatte ich eine Laubhütte erbauen laſſen, von der aus wir, Offiziere und Soldaten, in die klaren Fluthen der See ſtiegen, um uns zu erfriſchen.

Digitized by Google

Ein weiteres Amüſement war für mich die Jagd. Der Prinz, der einen vortrefflichen Reßſtand hatte, war ſo freundlich, mir, nächſt dem Herzog von Coburg, zu erlauben, dann und wann einen Rehbock zu ſchießen. Die Reviere, die wir begehen konnten, waren abgetheilt. Der Herzog, unſer Commandirender, kam oft gegen Abend in einem Holſteiner Rollwägelchen und in Civil von Gottorf herüber kutſchirt, um einen Pirſchgang zu machen. Man konnte ſich, namentlich in damaliger Zeit, nichts Reizenderes denken, als eine ſolche Jagdpromenade unter den mächtigen Kronen der Eichen und Buchen längs der Küſte, zu Füßen die ſammtnen Wieſenmatten, dann das blaue Meer und gegenüber die im Duft des Aethers verſchwimmende Küſte, Alles beleuchtet von den letzten Strahlen der niedergehenden Sonne. Weit draußen ragt noch ein dunkler Punkt aus dem Meere; es iſt das hier ſtationirte däniſche Wachtſchiff, das die Segel eingereft hat. Da und dort äßen einzeln oder in Rudeln die ſchmucken Rehe, dann und wann den ſchlanken Hals erhebend, um zu ſichern. Hie und da kreiſcht die Möve oder ſchießt der Seeadler über die ſpiegelglatte Fluth, die im Moment golden aufſpritzt, wo er ſich pfeilſchnell in dieſe ſtürzt, ſeinen Raub zu greifen. Im Gebüſch ſingen Amſel, Rothkehlchen und Grasmücke und hoch in den blauen Lüften zwitſchert die Schwalbe. Da kracht ein Schuß durch die abendliche Stille und ein feiſter Bock, eben noch ſeines Lebens ſich freuend, zappelt verendend am Boden, während das andere flüchtige Gelichter dem ſchützenden Walde zujagt. Das Waidwerk iſt für heute gethan.

Der Herzog von Coburg, bekanntlich ein leidenſchaftlicher Nimrod, war beſonders guter Laune, wenn er etwas erlegt hatte. Da war noch Jagd! Kein unnützer Bummler drängte ſich hier in die ariſtokratiſche Waidmannsluſt, keinem guten Schleswig-Holſteiner fiel es ein, ſich darnach gelüſten zu laſſen, während in unſerem gegneten Thüringen auch auf dieſem Felde Alles drunter und drüber ging und ich mit leidhaftigen Augen geſehen, wie im Monat Mai 1848 eine ganze Gemeinde über reiche Fruchtfelder hin ein ſolennes Treibjagen nach Langohren hielt und dann die erlegte Jagdbeute gekocht, geſotten und gebraten wurde. Die getreuen Unterthanen Seiner Hoheit thaten ſich dabei ganz beſonders hervor und die ehemals gehegten und gepflegten herrlichen Jagdreviere boten damals einen Schauplatz ſchauerlicher Vertilgung alles Lebenden. Von all dem Unfug fand man in den „revolutionären" Herzogthümern, wie Manche zu ſagen beliebten, nicht die Spur. Man hatte dort Anderes und Höheres im Auge. Wer ein Gewehr führen konnte, war auf die Dänenhetze mit ausgezogen, und das war ein lohnenderes Wild.

Da wir nun bei unſerer Reſervebrigade, die der Sieger von Eckernförde befehligte, ſeit jener Zeit keine Dänen mehr geſehen hatten und die Blutgier ſich doch nicht ganz dämpfen ließ, ſo konnten wir dieſe vor der Hand nur an unſchuldigen Quadrupeden auslaſſen. Wenn wir uns nun nach gethanem Waidwerk am Theetiſch zuſammenfanden, und der Herzog ſich in die Interimsuniform eines ſächſiſchen Generals geworfen hatte, dann erzählte er wohl mit all ſeiner natürlichen Lebhaftigkeit ſeine heutigen Jagderlebniſſe mit allen Umſtänden. Das muß man dem Herzog laſſen, daß er eine Geſellſchaft zu unterhalten verſteht. Mit der ihm eigenen Lebendigkeit erfaßt er den Gegenſtand, den er gewählt, oder der eben auf's Tapet gekommen, ganz und gar. Aber er blieb nicht bei Jagd- und andern kleinen Geſchichten der Art, er kam auch auf ernſtere Gegenſtände. Recht intereſſant wußte der Herzog von ſeinem Aufenthalte an verſchiedenen Höfen, namentlich an denen zu London, Paris und Brüſſel zu erzählen. Bald kam er auf das häusliche Leben ſeines Bruders und der Königin, auf die Erziehung ihrer Kinder und die kleinen häuslichen Scenen; ein andermal auf Louis Philipp und die franzöſiſchen Prinzen, dann auf ſeinen Oheim, den König der Belgier, den klugen, vorſichtigen Mann. Wer kann ſolche Perſönlichkeiten beſſer ſchildern als der Herzog, der ihnen ſo nahe ſteht und ſo intim mit ihnen verkehrt? Er kennt aber auch die andern hervorleuchtenden Sterne, die ſich um dieſe Sonnen drehten, von denen mancher ſpäter heller ſtrahlte, mancher wieder in das Dunkel zurückverſank, aus dem er auf kurze Zeit aufgetaucht. Iſt einmal der Herzog im Fluß ſeiner Rede, in den er bei ſeiner Lebendigkeit bald geräth, dann vergißt er nicht ſelten den Fürſten und die Umgebung und macht die ungeniertſten Gloſſen. Aber es hört ſich ihm gut zu, denn die Gabe der Rede iſt ihm von Gottes Gnaden verliehen.

Auch der Prinz ging an ſolchen Abenden mehr als ſonſt aus ſich heraus. Auch er kannte ja verſchiedene hochgeſtellte Perſonen und deren Stärken und Schwächen. Gern wählte er bei ſeiner Neigung zur Satire dieſelben zum Gegenſtand, und ſo gerieth er auf's Gebiet der Anekdoten und Schnurren. Darin war er Meiſter und er wußte ſein Gemälde mit dem Pinſel eines Hogarth zu illuſtriren. Hatte er einmal ſeinen Mann gefaßt, dann ging es unbarmherzig über ihn her, ſo daß die gefühlvolle Prinzeſſin nicht ſelten ihm einen bittenden oder warnenden Blick zuwarf, und, wenn der nicht beachtet wurde, wohl als Vertheidigerin für den Angegriffenen in die Schranken trat.

Digitized by Google

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unerwähnt lassen, daß der Prinz ein entschiedenes Talent zur Nachahmung besaß; er verstand es vortrefflich, Stimme, Geberden und Gewohnheiten verschiedener Personen nachzuahmen.

So gab er unter anderem einmal etwas zum besten, was aller Zwerchfell erschütterte. Nach einem Sonntagsdiner, an welchem der Herzog von Coburg mit einigen Offizieren seines Stabes, so wie einige Herren der Nachbarschaft Theil genommen, begaben sich bei dem heitern Wetter die Herren in den Park, um da den Kaffee mit einer Havanna zu würzen. Wir hatten vor einem Pavillon Platz genommen, und da wir in heiterer Laune, so wie auch ganz unter uns waren, so war auch nur von heitern Dingen die Rede. So kam man denn endlich auch auf etwas, wobei der Prinz sein besprochenes Talent im vollsten Lichte zeigen konnte.

Bekanntlich war er mit seinem königlichen Schwager, Christian VIII., früher sehr befreundet. Der König nahm ihn zu seinen Ausflügen, namentlich wenn er einen Theil seiner Länder bereiste, gern mit. So kamen sie denn einmal auf einer solchen Tour in ein dänisches Städtchen, dessen Einwohner nach ihrer Art Alles aufgeboten hatten, den Empfang so feierlich als möglich zu machen. Besonders ließ es sich der Bürgermeister, ein kleiner, verwachsener und stotternder Mann, sehr angelegen seyn, mit all seiner Würde dem Träger der Krone seine Loyalität zu bezeigen und seinen Gefühlen in einer wohlgesetzten Rede Ausdruck zu geben. Diese Rede war nun aber so voll von Verkehrtheiten und Widersprüchen, daß das Ganze den wunderlichsten Effekt machte. Der Prinz copirte nun diesen Bürgermeister von Saardam. Ich sehe ihn noch, wie er einen der Anwesenden heraus nahm, der den König vorstellte, wie er seinen blauen Frack höher über den Hals hinauf zog, sich kleiner und schief machte und nun in schnarrender, stotternder Rede, mit allerlei Kratzfüßen und Grimassen seinen Vortrag hielt. Es kam das tollste Zeug heraus. Der Herzog und die andern lachten so, daß ihnen die Thränen über die Backen rollten. Dergleichen Proben gab der Prinz noch mehrere, wenn er eben bei Laune war.

An einem andern Tage, wenn eben kein Besuch da war, erzählte der Prinz vom vorjährigen Feldzug, in dem ihm eine besondere Rolle zugetheilt war, oder aus den Zeiten seiner Regentschaft in den Herzogthümern. Oft kam natürlich auch das Gespräch auf die Erbfolge in Dänemark, die beim nahe bevorstehenden Aussterben des Mannsstammes das Augustenburger Haus, als das am nächsten erbberechtigte in den Herzogthümern, so nahe berührte. Damals dachte man noch nicht an die diplomatische Ausflucht mit einem Protokollprinzen. Der Prinz schilderte in seiner Weise die noch lebenden Glieder der königlichen Familie nicht auf die schmeichelhafteste Weise.

Der damals regierende König, Friedrich VII., sein Neffe, kam bei dieser Revue am übelsten weg. Unter anderem erzählte der Prinz, Friedrich habe ihn als Thronerbe mehrere male in Gottorf besucht. Von Herzen gut, sey er, einer seiner hohen Stellung angemessenen Erziehung von Jugend auf baar, zu allerlei Extravaganzen geneigt gewesen. Besondere Neigung habe er stets zum Seewesen gehabt, doch mehr zum amüsanten als zum ernsten Theil desselben. Gewöhnlich habe er seine eigene schöne Yacht, einen vortrefflichen Segler, bei sich gehabt. Am Tag habe nun der Kronprinz seine Seefahrten gemacht und dazu diesen und jenen, den er eben leiden mochte und der tüchtig mitzechen konnte, ohne Unterschied des Standes, eingeladen. Abends und bis spät in die Nacht habe er dann mit den Kieler Studenten commercirt, und in bedenklichem Zustande sey endlich gegen Morgen der Herr Neffe heimgekommen.

Als er einst zu lange in den Tag hineingeschlafen, sey der Prinz in sein Schlafgemach getreten, um zu sehen, ob ihm nichts zugestoßen. Da habe denn der Thronerbe noch sanft geschlummert. Auf dem Tischchen vor dem Bette aber habe er ein großes gefülltes Glas stehen sehen, und als er dessen Inhalt näher untersucht, sey es ein reiner Rum gewesen. Als er den Kammerdiener des Kronprinzen darüber befragt, habe dieser geantwortet: das sey Seiner königlichen Hoheit Morgentrunk. Als er nun später den Neffen auf das Schädliche dieser Lebensweise aufmerksam gemacht, habe dieser gelacht und gemeint: das sey Seemannsbrauch und er sey schon daran gewöhnt.

Die Prinzessin sprach einmal von dem bekannten Projekt Christians VIII., einen der Söhne des Herzogs von Augustenburg zum Erben der dänischen Krone zu bestimmen. Daher habe er dem Herzog den Vorschlag gemacht, seine beiden Prinzen in Kopenhagen erziehen zu lassen. Der Herzog habe jedoch dieses Ansinnen entschieden zurückgewiesen und erklärt, da weder er noch seine Prinzen ein direktes Erbrecht auf den dänischen Thron hätten, so könne das nur mit Uebergehung näher Berechtigter geschehen, und dagegen sträube sich sein Rechtsgefühl. Es würde ihn, versetze er sich an ihre Stelle, tief schmerzen, wenn man seine Rechte verletzen wollte. Er würde feierlichst auch Alles daran setzen, diese und die seiner Kinder zu wahren. Das nahm der Dänenkönig seinem Herrn Schwager

Digitized by Google

ſehr übel, und ſeitdem datirt die Mißſtimmung gegen das Haus Auguſtenburg, die bald in die heftigſte Erbitterung übergehen ſollte.

Die verwittwete Königin Caroline, Schweſter des Prinzen von Noer, muß in ihrer Jugend ein Bild von Schönheit und Anmuth geweſen ſeyn. Ihr Porträt in Lebensgröße hing im Zimmer der Prinzeſſin. Das jungfräuliche Original mag damals achtzehn bis neunzehn Jahre alt geweſen ſeyn. Ich habe ſelten etwas Reizenderes und Friſcheres geſehen und mußte dieſes Bild immer wieder anblicken. Es war auch vortrefflich gemalt. Leider iſt mir der Name des Meiſters entfallen.

Inzwiſchen war Pfingſten, „das liebliche Feſt,“ herangekommen. Es war außerordentlich ſchönes Wetter; goldenes Licht überflutete Land und Meer; alles duftete, grünte und blühte. Ich danke dem Himmel noch, daß er mich das ſchönſte Feſt des Jahrs, wohl das einzige, das ich in jenen Gegenden verlebt haben werde, ſo ganz genießen ließ. Faſt den ganzen Morgen ſchlenderte ich mit meinem Premier durch den ſchattigen Park längs des Meeres. Manches Wort galt der Heimath, den zurückgebliebenen Lieben, andere wieder der Zukunft, die damals eben keine heitere Perſpektive eröffnete. Aber wir freuten uns des Augenblicks.

Für den Mittag hatte der Prinz eine ſplendide Tafel herrichten und dazu mehr Gäſte als ſonſt bitten laſſen. Unter andern waren auch unſer Erbprinz, der Bataillonscommandeur und andere Stabsoffiziere geladen. Auch einige Damen aus Schleswig waren als Blumen in die Geſellſchaft geſtreut, von denen jedoch einige dem Verwelken nahe waren. Mir wurde als Tiſchnachbarin eine Gräfin B. zu Theil, ein rundes, geſprächiges Frauchen mit ziemlich ſpitzer Zunge. Auf dem Tiſche prangte ein großer ſilberner Tafelaufſatz, den der Prinz bei einem Pferderennen in England gewonnen. Bei Tafel ging es ſehr heiter her. Nach derſelben machten die beiden Prinzen, unſere beiden Stabsoffiziere und ich eine Partie durch den Park. Darauf machte ich mit meinem Premier noch eine Fahrt längs des Strandes, die Schönheit des Tages bis zur Neige zu genießen. Als wir zurückgekommen waren, wurde mir gemeldet, daß der Herzog von Coburg angekommen ſey und nach mir gefragt habe. Ich begab mich ſofort zu ihm. Er theilte mir etwas Dienſtliches, doch nicht von beſonderem Belang, mit. Er blieb Abends zum Thee und war wie gewöhnlich ſehr munter und geſprächig.

Der zweite Pfingſtmorgen war ſo ſchön und friſch wie der erſte. Der Prinz hatte mich den Abend vorher eingeladen, mit ihm zur Kirche zu fahren. Ich nahm das Anerbieten mit aufrichtigem Danke an, denn ſo lange ich in den meerumſchlungenen Herzogthümern weilte, hatte ich noch kein Gotteshaus betreten. In dem einen Wagen fuhren die beiden zum Beſuch anweſenden engliſchen Damen und die kleine Prinzeſſin, im andern die Gouvernante und die Geſpielin der Prinzeſſin, das liebliche, ſchwarzaugige Förſterstöchterchen, der Prinz und ich. Wir ſaßen im Korbwagen, den mir der Prinz zur Dispoſition geſtellt. Es wunderte mich, daß er gerade dieſen alten Kaſten gewählt, da er doch in ſeiner Remiſe eine Menge der ſchönſten Wagen ſtehen hatte.

Als wir eben vom Hofe abfuhren, ritt ein Theil der in der Nähe liegenden hanſeatiſchen Schwadron ihre Pferde aus, und zwar gerade durch den Oekonomiehof, während die Straße außen um dieſen herumführte. Der Prinz bemerkte dieſes ſehr mißfällig und gab auch ſeinen Gefühlen ſehr bald Ausdruck. „Sehen Sie,“ ſagte er ärgerlich, „was man ſich jetzt Alles gefallen laſſen muß! Da reiten die Kerle mir nichts dir nichts in den Hof herein, ohne daß es ihnen einfiele, um Erlaubniß zu fragen. Das ſollten ſie in England probiren, da würden ſie ſchön ankommen. Ueberhaupt iſt es dort gar nicht Sitte, Soldaten in Quartiere zu legen. Sobald eine Truppe ihr Standquartier verläßt, bezieht ſie Baraken und von der Laſt der Einquartierung weiß man dort nichts“.

Ich ließ den hohen Herrn ausraiſonniren, dann erlaubte ich mir einige Bemerkungen. „Durchlaucht entſchuldigen,“ erwiederte ich, „wenn ich die Sache aus einem andern Geſichtspunkt anſehe. Für's Erſte leben wir jetzt hier nicht im Frieden, ſondern im Kriege, wenn auch das Waffengeräuſch eben nicht bis hierher dringt, und in einem ſolchen Zuſtande wird immer weniger angefragt, als in Friedenszeiten. Ferner befinden wir uns nicht in England, ſondern in Deutſchland, und in den beiden Ländern ſind alle Verhältniſſe, und namentlich die militäriſchen, ſo heterogen, daß vom Brauch des einen nicht auf den des andern zu ſchließen iſt. In England iſt und bleibt der Linienſoldat ein Miethling, und gegen den Seemann ſteht er immer in zweiter Reihe, während in den meiſten deutſchen Landen die Wehrpflicht bereits eine ziemlich allgemeine iſt oder noch werden wird.“ — Gegen dieſe Argumente ließen ſich nun keine erheblichen Einwendungen machen; aber daß die Hanſeaten ohne Weiteres durch ſein Beſitzthum geritten, konnte der Prinz doch vorerſt nicht verſchmerzen.

Die Kirche und Pfarre befanden ſich in Kruſendorf, dem größten der zu den Beſitzungen des Prinzen gehörigen Orte. Da hier nur Hörige (d. h. keine freien

Digitized by Google

Bauern) wohnten, ſo gehörte Alles dem Prinzen, er hatte aber auch Alles zu unterhalten. Die Kirche war geräumig und hübſch. Der Informator der Prinzeſſin hielt eine ziemlich lange und langweilige Predigt. Der alte Pfarrherr, bei dem mein Lieutenant, nebenbei geſagt, im Quartier lag, aſſiſtirte. Vor der Wegfahrt lud der Prinz beide Herren zu Tiſche.

Bei Tafel ſollte heute eine kleine Ueberraſchung ſtattfinden. In den ſchönen Buchenhainen fand ich den ſogenannten Waldmeiſter, aus dem man bei uns den ſo beliebten Maitrank oder Maiwein bereitet, in Hülle und Fülle. Bei Gelegenheit ſagte ich dem Prinzen davon, der aber, zu meinem nicht geringen Erſtaunen, das treffliche Kraut und deſſen Anwendung gar nicht kannte. Als ich ihm nun ſolche anpries, erſuchte er mich, ſeinem Haushofmeiſter das Recept mitzutheilen und eine Bowle anfertigen zu laſſen. Dazu war denn der heutige Tag beſtimmt.

Eine gute halbe Stunde vor der Tiſchzeit rollte das pfarrherrliche Fuhrwerk, der dort übliche offene Korbwagen, in den Hof ein. Die dickgefütterten Gäule lenkte ein feiſt- und rothwangiger, ſtämmiger Knecht und den Hinterſitz nahmen der Lehr- und der Wehrſtand ein, beide in Pontificalibus; mein Lieutenant in ſeinem bunten Rocke, die ohnehin zierliche Taille durch die Schärpe noch mehr zuſammengezogen; der Gottesmann in ſeinem weiten, reichfaltigen Talar, unter dem ſich doch das wohlgenährte Bäuchlein noch bemerkbar machte. Eine unförmlich dicke Halskrauſe mit unzähligem Gefältel, wie ſie im ſiebzehnten Jahrhundert Mode waren, trennte das volle, rothwangige Geſicht vom ſchwarzen Prieſterrock und geſtattete dem Kopfe kaum eine freie Bewegung. Die Herren ſtiegen ab. Mit einem salto mortale ſchwang ſich der ſchlanke Lieutenant aus dem Korbkaſten, während der Paſtor nur langſam und vorſichtig, und zwar mit Hülfe ſeines handfeſten Roſſebändigers, ſich aus dem hochräderigen Gefährt auf den ſichern Boden niederließ. Die Herren entſtäubten ſich, brachten ihre derangirte Toilette wieder in Ordnung und ruhten dann von ihrer halbſtündigen Fahrt, bis die Tiſchglocke die Hungrigen verſammelte.

Auch heute ging es bei Tafel munter her. Nach einer Weile ſetzte der Haushofmeiſter eine große Bowle auf den Tiſch. Das war etwas Außergewöhnliches. Die Neugier ſteigerte ſich, als der Ganymed im Frack den Deckel abhob und man in der Flüſſigkeit ein grünes und gelbes Gewirr wahrnahm. Man fragte hin und her, aber Niemand wußte Auskunft zu geben. Als die Gläſer gefüllt und vertheilt waren, wurde genippt, probirt, geſchluckt; man ſah ſich gegenſeitig an, wechſelte einige Worte, man nippte und trank von Neuem, bis man allſeitig zum Reſultate kam, daß das Getränke denn doch gar nicht übel ſey. Namentlich gewannen es die Damen bald lieb. Lange ließ der Prinz, der mit Fragen beſtürmt wurde, die Neugierigen zappeln, bis er denn endlich auf mich wies und bemerkte, daß man das mir zu danken habe. Man machte mir von allen Seiten Complimente und pries mein Gebräu. Man wunderte ſich nun nicht wenig, daß man den edeln Waldmeiſter, den man bisher als unnützes Unkraut betrachtet, ſo lange verkannt habe. Namentlich ſagte dem alten Paſtor die neue Bekanntſchaft ſehr zu und als der Prinz dieſes bemerkte, ließ er es am Zutrinken nicht fehlen.

Der ſo zu Ehren gebrachte Maiwein erlebte bald eine zweite und ſchließlich noch eine dritte Auflage. Man blieb länger als gewöhnlich ſitzen und die Heiterkeit ſteigerte ſich. Der Prinz hatte den Paſtor, der etwas ſchwer hörte, aufs Korn genommen, aber dieſer blieb ſchließlich nichts ſchuldig und warf ſeinem fürſtlichen Patron mitunter auch einige Brocken zu, ſo daß er die Lacher auf ſeiner Seite hatte. Hier zeigte ſich nun die Gutmüthigkeit des Prinzen im vollſten Licht. Weit entfernt, etwas übel zu nehmen, ſtimmte er in das Lachen mit ein und ſpitzte nur hie und da ſeine Pfeile etwas ſchärfer.

Man verließ ſehr animirt die Tafel. Das Geſicht manches Herrn glühte höher denn gewöhnlich. Der gute Paſtor hatte ſich wirklich einen kleinen Haarbeutel angebunden. Er ſah erſt beim Whiſt zu, das der Doktor, mein Premier und ich verarbeiteten, entſchlief aber bald in der Sopha-ecke mit geſenktem Kopf und gefalteten Händen. Doch bald war der alte Herr wieder munter und nahm lebhaften Theil am Spiel und Geſpräch. So nahte denn die Theeſtunde, die Herren wurden dazu geladen und blieben. Erſt gegen Mitternacht kutſchirten ſie heim.

Am nächſten Tage, kurz vor Tiſch, kam plötzlich der ältere Bruder des Prinzen, der Herzog von Auguſtenburg, angefahren. Die Equipage bot mehr auffälliges als fürſtliches. Vor einem alten, mächtigen Korbwagen waren vier Gäule geſpannt, die bürr und hochbeinig waren und auch an andern Gebrechen zu leiden ſchienen, denn die Füße des einen waren verbunden. Es war mir das um ſo auffälliger, als der Herzog noch vor Kurzem die ſchönſten Geſtüte in den Herzogthümern hatte. Sonderbar ſtach dagegen die reiche Livree der Dienerſchaft ab.

Vor Tiſche wurden wir dem Herzoge vorgeſtellt. Er war ein Herr von mittlerer Größe, damals ein angehender Fünfziger. Der Kopf zeigte ausdrucksvolle,

Digitized by Google

männliche Züge, ein ſtarker Backenbart vereinigte ſich mit einem Schnurrbart und das Kinn deckte ein Henri quatre. Unter den ſtarken buſchigen Brauen blickte das Auge ruhig und beobachtend. Die Naſe iſt etwas gebogen. Der Ausdruck war mehr ein ernſter, ja zuweilen finſterer. Der Herzog trug die Uniform der damaligen ſchleswig-holſteiniſchen Armee, einen langen blauen Ueberrock mit rothem Kragen und ſilbernen Generalsepauletten und an den Füßen, trotz der Hitze, große Ueberſchuhe. Seine Erſcheinung hatte durchaus nichts Militäriſches, der Anzug zeigte etwas Schlotteriges.

Der Prinz wohnte dem kurzen Geſpräch zwiſchen mir und dem Herzog bei. Kaum mit mir allein, machte er über den Bruder ſeine Gloſſen und ſein beißender Witz verſchonte ihn ſo wenig, wie jeden Andern. Ich fühle mich nicht befugt, Alles hier wieder zu geben. Unter Anderem ſagte er: er ſey nicht wenig verwundert, ſeinen Bruder in dieſer Uniform zu ſehen, denn er habe gar kein Recht, ſie zu tragen. Regierender Herzog von Schleswig ſey er nicht und dem Armeeverbande gehöre er auch nicht an. „Man ſieht auf den erſten Blick, daß er nicht Militär iſt. Auch iſt er Podagriſt, wie Sie an ſeinen Ueberſchuhen ſehen.“

Der Herr kam vom Herzog von Coburg, dem er ſeinen Beſuch gemacht. Bei Tiſche ſaß ich, wie gewöhnlich, rechts neben der Prinzeſſin, der Herzog links. Er ſpricht ernſt und gemeſſen. Anfangs ſprach er nur wenig, ſpäter mehr. Er erzählte unter Anderem, wie die Dänen auf ſeinen Beſitzungen auf Alſen gehauſt. Der größere Theil der Inſel war dem Herzog eigen und ſonſt beſaß er noch vier größere Güter auf dem Feſtlande. Ueber die Dänen äußerte er ſich folgendermaßen: „Die regierenden deutſchen Herren kennen die däniſche Halsſtarrigkeit und Zähigkeit nicht, ſonſt würden ſie anders mit ihnen verfahren. Der Däne gibt nur nach, wenn er auf den Boden geworfen und ihm der Fuß auf den Nacken geſetzt wird. So lange er noch ſteht und man ihm entgegen kommt, meint er, man fürchte ihn, und dann wird er in ſeinen Forderungen immer unverſchämter. Will man Dänemark zur Nachgiebigkeit bringen, ſo muß Schlag auf Schlag folgen.“ Die däniſche Kriegspartei nannte der Herzog den „vornehmen Pöbel,“ der den König und alle Gemäßigteren terroriſire. Wie wahr der Herzog geſprochen und prophezeit, ſollte die nächſtfolgende Zeit bald beſtätigen. — Der Herzog ſoll viel natürlichen Verſtand und eine Menge Kenntniſſe beſitzen. Er reiſte gleich nach Tiſche wieder ab.

(Schluß folgt.)

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.

(ſ. Nr. 39.)

Wien, den 22. Februar 1854. — Es iſt ein wahres Glück, daß ich heute gar keine Zeit habe und daß Sie mich bitten, Ihnen nicht zu zürnen, ſonſt wär' ich bös geworden. Als ich Ihnen meine Meinung über den Weg ſagte, den Karls Talent nehme, und Ihnen ſagte, daß es mir leid ſey, wenn er ſich mehr zu den religiöſen Gegenſtänden als zu den weltlichen neige, da ich ſelbſt ein Weltkind bin und dieſe lieber habe; wenn ich dann noch, wie Sie wiſſen, die Beſorgniß hege, daß er zu viel componire und zu wenig male, ſo that ich das in der liebevollſten Abſicht; wie dürfen Sie die Stirn haben, mich darüber zu ſchelten? „Das war kein Meiſterſtück, Octavio!“ — Daß die lieben Augen wieder beſſer ſind, freut mich, ſo wie, daß bei M. kein Rückſchritt eingetreten iſt. — Dank für die Volkshymne! — B. muß früher kommen, wenn er während der Vermählungszeit des Kaiſers bei mir ſeyn will; ich habe ihm ſchon ein ordentliches chez soi etablirt, wo er ſchreiben kann und thun was er will. — Liebe Mama, zu Platens Denkmal werde ich meinen Beitrag ſchicken, ſonſt mich aber nicht in den Vordergrund ſtellen. Sie wiſſen, wie ich, wo andere Leute beſſer dazu paſſen, mich nicht gern an die Spitze ſtelle. Ich thue es nur für unſere armen Aufſeer, ſonſt für niemand. *

* Es wollte niemand die Initiative der Sammlung für das Platenmonument in Wien übernehmen; dieſelben Anfragen von derſelben Hand wurden an die erſten öſterreichiſchen Dichter geſtellt — zuletzt an den jetzigen Kaiſer von Mexico — überall lautete die Antwort faſt mit denſelben Worten wie die von Zedlitz.

Digitized by Google

Ich habe gestern wieder ein paar Stunden bei H. zugebracht; auch er fühlt die ganze Wucht dieses Moments und welche Gefahr Oesterreich droht, den Schaden ganz abgerechnet, den uns die Lage der Dinge schon jetzt gebracht hat; denn unsere Rüstungen dauern fort und wir werden, wenn es nöthig ist, 200,000 Mann in Italien und eben so viel gegen die untere Donau gerichtet haben. H. aber mit seiner gediegenen Sachkenntniß ist der Ueberzeugung, daß keine der kriegführenden Parteien die Kosten dieses Kriegs ein Jahr aushalten könne, und die Verpflegung der beiden Armeen sey so gefährdet, daß man den Mangel und seine Folgen bald in einem Grade empfinden werde, der dem Kriege bald nothgedrungen die Grenze setzen müsse. Können wir bis dahin unsere Neutralität behaupten, so werden beide Theile, wie er glaubt, unsere bons offices nöthig haben; ob aber diese Möglichkeit vorhanden seyn wird, ist auch ihm keineswegs gewiß. — Die Statuette der Kaiserin von Ruß hat dem Hofe nicht gefallen; man findet sie nicht ähnlich. Ich finde sie schön gemacht, Faltenwurf und Gewänder sehr gut, aber der Ausdruck des Ganzen ist nicht edel und sieht nicht aus wie die Figur einer fürstlichen Jungfrau. Ich habe noch eine Masse Schreibereien und Abends ist wieder Pflichtball bei Lord Westmoreland. Der arme Kaiser kann auch nicht zu seiner Braut und muß seine Reise von einem Tage zum andern verschieben; wenn der Kaiser nicht kann was er will, wie sollen es andere Leute können?

Wien, den 23. Februar 1854. — Gestern war der große Ball bei Westmoreland, wo von den Russen keine Seele anwesend war; das ist nun wohl ganz natürlich, was aber wahrhaft peinlich wird, ist der Fanatismus, den die Menschen hier in ihren Parteiansichten gefaßt haben. Man kann fast keine entgegengesetzte oder auch nur gemäßigte Meinung haben, ohne Gefahr zu laufen, für einen Hallunken gehalten zu werden. Dabei sind die Leute Alles — russisch, englisch, französisch, nur österreichisch sind sie nicht; der Verkehr wird deßhalb jeden Tag unangenehmer. Bei solchen Stimmungen thut es wohl, einmal etwas zu hören, was, wenn einen auch nicht selbst, doch andere Leute glücklich macht .... Der Schnee liegt außerhalb der Stadt schuhhoch und es schneit fast täglich fort; was werden die armen Menschen in den Kriegsgegenden machen, die seit Wochen in Koth und Schnee ohne Dach und Fach liegen, und wahrscheinlich auch oft ohne Brennholz? — Seit einigen Wochen ist die Fürstin Metternich sehr leidend, man fürchtet, daß es eine üble Wendung nehmen könnte, da das Fieber anhält. — Den 24sten. Gestern war die Fürstin Metternich sehr schlecht. Ich muß jetzt in die Vorstadt fahren, um die fertige Statue von Wieland anzusehen, ehe sie in den Guß kommt, um darüber berichten zu können. Gasser, der das Modell in Dresden und München gezeigt und seinem Freund Rietschel zur Kritik ausgestellt hatte, war sehr mit dem Erfolge zufrieden und hat viel Lob eingeerntet. — Ich fuhr gestern um sieben Uhr zu Renz in den neuen Circus. Das Lokal ist schön und geschmackvoll, die Pferde sehr schön und gut, die Gesellschaft geschickt, die Frauen von mäßiger Schönheit, und eine wie die Lejard ist nicht dabei. Der Raum war gut gefüllt und der ganze Hof anwesend. — Ich habe Sch's wegen an B. geschrieben; dennoch bin ich nichts weniger als überzeugt, daß meine Fürbitte Erfolg haben wird. B. verpflichtet wahrscheinlich lieber seine Feinde als seine Freunde, was jedenfalls klüger ist.

Den 27. Februar. — Es geht hier immer im Alten. Wie und von was die Leute leben, weiß kein Mensch. Vom ersten an schlagen alle erdenklichen Produkte auf, die Curse fallen täglich, auf das Silber verliert man heute 29 Procent; dabei gehen die Kaufleute noch ein gut Theil mehr in die Höhe, als sie des Curses wegen müßten, kurz, das Elend droht groß zu werden. Meinen Dienstleuten muß ich nothwendig den Lohn erhöhen, und da sie brav sind und nicht stehlen und nicht saufen, und zufrieden sind, so gut zu leben als ich selbst, und mit mir zu theilen, was ich habe, so finde ich es nicht mehr als billig, daß ich die schlechten Curse trage und nicht sie. Ich kann die Dinge viel leichter nehmen als viele andere; wie es aber die armen knapp zugemessenen Leute wie L. einrichten, die eine Menge Kinder haben, weiß der Himmel, und ich sind' es nur zu natürlich, wenn der arme Kerl den ganzen Tag grunzt und heult wie ein Kettenhund. Das wird indeß nicht hindern, daß die Frau L. in neun Monaten wieder mit einem oder zwei kleinen Bubi wird gesegnet seyn, die ihm ein Seelenvergnügen machen werden und denen er während der Arbeit Hirsche, Jagden und Pferde zeichnet, wenn er einmal zufällig statt zwölf Stunden nur eilf zu schmieren hat.

Den 28sten. — Also, Mama, heute schreitet der Jubelgreis in die wohlgezählten 65, sieht aber so vortrefflich und jugendlich aus, daß ihm Niemand mehr als 64 und einige Stunden geben wird. Gestern hatte ich eine Masse Gänge zu machen: um 1 Uhr beim Nuntius bis 2 in Conferenz, dann zu Graf Buol bis 4 Uhr; dort muß man aufs Warten gefaßt seyn, denn es hat immer eine Masse Leute da, die nacheinander bei ihm ihre politische Nothdurft verrichten. — Eben erhalte ich ein liebes Briefel von Ihnen zu

Digitized by Google

meinem Geburtstage. Ja wohl, ſind das bleibende Gewinne, die wir gezogen haben, und wir wollen ſie bewahren, ſo lange der Himmel ſie uns gewährt. Fußſäck und Schälchen, für die ich im voraus danke, ſind aber noch nicht angekommen; da will ich täglich in meiner Kanzlei die Füße hineinſtecken, ſo lange es kalt iſt; wären wir nur ſchon wieder Alle beiſammen! — Ich fände es ſehr putzig, wenn K. heute entbunden würde, und kleines Rohrſeel käme an meinem Geburtstag auf die Welt. Neulich träumte ich von K.; ſie hatte ein weißes Gewand an und einen Dolch in der Hand, mit dem ſie jemand nachlief und ihn erſtach. Die nähere Veranlaſſung weiß ich nicht, vermuthe aber, gewiß aus Eiferſucht wegen mir erſtach ſie eine „meinige Geliebte," wie die Tyroler ſagen. — So weit ſchrieb ich, da kam Walther Goethe zu mir und brachte mir Grüße von ſeiner Mutter aus Piſa und fand nicht genug Worte, um mir alles Liebe für Sie zu ſagen. Goethe ſah ſehr geſund und nett aus, er hat friſche Farbe und einen lebhaften Blick. — Den 1. März. Die 65 fangen mit Kopfweh an; geſtern war ein immenſes Diner bei Biedermann und ich habe, obwohl wenig, doch mehrere Sorten Wein getrunken, was mir immer nicht bekommt.

Den 3. März. — Heute fängt mein Brief mit Todesnachrichten an. Die Fürſtin Metternich iſt heute früh um neun Uhr geſtorben. Sie können ſich denken, was das in allen Kreiſen für eine Bewegung macht; mich hat ihr Tod wahrhaft betrübt, denn ihre Fehler wogen leicht gegen ihre gute Eigenſchaften; alle kamen aus Uebereilung und einer ihr angeborenen, und vielleicht noch mehr anerzogenen Heftigkeit, keiner kam aus Böswilligkeit. An ihrem Sarge weinen Hunderte von Armen, auch mein armer blinder Bediente, den ſie ſeit 20 Jahren unterſtützt hat. Die Fürſtin hat ihm monatlich 10 fl. gegeben, ſelbſt als ſie von hier exilirt war. — Dann iſt in Olmütz die Tochter von Schnorr geſtorben, die ein ſehr liebes Mädchen geweſen ſeyn ſoll; dann eine Tochter von Schlick, die ſehr ausgezeichnet ſeyn ſoll.

Den 5. März. — Zum Ueberfluß bei meinen laufenden Geſchäften werde ich von allen Seiten wie von Blutegeln angebohrt; Gedichte zu allen erdenklichen Feſtivitäten zu machen, und wenn ich auch zehn abwehre, ſo kann ich doch nicht alle abweiſen; das Alles macht mich ſteinunglücklich. Morgen iſt das Leichenbegängniß der Fürſtin Metternich; natürlich muß und werde ich dabei erſcheinen.

Wien, den 6. März 1854. — Das war einmal ein geſcheidter Gedanke von Ihnen, mir einen Fußſack zu ſchicken; ich ſtecke die Füße den ganzen Tag hinein, was bei einer ebenerdigen Wohnung ohne Teppiche ſehr angezeigt iſt. Ueber N. N. urtheilen Sie wie eine Megäre, und zerfleiſchen die harmloſe Taube wie ein blutdürftiger Raubvogel. — Sie wäre kokett, unnatürlich und affektirt! — Sie iſt ein liebes, einfaches ungeziertes Schatzerl, die Simplicität ſelbſt, und ganz unſchuldsvolle Kindlichkeit; weil ſie aber prachtvolle blitzende Augen hat, mit denen ſie ganz ohne Arg in die Welt ſchaut, wird ſie von den andern Weibern für gemacht verſchrien und für geſchminkt, während das Alles die ſchönſten Naturfarben ſind — ſo iſt die Geſchichte! — Gozzi iſt ein äußerſt geſcheidter und genialer Menſch, vielleicht von unſern Diplomaten der begabteſte, aber ſo excentriſch, ein ſolcher Frondeur, und von ſo rückſichtsloſem Eigenſinn, daß er zu keiner Hauptrolle gelangt iſt, zu der er ſonſt nothwendig hätte ſteigen müſſen. Fürſt Felix hatte ihn ſehr gern, meinte aber, als leitender Chef einer Geſandtſchaft ſei er nicht zu brauchen; er hat ihm daher in Rom eine ſehr gute Stelle ausgewirkt, wo er aber nicht ſehr eingreifen kann. Ich habe ihn ſehr gern gehabt, als wir beide jung waren, jetzt habe ich ihn ſchon viele Jahre nicht geſehen. — Den 8. Abends war ich geſtern beim Fürſten Metternich, wurde aber nicht empfangen. Der Portier ſagte mir, der Fürſt habe noch niemanden geſehen als ſeine Familie, den Fürſten Paul Eſterhazy und den Fürſten Windiſchgrätz, die abwechſelnd bei ihm ſind. Er ſoll, wie ich höre, ſehr gefaßt ſeyn, indeß rollen ihm doch die Thränen über die Wangen, was ich bei ihm noch nicht erlebt habe. — Sagen Sie mir doch, was man in Preußen in politiſcher Beziehung eigentlich thut. Man hört hier, wir ſeyen im beſten Einvernehmen mit Berlin; ich will es wünſchen, aber ich glaube es nicht recht. Erſtlich iſt die Kreuzzeitung entſchieden ruſſiſch; wir wünſchen den Ruſſen auf alle mögliche Weiſe aus dieſer Geſchichte herauszuhelfen, aber principiell gibt ihnen Oeſterreich unrecht; es iſt keineswegs der Feind Rußlands, aber unſere Truppen im Orient könnten nur gegen Rußland gewendet werden, ſobald die Neutralität nicht mehr zu halten iſt. In Frankfurt geſchieht nichts, und Preußen weiſt jeden Schritt von dort noch immer zurück. Endlich, hört man, Bismarck ſey telegraphiſch nach Berlin citirt; Bismarck aber iſt keiner, der zur Einigkeit mit Oeſterreich antreibt. Alles das macht mich beſorgt. Der Kaiſer iſt heute, ohne daß man vorher davon gewußt hat, nach München und bleibt zehn Tage dort.

Wien den 11. März 1854. — Hurrah, das Kindl iſt da! Doch wenigſtens einmal eine Freude! Daß Sie mir bei dieſer Gelegenheit eigenhändig geſchrieben haben, entſchuldige ich zwar mit Freuden, bitte Sie aber,

Digitized by Google

hinführo die Vorſchriften des Arztes ſtreng zu halten. — Die politiſchen Tagesereigniſſe flößen ſeit einiger Zeit wieder neue Unruhe ein. Es iſt wieder der ſeparate Weg, den Preußen einſchlägt, nachdem es bisher alle Protokolle mit Oeſterreich gemeinſam unterſchrieben hat, der Beſorgniß erregt. Nicht daß es neutral bleibt, mißbilligt man, aber daß es nicht mit Oeſterreich und dem deutſchen Bund gemeinſame Schritte thun will — daß es erklärt, für Deutſchland zu handeln, während es ausſchlägt, in Frankfurt mit Deutſchland zu handeln. Wenn man dazu die Erklärungen des Wochenblattes und die rein ausgeſprochene Ruſſenfreundſchaft der Kreuzzeitung in Betracht zieht, ſo ſieht der Hegemoniegedanke und die Austreibung Oeſterreichs aus Deutſchland ſo wahrſcheinlich als einziges Ziel heraus, daß man kaum anders glauben kann. Warum will ſich Preußen iſoliren? Man erwartet und verlangt von ihm ja keine Kriegsleiſtungen, da ſeine Grenzen nicht bedroht ſind; was man aber verlangen muß, iſt ein gemeinſames deutſches Princip mit Oeſterreich, mit dem übrigen Deutſchland, aber nicht eines, das nur in ſeinem alleinigen Intereſſe aufgeſtellt wird. Man erwartet hier noch immer genügende Erklärungen von dort und fällt kein Urtheil, aber man iſt nicht ohne großes, und leider nicht aus der Luft gegriffenes Mißtrauen. Das Wochenblatt enthielt einen Artikel, den Inbegriff aller Unverſchämtheit; der geſtrige Lloyd enthielt eine Antwort, gröber, als je etwas gedruckt worden iſt. Obwohl er nur das Journal ſelbſt angreift und dieſes die Züchtigung vollkommen verdient hat, iſt er doch auf acht Tage ſuspendirt worden. — Der Tod Ihres alten Freundes, des Marquis von Londonderry, wird Ihnen nahe gehen.

Den 12. — Ich war geſtern bei Auer und habe das Springbrunnenbecken für Auſſee im galvaniſchen Strom liegen ſehen. Es iſt eine ungeheure Arbeit, und ich würde nicht dafür geſtimmt haben, wenn ich es mir ſo gedacht hätte. Es iſt eine ſchöne Schale, kommt aber viel theurer, als wenn man den Springbrunnen in Stein abfließen läßt; Auer möchte es als ſeltenes Kunſtprodukt der Galvanoplaſtik auf eine Ausſtellung bringen. — Geſtern wurde ich zum erſten mal beim Fürſten Metternich ſeit dem Tode ſeiner Frau empfangen. Er hat mich ſehr gerührt; obgleich er ſehr gefaßt und wenig anders wie ſonſt war, ſo daß ein Fremder kein Herzeleid nicht geahnt hätte, ſo war doch für mich, der ich ihn kenne, daſſelbe ſehr ſichtlich. Er empfing mich mit wahrer rührender Freude, wie jemand, von dem er wußte, daß er Antheil an ihm nimmt und ihn lieb hat. Auch war, ſo lebhaft er auch ſprach, eine eigene Weichheit in ſeiner Stimme, die merken ließ, daß eigentlich ſein Herz gebrochen ſey. Anfangs war ich allein bei ihm und nur die Kinder waren, eben alle von Platz von der Beiſetzung der Leiche angekommen, um ihn herum. Dann kamen andere Perſonen und das Geſpräch wurde allgemein. Nach einiger Zeit ſtand er auf, führte mich auf die Seite und ſagte mir: „Ich bitte Sie um einen Liebesdienſt, laſſen Sie ein paar herzliche Worte über ſie in die Allgemeine Zeitung einrücken, Sie haben ſie ja gekannt.“ Und dabei rollten ihm die Thränen aus den Augen. Als wir zur Geſellſchaft zurückkamen, war er wieder ganz gefaßt. Er war für mich durch 16 Jahre die Güte und das Wohlwollen ſelbſt und es freut mich, daß er die Ueberzeugung hat, daß ich ihm wahrhaft dankbar und anhänglich bin. Natürlich werd' ich es thun, wie mir ein günſtiger Augenblick kommt, in dem ich die nöthige Stimmung finde, die ich auch zum kleinſten Brief brauche, wenn er gelingen ſoll. Ich habe Kolb ſchon heute gebeten, daß er mir den Platz aufbewahrt.

Den 14. März. — Wie geht es mit den Augen? Was macht M. und welche Nachrichten ſind von Kl. und der Kleinen? Ich brauche über dieſe drei Fragen beruhigende Antwort, da ich politiſch wieder ſehr niedergedrückt bin. Unſere officiellen Organe wollen glauben machen, daß wir mit Preußen in völliger Uebereinſtimmung über Anſichten und Mittel handeln, und Gott gebe, daß es ſo ſey! Die öffentliche Meinung und die Journale ſcheinen dieſe Anſicht nicht zu theilen, und gewiß muß man ſich die Frage ſtellen: Warum gibt Preußen vor, jetzt iſolirt verſuchen zu wollen, was es wiederholt abgelehnt hat im Einvernehmen mit dem Bunde und mit Oeſterreich zu thun? Jetzt ſtünde eine Million Soldaten compakt verbunden, um ihr Votum abzugeben. Man iſt nicht ohne Beſorgniß, ob die vorgeblichen Anläſſe der Privatunterhandlungen mit Frankreich und England auch die wirklichen und einzigen ſeyen. Man iſt nichts weniger als gewiß, ob die kleinen Staaten, zumal Baden und Württemberg, die in Frankfurt vergebens auf ein mot d'ordre gewartet haben, das Preußen immer hintertrieben hat, nicht in Paris für „eventuelle Fälle“ vorgeſehen haben; kurz von deutſcher Einheit iſt heute nicht mehr die Spur! Der .... Palmerſton ſagt öffentlich in einem Toaſt: England werde der türkiſchen Regierung nie die Freundesdienſte vergeſſen, die ſie den braven Ungarn (Koſſuth und Appendix) erwieſen habe. Und das ſind die Freunde, mit denen wir gehen müſſen, weil wir mit den Ruſſen nicht gehen können! Daß der Menzikoff'ſchen Miſſion ein Antrag an England vorausgegangen ſey, bezüglich einer eventuellen Theilung der

Digitized by Google

Türkei, ohne daß man Oeſterreich davon Mittheilung gemacht hätte, ſcheint jetzt nach den eigenen Aeußerungen der Ruſſen außer Zweifel. Jetzt hat die Erklärung der Neutralität, wenn ſie auch von Oeſterreich und Preußen gemeinſam erfolgt, bei weitem nicht das Gewicht mehr, als wenn ſie vor drei Monaten nach Oeſterreichs Vorſchlag vom Bunde ausgegangen wäre. — Geſtern war ich bei einem großen Diner bei Fürſt Paul Eſterhazy. Ich freute mich, Gräfin Roſa G. wieder zu ſehen, die ein Engel an Grazie und Herzensgüte und ſchon das ſympathiſchſte Weſen iſt, das ich kenne. Bei ihr ſind Naivetät und Kindlichkeit nicht Folge von Beſchränktheit, ſondern von wahrer, urſprünglicher Herzensreinheit, die unbefangen und ohne Falſch durch's Leben geht. — Was faſeln Sie von meinem Beſuche bei Mr. B.? Sie glauben doch nicht, daß ich an dieſe engliſchen Lümmel je in meinem Leben ein Wort adreſſire, wenn ich nicht muß? So ein Kerl ſpricht von Mangel an Wahrheit und Treu und Glauben in Petersburg und hat recht; aber der nichtswürdigſte Grieche oder Ruſſe iſt ein Bayard gegen jeden Engländer von heut. Etwas ärgeres von wurmſtichiger Schlechtigkeit gibt es nicht, und ein pietiſtiſcher Heuchler und Tugendfreſſer wie Gladſtone hat die Unverſchämtheit zu behaupten, ein Autokrat wie Nikolaus, der jede Conſtitution in ſeinem Lande verhindere, könne kein Gentleman ſeyn, während dieſelben Menſchen, die ſo von Kaiſer Nikolaus ſprechen, vor dem Kaiſer L. Napoleon, der die Conſtitution in Frankreich mit einem Ruck über Bord geworfen, eigenmächtig regiert, wie man es in monarchiſchen Staaten nie gewagt hat, auf dem Bauche kriechen und ihn in den Himmel erheben! — Sie reden von den Engländern als Menſchen, nicht als Politiker; läßt ſich das trennen? Ich rede nicht von perſönlichen Zuneigungen, die man allerdings oft genöthigt iſt der Sache aufzuopfern; ich rede von Treu und Glauben, Recht und Ehre. Aus was beſteht denn die Nation, als aus den Einzelnen? Eben haben dieſe Engländer wieder die Stirn, von der türkiſchen Cultur die lockendſten Beſchreibungen zu machen, während die Türken den Midſhipmen des Agamemnon thatſächlich inſinuirt haben, in was ihre Cultur beſteht. Trotz dem, oder *weil* zwei Lordsſöhne dabei waren, hat man für gut befunden, über dieſes Culturexempel zu ſchweigen. Was ſchlecht auf Erden iſt, heißt Engländer; Ausnahmen ſtatuire ich, aber die Regel iſt ſicher. — M. iſt Hofrath geworden und wird dennoch wüthend ſeyn, nicht nach Wien zu kommen; aber ein Menſch, der immer in Wien ſitzt, kann nicht Carrière machen. Muß ja ein General auch hingehen, wo man ihn hinſchickt, und zwar jeden Augenblick, ohne irgend einen Vortheil, als die Annehmlichkeit, ſich für ſein Geld überall neu einzurichten.

Wien, den 18. März. — Was iſt M. S. für eine allerliebſte Perſon! Wenn die Frau nicht geradezu in den Himmel fährt, ſo *will* ich gar nicht hinein. Man wird ordentlich gerührt von dieſer einfachen Vortrefflichkeit, die ſich der Opfer, die ſie bringt, gar nicht bewußt iſt und mit dem häßlichſten Mann auf der Welt ſo glücklich und zärtlich lebt, als wär's ein Alcibiades. Dieſes Paar gibt den Stoff zu einem fertigen Roman. — In meinem Hauſe drohen mir große Chancen, die mich nöthigen werden, meinen Stand zu verändern und mich nach einer Frau umzuſehen; dießmal aber nicht nach einer Ehefrau, ſondern nach einer Köchin. Wahrſcheinlich wird J. zu erſterer gelangen, und befindet ſich in dieſem Augenblick auf der Brautſchau in Gratz. Ich ſchreibe Ihnen zwar ſcherzhaft, aber eigentlich bin ich in Verzweiflung; jeder Comfort meines Hauſes, den ich gegenwärtig genieße, geht mir verloren; ich muß ganz neue Gewohnheiten annehmen, und werde jedenfalls viel ſchlechter und viel theurer leben. Ich weiß gar nicht, was ich anfangen ſoll. Für eine Köchin hab' ich keinen Platz, ein Koch paßt nicht für meine Umſtände, wenn er gut iſt, und wenn er ſchlecht iſt, danke ich für ihn. — Sie ſoll hübſch ſein und Geld haben; dieſen letzteren Punkt zu unterſuchen, geht J. nach Gratz — point d'argent point de Suisse. Leidenſchaftlich liebt J. nicht, außer er bekommt die Wirthſchaft des Schwiegervaters. Rathen Sie mir, was ich nun eventuell thun ſoll. — Den 19. Ihr liebes Briefel, von M's Hand geſchrieben, hab' ich bekommen. Wie hab' ich mich gefreut, wieder einmal M's Schrift zu ſehen! Aber Sie machen mir mit Ihren Augen viel Kummer. O, wäre der Mai ſchon da, und M. könnte reiſen! Denn bei allen Sorgen, die wir Alle haben und immer haben werden, iſt doch immer nur, wenn wir *Alle* beiſammen ſind, das wahre Leben. — Geſtern aß ich, da J. früh mit der Eiſenbahn fort iſt, im Caſino; da das Wetter infam war, ſo blieb ich bis 12 Uhr dort im Leſezimmer, las engliſche und franzöſiſche Reviens, plauderte mit ein paar Bekannten und ging dann nach Hauſe. Wallmoden hat ſeit ſeiner Krankheit das erſtemal wieder im Caſino gegeſſen; das Eſſen wäre uns aber beiden faſt nicht bekommen aus Aerger über den unerträglichen R. N. Sogar der gutherzige, höchſt ſelten ungeduldige Wallmoden hielt das prätentente, dumme Geſchwätz nicht aus, und wir ſtanden beide auf und ließen ihn und ſeine Zuhörer ſitzen. — Geſtern hat mir M. einen Dick geſchickt, ſo groß wie ein Wallfiſch; er liegt in einem Troge auf dem Eiſe und ſoll Mittwoch, wenn

Digitized by Google

J. zurück iſt, zum Theil verſpeist werden, denn er wiegt wenigſtens 26 Pfund. — Der Kaiſer iſt heute angekommen, und geſtern Manteuffel; es ſcheint, daß man ſich ehrlich die Hand reichen will. Gott gebe, daß es ſo ſey! Es wird niemand mehr freuen als mich, und ein ſolcher Entſchluß kann nur von jedem rechtlichen Menſchen nach beſten Kräften unterſtützt werden; dann ſtehen auch die Dinge nicht ſo ſchlecht, zumal wenn man ſich mit Frankfurt verſtändigt. Die Neutralität kann dann aufrecht gehalten werden, und da am Ende auf jeden Krieg der Friede folgen muß, ſo können beide Theile froh ſein, die Vermittlung der deutſchen Mächte benutzen zu können.

Wien, den 22. März. — Der Nuntius war einige Tage unwohl, aber jetzt geht es wieder ſcharf her; dabei habe ich den Nekrolog der Fürſtin Metternich gemacht. Ich hoffe, daß das Bild, das ich von ihr entworfen habe, ein ſchönes und auch wahres iſt, wenn auch die Hand der Freundſchaft es gezeichnet hat; ich habe nichts verſchwiegen, nicht Schatten, nicht Licht. — Das Verſtändniß mit Preußen ſcheint ein gutes, warum war es nicht immer ſo? und möge es immer ein ſolches bleiben! Wir trugen und tragen keine Schuld, wenn es anders iſt; wenn nicht in gerechter Abwehr werde ich der letzte ſeyn, der dagegen arbeitet. — Wenn Marie endlich einmal reiſefähig iſt und wir wieder zuſammen kommen, werden wir ein gutes Trio von Spitalleuten machen — ich aſthmatiſch zwiſchen Blinden und Lahmen; indeß, wir wollten einander ſchon unterſtützen. — Die Erzählungen der H. ſind immer intereſſant; wenn es wahr iſt, daß L. Napoleon ſeine alte Verbindung fortſetzt, ſo halte ich es für einen übel berechneten Schritt. Wenn er beſtehen will, muß er das Beiſpiel ſtrenger Moral geben und dadurch auf die Meinung zu wirken trachten. Seine Sitten müſſen unantaſtbar ſeyn, wenn er ein anderes principielles häusliches Leben in Frankreich nach und nach an die Stelle der groben Zügelloſigkeit ſetzen will.— Dich, lieber B., bitte ich, ſo lang E. nicht ſchreiben darf, die Feder für ſie zu führen und mir keine mich intereſſirende Mittheilung vorzuenthalten.

Wien, den 25. März. — Wie geht es mit den Augen? Ich weiß wohl, daß ein ſolches Uebel mit großer Geduld getragen werden muß; ich aber, der es nicht hat, trage es nicht mit ſolcher. Ich bin immer erſt geſtimmt, von andern Dingen zu reden, wenn ich weiß, wie es Ihnen und M. geht. —'Mittwoch ging ich zu Mutter Pereira, wo ich ſeit ſechs bis ſieben Jahren zum erſtenmal wieder Schönſtein Schubert ſingen hörte, immer noch in nie von einem Andern er reichter Meiſterſchaft. Zwar iſt die Stimme nicht mehr in ihrer ganzen Friſche, aber die Töne, die er hält, ſind noch immer zauberiſch, immer derſelbe rührende Klang, und ſeine Deklamation iſt das Vollendetſte, was es gibt. Schubert iſt nie vorher ſo geſungen worden und wird nie ſpäter ſo geſungen werden! Das läßt ſich erſt wahrnehmen, wenn man unmittelbar vorher den ganz vortrefflichen Stockhauſen gehört hat, der ihm am nächſten kommt. — Geſtern war ich bei einem großen Diner bei Lord Weſtmoreland Manteuffel zu Ehren. Manteuffel gefällt allgemein. Er iſt gerade, ſchlicht, und man ſieht ihm an, daß er ein ehrlicher Mann iſt. Seine Erſcheinung hat etwas Sympathiſches, und er wird überall gern geſehen; ich habe ihm einen Gruß an Colomb mitgegeben. Seine Sendung iſt hier aufs Freundlichſte erwiedert worden, und morgen geht Heß nach Berlin, obgleich er noch ſo leidend iſt, daß er außer zum Kaiſer noch nirgends hingegangen iſt. Es iſt kein Zweifel, daß wir jetzt ganz gleichen Schritt mit Preußen gehen und ſomit das übrige Deutſchland mit uns. Nur dann hat man ein großes Gewicht in die Wagſchale zu legen; wäre es ſeit 48 immer ſo geweſen, wo ſtünde Deutſchland? Die Kölner Zeitung wird zwar darüber wüthen; deſto beſſer.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

London, September.

Die todte Saison. — Franz Müller. — Mr. Bruce Ogilvie. — Herrenwesen in Irland. — Tennysons und Procts neue Gedichte.

In dieser nachparlamentarischen Zeit der „todten Saison," wo alle Welt, mit Ausnahme von ein paar Millionen stationärer Shopkeepers und ein paar tausend unwiderruflich beschäftigter „Professional Gentlemen", London verläßt, um an der See und in den Bergen frische Luft zu schöpfen, oder die von der Monotonie englischer Cultur ermüdeten Nerven durch die pittoreske Regellosigkeit continentaler Eindrücke zu stärken, wo aber nichtsdestoweniger die Tageblätter zu erscheinen fortfahren und nach Neuigkeiten dürstende Leser von Tag zu Tag unterhalten seyn wollen, ist nichts für die öffentliche Stimmung in England charakteristischer als die gelangweilte Unruhe, mit der Presse und Publikum nach frischen Gegenständen des Interesses haschen, als die aufgeregte Bereitwilligkeit, auch dem an sich Bedeutungslosen Wichtigkeit zu verleihen, und die Proportionen wirklich interessanter Begebenheiten phantastisch zu vergrößern. Es ist die alte classische Epoche der Seeschlangen und der eierausbrütenden Boa Constrictors: die Zeit des journalistischen Correspondenzstreits über die beste Methode der Bienenzucht und die sparsamste Führung eines bescheidnen Haushalts; die Zeit hochgefärbter Berichte über Monthlancheseleigungen; die Zeit der Provinzialen, die sich von dem Londoner Diebsgesindel übertölpeln lassen, der englischen Touristen, die ihre Beschwerden über die „Grobheit" continentaler Beamten und die Unverschämtheit brittischer Hotelbesitzer an die große Glocke schlagen. Wie sich von selbst versteht, hängen die Tageblätter all diese großen und kleinen Schellen nur zu bereitwillig an ihre Kappen, und wenn die außwärtige Correspondenz über Reisen gekrönter Häupter und vielleicht eine oder zwei inländische Missethaten dazu kommen, so gibt es schließlich eine Carte du jour, deren Ausbeutung den Zeitungen ihre schwere Aufgabe erleichtert und dem gelangweilten Publikum über die schlimmsten Monate der großen Dürre hinweghilft.

Ich habe diese Monate der Dürre nun schon eine Reihe von Jahren in London miterlebt und muß gestehen, daß, so ennuyant sie in mancher Hinsicht seyn mögen, ihre Beiträge zur Kenntniß des Nationalcharakters dem Freunde politisch-socialer Phänomenologie doch eine nichts weniger als uninteressante Aehrenlese darbieten. Wenn in den Hauptzügen ein Jahr wesentlich das andere wiederholt, so fehlt es in den Details selten an bemerkenswerthen Variationen, und Manches, was in dem großen Lärm und Pomp der „lebendigen" Saison verschwindet, kommt nun charakteristisch zum Vorschein und erlangt seinen Antheil an öffentlicher Beachtung. So ist z. B. der Löwe der diesjährigen „todten Saison" ein Deutscher, der vorgebliche Mörder des Mr. Briggs, dessen mysteriöser Tod auf der Nord-London-Bahn zu Anfang Juli eine so bedeutende Sensation hervorrief; und selten bin ich in England Zeuge einer größeren Aufregung gewesen als derjenigen, welche augenblicklich alle Gesellschaftskreise hinsichtlich unseres Landsmanns, des Schneidergesellen Franz Müller, in eine geradezu krankhafte Unruhe versetzt. Der Vorfall, mit welchem die Nachforschungen der Londoner Polizei den Namen Müllers in Verbindung gebracht haben, ist den Lesern bekannt; ich wiederhole daher keine vielbesprochenen Thatsachen und constatire nur das Phänomen dieser ganz England erschütternden, fast unglaublichen Erregung über die endliche Verhaftung und Rückführung des angeklagten Mannes.

Niemand wird behaupten wollen, daß die Befriedigung über den vorläufigen Triumph der Polizei ohne Grund sey. Jedermann reist heutzutage mit der Eisenbahn und das geheimnißvolle Ende des Mr. Briggs hatte unter dem reisenden Publikum eine Art panischen Schreckens verbreitet. Es war daher von der größten Wichtigkeit, daß der von dem Verdacht des Mordes betroffene Mann dem weitreichenden Arm der Justiz nicht entwiche. Die eigenthümlichen äußeren Umstände seiner Abreise, das Warten der Polizeibeamten in Newyork, die vermeintlichen Pläne amerikanischer Werbeofficiere zu seiner Befreiung, die ungewöhnlich lange Fahrt des erwarteten Schiffes über den atlantischen Ocean, endlich das Erscheinen des consöderirten Capercschiffs Tallahassee, von dem man, da Müllers Schiff einer amerikanischen Firma gehörte, seine Wegnahme befürchtete — Alles dies hatte die schon erregte Spannung auf den Ausgang der Flucht und Verfolgung in England gesteigert und ungebuldiger als alle sonst so eifrig besprochenen Kriegsdepeschen wurde mit jedem neuen Schiffe die Kunde von Müllers Verhaftung erwartet.

Aber nichtsdestoweniger ist und bleibt diese Aufregung ein Phänomen und unserer Meinung nach ein nicht ganz außer Zusammenhang mit der todten Saison stehendes Phänomen; oder die krampfhaften Anstrengungen vieler Zeitungen, das schon vorhandene Fieber der Erwartung durch Specialcorrespondenzen und Sensationsartikel zu schüren, sind schwer begreiflich. Alle kleinsten Umstände, Essen, Trinken, Kleidung, Mienenspiel, werden mit der

Digitized by Google

größten Ausführlichkeit besprochen, überall liest und hört man Müllers Namen, und trotz des herrschenden Regen- und Sturmwetters belagerten schon seit einer Reihe von Tagen Tausende von Neugierigen den Hafen von Queenstown, wo das Müller zurückführende Dampfschiff seine amerikanischen Depeschen landet, um, wenn auch nicht ihn selbst (denn er sollte in Liverpool aussteigen), so doch mindestens das Schiff zu sehen, worauf er gekommen. Ob diese wilde Neugier gleich mächtig seyn würde, wäre Müller kein „foreigner“, sondern ein Engländer, darf wenigstens fraglich genannt werden. In England geschehen schwere Verbrechen genug und die Befriedigung des Publikums ist immer groß, wenn der Missethäter ein Fremder ist. Ich muß übrigens zur Steuer der Wahrheit hinzufügen, daß es auch Blätter gibt, welche Müllers Fall in gemäßigterem Ton discutiren und, im Angesicht der ihn noch immer nur sehr indirekt incriminirenden Thatsachen, die Möglichkeit seiner Unschuld im Auge behalten und die Geschworenen vor der Ueberrumpelung ihres Urtheils durch eine voreingenommene Stimmung warnen. Was geschehen kann, dem Angeklagten hülfreiche Hand zu leisten, wird außerdem gethan werden durch eine „deutsche Gesellschaft zur legalen Wahrung der Interessen angeklagter Landsleute,“ die sich vor Kurzem unter den Auspicien des Londoner Nationalvereins gebildet hat. Für Müller persönlich wird der Beistand dieser Gesellschaft um so werthvoller seyn, als er ein armer Mann ist.

Neben dieser durch ein großes Verbrechen verursachten Aufregung fehlt es übrigens der diesjährigen todten Saison auch nicht an dem hergebrachten Budget socialer Narrheiten, und mehrere Capitel desselben liefern zu der Charakteristik gewisser Gesellschaftskreise so merkwürdige Beiträge, daß sie mir eine besondere Erwähnung zu rechtfertigen scheinen. „Alt und doch ewig neu“ sind die wundersamen Abenteuer der verzogenen Söhne der englischen Aristokratie. Kaum hatte einer ihrer Koryphäen, der notorische Mr. Windham, seine tolle Carrière als Omnibuskutscher beendet, so tritt schon eine andere Charakterfigur mit frischem Eclat in die allen ausgetretenen Sonderling, ist erst vierundzwanzig Jahre alt, aber schon abgedankter Capitän und jüngerer Bruder eines schottischen Earl. Hören Sie denn seine seltsame, kaum glaubliche, aber nicht minder wahre Geschichte!

Nachdem Mr. Ogilvie während der Frühlingsmonate als Held einer selbst in den Annalen des Haymarket seltenen Orgie vor den Londoner Polizeibösen sein Debüt gemacht und mit Mühe dem Gefängniß entronnen war, meldeten die Zeitungen vor Kurzem sein Eintreffen im schottischen Seebade Dunoon. Er beehrte hier das Royal Hotel mit seiner Gegenwart, war indeß kaum eine Stunde dort, als dem Wirth schon wegen seines aristokratischen Gastes angst und bange wurde. Alle anwesenden Insassen des Hotels durch sein wunderliches Wesen in Aufregung zu versetzen, war für Mr. Ogilvie das Werk weniger Minuten; dann, seines Triumphes in dem Hotel gewiß, eilte er hinaus in das Dorf und erregte den Enthusiasmus der Dorfjugend, indem er den Laden eines Conditors betrat und der auf sein Rufen herbeiströmenden Schaar alles Backwerk, dessen er habhaft werden konnte, zu gemeinsamem Genusse auf die Straße warf. Hiermit noch nicht zufrieden, lud er sämmtliches Volk, dem er begegnete, in sein Hotel ein, schenkte von seinen Kleidungsstücken eines nach dem andern weg und kehrte endlich barfuß und fast nackt in das Royal Hotel zurück. In dem Hotel selbst sah man ihn, nur von einem Flanellhemd bekleidet, aus- und eingehen; als der Wirth remonstrirte, forderte er zu trinken und verhielt sich eine Weile ruhig. Dann fing das alte Spiel wieder an. An einem der folgenden Tage fand man ihn in dem seligsamsten Aufzuge zum Ausgehen bereit. Einen großen metallenen Schüsseldeckel als Helm auf dem Kopfe, einen Fenstervorhang als Mantel umgeschlagen, mit einem bunten Glockenzug als Schärpe geschmückt, ein großes Vorschneidemesser in der Rechten, so rannte dieser neue Don Quixote hinaus und forderte die Vorübergehenden zum Zweikampf. Ein anderes mal ließ der langmüthige Wirth sich überreden, seinen Gast auf einer Spazierfahrt zu begleiten. Im Laufe derselben kamen sie an eine Stelle, wo ein Haufen Arbeiter an einem Graben beschäftigt war. Sofort ließ der ehrenwerthe Gentleman das Fuhrwerk halten, sprang herunter, entledigte sich seiner Schuhe und Strümpfe und des größten Theiles seiner Kleidung, ergriff einen Spaten und nahm drei Stunden lang an den Arbeiten des erstaunten Volkes Theil. Ermüdet und mit Schmutz bedeckt, kaufte er hierauf, ohne jede Veranlassung, auf einer benachbarten Farm eine Anzahl Ochsen. Auf ähnliche Weise geberdete er sich unter den Bootsleuten am Strande. Abends erschien die von der Straße eingeladene Gesellschaft, und er trakirte dieselbe mit Branntwein und ließ einen Sackpfeifer zum Tanze aufspielen. Durch Trinken erhitzt, ergriff er öfter ein Schüreisen, rannte damit auf die Straße und setzte die Vorübergehenden durch sein wildes Gebahren in Schrecken. Einen Ercursionisten von Glasgow, der ihm seine Tollheit vorhielt, warf er zu Boden.

Allein Alles hat sein Ende, selbst die Langmuth des Wirthes und Volkes in dem guten Seebade Dunoon. Nachdem Mr. Ogilvie seinen frühern Heldenthaten eines Nachts das Auftreten der Gasröhren hinzugefügt und die Luft im Innern des Hotels der Explosion nahe gebracht hatte, hielt der langmüthige Besitzer des Royal Hotel es für Zeit, an die Sicherheit seiner Person und seines Etablissements zu denken, und setzte sich mit der Familie seines Gastes in Verbindung, um seinen Aufenthalt wo möglich zu einem friedlichen Schlusse zu bringen. Ein jüngerer Bruder des hoffnungsvollen Kriegers erschien und nach langen Verhandlungen verließ dieser, zu nicht geringer Seelenerleichterung des Wirths, das Hotel. Aber wo ein Unterkommen finden? Der Wirth des zweiten Hotels von Dunoon verweigerte ihm die Aufnahme. Alle Thüren schlossen sich vor ihm. So wanderte denn der Verstoßene, ohne Zweifel sein

Digitized by Google

bartes Schicksal beklagend, die ganze Nacht obdachlos umher, bis er früh morgens bei Dunoon Castle anlangte, dem Landsitz eines Mr. Eglinton. Da die Familie noch schlief, so blieb sein Schellen eine Weile unbeachtet, worauf Mr. Ogilvie ohne weiteres die Laden des Erdgeschosses einbrach und sich's auf einem Sopha bequem machte. Der ungewohnte Lärm brachte das Haus in Aufregung, Mr. Eglinton erschien und empfing den ungebetenen Gast in einer Weise, die seine eilige Flucht aus dem Fenster zur Folge hatte. Nach dem Royal Hotel zurückgekehrt, forderte er dort Einlaß, schlug, da dieser ihm verweigert wurde, ein halbes Dutzend Fensterscheiben in Stücken und war eben auf dem Punkte durch die Löcher einzusteigen, als Mr. Eglinton mit ein paar Constables erschien und ihn wegen des Einbruchs auf seinem Landsitze in Verhaft gab. Aus dem Gefängniß in Dunoon wurde er Tags darauf in das von Inverary transportirt, um die gerichtlichen Consequenzen seiner Tollheit abzuwarten. Es scheint indeß, daß die Sache gütlich beigelegt ist; wenigstens brachten die sämmtlichen schottischen Zeitungen einen aus dem Temperance Hotel in Inverary datirten Brief des edeln Capitäns, worin er Bedauern über das Vorgefallene ausdrückt, dem Trunke die Schuld an seinen Extravaganzen zumißt und das Versprechen ablegt, sich den Mäßigkeitsvereinen anzuschließen, „damit ihm (wie es elegant in seinem Briefe heißt) nicht wieder Gelegenheit gegeben werde, über die innere Einrichtung der Gefängnisse Ihrer Majestät sich ein Urtheil zu bilden.“ Hinsichtlich seiner oben erwähnten Vergehung mit dem Excursionisten auf Gladgow bemerkt er in einer Nachschrift zu seiner Entschuldigung, „er habe den Mann nicht eher zu Boden geschlagen, als nachdem dieser ihm an der Nase gegriffen und ihm einen Stoß in den Magen gegeben habe.“

Ein anderes Capitel der Narrheiten der dießjährigen todten Saison hat Irland geliefert. Ich rede nicht von den fanatischen Scenen in Belfast, obgleich auch diese eine Darstellung von dem Gesichtspunkte eines epidemischen Wahnsinns rechtfertigen würden; nichts destoweniger waren sie zu ernster Natur und in ihren praktischen Consequenzen zu traurig, um ohne weiteres den eben erwähnten tragikomischen Tollheiten an die Seite gestellt zu werden. Die Scene der Vorfälle, worauf wir hindeuten, liegt an dem Südende von Irland, in der durch ihre agrarischen Rebellionen berüchtigten Grafschaft Tipperary, und ihren Mittelpunkt bildet eine alte „Hexe,“ deren Wunder, wie es heißt, das Volk von Tipperary in seine geringere Aufregung versetzt haben, als die sogenannten religious Revivals vor einigen Jahren das Volk von Ulster. Irland war von jeher ein Hauptsitz der Hexenkunst und noch in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts wurden irische „Hexen“ nach einem alten Statut der Königin Elisabeth bestraft, indem in den schlimmeren Fällen, wo der Tod eines Menschen ihnen Schuld gegeben wurde, Tod ihr Lohn war, bei geringeren Veranlassungen aber, wo nur ihr „böses Auge“ oder ihre „Schelmworte“ (Scoldings) Unheil wirkten, ein unfreiwilliges Bad im Flusse oder in der See sie bestrafte. Zur Durchführung der letzteren Strafe besaßen die Gerichtshöfe sogenannte „Tauchstühle“ (ducking-stools); man band die vorgeblichen Hexen in diesen Stühlen fest, befestigte die Stühle an einem Boot und ruderte damit eine bestimmte Zeit umher, indem darauf gesehen wurde, daß die Hexen allerdings nicht um's Leben kamen, allein alle die Leiden zur See erduldeten wie der auf dem Pferde festgebundene Mazeppa zu Lande. — Es ist noch nicht lange her, seit diese letztere Strafe in Verfall kam, und es gibt Orte in Irland, wo man die Tauchstühle noch gegenwärtig als Reliquien der alten Rechtspflege aufbewahrt. Wie tief aber der Hexenglaube noch in den Herzen des Volks lebt, beweisen jene jüngsten Vorfälle in Tipperary.

Es erschien nämlich in der dortgelegenen Stadt Carrick-on-Suir vor kurzem ein Weib Namens Dobeny, welche vorgab, sie besitze die Gabe, die Todten ins Leben zurückzurufen. Unter denen, welche ihr glaubten, befand sich die Frau eines Constable's Reeves, und da Mrs. Reeves, die zuvor eine blühende, kräftige Frau gewesen, seit ihrem Verkehr mit der Hexe abmagerte und eingesunkene, seltsam glänzende Augen bekam, so wurde auch ihr Mann, der Diener der Gerechtigkeit, ein Gläubiger; ja, sein Glaube war so groß, daß er die Hexe nicht bei der Polizei anzeigte, sondern längere Zeit bei sich im Hause wohnen ließ und den Künsten der Alten mit Staunen und Grauen zusah. Die polizeilichen Verhandlungen über diesen Fall sind zu charakteristisch, als daß wir uns die Mittheilung einiger Hauptdetails versagen könnten.

Die Hexe, der Constable und seine Frau erschienen vor Gericht und der Richter fragte Mrs. Reeves: „Ist Ihr Vater todt?“ — „Ja, er starb vor drei Jahren und wurde in Carrick-on-Suir begraben; aber er lebt jetzt in Carrick-on-Suir.“ — „Lebt! Wie können Sie so etwas sagen?“ — „Weil ich ihn gesehen habe.“ — „Unter welchen Umständen?“ — „Ich höre ihn in der Nacht leise mit mir reden und nachher brachte Mrs. Dobeny mich hin und zeigte mir ihn, in einem leerstehenden Hause an der Eisenbahnbrücke, um zwölf Uhr Nachts. Sie zeigte mir auch Tom Shreban, der lahm war, und mein eigenes Kind. Sie waren alle am Leben. (Sensation unter dem versammelten Volke.) Ich schicke ihnen seitdem regelmäßig zu essen und zu trinken, und einmal schickte ich meinem Vater eines von meinen Hemden.“ — Der Polizeiconstable, ein Mensch von etwa fünfundvierzig Jahren, bezeugte dasselbe. Er habe nicht den mindesten Zweifel, daß er die todten Personen gesehen; ja Mrs. Dobeny habe ihm in einem Felde bei dem Graben von Ballydnic noch einen andern Mann gezeigt, den er bei seinen Lebzeiten genau gekannt habe. — Auch die dritte Zeugin, eine Nichte der beiden vorigen, ein junges Mädchen, beantwortete die Fragen des Richters mit gleicher Entschiedenheit. „Jeden Abend nach Eindruch der Dunkelheit bringe sie Ihr, Milch, Brot und Butter und andere Speisen nach dem leerstehenden Hause an der Eisenbahnbrücke und gehe dieselben ihrem verstorbenen Onkel, den sie jedesmal unter dem Eingange des Hauses

Digitized by Google

stehen sehe." — Um die Aufregung zu vermehren, trat nun ein Mann aus dem versammelten Volke vor, ebenfalls früher ein Constable, und erklärte auf seinen Eid: auch er kenne einige von seinen Verwandten, die aus dem Tode ins Leben zurückgekehrt seyen. Mrs. Dogeny habe sie ihm gezeigt, und es sey nichts so außerordentliches, daß Leute von den Todten auferweckt würden. — „Der Eindruck dieser Aussagen," so behauptet das „Glonmel Chronicle," dem wir die mitgetheilten Details entnehmen, „war so mächtig, daß nicht allein das Volk, sondern der Richter selbst eine Weile wie betäubt schienen, und nach den Bemerkungen zu schließen, die man auch von wohlgekleideten und anscheinend gebildeten Leuten hörte, sowie nach dem Schauder, der sich in den Zügen einer noch größeren Anzahl spiegelte, mußte man annehmen, daß außer der beherten Familie noch viele andere an die Macht der neuen Hexe von Endor glaubten."

Die Hexe wurde schließlich zu einer kurzen Gefängnißstrafe verurtheilt, der Constable, der übrigens als ein verständiger Mann geschildert wird, an einen andern Ort versetzt. Aber die über diese Vorgänge in Tipperary herrschende Aufregung ist im Zunehmen begriffen, und es würde nichts so sehr Erstaunliches sein, wenn das ebenso leidenschaftliche als phantasiereiche Volk jener Gegenden die gefangene Wunderfrau aus ihrem Kerker befreite und als Prophetin im Triumphe durch das Land führte.

In literarischen Kreisen ist man immer noch in Ekstase über Tennyson's neueste Gedichte, von welchen bereits drei Auflagen vergriffen sind. Auch die neuerdings gesammelten poetischen Werke des früh verstorbenen und fast vergessenen Dichters und Parlamentsmitgliedes W. W. Praed (er starb 1839, sechsundvreißig Jahre alt) haben ein nicht geringes Aufsehen erregt. Am besten gelingt ihm der heitere Humor, und manches, mit ungekünsteltem, wahrhaft poetischem Gefühl hingeworfene Lied würde sich auch in deutschem Gewande gefällig ausnehmen. Die Sitzungen der British Association wurden in sehr peinlicher Weise durch den plötzlichen Tod Capitän Speke's, des berühmten afrikanischen Reisenden, unterbrochen. Die Association erwartete von ihm eine ausführliche Mittheilung über seine Entdeckungen. Den Tag, ehe sein Vortrag stattfinden sollte, ging er mit seinem Bruder auf die Rebhuhnjagd; indem er auf dem Felde über eine Mauer kletterte, ging seine Flinte los und der größte Theil der Ladung traf ihn ins Herz. Das Bedauern über seinen Tod ist um so allgemeiner, als er noch eine bedeutende Zukunft vor sich zu haben schien. Sein Körper hatte allen Gefahren des tropischen Klimas ungebrochen widerstanden, er war erst 38 Jahre alt und beabsichtigte, so heißt es, eine neue afrikanische Reise, um die Zweifel wegen Entdeckung oder Nichtentdeckung der Nilquellen durch neue Forschungen zur Ruhe zu bringen.

Genf, September.

Der 22. August. — Lassalles Tod. — Die Witterungserscheinungen des Sommers. — Genf in den Hundstagen. — Der Fremdenverkehr. — Die Straße nach Chamouny. — Ein Ueberrest alter Reisenromantik.

Die Ereignisse, welche am 22. August das fröhliche Sommertreiben in Genf so gewaltsam unterbrachen, haben auch die Absendung meines kurz vorher geschriebenen Briefs um fast einen Monat verzögert. Um nun nicht allzuviele mit unserer Chronik in Rückstand zu kommen, darf ich den Abgang der Korrespondenz jetzt nicht länger aufschieben und muß mir vorbehalten, in einem nächsten Brief auf die Folgen jener unglücklichen Vorgänge, die an sich selbst aus den Zeitungen ja bereits zur Genüge bekannt sind, zurückzukommen. Alles deutet an, daß diese Folgen nicht nur in das politische, sondern auch in das sociale Leben Genfs tief eingreifen werden.

Einen andern Zwischenfall, der in Deutschland so großes Aufsehen erregte, dürfen wir gleichfalls, was das Thatsächliche anbetrifft, als durch die Zeitungen genügend bekannt voraussetzen. Ich meine den unglücklichen Zweikampf, der Ferdinand Lassalle das Leben kostete. Mag auch Lassalle, und daran dürfte nicht zu zweifeln seyn, in dieser Sache vollkommen als Mann von Ehre nach den Begriffen der „guten Gesellschaft" gehandelt haben, so kann die Art seines Todes doch kaum dazu beitragen, seinen Ruhm zu erhöhen. So durfte ein Mann, der sich als Führer einer auf ihn vertrauenden Partei weiß, nicht enden. In dieser Beziehung sagt der Verfasser eines mit warmer Anerkennung der Verdienste des Gefallenen geschriebenen Nekrologs in der „Allgemeinen Zeitung" mit größtem Recht: „Wer eine öffentliche Wirksamkeit auf sich genommen hat, steht nicht mehr wie vorher unter dem Gebot persönlicher Rücksichten, sondern muß diese beschränken lassen durch die öffentlichen Pflichten." Lassalles Tod erscheint wie der extemporirte frivole Schluß eines großen, ernsten Dramas, welches von tiefen, weltshistorischen Ideen

Digitized by Google

getragen schien. Hatte sich das ganze Wesen Lassalles und seiner Wirksamkeit aus einer inneren Nothwendigkeit entfaltet, war es bis dahin von einer idealen Harmonie durchdrungen gewesen, so bricht es nun mit einem schrillen, schneidenden Mißton ab. Und dieser Mißklang wird auch am allerwenigsten durch die bombastischen Reden ausgeglichen werden können, mit welchen einige Anhänger Lassalles in Genf der daselbst veranstalteten Leichenfeier einen erhabeneren Ausdruck geben zu können glaubten. Als Stylprobe möge hier die als Flugblatt verbreitete Einladung zu dieser Feier folgen. „Bürger von Genf! Republikaner! In der Blüthe seiner Kraft, inmitten seines großartigen Wirkens für das Wohl der Menschheit verstarb heute früh sieben Uhr Ferdinand Lassalle, der Stolz Deutschlands, die Hoffnung des Vaterlandes und der deutschen Republikaner, eines unnatürlichen Todes, das Opfer der schmählichsten Intrigue, die jemals von verworfenen Personen mit einem edeln, großen Mann getrieben wurde. Bürger von Genf, Republikaner aller Nationen, die ihr hier eine Freistätte gefunden, vereinigt euch mit uns an dem Sarge des größten deutschen Bürgers. Der Blitz hat jene stolze Eiche gefällt, aber ihre Wurzeln sind nicht erstorben, so lange es Republikaner auf Erden gibt. Die Leichenfeierlichkeit findet statt Freitag 2. September, Nachmittags ein Uhr, im großen Saale des Temple Unique (Freimaurerloge). Genf, 31. August 1864. Das Comité der deutschen Republikaner."

Größere Ueberschwänglichkeit ist wohl von unsern deutschen Landsleuten in Genf seit dem Gallimatdias der vielberufenen Schleswig-Holstein-Adresse vom vorigen Winter nie zu Tage gefördert worden, welch letztere freilich — um Mißverständnissen vorzubeugen — aus einem andern Kreise hervorging. Niemand würde sich mehr gegen solchen Bombast verwahrt haben, als der in allen seinen Schriften nach schönem Maß des Ausdrucks strebende, geistvolle F. Lassalle selbst. Niemand wußte besser als er, daß auch in der politischen Rede und Schrift der ästhetische Geschmack seine Berechtigung findet.

* * *

Die Hundstage haben mit ihrer sengenden Sonnenhitze, ihrem endlosen Staub, ihren austrocknenden Südwinden ihre vollgezählten vier Wochen über unserer Stadt gelastet, und wer diese Jahresperiode einmal in Genf durchgemacht hat, der weiß, was das sagen will. Weitgereiste Engländer behaupten, daß sie kaum in Egypten oder Indien mehr von dem Sonnenbrand ausgestanden hätten, als hier, wenn jener mitleidslose „vent," wie man im Gegensatz zur „bise," d. h. dem Nordwind, den Südwind nennt, seinen Glutathem mit mehrere Tage hinter einander ohne Unterbrechung über die Alpen herübersendet. Eigenthümliche, noch nirgends erklärte elektrische Luftverhältnisse, welche vielleicht ihren Grund darin haben, daß Genf mitten zwischen zwei Wetterscheiden (Jura und Salève) liegt, mögen die Ursache dieser außerordentlichen Fühlbarkeit und erschlaffenden Wirkung der Hitze seyn. Ein auffallendes, in dieser Jahreszeit ziemlich häufig eintretendes Phänomen dürfte gleichfalls auf elektrischen Bedingungen beruhen. Im Südwesten, in der Gegend von Fort-de-l'Ecluse, wo die Rhone sich ihren Weg nach Frankreich zwischen Jura und den savoyischen Bergen in tief ausgehöhltem Thal gebahnt hat, erscheint Morgens ein leichtes Dunstgewölk; es steigt höher am Horizont, der Barometer fällt, alle Welt hofft auf ein Gewitter, die ganze Natur lechzt nach einem Gegenschauer. Die Wolken ballen sich fester zusammen, man bemerkt sogar ein Wetterleuchten über dem Jura, man hört das ferne Rollen des Donners. Da plötzlich setzt der Wind mit einem tollen Sprunge nach Norden um, ungeheure Staubwolken, die ganze Gegend weithin in Grau hüllend, erheben sich, einige Tropfen fallen, der See treibt hohe Wellen, heftige Windstöße folgen rasch auf einander, daß alle Thüren und Fenster in den Häusern klirren und — nach fünfzehn Minuten ist der ganze Himmel klar wie vorher. Keine Spur einer Wolke ist übrig geblieben, auf eine unbedeutende, augenblickliche Abkühlung folgt alsbald wieder die vorige Hitze, der Barometer steigt wieder rasch, Menschen, Thier- und Pflanzenwelt seufzen wieder unter dem glühenden, dumpfen Luftdruck.

Da ich in meinen letzten Briefen eine ziemlich vollständige Wetterchronik des laufenden Jahres aus unsern Alpengegenden gegeben habe, so darf ich auch eine höchst merkwürdige Episode nicht übergehen, welche der Monat August brachte. Es war ein auffallender Temperaturwechsel, der um den 10. August bereits an manchen Orten der Schweiz eintrat, und zwar unter ganz ungewöhnlichen Umständen. In Genf zeigte der Thermometer noch am 9. August + 31° C., am 12ten Morgens aber nur noch + 8° C. Gleichzeitig erhob sich eine heftige Bise, welche Sonntags den 14ten sich zum förmlichen Orkan gestaltete. Der Verkehr in den Straßen der Stadt war fast völlig gehemmt, eine Menge Fenster wurden zertrümmert, viele Schornsteine von den hohen Hausdächern in die Straßen herabgeschleudert, eine beträchtliche Anzahl starker Bäume gebrochen, das von der Hitze zum Theil verdorrte Laub wie im späten Herbst herabgerissen. Der See hatte sich in ein tobendes Meer verwandelt, dessen Wellen, von weißem Gischt bedeckt, sich ohne Unterbrechung rollend überstürzten. Die Brandung der Wellen am Ufer stieg über 30 Fuß hoch. Der Anprall am Hafendamm war so heftig, daß dieser zum großen Theil zerstört ist. Eine Menge größerer und kleinerer Schiffe fanden ihren Untergang, auch ist der Verlust einiger Menschenleben zu beklagen. Die Dampfschiffahrt war selbstverständlich unterbrochen. Erst in der folgenden Nacht legte sich der Sturm, der in seiner zerstörenden Wuth ein wahrhaft großartiges Schauspiel geboten hatte. Der plötzliche Temperaturwechsel war in höher gelegenen Gegenden von noch merkwürdigeren Phänomenen begleitet. Am 10. und 11. August ergossen sich am Bodensee unaufhörliche Gewitterregen und die höheren Kuppen

Digitized by Google

der benachbarten Gebirge erschienen dicht mit Schnee bedeckt. In derselben Zeit schneite es auf dem Rigi und dem Pilatus am Vierwaldstätterſee. Die wunderbarſten Erſcheinungen aber traten im neuenburgiſchen Jura auf. Dort war der Thermometer bis auf + 26° R. (= 32 C.) geſtiegen; da trat, ohne Gewitter, ganz wie in Genf, jene plötzliche Abkühlung ein; am 10. und 11. regnete es und in der Nacht vom 11. auf den 12. fror es ſo ſtark, daß z. B. das Kartoffelkraut ſchwarz wurde, und die noch nicht reifen Feldfrüchte, wie Hafer, bedeutend unter dem Froſt litten. Am 12. fand man noch Morgens um 9 Uhr Eis auf den ſtehenden Gewäſſern, beſonders in Chaux-du-Milieu, Cachot und La Brévine. In jenen Gegenden hat es im Jahr 1864 bis jetzt in jedem Monat gefroren. — Während dieſe plötzliche Temperaturveränderung in der übrigen Schweiz, wenn auch nicht überall von Gewittern, ſo doch wenigſtens von Regen begleitet geweſen war, blieb es in Genf abſolut trocken; ſchon am 17. Auguſt zeigte der Thermometer wieder + 27 und am 18ten + 29° C. im Schatten. Erſt der Abend des 19ten brachte ein heftiges Gewitter mit ſtarken Regengüſſen, welche endlich Feldern, Weinbergen und Wieſen die langerſehnte Feuchtigkeit zuführten.

So bringen denn auch die Hundstage am Leman ihre ſchweren Mühſeligkeiten mit ſich; trotz der Nähe des kühlen Sees und des Alpenſchnees ſeufzt die Natur unter der drückenden Laſt der Jahreszeit, wie in der dumpfen Schwüle der römiſchen Campagna oder in der Sonnengluth von Neapel. Aber das Genfer Leben kennt keine Canicularferien wie in jenen Gegenden: im Gegentheil, es iſt in dieſer Periode ſo bunt und bewegt als je. Die vornehme Welt hat ſich allerdings auf ihre kühlen, ſchattigen „Campagnen“ und Villen längs der Seeufer oder auf den umliegenden Höhen zurückgezogen; auch die Leute zweiten und dritten Rangs — nirgends unterſcheidet man dieſe Abſtufungen ſchärfer als in dem demokratiſch-republikaniſchen Genf — die reichen Kaufleute und Fabrikanten, ſa die wohlhabenden Handwerker haben ſich wenigſtens eine Wohnung auf dem Lande gemiethet, wo die Familie, d. h. Madame, die Kinder nebſt Köchin, Bonne u. ſ. w. die ganze Woche, der geſchäftstreibige Gatte aber wenigſtens den Sonntag, vielleicht auch noch den ſogenannten petit dimanche, d. h. den Donnerſtag, zubringt, während er an den Werktagen in der Stadt ſeinen Arbeiten nachgeht und die Stillen Leiden und Freuden des Strohwittwerthums genießt. Uebrigens hat dieſe allgemein verbreitete Sitte der Sommerfriſche ihren unverkennbar günſtigen moraliſchen Einfluß. Sie bietet immerhin ein entſchiedenes Gegengewicht gegen eine allzu feſte Einwurzelung des biaſirten Großſtädtertums, dem beſonders auch Handelsſtädte ſo leicht verfallen, und wozu auch in Genf die Anlagen ſonſt keineswegs fehlen.

Von dieſer Auswanderung aufs Land nun abgeſehen, geht ſonſt Alles ſeinen gewohnten Gang in Genf. Die Arbeiter der großen Uhren- und Bijouteriefabriken ſteigen jetzt alltäglich bei + 33° ebenſo gut wie im Winter in ihre Ateliers, welche der größeren Heiligkeit wegen unmittelbar unter den Dächern der fünf- bis ſechsſtockigen Häuſer angelegt ſind, und in gegenwärtiger Jahreszeit allerdings ſtark an die Bielkammern der venetianiſchen Staatsgefängniſſe von ehedem erinneren. Auch in den Straßen ſtockt der Handel und Wandel nicht einmal in den glühendſten Mittagsſtunden. Allein die Maſſe des verbrauchten Eiſes könnte einen Thermometer abgeben für die ausgeſtandene Hitze. In den Kaffeehäuſern wird dieſer Artikel in ungeheueren Quantitäten conſumirt. Selbſt der Blutenmann, der die ſüße Leckerei des „Gefrornen“ nicht kennt, läßt ſich für 2 Centimes ein Stück Eis in ſeinen Demipot Landwein legen. „Kohlenſaure Jungfrauen,“ wie ſie die norddeutſche Hauptſtadt der Intelligenz beſitzt, haben wir hier zwar nicht, dagegen dürfte die Menge der conſumirten künſtlichen Mineralwaſſer verhältnißmäßig bei weitem größer ſein als an der Spree. Eau de Seltz und Eau de Soude trinkt alle Welt, bald mit Himbeeren- oder Johannisbeerenſaft, bald mit „Capillaire“ gemiſcht, wogegen nichts einzuwenden iſt. Einen gelinden Horror hat es mir dagegen jedesmal eingeflößt, wenn ich jene mouſſirenden Waſſer auch unter Bier gießen ſah. Als ob das Genfer Bier noch der Taufe bedürfte! Ja es gibt Leute, welche Eau de Soude regelmäßig unter ihre Suppe gießen. Man kann hier überhaupt manche Proben einer ſeltſamen Geſchmacksverwilderung gelegentlich kennen lernen. So habe ich in den von Handlungsdienern hauptſächlich beſuchten Kaffeehäuſern oft den einen oder andern dieſer jungen Leute ſitzen ſehen, der langſam ein zartes Vanilleeis auslöffelt und dazu gemüthlich eine penetrante Geanſoneigarre ſchmaucht. Das iſt in der That denn doch eine Sünde gegen den guten Geſchmack im gaſtronomiſchen Sinn; — auch die Zunge ſoll ihre Aeſthetik haben.

Die Hundstage ſind auch gerade diejenige Periode, wo der Touriſtenverkehr ſeine großartigſten Dimenſionen am Leman zu entwickeln anfängt, und ſchon deßhalb den geſchäftseifrigen Theil der Bevölkerung zu ſeiner Ruhe gelangen läßt. Um dieſe Zeit iſt es, wo Eiſenbahnen und Dampfſchiffe ununterbrochen vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht eine ganze Völkerwanderung in unſere Straßen ausgießen. Der Schluß des Parlaments in London geſtattet jetzt der faſhionablen engliſchen Geſellſchaft, ſich auf Reiſen zu begeben, und andererſeits entlaſſen die deutſchen und franzöſiſchen Bäder bereits einen Theil ihrer Gäſte, die den Alpen zueilen, um ſich nach kurzer Raſt von neuem in den Strudel der Welt zu ſtürzen. Wenn ich aus den verſchiedenen Sprachlauten, die aus dem babyloniſchen Gewirr auf den Kais bei meinen Spaziergängen mir an's Ohr dringen, einen Schluß ziehen darf, ſo ſcheinen mir dieſes Jahr Rußland und Deutſchland ſo ſtark unter den Touriſten vertreten, wie England; aber auch Spanien, Holland, Skandinavien, Italien und der Orient

Digitized by Google

ſtellen ihr ſtarkes Contingent. Griechen, Egyptier, Türken, Walachen, Serben u. ſ. w. trifft man jetzt in allen Schweizerthälern: rouſſeauſche Naturſchwärmerei ſcheint bei jenen Völkern ſtark in die Mode zu kommen, wenn nicht vielleicht die üppigen Tafelfreuden, der Champagner und Burgunder des Abendlandes noch eine größere Anziehungskraft üben. Die japaneſiſchen Geſandten dagegen, deren Beſuch in der Schweiz bereits von dem Geſchäftsträger der Eidgenoſſenſchaft, Dr. Kern in Paris, angekündigt war, ſind ausgeblieben. Der nervus rerum ſoll, ſo heißt es, ihnen in der franzöſiſchen Hauptſtadt ausgegangen ſein, und vielleicht iſt ihnen gar die Broſchüre „Point d'argent, point de Suisse" des bekannten deutſchen Reiſeſchriftſtellers in die Hände gerathen, auf welchen die ſchweizeriſchen Blätter vor einem oder mehreren Jahren ſo bös zu ſprechen waren. Aber, wie geſagt, es erſcheinen ja viele andere neue Menſchen und Völker auf dem Touriſtenſchauplatz, daß man den Ausfall jener oſtaſiatiſchen Inſulaner einſtweilen verſchmerzen kann.

Ich kenne nichts Unterhaltenderes, als dieſen Strom fremder Phyſiognomien und Geſtalten an ſich vorüberziehen zu laſſen; die Phantaſie kann keine kräftigere Anregung finden. In jeder Figur faſt tritt uns ein anderer Typus, ein verhülltes Lebensſchickſal, ein neues Räthſel entgegen, welches wir löſen möchten, indem wir uns in Conjecturen und Träumereien verlieren. Gewiß, wie manche taube Nuß würden wir finden, wenn plötzlich die Geſchichten aller dieſer Geſtalten ſich vor uns entrollten; wie manche Nullität würde ſich uns offenbaren, wo uns eine frappante Phyſiognomie auch einen bedeutenden Charakter vermuthen läßt! Aber auch welch unendliche, poetiſche Mannichfaltigkeit der Menſchenſchickſale und der Individualitäten würde ſich vor uns auftun, wäre uns ein tieferer Blick in jenes lebendige Buch geſtattet, deſſen Blätter ſich rauſchend, flüſternd, lärmend ohne Unterlaß vor uns umwenden.

Ich bin ſo glücklich, ohne nur einmal den Fuß vor die Thür zu ſetzen, einen ſtarkwogenden Arm dieſes Menſchenſtroms an mir vorüberbrauſen zu ſehen und mich in aller Gemüthsruhe auf dem Balkon meiner Wohnung in der Rue Pierre Fatio dem Spiel jener Phantaſien und Beobachtungen hingeben zu können, ohne von den Wellen berührt zu werden. Und faſt nicht geringer, als die weite Ausſicht auf das ſavoyiſche Gebirgspanorama, ſchätze ich dieſe hier an meinen Fenſtern vorüberführende Landſtraße nach Chamounp, ein Bild längſt verſchwundener Tage, ſo zu ſagen ein Reſt Mittelalter in modernem Gewande, eine lebendige Erinnerung an eine in der übrigen Welt faſt überall überwundene Culturepoche. Denn es iſt eine ächte, rechte, wirkliche Landſtraße, noch durch keine Lokomotive und Dampfwolke entweiht, ein langgeſtreckter, Hügel auf, Hügel ab ſteigender Heerweg, auf dem die wandernde Menſchheit zu Fuß, zu Eſel, zu Roß, zu Wagen, je nach Luſt und Vermögen, im Schweiße ihres Angeſichts ſtaubumwirbelt dahinzieht, von der glühenden Sonne verbrannt wird, den ächten, rechten Hunger und Durſt kennen lernt, Zeit und Gelegenheit hat, ſich Land und Leute ruhig zu betrachten, mit dem Begegnenden ein freundliches Wort zu wechſeln, anzuhalten, wo der „Herrgott den Arm herausſtreckt," wie die Handwerksburſchen einſt ſagten, ſich an einem friſchen Trunk Wein zu laben und Abends müde, aber reich an Eindrücken und Abenteuern im Quartier anzulangen. Und wahrlich, es iſt nicht die Schuld dieſer lobeſamen Landſtraße, wenn der Reiſende nicht alle dieſe guten Dinge zu würdigen weiß. Ich liebe dieſe Landſtraße wie ein Andenken aus beſſeren Zeiten, wie ein Vergißmeinnicht, das uns vor langen Jahren eine liebe Hand gab und welches wir bis heute zwiſchen den Blättern unſeres Lieblingsdichters aufbewahrt haben. Mit nicht geringer Befriedigung erfüllte es mich, als es vor einigen Jahren hieß, eine Aktiengeſellſchaft wolle eine Eiſenbahn von Genf nach Chamounp bauen; die Bahn ſolle die Reiſenden befördern und zugleich Genf, Lyon, Marſeille, Paris mit Eis vom Montblanc verſorgen. Welche Spekulation — „Glace du Montblanc!" Wie würde eine ſolche Annonce die Liebhaber in den Kaffeehäuſern jener großen Städte angezogen haben! Zu meiner großen Genugthuung zerſchlug ſich die Sache wieder und ich hoffe, ich werde noch lange das Vergnügen haben, täglich dieſe Unzahl vorweltlicher Diligencen, ſchwerbepackter Extraposten, Miethwagen und Wanderer mit langen Alpenſtöcken an meinen Fenſtern vorüberziehen zu ſehen und die Reiſeromantik mitzugenießen, wenn aus dem Coupé jenes hochgethürmten Poſtwagen blaue, grüne, braune und weiße Schleier wie grüßend vorüberflattern. Da ſeh' ich ſie täglich dahinwallen, die jugendliche Begeiſterung und die greiſe Blaſirtheit, die Hoffahrt und die Einfachheit, die gewiegte Sicherheit des Weltmanns und die geckenhafte Eitelkeit des Emporkömmlings, die heitere Liebe und die ſchnöde Verführung; da ſeh' ich alle Nationen vorüberziehen, die an dem heutigen Culturleben theilnehmen. Und ruhig und unbewegt ſchauen die glänzenden Schneehäupter der Alpen auf das tolle Menſchengewimmel herab ſeit Tauſenden von Jahren: die Formen wechſeln, im Weſen bleibt es ewig das gleiche!

Digitized by Google

Hamburg, September.

Verhältniß der Stadt zum Geſchick der Herzogthümer.

Nun es den Anſchein gewonnen hat, als ſollten die Kriegsſtürme in unſerem Nachbarlande ſich für immer legen, athmet unſere friedliebende wackere Bürgerſtadt wieder leichter, als in den letzten ſechs bis acht Monaten. Das kann ihr juſt kein Vernünftiger verdenken, denn das alte Wort: „Friede ernährt, Unfriede verzehrt.“ bleibt doch auch in der Gegenwart noch immer wahr, in welcher ſo manches hoch gehaltene Sprichwort längſt in Folge der veränderten Zeitverhältniſſe ſeine Bedeutung verloren hat. Der Friede, kommt er wirklich zu des deutſchen Volkes Ehre und Ruhm zu Stande, iſt Allen zu gönnen, dem Gegner in Dänemark, dem deutſche Klingen und Kanonen eine heilſame Lehre gegeben, und uns insgeſammt, die wir bei dieſer Gelegenheit nicht dem Mottenfraße verfallen ſind. Unſere Stadt insbeſondere, durch ihre geographiſche Lage und ihre Handelsverbindungen auf friedliche Begegnung mit aller Welt und allerlei Volk angewieſen, iſt immer übel daran, wenn der Kriegsgott ſeinen Sichelwagen beſteigt. Man hat es daher ihren Bewohnern eigentlich ſchon hoch anzurechnen, ſobald ſie Theilnahme am Waffenlärm zeigen und ſich in patriotiſcher Weiſe über das Geſchehende auslaſſen. In letzterer Beziehung muß ich dießmal unſere Republikaner loben. Sie haben redlich gethan, was ihnen zu thun allein geſtattet war: — ſie öffneten Mann für Mann und Weib für Weib ihre Börſen, brachten Hunderttauſende auf und ſuchten mit Hülfe dieſer klingenden Gabe, für die alle andern Herrlichkeiten — nur nicht Leben und Geſundheit — zu haben ſind, Noth, Mangel und Leiden aller Art, wie der Krieg ſie nun einmal gebiert, nach Kräften zu lindern. Auch jetzt iſt dieſe ſchöne Thätigkeit noch nicht aufgegeben. Die verſchiedenen hieſigen Vereine wirken noch immer, wenn auch nicht mehr ſo geräuſchvoll, wie während des Kampfes, doch mit derſelben Energie. In Schleswig-Holſtein hat man dieſe Thätigkeit Hamburgs eben ſo dankend anerkannt wie bei den Truppen der Alliirten; denn die Unterſtützungen galten eben ſowohl den tapfern Streitern für Deutſchlands Recht, wie den durch den Krieg Beſchädigten. Wie warm im Allgemeinen die Herzen der Hamburger für die Sache der Elbherzogthümer, mithin auch für Deutſchland ſchlagen, das gab ſich am deutlichſten kund, als die beglaubigte Nachricht von der Gefangennahme des Capitänlieutenants Hammer, dieſes Störtebekers der Weſtſee, hier einlief. Daß mit der Befreiung der Weſtſeeinſeln ganz Schleswig-Holſtein losgelöſt ſey von Dänemark, von der Dänen Druck und Joch, die es ſo lange mit ſtolzer Standhaftigkeit ertragen hatte, ſagte ſich hier jeder, weil man die Verhältniſſe kannte. Jeder aber wollte auch gern den kleinen Tyrannen ſehen, der ſo viel von ſich reden gemacht und unter den wehrloſen Frieſen wie ein türkiſcher Paſcha ſchaltete.

Auf die Geſtaltung des Staates Schleswig-Holſtein nach erfolgtem Friedensſchluſſe, den man hier ſehr herbeiwünſcht, um endlich wieder auf gewinnbringende Spekulationen ſich einlaſſen zu können, iſt man natürlich bei uns ſehr begierig. Es hängt ungemein viel davon ab, und wie immer der zukünftige Herrſcher der Elbherzogthümer heißen mag, Hamburg wird durch die Neubildung des Staates als ſolchen berührt, ſey's auch nur in erfreulicher Weiſe. Schon jetzt merkt man, daß die Dänen uns nicht mehr hart auf dem Leibe ſitzen, wenn auch Dänenfreunde in bedeutender Anzahl unter uns leben mögen. Die däniſche Poſt wird von ſtädtiſchen Poſtbeamten verwaltet, die däniſchen Uniformen ſind ebenſo wie die däniſchen Freimarken verſchwunden. Wie aber der Handelsverkehr ſich nach dem Frieden mit Dänemark geſtalten wird, darüber kann zur Stunde wohl auch der Erfahrenſte ſich noch kein feſtes Urtheil gebildet haben. Daß jedoch Vieles anders werden dürfte, unterliegt kaum einem Zweifel.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 43. 21. Oktober 1864.

— Such as I am, all true lovers are:
Unstaid and skittish in all motions else,
Save in the constant image of the creature,
That is beloved.

Shakespeare.

Paſſiflora.

(Nach dem italieniſchen Manuſcript eines deutſchen Künſtlers, übertragen von R. Waldmüller.)

I.

Meiner ehrwürdigen Ateliersgenoſſin und Sprachmeiſterin Signora T—i.

Sie wollen, liebe, unermüdliche Freundin, ich ſoll wenigſtens zur Feder greifen, wenn mir denn Pinſel und Bleiſtift nicht mehr zu Willen ſind. Nun denn, Sie finden mich, wie immer, Ihrem Rathe gehorſam. Iſt das Schreiben doch am Ende auch nur eine Art von Aderlaſſen und haben Sie ſelbſt doch unſerem kleinen Wirbelwind von Farbenreiber vor Zeiten einmal den erſten beſten Dorn — warum nicht mir die Feder? — zu ſolchem Aderlaſſen empfohlen, ich glaube nach dem Beiſpiel der heißblütigen Roſſe Arabiens, denen in ihren Wüſtengluthen die Luft wohl hin und wieder nicht minder knapp werden mag, als uns armen Menſchenkindern. Machen Sie ſich alſo auf Blut gefaßt, denn mein Herz weiß nicht wohin mit ſeinen Sturmfluthen.

Aber ich erinnere Sie daran, daß ich das Briefſchreiben haſſe. Es iſt die Amme der Klatſchſucht, im beſten Falle die Hätſchelmutter des Dilettantismus. Pinſelt man nicht an dem eigenen lieben Selbſt herum — doch wohl die häßlichſte Art von Zeitvergeudung — ſo verliert man ſeine Muße am Porträtiren Anderer, ohne doch mit tauſend Worten nur ein halb ſo deutliches Bild zu Stande zu bringen, als wir's mit zehn flüchtigen Bleiſtiftſtrichen in unſer Skizzenbuch hinwerfen. — Ich ſchreibe Ihnen daher nur dieß einemal, und auch nur um deßwillen Ihnen — hier haben Sie wieder eine meiner ungeſchickten Aufrichtigkeiten — weil ich einem Gläubiger das Recht zuerkenne, nach dem Verbleiben ſeines Schuldners zu fragen. Als Ihr Schuldner aber fühle ich mich, ganz abgeſehen davon, daß Sie mir die Pfeife, den Sturmhut und die deutſche Sprache abgewöhnten. Sie haben Staffagen für Ihr Campagnebild von mir zu fordern, Staffagen für Ihre pontiniſchen Sümpfe, Staffagen für Ihren Sonnenuntergang im Sabiner Gebirge — o ich weiß, nachſichtigſte aller Freundinnen, wie viele Beiläufigkeiten dieſer Art unter langjährigen Ateliergenoſſen zu drückenden Schulden anwachſen können, zumal wenn die fleißige Landſchafterin mit ihren treuherzigen Vorſchüſſen an Karuben, Pinien, Cypreſſen und wehenden Ponentewolken immer ſchon auf der Lauer liegt, während der ſäumige Genremaler mit ſeinen Rückzahlungen in blaſenden Pifferari, ruhenden Pellegrini und betenden Moniche nimmer zur rechten Zeit daheim zu

Digitized by Google

finden iſt. Aber ich gelobe Ihnen feierlichſt, wenn ich aus dieſer Gewitterſchwüle mit heiler Haut hervorgehen ſollte, Alles mit Wucher nachzuzahlen. Bis dahin wird es nicht vom Uebel ſeyn, wenn einmal eine minder unruhige Hand als die meinige die Rolle Gottvaters in Ihren friedlich menſchenleeren Paradieſen übernimmt.

Und nun, ſo kurz wie möglich, die verlangte Aufklärung meines plötzlichen Verſchwindens aus Rom. Ja, liebe, weiſe, Alles errathende Freundin, ich war allerdings auf dem Punkte, mich aus der wohlgearteten, behutſam eingeſponnenen Chryſalide in einen jener raubgierigen nordiſchen Nachtfalter zu verwandeln, die weder Mond- noch Sternenlicht ſcheuen. Zum ewigen Heile meiner armen Seele gewahrte unſer alter Profeſſor — die deutſche Umgebung bringt ſeinen deutſchen Titel mir unwillkürlich wieder in die Feder — gewahrte unſer väterlicher Freund, Berather und Kundſchaftsverſorger dieſe bedenkliche Metamorphoſe. Sobald meine Flügel zum Fluge entfaltet waren, griff er unverſehens zu und blies den Ueberraſchten etliche hundert Meilen weit gen Norden. Freilich packte er, fürchte ich, etwas täppiſch zu. Der bunte Farbenſtaub iſt dabei arg zu Schaden gekommen; meine Schwingen ſind erbärmlich zugerichtet und auf dem Landſitze meines Landsmannes, des alten Grafen H. von D., woſelbſt ich endlich mit meinem Zwangspaß faſt verwirrt anlangte, kriechе ich jetzt wie eine halbflügge Fledermaus kläglich genug umher.

Der Graf ſelbſt iſt zum Glück noch abweſend, und ſo habe ich Niemand als Ihnen über meinen Zuſtand Rede zu ſtehen. Aber wo ſoll ich beginnen, vielerfahrene, ernſte Freundin, die Sie ſchon aus der bloßen Aufſchrift eines Briefs mehr zu entziffern verſtehen als ich und hundert andere Söhne Teuts aus dem Inhalt ſelbſt?

Iſt es denn Wirklichkeit? Hab' ich denn in der That das Portrait der Fürſtin P., halbfertig wie es war, im Stich gelaſſen? unverhängt, mitten auf meiner Staffelei, auf derſelben Staffelei, an welcher der ganze grüne Nachwuchs unſeres alten Profeſſors ſich täglich vorüber treibt? War's möglich, daß ich in einem einzigen Augenblicke ſo zum Barbaren wurde! — O, wenn Sie nicht ſchon aus eigenem, ſchönem Triebe das Bild in Ihre Hut genommen, da verſchließen Sie wenigſtens jetzt es ſofort, wohin kein unberufenes Auge dringt! — Oder nein, ſenden Sie es mir, ſenden Sie es mir lieber, gleichviel auf welche Weiſe, — nur, bitte, mit der Geſchwindigkeit des elektriſchen Funkens, und vor Allem mit der ſorgfältigen Verpackung, die man, hierzulande wenigſtens, an jedes elendeſte Pulverfaß verſchwendet, — ich verſchmachte ja in dieſer Wüſte!

Der Brief wird mir durch den Boten zurückgebracht: es fehle die Adreſſe! Wo wohnen Sie? In welcher Straße lag unſer Studio? bei San Gregorio oder Sant Onofrio? Mein Gedächtniß iſt wie ausgelöſcht. Aber nun ich Ihr Schreiben noch einmal um der Wohnung willen durchfliege, gewahre ich erſt, daß mein Bild ja ſchon in Sicherheit iſt. „Deine Studien," ſchreiben Sie, „habe ich, in meiner Cenerentolaeigenſchaft, dem deutſchen Wildfange wieder einmal nachgeräumt. Das halb vollendete Portrait deiner ſchönen Landsmännin, der Fürſtin P., liegt zu unterſt in der großen Seehundslade; es iſt hübſch charakteriſtiſch, aber arg verzeichnet."

Mag's denn in der Seehundslade liegen bleiben. Alſo wieder „arg verzeichnet?" Ich hätt's freilich erwarten können. Mit der rechten Hand hab' ich, wie mir jetzt einfällt, während der ganzen erſten beiden Sitzungen die Palette gehalten. Demnach malte ich mit der Linken, was mir ſeit Jahren nicht mehr vorgekommen. Es mag entſetzlich genug ausgefallen ſeyn. — „Hübſch charakteriſtiſch?" — O begreifen Sie mir, wenn ich bitter lächle; ein wirklich charakteriſtiſches Portrait der Fürſtin P. packt man in keine Seehundslade. Nein, theure Freundin, ein ſolches nimmt man mit ſich in die unbelauſchteſte Einſamkeit; dort hängt man's über ſeinen Hausaltar, dort ſtarrt man's Tage lang an, ohne zu wiſſen, warum und wie? — und wird man endlich wider Willen aus ſeinen Träumen aufgerüttelt, ſo reißt man ſich mit Schmerzen los.

Doch mehr als zuviel davon. Sie haben ein Lebenszeichen verlangt. Laſſen Sie ſich's an dieſen Traumreden eines Verbannten genug ſeyn. Beklagen Sie ihn. Nicht einmal der Dank für Ihre oft bewährte Güte und Theilnahme will einfach, wie ihn doch das Herz empfindet, über die Lippen.

Ich öffne den Brief noch einmal. Er ſagt ſo wenig und in dieſem Wenigen dennoch ſo viel Unverſtändiges! Verzeihen Sie mir. Hier zur Begütigung Ihrer gerechten Unzufriedenheit noch etwas, mindeſtens Zuſammenhängendes. Die Fürſtin ſelbſt hat es mir in der letzten Sitzung, die mir ihre Güte beſcherte, erzählt, wie ſie's wahrſcheinlich in ihrer harmloſ plaudernden Weiſe jedem Andern erzählt haben würde. Als eine Geſchichte, deren freimüthige Offenkundigkeit ſie jedenfalls beſſer als mein Pinſel charakteriſirt, mag dieſelbe auch Ihnen ausgeplaudert werden; denn Sie müſſen die Fürſtin, die übrigens leider nicht meine

Digitized by Google

Landsmännin iſt, wie Sie vermuthen, Sie müſſen die Fürſtin P. nun einmal lieb gewinnen; ich kann Ihnen nicht helfen!

Die Begebenheit, um die ſich's handelt, betrifft die Art, wie die Fürſtin ihre Eltern einbüßte. Sie iſt nämlich ein Waiſenkind, und zwar ein Kind — ſtaunen Sie! — aus den allerunterſten Volksklaſſen. — Unmöglich! werden Sie rufen. Ich habe das Nämliche ausgerufen. — Und dergleichen erzählt man? wird Ihr nächſter Gedanke ſeyn; ohne Nöthigung? ohne allen äußern Anſtoß? — Nicht ganz ſo! Der Anſtoß war da. Das Modell, das der Profeſſor im Nebenzimmer als Santa Helena ſitzen hatte, intereſſirte die Fürſtin. Ich gab, mit einigen Auslaſſungen, die abenteuerliche Geſchichte dieſes Mädchens zum Beſten: die Art, wie Bellamina — man kann nicht anders ſagen als — geſtohlen worden iſt; die Verkettung von Zufällen, die aus der vermeinten Neckerei thatſächlich ein Verbrechen werden ließen; die vergeblichen Verſuche, um die zweimal zerriſſenen Fäden wieder anzuknüpfen; Alles nahm die Theilnahme der Fürſtin gefangen und, wie Ihnen wahrſcheinlich bekannt ſeyn wird, hat ſich dieſe Theilnahme auch noch in derſelben Sitzung in hohem Grade werkthätig erwieſen. — Nun, dieſe trübe Geſchichte war die Veranlaſſung, daß die Fürſtin die märchenhaft klingende Begebenheit erzählte, die ihr ſelber als ganz kleines Mädchen zugeſtoßen iſt. Auch die Fürſtin P. iſt nämlich ihren Eltern, ſo zu ſagen, geſtohlen worden, und zwar aus bloßer Spielerei. Hören Sie!

Auf einer der großen Eisbahnen, die auch Londons Schlittſchuhläufer in ſtrengen Wintern wohl einmal zu wirklicher Eisvergnügung gelangen laſſen, tummelt ſich nahe am Ufer ein Haufen Straßenkinder. So oft ein Handſchlitten vorüberſauſt, läuft die wüſte Bande hinterdrein, ſchreiend, tollend, Schneebälle oder dürre Reiſer werfend, öfter noch als langer Schweif ſich dem Schlitten anhängend. Bald glückt es, ſie mit Schlägen abzuweiſen, bald hinwieder erwiſchen ſie im Entlaufen einen vornehmen Reckſchoß oder einen ſeinen Pelzhandſchuh und dann wird die Siegestrophäe im Triumph mit an's Ufer gebracht. Sie ſind unverſcheuchbar wie die Moskitos; zahmal mit blauen Flecken heimgeſchickt, ſind ſie das eilfte mal ſicher wieder da. Je länger der Winter dauert, deſto toller wird dieß Treiben, denn nun werden die Einen immer gewandter, die Andern immer zahlreicher. Nach und nach entwickelt ſich eine Art von Behendigkeitswettkampf zwiſchen den Schlittenläufern und dem kleinen Ufergeſindel. Wenn ſich aus dieſem letzteren Eines erwiſchen läßt, ſo ſchleift der ihn Faſſende den Unterlegenen zur Strafe wohl eine beliebige Strecke mit ſich fort und läßt ihn erſt auf vieles Winſeln und Jammern wieder los. Es geht zuweilen ſcharf her und die Luſt verwandelt ſich nicht ſelten in erbitterte Wuth.

Inmitten dieſes kleinen Krieges nun, der ſich ſtundenweit am ganzen Ufer in andern Gruppen ähnlich wiederholt, kommt es einem jungen Cavalier bei, für ſeine im Schlitten ſitzende Dame einen lebendigen Fußwärmer aus dem läſtigen Kinderſchwarme herauszuholen zu wollen. Im nächſten Augenblick ſitzt ein Kind von drei oder vier Jahren, das zwiſchen den übrigen einhertrottelte, — und aus dieſem Proletarierkinde ward die jetzige Fürſtin P. — ſtumm vor Schreck, auf dem Fußende eines raſch über's Eis dahinſauſenden Schlittens, darin eine ſchöne junge Dame, in Tigerdecken gehüllt, ſich das Geſicht mit dem Muffe zuhält und vor Kälte längſt ſtarr zu ſeyn erklärt. Der Cavalier hofft das Beſte, wie er ſagt, von dem neuen Fußwärmer. Die Dame gewahrt erſt jetzt die halb weinerlich daſitzende Kleine. Sie ſchmält, aber ſie findet den Einfall unbezahlbar. Sie hat Süßigkeiten bei ſich und die Kleine läßt ſich das ungewohnte Naſchwerk, raſch getröſtet, ſchmecken. Keines von allen dreien denkt daran, daß die Spielkameraden in dieſem Augenblick ſchon eine andere Eisbahn aufgeſucht haben können, daß ſich die Kleine dann kaum wieder zu ihren Eltern finden dürfte, und daß dieſe, wenn das Kind Abends nicht heimkommt, vielleicht dem Himmel dafür danken und alle Mühe, dem Kinde wieder zu den Seinen zu verhelfen, vereiteln werden.

In der That iſt die Sache ſo und nicht anders verlaufen. Im einfallenden Schneetreiben hat ſich weder die Kinderbande, zu welcher die Kleine gehörte, noch genau die Uferſtelle, wo ſie aufgegriffen worden, wiederfinden laſſen. Die Londoner Polizei iſt vergebens auf Reißſuche ausgeweſen. Nirgends in den Spelunken der Armuth hat man ein Kind vermißt. — Was blieb zu thun? Das Kind ins Waiſenhaus ſchicken? — Dazu hat es wahrſcheinlich zu ſchelmiſch drein geſchaut. — Es an Kindesſtatt annehmen? — Aber zwei junge unverheirathete Leute und ein Beiden gehörendes Kind? — Das ging durchaus nicht. Eine Verwandte der jungen Dame hat aus der Noth helfen müſſen. Als ſich dieſe Verwandte nach einigen Jahren zum zweiten male verheirathete, iſt eine Bekannte der Verwandten in die Pflegerſtelle getreten. Endlich, nach abermaliger elterlicher Vacanz, hat eine ſüddeutſche Dame, Baronin Pr... das Kind zu ſich genommen; ſie iſt die letzte Pflegemutter, die das Schickſal zu Gunſten der Fürſtin P. mit Kinderloſigkeit heimſuchte. Die Fürſtin ſelbſt hält ſich für eine Irländerin, doch iſt die deutſche

Digitized by Google

Sprache ihr längſt geläufiger als alle übrigen. Das iſt die ungekehrte Geſchichte von der geraubten Prinzeſſin. — Und ſich zu ſagen, daß dieſes Kleinod einſt wie eine Scherbe am Wege lag!

Leben Sie wohl. Es wird mir ſchwarz vor den Augen. Ich ſtehe nicht dafür, daß ich morgen noch hier bin.

Der alte Graf iſt denn angekommen und mein Kopfhängen hier muß ein Ende haben. Er nahm mich, wie ein alter Jäger einen jungen Jagdliebhaber, ſcharf auf's Korn, freute ſich, daß mir die mürriſche Stirnfalte der Unproduktiven fehle, meinte, vor hundert Jahren ſeyen Leute von meinem Wuchſe unerbittlich unter die Grenadiere geſteckt worden, und fand das Symbol dieſer letzteren, die rauchende Granate, ſoweit er meine Kunſtrichtung kenne, überhaupt ganz geeignet, von mir als Künſtlerwahrzeichen gewählt zu werden. Wie nah er mit dieſem Scherze ins Schwarze ſchoß, mag er ſchwerlich geahnt haben.

Gleich am geſtrigen Abend ſollte ich ihm dann meine Ideen über den Bücherpavillon eröffnen. Da ich durchaus keine Ideen hatte, erbat ich mir Aufſchub bis heute früh, um mich zuvor in den Geiſt der Räumlichkeiten noch einmal mußevoll hineinzudenken. Das hat er mir bewilligt und ſo bin ich die Nacht über bald in der nächſten Umgebung des zierlichen Baus umhergeſtrichen, bald habe ich die drei Zimmer deſſelben, deren Wände ich bemalen ſoll, mit meinen Schritten durchmeſſen. Es war laulich und die Nachtigallen folgten mir mit ihren menſchlich anklingenden Tönen, wohin ich immer ging. Auf dem Dache der Gärtnerwohnung klapperte hin und wieder der Storch. Er hat gegen Morgen der Frau Gärtnerin einen kleinen Schreihals an die Bruſt gelegt. Nun klappert's und ſchreit's durch einander und die Nachtigallen ſind vor dem überlauten Concert verſtummt. — Zum Durchdenken meiner Aufgabe bin ich gar nicht gekommen. Es wird mir jetzt erſt klar, wie es Maler geben konnte, die Zeitlebens faſt nur Madonnen malten, Andrea del Sarto z. B. — Der Glückliche! Reißt er ſich da von dem glänzenden Hofe Franz des Erſten los, um in ſeinem engen Florentiner Studio nur wieder Tag für Tag der Einzigen gegenüber ſitzen zu dürfen, von der ſeine Seele erfüllt iſt. Ein nüchterner, trauriger Biograph, dieſer Vaſari! Der Signora Lucrezia zu verargen, daß ſie Andreas Sonne war!

Der Graf verdrießt mich durch ſeine Anſpruchsloſigkeit. Ich hatte gehofft, er werde mich als unnützen Knecht fortſchicken. Statt deſſen freut er ſich, daß meine Ideen ſich zum Keimen Zeit gönnen. Dennoch bin ich faſt ſicher, daß hier überhaupt nichts aus mir werden wird. Ich gehe wie ein Geiſtesabweſender umher und muß jeden Sinneneindruck, um ſeiner bewußt zu werden, mir als einen Erfahrungsſatz vorbuchſtabiren. Zu Zeiten möcht' ich's wie jener verirrte Prinz im Mährchen machen, der, um der Liebe willen ſeinem väterlichen Schloſſe entflohen, die Spur der Geliebten dadurch aufzufinden ſucht, daß er jeden Morgen ein Blatt ihrer Roſe in die Luft wirft und dann in derjenigen Richtung fortwandert, wohin das duftige Blatt ihm vorauf flog. Daß ſich doch eine ſolche Roſe mir Verbannten geſellte! Daß ich mich doch täglich auf dem Wege zu ihr begriffen wähnen könnte! Beneidenswerther Prinz!

Wenn Schulden, die ſich nicht abtragen laſſen, drücken, ſo bin ich heute zu einem neuen, höchſt ungelegenen Druck gelangt. Ein blutjunges Häschen, das ein Raubvogel aus dem Kornfelde entführt hatte, war auf der Reiſe durch die Luft den Klauen ſeines Feindes zu ſchwer geworden und plumpte, als ich gerade am Teiche ſpazierte, zehn Schritte von mir entfernt in das grasgrüne Waſſer. Unglücklicherweiſe war's nicht todt. Es zappelte in dem ſchilfigen Röhrig und ſtöhnte, daß es einen Stein hätte erweichen können. Was war zu thun? Ein Kahn lag nicht in der Nähe; Zeit hatte das Thierlein auch nicht zu verlieren. Ich warf alſo meinen Rock in's Gras und ſchwang mich über's Geländer in's Waſſer. Im Augenblick, als der Kopf des armen Geſchöpfes eben unter den grünen Waſſerblättern verſchwand, erwiſcht ich's beim Schopfe und ſchleuderte es an's Ufer. Darüber hatte ich mich ſelbſt aber in ein Geflechte von Sumpfpflanzen verſtrickt, das kaum friedlichere Abſichten bezeigte als die Schlangen des Laokoon. Meine Beine ſtrampelten vergebens; wohin ich mich wendete, war es, als knotete ſich Maſche an Maſche; ich wurde tiefer und tiefer hinabgezogen und mußte mich endlich zum Hülferufen bequemen. Natürlich hörte mich keiner. Männer ſollen nicht um Hülfe ſchreien; die Natur hat ihre Stimmen ſchon nicht darauf eingerichtet. So ſetzte ich denn, mit dem Munde faſt ſchon unter dem Waſſer, meinen verzweifelten Kampf nach beſten Kräften fort und machte mich darauf gefaßt, in wenig Minuten auf irgend ein anderes Geſtirn verpflanzt zu werden. Aber es war im Rathe der Götter anders beſchloſſen. Noch ehe mir die Luft völlig ausgegangen war, fühlte ich einen eiſernen Haken im Nacken, und als ich beim Wenden des Kopfes das Ufer wieder in Sicht bekam, ſah ich zwiſchen dem Ufer und mir ein Bürſchlein von zwölf bis vierzehn Jahren, bis an die Hüften im Waſſer ſtehend, mit einer ganz

Digitized by Google

ordinären Bootſtange nach mir angeln. Er hat mich auch wirklich auf dieſe Weiſe an ſich heran gefiſcht, und ich bin ſomit ein für alle mal um das ſtolze Selbſtbewußtſeyn gebracht worden, niemanden auf Erden als meinen Eltern für Luſt und Leben dankbar ſeyn zu müſſen.

Wenn ich das heutige Allerneueſte in verſtändlichen Worten zu Papier bringe, ſo ſoll mich kein Seiltänzer je wieder in Erſtaunen ſetzen. — Was ſage ich? — kein Schiffbrüchiger, der, zwiſchen Tod und Leben ſchwebend, noch die hinreichend ruhige Hand behält, um ſeine letzten Minuten zu beſchreiben! — Aber wo wird dieſes Blatt, das ich hier bekritzle, dieſer letzte Lebensbericht eines Scheiternden, wo wird er an's Land geworfen werden? Denn ſcheitern werde ich. Die Strömung treibt mich geraden Wegs auf die Klippen. Ich weiß es, und o! ich jauchze dennoch vor Wonne. Doch gleichviel, wer der Finder ſey. Hier ſtehe es in Worten ausgeſchrieben; ſie kommt, ich werde ſie wieder ſehen!

Schon bei meinem erſten Geſpräch mit dem alten Grafen erwähnte er ſeines Sohnes, als einer mir bekannten Perſönlichkeit. Da ich mich ſchämte, einen vermuthlich verdienſtvollen und in weiten Kreiſen geſchätzten Mann als mir völlig fremd bezeichnen zu müſſen, vermied ich, etwas darauf zu erwidern. Dieſelbe Taktik beobachtete ich, ſo oft in ähnlicher Weiſe ſeiner Erwähnung geſchah. Heute kam ich aber in's Gedränge und bekannte endlich geradezu, daß meine bisherige Thätigkeit ſich lediglich innerhalb der Künſtlerkreiſe bewegt habe und daß die höher geſtellten Männer meines Vaterlandes, mit wenig Ausnahmen, ſelbſt bis auf deren Namen mir unbekannt geblieben ſeyen. Der alte Graf ging, ohne zu antworten, an ſeinen Schreibtiſch, holte einen Brief mit römiſcher Poſtmarke hervor und gab ihn mir in die Hand. „Das ſcheint mir denn doch kaum zu erklären,“ ſagte er und wartete, ob ich etwa auch den Schreiber des Briefs nicht kenne. Der Brief zeigte die ſchiefliniige Schreibweiſe des Profeſſors. Es war darin gemeldet, daß ich, wie der Graf richtig vorausgeſetzt habe, derjenige ſeiner ehemaligen Schüler ſey, deſſen Begabung den artiſtiſchen Zwecken des Grafen am beſten entſprechen möchte. Die Arbeiten in der Villa Torlonia ſeyen mir, auf ſeine Empfehlung, denn auch ſchon ſo gut wie gewiß, und wenn der Graf, noch ehe mir dieſelben übertragen würden, jene andern Malereien durch mich ausgeführt zu ſehen wünſche, ſo möge er ſchleunigſt telegraphiren. Eine kurze Auffriſchung in heimiſcher Gebirgsluft ſey gegen die Aria cattiva der Villa Torlonia das beſte Schutzmittel.

So weit enthielt der Brief, nur in etwas drängenderer Weiſe, das mir von dem Profeſſor ſelbſt über den Zweck meiner Reiſe flüchtig Mitgetheilte. Das Poſticript brachte erſt Licht über meine, von dem Grafen vorausgeſetzten Beziehungen zu ſeinem Sohne — dem Gemahl der Fürſtin! — Ich vermuthe, daß mein Benehmen beim Leſen dieſer Stelle höchſt auffallend geweſen ſeyn wird. Ich glaube, meine freudige Ueberraſchung kaum irgendwie zurückgehalten zu haben, ſo zwar, daß der Graf einige Augenblicke lang der Meinung war, der Fürſt von P. ſey mir nur nicht als ein Sohn des Grafen H. v. D. bekannt geweſen, im übrigen ſtehe mir aber jetzt plötzlich in dem alten Grafen der Vater eines lieben Freundes gegenüber. Es koſtete viele Wendungen, um dem Grafen begreiflich zu machen, wie ich den Fürſten nie mit Augen geſehen, und wie meine Freude lediglich darauf zurückzuführen ſey, daß die Fürſtin wenigſtens ein gut Theil meiner beſſeren Arbeiten durchgemuſtert und alſo für die Empfehlung des Profeſſors triftigere Gründe beibringen könne, als ich ſelber in dieſem Augenblick. Der Graf fügte dann noch hinzu, ein heftiges Unwohlſeyn des Fürſten ſey die Urſache geweſen, daß die Fürſtin mir nicht mehr geleſen habe. Der Fürſt liebe es aber, dergleichen Dinge im Geheimen abzuthun. Wahrſcheinlich habe der Profeſſor deßhalb mir nicht erſt davon geredet. — Und alſo noch einmal: ſie kommt, ſie kommt in Wahrheit! ich werde ſie wieder ſehen!

Die Nachtigallen, der klappernde Storch, das ſchreiende Kind — und dabei den Kopf voll pochender Adern! Verſchlafe ein Anderer die rollenden Stunden, — ich vermag es nicht. Sie kommt . . . Ich ſtaune noch immer, wie ſich etwas ſo Inhaltſchweres in zwei Worten ausdrücken läßt. Aber iſt es die Wirkung der Nacht oder iſt es ein warnendes Vorfröſteln bereinſtiger Schmerzen — mir wird unheimlich zu Muthe, ſo oft der Jubel aus meinem Herzen in die Luft hinaus will. — Franceſca da Rimini! — Und was will ich denn eigentlich von ihr? — Liebe? Aber ſie ſchien glücklich, ſie hat ihr Herz längſt verſchenkt, ſie bedarf meiner nicht, und ich habe kein Recht, ihren Frieden zu ſtören. — Oder Beruhigung und Troſt in ihrem Anblick? — Aber der bloße Gedanke an ihr Kommen bringt mich ja ſchon um meine Beſinnung! — Und der Fürſt, dem ich wie ein Wegelagerer auflaure, und der alte Graf, deſſen gaſtliches Dach ich entweihe — was haben ſie mir gethan, daß ich Verrath gegen ſie ſpinne? — Ich ſchaudere vor mir ſelbſt. Vor völligem Tagen noch muß dieſem Zuſtande ein Ende gemacht ſeyn.

Digitized by Google

Um jeden Augenblick reiſefertig zu ſeyn, hab' ich im Morgengrauen meine Börſe geſchüttelt und ihren leichten Inhalt dem Vater meines kleinen Retters, dem Gärtner Peter, auf die Stube getragen. So dacht' ich die Schuld wenigſtens kleiner zu machen. Aber ich bin mein Geld nicht losgeworden. Der Alte weigerte ſich das Geringſte anzunehmen. Was geſchehen ſey, ſey um Gottes Lohn geſchehen. Ein zweites mal ſolle wohl gar erſt gefragt werden, ob ſich die Mühe auch bezahlt mache? — In der Schlafkammer nebenan ſaß das Bürſchlein im Halbdunkel auf dem Bette und pfiff aus der nämlichen Tonart. Zuletzt rief die Wöchnerin von der entgegengeſetzten Seite herüber: wenn's ja ein Geſchenk ſeyn müſſe, ſo mögen es ein paar grüner Hoſenträger ſeyn, dergleichen man auf allen Jahrmärkten feil habe; das, wiſſe ſie, komme immer zu Paſſe, und ganz umſonſt wolle der geſtrenge Herr doch auch nicht umherlaufen.

Nun bleibt mir nichts übrig, als die Mitte der Woche abzuwarten, wo im nächſten Städtchen Jahrmarkt iſt. Denn alles, was ſchon im Laden gelegen hat, dünkt den Bauersleuten, wie ich merke, zum Verſchenken nicht mehr friſch genug. — Als ich nach dem Schloſſe zurückkehrte, ſtieg eben die Sonne über dem Gebirge herauf. Es kam mir vor, als wolle ſie mir zurufen: da bin ich ja wieder und bringe auch dir den Frieden zurück! — Sie hatte aber nur noch die letzten Schatten zu verſcheuchen. Vorgearbeitet worden war ſchon in dem Storchhauſe.

Es iſt die Nachricht eingegangen, daß vor Ende der Woche weder Fürſt noch Fürſtin eintreffen werden. Sein Befinden ſoll ſich verſchlechtert haben. Man ſcheint nicht recht mit der Sprache heraus zu wollen. Da ich keine Neugier bezeigen mag, weiß ich nichts Näheres zu ermitteln. Uebrigens ſagt mir die Caſtellanin, der alte Graf ſehe es gern, wenn der Sohn ſolche Reiſen zu Anſtandsbeſuchen bei den vielen verwandten Familien benütze, an deren Gütern und Schlöſſern ihn ſein Weg vorüberführe. Er ſelbſt, der Graf, pflege gar keine andern Gegenden zu bereiſen, als ſolche, wo er vermeiden könne, unter fremdem Dache einzukehren.

Der Mann der Caſtellanin, ein tauber, abſonderlicher, alter Kauz, zeigte mir heute von weitem den für die Aufnahme des Fürſten bereit gehaltenen Schloßflügel. Er ſchien allerhand damit andeuten zu wollen; ich bin indeſſen unfähig, mich mit tauben Perſonen zu verſtändigen, und weiß daher nicht zu ſagen, welcher Mittheilungen er mich eigentlich würdigen wollte.

So habe ich denn noch Muße, mein weiteres Verhalten zu überlegen. Und zwar auch innerlich gefaßter, kampfgerüſteter als noch vor wenig Tagen. Seit das Unwohlſeyn des Fürſten ernſtliche Bedenken einzuflößen ſcheint, iſt die ſchlimmſte Beklommenheit von meiner Bruſt gewichen. Was er nicht vertheidigen kann, das werde ich ihm nimmer ſtreitig machen. Und darum ruft's in meinem Herzen nicht mehr wie geſtern und wie noch heute Nacht: ſie kommt! — es ruft: ſie komme nur!

(Fortſetzung folgt.)

Die ſittlichen Ideale unſeres Volkes in der Vorzeit und in der Jetztzeit.

(Schluß.)

Zeigt uns nun die Summe dieſer Schilderungen wohl unwiderſprechlich, in welchen Eigenſchaften unſere Vorfahren den Ruhm und Glanz des Mannes, oder in welchen Ideen die Poeſie Verklärung ſuchte: ſo könnte es dennoch geläugnet werden, daß überhaupt in dieſen höchſten Ideen des Nibelungenliedes, in der Unerſchütterlichkeit des Charakters, in der Behauptung des Willens, gleichviel ob gegen irdiſche oder himmliſche oder teufliſche Mächte, wirklich ein ſittliches Ideal, ein höchſtes bewegendes Princip der Menſchheit gegeben ſey?

Dieſe Frage läßt ſich allerdings nur beantworten, wenn wir von der einſeitig befangenden Gegenwart hinweg den Blick auf ein größeres Ganzes der Entwickelung hinüberlenken.

Faſſen wir den Menſchen in ſeinen früheren

Digitized by Google

Naturzuständen auf, so bemerken wir allerdings, daß er nothwendig einmal noch weit zurückstand hinter diesem Ideale der Gleichmäßigkeit, Einheit und unwiderstehlichen Herrschaft des Selbstwillens. Die Kraft, indem sie sich aus der Kindheit des Menschen, gleichsam aus der Wiege der Thierheit, erhob, wurde sittlich, da sie sich der wilden maßlosen Erregung des Augenblicks entzog, und sich an den Charakter hingab, da sie, statt von den wechselnden Trieben, d. h. durch das Außen, sei es als Lockung oder als Hinderniß, geleitet zu werden, vielmehr strebte von einem da nernden Inneren durch Bewußtsein regiert zu werden, an einem bedachten, sich gleich bleibenden Willen festzuhalten. In dieser Periode ihrer Entwicklung fand sie offenbar ihre Ehre, ihre Verklärung darin, an diesen Willen Alles, das Leben nicht nur des Leibes, auch der Seele, zu setzen. Darum wird jede Unternehmung — und dieß ist der auffallende und bestätigende Charakter aller nordischen Literaturdenkmäler — jedes wichtige Verhalten wird einmal berathen, bedacht oder besprochen; dann aber ist nur noch Ein Ruhm zu erringen, der Ruhm unerschütterlicher Ausführung des Gedachten, die Sammlung des ganzen inneren und äußeren Menschen zu einer Kraft, wie sie soeben aus dem Geiste geboten ward. Unter diese eine Willensrichtung wird also in der idealen Schilderung des Helden fortan jede Einzelkraft und jedes Interesse gebeugt werden.

Auch ist in der That diese Richtung der Lebensthätigkeit unserer Helden gar so unvollkommen nicht, so roh und eigensüchtig, wie sie auf den ersten Blick erscheinen mag. Denn wer von ihr ideal ergriffen ist, findet freilich an dem, was wir Recht, Billigkeit, Menschlichkeit nennen, ja selbst an Gott und seinen Heiligen im Himmel oder auf Erden keine Schranke mehr für den unaufhaltsamen Lebenswillen —: aber eben so wenig ist andererseits das persönlichste Ich, Eigennutz und Selbstsucht, eine Schranke für diesen Lebenswillen. Denn gerade die eigene Existenz wird am ersten und entschiedensten eingesetzt oder hingegeben für solchen Zweck. Hagen zerstört nach dem Donauübergang die Fähre, weil er des Schicksalsspruchs gewiß geworden ist, daß nicht er noch einer aus den 10,000 Burgunden wieder heimwärts kehren werden. Und Hagen hatte in Worms doch den Zug mit Macht widerrathen; freilich aber, nachdem er den festen Willen seiner Fürsten und Neffen erkannt, war er nicht mehr erbötig, wie sie wünschten, allein aus der Gefahr zurückzubleiben. Diese Treue wird ihm dann vollwichtig zurückgegeben: das ganze Fürstenhaus gesellt sich der Selbstbehauptung Hagens in entscheidender Stunde. Und so wie hier ist es überall Sitte in jener Reckenwelt, daß, wer dem Herrn oder Freunde, dessen Selbstbehauptung es gilt, anhangt, sich nicht durch offenbares Verderben zurückschrecken läßt, auch nicht wenn ihm die süßesten Lebenshoffnungen geboten werden. Chriemhildens Bitten und Versprechungen locken keinen der Burgunden von Hagens Seite hinweg; selbst Giselher, der jüngste der Brüder, gibt ihrer Beschwörung, sich der Tochter Rüdigers, seiner eben erst verlobten Braut, zu erhalten, kein Gehör — er geht in das Verderben um Hagens willen, dessen Verfahren gegen Chriemhild und einst gegen Siegfried er doch bitter und nachhaltig getadelt hatte.

Es ist also eine unverkennbar geistige, eine unläugbar ideale Macht in diesem poetischen Schiboleth des Nibelungenliedes; eben so gewiß jedoch ist es freilich, daß diese Idealität überschritten und vergessen worden ist von unserm heutigen höchsten Sittlichkeitsbewußtseyn. Denn das unvermeidliche Moment aller früheren, kindlicheren Entwickelung, die relative Schwere nämlich, die Ungeschicktheit und Unvollkommenheit des Gedankenapparats, hängt ihm an. Was der Mensch dort einmal, schwerfällig und mühsam, bedachte, und was ihn ermüdet von dieser Arbeit, unlustig oder unfähig sie nochmals aufzunehmen, zurückließ, das wird, seit der christliche oder selbstthätige, in sich vollständig organisirte Geist im Menschen geboren ist, oftmals und vielfach bedacht, in seine Phasen verfolgt und in neuen unvorhergesehenen Gestaltungen erneuert. Hiedurch aber wird ein unendlich empfindsamerer Wille von Recht und Gerechtigkeit im Menschen erzeugt. Vor ihm, vor seiner, das Gut und Uebel in jede Einzelheit des Geschicks, in jeden Moment der auseinandergehenden Gestaltungen verfolgenden Dialektik, erscheint jene frühere, ideale Willenskraft als zähes, hartnäckiges Befangenseyn in einem unburchgeistigten Triebe, als eine zügellose, noch ungezähmte Naturkraft, die der geistigen Leitung des Erkenntnißlichtes durchaus bedürftig ist, um auch für uns sittlich, um ideal zu seyn. Dieß ist der Charakter alles Fortschritts, denn der Mensch ist das Wesen der Erkenntniß.

Diese Schwäche des Nibelungenideales aber vor dem modernen Bewußtsein hindert im geringsten nicht, daß jene trotzige Charakterkraft zu ihrer Zeit wahrhaft eine geistige Hoheit war gegenüber der willenlos und unbedacht fluthenden Natürlichkeit, ein mit Geistesskraft sich sammelndes und darum sittlich erhobenes Auslaufen des Lebens in eine unendliche Richtung.

Und damit hätten wir, was im Eingange uns beweisenswerth erschien, klar erwiesen, daß nämlich

Digitized by Google

auf früherer, kindlicherer Entwickelungsstufe des menschlichen, und speciell unsers Volksgeistes auch der sittliche Horizont beschränkter und das ideale Streben befangen gewesen sey in einem, dem modernen Bewußtseyn nunmehr ungeistig und unvollkommen erscheinenden Zweck und Wesen. Wird hieraus der früher besprochene, zum Theil unheimliche Eindruck der Dichtung genügend gerechtfertigt, so geht auch eben so nothwendig aus dem Gesagten die Unmöglichkeit hervor, das Nibelungenlied in modernen Tragödien zu entwickeln ohne glückliche Einführung des modernen sittlichen Standpunktes, welcher nicht mit jenem Siege einer gleichmäßig ausharrenden Willenskraft über alles Fleisch, sondern erst mit den erfüllten Begriffen der Menschlichkeit und des Rechtes, in jeglichem Einzelfalle wie im Ganzen, sich befriedigen und befreunden kann.

Will man diese Intelligenz und Feinfühligkeit der heutigen Ethik gegenüber der Ethik unserer Vorfahren aufs Bündigste anschaulich machen, so stelle man dem Epos der Vorzeit das modernste (und einzige) Epos der Neuzeit, den ganz und vielleicht allzusehr oder zu rund geschliffenen Edelstein „Hermann und Dorothea" gegenüber. Wie viel man immer der Ungleichheit des Stoffes und der Größe zugestehe, es bleibt in ihnen ein verschiedener Ausdruck des Seyns, wie es aus der einmaligen principiellen sittlichen Zusammenfassung und urkräftigen Geltendmachung des Ichs hervorgeht, gegenüber demjenigen, welches ein dauernd gleichsam selbstwaches, stets und in allen Theilen zur lebendigen Einheit sich formendes Ich handelnd in's Leben zu bilden berufen ist. Die Macht des Menschen ist bei uns eine geistigere, seine Größe eine erkenntnißvollere und einigere geworden; Muth, Kraft und Ausdauer aber, welche dieses Grades der Intelligenz entbehren, entbehren auch der Weihe, der Gerechtigkeit, der Güte, und verkehren sich uns zu Schwäche und Verderben, so daß sie von den Idealen der Dichtkunst bei uns ausgeschlossen bleiben.

Darum muß die Charakterschilderung des modernen Epos eine so völlig andere Welt aufzeigen, als jene Reckenwelt voll Gewaltsamkeit, darin Liebe und Freundschaft, Redlichkeit und Recht, als seyen sie nur zufällige und entbehrliche Güter, so oft rettungslos vor der alles verklärenden Beständigkeit und Kraftäußerung des Ichs zu Grunde gehen; und wir schauen aus dieser geistigeren Welt in jene frühere Welt des Ideales wie in eine Wildniß zurück. Dennoch aber ist jene unzweifelhaft aus dieser in continuirendem Triebe der Entwickelung hervorgegangen, und es ist nicht schwer, diesen Gang, der zugleich der Entwicklungsgang des Weltgeistes und eine Neugeburt in der Geschichte der Menschheit ist, nachzuweisen.

Es ist wahr, das germanische Volkselement hat seine Bedeutung gerade in der neuen Macht der Persönlichkeit, in der Geltendmachung und Selbständigkeit des einzelnen Ichs, wie wir sie in der alten Welt nicht finden. Dort mußte eine ungezählte Menge dienen und leibeigen seyn, eine Sache, ein Besitz der Bevorzugten, damit ein „Volk" geistig leben, blühen und reifen konnte. So war es noch bei den Griechen, so noch bei den Römern. In der germanischen Welt ist es die gleichstehende Persönlichkeit aller Einzelnen, welche von Anfang an das Leben des Volkes auszeichnet, trägt und leitet, welche den Rath im „Thing", die That im Kriege schafft. Gegen diese, als ein Volksstrom in das Leben der Welt hereinbrechende Macht von Einzelausdauer, Einzelwillenskraft und Thatenlust der Einzelnen war es, daß die wohlgeübte welterobernde Kriegskunst der Römer, gewöhnt bis dahin, den ungeregelten Sturm von Einzelkräften durch den einigen unwiderstehlichen Stoß der Gesammtkraft niederzuwerfen, nichts mehr vermochte — an dieser Macht war es, daß Roms Weltreich zerschellte. Ja diese Macht zerbrach nicht allein die alte vollendete, sondern brach auch im Entstehen die neu zu gründende eigene Weltherrschaft der Eroberer selbst; an der Artung seiner Kraft selber scheiterte die definitive Errichtung, das wirkliche Emporkommen dieses neuen Weltreichs. Denn das deutsche Reich war von jeher eine eben so werthgehaltene, wie scheinvolle Fiktion des idealsüchtigen himmelstürmenden deutschen Geistes, ein Reich, dessen Organismus nur durch fortwährende Wunder sich zwischen Leben und Sterben erhielt, während sein Glanz und seine Herrlichkeit das Werk eines gleichsam unsichtbaren, durch sich selbst mächtigen Geistes blieb, eine traumwache, ruhelos in sich kämpfende, und nur durch Appell an die Todesgefahr, so lange dieser Macht hatte, vom Tode befreite Existenz. Es hätte nicht das Reich der ausbrechenden Selbstherrlichkeit des himmelstürmenden Ichs seyn müssen, wenn es minder unaufhörlich von inneren Fehden und Empörungen, von wilden Einzelkämpfen der Individuen oder Glieder des Reichs geschwächt und verstört werden, wenn es ungefährdeter hätte bleiben sollen durch die einzelnen Theilkräfte jedes Namens, die frei seyn und wo möglich andere Theile beherrschen, aber nicht selbst gebunden, auch nur durch die Macht gemeinsamer Einheit gebunden seyn mochten.

Das war das Lebensprincip, welches wir in den Nibelungen treiben und Früchte tragen sehen. Aber das neue und entgegengesetzte Leben, das in diesem

Digitized by Google

germanischen Blute aufgeben und neue Früchte geistigerer und innerer Art zeugen sollte in neuen Idealen des Menschenwerthes, war dennoch nur die Verinnerung der Erkenntniß — jene natürliche Fortentwicklung des Lebensganges, welche jedem Menschen und so auch jedem Volke gesetzt ist zwischen Wiege und Bahre. Denn das Erkenntnißleben der Kindheit beginnt mit dem äußerlichen Werke der Sinne und vertieft sich bis zum Finden des Ichs und einer neuen Welt, der Innenwelt dieses Ichs. Hier aber geschah die Verinnerung freilich in einem weltgeschichtlichen Augenblicke der befruchtenden Durchdringung des ganzen Wesens, wie sie der Mensch in der kurzen Periode etwa der Pubertät, des Durchbruchs zum Selbstbewußtseyn erlebt. In diese germanische, als Volksleben auftretende himmelstrebende Individualität, die nicht die Hindernisse, nur den Zweck maß, fiel das Christenthum, wie Blumensamen in die Blüthe fällt — beide waren für einander bestimmt und geschaffen im Leben des Baumes der Menschheit. — Zunächst jedoch und lange Zeit trugen die Deutschen den Samen der Weltreligion äußerlich. Er überkam sie und sie trugen ihn dienend; sie hießen oder waren Christen durch die Taufe, die Uebungen, die Sakramente, durch den Gehorsam, lange ehe die Gedanken des Christenthums bis nach innen kamen, wie wir denn auch in den Nibelungen feste Christen, den Heunen gegenüber, mit gesondertem Gottesdienste, innerlich aber vollkommene Heiden, von Streitlust, Rache und unnachgiebigem Haß gegen Menschen, von Trotz, Uebermuth und Verachtung gegen Gott und Schicksal erfüllt finden.

Aber die Deutschen hatten das Christenthum achtlos, und ohne es zu kennen, auf sich genommen, wie Christopher das Weltkind — je länger sie es trugen, so schwerer ward es ihnen. Es beklagte, es demüthigte, es bezwang sie; es machte sie zu seinen Knechten erst in den Gliedern und dann in dem letzten Wollen des Herzens. Sie hatten ohne viel Bedenken den Gott des Sieges über diese und jene Welt zu ihrem Gotte gemacht; seinen Kampf wollten sie kämpfen, ihn durch die Welt tragen — so mußte die Welt ihr Eigen werden. Sie thaten ihm willig Dienste wie rechte Kriegsleute, aber sie verfahen sich deß nicht, daß der Feind, gegen welchen Christ sie führte, das Ich war, welches auch in ihnen thronte, ja eben in ihnen mit unerhörter Selbstmacht ausgebrochen war, zu äußerster Selbstbehauptung sich verklärt hatte — sie ahnten nicht, daß es ein Kampf im eigenen Fleisch und Blut werden sollte, der innere, der Riesenkampf des Menschen wider sich selbst im Namen des Geistes, die Knechtung des Ichs durch den Geist, daß der Geist Herr sey.

Mit dem Jahre 1000 etwa waren die Gedanken des auf den Schultern der Germanen bereits durch die halbe Welt getragenen Christenthums so weit nach innen gedrungen, daß sie als eine allgemeine Regung der Volksseele sichtbar in die Geschichte traten. Diese erste innerliche Empfindung des Christenthums war die Vision von der Wiederkunft Christi, von der Nähe des jüngsten Tags — offenbar das nach außen geworfene Spiegelbild der in erster christlicher Selbstempfindung erschütterten, von der inneren Berührung, von dem aufleuchtenden Selbstbewußtseyn des Christgeistes durchzuckten Seele. Und nicht minder natürlich gab diese erste Regung des verinnerten Christs sich noch nach alter Redenweise kund als eine Kraftäußerung des Leibes, als Aufsichnehmen des Kreuzes zur Erlämpfung der Heimath des Erlösers aus den Händen der „Ungläubigen“ — eine um so natürlichere Richtung, als sie zugleich der ersten eigen erwachten Sehnsucht nach dem innerlichen geistigen Erlösungsgute des Christenthums entsprach und den Drang, sich vor Allem den rechten Ursprung, den rechten Quell desselben anzueignen, symbolisch befriedigte. Und so wunderbar tief griff diese Bewegung in das Innere der Volksseele, daß, als die Großen aufhörten, die Kleinen ihre Kreuzzüge begannen und Tausende von Kindern, obwohl sie nie bis nach Jerusalem gelangten, an ihnen, unter dem Kreuze, zu Grunde gingen.

Aber es war dieß nur die erste That des allgemein gewordenen Gehorsams, der forthin zu beweisenden Demuth und Selbsthingabe des Volks zum Opfer. Immer strenger und allgemeiner mußte der Germane, der hier an der Spitze und als das Haupt aller aus seinem Mutterstamme ausgegangenen Nationen handelte, beweisen, daß er fortan Christi Knecht geworden war. Mehr und mehr in der That unterwarf er all sein Leben, das weltliche wie das geistliche, das äußere wie das innere, dem einzig richtenden Gebot Christi, d. h. er gab an dessen Stellvertreter auf Erden sein weltliches Gut und Recht hin, bis derselbe der König der Könige, alleiniger rechtmäßiger Herrscher im irdischen Reiche geworden war, und Fürst wie Bettler aus dem Munde des Papstes Leben oder Vernichtung empfingen; er gab ihm all sein geistiges Gut hin, bis Religion und Wissenschaft und Kunst lebten oder starben nach dem Worte des Priesters Christi, bis die Wahrheit und die Gerechtigkeit an dem Winke seiner Brauen hingen und sich hinopferten als Lüge und Unrecht, oder Lüge sich bekannte als Wahrheit, Haß als Liebe, Mord als Tugend, auf's Gebot und nach dem alleinseligmachenden Worte des fortlebenden Christ, des Oberhauptes der Erde.

Digitized by Google

Doch das Alles konnte nicht werden noch seyn, ohne im Busen des christgewordenen Menschen, ohne in Seele und Leib des christgewordenen Volkes die tiefste innerste Zerrissenheit und Verstörung hervorzubringen, wie sie alle Voraussagung Christi von dem blutigen Kriege des Menschen wider den Menschen nur allzusehr rechtfertigte. Und diese Verstörung mußte ausbrechen in dem Maße, als das Christenthum nach innen drang, als der selbstredende und selbstwissende Christ im Menschen sich neben den alleinwissenden und alleinrichtenden menschgewordenen Christ, das ist neben die Stellvertreter und Verkünder Christi, stellte kraft eigener innerer Berufung. Denn die alte germanische Selbstthätigkeit, die nunmehr und in so wunderbarem Maße, wie vom Himmel herab, als eine innere geistige denkende erwachte, als Selbsterkenntniß, sie bildete die Saat des Christenthums, den Sieg des Geistes über das Ich der Selbstsucht, des Himmlischen über das Irdische, nicht nur aus als Krieg von Mensch zu Mensch; sondern sie säete und erntete diese Saat auch eben so folgerichtig und unerschrocken mit der alten germanischen Ausdauer, Treue und Selbstaufopferung im Innern des Menschen, daß das Volk wie der Einzelne zuletzt durch und durch davon ergriffen, Deutschland ein Chaos, ohne Heimath fast und ohne Gesetz, der Mensch selbst, dem Kriege verfallen zwischen Kopf und Herzen, in seinem Innern zerklüftet, verstört und verwüstet wurde, ja daß die eigenen Gedanken einander verriethen und angaben als Sünder und Gottesleugner, als Teufels- und Hexenbrut, und die lebendige Seele hinlieferten an Dolch und Galgen, an Schwert- und Feuertod, an Ketzergericht und Vehme. — Ist es da wohl ein Wunder, wenn das deutsche Volk in Entsittlichung, Zuchtlosigkeit, Barbarei, der Einzelne in die wildesten Gegensätze der Sinne und des Geistes, das ganze Leben in Haltlosigkeit und unlösliche Widersprüche fiel, wenn Selbstlosigkeit, Feigheit, Erniedrigung aller Art über das Ganze kam, wenn der Deutsche, wie Börne klagt, in der Bedientenjacke geboren ward, und das Vaterland ein unbekanntes, nicht mehr aufzufindbares Gut in dem von Freund und Feind zerrissenen, beschimpften, getheilten, unterthänigst erfterbenden Landeskörper Deutschlands wurde?

So geschah das Wunder, das aus den trotzigen und weltbesiegenden, selbstgewissen Recken der Vorzeit das schwachmüthigste, unterwürfigste Volk der Welt machte, devote Maulredner, dienstfertige Windfahnen, als sey dieß von ewig her ihre Art gewesen, Leute, die um egyptischer Fleischtöpfe willen Ehre und Selbstständigkeit, Waffen und Freiheit, Himmel und Erde verkauft haben. Aber der Augenblick der höchsten Erniedrigung ist ja auch der Anfang der Erhebung. Und da das Glöcklein des Krämers auf dem Markte das Himmelreich für Groschen verkaufte, das innerste Geheimniß der Sündenvergebung als Trödel betrieb, und Dolch, Gift, jedes heimliche Unrecht der Zukunft feil hielt im Ablaßkasten: da endlich fand das von Christus ganz bezwungene, von seiner Kirche selbstlos zur Unvernunft in Gehorsam erniedrigte Ich des Volks den Christ in sich selber, den redenden richtenden Geist der Geheimnisse Gottes, die Offenbarung seines Gesetzes. Und er bekannte sich selbst, und stellte sich, ein Reformator, der historischen Offenbarung des Christ gegenüber im Namen des Christ. Da aber ward Alles, was geschehen war, die zerwühlende Verstörung der Jahrhunderte, allmählig offenbar nur als eine Durchackerung des Weinbergs der Christenheit, daß die neugepflanzten Keime eine üppige gesunde Frucht treiben sollten.

Denn die Arbeit des selbstschöpferischen Gedankens vollzog sich, wie viel Einzelne auch noch ihr erlagen, von nun an immer herrlicher, segensvoller und wundereicher für das Ganze, für die Nation, für die Menschheit. In die von Behmgerichten und Hexenprocessen, von Ketzerverbrennungen und Zwecmoral aufgehetzten, zerrissenen Seelen kehrte mehr und mehr der Friede der Selbsterkenntniß und die Sicherheit des Selbstgerichtes ein, und Ruhe durch den häufiger unmittelbaren, von Stellvertretern unbeängstigten Verkehr mit dem Gotte der Offenbarung. Das Christenthum vertiefte sich von der äußern Annahme des Buchstabens wachsend zum Selbstwissen des Gesetzes aus eigener innerer Erkenntniß. Es befreit sich wachsend von blinder Autorität, wie vom Ablaßkram und von Anbetung steinerner, hölzerner, wächserner Götter, so auch vom Gottesgnadenthum weltlicher Götter, von Willkür im Gesetze, von Ungeist in der Sitte; es schöpft mehr und mehr aus dem lebendigen Quell des Christs, der in jedem Menschen dasselbe Gesetz offenbart: Thue Recht und scheue Niemand. Darum tritt das Christenthum auch mehr und mehr aus der Kirche heraus, und wird statt Kirchenfrömmigkeit immer allgemeiner Forderung des Gutseyns, in dem alle Menschen einander gleich werden, und in dem die Erfüllung des ganzen Gesetzes der Menschlichkeit gegeben ist. Der erweckte Geist aber hat unterdessen in Wissenschaften und Kunst, in Handel und Wandel sein Werk, einen neuen Weltbau im Geistigen, begonnen mit jenem Maße von Willenskraft, Ausdauer und Unerschöpflichkeit in der Arbeit, das uns schon „der Nibelungen Noth“ aufzeigte im Sinnlichen, und das allein schon, wie zerfahren auch der Schein der Gegen-

Digitized by Google

wart sey, uns vergewissern muß, es sey die Macht der germanischen Individualität auch in uns noch nicht gebrochen, nicht verloren, nicht entartet. Er hat aus der Erdenwohnung ein Haus gemacht, weit wie der Himmel, herrlich wie das Firmament voll aller Schönheit und Größe der Schöpfung, hat sie zu einem Tempel auszubauen begonnen, dessen Gemeinschaft Weihe und Macht hat, den Menschen zu einem Kinde des Geistes zu erheben, und wachsend ihn im Reiche des Geistes als Geist selber einzubürgern, dessen Streben und Waffen jenem thierähnlichen Kämpfen der Vorzeit fernab liegen, deren Bild auch unsere Vergangenheit, wie wir im Nibelungenliede gesehen haben, uns reichlich bietet.

Nun ist es freilich wahr, so gesund sind wir über alledem noch nicht geworden, daß wir uns ganz wiedergefunden hätten aus der Verirrung und Erniedrigung des Mittelalters; so allgemein ist die Erkenntniß und die Durcharbeitung des selbstbewußt auftauchenden Geistes noch lange nicht geworden, daß der Einzelne die Selbstständigkeit des Willens, den unerschütterlichen Muth, die Unabhängigkeit des Charakters, die das Erbtheil des germanischen Stammes waren, auf neuer geistiger Grundlage neu in sich ausgebildet hätte, oder daß das Volk in seiner Gesammtheit sich als Nation wiedergefunden, seine Einheit begriffen, seine Selbstregierung und Freiheit erfaßt hätte; aber wir fühlen es Alle, wir sind auf dem Wege zu diesem Wiederfinden, auf dem Wege zu neuer Charaktermacht und Ueberzeugungstreue, zu nationaler Selbstständigkeit, Ehre und Einheit.

Die deutsche Nation hat gehandelt wie ein Mann, über den Gottes Versuchung kommt und dessen Seele verfinstert wird von den Schlägen des Schicksals. Dann jagt er nicht dem Zeitlichen nach, sondern dem Ewigen; er vernachlässigt sein Wohl, thut ab die Sorge für Leib und Haus, läßt das Schicksal walten und weilt in weltlichem Elend — Elend in altdeutschem Sinne ist ja Heimathlosigkeit — um ganz in sich selbst sich zurückzuziehen, um den Zwiespalt mit Gott, den Kampf des Gewissens und des Herzens, rein auszukämpfen im Bereiche des Geistes, damit der Geist Erkenntniß und Frieden finde, die unschätzbaren Güter des Geistes. Aber wenn er sie erkämpft und errungen hat, dann kehrt mit der inneren Ruhe und dem Frieden ihm auch die Kraft zurück, Sicherheit und Selbstgewißheit des Handelns, und alsbald wird die Freudigkeit seiner That zur unbesieglichen Macht des Geistes. So werden auch wir reiner und vollkommener mit geistigen Waffen gerüstet wieder eintreten in das Recht und die weltüberwindende Hoheit der germanischen Individualität, und werden im Reigen der Völker erscheinen als der verloren gewesene Joseph, der für die Brüder sorgt, auch da sie ihn noch nicht kannten, der ihre Säcke füllt aus seinem Vorrath, und ihre Stätte sichert aus seinem Ueberfluß, im Elend durch Weisheit erworben. Wir haben zuerst getrachtet nach dem himmlischen Reiche des Geistes — danach wird uns alles Andere zufallen.

A. Dulk.

Beim Prinzen Friedrich von Augustenburg-Noer.

(Schluß.)

Als ich einst meine Detachements beritt und nach Lindhöft kam, fielen mir die netten, von Backstein erbauten Häuschen auf. Ich fragte einen Mann, der eben in der Nähe arbeitete, ob diese Häuser sämmtlich des Prinzen Eigenthum seyen? Er bejahte es. Ich fragte nun nach den weiteren Verhältnissen zum Gutsherrn und er theilte mir ungefähr Folgendes mit. — Jeder Hörige, der ein Handwerk betreibt (Weber, Bauhandwerker ꝛc.), erhält eine gesunde und seinen Verhältnissen entsprechende Wohnung nebst sechs Tonnen Landes, worauf er sein Brod bauen und auch eine Kuh und ein Schwein halten kann. Dafür zahlt er dem Grundherrn jährlich zwölf Thaler und arbeitet während der Erntezeit 24 Tage. Der Taglöhner zahlt jährlich sechzehn Thaler, hat aber etwas mehr Land. Außerdem ist der Gutsherr verpflichtet, ihnen auf Verlangen Arbeit zu geben, wofür sie, je nach der Jahreszeit, Lohn erhalten. „Wir haben es," schloß der Mann

Digitized by Google

ſeine Rede, „in vielen Stücken beſſer als mancher kleine Bauer, denn wir haben unſere Wohnung und unſere Nahrung, und keine Laſten und Abgaben.“

Die netten, einſtöckigen Häuſer ſind gewöhnlich für zwei Familien eingerichtet, von denen jede die Hälfte bewohnt. Jede hat einen Wohn- und Schlafraum, Küche, Keller und Boden. An jedem Haus iſt Stallung und Schuppen. In vielen ſah ich Vorhänge und auf der Commode eine blankgeſcheuerte meſſingene oder kupferne Theemaſchine. Die Leute ſahen auch faſt alle zufrieden, kräftig und geſund aus. Ihr Verhältniß zum Gutsherrn iſt ein mehr patriarchaliſches; er ſpricht mit ihnen plattdeutſch und weiß vertraulich mit ihnen umzugehen. Sie haben allerdings nicht die Unterthänigkeit, wie der Arbeiter im mittleren und ſüdlichen Deutſchland gegen ſeinen „gnädigen Herrn,“ dagegegen aber etwas Offenes, Vertrauendes und wahrhaft Ergebenes. Obgleich dem Gutsherrn auch eine Strafgewalt eingeräumt iſt, namentlich Arreſt, ſo habe ich doch in jener bewegten Zeit von keinem Falle gehört, daß irgend Arbeiter oder Bauern von der Gutsherrſchaft etwas Unbilliges verlangt oder gar krawallt hätten.

Als an einem Sonntage (3. Juni) abermals eine zahlreiche Tiſchgeſellſchaft verſammelt war, worunter auch der Herzog von Coburg, und nach der Tafel die Herren im Park eine Cigarre rauchend promenirten, ſtanden wir auf einmal vor mehreren mir unbekannten Damen. Es war, wie ſich bald erwies, die Herzogin von Auguſtenburg mit drei ihrer Prinzeſſinnen. Sie waren am Eingang des Parks ausgeſtiegen. Da nun Abends ſehr zahlreiche Geſellſchaft verſammelt war, ſo wurde der Thee im Salon ſervirt. Ich kam neben Prinzeſſin Amalie zu ſitzen. Auf der mit Backwerk und Confect beſetzten Tafel erhob ſich iſolirt, wie ein Kirchthurm aus der Ebene, eine Bierflaſche und ich wußte ſofort, wo mein Platz war.

Die Herzogin und die Prinzeſſin ſind bekanntlich Schweſtern, geborene Gräfinnen von Danneskiold-Samſöe. Obgleich die Herzogin damals eine angehende Fünfzigerin war, konnte ſie noch für eine Schönheit gelten. Sie ſah mindeſtens um fünfzehn Jahre jünger aus. Es war eine ſchöne, ſtattliche Figur mit vollen Formen. Ihre ſchönen Züge zeigten noch Friſche und ihr Erſcheinen war wahrhaft fürſtlich. Noch keine Spur des nahenden Alters war an ihr zu entdecken. Welch ein Contraſt zwiſchen den beiden fürſtlichen Schweſtern, die dereinſt als Schönheiten erſten Ranges gegolten! Die Eine noch voll und blühend, die Andere abgemagert und leidend, aber beide gleich liebenswürdig, und beide umſchlang das Band innigſter Liebe.

Die Prinzeſſinnen waren weniger ſchön als die Mutter, aber liebenswürdig und anſpruchslos. In ihrem ganzen Weſen zeigte ſich viel Natürlichkeit. Mein Premier, der zwiſchen die beiden älteren poſtirt war, ſchien ſich ſehr wohl in ſeinem Rahmen zu befinden.

Beim Thee ging es ziemlich munter her. Ich merkte wohl, daß meine auf dem Tiſche aufgepflanzte Flaſche bei den Neuangekommenen einige Aufmerkſamkeit erregte. Nach einer Weile kam die kleine Prinzeſſin mit zwei Gläſern und bat um etwas Gerſtenſaft. Sie reichte dieſen zweien ihrer Couſinen, die das Bier mit Zucker nippten. Sie behaupteten, ſie haben bisher das edle Getränk gar nicht gekannt, finden es aber gar nicht ſo übel. Ich ſagte ihnen, es würde noch beſſer munden, wenn ſie die ſüße Beimiſchung wegließen. Am andern Abend wiederholte ſich die Scene, nur daß die andern jungen Damen, die geſtern noch des Gambrinus Gabe verſchmäht, dieſe jetzt auch verſuchten. Man nipte ſie, wie ſie war, und fand ſie nicht ſo übel. Ich war nicht wenig ſtolz auf meine neue Bundesgenoſſenſchaft, aber ſchon am dritten Abend hatte dieſe ein Ende; die fürſtliche Mutter decretirte, daß es nur beim Verſuchen ſein Bewenden haben ſolle.

Der Herzog von Coburg hatte für den 5. Juni die Brigade zu einem Feldmanöver beordert, das in der Nähe von Noer ſeinen End- und Glanzpunkt finden ſollte. Es waren Feldpoſten ausgeſtellt; da aber nur die höheren Offiziere in den Operationsplan eingeweiht waren, ſo blieb für die Subalternen das Ganze eine terra incognita. Nach vielem Hin- und Herreiten der Stabsoffiziere, Adjutanten und Ordonnanzen, wobei die Sonne höher geſtiegen war und glühend Strahlen entſendete, ging denn endlich eine ſchneckenartige Bewegung los und einige Platzpatronen wurden verpufft. Bald zeigte ſich auch der Herzog auf einem großen ſchönen Engländer und von ſeiner zahlreichen Suite umgeben. Meine und noch eine Compagnie unſeres Bataillons waren als Vorpoſten ausgeſtellt. Wir wußten eigentlich nicht recht, wen wir gegen uns hatten. Als wir ſpäter eine retrograde Bewegung machten, ſtieß ich plötzlich auf Württemberger. Ich kannte den Hauptmann, und als er meiner anſichtig wurde, rief mir der Schwabe zu: „Komme Se als Freund oder Feind?“ — Ich erwiederte, ich hege die friedlichſten Abſichten von der Welt. — „Nun, ſo komme Se; wir wolle a bisle mit einander ſchwätzen.“

Unweit von uns war in der Nähe einer Windmühle die heſſiſche (darmſtädtiſche) Batterie poſtirt, und als wir glaubten, dieſe würde nun ihre Feuerſchlünde öffnen und die Geſchichte recht losgehen, ertönte aus

Digitized by Google

den Hörnern der Signaliſten „Stopfen und Sammeln“ und die Herrlichkeit hatte mit einem mal ein Ende! Hitze und Staub waren mittlerweile unerträglich geworden, wir ſahen aus wie die Mühlhurſchen und unſer Haar und Bartwerk war wie gepudert. Von dem ſo viel verſprechenden Manöver hörten wir ſchließlich, es ſey gänzlich verunglückt und am Ende habe niemand mehr gewußt, wer Koch oder Kellner ſey.

Die höheren Offiziere, die fürſtlichen Herrn an der Tête, hatten auf des Prinzen Gaſtfreundſchaft gerechnet und ſich nach überſtandener Mühſal auf ein ſplendides Diner gefreut. Unſer Erbprinz hatte bereits Garderobe zu mir geſchickt, um ſich da umzuziehen, und auch unſere Muſik war beſtellt, die Herrſchaften von Noer angenehm zu überraſchen und während des Diners im Park aufzuſpielen; aber all die ſchönen Illuſionen wurden zu Waſſer. Der Prinz war ſo rückſichtslos, das Ganze zu ignoriren, und nur wir in Noer Einquartierten tafelten. Nach Tiſche nahm mich der Prinz bei Seite und äußerte ſich ſehr ärgerlich über das Manövriren auf ſeinem Eigenthum, ohne alle vorherige Anfrage. „Da fallen ſie,“ meinte er weiter, „mir nichts dir nichts ein, treten Alles zuſammen, ruiniren die Einfriedigungen und puffen rückſichtslos umher. Mich hat nur meine Frau gedauert, die bei ihrer Nervenſchwäche das Schießen nicht vertragen kann.“

Am 6. Juni Mittags reiſte die Herzogin mit den Prinzeſſinnen wieder ab. Die herzogliche Familie wollte vorläufig einen Landſitz bei Hamburg, Nienſteten, beziehen. Die Herzogin war ſo freundlich, mich aufzufordern, ſie dort, wenn ich in die Nähe käme, zu beſuchen.

Die gute Dame hatte über die däniſche Brutalität auch viel zu klagen. Die Familie hatte ſich kurz vor Ausbruch des Krieges das reizende Schloß Gravenſtein zum bleibenden Wohnſitz eingerichtet. Es war dort Vieles neu hergerichtet und das Werthvollſte an Silber, Schmuck und dergleichen dahin gebracht worden. Da man es nun auf däniſcher Seite auf nicht weniger als Habhaftwerdung der Auguſtenburger abgeſehen hatte, ſo mußte der Herzog mit den Seinen plötzlich die Flucht ergreifen und faſt Alles zurücklaſſen werden. Alles Werthvolle, ſelbſt die Garderobe, wanderte nach Kopenhagen, ein Theil der Möbeln wurde zertrümmert und das ſchöne Schloß in ein Lazareth umgewandelt. Das feine Tafelzeug wurde zu Verbandzeug zerriſſen. Die Herzogin ſagte, ſie habe nicht viel mehr davongebracht, als ſie eben auf dem Leibe gehabt.

Einige Tage ſpäter fand ich am Theetiſch einen jungen ſchleswig-holſteiniſchen Cavallerieoffizier. Der Prinz ſtellte mir dieſen als Oberlieutenant, jedoch ohne Nennung des Namens vor. Die Prinzeſſin ſah ihn oft freudeſtrahlend an, dann warf ſie auch dann und wann einen freundlichen und wie fragenden Blick mir zu. Endlich fragte ſie mich geradezu, für wen ich den jungen Mann halte? Nach dem, wie er ſich hier bewegte, hielt ich ihn für einen Verwandten. „Nein,“ erwiederte die Prinzeſſin voll Freude, „es iſt mein Sohn.“ — Nun erfuhr ich denn, daß dieſer in Jütland ſchon ſeit längerer Zeit am Wechſelfieber erkrankt geweſen, davon aber nicht geſchrieben hatte und nun als Reconvalescent von den Aerzten zurückgeſchickt worden war, um in der heimiſchen Pflege ſeine Geneſung zu beſchleunigen. Der Prinz Friedrich, damals 19 Jahre alt, war ein hübſcher, wohlgewachſener junger Mann, ſah aber in Folge der Strapazen und des Fiebers etwas ſpitzig aus. In ſeinem Weſen hatte er etwas Ruhiges, Offenes und Anſpruchloſes. In der Rede drückte er ſich beſtimmt, klar und kurz aus.

Am andern Morgen machte mir der junge Prinz ſeinen Beſuch. Während meiner Anweſenheit in Eckernförde, wohin wir wenige Tage nach der Kataſtrophe des 5. April verlegt worden waren, hatte ich die genommene Fregatte Geſion, wie ſie eben im Hafen lag, abgezeichnet und wollte ſie nun in Oel ausführen. Mir als Unkundigen machte das Takelwerk und Anderes nicht wenig zu ſchaffen, weßhalb mir die Prinzeſſin, als zufällig die Rede darauf kam, geſtattete, ein kleines, aber genaues Schiffsmodell aus ihres Sohnes Sammlung zu nehmen. Als jetzt der Prinz das Schiffchen bei mir ſtehen ſah, fragte er mich, was ich damit wolle? Als ich ihm nun meinen Zweck mitgetheilt, nahm er es vor und erklärte mir ſehr bereitwillig das Nöthigſte.

Die Prinzeſſin klagte mir ſchon früher ihres Sohnes Neigung zum Seedienſt. Es war ihr ein quälender Gedanke, den Einzigen dem unſichern Elemente anzuvertrauen; aber alle Bitten waren vergebens. Schon als Knabe baute er in der Werkſtatt des Wagners auf dem Gute allerlei Boote und Schiffe zuſammen. Das ſchöne Modell, das ich auf meinem Zimmer hatte, war auch vom Prinzen gefertigt, und zwar, wie die andern, mit merkwürdiger Treue, Geſchicklichkeit und Zierlichkeit. Der Wagner hatte mir ſchon vorher die kleine Sammlung in einem beſondern Verſchlage neben ſeiner Werkſtatt gezeigt. Mit großer Sorgfalt, ja einer Art Pietät, überwachte er das ihm Anvertraute. Ich erinnere mich auch noch, ein ziemlich großes und ſeetüchtiges Boot geſehen zu haben, das der Prinz mitgezimmert, das aber noch nicht ganz vollendet war. Auch mir ſagte er, ſobald der Krieg beendet ſey,

Digitized by Google

werde er in den Seedienst einer größeren Macht eintreten. *

Gegen Ende Juni kam der britische Capitän, der unterdeß verreist gewesen war, mit einem Landsmann nach Noer zurück. Letzterer war ein Steckerinal, ein wahrer Typus von Albions wunderlichen Söhnen, und schon sein Aeußeres mußte einen Carrikaturzeichner reizen. Es war eine lange hagere Gestalt, mit langem Gesicht, langer gebogener Nase, schlaffen Augenlidern und halboffenem Munde. Ein dichter dunkler Backenbart umrahmte das blasse Gesicht. Der Mann war ganz schwarz gekleidet. Ein langer Rock hing schlotterig am Oberkörper und der hohe im Nacken sitzende Cylinder war ganz umflort, denn der Mann war in Trauer. Seine Füße staken in einer Art Tanzschuhe mit großen seidenen Schleifen. Dieser Mann, der nichts weniger als einem Militär ähnlich sah, war ein höherer britischer Offizier, Oberst und Chef des Generalstabs der in Irland stationirten Truppen. Er war in die Herzogthümer gekommen, um sich den Krieg etwas in der Nähe anzusehen.

Als ich gegen Abend meine Mannschaft zum Appell versammelt hatte, erschienen auch die beiden Briten, und nachdem sie um Erlaubniß gebeten, besahen sie sich Alles genau. Namentlich interessirten sie unsere damals neuen Minié-gewehre. Der Oberst trug einen mächtigen Tubus in der Hand und nach dem Appell wanderte er mit seinem Begleiter der Meeresküste zu.

Abends beim Thee kam ich zwischen den Oberst und die Prinzessin zu sitzen. Der Prinz, der beim Herzog von Coburg war, kam erst später. Da der Engländer mit seinem breiten Munde beim Sprechen zuweilen Grimassen schnitt und die ganze Erscheinung ohnehin so viel Auffälliges hatte, so kam nach und nach alles, namentlich die Damen, in's Lachen, das um so peinlicher wurde, je mehr man es unterdrücken wollte. Ich war heilfroh, als der Thee aufgehoben war. Der Oberst reiste am andern Morgen wieder ab. Als ich später den Prinzen wieder sah, erzählte er mir Folgendes.

Der Oberst war in den Gefechten in seinem Civilanzug immer da, wo es auf einander platzte. So auch bei Friedericia. Der lange Don Quixote, der auf einer kleinen Rosinante ruhig da herumritt, wo die Kugeln am dichtesten sausten, fiel einem der Befehlshaber auf. Er schickte einen Dragoner mit der Weisung ab, den sonderbaren Reiter zu beobachten. Der Oberst, im Wahne, der ihm immer dicht folgende Reiter sey eine Ordonnanz, wollte diese Aufmerksamkeit dankend ablehnen und machte sich, da er nicht deutsch sprach, dem Dragoner durch Pantomimen verständlich. Dieser aber kehrte sich nicht daran und folgte dem schwarzen Ritter wie sein Schatten.

Der Prinz war an jenem Abend, als der britische Oberst da war, gegen zehn Uhr von Gelkorf zurückgekommen, wo er, wie bereits erwähnt, beim Herzog von Coburg gewesen war. Ich sah ihn zum ersten mal in der schleswig-holsteinischen Uniform und er repräsentirte in dieser einen stattlichen Militär. Der Prinz war sehr guter Laune und nahm neben dem Oberst Platz. Ich merkte wohl, wie ihn im ersten Moment die auffallende Erscheinung auch frappirte, doch ließ er sich's sehr angelegen seyn, der Pflicht des aufmerksamen Wirths nichts zu vergeben. Da die Conversation nur englisch geführt wurde, blieb sie für Mehrere von uns, darunter auch ich, ein tiefes Geheimniß. Viel haben wir, glaube ich, nicht verloren, denn der Prinz schien das Englische nicht sehr geläufig zu sprechen, obgleich er lange in England gelebt hat.

Gegen Abend hatte ich Ordre erhalten, am nächsten Morgen andere Cantonnirungsquartiere zu beziehen. Der Prinzessin schien dieß sehr unlieb zu seyn, als ich es ihr mittheilte, denn mit den vor mir dort gelegenen Truppen hatte man sich weniger zu verständigen gewußt. Als die Theegesellschaft auseinander ging, bat mich die Prinzessin, noch einen Augenblick zu bleiben. Sie theilte nun dem Prinzen mit, daß wir abziehen sollten, und fragte ihn, ob er das nicht verhindern könne; wenn er dem Herzog von Coburg den Wunsch kund gebe, daß wir bleiben möchten, werde dieser gewiß gern willfahren. Der Prinz meinte, so unlieb ihm auch der Wechsel sey und so gerne er uns länger hier sähe, so sey es doch Grundsatz bei ihm, sich in dergleichen Dinge nicht zu mischen; übrigens sey es nunmehr auch zu spät, da bereits alle Anordnungen getroffen seyen. Darauf nahm mich der Prinz bei Seite und sagte: „Es sind im Anfang einige Mißverständnisse vorgefallen, doch daran ist mein Sekretär schuld. Es freut mich nur, daß Alles sich so bald ausgeglichen hat. Wir wollen da offen gegen einander seyn, denn ich bin ja auch ein alter Soldat. Lassen wir Alles vergessen seyn!“ Dabei schüttelte er mir recht treuherzig die Hand. Ueber den Sekretär, der hier den Sündenbock machen mußte, platzte er ziemlich heftig los und benannte ihn nicht mit den schmeichelhaftesten Titulaturen.

* Wie dem Verfasser bekannt, trat der Prinz in Dienst der englischen Marine. Da nun jeder Offizier im Land- und Seedienst nationalisirt seyn muß, so kam dem Prinzen hier seine Verwandtschaft mit dem königlich-englischen Hause zu statten, da seine Urgroßmutter diesem entstammt ist.

Digitized by Google

Der Prinz äußerte sich über das Benehmen meiner Leute sehr lobend. Er konnte das auch, denn es war während der fünf Wochen, die wir da verbrachten, nicht die mindeste Störung vorgefallen. Nachdem ich für eine entsprechende Verpflegung gesorgt, konnte ich auch erwarten, daß sie dieß dankend anerkennen würden. Die vorher dort gelegenen Truppen, die nach dem „Reglement" verpflegt worden waren und mit den Kühen das Quartier gewechselt hatten, gaben ihrer Unzufriedenheit da und dort einen sehr deutlichen Ausdruck. Unter anderem hatten sie mehrere Bänke und anderes in den Anlagen demolirt und das Tabu in Betreff der Milchnymphen nicht immer respektirt. Mein Feldwebel, seines Gewerbes ein Zimmermann, nahm in den Freistunden Zimmerleute, Schreiner und andere, die Geschick zeigten, um die von unsern Vorgängern zerstörten Gegenstände wieder herzustellen. Dieß hatte den Prinzen ganz besonders gefreut. Schließlich war er noch so freundlich, mir zu sagen, daß mir sein Haus zu jeder Zeit offen stände, es würde ihn freuen, wenn ich es recht oft aufsuchte. So hatte sich denn Alles schließlich zu beiderseitiger Zufriedenheit gelöst und man konnte auch hier sagen: Ende gut, Alles gut!

Der Aufenthalt in Noer gehört zu meinen liebsten Erinnerungen. In soldatischer Beziehung waren wir leider zur Unthätigkeit verdammt. Man hätte wie im tiefsten Frieden gelebt, wären wir nicht dann und wann von der See her erinnert worden, daß man sich in den Haaren lag. Mehrere male, namentlich in den ersten dämmernden Morgenstunden, wurden wir allarmirt. Zuweilen kamen dänische Dampfer, die bis an die Batterien von Ecernförde heran recognoscirten, oder diesseitige Schiffe, die von der Kieler Bucht aus in See hinausgegangen waren und, von den Dänen gejagt, jene Bucht nicht erreichen konnten, retirirten sich unter die Ecernförder Batterien. So erging es z. B. dem Schooner Bonin und mehreren Kanonenbooten. Die Dänen lauerten nur draußen auf einen Fang, wie der Böse auf die Seele, bis die diesseitigen Schiffe im Dunkel der Nacht eine günstige Gelegenheit erspähten, die Wachsamkeit Hannemanns zu täuschen und um die Landspitze herum zu schlüpfen. Bei einer solchen Gelegenheit kam es einmal zu einer ziemlich lang anhaltenden, aber beiderseits unschädlichen Kanonade. Ganz Noer gerieth gewöhnlich bei solcher Gelegenheit in Allarm und das männliche Personal, das eben Zeit dazu hatte, strömte an den Strand.

Im Jahr 1848 hatte der Prinz einen Theil der Leute seiner Besitzungen bewaffnet, um Noer vor einer Ueberrumpelung möglichst zu schützen. Was nicht mit Feuergewehren bewaffnet werden konnte, erhielt Spieße. Längs den Küsten wurden Posten ausgestellt und Signale und Fanale errichtet. Von dieser Art Miliz wurden artige Geschichten erzählt, untern andern folgende.

Eine Abtheilung war auf einem waldigen Vorsprung an der See postirt worden. Die Wächter, die schon so manche Nacht nicht belästigt worden waren, gaben sich bald der Sorglosigkeit hin und schliefen den Schlaf des Gerechten. Da werden sie in einer schönen Nacht etwas unsanft aufgerüttelt. „Was macht ihr da?" fragte eine deutsche Stimme. — „I nun, wir halten Wache." — „Nun, so paßt besser auf, ihr Esel!" und damit klatschen auch etliche Ohrfeigen auf die vollwangigen Wächter. Im Nu sind sie geknebelt und das dabei stehende Fanal, bestehend in einer großen Pechtonne, in Brand gesteckt. Es war eine kleine dänische Abtheilung, die in aller Stille gelandet war und sich diesen Spaß erlaubt hatte. Die Störenfriede waren längst wieder verschwunden, als die Fanale längs der Küste ausloderten und Alles umher in nicht geringen Allarm und Schrecken gerieth.

Der Prinz konnte sich sonst unbedingt auf die Ergebenheit seiner Leute verlassen. Er war eine im Lande gekannte, ja populäre Persönlichkeit, trotz manches Schroffen in seinem Wesen, das eher hätte abstoßen als anziehen müssen. Wegen seiner Hitze und damit nicht selten gepaarten Strenge war er für nicht wenige, namentlich für solche, die, wie man sagt, keine guten Briefe hatten, eine Art Popanz. In seiner früheren Stellung als dänischer General konnte er sich natürlich als so naher Verwandter des Königshauses mehr erlauben als mancher andere. Bei seinem heftigen Wesen, das nicht selten in Thätlichkeiten überging, war er in der Armee, namentlich bei den Offizieren, nicht wenig gefürchtet; doch konnte er sich wieder durch eine Art Leutseligkeit, durch Scherze bei guter Laune und seinen Gerechtigkeitssinn beliebt machen.

Als Statthalter in den Herzogthümern war er fast unumschränkter Herr. Er residirte bekanntlich in dem reizend gelegenen und durch geschichtliche Traditionen bekannten Schlosse Gottorp bei Schleswig. Hier lebte er wie ein regierender Fürst und es wurde ihm auch ebenso gehuldigt. Aber all diese Bevorzugungen und Annehmlichkeiten wurden durch die Vaterlandsliebe des Prinzen überwogen; er brachte dieser Alles zum Opfer, und das stellt seinen Charakter hoch. Er brach mit der Vergangenheit, in der er sich bis jetzt so wohl befunden, und gab sich und die Seinen einer ungewissen Zukunft preis. In Kopenhagen war er gewiß der gehaßteste Mann in den Herzogthümern, und hätte

Digitized by Google

man ſeiner habhaft werden können, ſein Kopf wäre ſchwerlich ſicher geweſen.

Manche ſchieben bei dieſem Wechſel dem Prinzen mehr ehrgeizige Abſichten unter. Dieſe Anſicht zerfällt ſofort in ſich ſelbſt, wenn man die damalige Situation nur einigermaßen in Betracht zieht. Was hätte denn der Prinz mehr werden können, als im günſtigſten Falle Herzog von Schleswig und Holſtein? Aber war er das nicht eigentlich ſchon, wenn auch ohne den Titel? Und dann hatte er ja auch kein Recht auf dieſen Thron, er hätte ihn im günſtigſten Falle nur auf dem Wege der Uſurpation beſteigen können, da ſein älterer Bruder und deſſen Söhne die nächſte Anwartſchaft darauf hatten. Aber der Charakter des Prinzen war einer ſolchen Handlung nicht fähig. Wohl iſt er nicht ohne Eigenliebe, womit ja jeder Sterbliche mehr oder weniger begabt iſt, und es würde ihm nicht wenig geſchmeichelt haben, wenn ihm das befreite Land, wäre die Erhebung gelungen, als ſeinem Retter zugejauchzt hätte. Aber wer wollte den Prinzen deßhalb bekritteln, wenn er ſich ſolchen Eindrücken hingegeben und ſich etwas Weihrauch hätte ſtreuen laſſen? Er erntete aber ſtatt Dank und Erfreuliches das Gegentheil; all ſein Mühen und Streben, als er aus dem Chaos der erſten Bewegung den Kern bildete, wurde bei dem Drängen neuer und wechſelnder Ereigniſſe vergeſſen; was er geſäet, ernteten Andere.

Ob der Prinz überhaupt der weiteren Entwicklung gewachſen geweſen wäre, wollen wir dahingeſtellt ſeyn laſſen; was er aber im erſten Stadium geleiſtet, bleibt gewiß anerkennungswerth. Es hat ſich ſpäterhin doch auch deutlich gezeigt, daß nicht Alles Gold war, was glänzte, und die Herzogthümer nicht allein dem Druck der äußeren Einwirkungen erlagen.

Als ich Noer verließ, glaubte ich nicht es ſo bald wieder zu ſehen. Die Wechſel des Krieges konnten uns ja über kurz oder lang da oder dort hin verſchlagen. Doch dem war nicht ſo, und unſere Reſervebrigade blieb ruhig und unbeläſtigt in ihren Cantonirungen. Mein Quartier war zwar nur wenige Stunden von Noer entfernt und ich hatte auch die Abſicht, einmal hinüber zu reiten; aber ich kam nicht dazu. Da begegnete mir eines Tages der Commandeur des G.'ſchen Contingents, das zu unſerer Brigade gehörte, und der eben mit ſeinem Stabe und einem Theil ſeiner Truppen in Noer lag. Dieſer fragte mich, warum ich denn gar nicht dahin komme, der Prinz habe mich längſt, namentlich Sonntags erwartet. Darauf hin trabte ich denn gegen Abend des andern Tages auf meinem Roßlein dem lieben Noer zu.

Als ich ins Schloß kam und nach dem Prinzen fragte, ſagte man mir, er mache eben mit den anweſenden Offizieren einen Spaziergang, werde aber bald zurückkehren. Ich ließ mir die Richtung, die die Herren genommen, angeben, um ſie wo möglich aufzufinden, oder wenn nicht, doch den herrlichen Abend noch möglichſt zu genießen und die Reminiscenzen an Noers liebliche Umgebungen an Ort und Stelle aufzufriſchen. Ich ſtieß auf die rückkehrenden Herren erſt, als es bereits dämmerte. Der Prinz empfing mich auf's Freundlichſte, machte mir aber zugleich Vorwürfe, daß ich nicht früher gekommen. Dann ſagte er, ſie kommen von der Küſte, wo ſie eben die ruſſiſche Oſtſeeflotte geſehen, die alljährlich ihre Promenade in dieſen Gewäſſern mache. Es ſey ein ſchöner Anblick geweſen bei der neigenden Sonne; jetzt aber würde die Flotte bereits außer Sicht ſeyn.

Als wir in's Schloß kamen, nahm der Prinz den Major und mich auf ſein Zimmer, während die andern Offiziere bis zur Theeſtunde entlaſſen wurden. Da plauderte er nun von Dieſem und Jenem, unter andern kam er auf ſich ſelbſt. „Ich bin," ſagte er, „mitunter noch immer leidenſchaftlich, aber bei weitem nicht mehr wie früher, denn da vergaß ich mich in meiner Hitze oft und ging zu weit. Doch hielt ich es auch für meine Pflicht, da, wo ich gefehlt, wieder gut zu machen. Hatte ich jemand, und war es ein Untergebener von mir, wirklich verletzt, ſo ſchämte ich mich nicht, meine Schwäche einzugeſtehen und ihm verſöhnend die Hand zu bieten. Es iſt ein Unglück, wenn man ſich nicht immer in der Gewalt hat; das habe ich mehr denn einmal gefühlt. Mein Sohn ſcheint das auch von mir geerbt zu haben, aber ich war von ſeiner früheſten Jugend an hinterher, ſolches nicht ſo weit kommen zu laſſen und etwaige Ausbrüche draſtiſch zu dämmen. Er wird mir's einſt danken."

So kurze Zeit war ich erſt von Noer weg, und wie vieles in ſeinem Leben und Treiben fand ich verändert! Wohl tönte zur beſtimmten Stunde die Glocke, welche die Berufenen am Theetiſche verſammelte; aber dießmal bildeten nur Männer den Kreis. Die Prinzeſſin war mit ihrer Tochter in ein Bad gereiſt und mit den Damen ſchien auch das Traulichе und gemüthlich Belebende verſchwunden. Die Umgebung war dieſelbe, und doch glaubte man wo anders ſich zu befinden.

An meinen Platze fand ich Alles wie ehedem, die Bierflaſche und ein beſonderes Abendbrod. Nach dem Thee präſentirte der Prinz dem Major und mir von den vortrefflichen Havannacigarren, von denen er einmal bei Anweſenheit des Herzogs von Coburg zum

Digitized by Google

beſten gegeben. Der Prinz rauchte mit den andern Offizieren Cigarren, die in einer Kiſte auf dem Tiſche zur Verfügung ſtanden, und gewiß auch nicht zur mittelmäßigen Sorte gehörten. Der neben mir ſitzende Adjutant flüſterte mir zu: „Sie müſſen beim Prinzen einen beſondern Stein im Brette haben, denn mit ſeinen Havannas iſt er verdammt zurückhaltend.“

Wir blieben bis gegen Mitternacht zuſammen, dann trabte ich in der hellen lauen Nacht wieder meinem Quartiere zu. Seitdem habe ich den Prinzen nicht wieder geſehen. Der Haß der Dänen geſtattete ihm die Rückkehr in ſein Vaterland und zu ſeinem herrlichen Beſitz nicht und er mußte bekanntlich eine Reihe von Jahren im Exil verbringen. Seine liebevolle Lebensgefährtin ruht, von ihren Leiden erlöst, längſt im Grabe. Er lebte während ſeiner Verbannung mit ſeiner Tochter meiſt in Paris. So viel mir bekannt, iſt er noch nicht in die Herzogthümer zurückgekehrt.

In Deutſchland war er halb verſchollen, bis das bereits erwähnte von ihm veröffentliche Buch wieder lebhafter wie je an ihn erinnerte. Zu meinem Bedauern konnte ich es durchaus nicht ſo freudig begrüßen, wie ich erwartet hatte, und zwar um des Verfaſſers ſelbſt willen, da er da und dort ſeiner Leidenſchaftlichkeit wieder allzuſehr den Zügel ſchießen läßt und ſich dadurch in den Augen der Gemäßigteren ſchadet. Dadurch wird auf all das Treffliche, was ſonſt die Schrift enthält, ein düſterer Schatten geworfen. Das Buch hat bei ſeinem Erſcheinen großes Aufſehen gemacht und die verſchiedenſten, zum Theil ſehr ſcharfe Beurtheilungen erfahren. Aber viele der Kritiker haben den Herrn nur nach ſeiner Feder beurtheilt und ſo, wie leicht zu denken, grundfalſch. Man hat nicht ſelten ein Zerrbild aus ihm gemacht, das mit dem Original nicht das Mindeſte gemein hat. Im ganzen Weſen des Prinzen liegt etwas Offenes, Aufrichtiges und Ritterliches. Ich wenigſtens habe ihn nur von der ehrenwertheſten Seite kennen gelernt und in den Herzogthümern hat ſein Name noch immer einen guten Klang. Was den Prinzen ſchon ſeit ſeiner Jugend im Lande, auch beim gemeinen Mann populär machte, war ſein bewegliches, courageirtes, ja zuweilen verwegenes Weſen. Man erzählte ſich manche Anekdote von ſeinen Streichen. Er ſchien das Wort Gefahr nicht zu kennen. In ſeinen „Aufzeichnungen“ ſagt er ſelbſt: „Kraft meiner robuſten Körperbeſchaffenheit, meiner großen Vorliebe für Pferde, meiner Jagd- und Segelpaſſion, hatte ich in meinem Leben viele abenteuerliche Fahrten gemacht und es war bei den Landleuten zur Gewohnheit geworden, wenn von einer recht tollkühnen That die Rede war, ſie als von mir unternommen anzuſehen, weil man ſich dachte, daß ich der courageuſeſte Mann im Lande ſey.“

Sollten dem hohen Herrn dieſe Zeilen zu Geſicht kommen, ſo möge er Nachſicht mit dem Verfaſſer haben, wenn dieſer vielleicht etwas zu viel aus dem gaſtlichen Hauſe geſchwatzt haben ſollte. Aber der Prinz iſt, abgeſehen von ſeiner Geburt, ein Mann der Oeffentlichkeit; denn mit Schwert und Feder iſt er vor dieſe getreten, und ſolche Perſönlichkeiten müſſen es ſich wohl oder übel gefallen laſſen, wenn öffentlich über ſie geſprochen oder geſchrieben wird. Und damit — nichts für ungut!

M. v. E.

Correſpondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

Bewegung zur Abkürzung des Schulunterrichts. — Moderne Bühnenkunſt. — Ein Opfer des Gerechtigkeitsſinns.

Seit einiger Zeit iſt hier eine „Bewegung“ im Gange, welche die Beſeitigung des Nachmittagunterrichts in den öffentlichen Schulen zum Zweck hat. Man macht geltend, die Schuljugend ſey gegenwärtig „überarbeitet,“ die Kinder würden durch den langen Unterricht ermüdet und litten darunter geiſtig ſowohl als körperlich. Ferner wird es noch als ein beſonderer Uebelſtand der jetzigen Eintheilung des Unterrichts in „Morgen- und Nachmittagunterricht bezeichnet, daß die Kinder durch das Gehen in die Schule und zurück zu viel Zeit verlieren. Letzterer Einwurf iſt natürlich bloß örtlicher Natur, und für Berlin und andere große Städte, wo die Kinder theilweiſe fern von den

Digitized by Google

Schulen wohnen, sicherlich wohl begründet. Eben so wenig kann es einem Zweifel unterliegen, daß allzulanger Unterricht geistig und körperlich schadet, daß „zu viel lernen“ schlaff und dumm macht. In England hat man dieß in jüngster Zeit durch praktische Versuche zur absolutesten Gewißheit erhoben. Man hat nämlich die Zeit des Unterrichts in einem Theil der Fabrikschulen von sechs auf drei Stunden, also auf die Hälfte herabgesetzt, und nach einem der letzten amtlichen Berichte über die Wirksamkeit der Fabrikgesetzgebung ist das Resultat: die Kinder, welche bloß drei Stunden täglich in der Schule sind, lernen mehr, als die Kinder, denen der Nürnberger Trichter sechs Stunden lang angesetzt wird, und sind obendrein durchschnittlich weit gesünder und aufgeweckter.

Man will nun in Folge dessen die Unterrichtszeit in sämmtlichen englischen Fabrikschulen abkürzen. Warum bloß in den Fabrikschulen, das ist freilich schwer zu begreifen. In Kurhessen, einem Land, das sonst gerade nicht im Ruf steht, Reformen — ich meine zweckmäßigen — bald zu seyn, hat die Regierung sich neuerdings veranlaßt gefunden, die Unterrichtszeit abzukürzen und damit ganz gegen ihre Gewohnheit zur Aufklärung des Volks beigetragen. Oder hätte sie vielleicht noch in dem guten alten Glauben gehandelt, die Weisheit lasse sich nach Minuten und Stunden abmessen und dürfe nicht allzureichlich zugemessen werden? Sie hätte sich arg verrechnet.

Unter allen Völkern der Erde sind wir Deutsche bekanntlich dasjenige, welches die meiste Zeit mit Lernen zubringt, und diesem Umstand ist es unstreitig mit zuzuschreiben, daß wir als Volk hinter allen andern Völkern zurückgeblieben sind und uns ohne poetische Freiheit eigentlich nicht einmal ein Volk nennen dürfen.

Unter allen „engeren“ Vaterländern des großen gemeinsamen deutschen Vaterlands, das leider noch immer eine unbeantwortete Frage ist, nimmt aber das preußische Vaterland in puncto des Lehrens und Lernens, so weit es nach Stunden und Minuten abzumessen ist, ohne Widerrede den ersten Rang ein — eine wahre preußische Spitze. Es ist wirklich unglaublich, was so ein Menschenkind, welches das Glück gehabt hat, als königlich preußischer Unterthan auf die Welt zu kommen, an geistiger Nahrung Alles herunterwürgen muß. Aber, wie viele verderben sich auch den Magen! Freilich, man bemüht sich von oben her, den Magen der Schulmärtyrer dadurch zu verbessern, daß man sie frisch, fromm, fröhlich, frei herumrennen läßt, oder wenigstens lassen will; denn von der Frische, Fröhlichkeit und Freiheit ist wenig zu verspüren, dagegen desto mehr von der Frömmigkeit. Das Turnen ist gewiß eine schöne Sache, doch Wunder kann es nicht wirken, und der herrschende Gebrauch, den Knaben erst sechs oder sieben Stunden lang todtes Wissen ein- und Lebenskraft auszupumpen und ihnen hernach die entzogene Lebenskraft wieder durch einen gewaltsamen Turnproceß einzupumpen, erinnert unwillkürlich an jenen classischen Zeitvertreib, der darin besteht, daß die eine Partie mit allem Eifer ein Loch in die Erde gräbt, und die andere es mit gleichem Eifer immer zuwirft, so daß man trotz der eifrigsten Anstrengungen weder mit dem Loch, noch mit der Ausfüllung des Lochs fertig wird. Dieser Zeitvertreib, der in Hanwell, Bedlam und andern ähnlichen Anstalten für Menschen von allzugroßer Originalität des Geistes ganz besonders beliebt ist, unterscheidet sich von jenem Ein- und Auspumpungsprocesse bloß dadurch, daß das Loch dabei niemals fertig wird, während es dem Ein- und Auspumpungsproceß nur zu häufig gelingt, ein tüchtiges Loch zu machen — nämlich in die geistige und in die körperliche Gesundheit der Schüler. Ich bin überzeugt, als Professor Leo seine berühmte Tirade gegen „das skrophulöse Gesindel“ loddonnerte und einen „frischen fröhlichen Krieg“ herbeisehnte, hatte er sicher gerade einen Schwarm preußischer Gymnasiasten gesehen — blasse Knaben mit Brillen auf der Nase, blau umränderten Augen und jeder einen dicken Pack Bücher unter dem Arm.

Genug, die „Bewegung,“ von der ich oben sprach, ist im vollsten Maße berechtigt: eine Abkürzung der Unterrichtszeit thut dringend noth. Nachdem die Freunde der Neuerung durch Flugschriften und Zeitungsartikel den Weg gebahnt hatten, sind sie neuerdings in der hiesigen Stadtverordnetenversammlung mit praktischen Vorschlägen hervorgetreten, und haben es auch wirklich durchgesetzt, daß dem Magistrat sämmtliche Anträge mit Rücksicht auf die städtischen Schulen und Gymnasien unterbreitet wurden. In einer der letzten Sitzungen der Stadtverordnetenversammlung lief die Antwort des Magistrats ein. Er hat „im Prinzip“ gegen die Abkürzung der Unterrichtszeit, resp. den Wegfall des Nachmittagsunterrichts nichts einzuwenden, erklärt aber nichts thun zu können, ohne daß vorher die vom Unterrichtsministerium aufgestellten „Normalpläne“ für die Gymnasien und Realschulen abgeändert worden seyen. Der Plan für Gymnasien, der am 7. Januar 1856 Gesetzeskraft erlangte, fordert für Sexta dreißig, für die übrigen Klassen zweiunddreißig Stunden die Woche, ausschließlich Hebräisch und Turnen; der Plan für Realschulen, der am 6. October 1859 eingeführt wurde, ist noch strenger und fordert, ausschließlich des Turnens, für Sexta zweiunddreißig, für Quinta vierunddreißig und für die übrigen Klassen fünfunddreißig Stunden die Woche. An den Vormittagen können höchstens fünf Stunden dem Unterricht gewiht werden; mithin hat der Magistrat ganz recht: der Wegfall des Nachmittagsunterrichts verträgt sich nicht mit dem von der preußischen Regierung vorgeschriebenen Normallehrplan. Es gilt also, die Abschaffung desselben zu erwirken. Ob der Magistrat nun bei der Regierung darum einkommen wird, das wissen wir noch nicht, da er erst nach Ablauf von drei Monaten einen Beschluß fassen will. Drei Monate, nun zu berathen, ob man einem Minister einen Brief schicken soll — das ist freilich etwas lang; doch wir sind ja in Deutschland, und in Deutschland gilt das Sprüchwort: Gut Ding braucht Weile. Ach! wenn die Güte, der Dinge durch die Länge der Weile,

Digitized by Google

welche ſie brauchen, beſtimmt wird, wie reich ſind wir dann an guten Dingen! Ja, wir haben ſogar gewiſſe gute Dinge, wie zum Exempel die deutſche Einheit, deren Güte geradezu unermeßlich iſt, weil die Welle, welche ſie brauchen, ſchlechterdings nicht erneſſen werden kann, wenigſtens nicht von einem irdiſch-endlichen Begriffsvermögen, und von denen man deßhalb beinahe glauben ſollte, daß ſie wirklich zu gut ſeyen für dieſe ſchlechte Welt.

Möge nun die Abſchaffung des Nachmittagsunterrichts, oder doch die Abkürzung des Schulunterrichts zu dieſen unermeßlich guten Dingen gehören oder nicht, — Einen praktiſchen Vortheil verdanken wir doch ſchon unſerer Bewegung: die Vermehrung der ſtädtiſchen Schuien. Daß der Weg zur Schule dadurch für viele Kinder abgekürzt wird, iſt das Geringſte; weit wichtiger iſt der Gewinn an Raum. Die Zahl der Schuien reichte bisher auch nicht entfernt für den Bedarf aus, und die Folge war, daß die Kinder in den überdieß durchweg ſchlecht oder gar nicht ventilirten Schulzimmern wie die Häringe zuſammengedrängt werden mußten, und ſomit nicht bloß unter dem Ueberfluß an Unterricht, ſondern auch unter dem Mangel an Luft zu leiden hatten.

Ehe ich zu etwas Anderem übergehe, noch eine Notiz, welche die liebe Jugend betrifft. Wie in London, hat man hier neuerdings eingeſehen, daß die Straßen großer Städte ſich nicht zu Spielplätzen für Kinder eignen, und daß es nöthig iſt, ſolche Plätze beſonders anzulegen. In der Stadtverordnetenverſammlung iſt die Frage verſchiedentlich zur Sprache gekommen, und wie es ſcheint, wird nun endlich auch etwas geſchehen. Es heißt, auf dem Kreuzberg ſey der Stadt vom Fiskus ein Stück Land zu dieſem Zweck angewieſen worden, und daſſelbe ſolle ſofort in einen Spielplatz mit Turnanſtalt umgewandelt werden. Die Oertlichkeit läßt nichts zu wünſchen übrig. Unſere Gelehrten ſind zwar mit Bezug auf jenen „Berg“ noch nicht zu ebenſo poſitiven Reſultaten gelangt, wie Meiſter Pickwick mit Bezug auf Primroſe-Hill, und es ſteht noch immer nicht feſt, ob er auf natürlichem, geologiſchem Wege entſtanden oder nur eine Aufhäufung des Berliner Straßenſtaubs iſt; allein wie dem auch ſey, es iſt der höchſte und romantiſchſte Punkt in der Umgegend und an der Seite, welche zum Spielplatz beſtimmt iſt, gegen Nord- und Oſtwind, völlig geſchützt. Ein Spielplatz reicht für Berlin natürlich nicht aus, und man wird mindeſtens noch ein halbes Dutzend anzulegen haben, wenn man dem Bedürfniß Genüge thun will.

Herr v. Hülſen, Intendant der königlichen Schauſpiele, iſt in der That unter keinem freundlichen Stern geboren. Das Glück lächelt ihm ſelten, und dann bloß, um ihn zum Narren zu halten. Ich erzählte Ihnen neulich, Fräulein Lucca ſey gerade zum Anfang der Saiſon erkrankt. Nun, ſie genas über Erwarten ſchnell; da ſie ſich aber noch nicht ſtark genug fühlte, als Primadonna in ihren „großen Rollen“ aufzutreten, erwählte ſie ſich die beſcheidenere Rolle der Zerline im Fra Diavolo und feierte darin auch einen glänzenden Triumph. In der Ausſtehefeiene war ſie ſo anziehend, und entledigte ſich ihrer Gewänder mit einer ſolchen Grazie und Naivetät, daß die anweſenden Damen die Preisgebung der geheimſten Toilettenmyſterien bedürchteten, die Herren aber in eine wahrhafte Rigolbochebegeiſterung geriethen. Alle Kritiker waren in Extaſe. Doch ach! die talentvolle Sängerin wurde das Opfer ihres Kunſteifers. Durch ihr etwas zu gewiſſenhaftes „Ausziehen“ zog ſie ſich eine heftige Erkältung zu — unſer nordiſches Klima regnet ſich leider nicht für derlei poses plastiques — die Erkältung hat ſich ſelbſtverſtändlich auf die Kehle geworfen, und Herr von Hülſen iſt wiederum ohne Prima Donna!

„Fräulein Rigolboche,“ der es hier ſo gut gefiel, daß ſie ſich nicht gleichzeitig mit ihren würdigen Kunſtgenoſſen, dem einheimiſchen Tänzer, dem Affenmenſchen Jocko, der menſchlichen Aeffin Paſtrana und dem Seiltänzer Blondin von unſerem gebildeten Publikum verabſchieden wollte — Fräulein Rigolboche hat uns nun ebenfalls den Rücken gekehrt. Sie ſoll während der vier Wochen, die ſie in der Hauptſtadt des Intelligenzſtaats zubrachte, mehr verdient haben, als ſie während eines ganzen Jahres in ihrem heimiſchen Paris — eine Thatſache, die für die äſthetiſche Unreife der Pariſer ſpricht und Zeugniß dafür ablegt, wie weit ſie in richtiger Auffaſſung der Kunſt hinter den Bewohnern von Spreeathen zurückſtehen. Ich ſagte „in ihrem heimiſchen Paris.“ Fräulein Rigolboche iſt nämlich doch aus Paris, aber trotzdem nicht die Rigolboche. Von den vielen Glücklichen, die ſie hier zurückgelaſſen hat, iſt unbedingt Herr Meyſel der glücklichſte; ihre kühnen Sprünge haben ihm ſolche Kaſſeneinnahmen verſchafft, daß er es in ſeinem Theater wieder ein halbes Jahr lang mit der Tugend verſuchen kann, ohne das Damoklesſchwert des Bankerots über ſeinem Haupt ſchweben zu ſehen. Von den eben genannten Kunſtgenoſſen des Fräulein Rigolboche hat nur Einer in Berlin keinen vollen Succeß gehabt — Blondin. Das war aber nicht ſeine Schuld, ſondern die des Himmels; ſo lange der unſterbliche Seiltänzer oder deſſen Doppelgänger hier war, regnete es ununterbrochen, und war daher an die Aufſpannung eines Seils zu akrobatiſchen Zwecken nicht zu denken, außer in einem bedeckten Raume, und die Familie der Blondins hat gegen bedeckte Räume eine tief eingewurzelte Abneigung, ſie müßten denn ſo rieſenhaft ſeyn, wie der Kryſtallpallaſt von Sydenham. Aber ein günſtiges Geſchick entſchädigte uns für dieſe Lücke des Wetters und ließ einen „Gymnaſten“ in der „Tonhalle“ vor mindeſtens 1200 Zuſchauern aus einer Höhe von 80 Fuß auf die Erde herunterſtürzen, ſo daß wir in Wirklichkeit den Genuß hatten, den wir von Blondin erhofften, und um den er uns bei ſeiner bekannten Katzengewandtheit allem Vermuthen nach geprellt haben würde. Der Künſtler, welcher uns dieſen Genuß verſchaffte, hat die Gefälligkeit übrigens nicht ſo weit getrieben, den Hals zu brechen, ſondern ſich bloß den Arm und das Schlüſſelbein zerſchmettert. Wenn ich nicht irre, iſt ihm der Arm

Digitized by Google

bereits abgenommen worden, und er wird ſich wohl in Zukunft als Einarm, in Geſellſchaft irgend eines Einbeins produciren, ein ächter Vertreter der modernen Kunſt, die eigentlich ins Hoſpital gehört.

Die Berliner fangen doch an ſich zu ſchämen, daß ſie die aus Schleswig heimkehrenden „Sieger“ ſo gänzlich vernachläſſigt haben, und wollen ihnen jetzt poſt festum ein prachtvolles Feſt geben. Uebrigens, wenn auch der Krieg mit Dänemark bereits ſo ziemlich aus dem Gedächtniß des Volks ausgewiſcht iſt, ſo nehmen doch die Sammlungen für die Verkrüppelten und die Familien der Gebliebenen einen höchſt erfreulichen Fortgang. Die Invaliden dieſes Kriegs werden hoffentlich nicht nöthig haben, als Bänkelſänger mit dem Leierkaſten herumzuhinken, gleich den Invaliden der Freiheitskriege. Wie das Mitgefühl nur eines die Sinne packenden Anlaſſes bedarf, um hell empor zu flammen, davon erlebte ich verfloſſene Woche ein Beiſpiel. Ich wanderte durch eine der Straßen in der Nähe des Schloſſes, als ein öſterreichiſcher Jäger in voller Uniform, dem beide Füße abgeſchoſſen waren, an Krücken aus einem Haus hervorgehumpelt kam. Im Nu hatte ſich eine Gruppe um ihn gebildet, und es war wirklich rührend, mit welcher Theilnahme man ihm um ſeine Wunden befragte. Und bei dem Fragen hatte es nicht ſein Bewenden. Man machte ein Collekte für den Unglücklichen, und in einer Viertelſtunde war ſo viel Geld zuſammengeſteuert, daß derſelbe zuletzt nicht mehr wußte, wohin mit all dem Reichthum. Wäre es ein Däne geweſen, ich glaube das Volk hätte ſich eben ſo großmüthig gezeigt. In ſolchen Momenten überwiegt das Ewige, Reinmenſchliche, verſchwinden die zeitlichen Schranken, durch welche Nationen von einander getrennt werden.

Vorige Woche verſtarb hier in der Irrenabtheilung der Charité ein Mann, deſſen trauriges Schickſal allgemeines Mitgefühl erregt hat und den man in der That als Opfer eines zu ſtark entwickelten Gerechtigkeitsſinns nennen kann. Xaver von Laszewski, ein Gutsbeſitzer aus Poſen, pachtete vor eilf Jahren die Herrſchaft Lagnow in ruſſiſch Polen. Die Spekulation war aber eine unglückliche, denn er wurde durch einen hochgeſtellten ruſſiſchen Beamten um ſein geſammtes Inventarium im Werthe von 37,000 Silberrubeln gebracht. Er wandte ſich um Schadenerſatz an die ruſſiſche Regierung, und als dieſe ihn abſchlägig beſchied, an das preußiſche Miniſterium, das auch die Gerechtigkeit der Forderung anerkannte und mit der ruſſiſchen Regierung in Unterhandlung trat. Nach langem Hin- und Herſchreiben entſchloß man ſich in Petersburg, dem Herrn von Laszewski eine Entſchädigung von 22,500 Silberrubeln zu geben, unter der Bedingung, daß er auf alle weiteren Anſprüche verzichte. Dieß lehnte er ab, bemerkend, daß die ruſſiſche Regierung, wenn ſie ihm überhaupt eine Entſchädigung ſchulde, zur Zahlung der ganzen Summe von 37,000 Rubeln verpflichtet ſey. In Erwiederung hierauf zog die ruſſiſche Regierung das frühere Anerbieten zurück und bewonirte für Laszewski auf der hieſigen ruſſiſchen Geſandtſchaft ein „Gnadengeſchenk“ von 3000 Rubeln. Seine Entrüſtung kannte nun keine Grenzen; er erklärte, daß er nicht Gnade wolle, ſondern Recht, richtete die leidenſchaftlichſten Geſuche an den ruſſiſchen Geſandten in Berlin, und ließ ſich, da Alles fruchtlos blieb, zuletzt zu Drohungen gegen denſelben fortreißen. In Folge deſſen wurde er am 30. April dieſes Jahrs verhaftet und in die Stadtvogtei geſperrt. Vorher ſchon krankhaft gereizt, verfiel er jetzt in die furchtbarſte Aufregung. Man bot ihm abermals von Seiten der ruſſiſchen Regierung ſtatt des „Gnadengeſchenks“ die anfänglich gebotenen 22,500 Silberrubel an, doch nur um eine noch heftigere Antwort zu erlangen, als das erſte mal. Vergebens ſtellte man dem Gefangenen vor, daß er, der einzelne, freundloſe Privatmann, gegen zwei Regierungen nichts ausrichten könne — er verharrte auf ſeinem Recht, und „Recht,“ rief er den Unterhändlern unzählige male zu, „Recht geht vor Gewalt.“ Armer Laszewski! Sicherlich geht Recht vor Gewalt, aber leider bloß, wenn das Recht die Gewalt hat, was eben nicht oft der Fall iſt. Hier war es nicht der Fall. Die Aufregung Laszewskis wuchs, bis ſie zuletzt, durch die Wiederholung des zornig verworfenen Angebots beſtändig genährt, zur förmlichen Tobſucht wurde. Und nun war die Geduld der Göttin Juſtitia erſchöpft, der Märtyrer des Gerechtigkeitsſinns wurde von den Dienern der Gerechtigkeit in eine Zwangsjacke geſteckt, nach der Charité geſchleppt und dort, von Wahnſinnigen umringt, iſt er vorige Woche geſtorben — ſeine letzten Worte waren: Recht geht vor Gewalt! — Es gibt da Leute, welche ſagen, er ſey gar nicht geiſteskrank geweſen, aber das ſind völlig unbegründete Zweifel. Wer in der letzten Hälfte unſeres Jahrhunderts der „Civiliſation,“ wer im Jahre des Heils 1864 noch ernſtlich an das alte Sprüchlein: Recht geht vor Gewalt! glauben kann, der hat dadurch allein ſchon hinlänglich bewieſen, daß er in die Charité gehört oder — in das preußiſche Abgeordnetenhaus.

Digitized by Google

Hamburg, September.

(Schluß.)

Die Bierfrage. — Postreform. — Schillerstatue. — Das Monument für Jungmann. — Die Verbindungs-Eisenbahn. — Commercielles.

Wenn die Kopenhagener es über sich gewinnen konnten, ihren Kummer über die erlittenen Niederlagen im Felde wie am grünen Tische in materiellen Genüssen aller Art zu vergessen, so war es unserem Publikum wohl nicht zu verargen, wenn es sich ebenfalls nach Zerstreuungen umsah aus andern Gründen. Stocken die Geschäfte, so fängt man aus Langeweile nur Grillen. Diese lassen sich am besten durch verständiges Genießen der Güter dieser Welt verjagen. Wir ahmten daher den Kopenhagenern nach, nicht aus Verzweiflung, sondern weil wir es gut mit uns selbst meinten und andern mit gutem Beispiel vorangehen wollten. Warum soll man trauern, wenn das Vaterland Ruhm erntet? Weßhalb den Kopf hängen lassen, weil eine flaue Zeit glücklich überstanden ist? Freilich, der Humor ist eine Gabe Gottes, die unter unserem feuchten, windreichen und nebligen Himmel eben so wenig gedeiht, wie die Rebe. Deßhalb verachten wir aber beide nicht, sondern bemühen uns vielmehr, durch reichlichen Genuß des Rebensaftes das etwas träg fließende Blut in schnellere Bewegung zu bringen. Für die Spekulation haben wir mehr angeborenes Talent, und ließe sich Humor, ächte Lebensweisheit und was mit solcher Alles verbunden seyn mag, auf dem calculirenden Wege erzeugen, ich glaube, wir brächten nicht einen, sondern einige tausend der köstlichsten Humoristen zu Stande. Dem Unmöglichen jagen wir aber nicht nach, eben so wenig dem Unzweckmäßigen, weil dabei in der Regel nichts herauskommt. Praktische Dinge praktisch angreifen, ist jedenfalls klüger, und da es von Selbsterkenntniß zeugt, wenn jeder treibt, was sich für ihn schickt, so halten und hielten wir uns an das Praktische und haben jetzt Aussicht, uns schon demnächst unserer eigenen Klugheit wegen Lob spenden zu müssen.

Irre ich nicht, so erwähnte ich vor einiger Zeit der gewaltigen Brauerei, die von reichen Kapitalisten in der Vorstadt St. Pauli auf Aktien erbaut worden ist, um darin nach bayerischem Receept unter Beaufsichtigung erfahrener Brauer aus dem schönen Bayerlande bayerisches Bier zu brauen. Man hat das glücklich fertig gebracht. Mitte August ward die Aktienbrauerei eröffnet und der erste Bräu ausgeschenkt. Man pflegt uns häufig vorzuwerfen, daß wir eine Vorliebe für fremdländische Delikatessen haben sollen, als da sind: Austern nebst Porter und Ale, Schildkrötensuppe und indianische Vogelnester, Rennthierzungen und Straßburger Gänseleberpasteten, Bärenschinken und Trüffelsauren, Champagner und feinste Bordeauxweine, und es mag seyn, daß es eine gute Anzahl ächtester Republikaner unter uns gibt, die es in dieser Beziehung dem römischen Republikaner Lucullus, hätten sie eben so viele Sestertien, wie jener genußsüchtige Eßkünstler vorchristlicher Zeit, noch zuvorthun würden. Man wolle aber nicht vergessen, daß wir zugleich auch weltbürgerlich gesinnte Republikaner sind und den Kosmopolitismus immer wieder praktisch angreifen. Wir versuchen Alles, auch in den Dingen, in welchen die Papillen der Zunge den entscheidenden Richterspruch fällen, und von dem, was uns schmeckt, behalten wir am liebsten das Beste. Diesem Grundsatze nachlebend, trank alle Welt Aktienbier und judicirte, der Bräu sey gut. Ungläubig waren wir und ohne Ueberzeugung nur die Anhänger des Alten, die es ungern sehen mochten, daß außerhalb der löblichen Brauerzunft stehende Miethlinge ein Bier herzustellen sich unterfingen, welches dem übrigen den Rang ablief. So erlebten wir, denn das merkwürdige Faktum, daß im Salon, im Theater, in bürgerlichen Familienkreisen und an der Börse fast ausschließlich nur vom Bier gesprochen wurde, und das geschah in einer Stadt, deren Bewohner vor zwanzig Jahren kaum von Bier hören mochten, es unter allen Umständen aber gewiß nicht getrunken haben würden. Hamburg hat also, wie manche große Stadt vor ihm, ebenfalls seine Bierfrage gehabt und steht somit mitten in der Civilisation der Gegenwart, wo das Bier zu den unabweisbaren Lebenssäften gehört, die eben so wenig entbehrt werden können wie die Kartoffeln.

Im engsten Zusammenhange mit Eröffnung der Aktienbrauerei stand die Eröffnung eines neuen Gesellschaftsgartens mit großartigen Etablissements. Die Einrichtung dieses neuesten, mitten in der Stadt gelegenen Vergnügungslokals sind so getroffen, daß der Vornehmste und Exclusivste davon angezogen und der bescheidene Kleinbürger nicht abgestoßen wird. Es ist für alle Stände genügender Raum vorhanden, und da man von Anfang an auch für gute Orchestermusik Sorge getragen hat, so wird mit den längeren Abenden der Besuch eher zu- als abnehmen. Gerade diesem neuen Etablissement, in welchem ausschließlich Gerstensaft aus der genannten Brauerei geschenkt wird, kam das diesjährige feuchte und leider häufig nur zu kalte Sommerwetter sehr zu statten. Es hielt eine Menge Menschen innerhalb der Stadt fest, die bei wärmerer Witterung und an sonnenhellen Tagen unbedingt vor die Thore in die daselbst zahlreich vorhandenen Gärten wandern, wo ausreichend für Genuß gesorgt ist und wo der spätere Abend die Augenweide bunter Feuerwerke und Aehnliches mehr bringt. Solchen Zerstreuungen im Freien war der diesjährige Sommer leider so entschieden abhold,

Digitized by Google

daß man ſchon aus Geſundheitsrückſichten darauf verzichten mußte. Das ſchlechte Wetter — wenn man immerwährenden Regen, rauhe Winde, kalte Nächte und äußerſt mäßig warme Tage ſo zu nennen ein Recht hat — begann ſchon Anfang Juni und hält noch heute an. Die Zahl der regenfreien Tage in dieſer langen Zeit war eine äußerſt geringe, ſo daß wir mit vollem Recht ſagen dürfen: wir haben einen gleich rauhen und regenreichen Sommer noch nicht erlebt.

Unſere ſtädtiſchen Angelegenheiten dürften demnächſt manchen Aenderungen, wir wollen hoffen, zum Beſſern unterliegen. In erſter Reihe iſt in dieſer Beziehung die Poſtfrage zu nennen, ſoweit dieſelbe eine ſpecifiſch hamburgiſche iſt. Bekanntlich zeichnen ſich alle drei Hanſeſtädte durch die ſeltſame Einrichtung aus, daß ſie ihren Poſtverkehr mit dem geſammten Auslande in höchſt eigenthümlicher Weiſe regeln, indem ſie eine Menge Poſtämter innerhalb ihrer Mauern beſtehen laſſen, die alle — jedes für ſich — auf eigene Hand wirthſchaften. So hat unſere Stadt außer dem eigentlichen ſtädtiſchen Poſtamte bis auf den heutigen Tag noch ein preußiſches, ein mecklenburgiſchwerinſches, ein ſchwediſches, ein hannover'ſches, ein Thurn und Taxiſches ꝛc. Poſtamt, und wer in der Lage ſich befindet, viel mit aller Welt, deutſcher wie außerdeutſcher, correſpondiren zu müſſen, der hat das zeitraubende Vergnügen, ſeine Briefe — frankirte wie unfrankirte — entweder in Perſon oder durch einen Stellvertreter auf dieſe verſchiedenen Poſtämter zu befördern. Wie ſtörend dieß für den großen Verkehr in einer Handelsſtadt von Hamburgs Bedeutung und Umfang ſeyn muß, kann ein Kind begreifen. Die Stadt hat ſich ſeit einem Decennium über die Thore hinaus ſo erweitert, daß Hunderte von Correſpondenten drei Viertel bis eine Stunde weit von den betreffenden Poſtämtern wohnen, und alle dieſe in der Regel viel beſchäftigten Leute ſind bis jetzt genöthigt, dieſen endloſen Weg zurückzulegen oder zurücklegen zu laſſen, um ihre Briefe rechtzeitig der Poſt übergeben zu können. Eine derartige Einrichtung im hoch civiliſirten neunzehnten Jahrhundert iſt nicht mittelalterig, ſie iſt antediluvianiſch. Zu dieſer Einſicht ſchienen denn auch die Väter unſerer Stadt gekommen zu ſeyn. Der Senat hat nämlich erſt ganz kürzlich unter verſchiedenen andern Anträgen auch den an die Bürgerſchaft gelangen laſſen, zur Erleichterung des correſpondirenden Publikums innerhalb wie außerhalb der Stadt, alſo Vorſtädte, und Landgebiet mit inbegriffen, Briefkaſten anzulegen, welche täglich fünf bis ſieben mal entleert werden ſollen. Die Zahl dieſer Briefkaſten iſt auf dreiundſechzig insgeſammt feſtgeſtellt und die Koſten der neuen Einrichtung nebſt Beſoldung der erforderlichen Beamten hat man auf 40,000 Mark Courant berechnet. Da der Bürgerſchaft nach Ablauf der alljährlichen Sommerferien eine bedeutende Menge Anträge vorliegen, die alle erledigt werden ſollen, dürften wohl noch einige Wochen vergehen, ehe auch dieſe ſo höchſt wichtige Angelegenheit in ihr zur Sprache und zur Erledigung kommt. Hoffentlich aber wird ſie auf keine großen Hinderniſſe ſtoßen, damit wir der Wohlthat der neuen Einrichtung, wenn nicht früher, doch wenigſtens mit Beginn des neuen Jahres theilhaftig werden.

Durch Vermittlung des hieſigen Schillervereins werden wir eine Schillerſtatue erhalten, die in unmittelbarer Nähe der zukünftigen Kunſthalle, an welcher bereits rüſtig gebaut wird, aufgeſtellt werden ſoll. Ein gutes Monument thut unſerer monumentloſen Stadt wahrhaft Noth; könnte man deren einige für ein Billiges bekommen, wäre es noch beſſer, für ein Billiges müßte es aber ſchon ſeyn, denn es hat große Mühe gekoſtet, die Herſtellungsſumme für das Schillerdenkmal zuſammen zu bringen. Leider iſt der Verfertiger deſſelben, der hieſige Bildhauer Julius Lippelt, kürzlich geſtorben, ohne die letzte Hand an ſein preisgekröntes Werk legen zu können.

Ein anderes Monument, das nicht eigentlich der Stadt Hamburg angehört, ſondern einem ziemlich entlegenen Kirchhofe derſelben, ward vor wenigen Tagen feierlich enthüllt. Daſſelbe erhebt ſich über dem Grabe des im Jahre 1862 verſtorbenen Major Jungmann, welcher am 5. April 1849 die ſchleswig-holſteiniſche Artillerie befehligte und jenen glänzenden Sieg bei Eckernförde über die däniſche Marine errang, der als ſchönes Ruhmesblatt ewig in der Geſchichte fortleben wird. Das Denkmal, von dem Bildhauer Pfeiffer entworfen und ausgeführt, ſtellt einen Artilleriſten in ſtehender Stellung in der ehemaligen ſchleswig-holſteiniſchen Uniform dar, welcher ſich auf den Lauf einer Kanone ſtützt. Die Inſchrift des einfachen, aber recht anſprechenden Grabmonumentes nennt das Geburts- und Sterbejahr Jungmanns, wie den Tag der glorreichen Waffenthat, durch welche ſich der früh Verſtorbene einen unvergänglichen Namen erworben.

Zu größerer Erleichterung insbeſondere des Waarenverkehres haben wir nunmehr ſichere Ausſicht, einen Schienenweg zu erhalten, welcher in möglichſt gerader Richtung den Hamburg-Berliner Bahnhof mit dem Altona-Kieler verbinden wird. Ueber dieſe Bahn ſind Unmaſſen Papier verſchrieben worden, denn die Richtung, welche ſie nehmen ſollte, entſprach nicht den Intereſſen Aller. Da ſich im Publikum ein heftiger Widerwille gegen eine Verlegung der eine Art Park bildenden Wallanlagen kund gab, an denen der Hamburger mit großer Liebe hängt und in deren ſchattig grünem Gehege der ſogenannte „kleine Mann,“ der nur zu häufig als Wohnung mit einem dunkeln, feuchten Keller oder mit einem dumpfen Hofe ſich begnügen muß, am Feierabend gern ſpazieren geht, ſo galt es bei der Abmeſſung der Bahn in dieſer Richtung, die Wallpartien möglichſt zu ſchonen. Es wird dieß auch gelingen. Die Bahn läuft in der Tiefe des Walles am Stadtgraben fort, den ſie nach Paſſirung zweier Tunnel überſchreitet, um in nächſter Nähe des zoologiſchen Gartens über die Sternſchanze das Altonaer Gebiet zu erreichen. Jedenfalls wird der Bau alsbald beginnen.

Das verhängnißvolle Jahr 1857, das uns die große

Digitized by Google

Handelskrisis brachte, ſcheint von Vielen ſchon wieder vergeſſen zu ſeyn. Die Spekulation hat neuerdings, namentlich in der kaufmänniſchen Welt Englands, Bahnen eingeſchlagen, die ſich höchſt unheilvoll für den Handelsſtand im Allgemeinen erweiſen. Die Beſtürzung, welche in den Londoner Citykreiſen herrſcht, macht ſich auch bereits an unſerer Börſe bemerkbar. Man fürchtet bedeutende Falliſſements, da der Geldmangel groß iſt und die ſtarken Silberausfuhren in den letzten Wochen ſehr bitter empfunden werden. Der Disconto ſteigt bedenklich und die Aktien der großen Geldinſtitute machen eine rückgängige Bewegung, die, iſt ſie auch nur vorübergehend, doch ſtörend auf den Geldmarkt einwirkt. Die nicht mehr wegzuläugnende Stockung hat die Direktoren der hieſigen „norddeutſchen Bank“ nebſt einigen der bedeutendſten hieſigen Bankiers veranlaßt, dem Senat eine Supplik zu überreichen, in welcher um Abänderung des zur Zeit üblichen Modus in Bezug auf Einbringen und Herausnehmen von Silber bei unſerer Girobank gebeten wird. Nöthig dürfte eine ſolche Aenderung allerdings ſeyn, da bei dem jetzigen Modus das Herausnehmen von Silber dadurch erleichtert wird, daß die hieſigen Barren einen größeren Feingehalt haben als die anderer Orte, während die hieſige Probe das Einbringen erſchwert, indem nicht nur ein pr. Mille des ganzen Betrages in Abzug gebracht, ſondern auch behufs der Probirung oft mehr als nöthig aus den Barren ausgehauen wird, was den Einbringer natürlich ſchädigen muß. Die Supplik ſchlägt deßhalb vor, die Bankwardeine ſollen angewieſen werden, Silber nach ſeinem wirklichen vollen Gehalt zu probiren, und zwar durch wirkliche Ausführung der Probe auf naſſem Wege; ferner: nicht mehr, als zur Probe nöthig iſt, aus den Barren auszuhauen und das überflüſſige Silber eventuell dem Betreffenden zurückzugeben; endlich die Bankerwaltung anzuhalten, „daß ſie den Betrag des eingebrachten Silbers ohne Abzug von ein pr. Mille erdittirt, und das Silber nicht nur dem Namen nach, ſondern in der That zu gleichem Preiſe annimmt und herausgibt.“ Es wird abzuwarten ſeyn, ob man dieſer Supplik, die zweckmäßig zu ſeyn ſcheint, Folge geben wird, und ob es überhaupt möglich iſt, alsbald eine Aenderung eintreten zu laſſen, was der Beurtheilung und Entſcheidung Sachverſtändiger vorbehalten bleiben muß.

Newyork, September.

Die Präſidentenwahl.

Die große regelmäßige Umwälzung, welcher unſere Republik alle vier Jahre unterworfen iſt, die herannahende Präſidentenwahl, iſt die Tagesfrage, welche für die nächſten zwei Monate die ganze Thätigkeit, die Umtriebe und Intriguen der Parteiführer und Politiker aller Art, aller Schattirungen, der Angeſtellten und Stellenjäger, ſo wie das Intereſſe, die Wünſche und Leidenſchaften des geſammten Volkes zum höchſten Grade ſteigert. Die Candidaten ſind ernannt, Abraham Lincoln von den Unioniſten, General Mac Clellan von den Demokraten, und einer der hitzigſten, hartnäckigſten Wahlkämpfe, die man auf dieſem Continent erlebt hat, ſteht bevor. Wie auch die Entſcheidung ausfallen mag, hängt nicht nur das Schickſal einer politiſchen Partei davon ab, ſondern das des ganzen Volkes ſteht auf dem Spiele; ob der Norden oder der Süden, ob freie Inſtitutionen oder Sklaverei das Uebergewicht gewinnen und der Nation Geſetze vorſchreiben ſollen, das ſind die Fragen, welche ſich an die Namen der beiden Männer knüpfen, die zu Trägern jener Gegenſätze erhoben worden. Auf der einen Seite ſteht die ſogenannte Democratie, die Partei, welche bis zum Ausbruch des Krieges durch ihre Allianz mit den ſüdlichen Sklavenhaltern, deren gefällige Werkzeuge ſie in allen ihren Beſtrebungen zur Ausbreitung und Befeſtigung der Sklaverei waren, das Land viele Jahre lang regiert hat. Die Erhebung der Sklavenhalter in offener Rebellion gegen die Vereinigten Staaten brach auf einmal die Macht der Partei als ein Ganzes und ließ die Demokraten des Nordens in der Minderzahl gegen die Maſſen der Bevölkerung in den loyalen Staaten. Daher ihre heimliche und offene Sympathie für die Rebellen, ihre Anſtrengungen, jede Maßregel zur Unterdrückung der Rebellion zu vereiteln, und ihr fortwährendes Geſchrei, daß der Krieg barbariſch, nicht zu rechtfertigen ſey und dem Sinn wie dem Buchſtaben der Conſtitution entgegenlaufe. Sie wiſſen, daß wenn der Krieg noch längere Zeit fortdauert, ihre ſüdlichen Bundesgenoſſen ſammt der Sklaverei nothwendig unterliegen und ihre eigenen Ausſichten dadurch auf unbeſtimmte Zeit in die Ferne gerückt werden würden, daß jetzt der letzte Augenblick iſt, um wieder an's Ruder zu gelangen, und ſtrengen daher alle Kräfte an, um durch die Erhebung eines ihrer Werkzeuge auf den höchſten Poſten des Landes einen Frieden und eine Wiedervereinigung zwiſchen den getrennten Staaten zu Stande zu bringen, wodurch die gehäſſige

Digitized by Google

Herrſchaft der Sklavokratie auf's Neue befeſtigt und der Sklaverei ſolche Garantien gegeben würden, daß Generationen ins Grab ſinken müßten, ehe es gelänge, den Fluch abzuſchütteln. Das Programm, welches von den Demokraten in den letzten Tagen des Auguſt in der Convention zu Chicago aufgeſtellt wurde, „die Chicago Platform," wie es in der amerikaniſchen politiſchen Sprache heißt, hat kein Wort der Verdammung oder nur des Tadels für die Rebellen. Es verhehlt die Thatſache, daß es dieſe waren, welche den Krieg begonnen und räuberiſcher Weiſe, wo ſie nur konnten, die Schiffe, Zeughäuſer, Schatzkammern, Münzen, Zollhäuſer und Feſtungen der Vereinigten Staaten in Beſitz genommen, die ſchwachen Beſatzungen der letzteren zu Gefangenen gemacht, ehe von unſerer Seite ein einziger Schuß abgefeuert worden war. Die Anführer der Rebellen, welche nach der Einnahme des Fort Sumter fälſchlich behaupteten, Lincoln und die Abolitioniſten hätten dem Süden den Krieg erklärt, und dadurch die Staaten Nord-Carolina und Arkanſas unter dem Vorwand der Nothwehr zum Abfall verleiteten, werden durch dieſes nichtswürdige Programm indirekt gerechtfertigt. Durch kein Wort iſt angedeutet, daß ſie das geringſte Unrecht begangen oder daß die Regierung das mindeſte Recht gehabt habe, ihnen Widerſtand zu leiſten. Es beſchränkt ſich, die Regierung anzuklagen und die unbedingte Einſtellung aller Feindſeligkeiten zu verlangen. Der Sklaverei, dieſes „Grundſteins der ſüdlichen Conföderation," wird wohlweislich mit keiner Sylbe erwähnt, wahrſcheinlich aus Scheu vor dem Urtheil des civiliſirten Europa, dem man bekanntlich ſeit dem Anfang des Krieges einzureden verſucht hat, daß dieſelbe nicht die Urſache davon ſey. Die Erwähnung wäre im Grunde auch nur überflüſſig, denn über dieſen Punkt herrſcht unter den Demokraten aller Schattirungen vollkommenes Einverſtändniß, und nicht Einer von ihnen würde zögern, ſelbſt über die freien Staaten dieſen ſüdlichen Segen zu verhängen, wenn die Herren Sklavenhalter es ſo verlangten und die Sache überhaupt möglich wäre.

Auf den erſten Anblick erſcheint die Ernennung M'Clellans im Widerſpruch mit den Zwecken der Partei, welche ihn zu ihrem Repräſentanten erhoben hat. Verdammung des Kriegs für die Union und der Satz: „Die Union hat kein Recht, einen Staat durch Zwang feſtzuhalten," ſind Hauptpunkte des demokratiſchen Glaubensbekenntniſſes, ſeitdem ſich herausgeſtellt hat, daß ſolcher Zwang zur Vernichtung der Sklaverei führen würde; dennoch war M'Clellan von dem Ausbruch des Kriegs an General im Dienſte der Union und wurde vor faſt zwei Jahren, durchaus nicht auf ſeinen Wunſch und zum unbeſchreiblichen Aerger ſeiner Anhänger, des Oberbefehls über die Potomacarmee entſetzt, ohne indeſſen ſeinen Rang als Generalmajor und den Sold eines ſolchen aufzugeben. Er ward ſomit ein freiwilliges Werkzeug dieſes den Friedensmännern um jeden Preis ſo verhaßten Zwanges; ja, er erklärte ſich damals offen für die ihnen ſo anſtößige Rekrutenaushebung. Bei näherer Betrachtung findet man indeſſen, daß dieſe Widerſprüche nur ſcheinbar ſind und daß M'Clellan der rechte Mann für alle Verräther im Norden und Süden iſt; denn wenn er ſich auch nicht offen zu der Theorie der Staatsrechte bekannt hat, ſo hat er doch niemals in ſeiner Ergebenheit für die Sklaverei geſchwankt, und dieß iſt der wahre Prüfſtein demokratiſcher Orthodoxie. Es iſt wahr, daß er der Befehlshaber der großen Potomacarmee war; allein er führte den Krieg in der Abſicht, die Sklavenhalter vor den Folgen ihrer eigenen ſelbſtmörderiſchen Tollheit zu bewahren, anſtatt ſie für ihre Verrätherei zu beſtrafen, und niemals wurde ein ſchwaches Rebellenheer von einer weit überlegenen Unionsarmee auf ſeinem Rückzug ernſtlich beunruhigt oder gar abgeſchnitten. Seine Kriegführung war ſo ſanftmüthig, ſo zahm und rückſichtsvoll, daß er den Rebellen weit größere Dienſte leiſtete, als wenn er offen zu ihnen übergetreten wäre. Mehrere ſüdliche Zeitungen behaupten ſogar, daß er ſeine Dienſte zuerſt der Conföderation angeboten habe und nur durch die glänzenderen Ausſichten und Vortheile, welche die rechtmäßige Regierung ihm zu verheißen ſchien, veranlaßt worden ſey, das Schwert gegen ſeine politiſchen Glaubensgenoſſen zu ziehen. Unter allen Generalen war er der erſte, welcher auf das Gerücht hin, daß in Maryland ein Sklavenaufſtand ausgebrochen ſey, ſich erbot, denſelben „mit eiſerner Hand" zu unterdrücken; ja er ſoll ſich ſogar gerühmt haben, ſeit der Emancipations-Proklamation des Präſidenten nicht das Geringſte gegen die Rebellen unternommen zu haben.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Bachdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 44. 28. Oktober 1864.

— Wächter, öffnet mir die Thür!
Laßt hier mich ruh'n, bis Glocenton mich weckt.
Platen.

Bilder und Geſchichten aus der Mark Brandenburg.

Neu-Ruppin. — Andreas Fromm.

Ruppin hat einen Namen in der Geſchichte, weil Kronprinz Friedrich jene Jahre glücklicher Zurückgezogenheit dort zubrachte, die zwiſchen den düſtern Tagen von Küſtrin und den glänzenden Tagen von Rheinsberg liegen; außerdem fliegen die Ruppiner Bilderbogen, mit der bald Kinderreim gewordenen Deviſe, „bei Guſtav Kühn in Neu-Ruppin“ über die ganze Welt. Ruppin aber hatte ſeine eigentliche Glanzzeit in weit zurückliegenden Tagen, als es noch „Hauptſtadt“ und Reſidenz der Grafen war. Die Ruppiner Grafen reſidirten hier dreihundert Jahre und länger. Von dieſen alten Tagen will ich heute erzählen.

All die Zeit über, namentlich während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, hatte Ruppin, wie alle andere märkiſchen Städte, ſeine Fehden mit dem umwohnenden Adel; Fehden, zu denen ſich von Zeit zu Zeit innere ſtädtiſche Streitigkeiten oder Volksausbrüche gegen das Gebahren der niedern Geiſtlichkeit zu geſellen pflegten.

In den Kämpfen zwiſchen der Stadt und dem Landadel — der außer einem gewiſſen Standesbewußtſeyn aller hervorragenden Züge entbehrt zu haben ſcheint — ſpielte die ſogenannte „Kuhburg“ eine Rolle. Sie ſtand auf den Kahlenbergen, eine Meile nördlich von der Stadt (auf dem Wege nach Rheinsberg), und diente zunächſt als „Aug in's Land.“ Rückten die Feinde an, ſo gab der Wächter ſein Zeichen und die Bürger mit ihren Knechten und Reiſigen, die gemeiniglich als Beſatzung in dieſem Thurme (eben der ſogenannten „Kuhburg“) lagen, brachen nun hervor, theils um das Vieh zu retten, theils um dem Angriff zu begegnen. Zu nachhaltigen Unternehmungen kam es ſelten, beſonders nachdem beide Parteien die Nutzloſigkeit einer ernſteren Kriegführung erprobt hatten. Die Adeligen, nach vielfach geſcheiterten Verſuchen, waren eben ſo abgeneigt, die wohlverwahrte Stadt anzugreifen, als die Bürger eine Scheu hatten, ſich an der Einnahme unzugänglicher „Stumpfburgen“ zu verſuchen. Die immer bedrohte Sicherheit hatte auf beiden Seiten zu einem ausgebildeten Defenſivſyſtem geführt, und während jetzt der Grundſatz gilt, „daß der Angriff ſtärker ſey als die Vertheidigung,“ war es damals umgekehrt. So begnügte man ſich damals mit Ueberfällen, bei denen die Bürger in ſo weit den Kürzern zogen, als ihr Handel und Wandel (der großen ſtädtiſchen Heerden ganz zu geſchweigen) ein größeres und bequemeres Angriffsobjekt boten. 1365 und 1386 werden in einem Ruppiner Schloßregiſter die gefürchtetſten Feinde aus der

Digitized by Google

Umgegend genannt. Es ſind: Tacke de Wonz (wahrſcheinlich Wunſch), Reinecke von Ganz, Wedego von Walsleben, Lüdeke von Winterfeldt, Thuns von Winterfeldt und Hans von Lüderitz. Die drei erſtgenannten Familien ſind ausgeſtorben.

Es kamen ſelbſtverſtändlich auch „ſtille Zeiten;“ aber wenn auch länger oder kürzer die Fehde ruhte, ſo ruhte doch ſelten der Groll im Herzen, und aller Orten, wo Adel und Bürger bei Wein und Bier, bei Spiel und Feſtlichkeiten zuſammen kamen, war immer Gefahr vorhanden, die alte Fehde neu ausbrechen zu ſehen. Die bitterſte Fehde der Art, die lange nachwirkte, fiel in die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Es verhielt ſich damit wie folgt.

In einem Wirthshaus Ruppins ſaßen Adelige und Bürger bei einander; man trank, man ſchwatzte, aus dem Schwatzen wurde Streit, ein Adeliger zog ſeine Waffe und ſtach einen der Bürger nieder. Die That wurde ruchbar auf der Stelle, und die Stadt, die damals noch ihre eigene Gerichtsbarkeit hatte, ließ den Uebelthäter greifen, gefangen ſetzen und verurtheilte ihn zum Tode durch das Schwert. Als das Urtheil und die zur Vollziehung feſtgeſetzte Zeit unter dem Adel der Umgegend bekannt wurden, verſammelten ſich die Edelleute dicht vor dem Thore in der Nähe der Richtſtätte, um ihren Standesgenoſſen zu befreien. Der Rath jedoch, der davon Kunde erhielt, traf ſeine Maßregeln. Er hielt das Außenthor verſchloſſen und ließ den Verurtheilten zwiſchen dem Außen- und Innenthor („nahe bei dem erſteren, damit es die Ritter hören könnten“) den Kopf abſchlagen. Dann wurde das Außenthor geöffnet und die Edelleute durften den Leichnam ihres gerichteten Standesgenoſſen zur Beſtattung mit ſich nehmen. Der Adel klagte bei dem Markgrafen (wahrſcheinlich bei Albrecht Achill), und der Stadt, die in dieſem Falle die Pflicht gehabt hätte, eine höhere Inſtanz anzurufen, wurde als Strafe auferlegt, hinfort keinen freien Adler mehr im Wappen zu führen, ſondern einen verkappten. Noch bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts deutete ein eiſernes Kreuz zwiſchen Außen- und Innenthor die Stelle an, wo die Stadt, über ihr Recht hinaus, ihr Recht über Leben und Tod geübt hatte.

Ob der „verkappte Adler“ den Ruppinern, die im Uebrigen ihren Willen gehabt hatten, ein beſonderes Herzeleid anthat, ſtehe dahin; jedenfalls ſahen ſie ſich von härteren und fühlbareren Folgen betroffen, als ſie, bei anderer Gelegenheit, ebenfalls ihren Rechtseifer nicht gezügelt und an einem Geiſtlichen, an dem Diakonus Jacob Schildicke, eine „raſche Juſtiz“ geübt hatten. Die Sache war dieſe.

In der Stadt Ruppin, wie in der Umgegend, waren ſeit einiger Zeit Diebſtähle aller Art verübt worden; Geld, Tuch, goldene und ſilberne Geräthe wurden ſowohl aus Privathäuſern wie aus Kirchen entwendet. Verdacht entſtand gegen dieſen und jenen, verſchiedene wurden eingezogen; alle aber mußten wieder entlaſſen werden, weil die Unterſuchung nichts gegen ſie ergab. Endlich ſetzte der Magiſtrat eine Hausſuchung feſt, von der auch die Geiſtlichen (deren Ruppin damals gegen fünfzig zählte) nicht ausgeſchloſſen bleiben ſollten. In der Wohnung des Jacob Schildicke fand man das geſtohlene Gut. In ſeinem geiſtlichen Ornat ward er ins Gefängniß geführt und ſein eigenes Geſtändniß, das am andern Tage erfolgte, überzeugte die Richter von ſeiner Schuld. Aber dieſes eigene Geſtändniß genügte nicht, und durch Glockenläuten wurde das Volk zuſammengerufen, um unter Gottes freiem Himmel ein ordentlich Gericht zu halten und die Strafe für dieſen ſeltenen Verbrecher feſtzuſetzen. So wollten es Richter und Magiſtrat. Das Volk indeß war gegen jeden Aufſchub und verlangte ſtürmiſch und ohne geſetzliche Procedur die augenblickliche Hinrichtung. Zwei Bürger, Koppe Königsberg und Heinrich Keller, wurden durch's Loos zu Vollſtreckern erwählt (man hatte damals, wenigſtens in den kleinen Städten, noch keinen Nachrichter), und Jacob Schildicke, ehe eine Viertelſtunde vergangen, hing am Galgen. Dieſes Stück Volksjuſtiz, dem entgegen zu treten Richter und Magiſtrat nicht die Macht hatten, rief innerhalb der geſammten Geiſtlichkeit einen Sturm des Unwillens hervor; die Biſchöfe von Havelberg und Brandenburg brachten es vor den Papſt und Ruppin ward in den Bann gethan. Handel und Verkehr ſtockten, die Thore waren wie geſperrt und jeder Ruppiner Bürger, der ſich außerhalb der Stadt betreffen ließ, war vogelfrei. Es koſtete viel Buße und demüthiges Bitten, ehe endlich nach ſechs Jahren die Abſolutionsbulle erwirkt werden konnte; als ſie aber endlich da war, fand es der unwohnende Adel bequem, keine Notiz von der Freiſprechungsbulle zu nehmen und ſeine Angriffe, unter dem Titel: „im Dienſt der Kirche,“ fortzuſetzen.

Die Frage entſteht: wie ſtellten ſich die Grafen, die doch die nächſtoberſte Macht im Lande waren, zu all dieſen Uebergriffen? Waren ſie nie zur Hand, um die Städte gegen den Adel, auch nie zur Hand, um den Adel gegen die Städte zu ſchützen? Es ſcheint, daß ihnen früh der Zügel der Herrſchaft entfiel; mühſam ſich ſelber bei Anſehen haltend, waren ſie viel zu ſchwach, um in jedem gegebenen Fall, gleichviel wie ſich die Rollen tauſchten, das Recht des Schwächeren gegen den Stärkeren wahrzunehmen.

Digitized by Google

Schutz kam in diesen Landestheil erst, als ein neues, lebendiges Regiment an die Stelle des alten, hinfälligen trat, als die Hohenzollern, nach dem Tode des letzten Grafen, das Ruppiner Land als Lehen einzogen und sich selber als die Herren desselben etablirten. Dieß war im Jahr 1524.

Es kam nun ein Jahrhundert rasch wachsender Prosperität. Die Stadt wußte sich den Hohenzollern zu verpflichten und empfing dafür neben der Bestätigung alter Privilegien, neue Vorrechte und Freiheiten. Die Zünfte und Innungen waren stark besetzt und Handel und Verkehr blühten unter den Joachims, wie es die Stadt nie vordem gekannt hatte. Der kommende dreißigjährige Krieg warf seine Schatten in kein Ruppiner Gemüth; ahnungslos lebte jeder dem Augenblick; eine Epoche ungestörten Friedens schien angebrochen und an die Stelle der kriegerischen Aufregung, in die einst die nachbarlichen Fehden, die Quitzowzeit und die Reformationszeit die guten Bürger von Ruppin versetzt hatten, traten jetzt die friedlicheren Aufregungen, in die ein Festzug der Gewerke, eine Predigt gegen die Pludechosen, oder eine „Huldigung“ die Gemüther hineinzuziehen wußte.

Die erste Huldigung, die Stadt und Grafschaft, nach dem Tode des letzten Grafen (1524), dem damaligen Kurprinzen Joachim darbrachten, war entweder von besonderer Dürre und Nüchternheit, oder die Aufzeichnung faßte sich allzu kurz. Desto mehr erfahren wir über die Huldigung, die gegen Ausgang desselben Jahrhunderts die Ruppiner dem Kurfürsten Joachim Friedrich leisteten. Casper Witte, einer der beiden Bürgermeister, hat den Hergang selbst beschrieben. Es heißt darin:

Am 23. Juni 1598 kamen der Kurfürst sammt Gemahlin zur Huldigung nach Neu-Ruppin, mit ihnen waren die Kanzlei und der Hofstaat. Der ganze alte und neue Rath, dazu die Deputirten von Wusterhausen und Granse, von Lindow, Zehdenick und Alten-Ruppin, als sie hörten, daß der kurfürstliche Zug die Grenze überschritten habe, fuhren auf dreien Wagen bis an den Egelpfuhl, um daselbst Seine Durchlaucht zu begrüßen. Nachdem sie zwei Stunden gewartet hatten, kam der Kurfürst. Der Rath und die Deputirten gingen ihm vierzehn bis sechzehn Schritte entgegen. Er gab Jedem die Hand. Der Kanzler Johann von Löben (der Schwiegervater des später so berühmt gewordenen Conrad von Burgsdorf) stellte sich neben den Wagen und der regierende Bürgermeister, Andreas Berlin, hielt eine lange Rede und überreichte die Schlüssel der Stadt. Der Kanzler antwortete in einer kurzen Rede. Nun bewegte sich der Zug langsam in die Stadt. Der Magistrat und die Deputirten begleiteten den kurfürstlichen Wagen auf beiden Seiten zu Fuß, ungeachtet es stark regnete, wofür sie aber durch die Unterhaltung mit Sr. Durchlaucht schadlos gehalten wurden. Vom Rosengarten bis zum Rathhause stand die Bürgerschaft in zwei Reihen, und unter ihnen 150 „Buntröcke“ oder Soldaten, welche Ehrenschüsse thaten. Darauf speiste der Kurfürst sammt seiner Gemahlin auf dem Rathhause; ihnen zunächst saßen die beiden durchnäßten Bürgermeister, Andreas Berlin und Casper Witte. Es herrschte ein heiterer, ungezwungener Ton und Graf Hunert von Zerbst, der dazumalen kurfürstlicher Hauptmann auf dem Seeschloß von Alt-Ruppin war, „brachte viel Scherz und launige Rede an, von Jungfern und Frauen, von Ehebrecherei und anderer Löffelei.“ (Unser Gewährsmann, dem wir diese Stelle entnehmen, bemerkt dazu vorwurfsvoll, daß angenehme Zweideutigkeiten also auch damals schon in gebildeter Gesellschaft betroffen worden seyen.)

Die Anwesenheit des kurfürstlichen Paares dauerte zwei Tage. „Der Magistrat hatte die sämmtliche Dienerschaft beschenkt, zugleich aber mit allen Köchen und Kammerknechten sich gezankt,“ und war deßhalb froh, als am dritten Tage die Huldigungsfeierlichkeiten vorüber waren.

Wenn Bürgermeister und Deputirte, wie wir aus dieser Relation ersehen, sich mit „Köchen und Kammerknechten zankten,“ so stiegen sie, in besonderer Erwägung dessen, was es damals mit dem Ruppiner Magistrate auf sich hatte, eigentlich tief unter sich selbst herab; denn nach andern Berichten, die und vorliegen, hatte Ruppin, etwa um dieselbe Zeit, wo Joachim Friedrich zur Huldigung erschien, nicht mehr und nicht weniger als sein augusteisches Zeitalter. Die Stadt, so bemerkt der Chronist, trat eben damals in eine Periode ein, die wir mit Recht die gelehrte nennen dürfen. Der Adel, in dessen Händen bis dahin sich die vorzüglichsten Magistratsstellen befunden hatten, kehrte auf seine nachbarlichen Güter zurück und statt seiner traten „gelehrte und berühmte Männer“ in die erledigten Sitze ein. Ruppin entfaltete sich zu einem Beschützer der Musen und freien Künste, und die Kämmereiregister aus dem Schluß des sechzehnten Jahrhunderts geben uns Auskunft darüber, in welcher Weise das Mäcenatenthum der Stadt damals nachgesucht und bethätigt wurde.

Im Jahre 1573 überschickte Nikolaus Rensperger, Künstler und Mathematiker zu Halle, einen geschickt gearbeiteten Quadranten und empfing „33 Groschen“ nebst einem Dankesschreiben. Die meisten Arbeiten aber, die eingingen, waren literarisch-theologischer

Digitized by Google

Natur und wurden in artiger Form entgegengenommen. Petrus Sinapius aus Gerz schickte sein gelehrtes Carmen „de Sanctis Angelis“ (1580). Balthasar Leutinger überreichte 1585 sein Werk, „de Principio theologico.“ Die Honorare, die zur „Ermunterung ferneren Fleißes“ bewilligt wurden, waren nicht bedeutend. Petrus Sinapius erhielt zwei Gulden sieben Groschen, Balthasar Leutinger einen Gulden eilf Groschen. Wie bescheiden aber auch diese Ehrensolde seyn mochten, sie hatten ihren Werth und ihre Bedeutung in der Vergleichung untereinander. Die eigentlichen belles lettres, so scheint es, kamen schon damals zu kurz und Georg Pondo, der, unter dem Titel „der Knabenspiegel,“ eine Komödie zu überreichen wagte, erhielt seine Arbeit zurückgesandt, unter einfacher Beifügung von sechs Groschen.

Wie seltsam diese Dinge uns heutigen Tages auch erscheinen mögen, sie waren weder kleinlich noch komisch zu ihrer Zeit, und das gelehrte Ruppin von 1570, auf ein halbes Jahrhundert in den Rang und Reigen deutscher Universitätsstädte eintretend, genoß vorübergehend die Ehren eines literarischen Tribunals. Erst der dreißigjährige Krieg machte dem allen ein Ende.

In der Epoche des „gelehrten Ruppin“ war es denn auch, daß Andreas Fromm, keineswegs der gekannteste, aber höchst wahrscheinlich der gelehrteste Mann, den die Ruppiner Lande hervorgebracht haben — nach einigen in der Stadt Ruppin selber, nach andern in dem benachbarten Dorfe Plönitz — etwa um 1615 geboren wurde. Ich lasse zunächst folgen, was ich über den Lebensgang dieses, mit der Kirchengeschichte unseres Landes in engem Zusammenhang stehenden Mannes habe in Erfahrung bringen können.

Dieser Lebensgang, wie beinahe immer bei Künstlern und Gelehrten, besteht im Großen und Ganzen aus keiner Verkettung äußerlich interessanter Lebensschicksale; indessen die hervorragende Theilnahme Fromms an den theologischen Streitigkeiten der Paul Gerhardtschen Zeit, sein Uebertritt zur katholischen Kirche, um diesen Streitigkeiten zu entgehen, endlich seine angebliche (wenn auch durchaus nicht erwiesene) Verfasserschaft der Lehninschen Weissagung, machen sein Leben zu einem Gegenstande, der schon Anspruch darauf hat, an dieser Stelle, so weit es das mangelhafte, weil nur etwa zehn Jahr umfassende Material zuläßt, beschrieben zu werden.

Andreas Fromm, nachdem er die lateinische Schule in Ruppin und Perleberg, schließlich das „graue Kloster“ in Berlin besucht hatte, studirte Theologie in Frankfurt und Wittenberg, wurde Rektor in Alt-Domm, bald darauf Professor der Philosophie am Gymnasium zu Alten-Stettin und sah sich 1651, plötzlich und ohne vorgängige Schritte seinerseits, von Berlin aus zum Probst an der Petrikirche erwählt. Er nahm an. Mitglieder des Berlin-Cölner Magistrats hatten ihn wenige Monate früher, während eines Besuchs, den er in der Hauptstadt gemacht hatte, zufällig im Hause seines Vetters, des Archidiakonus Johannes Fromm, kennen gelernt, und der Eindruck, den er bei dieser verhältnißmäßig flüchtigen Begegnung hervorzurufen wußte, war bedeutend genug gewesen, um bei eintretender Vacanz sich seiner in erster Reihe zu erinnern.

Fromm trat, bewillkommt von Magistrat und Gemeinde, in sein neues Amt ein; drei Jahre später (1654) ward er zum Mitglied des geistlichen Consistoriums ernannt, das damals aus Joh. Georg Reinhardt, erstem Consistorialrath (nicht zu verwechseln mit dem starren Lutheraner, Archidiakonus Elias Sigismund Reinhardt), Hofprediger Stoch, Kammergerichtsrath Seidel und Andreas Fromm bestand. Gottfried Scharbius war Protonotar.

Die ersten Jahre vergingen verhältnißmäßig in Frieden; die Erwartungen, die man bei seiner Wahl an ihn geknüpft hatte, erfüllten sich und alle gleichzeitigen Zeugnisse der Unbefangenen sprechen sich in hohem Maße günstig über seine Gaben und seine Wirksamkeit als Prediger und Seelsorger aus. Er übernahm freiwillig den Religionsunterricht in den oberen Klassen des Cölnischen Gymnasiums, er benutzte die wöchentlichen Betstunden, die Bibel vorzulesen und zu erklären, er stellte mit seinen Geistlichen Disputationen an und erwies sich dabei, mehr als es den Eiferern hüben und drüben lieb seyn mochte, als ein Mann des Friedens, der Versöhnung, des schönen Maßes, dem es am Herzen lag, das alte ächt biblische Christenthum an die Stelle des schroff lutherischen und schroff calvinistischen zu setzen.

In einem Gutachten, das der Kurfürst eingefordert hatte, schrieb er im Wesentlichen wie folgt: „Ew. Kurfürstliche Durchlaucht fragen, welchergestalt die lang desiderirte christlich-brüderliche Verträglichkeit gestiftet werden könne. Ich halte dafür, das würde helfen, daß beide Theile eine Zeitlang den Streit ließen, legten beiderseits ihre Partikularconfessionen eine Weile an die Seite, nähmen die Bibel und gingen damit zurück in die ersten 500 Jahre der Christenheit, thäten als wenn sie zu derselben Zeit lebten, da diese Spaltung noch nicht war, setzten sich in Demuth zu den Füßen der bewährtesten heiligen Väter .... und suchten aus der Väter Lehren, nach Anweisung des Vicentii Lirinensis, das zusammen, quod ubique, quod semper

Digitized by Google

quod ab omnibus creditum est, womit dann z. B. fortfallen würde, was Auguſtinus über Gnadenwahl und Prädeſtination (de gratia et praedestinatione) Hartes geſagt hat. Thäte man ſo, man würde in kurzer Zeit von Luther und Calvin und Formula Concordiae * wenig mehr hören, und was die neuen Lehrer aus einander gepredigt haben, das würde Gott durch die alten Lehrer bald wieder zuſammen bringen."

Als Lutheraner geboren und erzogen, ſtand Fromm freilich innerhalb der lutheriſchen Kirche, aber ohne von der Unantaſtbarkeit einzelner, beſonders den Streit nährender, dabei zum Theil erſt in nach-lutheriſcher Zeit vereinbarten Glaubensſätze überzeugt zu ſeyn. Die „Formula Concordiae," die von den Wittenbergiſchen Ultras als Palladium der reinen Lehre verehrt und als ein rechter Prüfſtein für das volle Maß der Rechtgläubigkeit angeſehen wurde, erſchien ihm lediglich als eine unſelige Scheidewand zwiſchen Lutheranern und Calviniſten. Er glaubte, wenn nicht an eine Verſchmelzung, ſo doch an eine Verſöhnung der beiden Confeſſionen, an die Möglichkeit eines einträchtigen Nebeneinandergehens und beklagte deßhalb die unerbittliche Rechthaberei der Lutheraner, deren Starrſinn (gegen Ende der fünfziger Jahre, wo der Streit neu aufzuleben begann) die Möglichkeit einer Ausgleichung oder gegenſeitigen Gelttenlaſſens immer weiter hinausrückte.

Widerſtand nun ſchon dieſer Starrſinn ſeiner ganzen, zu Nachgiebigkeit und Compromiß geneigten Natur, ſo widerſtrebten ihm ganz beſonders die Formen, in denen lutheriſcherſeits der Streit geführt wurde. Die Wittenberger, die Männer der Formula Concordiae, die — was wohl zu bemerken iſt — damals noch keineswegs die Unterdrückten waren und eher Zwang übten als litten, die Wittenberger waren ihm einfach zu derb und die Sprache ihrer Polemik, die bloßen Titel ihrer Parteiſchriften erfüllten ihn mit Abneigung und Unbehagen. Titel, wie der folgende: „Eine unſelige, abgeſchmackige, falſche Prophetenfeige und ſynkretiſtiſche (d. i. glaubensmengeriſche), dicke, fette Generallüge, welche ſich neuerdings eingefunden hat," waren damals in der polemiſchen Literatur der Wittenberger an der Tagesordnung, und Ausrufe, wie: „Die Caliſtiner ſind verdammt!" wurden alſſonntäglich auf den Berliner Kanzeln gehört. Diaconus Heinzelmann an der Nikolaikirche, einer der größten Eiferer, predigte damals wörtlich: „So verdammen wir denn die Papiſten, die Calviniſten und auch die Helmſtädter. Mit Einem Worte, wer nicht lutheriſch iſt, der iſt verflucht." Das war nicht ein Auftreten, das dem feineren Sinn unſeres Fromm gefallen konnte; Geſinnung wie Sprache waren ihm ein Schmerz und ein Gräuel und er ſchrieb, als ihm jene Heinzelmann'ſchen Worte hinterbracht worden waren, an den Hofprediger Bergius: „Ach, lieber Gott, wo will doch ſolche Teufelei endlich hinaus!"

Keineswegs geneigt, wegen einzelner offener Fragen rundab mit dem Lutherthum zu brechen, aber verletzt durch die Art und Weiſe, in der ſich das orthodoxe Lutherthum tagtäglich äußerte, bildete ſich bei ihm, wie von ſelbſt, eine gewiſſe Hinneigung zu den Reformirten in ſeinem Herzen aus. Sie waren die feineren Leute, und deßhalb ſeinem Weſen näher verwandt. Man kann noch heute, innerhalb der politiſchen Welt, vielfach daſſelbe beobachten. Conſervative und Liberale, die zufällig in ihrem zunächſt gelegenen Kreiſe nur gröblich geartete Elemente ihrer eigenen Partei vorfinden, ziehen es vor, in Leben und Geſellſchaft mit ihren Gegnern zu verkehren, wenn ſie wahrnehmen, daß dieſe Gegner ihnen in Form und Sitte näher ſtehen. Die Verſchiedenartigkeit der Anſichten kann wenigſtens zwiſchen feineren Naturen zu einem geſteigerten Bindemittel werden; alle Gegenſätze vertragen ſich geſellſchaftlich, wenigſtens können ſie es; nur grob und fein ſchließen einander aus.

So ähnlich war es mit Fromm. Das Maßvollere, das dem Schmähen und Schimpfen Abgeneigtere, das die Calviniſten, was ſonſt auch ihre Mängel ſeyn mochten, vor den zelotiſchen Wittenbergern voraus

---

* Die Formula Concordiae („Concordienformel") iſt, wie es der Name anzeigt, ein Einigungsbuch, in dem ſich die Lutheraner über gewiſſe Streitfragen einigten und feſtſtellten, was hinfür in Betreff dieſer Fragen das Richtige ſeyn ſolle und was nicht. Das Einigungsbuch, das aus einem kürzer abgefaßten und einem weiter ausgeführten Theil (die aber beide dieſelben Fragen behandeln) beſteht, wurde, auf Veranlaſſung des Kurfürſten Auguſt von Sachſen, von zwölf lutheriſchen Theologen ausgearbeitet und 1580 veröffentlicht. Zweck war: das Eindringen einzelner calviniſtiſcher Lehren in das Lutherthum zu verhindern. Es ſind elf Streitfragen, worüber die Formula Concordiae Feſtſetzungen trifft. Die wichtigſten ſind: die Lehre von der Erbſünde, vom freien Willen, von den guten Werken, vom heiligen Abendmahl und von der Vorherbeſtimmung und Gnadenwahl. Die Concordienformel, in ihrer Bekämpfung deſſen, was ſie calviniſtiſche Irrlehre nennt, betont ſelbſtverſtändlich die leibliche Gegenwart Chriſti im heiligen Abendmahl und lehnt ſich gegen die Prädeſtinationslehre auf. Wer ſich zur Formula Concordiae bekannte, hatte dadurch ſeine Gegnerſchaft gegen den Calvinismus ausgeſprochen.

Digitized by Google

hatten, that ſeiner Natur wohl, und aus dieſer Empfindung heraus geſtaltete ſich ein Freundſchaftsverhältniß zu einigen der reformirten Geiſtlichen, ganz beſonders zum Hofprediger Stoſch. Leider ſollte daſſelbe nicht zu ſeinem Glücke führen. Die vertraulichen Briefe, die er eine Reihe von Jahren hindurch an Stoſch richtete und die alle darauf hinausliefen, den Eigenſinn, die Intoleranz der Wittenberger zu verurtheilen, entſchieden ſpäter, als das Verhältniß zwiſchen den Freunden ſich zu trüben begann, über ſein Schickſal. — Dieſe Trübung der Verhältniſſe konnte aber ſchließlich kaum ausbleiben; der Entwicklungsgang, den die kirchlichen Dinge in unſerem Lande nahmen, führte direkt darauf hin. Wir werden ſehen wie.

Die Lutheraner hatten, um ein ſchon oben gebrauchtes Wort zu wiederholen, eine Reihe von Jahren hindurch eher Zwang geübt als Zwang gelitten; aber dieſe Sachlage erhielt ſich nicht. Auf die ſiegreichen Jahre der Formula Concordiae folgten die bittern Jahre des Revers. Die Geſchichte des „Revers“ war aber in der Kürze folgende.

Der Kurfürſt, nach langem Zögern endlich der Zänkereien müde, deren tiefere Bedeutung ihm nicht einleuchten wollte, entſchloß ſich zu einem energiſcheren Vorgehen gegen den immer lauter werdenden Unfrieden in der Kirche. Er erließ Edikte „gegen das unnöthige Eifern, Gezänk und Disputiren der Geiſtlichen auf den Kanzeln,“ zu deren Inhalt und ſachlicher Berechtigung die Geiſtlichen ſich durch Unterzeichnung eines Reverſes bekennen mußten.

Solche „Reverſe“ exiſtirten in verſchiedener Faſſung. Eine Formel lautete wie folgt: „Daß Wir Endes benannte Prediger bei der lutheriſchen Kirchen zu Berlin in Unſerem Lehr-Ambte bei den Glaubens- und Lebenslehren und namentlich auch in denen zwiſchen Uns und den Reformirten ſchwebenden ſtreitigen Punkten bei Dr. Lutheri Meinung und Erklährung, wie ſelbige in Augustana Confessione und deren Apologia enthalten, und demnach auch in Gemeinſchaft der allgemeinen lutheriſchen Kirchen beſtändig zu bleiben gemeint ſeyen, jedoch aber bei Tractirung der gedachten Controversien Uns zugleich unverbrüchlich halten wollen, wie in den kurfürſtlich brandenburgiſchen Edictis Uns anbefohlen iſt, Solches thun wir mit dieſem eigenhändig unterſchriebenen Revers angeloben, urkunden und bekennen.“

Dieſe Edikte, die ſich unter einander ergänzen, verboten das Studiren in Wittenberg, ordneten Rückberufung der dort Studirenden innerhalb drei Monaten an und äußerten ſich in Betreff der Zänkereien wie folgt: „So mögen denn die Wittenberger ſich des unſeligen Verdammens und Verketzerns, ſo wie der Verhöhnung der Perſonen und aller höhniſchen Vorſtellung ihrer Lehren enthalten und ſich alſo bezeigen, daß ſie neben der Wahrheit auch den Frieden ſuchen und die brüderliche Liebe unter den Chriſten eher erwecken als dämpfen.“ Aehnliche Ermahnungen, beſonders aber die Aufforderung, gewiſſe Hypotheſen nicht als die alleinige Wahrheit anzuſehen, kehren in den Edikten vielfach wieder. Es war unbedingt hart für die Lutheraner, darüber einen „Revers“ ausſtellen zu ſollen.

Dieſe Schritte der Regierung waren vielleicht unvermeidlich, und das Harte, was darin lag, zum guten Theil wohlverdient; dennoch war es ein Zwang, der auf Einen Schlag die ganze Sachlage umgeſtaltete und aus denen, die bis dahin die Drückenden geweſen waren, plötzlich die Gedrückten machte. Ein Nothſchrei ging durch das Land; Städte und Städteverſammlungen proteſtirten gegen die kurfürſtliche Forderung, aber ohne Erfolg. Der Kurfürſt beſtand auf dem Revers. Viele unterzeichneten, andere weigerten ſich, legten ihr Amt nieder und gingen außerhalb Landes. Unter dieſen letztern war Paul Gerhardt.

„So war der allgemeine Verlauf der Dinge. Die Frage entſteht jetzt: wie ſtellte ſich Andreas Fromm zu dieſer veränderten Sachlage? Die Antwort kann nicht zweifelhaft ſeyn. Fromm, der dem Zelotismus der Wittenberger jahrelang voll Unwillen und Unbehagen den Rücken zugekehrt und den Duldungsprincipien der Reformirten ſich zugewandt hatte, er mußte in demſelben Augenblick das leis geknüpfte Band auch wieder löſen, in dem er erkannte, daß die Reformirten ihren Sieg nur erfochten hatten, um ſchließlich dieſelbe oder vielleicht eine härtere Unduldſamkeit zu üben, als die wittenbergiſchen Eiferer. Er war, wie wir geſehen haben, eine auf Freiheit, Maß und Schönheit geſtellte Natur und jede Art der Bedrückung ihm gleich verhaßt. Mehr denn einmal war er Zeuge der Gewiſſensangſt geweſen, die einzelne Geiſtliche bei Unterſchrift des Reverſes empfunden hatten, und der Entſchluß reifte in ihm heran, ſich gegen dieſe Bedrückung aufzulehnen. Die Gelegenheit bot ſich bald.

Johann Müller, Prediger zu Ribbeck, der einer Streitſache wegen vor das Conſiſtorium geladen war, ſollte bei dieſer Gelegenheit den bekannten Revers unterſchreiben und weigerte ſich deſſen mit der Verſicherung, daß die Unterſchrift wider ſein Gewiſſen ſey. Als man immer heftiger in den erſchrockenen Mann eindrang, konnte ſich Fromm nicht länger halten. Er erklärte es für Unrecht, einen Revers zu fordern, wenn jemand ſein Gewiſſen dadurch beſchwert fühle, und brach zuletzt in die Worte aus: „Vim patitur Ecclesia

Digitized by Google

Lutherana (die lutherische Kirche leidet Zwang)." Dieses Wort, von einem Mitgliede des Consistoriums inmitten einer Sitzung desselben geäußert, machte außerordentliches Aufsehen. Es wurde dem Kurfürsten hinterbracht. Dieser, der, wie es scheint, Fromm wohl wollte, verlangte nur, „daß das Scandalum hinweg genommen und die Aeußerung von Seiten des Propstes als eine Uebereilung anerkannt werde." Aber hiezu konnte sich Fromm nicht verstehen. Er schrieb an den Kurfürsten, er habe anfangs, da er noch auf Toleranz zwischen den beiden Parteien gehofft, das Unheil, das nun herauskomme, nicht vor Augen gesehen und habe zugegeben, so viel das Gewissen nur zugeben könne. Nunmehr sey er, re diu et accurate pensitata, der Ansicht, daß die begehrten Reverse von den Lutherischen nicht mit gutem Gewissen ausgestellt werden könnten. „Ich bitte," so schließt er, „um Gottes und so vieler geängstigten Gewissen willen, Ew. kurfürstliche Durchlaucht erbarme sich doch und überhebe sowohl die Prediger als die Ordinandos des Reverses und lasse uns doch in Gnaden wiederfahren, was den Päpstlichen nicht versaget wird."

Nach dieser Erklärung wurde Fromm aus dem Consistorium entlassen. Die Brücken zwischen ihm und den Reformirten waren abgebrochen, und was das Schlimmste war, das Lutherthum, das abwartend draußen stand, war so abgeneigt wie möglich, demjenigen, der so lange sein wenigstens scheinbarer Gegner gewesen war, jetzt goldene Brücken zu bauen. Es gab nur ein Mittel, eine kirchliche Gemeinschaft wieder zu gewinnen, und dieses Mittel hieß: Widerruf, Lossagung von aller Syncretisterei und Glaubensvermengung. Fromm, vergeblich nach einem andern Ausweg suchend, war bereit, unter dem Joch hinweg zu gehen, aber er wollte das beschämende Wort des Widerrufs wenigstens nicht in Berlin, nicht innerhalb seiner alten Umgebung sprechen. Auch stand Stosch mit den Fromm'schen Briefen im Hintergrund und wartete auf einen Eclat. Diesen Eclat, auch wohl sonstige „Weiterungen" — denn die Mißstimmung bei Hofe war groß — wollte Fromm unter allen Umständen vermeiden. So verließ er denn heimlich die Stadt (am 20. Juli 1666), in der er Jahre lang, wie selbst seine Gegner nicht zu bestreiten wagen, segensreich gewirkt hatte.

Er ging nach Wittenberg, wo er in die Hände des strengen Abraham Calow fiel. Dieser unterzog ihn einer Prüfung und nahm ihn endlich in die streng lutherische Gemeinschaft wieder auf, nachdem der scheinbar Bekehrte den in Sachsen gebräuchlichen Religionseid geschworen und dieselbe Formula Concordiae unterschrieben hatte, gegen die er, während der Jahre seiner besten Kraft, als gegen einen Druck und Zwang der Gewissen, wie später gegen die Reverse, geeifert hatte.

Diese Umkehr, hart wie sie war, hätte wenig zu bedeuten gehabt, wenn sie ehrlich gemeint gewesen wäre. Aber sie war nicht ehrlich gemeint und konnte es nicht seyn. Alles was Fromm jemals als Bedrückung und Unfreiheit, gleichviel von welcher Seite, erschienen war, erschien ihm jetzt nicht minder so, und lediglich müde und matt dem Ansinnen Abraham Calows nachgebend, folgte er mehr dem Zuge einer stumpfen Verzweiflung, als einer neuen, freudigen Ueberzeugung. Er, der Freiheit für jeden gewollt hatte, mußte sich schließlich selbst in die Unfreiheit thun.

Daß ihn Wittenberg wenig befriedigte, erwies sich bald. Die Superintendentur in Eisenberg (im Sächsischen) war vacant geworden und alles deutete darauf hin, daß ihm dieselbe zufallen werde; aber diese Aussicht, statt ihn zu erheben, drückte ihn vollends nieder. Abraham Calow und Formula Concordiae, Wittenberg und starres Lutherthum, — alles lag bergeschwer auf ihm, schwerer denn je zuvor, und — seine Seele sehnte sich nach Freiheit; wenn nicht nach Freiheit, so doch nach Ruhe. Er hatte das Bedürfniß, dem Hader zu entfliehen. Und er floh wirklich. Eine Reise vorschützend, machte er sich von Abraham Calow heimlich fort und ging mit seiner Frau und fünf Kindern in aller Stille nach Prag. Zu Anfang des Jahres 1668 legte er daselbst in einer Kirche der Jesuiten das katholische Glaubensbekenntniß ab. Nicht lange darauf wurde er in den gewöhnlichen Abstufungen zum Priester geweiht.

Sein Uebertritt machte Aufsehen, sowohl innerhalb der protestantischen wie auch in der katholischen Welt, und ein Jesuit, Namens Tanner, entwarf einen ausführlichen Bericht über die Feierlichkeiten, die bei Fromms Uebertritt stattgefunden hatten. Die Protestanten begnügten sich, Spottverse auf ihn zu machen, und einer stellte aus seinem Namen (Andreas Fromm) das Anagramm zusammen: den fraß Roma. Fromm selbst lebte noch eine Reihe von Jahren und starb 1685 als Canonicus zu Leitmeritz in Böhmen.

Während dieser seiner letzten Epoche, die, wenn nicht die glücklichste, so doch jedenfalls die friedlichste Zeit seines Lebens war, soll er, nach der Ansicht Otto Schulzes, des bekannten Berliner Schulraths und Herausgebers der Paul Gerhardt'schen Lieder, die berüchtigten Lehnin'schen Weissagungen geschrieben und die Muße, die ihm der Katholicismus gewährte, zur poetischen Verurtheilung der protestantischen Hohenzollern benutzt haben. Ich kann diese Ansicht nicht

Digitized by Google

theilen. Ebenſo wenig kann ich die Meinung derer gutheißen, die den ehemaligen Probſt von St. Petri zu einem zweideutigen, mindeſtens zu einem ſchwachen Charakter haben ſtempeln wollen. Er war einfach ein Mann, der in einer Zeit, die in kirchlichen Dingen durchaus ein „Entweder, Oder“ verlangte, ſich mit Wärme (ich verweiſe auf ſein ſchönes Gutachten an den Kurfürſten) für ein „Weder, Noch“ entſchied. Er war ein feinfühlender Mann, dem alles Gröbliche und Rückſichtsloſe widerſtrebte, er war ein freiſinniger Mann, dem alles tyranniſche Weſen, gleichviel ob es Hof oder Geiſtlichkeit, Volk oder Regierung übte, widerſtand. Als der lutheriſche Zelotismus drückte und peinigte, neigte er ſich, wie wir geſehen haben, dem glatten und mehr weltmänniſchen Calvinismus zu, als die Reformirten Gewiſſenszwang zu üben begannen, ſtellte er ſich wieder — nicht der Dogmen halber, ſondern als freier Mann — auf die lutheriſche Seite. Es fehlte ihm, wenn es nicht umgekehrt ſein Verdienſt war, an dogmatiſcher Strenge; aber er hatte die ſchönſten Seiten des Chriſtenthums: die Liebe und die Freiheit. Wäre er eine ſchwache, oder gar eine zweideutige Natur geweſen, hätte er ſein irdiſches Wohl über ſein ewiges geſetzt, ſo hätten wir die Wandlung, die ihn wieder zu den Lutheriſchen zurückführte, oder ihn wenigſtens bewog, im Conſiſtorium ihren Anwalt zu machen, ſich nie an ihm vollziehen ſehen. Seine Briefe an Stoſch hätten ihn bereits halb in das Lager der Calviniſten übergeführt und er brauchte auf dem betretenen Wege nur einfach weiter zu ſchreiten, um einer glänzenden Laufbahn ſicher zu ſeyn. Die Reformirten hätten ihn freudig begrüßt, die Lutheraner ihn ohne Verwunderung ſcheiden ſehen. Er that es nicht; er hatte den Muth, auf halbem Wege ſtill zu ſtehen, ſich zwiſchen die Parteien zu ſtellen. Er wußte, daß ſein Schickſal in Stoſch's Händen lag, aber er ſprach dennoch in voller Sitzung des Conſiſtoriums ſein „Vim patitur ecclesia Lutherana,“ weil über alle Klugheit und alle Berechnung hinaus ſein Herz immer bei den Unterdrückten war. Daß er ſich dem Abraham Calow auf kurze Zeit überantwortete, anſtatt gleich den Schritt in den Ruhehafen des Katholicismus zu thun, mag man als eine Schwäche tadeln, aber die Mutter dieſer ängſtlich nach dem Ziele tappenden Verirrung war die Verwirrung. Paſtor Reinhart, einer von den hartköpfigſten Lutheranern jener Epoche, ſoll freilich, lange bevor die geſchilderte Kataſtrophe kam, über Fromm geäußert haben: „Der Kerl ſieht aus wie ein Jeſuit und er wird auch noch einer werden;“ aber wir möchten aus dieſem Kraftſpruch, der ohne Noth zu einer Art Prophezeihung gemacht worden iſt, einfach den Schluß ziehen, daß Andreas Fromm von St. Petri ein Mann von glatteren Formen war, als Elias Sigismund Reinhart von St. Nikolai. Uebrigens exiſtirt bekanntlich auch heute noch kein Geiſtlicher, und wenn er an der Grenze der Lichtfreundſchaft ſtünde, dem nicht irgend einmal nachgeſagt worden wäre: „er ſehe aus wie ein Jeſuit und werde auch noch einer werden.“

Andreas Fromm flüchtete in den Katholicismus. Die aus Gewiſſenhaftigkeit und Eigenſinn, aus Ueberzeugungstreue und engherziger Philiſterei geborenen Zänkereien jener Epoche trieben ihn an ein Ziel, an das er, in den glücklichen Jahren ſeines Wirkens, nicht einmal gedacht haben mochte. Conſiſtorialrath Martin Friedrich Seidel, Fromms beſonderer Freund, ſchrieb über ihn: „Wollte Gott, es wäre dieſer Fromm mit Glimpf und gütlichen Mitteln bei unſerer lutheriſchen Kirche behalten und von ſolchen extremen Schritten abgehalten worden. Ich muß ihm das Zeugniß geben, daß ihm Gott ſtattliche Gaben verliehen hatte.“ Und ſelbſt Otto Schulz, der ſonſt eher als Ankläger denn als Vertheidiger des Mannes auftritt, ſchließt mit den Worten: „Seine innerſte Geſinnung war chriſtlich; nichts als das Gezänk im Innern der evangeliſchen Kirche und das Schwanken ſowohl in der Lehre als in der Verfaſſung haben ihn aus der Kirche herausgetrieben.“

Th. F.

Digitized by Google

Paſſiflora.

(Fortſetzung.)

Dieſe Blätter wachſen zu einem Tagebuche an und aus einem Briefe wird ein Roman. Immerhin! Es wäre ohnedies grauſam geweſen, hätte ich die Theilnahme meiner mütterlichen Freundin alle jene Stürme und Kämpfe mit durchmachen laſſen, die mir bevorſtehen. Ich habe ſie heute mit wenigen herzlichen Worten auf meine baldige Heimkehr vertröſtet, und darf nun in dieſen Aufzeichnungen deſto freier aus mir heraus gehen.

Seit Wochen ruht mein Bleiſtift. In ſolchen Windſtillen mag mir künftig die Feder freundlichen Dienſt leiſten. Und das, denke ich, wird mich in der Folge vor jenen innerlich grauen Tagen behüten, die uns Künſtler ſo oft zu Krankenwärtern unſerer eigenen Verſtimmungen machen; Tage, wo wir, obſchon körperlich wohlauf, unluſtigen Sinnes müſſig gehen und jedes Bild zu verderben fürchten. Wenn ich aber das hier Zuſammengeheimſte überſchaue, ſo entdecke ich auch in der That kaum das mindeſte, was ich, ſeiner eigentlichen Bedeutung nach, mit meiner Kunſt hätte ausdrücken können. Dennoch zwang mich etwas, es aus mir heraus zu ſchaffen. Indem ich mich davon befreite, habe ich mir nicht nur Luft geſchafft, ich habe auch deutlicher als je früher die Domäne einer andern Kunſt, deren Schwerpunkt nicht in der äußern Erſcheinung liegt, erkennen und achten gelernt. Das iſt immer eine Verſtocktheit weniger.

Bis heute — geſtehe ich mir's nur — theilte ich den herkömmlichen Hochmuth derer, welche ihrer Kunſt in lebendig ſichtbarer Weiſe Ausdruck geben; die unſcheinbar luſtigen Spinngewebe der Dichtung ließ ich nur wie die Schaumblaſen auf dem vollen Pokale der Kunſt gelten. Wenn ich künftig wieder vor einem alten Legendenbilde ſtehe, auf welchem ſich der Künſtler an der Darſtellung einer ganzen Reihe von Begebenheiten innerhalb deſſelben Rahmens abgemüht, ſo werde ich mich der engen Grenzen erinnern, die der darſtellenden Kunſt gezogen ſind, und der Freiheit, mit welcher die Dichtung ſich über ſie hinausſchwingt. Wie heißt es in der Weisheit des Bramanen?

Die Poeſie iſt Gold; ein wenig's vom holden
Metall, mit Kunſt gedehnt, reicht Welten zu vergolden.

Ich habe heute vom Nachen aus diejenige Seite des Schloſſes ſkizzirt, welche mir der Caſtellan als den fürſtlichen Flügel bezeichnet hat. Ich arbeitete volle zwei Stunden. Dafür wirkt mein Bild jetzt aber auch, als ſähe ich das Schloß ſelbſt. Mich ſolcher Wirkung zu verſichern, war mir nach den geſtrigen Betrachtungen zum dringenden Bedürfniß geworden. In derſelben Zeit beſchriebe ſelbſt ein Victor Hugo höchſtens ein winziges Tabernakel von Notredame, und dann müßte der Leſer noch erſt ſeine Phantaſie über die Gebühr abquälen, um ſich's deutlich vorzuſtellen. Ich freue mich dieſer Gewißheit. Wer uns auf dem beſchreibenden Gebiete den Handſchuh hinwirft, mag ſehen, wie er fertig wird.

Mein alter Graf lächelte pfiffig, als ich Derartiges auf's Tapet brachte. Mir ſchien, er wollte mich auf den Schild des Achilles verweiſen und auf Leſſings daran geknüpfte Betrachtungen. Aber mir lag weniger an dem Feſtſtellen der Kunſtunterſchiede, als an der Frage, wie weit eine Kunſt ſich durch die andern wirklich unterſtützen laſſen darf? Vermählen ſich, ſagte ich zuletzt, nicht auch Muſik und Poeſie, und ſind die Kinder dieſer Ehe — das Lied und die Oper — nicht auch vollgültige Kunſtwerke? Gibt es keine Möglichkeit, Poeſie und bildende Kunſt in gleicher Weiſe zu verſchmelzen? — Wohl gar durch die Illuſtration? gab der Graf lachend zur Antwort. — Ich merkte, daß er mir die Mühe des Denkens nicht abnehmen wollte, und verhieß ihm, dem Gegenſtande gelegentlich von einer andern Seite beizukommen. Zum Lohn für mein Grübeln hat er mir dann, ganz aus dem Stegreiſe, eine ſtrenge Vorleſung über die wilden Schöße meines Talents — wie er ſich ausdrückte — zu halten beliebt, und hat an dem einzigen Werke, auf das ich mir etwas einbildete, den ländlichen Vergnügungen, kein gutes Haar gelaſſen. Wär' er die römiſche Primadonna, in deren Badehauſe der Fries an der Wand klebt, er ließe, glaub' ich, das ganze Machwerk übermalen.

Anfangs habe ich ihn ruhig reden laſſen und mich dabei des ſtillen Beſſerwiſſens gefreut. Aber als er den unlängſt danach in Umlauf gekommenen Kupferſtich aus der Schieblade hervorholte und mir nun bei jeder Gruppe nachwies, wie ein ganz winziges Vor oder Zurück in der vorgeführten Handlung das wirklich

Digitized by Google

Darſtellbare viel verſtändlicher getroffen haben würde, da iſt mir die Sache denn doch als höchſt verdrießlich erſchienen. So habe ich z. B. in irgend einem Theil des Frieſes den Tanz gemalt. Auf der einen Seite gibt's bloße Zurüſtungen, und dieſe Seite läßt er gelten; ein Schuh wird feſter angezogen, um ihn beim Tanze nicht zu verlieren; eine Aufforderung fällt mitten zwiſchen zwei tanzluſtige Dorfſchönen, und keine von beiden weiß, ob ſie ſelbſt oder die andere gemeint iſt; eine Alte zerſtreut ihr ſitzen gebliebenes Enkelchen, indem ſie ihr ein ſtolzerndes Paar zeigt, deſſen unvermeidlichem Zufallkommen das flügge Enkelchen eben ſchon zwiſchen Sorge und neidiſchem Antheil zugeſchaut hat; eine beliebte Tänzerin wird aus einem Knäuel von minder begehrten Genoſſinnen hervorgeholt und bricht, mit Hülfe ihres trotzig dreinſchauenden Erwählers, ſich mühſam durch die widerwilligen Zurückgeſetzten Bahn. Und Aehnliches mehr, das, glaube ich, ſo ungefähr veranſchaulicht wie es um den Tanz herum ausſieht.

Dieſe Seite hatte ich beim Componiren des Bildes nur ſo hingeworfen und hielt ſie höchſtens für die Peterſilie, welche den Braten garnirt. Auf der andern Seite dagegen gab ich den Tanz ſelbſt, nicht minder den Schalmeienbläſer, dieſen in vollem Muſiciren, die Tänzer und Tänzerinnen in ganzer Bewegung; Wogen und Wellenſchlag des Rhythmus, meinte ich, das ſichtbare Widerſpiel der Muſik. Man hat dieſen Theil der Compoſition immer ſehr gnädig beurtheilt, und ich bin mir bewußt, redlich dabei geſchwitzt zu haben.

Nun — dieſer Prachttheil meines Bildes iſt, wie ich jetzt leider ſelber nachempfinde, etwas ganz Verfehltes. Ohne daß mir's bisher deutlich geworden war, warum ich immer mit den Augen zu den Nebengruppen zurück kehren mußte, begreife ich jetzt, daß ohne dieſe Nebengruppen alles ſtarr und todt wäre. Warum? Weil ich in jenem andern Haupttheile den Accent auf etwas nur unvollkommen Darſtellbares legte, während ich hier lauter in ihrem Gange unterbrochene, alſo im höchſten Grade darſtellbare Handlungen verführte. Unvollkommen darſtellbar aber iſt zuvörderſt die Muſik. Ich habe immer bedauert, daß der pausbackige Kerl nicht laut blies; dieſer Wunſch, bedeutet mir der Graf, durfte in dem Beſchauer gar nicht erregt werden, wenn das Bild eine reine Kunſtwirkung hervorbringen ſollte. Um eine ſolche zu erreichen, brauchte ich aber den quälenden Burſchen mit ſeiner Schalmei nur etwas weniger vorzudrängen; ein ſtärkeres Herauskehren ſeiner äußerlichen Eigenthümlichkeiten und ein Unterordnen ſeines Tons, oder aber ein deutlicheres Abſpiegeln ſeiner Tanzweiſen in den Zügen der ihm Nächſtſtehenden, ihm vielleicht wohlgefällig Zuhörenden, hätte aus einem Mangel einen Reiz gemacht. So der alte Graf, und ich glaube faſt, er hat Recht.

Mit den Tanzenden hebt es ganz ähnlich. Während die in der Ferne Vorüberſchwebenden, weit undeutlicher gehalten und zum Theil ſogar verdeckt, mich ſelbſt ſchon oft in die Täuſchung verſetzt haben, ſie bewegten ſich, befindet ſich das bedeutendſt angelegte Paar, trotz ſeiner wehenden Gewänder, wie ich jetzt zugeben muß, im beängſtigenden Zuſtand der Erſtarrung und bringt auch die nächſten Tanzpaare um ihre natürliche Beweglichkeit.

Soll nun damit geſagt ſeyn, daß die volle Bewegung gar nicht gemalt werden dürfe? „Keineswegs,“ erwiedert mein alter Mentor. „So eng läßt ſich die Grenze nicht ziehen. Aber das unvollkommen Darſtellbare muß ſich dem vollkommen Darſtellbaren unterordnen, und nur wo dieſes Verhältniß mit Feinheit durchgeführt iſt, kann von einer reinen Wirkung die Rede ſeyn.“ Gegen dieſen Satz, fürchte ich, läßt ſich nichts einwenden. Ich habe ihn auf alle übrigen Theile meines Frieſes anzuwenden verſucht und es iſt mir dabei nicht eben ſonderlich ſelbſtbewußt zu Muthe geworden. Wohin war mein lächelndes Beſſerwiſſen? Ich mußte an jenen Samenhändler denken, der meinem Großvater einſt mit vieler Sicherheit von der Güte ſeiner Waare vorgeredet hatte und der auf einmal verſtummte, als die letztere, in eine Schüſſel mit Waſſer geſchüttet, nur ganz wenig keimfähige Körner auswies, während das Meiſte die Probe nicht beſtand. Nichts nüchtern unbequemer, aber auch nichts unwiderleglicher als eine Forderung, welche ſich auf den eigentlichen Zweck eines Dinges beſchränkt. Der Samen ſoll vor Allem keimen; alles Andere iſt gleichgültig. Ein Kunſtwerk ſoll vor Allem rein wirken; was es nebenbei noch an Reizen bietet, iſt untergeordnet. — Ehe ich mich übrigens überwunden erkläre, werde ich die Formel meines ſtrengen alten Gönners auf die beſten Bilder früherer Zeiten anwenden. Die pompejaniſchen Tänzerinnen ſah ich in ſeiner Bibliothek. Mir ſcheint, er wird Mühe haben, mir den Genuß an dieſen reizvollſten aller Erſcheinungen weg zu disputiren.

Der Graf iſt dem Sohne entgegengereist und von neuem brennt der Boden unter meinen Füßen. Jedes Poſthorn jagt mir das Blut nach dem Herzen, jedes Wagenrollen verſetzt mir den Athem. Soll ich fort? ſoll ich bleiben? Es iſt mir heute erſt wieder eingefallen, daß ich anfangs nicht einmal die wirkliche Stellung der Fürſtin ahnte. Der Profeſſor hatte in ſeiner haſtig undeutlichen Weiſe bei ihrem Einführen einen

Digitized by Google

Namen genannt, aber während der ganzen ersten Sitzung stieg nicht der Schimmer einer Vermuthung in mir auf, daß dieses kindlich jugendliche Haupt schon vor drei oder vier Jahren den Brautkranz getragen haben könne. Ob ich's nun zu verantworten habe, daß ich mich vierundzwanzig Stunden in dem Wahn wiegte, dieses anmuthig reizende Wesen sey frei und zwischen Himmel und Erde sey noch Raum für zwei Glückliche mehr? — Und wenn ich jetzt die Wurzel dieser Neigung nicht mehr aus dem von ihr durchfaserten Boden zu reißen vermag! wenn alles, was ich bin und kann, darüber zu Grunde gehen würde, alles, was ich hienieden soll!

Dabei fällt mir der Brief meines Bruders schwer auf's Herz. Was ich für die Aussteuer meiner Schwester an Baarem zusammengebracht habe, reicht noch immer nicht. Obschon der Bruder das nicht mit Worten schreibt, kann ich darüber nicht in Zweifel seyn. Man hofft, ich werde Rath schaffen. Zum Glück hat mich der Graf wegen etwaiger Vorschußbegehr, ehe er abreiste, an den Kastellan verwiesen. Er schien sogar zu wünschen, daß ich von seinem Anerbieten Gebrauch mache. Trotz des getadelten Frieses also möcht' er mich halten, und trotz der rauchenden Granate. Vielleicht bezweckte er nebenbei, mich durch seine Liberalität auf meine vernachlässigte Mont-Pinciotoilette aufmerksam zu machen. Das wäre am Ende nur zu begreiflich, und nun ich darauf komme, sehe ich ein, daß ich den Wink nicht einmal mißverstehen darf. So sey es denn! Ich reite noch heute in die Stadt und verschaffe mir eine neue Schale. Er würde ohnehin wunderliche Begriffe von meinen ritterlichen Fertigkeiten bekommen, wenn ich ein ausdrücklich für mich gesatteltes Pferd im Stall versteifen ließe.

Mein Retter also ist endlich belohnt. Ich habe die schönsten gestickten Hosenträger für ihn gekauft, die je ein Gebirgsbürschlein trug. Mitten auf dem Querbande ließ ich mit ächten Goldfäden im Halbkreis das landesübliche J. H. S. hinein nähen und unter demselben hat mir der Beinhändler ein ovales Stück Elfenbein an das Zeug befestigt; darauf will ich ein Miniaturbild malen. Ein Scheln gibt mehr, als er hat. — Mein neuer Anzug ist ganz so theuer ausgefallen, wie der Umgang mit Großen das Leben vertheuert. Obschon der Kastellan die Weisung hatte, mir nicht weniger als hundert Dukaten — vielleicht übrigens auch nicht mehr — auszuzahlen, bin ich durch den kostspieligen Anzug und die Baarsendung nach Hause abermals so völlig leer und ledig geschüttelt wie ein Kirschbaum im Schulgarten. — Der alte Graf hat geschrieben. Die Fenster im Flügel werden gelüftet. Ich muß nur einmal den Weg nach dem Flusse zu finden suchen. Vielleicht athme ich leichter, wenn sich die eingepreßte Brust gegen den Strom müde gearbeitet hat. Welche Angst, welche Unruhe mitten im Paradiese!

Der Gärtner hat einen abscheulichen Kropf, und mein Retter, der eigentlich eine Retterin ist, wird es, fürcht' ich, dem Vater nachthun. Wie ich, bei meiner Art zu sehen, erst heute den Irrthum entdeckte, will mir übrigens nicht in den Kopf. Uns arme Maler, merk' ich schon, macht der kleine Gott Amor gerade so blind wie andere Erdenkinder, obschon wir unsere Augen denn doch mehr als irgend Einer nöthig haben. Ich hatte das Bürschlein freilich kaum je nahe gesehen. Meist stieg es, mit allerhand Almbedarf beladen, zwischen dem Hof und der Alm hin und her und trug dann, wie die Almerinnen selbst, die hier bei Leuten dieses Gewerbes, wie ich jetzt merke, landesüblichen weiten Beinkleider. Unter allen Umständen kann ich's jetzt nicht ändern, daß ein Mädchen und nicht ein Junge mich aus dem Wasser gefischt hat. Und im Grunde danke ich mein Leben doch auch noch lieber einem schönen Kinde als einem ungeschlachten Bauernbuben.

Eine wirkliche Almerin kennen zu lernen, ist mir denn heute ebenfalls beschieden gewesen. Statt den Fluß zu finden und mich müde zu schwimmen; verirrte ich mich nach der Gebirgsseite, und als ich drei Stunden lang einem Fleischerburschen nachgestiegen war, der auf Kälberkauf die Almen absuchte, gelangte ich auf einen futterreichen Hang, wo ein Dutzend Sennhütten oder mehr behaglich genug im Sonnenschein glühten. Ich ließ die Dirnen, die ohnehin wenig Neugier zeigten, bei ihren friedlichen Geschäften, streckte mich in das Gras und träumte mich in den seligen Wahn hinein, es gebe weder ein Schloß im Thal, noch einen kranken Fürsten auf dem Wege dahin, noch auch Krankenpflege und andere traurige Pflichten für die Einzige, um derentwillen sich's lohnt, auf Erden zu seyn. Ja, sorglos und frei, wie der Vogel über meinem Haupte, schaffte und werkelte sie drinnen in einer der Schindelhütten. Ich hörte sie jodeln und dann das Vieh zusammenrufen; ich sah sie unter die niedrige Thür treten und mit dem Arm die Augen beschatten; sie lächelte dazu und ich wußte, was das sagen wollte. Ach, ich träumte mich in den Himmel selber hinein!

Als ich über solchen Phantasien eben die Erde aus den Augen verloren hatte, meinte eine der Hirtinnen sich des müden Wandersmanns erbarmen zu müssen. Resi, eine gutmüthige, handfeste Dirne, die von des Peters Kati schon allerhand über mich gehört

Digitized by Google

haben wollte, brachte mir einen Stutzen kräuterreicher Milch. Den habe ich denn auch getrunken und mir dazu erzählen laſſen, warum der Reſi die Zeit nimmer lang wird, und was für Kräuter für Menſch und Vieh auf der Alm zu finden ſind, und welche von ihren Thieren ſich allemal verklettern. Verklettern! Mit dem Worte bin ich zuletzt in's Thal hinab geſtiegen. Der Kaiſer Max auf der Martinswand kann ſich nicht rathloſer gefühlt haben, als ich.

Endlich ein ganzer Tag voll guter Eingebungen. Ich habe von früh bis ſpät gezeichnet; bis jetzt freilich nur lauter rohe Kohlenentwürfe, noch überdieß auf dem ſchlechten Papier, aus denen Peter ſeine Samentüten dreht. Aber die lange verſiegt geweſene Quelle, nun ſie wieder friſch aufſprudelte, wollte auf der Stelle gefaßt ſeyn, und ſelbſt Katis beſtändiges Kommen und Gehen vermochte mich nicht fortzutreiben. Gegen ihre Tracht übrigens, die mir geſtern bei der Reſi mehr als unkleidſam vorkam, läßt ſich bei einem Kinde, wie Kati noch eines iſt, kaum etwas einwenden. Die Kati iſt dürftig von Gliedmaßen, bauſcht ſich auch nicht wie die Reſi durch eingezwängte Röcke auf, trägt eben nur Hemd und Hoſen, wie hier alle Kinder tragen, Buben wie Mädchen. Wenn ich wieder zur Stadt komme, wird mir's wahrſcheinlich weit anſtößiger vorkommen, daß man die kleinen Dämchen und Herrchen gerade ſchon ſo gut aus einander kennt, wie ihre erwachſenen Vorbilder. Wozu?

Der alte Graf iſt glücklich wieder da, aber mein Herz pocht nur noch unruhiger. Des Fürſten Zuſtand hat ſich verſchlechtert; er folgt ſammt der Fürſtin in kleinen Tagereiſen. Ich ſchäme mich, die Gefühle niederzuſchreiben, die mich beſtürmen wollen.

Meine Entwürfe, roh und unverſtändlich wie ſie ſind, ſah der alte Graf durch Zufall und ſchien gleich zu errathen, worauf ich hinaus wollte. Er ſagte übrigens kein Wort und bezeigte ſich nur zufrieden, daß der Anfang eines Anfangs endlich gemacht ſey.

Mit der heiligen Katharine, die ich ſammt ihrem Märtyrerrade für Kati auf Elfenbein malte, iſt er nicht einverſtanden. Ich hatte geglaubt, ihre Schutzpatronin werde ihr am willkommenſten ſeyn. Kati hatte aber auch augenſcheinlich etwas anderes erwartet und der Graf hat gewiß Recht, wenn er tadelt, daß ich mich zu einer vermeinten Beſchränktheit hinab begeben habe, ſtatt dieſe zu meinem künſtleriſchen Standpunkt herauf zu ziehen. „Es iſt ohnehin mit ſolchen Heiligenbildern ähnlich wie mit den geweihten Roſenkränzen," ſagte er. „Ich brachte deren einmal ein ganzes Dutzend aus Rom mit, und meinte Wunder, weil ſie der heilige Vater ſelbſt geſegnet habe, werde man mir darum die Thüre einrennen. Weit gefehlt! Von allen aus Rom mitgebrachten Raritäten habe ich dieſe Roſenkränze am längſten behalten und einer hängt noch heute nach fünfzehn Jahren über meinem Streichfeuerzeuge an der Wand. An heiligen Dingen hat das Volk, wenn es nur die Hand ausſtrecken will, eben mehr als zu viel. Von Leuten wie Sie und ich erwartet es etwas Apartes, etwas, das noch kein Nachbar ähnlich zu ſehen bekommen hat."

Drei Tage lang habe ich ununterbrochen gezeichnet. Die Quelle floß ergiebiger als ſeit Langem, und ich ſchöpfte daran, ſo lange meine Kräfte ausreichten. Der alte Graf iſt von einer beiſpielloſen Zartheit. Er ſcheint nie etwas zu bemerken und vermeidet dadurch jede ſtörende Beeinfluſſung. Dennoch hat man in ſeiner Nähe das ſichere Gefühl, im Geiſte von ihm begleitet zu werden. Alles iſt ihm bedeutend. Die kleinſten Entwürfe beachtet er, ohne es merken zu laſſen, und man ſtaunt am Ende eines mühſam gefundenen Weges, wie weit er ſchon voraus war. Seit heute habe ich wieder raſten müſſen. Zum Ende der Woche wird der Fürſt mit Beſtimmtheit erwartet, und alle meine Gedanken kreiſen nun um dieſes immer näher rückende Ereigniß. Das Befinden des Fürſten ſcheint ſich gebeſſert zu haben. Wenigſtens iſt der Graf wieder aufgeräumter. Vielleicht hat aber auch etwas anderes ſeine Grillen verſcheucht; ein kleiner windſchiefer Menſch nämlich, der ſich heute Vormittag unangemeldet beim Grafen einfand und ſich mit dem beſten Humor als den Thurm von Piſa einführte. Er iſt ſemmelblond und trägt die Eierſchalen des Proletariats noch an allen Kanten mit ſich herum. Aber ſein Auge hat ein wunderbares Licht; unter der ſchwarzen, d. h. ſchwarz gefärbten Braue blickt's wie ein Stern unter einer Wolke hervor. Wenn ich eine Tochter hätte, die ich nicht verhext wiſſen wollte — in die Augen dürfte ſie mir nicht hineinſchauen. Seines Zeichens iſt er Baumeiſter und kann, ſagt er, den ganzen Vitruv auswendig. Der Graf iſt entzückt.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Briefe von Bedlitz an eine Freundin.

(f. Nr. 42.)

Wien, den 26. März 1854. — Gestern bei F. gegessen mit Graf O. und Hurter, beide, wie bekannt, Ultramontane, letzterer aber ein Mann von sehr anregender Unterhaltung. Später fuhr ich zum Fürsten Metternich; es waren Leute dort, und er sprach in seiner gewohnten Weise; nach einiger Zeit nahm er mich beim Arm und führte mich in seine Bibliothek und fing von seiner verstorbenen Frau an zu sprechen. Dabei brach ihm die Stimme und die Thränen rollten ihm über die Wangen. Da ihn niemand von seiner nächsten Umgebung je so niedergebeugt gesehen hat, so muß es tief ergreifen, wenn man Zeuge davon ist, und doppelt, wenn man sieht, wie er sich in Gegenwart von Fremden Gewalt anzuthun und zu beherrschen weiß.

Ihr Brief ist angekommen; hört' ich doch einmal etwas positiv Gutes! Im Winter geht es mit der Trennung, aber im Sommer ohne Euch Alle ist mir eine wahre Marter. — J. ist von seiner Brautschau zurück gekehrt; so ist die drohende Wolke wenigstens für den Augenblick vorüber gezogen. Erzherzog Wilhelm ist gefährlich am Typhus krank; das wäre ein großer Verlust für den Kaiser, der ihn vielfach verwendet und großes Vertrauen zu ihm hat, und erst für Salaba! *

Den 28. März. Die Russen sind über die Donau! Neue Complikation der schon hinlänglich complicirten Sache. Die Theuerung ist hier kaum mehr zu bestreiten. Es denkt jetzt schon Alles an die Illumination zum Einzug der Kaiserin; ich schaffe mir bunte Lampen für meine zehn Fenster an. Gestern hatte ich Sehnsucht, Musik zu hören, und ging in den Don Juan, der herrlich besetzt war. Die La Grua prächtig als Donna Anna, die Tietjens eine vortreffliche Elvira mit jugendlich schöner Stimme, die Wildauer eine sehr gute Zerline, und Beck, Anders und Dazler so gute Darsteller des Don Juan, Octavio und Leporello, wie man sie selten zusammen findet. Die Oper hat mich recht entzückt zum Sperrschuß. Am 1. April fängt die italienische an, die ich indeß, wenn sie gut ist, eben so wenig verachte. Jenny Lind ist hier. Ich höre, es ist eine solche Noth um Billete, daß es eine Menge Umstände erfordert, welche zu bekommen. — Ihr Briefel ist da; das lasse ich mir gefallen: die Augen besser, und M. schon von Wassersuppe auf Spoglie gesetzt. Dabei hat sich Ihre Schrift durch den Mangel an Uebung gar nicht verschlechtert, sondern ist ein sauberes, sympathisches Geschreibsel, während unsere .... Hieroglyphen macht als wenn sie mit der Peitsche schriebe, statt mit der Feder, und die Buchstaben hinknallte.

Ich detestire die russische Politik; das macht aber die Engländer um kein Haar besser, sie bleiben die Schlechtesten der Schlechten, und ich halte es für das größte Opfer, das man dem Vaterlande bringen kann, mit ihnen denselben Weg zu gehen. Die haben uns schon verrathen auf jedem Schritt und Tritt, die Andern haben nur den Willen dazu gehabt, dem freilich die Ausführung nicht gefehlt haben würde. Wenn Preußen nicht mehr in diesem Trio mitspielt, so haben wir nichts zu besorgen. Ganz ehrlich haben wir gehandelt — und vor der Hand L. Napoleon, der aber freilich erst zeigen muß, ob er so bleibt; ich meine ja, wenn man nicht vorsätzlich seinen Stolz reizt, über seine Interessen würde man sich mit ihm verständigen können.

Wien, den 1. April 1854. — Im Concert der Lind war ich nicht, höre aber, daß, trotzdem daß ihre Stimme gelitten hat und sie selbst gealtert ist, sie noch immer den alten Zauber übt; der Beifall war stürmisch, und ihre Verdienste haben sogar gemacht, daß man den Mann gut aufgenommen hat, der ein Klavierspieler seyn soll, wie sie hier zu Dutzenden zu finden sind. — Es trifft sich immer, daß wenn ich Silber zu verwechseln habe, die Valuta steigt, und umgekehrt; mir wäre aber ein Prosit von ein paar hundert Gulden willkommen gewesen, da ich mich in letzter Zeit verblutet habe an Opfern, die ich meinen armen Verwandten gebracht habe. Ich mag Ihnen nicht sagen, was ich alles gegeben habe, aber es ist viel. — Heß ist noch immer in Berlin; möge ein festes, einheitliches Band dort geschlungen werden! Die Nichtswürdigkeit und Frechheit der Engländer und die Perfidie Rußlands dürfte es den Deutschen doch einmal zeigen, was sie sind, wenn sie einander in den Haaren liegen, und was sie seyn müssen, wenn sie einig handeln wollen. Hier ist noch viel Unverstand und

* Feldmarschallieutenant Baron Salaba. Oberhofmeister des Erzherzogs.

Digitized by Google

großer Mangel an politischer Einsicht in vielen Kategorien der Gesellschaft — glücklicherweise aber nicht in den entscheidenden. — Heute wird hier die italienische Oper mit Norma und der Medori eröffnet. — Neuz macht gute Geschäfte im Circus, der Kaiser geht oft hinein. — Den 2ten. Da ich den ganzen Morgen gefeffen habe und das Wetter brillant war, so bin ich gestern Abend zu Fuß in die Leopoldstadt in's Theater gegangen, wo eine sehr komische Posse gegeben wurde, dann zu Fiquelmonts, die fast am Prater wohnen, und zu Fuß wieder nach Hause. — Die Russen haben bedeutende Fortschritte gemacht.

Wien, 3. April. — Gestern war der Geburtstag meiner verstorbenen Frau; es sind achtzehn Jahre seit diesem Verluste dahingegangen, und daß ihre prophetischen Worte: „du wirst noch sehr glücklich werden," doch trotz allen Wechselfällen dieser Zeit wahr geworden sind, danke ich gewiß ihrer Fürbitte. Ich wollte das Prachtwetter, das so lange auf sich warten ließ, nicht unbenützt vorübergehen lassen und lief zur Fürstin M. Schwarzenberg, fand sie aber nicht, und dann noch anderthalb Stunden auf der Straße herum. — Hier hat die Aeußerung des Kriegsministers Bonin in der Kammer bedeutende Sensation gemacht. Manteuffel scheint dieselbe keineswegs zu billigen, und kann sie sich, wie man sagt, gar nicht erklären; ich finde, daß Bonin recht hat, endlich einmal ein entscheidendes Entweder Oder hervorzurufen. — Gestern hatte ich fünfzig Friedrichsd'or gewechselt, als sie von 12,20 auf 10,40 gefallen waren; heute sind sie wieder gestiegen und ich habe fünfzig Gulden weniger als wenn ich noch 24 Stunden gewartet hätte; ich beruhige mich über meinen Unstern, weil ich correkt war und nicht spekulirt habe. Wenn Sie glauben, daß meine Potentaten mir die Illumination zahlen werden, so sind Sie von einem guten Hause. Ich werde aber auch nur die bescheidensten Leistungen zum besten geben. — Den 4ten. Morgen ist der Todestag vom armen Fürsten Felix Schwarzenberg. Lebte der heute, würde die Welt anders aussehen und die Russen ständen nicht in Kuschendzo. — Die Bunecks, die alle Jahre auf ein paar Monate hierher kommen, erzählten mir, daß die künftige Kaiserin ganz allerliebst sey, und Alles hat sich in München getreut, daß der Kaiser sie so lieb habe, denn er habe sich gar nicht genirt und alle Leute hatten es ihm anmerken können. — Bodenstedt soll berufen worden seyn, um den Kronprinzen zu erziehen, von welcher Idee der König aber abgekommen zu seyn scheint und Bodenstedt nur eingeladen hat, jedes Jahr einige Monate in München zuzubringen. — Den 5ten. Gestern war ich in einer der Seelenmessen, die in der Augustinerkirche für Fürst Felix gelesen wurden; die Erzherzogin Sophie saß mitten unter den andern Betenden in einer Bank, so daß sich alle Augenblicke ein altes Weib neben sie setzen wollte. — Abends war ich bei Fürst Metternich, der sehr gekränkt war, daß die Allgemeine Zeitung meinen Nekrolog noch nicht aufgenommen hatte; er glaubt, sie wird ihn gar nicht nehmen, was ich ihm aber auf das Bestimmteste widerlegte. — Was Sie mir von S. schreiben, ist auch meine Geschichte: seit den Enthüllungen kann ich unmöglich auf Seite der russischen Politik stehen, zu der übrigens hier noch eine große Partei hält; aber es thut mir sehr leid, daß die imposante Gestalt des Kaisers Nicolaus, die eben nur mit persönlicher Uneigennützigkeit eine solche bleiben konnte, den Lauf alles Fleisches gegangen und dem Gelüst nach einer Weltherrschaft nicht widerstehen konnte. Die Sache hat etwas Hochtragisches in meinen Augen, denn ich bilde mir fest ein, daß es erst als Versuchung über ihn gekommen ist, als er im allgemeinen Schiffbruche von 1848 und 1849 allein unangegriffen geblieben ist, und sah, wie alle Wogen sich an ihm wie an einem Felsen brachen. Was übrigens die Plane Louis Napoleons, in diesem Augenblick die Rheingrenze erobern zu wollen, betrifft, so müßte er wahrhaftig nicht recht gescheidt seyn. Er ist wahrlich zu fein und gewiegt, um seine Zeit so schlecht zu wählen; wenn man dergleichen in Berlin glaubt, so bestätigt es nur, daß, so ausgezeichnet die innere Administration in Preußen ist, wie sie das durch alle Krisen durch bewiesen hat, so völlig verfahren ihre Politik nach außen ist. Alles das aber würde sich gleich ziehen bei einem festen, engen Einverständniß mit uns. Nur mit uns wird Preußen zu jeder Zeit gewinnen, nicht aber gegen uns, wie die Leute leider dort glauben. — Die Geschichte vom Pistolenschuß in Karlsruhe glaub' ich nicht, mag sie auch aus hochgestellter Quelle fließen; so etwas bleibt nicht für Wien geheim, bis die Nachricht über Sagan kommt. Hier erzählte man auch, der letzte Unfall des Königs von Preußen rühre von einem Attentatversuche her; natürlich glauben es gescheidte Leute nicht. — Warrens sicht immer tapfer fort, hat eine Menge Leute bekehrt, sich aber auch eine Menge Feinde und Verfolger gemacht, nicht durch das was er sagt, sondern durch das Wie. Es fehlt ihm leider bei seinem großen Talent das Maß; was besonnen hingestellt keine Einwendung zuließe, alle Welt bekehren müßte — verliert und macht hartnäckig.

Den 6. April. Heller schöner Sonnenschein! der mir aber Sorge macht, daß er Ihren Augen schadet; so kann man keines Dinges ganz froh werden.

Digitized by Google

Heinrich Hardegg iſt zum Sterben. Er iſt ein mit allem Recht allgemein beliebter alter Herr, daß ſein Tod eine allgemeine Trauer hervorrufen wird. Er war ſeiner Zeit der ſchönſte Uhlanenoberſt, der je geſehen worden iſt, und eben ſo tapfer als ſchön. Der Erzherzog Max iſt angekommen; ich glaube er wird mich wohl gleich rufen laſſen. Hier ſind durch die Kreuzzeitung neue Friedenspropoſitionen von Rußland in Umlauf geſetzt worden; das Zutrauen zu ruſſiſcher Treu und Glauben hat aber doch durch die letzten Enthüllungen einen zu großen Stoß erlitten, um dieſelben nicht für eine Finte zu halten, um Preußen etwas vorzugaukeln und es wieder von Oeſterreich ab auf ſeine Seite zu ziehen. Die hieſigen Preußen aber verſichern, man werde in Berlin nicht darauf eingehen und die mit Oeſterreich angefangenen Vereinbarungen zum Schluſſe bringen. — Den 8ten. Die ruſſiſche Erklärung enthält eine Menge ſchöner Worte des Friedens, gezagt in der Abſicht, ſie nicht zu halten. Es läßt ſich hier ſichtbar ein bedeutender ruſſiſcher Einfluß nachweiſen, der über die Miniſter der deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten geübt wird; ſo iſt z. B. der bayeriſche Geſandte ſeit kurzem durch und durch ruſſiſch, gerade in dem Augenblick, wo Preußen ſich an Oeſterreich anzuſchließen geneigt wäre; da ſoll jemand noch Narr genug ſeyn, um auf deutſche Einheit, ja nur auf deutſche Einigkeit Rechnung zu machen! Wir verdienen die grobe Citation Lord Derbys aus Shakeſpeares Julius Cäſar und werden durch nichts geändert. Daß man ſich hintergehen läßt, iſt keine Schande, daß man es aber nicht mehr der Mühe werth findet, uns zu hintergehen, iſt blutig. Hier wird man übrigens auf der eingenommenen Poſition beharren, aber es iſt die große Frage, ob der König ſich nicht durch die neue ruſſiſche Schlinge wird fangen laſſen, da die ganze Kreuzzeitungspartei ihre Schrauben anſetzen wird. — Erzherzog Max iſt angekommen und hat mich auf Sonntag beſtellt. — Den 9ten. Geſtern beim alten Fürſten Dietrichſtein im Garten ſah ich das erſte Laub und ausgeſchlagene Bäume, die wilden Kaſtanien haben dicke Knospen. — Wallmeden, der jetzt ſehr zuſammengeht, hat ſich doch wieder ſo weit zuſammengerafft, daß er reitet; in der Politik möchte er, daß wir neutral bleiben, was wir Alle wünſchen, und daß die Ruſſen mit den beiden Mächten fertig würden, was ich nicht wünſche, da wir dann nothwendig aufgehört hätten ein ſelbſtſtändiger Staat zu ſeyn. Dieſe alten Herren können ſich einen ſolchen Fall nicht denken, und kennen keinen andern Feind, als die Revolution, oder, was ihnen ſynonym iſt, die Franzoſen. Wenn ihnen die Beweiſe gedruckt und geſiegelt in die Hände gelegt werden, ſo glauben ſie dennoch nicht, daß die Ruſſen wortbrüchig ſeyn könnten, wenn man aber fragt: „Wenn aber doch?“ dann iſt die Antwort: „Ja, das wäre freilich ſehr übel.“ Was ich da ſage, nimmt meinem Haß gegen die Engländer gar nichts, aber die größte Gefahr droht uns von Rußland, das läßt ſich nicht leugnen; ſie verſchwindet aber um die Hälfte, wenn Oeſterreich und Preußen Eines Sinnes ſind, wie es allerdings noch das Anſehen hat. Wie die Allgemeine Zeitung ſagt, wird Heß höchlichſt in Berlin idtirt, von den Militärperſonen ganz beſonders, aber auch vom Publikum; übrigens wird auch hier Manteuffel überall gern geſehen.

Nach vielen Unterbrechungen habe ich jetzt Holzmanns Unterſuchungen über das Nibelungenlied zu Ende gebracht; es iſt eine große Gelehrſamkeit darin und Lachmann wird förmlich zermalmt und ich bin ſehr neugierig, was jetzt Simrock und alle Anhänger ſeiner Anſicht vom Urſprunge des Gedichts, nicht aber der Sage, die eine zuſammengeſetzte iſt, für eine Meinung haben werden, ob ſie noch behaupten werden, es ſey am Rhein gedichtet. Es iſt klar bewieſen, daß der Mittelpunkt alles deutſchen Geſanges in den Alpenländern, der Schweiz, Tirol, Kärnthen, Steiermark, Salzburg, Oeſterreich gelegen war, und daß die Vogeſen, Schwaben und der Oberrhein nur die Ausläufer der poetiſchen Stimmung geweſen ſind, die Donau aber damals bei weitem ſangreicher war als der Rhein, der dagegen viel ſtoffreicher an Sagen und Geſchichten war. Ich möchte wohl ein gutes Collegium über die Sprachbildung und die Urpoeſie jener Zeit hören, wenn ich Gelegenheit dazu hätte. — Wie ich in der Zeitung leſe, hat man aus ungefähr ſechzig Gedichten Seidls Volkshymne ausgewählt. Ich habe nichts dagegen; nur würde ich nicht concurrirt haben, wenn ich von dieſem Verfahren unterrichtet geweſen wäre. Bach hat mir geſagt, der Kaiſer ließe mich auffordern, eine zu machen. Zu einer Preisarbeit, wo die Competenz des Preisrichters obenein eine unbekannte Größe iſt, bin ich zu alt in der Literatur. — Man ſpricht von Creationen mehrerer Fürſten bei Gelegenheit der kaiſerlichen Vermählung, und die Zeitungen nennen die Candidaten; es wäre nicht unpaſſend, wenn man Radetzky, Harrach, Ernſt Waldſtein, oder Leute dieſer Kategorie, und in Ungarn, wo nur drei fürſtliche Familien ſind, eine hervorragende Perſon zu Fürſten machte.

Den 9ten. Ich war in Lucia, wo ich den Tenor Nanbin und die Sängerin Valeſi gehört habe. Beide gute Schule, aber unbedeutendes Stimmkapital. Heute war ich endlich beim Erzherzog Ferdinand Max, dem ich endlich vertraut habe, wem er die Correktur ſeines

Digitized by Google

Buches zu danken hat. Er war ſehr nett und gefällt mir jedesmal beſſer, daß ich ihn ſehe. Er fühlt genau, was ihm fehlt, und ſpricht darüber mit großer Natürlichkeit. So ſagte er mir: „Ich habe ganz jämmerlichen deutſchen Sprachunterricht erhalten, und was ich kann, habe ich erſt jetzt nachgeholt, ſo viel es mir durch Leſen möglich war. Man hat uns eben allzuſehr mit andern Materien überladen und geglaubt, ſeine Muttersprache lerne man von ſelbſt.“ Seine Converſation über alle Gegenſtände iſt durchaus angenehm und verſtändig und nimmt für ſein Wiſſen wie für ſeinen Charakter ein. Dabei entwickelt ſich ſein Aeußeres ſehr gut; er hatte früher einen gleichgültigen Ausdruck im Geſicht, der ſich erſt verlor, wenn man länger mit ihm ſprach; den hat er aber jetzt gar nicht mehr; ſeine Züge ſind ſtraffer geworden und er iſt überhaupt ſtärker und kräftiger. Er hat nicht Worte des Dankes genug für Ihre Güte. Ich habe mit ihm verabredet, daß er ſeine Reiſeſkizzen einzeln drucken läßt unter dem Titel „Fragmente.“ Er will mit Italien anfangen; dann wünſcht er Spanien nebſt den Balearen, wovon ich das Manuſcript von ihm erhalten habe. Er bittet Sie aber, ja nicht darüber zu gehen, ſo lange Ihre Augen leidend ſind.

Eben kommt Ihr Brief vom 7ten. Ich bin desparat, Ihren Geburtstag nicht gewußt zu haben; nicht Ihretwegen, aben wegen mir, der ich mich daran erfreut hätte. Sie wiſſen, daß ich ſolche Tage ohne Erinnerung nicht im Gedächtniß behalte, obwohl ich dieſe in meinem Kalender notirt habe; aber ich ſah eben nicht nach und erinnerte mich nicht, daß es der 6te ſey. Ich hätte auch meiner Frau Geburtstag nicht gewußt, wenn mich Amelie nicht aufmerkſam gemacht hätte. Es war viel ſchlechter von Ihnen, mich nicht daran zu erinnern; es hätte mich gefreut, mein kleines Geſchenk zu den andern legen zu können; um Alles dieß haben Sie mich aus Bosheit gebracht, Sie Megäre! — Ihr Sch. iſt ein Quadrat-Eſel und macht Ihrer Erziehung wenig Ehre; da hätte ich mir ſchon einen Sargines ausgeſucht, der nicht bei jedem Schritt vom Pferde fällt. Für die fliegenden Blätter wäre er Capital. — Wenn ich auch geſtehe, die Unreigennützigkeit und Aufrichtigkeit des ruſſiſchen Kaiſers überſchätzt zu haben, ſo bleibt mir das tragiſche Gefühl um ſo lebhafter, daß eine ſolche welthiſtoriſche Größe noch vor ihrem Ende zuſammenſchrumpfen mußte. Vielleicht iſt das, was Sie über Fürſt Felix ſagen, wahr, indeß irren Sie in dem Glauben, er habe die Dinge über das Knie gebrochen. Er war fremden Beweisgründen nicht unzugänglich, nur Intriguen und Fineſſen. Im gegenwärtigen Augenblick würde er vollkommen mit Preußen ausgekommen ſeyn; indeß glaub' ich ſelbſt, daß er ſeine Beſtimmung erfüllt hatte, als er ſtarb. — Warrens Verſtand und Talent iſt hervorragend, aber er wird mit jedem Tag ungeſchliffener, das ſchadet ſeinen guten Gründen; z. B. traktirt man einen Mann wie Fiquelmont nicht, wie er es ſeit vierzehn Tagen thut, auch wenn man nicht ſeiner Anſicht iſt. — Ich laſſe M. ſagen, daß ich ihr gern ein gelbes Kleid beſorgen will, ich ſuche aber eines mit ſchwarzen Streifen, um ſie zu Ehren der Vermählung in kaiſerlichen Farben angethan zu wiſſen. — Von Bach habe ich ein äußerſt artiges Schreiben erhalten, worin er mir anzeigt, daß, obwohl der Kaiſer Seidls Gedicht gewählt habe, er mir doch ſeinen Dank ausſprechen laſſe für meine Geſinnungen; mehr kann man nicht verlangen. Ein Gleiches iſt, wie ich glaube, Grillparzer und Münch und noch ein paar Herren widerfahren. — Hier ſind zwölf Seiten klein gekritzelt! Wenn das nächſte mal nur vier kommen, dann bedeutet es, daß ich keine Zeit hatte, und dann darf nicht gezankt werden. Für die Umarmungen an Alle fehlt es heute gänzlich an Platz.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Correſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Oktober.

Die Generalverſammlung des Shakſpearevereins. — Die Hoftheater.

Die Generalverſammlung des Shakeſpearevereins iſt denn nunmehr am 24. und 25. September abgehalten worden; das proviſoriſche Comité hat ſeine Vorarbeiten zur Unterlage der Beſprechung gemacht und iſt ſchließlich nach dem Inhalte der Statuten zurückgetreten, nm einem neuen, aus Nicht-Dresdnern vervollſtändigten Vorſtande die Weiterführung des begonnenen Werkes zu überlaſſen. Der jetzige Vorſtand beſteht ſolcher Art aus Baron von Puttlitz, Dr. Köſter, Marr, Rietz, Wehl, Wolffohn, Otto Banck, Judeich und Hettner. Ich ſtelle dieſes Ergebniß an die Spitze meines Berichts, da der Charakter der Verhandlungen und der wahrſcheinlichen weiteren Thätigkeit des Vereins durch die beibehaltenen und die hinzugekommenen Namen einigermaßen gekennzeichnet wird. Baron von Puttlitz iſt bekanntlich Intendant am Schweriner Hoftheater. Er iſt eine wohlwollende Natur, hat an ſeinem kleinen Hoftheater unlängſt die Einführung der Tantième in einer, wie es ſcheint, nachahmungswerthen Verbindung von Tantième und Honorar durchzuſetzen gewußt, und repräſentirt ſolcher Art und in ſeiner Eigenſchaft als Mann des Berufs diejenige Seite der Hoftheaterverwaltungen, mit welcher der Shakeſpearevereln allmählig in ein Gegenſeitigkeitsverhältniß zu kommen getenkt. Es war daher der Vermittlerſtellung, welche der Verein von vorneherein angenommen hatte, kaum ein paſſenderer Verbündeter zu wünſchen.

Reformfreunde von ſchärfer prononcirter Färbung hatten ſich der Generalverſammlung nur in kleiner Zahl geſtellt. Unter ihnen ſchien Hofrath Marbach die Frage einer radikalen Umgeſtaltung der Bühnen an die Spitze der Debatte ſtellen zu wollen, was ohne Zweifel wünſchenswerth geweſen wäre. Da er aber die Tantièmefrage von der Tagesordnung, einſtweilen wenigſtens, beſeitigt wünſchte, und die Verſammlung die Grundzüge einer tiefer greifenden Reform nicht aus dem, gegen die Tantièmeerörterung Vorgebrachten ahnnehmen vermochte, ſo erklärte ſie ſich für Beibehaltung der vorgeſchlagenen Tagesordnung und machte dadurch den vermittelnden Standpunkt des Vorſtandes zu dem ihrigen.

Von dieſem Augenblick an war der weitere Verlauf der Verhandlungen ſo ziemlich durch das Weſen des Compromiſſes geboten und beherrſcht. Die Intendanten hatten bei einer früheren Veranlaſſung ihre Geneigtheit zum Anknüpfen von Unterhandlungen zu erkennen gegeben. Es galt jetzt ſich zu denjenigen unter ihnen, welche bereits von ihrem guten Willen für die Sache Zeugniß abgelegt hatten, in ein näheres Verhältniß zu ſetzen, und den Verſuch zu machen, mit ihrer Hülfe auch die bis jetzt noch Widerſtrebenden den Zwecken des Vereins zu gewinnen. Da nun weder Direktoren noch Intendanten, mit Ausnahme des Herrn von Puttlitz, in der Generalverſammlung zugegen waren, und auch Titus Ulrich, welcher Herrn von Hülſen vertrat, lediglich zur Berichterſtattung an letzteren berüber gekommen war, ſo mußte ſich die Verſammlung nach Durchberathung der einzelnen Punkte im Weſentlichen auf die Ernennung von Commiſſionen beſchränken, durch welche die weiteren Verhandlungen mit den Direktoren und Intendanten vorzunehmen ſeyen.

Zuerſt handelt es ſich hiebei um die gründliche Feſtſtellung derjenigen Tantièmemaßnahmen, welche den Bühnenleitern zuzumuthen ſind. Die Vorarbeiten des Vorſtands nahmen auf das Tantièmegeſetz des Berliner Hoftheaters Bezug. Es ſind indeſſen die Verhältniſſe der kleineren Bühnen, wie ſich in der Debatte herausſtellte, theils von ſolcher Beſchaffenheit, daß nicht wohl eine durchgängige Normirung in der bezeichneten Weiſe zweckmäßig erſcheint, theils empfiehlt es ſich, die Sitte des Honorarzahlens als feſtſtehende Regel zu befürworten und demgemäß die Tantième erſt nach einer beſtimmten Reihe von Vorſtellungen zu beanſpruchen.

Ferner kam die Bildung eines Centralleſecomité zur Berathung. Die den Zwecken des Vereins günſtigen Bühnenleiter verlangen Gegenleiſtungen. Sie wollen Erleichterungen im Prüfen und Auswählen der neuen Stücke. Auf dieſen ſelben wunden Fleck weiſen die dramatiſchen Dichter hin. Sie behaupten zu ſummariſch abgeurtheilt zu werden. Sie verlangen eine minder flüchtige, mehr von äſthetiſchen Principien geleitete Würdigung ihrer Werke. Dem Anſchein nach klingt das Alles ſehr verſtändig; aber in der Praxis? Je näher man dem Gegenſtande auf den Leib rückt, deſto unmöglicher erſcheint er. Welche Danaidenarbeit! welche Verfeindungen nach allen Seiten! welche Zweckmäßigkeitsrückſichten ohn' Ende, und zuletzt, wo die Gewähr, daß auch nur eines dieſer vom Leſecomité empfohlenen Stücke zur Aufführung gelangt? Die Verſammlung half ſich aus der Klemme, indem ſie eine Commiſſion mit der Ausarbeitung eines Vorſchlags für die nächſte Generalverſammlung beauftragte. Inzwiſchen ſteht allerdings zu erwarten, daß Licht über daſjenige wird, weſſen der Verein ſich von den Bühnenleitern zu gewärtigen hat. Dadurch würde dann die Ausführbarkeit eines Leſecomitéprojekts etwas beſſer zu beurtheilen ſeyn.

Schon bei dieſem Gegenſtande ließ ſich übrigens die

Digitized by Google

Frage nicht abweisen: wird der Verein die mannigfachen ihm obliegenden Aufgaben ohne Geldmittel zu erreichen im Stande seyn? Da die Gründung eines Vereinsorgans — etwa die Uebernahme der Wehl'schen Schaubühne — wünschenswerth erscheinen mußte, so erhielt eine Commission neben der Aufgabe, „sich unausgesetzt mit dem Gebahren der Kritik zu beschäftigen," noch die weitere Vollmacht, wegen Uebernahme jenes Organs Verhandlungen anzuknüpfen, was denn die allseitige Prüfung der finanziellen Frage für die nächste Generalversammlung zur Folge haben wird.

Die Repertoirefrage, in so weit sie als die Aufstellung eines Musterrepertoires gefaßt werden konnte, war schon bei der Vorberathung dieses Gegenstandes als unzweckmäßig erkannt worden und wurde durch das Nachdrängen wichtiger Fragen vollends von der Tagesordnung beseitigt. Ein solches Musterregister wäre allerdings ein vortreffliches Faulenzer für bequeme und tantièmescheue Bühnenleiter, empföhle sich aber auch nicht einmal vom ästhetischen Gesichtspunkte. Wer nicht die Rollenbesetzung in der Hand hat, wird mit seinen Empfehlungen verschollener Stücke nimmer über einen gewissen idealen Kreis hinausgreifen dürfen.

Folgte die Frage: soll ein Theatergesetz befürworter werden? Dieser Gegenstand hätte ohne Zweifel unter andern Umständen an die Spitze der sämmtlichen Verhandlungen gestellt werden müssen. Er verlangt einen unbefangenen Standpunkt und kühne Rücksichtslosigkeit. Keines von beiden konnte auf dem bereits so unverkennbar betretenen Wege des Compromisses, des Abrechnens mit bestehenden Machtverhältnissen, herausgekehrt werden. So ging denn auch dieses Kapitel in die Hände einer Commission über, welche abwartend der Aufnahme der übrigen Vorschläge zu folgen hat, bevor sie die nächste Versammlung mit bestimmten Forderungen angeht. — Hier einstweilen ein paar Worte über die Hoftheater.

Man überseht zu oft, daß viele unserer deutschen Civillisten die den Fürsten aus den Theaterbesitz erwachsenden Lasten ausdrücklich berücksichtigen. In der Regel ist die Civilliste, oder der jährliche Gehalt des Fürsten, bei Vereinbarung dieses Jahrgelbes nicht nur so im Allgemeinen hingestellt worden, sondern vielmehr unter der Voraussetzung, daß von dieser Summe u. a. auch die Theaterzuschüsse mit bestritten würden. Da nun im Wesentlichen die Steuerzahler die Civilliste aufbringen und da diese wieder die Theater zu erhalten hat, so besagt eine staatliche Organisation des Theaters, so weit sie die Hoftheater betrifft, im Grunde nichts anderes, als daß über die jährlich für Theaterzwecke aufgewendeten Summen künftig durch eine verantwortliche Behörde dem Lande Rechenschaft abgelegt werde. Das hofmännische Element würde beseitigt werden und das bureaukratische träte an seine Stelle. Wie dieses letztere verhindert werden könnte, seinen verknöchernden Einfluß auf das Bühnenleben zu übertragen, wäre Sache der Volksvertretung und der öffentlichen Kritik. Daß es übrigens auch bei dem jetzigen Stande der Hoftheater nicht ohne Bureaukratie abgeht, bedarf wohl keines Nachweises. Noch ganz ohnlängst hat ja eine unserer hervorragendsten Bühnen einen Mann zum Leiter erhalten, dessen ganze bisherige Thätigkeit der Gerichtsstube gehört. Nun kommt zu diesen bureaukratischen Eigenschaften, sobald eine solche Persönlichkeit Hoftheaterintendant wird, noch das Erforderniß hofmännischer Geschmeidigkeit und gefügigen Willensverzichts hinzu, also zu dem einen Element, das wir bei der staatlichen Organisation der Bühnen mit in den Kauf nehmen müssen, noch das andere, weit bedenklichere, weil es ganz in den Fugen des Thrones wurzelt. Läge die Frage nun einfach so: soll das Land auch ferner auf dem Wege der Civilliste die Hoftheater erhalten und keinerlei Einfluß auf die Verwendung seiner Zubuße haben? oder soll es vielmehr von nun an Rechenschaftsablage und Beachtung seiner ästhetischen Forderungen von dem, nicht mehr dem Hausminister, sondern dem Ministerium des Innern untergeordneten Bühnenintendanten zu verlangen berechtigt seyn? Läge die Frage so, da wäre ohne Zweifel wenigstens die öffentliche Meinung gar bald für die staatliche Organisation der Bühnen zu gewinnen. Die Verhältnisse haben aber einen viel verwickelteren Charakter, und dieß mag die Zurückhaltung rechtfertigen, welche — dem Vernehmen nach — der Bühnenverein in seinem bereits vor sechs Jahren ausgearbeiteten Theatergesetzentwurf den Hofbühnen gegenüber beobachtet. Dieser Entwurf, so scheint es, läßt die Hofbühnen unberührt und empfiehlt nur die staatliche Organisation der übrigen Theater. Wie zu erwarten war, hat er keinerlei Anklang gefunden. Wie hätte er es auch können? Vornehmlich von den Leitern der Hofbühnen aufgegangen, konnte er alle jene Mängel, welche das Höfische doch nun einmal kennzeichnet, nicht füglich in den Kreis seiner Ausstellungen ziehen. So wenig seine Verfasser für diese Gebrechen auch blind seyn mochten, die natürliche Folge ihrer Stellung war, daß sie einzig den Splitter im Auge der mit den Hofbühnen concurrirenden Institute zu sehen und ihm abhelfen zu wollen schienen. Diese unvollständige Kurart, so gut sie gemeint war und so sehr ihre Durchführung sich vielleicht im Laufe der Zeit als Correctiv auch gegen die übeln Seiten der Hoftheater erweisen hätte, konnte die öffentliche Meinung unmöglich für sich einnehmen. Wenn wir je dahin gelangen, die Bühne als „eine moralische Anstalt," als „eine Schule der praktischen Weisheit" nicht nur in unsern Forderungen an die Bühne anzusehen, sondern ihr auch die Mittel zur Verwirklichung dieser ihrer Aufgaben in die Hand zu geben; wenn wir uns je zu ihrer Hebung und dauernden Sicherstellung bestreuern werden, wie wir es so längst zum Besten der Volkserziehung, auf dem Wege der Schule, zu thun gewohnt sind; wenn wir der Nation je das Recht zurückerobern, ein gutes und wohlfeiles Theater zu denjenigen Erholungsstätten zu zählen, welche auch den bescheidenst gestellten Familien noch zugänglich sind, so wird diese gründliche Umgestaltung

Digitized by Google

aller Theaterverhältniſſe ſicherlich nicht vor den Hofbühnen ſtehen bleiben.

Ich ſagte, die Löſung dieſer letzteren Frage ſey verweicheiter Art. Sie iſt es weniger deßhalb, weil die Theaterliebhaberei unſerer Fürſten füglich ihre eigenen Wege zu wandeln berechtigt iſt und der Gegenſtand aller Orten in die perſönlichſten Beziehungen ausläuft, als vielmehr deßhalb, weil in jeder Reſidenz die Hoftheaterbedingungen unter ſich höchſt verſchiedener Art ſind, ſo daß keineswegs aller Orten die Verringerung der Civilliſte, reſpective die Uebertragung der Theaterlaſten auf das Conto irgend eines budgetmäßigen Ausgabeetats genügen würde, um aus Hofbühnen Nationaltheater zu machen. An ſehr bedeutſamen Stellen kräftigt ſich die Theaterkaſſe Jahr aus Jahr ein an dem metalliſchen Brunnen fürſtlicher Munificenz, und weder die Statiſtik gibt über dieſe Chatoullengeheimniſſe Aufſchluß, noch läßt ſich die Hebung der Bühne damit anfangen, daß man ſo freigebige Spender, ſtatt ſie für die Reform zu gewinnen, zu verdrängen ſucht.

Aus dieſem Grunde wäre es ohne Zweifel wünſchenswerth geweſen, daß die Generalverſammlung des Shakespearevereins auch von Männern wie Eduard Devrient beſucht worden wäre. Goethe gibt mit den wenigen Worten, durch welche er die bei den Hamletproben im Wilhelm Meiſter ſo wohlwollend betheiligten beiden Theaterfreunde einführt, ein vortreffliches Bild von Theaterfreunden im Allgemeinen: „Sie liebten das Theater zu ſehr, um es recht zu kennen.“ Dieſer gute Wille, wo er eine Anzahl von Theaterfreunden zu opferwilliger Vereinsthätigkeit zuſammenführt, ſollte von Perſönlichkeiten, die das Theater nicht nur „recht kennen,“ ſondern ihre Kräfte auch ſeiner Veredelung widmen, nimmer ohne Führung und Belebrung gelaſſen werden, und je mehr der Arbeit noch zu thun bleibt, deſto raſcher ſollten die zur Leitung Berufenen die willig dargebotenen Hände ergreifen. Es war daher verſtändig, daß, obſchon gerade von Eduard Devrient keinerlei Lebenszeichen an den Verein ergangen war, die Verſammlung ſeinen Namen dennoch denjenigen zugeſellte, welche über die Cardinalangelegenheit aller Theaterreformen, über ein Theatergeſetz, der nächſten Generalverſammlung Bericht zu erſtatten haben. Möge er nicht durch eine Ablehnung denen Recht geben, welche den Verfall des deutſchen Theaters als eine jener Krankheiten bezeichnen, die man auf gut Glück austoben laſſen muß und für welche kein Kraut gewachſen iſt! Da alles Gute nur durch Opfer zu fördern iſt, ſo findet der Peſſimismus ohnehin es nur zu bequem, die Hände in den Schooß zu legen und am Ufer ſtill zu ſitzen, bis der Fluß einmal vorüber gefloſſen ſeyn wird.

Wenn ich zum Schluſſe eine Meinung über die Anſichten des Shakespearevereins ausſprechen ſoll, ſo glaube ich, daß erſt die nächſte Generalverſammlung Anhaltspunkte für ein ſolches Urtheil bieten dürfte. Da die Begründer des Vereins im Weſentlichen die von Seiten der Intendanten und Direktoren (alſo von dem Bühnenverein) an die dramatiſchen Schriftſteller im Jahr 1858 ergangene Aufforderung, ſich zu verbinden und ſolcher Art ein Unterhandeln von Verein zu Verein zu ermöglichen, im Auge gehabt haben, ſo iſt es kein Unglück, wenn ſich die Bühnenleiter dem Verein gegenüber einſtweilen zuwartend verhalten und auf ſeine Beſchlüſſe keinen weſentlichen Einfluß zu gewinnen ſuchen. Sehr zu wünſchen iſt dagegen ein möglichſt allſeitiger Anſchluß der ſchriftſtelleriſchen Kräfte Deutſchlands, ſo wie eine nachhaltige Förderung Seitens kunſtſinniger Theaterfreunde. Der Jahresbeitrag von zwei Thalern iſt hoffentlich auch für ſolche Freunde des Guten nicht zu hoch gegriffen, welche durch die übertriebenen gegenwärtigen Theaterpreiſe und durch das verfallende Spiel auf den Brettern ſelbſt ſich längſt des Theaterbeſuchs entwöhnt haben. Was die Schauſpieler betrifft, ſo mögen ſie ſich um ſo weniger von der vorwiegend literariſchen Phyſiognomie des Vereins abhalten laſſen, ſich demſelben zu geſellen, als auch ihre berechtigten Forderungen ohne ein Bündniß mit der Literatur, wie die Erfahrung lehrt, ſich nicht Geltung zu verſchaffen vermögen. Die Beſſeren unter ihnen werden aber nicht in Zweifel darüber ſeyn, daß die hohen Gagen Einzelner durchaus keinen Maßſtab für die geſteigerte Bedeutung des ganzen Schauſpielerſtandes bieten, und daß er, um mit den Anſprüchen des guten Geſchmacks und der feineren Bildung Schritt zu halten, auch ſeine geiſtigen Pfleger und Ernährer in ihren Kämpfen für eine Reinigung der Kunſt unterſtützen ſoll. Es iſt wahr, die Zeit iſt längſt vorüber, wo die Schauſpieler den Fürſten Abends mit Fackeln heimgeleiten mußten; aber auch das Wort Iffland's: „daß ſich der Schauſpieler als Volkslehrer fühlt, das iſt ſein innerſtes Standesgefühl,“ gehört ſchon einer faſt vergeſſenen Zeit künſtleriſcher Begeiſterung an. Werden ſie die Fackel in dieſem Sinne wieder zu ihrem Attribut erheben?

Digitized by Google

Newyork, September.

(Schluß.)

Die Präſidentenwahl.

Perſönlich unbedeutend, furchtſam und aufgeblaſen, iſt M'Clellan ein unbedingtes Werkzeug in den Händen der Verräther, welche hoffen, durch ſeine Erwählung die Macht zu erlangen, Jefferſon Davis das Land zu Füßen zu legen und ihn zu bitten, die Bedingungen zu dictiren, unter denen es ihm gefällig ſeyn würde, in die Union zurückzukehren und Freiheit und Menſchenrechte auf Generationen durch die eiſerne Ferſe der Sklavokratie zertreten zu laſſen. Wenn man die falſche, ehrloſe Stellung betrachtet, welche M'Clellan als General der Republik und Freund der Rebellen zu gleicher Zeit einnahm, kann man ſich eben nicht wundern, daß er ſich glücklich ſchätzt, der Candidat einer Partei zu ſeyn, deren erklärter Zweck Frieden um jeden Preis iſt.

Die ganze Nichtswürdigkeit der Friedensdemokratie tritt am grellſten in dem Umſtand hervor, daß ſie nur durch die Unglücksfälle und Niederlagen, welche die Unionsheere möglicherweiſe noch vor dem Wahltag erleiden können, an's Ruder zu gelangen vermögen, da das Volk ſich unter keinen andern Umſtänden den Frieden gefallen laſſen würde, den ſie ihm aufdringen möchten. Jeder Sieg über die Rebellen iſt ihnen ein Schlag, ein Dämpfer für ihre Hoffnungen. Als die Nachricht von der Einnahme von Atlanta, eines der wichtigſten militäriſchen Punkte, einlief und der Sieg in der ganzen Union durch Kanonenſchüſſe und Feuerwerke gefeiert wurde, gingen die Friedensdemokraten oder „Kupferſchlangen“ mit langen Geſichtern umher, ſchimpften und fluchten auch wohl laut und verwünſchten den ungelegenen Sieg. Die Hauptſtütze der Friedensdemokraten ſind die Irländer, ohne deren Hülfe ſie vollſtändig machtlos wären. Rob, brutal, unwiſſend, dem Trunk ergeben und voll bittern Haſſes gegen die Neger, ſind die Irländer jederzeit zu allem Schlechten, zu jeder Gewaltthätigkeit bereit und die unbedingten Werkzeuge der Demokratie. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß im Fall der Erwählung M'Clellans eine organiſirte Pöbelherrſchaft dafür ſorgen würde, daß kein Redner, keine Preſſe des Landes mehr ein Wort zu Gunſten der Freiheit und der gleichen Rechte zu ſagen wagen dürfte, daß beſonders jede Aeußerung gegen die gehäſſige Inſtitution der Sklaverei als Hochverrath behandelt und Negerverfolgungen, Sklavenjagden zum täglichen Zeitvertreib dienen würden.

Auf der andern Seite ſteht die große Unionspartei, zu welcher auch viele ehemalige Demokraten und überhaupt Alle gehören, die nicht entweder offen oder heimlich auf der Seite der Rebellen ſtehen, oder durch Negerhaß dermaßen verblendet ſind, daß ſie die Aufrechthaltung der Sklaverei über die Erhaltung der Nationaleinheit ſtellen. Sie iſt es, welche den Kern des Volkes umfaßt, und nur große, unvorhergeſehene Niederlagen und Unglücksfälle, welche das Heer vor der Wahl noch erleiden könnte, vermöchten ihr den Sieg zu entreißen. Die Erhaltung der Union durch die unbedingte Unterwerfung der Rebellen und die gänzliche Abſchaffung der Sklaverei, als der Urſache des Bürgerkriegs, ſind die Hauptpunkte des Programms, welches in der Unionsconvention in Baltimore im Juni aufgeſtellt wurde. Leider bleibt das Programm hier ſtehen und läßt das Gute, welches es enthält, unvollſtändig, denn von vollkommener Gerechtigkeit gegen die Neger, von ihrer bürgerlichen Gleichſtellung iſt nichts geſagt, obgleich gegenwärtig über 100,000 Farbige im Felde ſind und die Schlachten der Nation unter größeren Gefahren ausfechten, als ihre weißen Gefährten, da ſie von den Rebellen nicht als Kriegsgefangene behandelt, ſondern mit kaltblütiger Grauſamkeit von der „üblichen Ritterſchaft“ gemordet werden. Das Farbenvorurtheil, dieſer Fluch des Amerikaners, ſelbſt des aufgeklärteren Gegners der Sklaverei, verleitet ihn, ſeinen wahren Bundesgenoſſen, den ohne Ausnahme loyalen, treuen Farbigen das Stimmrecht vorzuenthalten, während er es in der Ordnung findet, daß die ganze Rotte unwiſſender roher Irländer ihr vollwichtiges Wahlrecht übe, obgleich er weiß, daß jede einzelne Stimme zu Gunſten der Verräther und Feinde abgegeben wird. Das Programm iſt in dieſer Beziehung der treue Abdruck des Volkes.

Dabei fehlt der Sache der Unioniſten ein wichtiges Element, ohne welches keine Partei des Sieges gewiß ſeyn kann: dieß iſt der Enthuſiasmus für ihren Candidaten. Abraham Lincoln iſt nicht der Erwählte des Volks, ſondern der Beamten, der Politiker und Spekulanten, aller derjenigen, welche die Vortheile ferner genießen wollen, die ſie während ſeiner Adminiſtration genoſſen. Mit wahrhaft unanſtändiger Eile wurde er dem Volke von den politiſchen Cliquen aufgezwungen. Seine Ernennung war von ihnen im voraus beſchloſſen, und jeder andere Candidat war ausgeſchloſſen. Lincolns Mangel an höherer Einſicht, Bildung und Energie, ſeine Halbheit, ſeine Nachſicht gegen Rebellen und Verräther, im Gegenſatz zu der Ungerechtigkeit und Rückſichtsloſigkeit, mit der er oft gegen ſeine treueſten Verbündeten verfährt, ſeine kleinlichen Umtriebe gegen Fremont und den Finanzminiſter Chaſe, ſobald er fand, daß ſie ihm als Mitbewerber gefährlich werden könnten — alles dieß ſind unleugbare Thatſachen, die ihm den Adel und die Abneigung der Elite der Nation zugezogen haben. Jeder aufgeklärte, gebildete

Digitized by Google

Mann, dem das Wohl des Landes wahrhaft am Herzen liegt, gestellt offen ein, daß er einen andern Mann vorgezogen haben würde, allein zwischen M'Clellan und Lincoln gestellt, natürlich das Seinige thun wird, um dem endlosen Unheil einer demokratischen Administration vorzubeugen. Lincoln, ohne besondere Popularität, ohne die Fähigkeit solche zu erlangen, wird dennoch die Stimmen aller Unionisten, aller Gegner der Sklaverei erhalten, aber einzig weil sie ihn als das geringere der beiden Uebel betrachten, zwischen denen sie die Wahl haben.

Neben diesen beiden Candidaten gibt es noch einen dritten, der sich jedoch nur dem Namen nach auf dem Wahlplatz befindet, obgleich er an Fähigkeit, Redlichkeit, Einsicht und Gesinnung jene beiden weit überragt, nämlich John C. Fremont. Schon im Anfang des Jahres, als sich klar herausstellte, daß die Ernennung Lincolns unter den Parteiführern eine abgekartete Sache war, die unter allen Umständen durchgesetzt werden würde, beschloß eine Anzahl patriotischer, aufgeklärter Männer, die schon lange den Mißgriffen und Halbheiten der gegenwärtigen Administration mit Unruhe und Empörung zugesehen hatten, durch die Ernennung eines radikalen Candidaten eine Coalition gegen die wachsende Bewegung zu Gunsten Lincolns zu bilden. Manche der besten und ausgezeichnetsten Männer, unter ihnen Wendell Philipps, nahmen thätigen Antheil an der Bewegung, die besonders auch unter den Deutschen lebhaften Anklang fand, und in einer Convention, die gegen das Ende Mai's in Cleveland stattfand, wurde Fremont fast einstimmig zum Candidaten für die nächste Präsidentschaft ernannt. Das Programm stellt gleich dem der Lincolnpartei die Erhaltung der Union, die Unterwerfung der Rebellen und die Abschaffung der Sklaverei als Hauptpunkte auf, außerdem verlangt es aber die bürgerliche Gleichstellung der Farbigen und die Confiskation der Ländereien der Rebellen, die den freigewordenen Sklaven zum Anbau überlassen werden sollen. Ein besserer Candidat war seit vielen Jahren nicht ernannt worden, und das Programm verdiente von einem aufgeklärten Volke als ein erfreuliches Zeichen des Fortschritts begrüßt zu werden; aber hier ist man noch nicht so aufgeklärt, und das Unternehmen schlug gänzlich fehl. Die Leiter der Bewegung, obgleich sich unter ihnen, wie gesagt, manche der besten und ausgezeichnetsten Männer befinden, besitzen nicht das Ansehen, die politische Stellung, welche den Massen imponirt und sie fortreißt. Sie fühlten selbst, daß sie zu schwach waren, um nur eine anständige Minderzahl zu bilden, viel weniger ihren Candidaten durchzusetzen, und haben sich nach Bundesgenossen auf einem andern Gebiet um. Durch kleine Zugeständnisse glaubten sie die Unterstützung der Demokraten erlangen zu können, welche damals noch nicht ihren Candidaten gewählt hatten, und ernannten John Cochrane zum Vicepräsidenten, einen gesinnungslosen Politiker von ächtem Schrot und Korn, der schon allen Parteien, und zuletzt den Ultrasklavereipropagandisten angehört hatte. Fremont selbst ließ sich verleiten, die Verbindung einzugehen, und die Folge war ein vollständiger Schiffbruch. Die Demokraten, welche auf die Herstellung der alten Sklavereimacht hinarbeiten, freuten sich nur der Spaltung unter ihren Gegnern, während manche Radikale, über die Zugeständnisse empört, welche man den Feinden gemacht, sich mit Widerwillen zurückzogen, so daß Fremont vereinzelt, ohne Partei dasteht, und selbst seine wärmsten Anhänger sich in die Nothwendigkeit versetzt sehen, am Wahltag ihre Stimmen für Lincoln abzugeben, um nicht M'Clellan durch Zersplitterung zu verstärken.

Welche der Parteien, welcher der Candidaten nun auch siegreich seyn mag, welche Ereignisse sich zutragen mögen, so gehört doch nur ein gewöhnlicher Grad von Einsicht und Kenntniß der Verhältnisse dazu, um mit Sicherheit voraussagen zu können, daß die Tage des Krieges gezählt sind, und die eine Partei so fest wie die andere entschlossen ist, so bald als möglich Frieden zu schließen. Die Demokraten wollen einen Frieden, welcher den Norden gebunden den Sklavenhaltern in die Hände liefert, während auf der andern Seite Lincoln und sein ganzes Cabinet wohl wissen, daß das Volk des langen Krieges herzlich müde ist, und sie der Wiedererwählung fast sicher wären, wenn sie dem Land einen ehrenvollen Frieden in Aussicht stellen könnten. Die fortwährend erneuten, wenn auch immer widerlegten Gerüchte von Friedensunterhandlungen sind nicht ohne Grund, und außerdem ist kein Zweifel, daß die Rebellen aufs äußerste erschöpft sind und in dem ungleichen Kampf nur durch die Hoffnung auf einen Sieg am Wahltag aufrecht erhalten werden, daß aber in dem wahrscheinlichen Fall einer Niederlage bald das ganze künstliche Gebäude der Conföderation krachlos zusammenbrechen müßte. Die nächsten Monate werden wahrscheinlich diese Voraussetzungen bestätigen, und die große Frage bleibt nur: wird ein Frieden zu Stande kommen, in dem die gänzliche Ausrottung der Sklaverei außer Zweifel gestellt ist? Nur ein solcher kann wahrhaft segensvoll und dauernd seyn, während jede Uebereinkunft, welch diese Ursache des Krieges übrig ließe, nur ein Scheinfrieden wäre. Die ganze Bitterkeit und Feindseligkeit würde zurückbleiben und einige Generationen früher oder später wieder zu neuem blutigem Zweikampf führen.

Digitized by Google

London, Oktober.

Die Müller-Epidemie. — Lord Brougham und die Social Science Association. — Ländliche Zustände. — Landor †.

Nach der fast tropischen Hitze und Dürre der Sommermonate haben September und Oktober uns schöne, goldene Tage gebracht, über deren Herrlichkeit Racingmen, Jäger, Farmer, ja das gesammte Volk der britischen Inseln in gleichem Enthusiasmus schwelgen. Trotz dieser herbstlichen Abkühlung der Atmosphäre hat aber die Müller-Epidemie, von der ich in meinem letzten Briefe gesprochen, so wenig nachgelassen, als ständ der Hundsstern noch mit voller sengender Glut über unsern Häuptern. Dem durch die Erwartung der Ankunft des angeblichen Mörders erregten Fieber ist nun die Unruhe über den endlichen Ausgang seines Processes gefolgt, und wenn die Enttäuschung durch das friedliche Aussehen und ruhige Wesen des deutschen Schneidergesellen, den die erhitzte angelsächsische Phantasie sich zum mindesten als einen Jack Sheppard oder Fra Diavolo vorgespiegelt hatte, in der naivsten Weise zum Ausdruck kam, so ist der fanatische Eifer der Spekulation über das ihm zugeschriebene Verbrechen, die Gier ihn zu sehen und von ihm zu lesen, doch keineswegs geringer geworden. Man hat öfter die Bemerkung gemacht, die englischen Gesetze und Rechtsgewohnheiten seyen besser als das unter ihnen aufwachsende Volk, und wer das humane Auftreten der Polizei gegen den allerdings angeklagten, aber noch nicht schuldig befundenen Gefangenen mit dem rohen Benehmen der Menge vergleicht, die ihn, so oft er sich zeigen mag, mit Schreien, Flüchen, Drohungen und Verwünschungen begrüßt, wird nicht umhin können, jener Anschauung theilweise beizupflichten. Natürlich lieferte der geizlose Pöbel der Hauptstadt zu jener Menge ein bedeutendes Contingent, allein keine unbeträchtliche Anzahl der Neugierigen, die sich unter ihn drängen, gehört andern, besseren Gesellschaftskreisen an. Ich beabsichtige nicht, die Leser mit einer Wiederholung der Verhöre zu langweilen. Im Großen und Ganzen hinterlassen dieselben bis jetzt einen für Müller eher günstigen als ungünstigen Eindruck; wenigstens scheint es unmöglich, daß auf die vorhandenen Beweise hin eine Jury ihr Schuldig gegen den Angeklagten aussprechen sollte. Aber noch einige andere Vorkommnisse allgemein socialer Natur scheinen mir, im Zusammenhang mit diesem seltsamen Ereigniß, der Bemerkung werth.

Ich rechne dahin zunächst den Fall eines Menschen, der sich in einem Londoner Bierhause, in halb trunkenem Zustande, aus freien Stücken der Theilnahme an dem Morde des Mr. Briggs beschuldigte, den Hergang der Tragödie und die von ihm dabei gespielte Rolle auf's genaueste beschrieb und durch den entsetzten Wirth der Polizei ausgeliefert wurde. Es fand sich, daß die Selbstanklage dieses Menschen absolut nichts als die Schöpfung seines erhitzten Gehirns war, und er wurde nach mehrtägiger Haft mit einer Warnung, sich in Zukunft vor ähnlichen Phantasien zu hüten, entlassen. Ernsthafter endete die leidenschaftliche Beschäftigung eines andern Individuums, eines jungen Londoner Fabrikarbeiters, mit den Thaten und Schicksalen Müllers. Wie seine Mitarbeiter aussagten, hatte dieser junge Mann sich seit längerer Zeit so unausgesetzt in das große Geheimniß vertieft, daß er von wenig Anderem sprach und endlich zu dem wundersamen Resultate kam: „es müsse doch schön seyn, gehängt zu werden, er möchte wohl versuchen, wie es thue, und wünsche sich ein dem Müllerschen ähnliches Loos.“ Von dem Wunsche, so scheint es, war kein weiter Weg zu der Erfüllung; eines Tags fand man den jungen Mann in seinem Zimmer erhängt — ob als Resultat eines verunglückten Spiels der Einbildungskraft, oder als Consequenz eines resoluten, unabänderlichen Entschlusses, war nicht zu ergründen. Die Jury des Todtenbeschauers erkannte auf „Selbstmord in einem Anfall von Wahnsinn.“ Den erwähnten Vorfällen gegenüber wird sich gegen den oben gebrauchten Ausdruck „Müller-Epidemie“ wenig einwenden lassen.

In den Provinzen ist den Sitzungen der Association for the Advancement of Science die Eröffnung der Social Science Association gefolgt. Es wurde dieselbe vor sieben Jahren durch den alten Lord Brougham gegründet und besagter alte Lord eröffnete auch die diesjährige Session. Lord Brougham hat vor kurzem sein 87stes Jahr vollendet und die Zeitungen sind voll Bewunderung für die Rüstigkeit und geistige Beweglichkeit „of the venerable Lord Brougham.“ Alle Achtung vor den ehrwürdigen Eigenschaften eines hohen Alters! Uns aber wollte es vorkommen, indem wir die Eröffnungsrede lasen, als ob der venerable Lord Brougham nachgerade mehr und mehr das werde, was man in England a nuisance nennt, wir dieß anerkanntermaßen auch dem Herzog von Wellington während seiner letzten Lebensjahre begegnet ist. Wunderlich war der Mann bei seinen großen Talenten immer; allein in jüngster Zeit sind seine Aeußerungen zu einem völlig ungenießbaren Mischmasch von rhetorischer „Weisheit“ und kindischer Altersnarrheit herabgesunken, die den herannahenden gänzlichen Verfall seiner Geisteskräfte weissagen. Viel verstörtes und albernes Zeug ist fürwahr in England über die schleswig-holsteinische Frage geschwatzt worden; allein wir erinnern uns weniger, zugleich so kindisch unwissenden und sophistisch präventiösen Phrasen, als der des ehrwürdigen Lord Brougham in seiner jüngsten Eröffnungsrede. Ihm war die Entdeckung vorbehalten, daß „die gegen Dänemark geübte schmähliche Unterdrückung ihres Gleichen suche selbst in dem Despotismus Rußlands und

Digitized by Google

den Leiden Polens;' daß Preußen ſich zum Kriege habe hinreißen laſſen „durch den Wahnſinn des deutſchen Pöbels“ und Oeſterreich „ohne irgend ein erbenkliches Intereſſe, wäre es nicht etwa ein Traum von deutſchem Einfluß, als Gegengewicht gegen ſeine ungariſch-italieniſchen Nöthe, den ſchändlichen Planen Preußens Gewicht verliehen habe.“ Das Nationalgefühl eines großen Volks von vierzig Millionen nans façon als „den Wahnſinn eines Pöbels“ zu charakteriſiren, ſo weit haben ſelbſt die würdigſten Torpblätter es nicht gebracht und die „gegen Dänemark geübte Unterdrückung“ (die durch Dänemark geübte Unterdrückung wird natürlich mit keiner Sylbe erwähnt) über den ruſſiſchen Deſpotismus in Polen zu erhöhen, iſt ſelbſt den gewiſſenloſeſten engliſchen Korreſpondenten weder gelungen, noch je in den Sinn gekommen. Man könnte ſo einfältige Lucubrationen mit einem mitleidigen Lächeln paſſiren laſſen; allein das Bedauerliche iſt, daß ſie von Millionen geleſen werden und daß Tauſende, weil ſie von Lord Brougham kommen, ihnen eine Bedeutung zuſchreiben, die ihnen unabhängig davon abgeht. In ähnlicher Weiſe äußert der venerable Lord Brougham, der ehemalige Advokat der Sklavenemancipation, ſich über den großen amerikaniſchen Krieg, für deſſen „ſinnloſe Gräuel,“ ſeiner Anſicht nach, in der ganzen Geſchichte der Menſchheit kein Präcedenzfall vorhanden iſt und deſſen Beginn ſeitens der Nordſtaaten keinen Schatten von Sympathie in Anſpruch nehmen darf; ja, in ähnlicher Weiſe benuncirt er, der einſtige Advokat bürgerlicher und religiöſer Freiheit, aber der jetzige venerable Lord Brougham, die religiöſe Reformbewegung gegen die verknöcherten Zuſtände der altengliſchen puritaniſchen Bigotterie, welche unter den Auſpicien der „Essayers and Reviewers“ und des Biſchofs Colenſo beſtimmt ſcheint, in England endlich eine wahrhafte Epoche der Reformation in der Sphäre der Religion heranzuführen. Eine ſolche Apoſtaſie des hohen Alters von allen während eines langen Lebens verfochtenen Principien ſtimmt um ſo trauriger, wenn man ſie mit den freiſinnigen Impulſen zuſammenhält, welche England der Social Science Association ohne Frage zu danken hat. Denn die Aſſociation zieht alle Zweige der Socialpolitik in ihr Bereich, und da ihre Mitglieder nicht bloß Männer von Talent, Kenntniß und Lebenserfahrung ſind, ſondern auch praktiſch einflußreiche Stellungen einnehmen, ſo combinirt ihre Wirkſamkeit die Vortheile der theoretiſchen Diſcuſſion mit denen des reellen Fortſchritts. Jeder Einzelne trägt der Verſammlung das Beſte vor, was er als Specialiſt leiſtet; das permanente Comité der Aſſociation gibt dieſen Vorträgen die weiteſte Verbreitung und manche Reformfrage, die vielleicht noch lange geſchlummert haben würde, wird auf dieſe Weiſe vor das Tribunal der öffentlichen Meinung gezogen, findet in der Preſſe, der Literatur und im Parlament einen Wiederhall und reift raſcher einer legensreichen praktiſchen Löſung entgegen. Und ſo bornirt das engliſche Nationalgefühl in ſeiner wohlgefälligen Selbſtüberſchätzung den andern Völkern gegenüber oft erſcheinen mag, das Eine muß man dieſem Volke laſſen, daß es den Mißbräuchen ſeiner politiſch ſocialen Zuſtände, wenn ſie einmal an das Licht der Oeffentlichkeit gezogen werden, mit männlicher Entſchloſſenheit in's Auge ſieht und eher geneigt iſt, ſie durch Entrüſtung zu vergrößern, als durch Gleichgültigkeit zu verkleinern. Allerdings mangelt es ſelten an den auffallendſten, außerordentlichſten Enthüllungen und ein Gegenſtand der ſocialen Diskuſſion löst ſo in ſchneller Folge den andern ab.

Während der dießjährigen Sitzungen der Social Science Association waren es beſonders zwei Vorträge, deren Mittheilungen die größte Senſation erregten. Der eine derſelben behandelte die Statiſtik des Kindermordes und ſtellte die erſchreckende Thatſache feſt, daß unter der Geſammtzahl der Todtenbeſchauungen des verfloſſenen Jahrs nicht weniger als ein Drittel, d. h. 6506, Kinder unter ſieben Jahren betrafen, von denen 1100 unehelich waren. 3644 betrafen Kinder unter einem Jahr, und 1000 von dieſen waren illegitim. In der That iſt das Verbrechen des Kindermordes in England in grauenhafter Zunahme begriffen und die Nothwendigkeit energiſcher Maßregeln zur Steuerung des Uebels wurde in ernſteſter Weiſe hervorgehoben. — Ein anderer Vortrag conſtatirte nicht viel weniger auffallende Thatſachen über die Zuſtände der ländlichen Bevölkerung in einigen der binnenländiſchen und öſtlichen Grafſchaften. Banden von Kindern zwiſchen fünf- und ſechzehn Jahren, ſo erzählte der Berichterſtatter, ſeyen dort zur Beſorgung der Feldarbeiten in allgemeinem Gebrauche. Dieſe Banden (gangs) beſtehen gewöhnlich aus je vierzig Kindern. Die Kinder werden von den Arbeitgebern ihrer Eltern gemiethet, gewöhnlich für zwölf Monate. Jene Arbeitgeber vermiethen ſie wiederum an Farmer, die ſie im Felde gebrauchen. Sehr oft haben die Kinder einen langen Weg zurückzulegen, bevor ſie ihr Arbeitslokal erreichen, und der Einfluß dieſer Zuſtände in phyſiſcher und moraliſcher Beziehung iſt ſchrecklich; denn die Kinder beſitzen kein Mittel, ihrer Knechtſchaft zu entrinnen, ſind in Wahrheit nicht viel mehr als Sklaven. Die Erziehung wird völlig vernachläſſigt, die jüngeren Kinder werden durch die faulen Reden und ſchlechten Sitten der älteren verdorben und ſchnell eben ſo ſchlecht als jene. Am ſchlimmſten iſt die Demoraliſation da, wo gemiſchte, d. h. aus Knaben und Mädchen beſtehende Banden arbeiten. Kurz, die allertraurigſten Reſultate der Kinderarbeiten in den Fabrikſtädten kommen in jenen ländlichen Diſtrikten zum Vorſchein. Der Berichterſtatter ſtellte ſchließlich eine Forderung, welche in England zu den Seltenheiten gehört, ja nur in extremen Fällen geltend gemacht wird, daß nämlich die Regierung einſchreiten und, ohne die reformirende Thätigkeit der Lokalverwaltung abzuwarten, durch direkte Geſetzgebung den Uebeln ſo ſchmählicher Zuſtände abhelfen müſſe.

Indeſſen vergißt man über der einheimiſchen Socialgeſchichte nicht die Ereigniſſe der auswärtigen Politik. Amerika nimmt nach wie vor einen großen Theil der

Digitized by Google

öffentlichen Aufmerksamkeit in Anspruch und gibt alle paar Wochen der südfreundlichen Majorität der Presse, unter der Times, Daily Telegraph und Standard hervorragen, Gelegenheit, sich durch ihre eben so albernen als perfiden Commentare und Prophezeiungen über den Ausgang des großen Kampfes lächerlich zu machen. Auch der Aerger über die eigene Niederlage und den Sieg Deutschlands in der schleswig-holsteinischen Sache verkörpert sich noch mitunter in schmähenden Leitartikeln gegen unser Vaterland; ganz kürzlich kamen die alten Fabrikationen über die „Prussian outrages in Jütland“ wieder auf's Tapet. Allein im Allgemeinen ist der Ton in dieser Streitfrage bedeutend herabgestimmt. Besonders ist dieß der Fall, seit der mehr als kühle Empfang des Prinzen und der Prinzessin von Wales in Dänemark dem ohnehin schon gedemüthigten englischen Stolze, insofern er in den dänischen Krieg verwickelt war, gleichsam den letzten Stoß gegeben. Die in diesem Augenblick so äußerst unpolitische, indiskrete Reise hat ihre bittern Früchte getragen. Man setzt daher einer fatalen Thatsache ein heiteres Gesicht auf, bedauert die Dänen wegen ihres Unglücks und gibt großmüthig zu, daß man ihrem Phlegma etwas zu viel zugetraut, indem man gehofft, sie würden den englischen Prinzen, den Gemahl Alexandras, zu unterscheiden wissen von dem englischen Volke. Die große Masse des Publikums aber tröstet sich mit der Lektüre der Beschreibung der Hoffestlichkeiten in Kopenhagen und Stockholm, welche den dem englischen Geschwader beigegebenen Specialcorrespondenten der großen Tageblätter den nöthigen Stoff liefern zu einer Gemdination von glänzender Detailmalerei und philosophischen Reflexionen, wie sie für die Umfände am passendsten ist.

Am 17. September starb in seiner Villa bei Florenz ein sehr merkwürdiger Mann, den man seines hohen Alters wegen den Nestor der englischen Dichter und Schriftsteller nennen konnte, obgleich seine Stimme schon Jahre lang verhallt ist, und weder die Rebseligkeit noch die ruhige Weisheit des homerischen Helden ihm verliehen war — Walter Savage Landor. Landor wurde geboren am 30. Januar 1775, und war daher der jüngere Zeitgenosse von Crabbe, Burns, Coleridge, Rogers und Wordsworth, der unmittelbare Vorgänger von Campbell, Scott, Southey, Byron, Shelley und Leigh Hunt, jener zwei unter dem Einfluß des Revolutionszeitalters herangebildeter Dichter- und Literatenschulen, deren sämmtliche Coryphäen er überlebte. Sein Vater war ein begüterter Landedelmann in Warwickshire, und der junge Landor trat unter den günstigsten äußern Verhältnissen in's Leben ein. Seine Eltern hatten ihn zum Soldaten bestimmt; allein nachdem er mehrere Jahre in Rugby und Oxford studirt, entschied er sich zu Gunsten des alten classischen Wahlspruchs: cedant arma togae, und begann das Studium des Rechts. Sehr bald indeß mißfiel ihm auch dieser Beruf. Weder das verwirrende Labyrinth der Jurisprudenz, noch die einförmige Routine des Soldatenlebens sagten seinem unruhigen Geiste zu; beide liefen mehr oder weniger dem Geiste der revolutionären Ideen zuwider, die er mit leidenschaftlicher Schwärmerei eingesogen hatte, und er wählte schließlich das freie, ungefesselte Leben eines Schriftstellers, den früheren Wahlspruch vertauschend mit dem neuen: Musis amicus, Musarum sacerdos. Seine erste literarische Produktion, ein Band Gedichte, erschien im Jahr 1795 und machte ein ziemlich bedeutendes Aufsehen. Sie waren entschieden originell, und der eigenthümliche Geist des Dichters und Menschen Landor, eine männliche Kraft, deren energischer Ausdruck nicht selten in das Barocke und Manierirte ausartete, ein eleganter Geschmack, eine tiefe, obgleich mitunter in wunderlicher Weise reflektirte classische Bildung, kamen schon in diesem Erstlingswerke charakteristisch zum Vorschein. Im Jahr 1802, während des Friedens von Amiens, besuchte Landor Paris, wo er bei der Erhebung des ersten Napoleon zum lebenslänglichen Consulat zugegen war. Das Jahr darauf kehrte er zu seinen classischen Studien zurück und veröffentlichte eine lateinische Uebersetzung seines schon früher in englischer Sprache erschienenen Gedichtes „Gebir.“ Der Tod seines Vaters brachte ihn um diese Zeit in den Besitz ansehnlicher Güter im Westen von England; aber sein Aufenthalt auf denselben war kurz. Er war nicht geschaffen, die Rolle eines Grundherrn zu spielen. Nachdem er eine Zeitlang versucht, den Pflichten, welche seine neue Stellung ihm auferlegte, nach besten Kräften genugzuthun, seinen Landsassen auf das humanste entgegen gekommen war, alle ihre Wünsche zur Besserung ihrer Zustände auf's bereitwilligste erfüllt hatte, und trotzdem fand, daß er Undank erntete, verkaufte er voll Widerwillen den größten Theil seines Grundeigenthums und ging in ein freiwilliges Exil auf den Continent, ein Leben in unbeschränkter Freiheit der Routine langweiliger Pflichten und den lästigen Banden vorziehend, welche den englischen Grundherrn an seine Scholle fesseln.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 45. 4. November 1864.

I know I love in vain, strive against hope:
Yet in this captious and intemble sieve
I still pour in the waters of my love,
And lack not to lose still.

Shakespeare.

Paſſiflora.

(Fortſetzung.)

Ich weiß nicht, was ich heute beim Peter zu ſtöbern hatte, aber als ich beim Dunkelwerden mich wieder einmal an die Stirne faßte und dahinter zu kommen ſuchte, was ich denn eigentlich that und trieb, gewahrte ich mich im Lehnſtuhl der Kindbetterin, zwiſchen meinen Knieen eine Kaffeemühle, in deren Mahlgang irgend ein Stein aus Mocca, Braſilien oder dem Lande der Cichorien hinein gerathen war, und neben der Mühle am Boden kauernd die Kati, vollauf beſchäftigt, mit ihrer ſtählernen Strickнadel das granitene Ungethüm aus ſeinem Schlupfwinkel hervor zu ſtochern. Dieſes Geſchäft dauerte eine gute Weile, und ich hatte Zeit, um mit Muße das, was an der ganzen Scene maleriſch und unmaleriſch war, zu durchmuſtern, Kati ſelbſt wäre im Grunde kein ungünſtiges Motiv. Ohne ihre längſt zu enge Jacke erſcheint ſie nicht halb ſo formendürftig, wie ich's mir eingebildet hatte. Ein ſo farbloſes Haar, wie ihres, iſt mir freilich nie im Leben vorgekommen. Es iſt ganz Neſſel. Als ich verſuchsweiſe verſchiedene Gegenſtände von ſcharf abſtechender Färbung mit ihrem krauſen Schopf zuſammen hielt, brachte ich eine Scheinſkala von gebranntem Oker bis zum Beinſchwarz zu Wege, und als ſie endlich auf und davon lief, war ich wieder ſo klug wie zuvor. Nur ihre Wimpern ſind und bleiben wirklich ſchwarz. Sie muß mir doch gelegentlich einmal ſitzen. Schade! ihr Profil iſt eigentlich mißrathen; das Unterkinn ſchiebt ſich vor.

An der Wand, gerade über dem Bette der Wöchnerin, hängt ein Bild, das mir an dieſer Stelle zum erſten mal wahrhaft in's Herz gegriffen hat. Es iſt von einem Deutſchen, ich glaube er heißt Piloty, und darunter zu leſen ſteht, wenn ich recht geleſen habe: „die Amme.“ Eine junge Mutter, die ſich in der Stadt als Amme verdungen hat, beſucht ihr daheim verbliebenes Kind. Sie ſteht bei vornehmen Leuten im Dienſt; ihre Kleidung und ihre ganze Erſcheinung beſagen es; auch das hübſche fremde Kind, das ſie auf ihrem Beſuchsweg ſammt ſeinem älteren Geſchwiſter hat mitnehmen dürfen. Aber ihr eigenes Kind iſt derweil nicht zum Beſten gediehen. Wie es da in der ſchlechten Wiege liegt und kaum Kraft hat die Mutter anzulächeln, die Mutter, die ihren Lebensquell einem fremden Kinde ſpendet, iſt ihr plötzlich das Herz groß geworden, ſie ahnt das Ende, und wer ihr zuſchaut, empfindet's mit ihr. Im Hintergrunde ſteht ein altes Weib — die Großmutter oder die Ziehmutter des Kindes — und ſieht mit harter Miene von ihrer Scheuer-

Digitized by Google

arbeit seitwärts nach Kind und Mutter hinüber; sie hat dergleichen schon oft gesehen; es ist der gewöhnliche Lauf der Dinge.

Als ich beim Abendbrod dem Grafen von dem Bilde sprach, freute er sich meiner Lobsprüche. Er nannte es in seiner enthusiastischen Weise ein Gattungsmuster, das kaum übertroffen seyn dürfte und auf welches sich die Gentremalerei ein für allemal berufen könne, wenn man ihre Berechtigung in Zweifel ziehen wolle. Alles in dem Bilde sey verständlich, Alles sey unentbehrlicher Theil des Ganzen, Alles sey bedeutend. Dabei habe der Künstler gerade denjenigen Moment erfaßt, wo nur Miene und Geberde reden, als habe er bei dem ohnehin schon verständlichst angeordneten Stoffe sich auch noch mit Bewußtseyn auf das vollkommen Darstellbare beschränken wollen. Selbst die Bewegung sey keine andere, als wie die Wirklichkeit sie und mit dem Schein der Flüchtigkeit, und doch, weil unter dem lähmenden Eindruck eines Affekts, im Verharren vorführe, so daß auch nach dieser Seite hin die Grenze des vollkommen Darstellbaren inne gehalten sey. Als ich die reine Wirkung des Bildes, das doch einen so wehmüthigen Inhalt habe, in noch andern Feinheiten suchte, wies er mir diese in der weiten Perspektive nach, welche vor der Seele des Beschauers offen bleibe. Das Kind sey krank, aber es liege noch nicht im Sterben, die Mutter sey in fremdem Dienst, aber sie werde sich vielleicht frei machen, das Kind werde noch durch sie genesen. Die Hoffnung eines guten Ausganges sey nicht ausgeschlossen. Dieser gegenüber stehe der Zweifel und räsonnire etwa wie folgt. Die Alte scheint, aus ihrer rauhen Erfahrung heraus, ein anderes Ende vom Liede voraus zu hören. Die junge Mutter ist von nicht gemeiner Gestalt. In ihrem stattlichen Annenstaat mag sie, trotz des Schmerzes, der sie ergriffen hat, an die reizvolle Erscheinung ihrer besten Zeit gemahnen. Wenn sie etwa leichtsinnig war, wird diese Stunde sie witzigen? Schwerlich! — So der Zweifel. — Die milde Menschenkenntniß endlich, zwischen Hoffnung und Zweifel, ist auf das eine wie auf das andere gefaßt, ohne in irgend einem Falle den Stab brechen zu wollen. Mit Wehmuth blickt sie auf das ewig in Sonnenschein und Regen wechselnde Schicksal der Kreatur und bescheidet sich bei dem Gedanken, daß die Allmacht Gottes auf jede noch so düstere Wolke den Regenbogen hinzuzaubern weiß. Und so, schloß der Graf, steht der Beschauer gleichsam auf der Schwelle einer Anzahl künftiger Begebenheiten, deren Ungewißheit die in ihm erregte Theilnahme immer wieder von neuem fesselt.

Natürlich hatte der alte Herr denn auch seine Zwecke, als er vor Jahren das Bild in die Gärtnerwohnung hängen ließ; allenthalben, wo ein Heiliger allzu wurmstichig werde, sagte er mir, habe er seine Stellvertreter in Bereitschaft. Nach und nach hoffte er in der ganzen Gegend kein Haus ohne ein Bild zu wissen, das ein Stück Alltägliches zum Gegenstande ernsten Nachdenkens erhebe.

Das Wohlwollen des alten Grafen hat mich angesteckt. Ich bin, trotz meiner Abneigung gegen Carrikaturen, als der alte Herr meine Meinung über den kleinen Architekten wünschte, mit dem Hervorheben seiner schätzenswerthen Seiten freigebig gewesen, und so darf der drollige Mensch denn bleiben, bis ein für die Reise nach Rom ausreichender Wanderpfennig zusammengespart ist. Einstweilen läßt er sich meinen abgelegten Salvator Rosa vom Dorfschneider kleiner machen. Er baut dem letzteren dafür ein Taubenhaus. Mich hat er, da ich gegen Osten schlafe, mit einem sehr erwünschten Fensterladen überrascht und auch mir solcher Art schon seine vermeinte Schuld abgetragen. Den Bibliothekpavillon schlägt er vor nach der Seite des Teiches hin zu erweitern. Versuchsweise hat er aus Schindeln eine Art lilliputanisches Wasserrad an derjenigen Stelle construirt, bis wohin der Pavillon verlängert werden würde. Durch ein winziges Rinnsal in Bewegung gesetzt, plätschert das Rade heute bereits so anmuthig, daß der Graf nach dem Mittagsmahle seinen Schlafsessel dorthin tragen ließ und in der That in weniger als zwei Minuten behaglich einnickte. Nun soll das Ganze in größerem Maßstabe wiederholt werden. Der Balkon, auf dem der Graf dann künftig in unmittelbarer Nachbarschaft seiner Kunstschätze sein Schläfchen halten würde, hätte den vollen Nachmittagsschatten. Es ist ein unheimliches Zweckmäßigkeitstalent in diesem kleinen Menschen.

Ich habe heute wieder zu zeichnen versucht, aber trotz eines verhältnißmäßig ruhigen Pulsschlags nichts zu Wege gebracht. Noch drei Tage, wenn das Befinden des Fürsten nicht neuen Aufenthalt nöthig macht! Der Graf hat uns heute das ganze Schloß vom Keller bis zum Giebel gezeigt. Der Thurm zu Pisa ist an zwei Stellen gewissen Vorläufern des Mauerschwamms auf die Spur gekommen, hat auch sogleich Mittel und Wege anzugeben gewußt, wie die betreffenden Räume gelüftet werden können, und dürfte dem Grafen somit bereits drei mal so viel erspart haben, als ich, der Nichtsthuer, seiner Chatoulle gekostet habe. Tröstliche Empfindung! Um wenigstens etwas zu thun, habe ich mich erboten, die Wandmalereien des Musiksaals, so schlecht sie sind, zu restauriren. Der Graf hat einige

Digitized by Google

Augenblicke geſchwankt, dann iſt er darauf eingegangen. Ich werde morgen beim erſten Hahnenruf die Arbeit beginnen. Mir iſt doch nie zuvor in den Sinn gekommen, wie nahe der Architekt und der Handlanger verwandt ſind.

Den ganzen Ermel voll Chromgelb! Wenn die Fürſtin heute käme, würde ſie mich für einen Pfingſtvogel halten. Alle Zimmer ſtehen offen; aber ich bemerke, daß ein ganzer Schloßflügel, nach der Abendſeite zu gelegen, uns neulich nicht gezeigt worden iſt; ohne Zweifel eben derjenige Theil, welchen der Fürſt und die Fürſtin bewohnen. Wo hatte ich nur meine Gedanken, daß ich nirgends ihre Spur vermißte? — Ich habe mir nun zu wiederholten malen mit dem Kaſtellan zu ſchaffen gemacht, da er eben in jenem ſelben Flügel unwirthſchaftet; er iſt jedoch, ſo oft ich komme, im Begriff zuzuſchließen, und jetzt hat er wirklich die Schlüſſel in die Taſche geſteckt und ſich aus dem Staube gemacht. Als ich mich vor dem verſchloſſenen Heiligthum allein wußte und durch's Schlüſſelloch die Räume, die ihre Nähe geweiht, in ahnungsvoller Undeutlichkeit vor mir dämmern ſah, ergriff mich plötzlich ein ſolches Uebermaß von Sehnſucht und Heimweh, daß ich die Thürklinke mit meinen Lippen berühren mußte. — Wieder eine Schwachheit! Wie ſoll das enden?

Den ganzen Abend im braunen Rauchzimmer mit dem Grafen allein geweſen. Ich kann nicht ſagen, wie er mir wohl gethan hat. Nach den letzten Tagen, die mich an meinem Können wieder nahezu irre machten und mich gegen den zweckgeſchäftigen kleinen Baumeiſter fortwährend in Nachtheil brachten, empfand ich mehr als vielleicht je zuvor in meinem Leben das Bedürfniß einer aufrichtenden Anſprache, und ich danke dem trefflichen alten Herrn von ganzer Seele, daß er mich einmal wieder allein haben wollte. Ihm gegenüber kommt mir ohnehin doch noch am erſten das jenige Gleichgewicht zurück, das mir jetzt vor allem unentbehrlich ſeyn wird. Er iſt vierundſiebzig Jahre alt. Schneeberge beruhigen das Gemüth.

So habe ich denn auch heute zum erſten mal mit einer Theilnahme, deren ich mich nicht zu ſchämen brauchte, den Begebenheiten aus der bewegten Lebensgeſchichte ſeines Sohnes, des Fürſten, gelauſcht. Welch eine weltmänniſche Laufbahn nicht allein! welch ein muthig ausdauernder Läufer auch! — Und ich! wie ſelbſt die Kunſt Angeſichts ſolcher weitreichenden Lebensblicke zum Spinnſtubenſchnurren herabſinkt! Es ſind nur die Salzwaſſerperlen auf dem ewigen Meere der Zeit, das die Weltgeſchichte mit ſtolz dahinrauſchendem Kiele durchfurcht.

Der Fürſt hat ſeine diplomatiſche Thätigkeit und mit ihr den Staatsdienſt im letzten Winter quittirt; es verdrießt ihn jetzt, ſo früh — er iſt fünfzig Jahre alt — vom Kampfplatze abgetreten zu ſeyn, da ihm raſſiole politiſche Anſpannung Bedürfniß iſt. Seine erſte Gattin machte ihn nicht glücklich; er war ihr zu einer Zeit verlobt worden, als der alte Graf ſelbſt noch hohe Verbindungen für eine weſentliche Bedingung einflußreicher Stellung anſah. Bei der zweiten Ehe folgte der Fürſt einzig dem Zuge ſeines Herzens. Er iſt erſt ſeit vier Jahren wieder verheirathet. Es kam mir vor, als fühle der alte Graf Angeſichts des Glücks dieſer zweiten beſſer gelungenen Ehe den Stachel der Reue über die dem Sohne geraubten Jahre eines friſcheren Lebensglücks. Er brach kurz ab und fuhr mit der Hand über die Stirn, als habe er bereits länger als gut von Familienbindungen geredet. — Draußen ſchlugen die Nachtigallen, plätſcherten die Fontainen, duſteten die Orangenblüthen. Ich hatte dem Grafen beim Abſchiede die Hand gedrückt, und als er mir, mit dem ſilbernen Armleuchter in der Rechten, nachblickte, war es mir, als ſey es unmöglich, unter ſeinen Augen ein Unrecht zu begehen. Wohl iſt es etwas gar Eigenes um die beſchwichtigende Wirkung einer berubigten Natur. Ihre Art zu ſehen, zu ſchildern, zu erfaſſen geht unwillkürlich in unſere Empfindungsweiſe über und beſänftigt, wie Oel auf Waſſer, den krauſen Wellenſchlag unſerer leidenſchaftlichen Erregung. Bisher erblickte ich in dem Fürſten einen jungen Lebemann, der die Fürſtin wie eine Roſe im Knopfloch, zu ſeinem Vergnügen mehr als zu ernſteren Lebenszielen an ſich gefeſſelt hatte. Ich traute ihm weder Tiefe zu, noch die Fähigkeit, inmitten ſeiner glänzenden Stellung mit ganzem Herzen ſich einem einzigen Gefühle zu widmen. Das wirkliche Verhältniß zwiſchen der Fürſtin und ihm hielt ich für ein bloß conventionelles. Jetzt ſteht mit einem male etwas viel Ehrwürdigeres vor meinen Augen. Der Fürſt iſt längſt mit dem Leichtſinn der Jugendjahre fertig. Er hat das Leben von ſeinen herbſten Seiten kennen gelernt, hat die Schuld ſeiner bevorzugten Stellung mit dem langjährigen Verzicht auf ein ächtes häusliches Glück bezahlen müſſen, iſt endlich im ſpäten Sommer ſeiner Tage noch muthig genug geweſen, an die eigene innere Jugend zu glauben, und hat die ſchwere Aufgabe gewagt, ein faſt dreimal ſo junges Herz als das ſeine in dem Laufe weniger Jahrzehnte für das unausbleibliche Loos entſchädigen zu müſſen, bei immer noch lebensfrohen Jahren dereinſt was zu ſeyn? die Hüterin eines Greiſes.

Digitized by Google

Ich erſchrecke vor dem ernüchternden Ergebniß, zu dem ich ich nun doch wieder gelange. Ich hatte, während der alte Graf von ſeinem Sohne redete, die Ehrfurcht vor dem einen auf den andern übertragen. Ich hoffte mein Gleichgewicht wieder zu finden, indem ich für den Fürſten ſelbſt ein ungeahntes Intereſſe in mir keimen ſah. Aber das Intereſſe verblaßt, wenn ich bedenke, mit welch geringem Einſatz er auf eine ſo große Karte zu ſpielen ſich vermißt. Wie viele Winter brauchen denn noch in's Land zu gehen, bis er ſeinem Vater an Gebrechlichkeiten gleich kommt? Und ſie, die heute faſt noch Kind iſt!

Daſſelbe freilich ſagte Don Juan d'Auſtria, als er Roſa Maria aus ihrem väterlichen Hauſe in ſeinen Palaſt zu Neapel und dann nach Palermo entführte. Sie war auch erſt fünfzehn Jahre und Don Philippo, der bei dem alten Ribera ihretwegen ward, zählte fünfundvierzig, wenn nicht mehr. Dennoch ſprach auch aus jenem Verfechter des Gleich und Gleich lediglich die Logik der Leidenſchaft, und der Vater wie die ſchöne Tochter ſelbſt gingen an dieſer brandſtifteriſchen Logik zu Grunde. — Stände ich nur nicht ſchon in des Grafen Schuldbuch!

Ich reſtaurire, daß mir der Kopf dampft. Immer Chromgelb! die einzige Farbe, die gegen das unverwüſtliche Poucean der Thür- und Fenſtervorhänge zu Worte kommt. Aber die Strafe hat nicht auf ſich warten laſſen. Für die nächſten Wochen iſt mein Farbenſinn vollſtändig verdorben. Den ganzen Park ſehe ich im ſchönſten Louiſenblau. So lebe ich denn jetzt im doppelten Sinne in's Blaue hinein.

Mein ehemaliges Gehäuſe ſtolzirt derweile unten im Garten umher. Der arme Teufel! Seit er mich heute Morgen in ſeinem neuen Anzuge als mein Doppelgänger erſchreckte, bin ich wieder mit ihm ausgeſöhnt. Wenn mich der Schneider nicht — freilich um den Preis meiner Freiheit — zum Cavalier gemacht hätte, ſo böte ich dem Grafen jetzt ohne Zweifel einen eben ſo bemitleidenswerthen Anblick dar. Als der Graf mir jenen Vorſchuß anbot, hatte er vielleicht, wie eben ich es that, aus dieſem Fenſter auf denſelben Sammtkittel hinabgeblickt, und hatte, wie ich, vor ſich hingelächelt: Der arme Teufel!

Es ſcheint übrigens des Grafen Art, durch allerlei wunderliche Betrachtungen die Leute zu verwirren. So klügelte er heute Morgen mit dem kleinen Architekten über die Rococobauart des Pavillons. Es handelte ſich um ſchlangenartig gewundene Säulen. Warum ſind ſie an der einen Stelle erträglich, an der andern nicht? Der Architekt wollte nicht zugeben, daß ſie irgendwo erträglich ſeyen. Die Säule ſolle vor Allem tragen; ſie müſſe den geradeſten Baumſtamm veranſchaulichen, der auch beſſer zum Tragen tauge, als irgend ein ſchiefer. Dennoch hatte der Graf in St. Peter gewundene Säulen geſehen, ohne ſie anders zu wünſchen; er wollte auch einige Säulen des Pavillons, trotz ihrer gewundenen Form, nicht tadeln laſſen und fand Standpunkte heraus, von wo aus geſehen endlich auch der Architekt die Wirkung als eine günſtige bezeichnete. Als dieſer ſich nun aber ſolcher Art für bekehrt erklärte und nicht abgeneigt ſchien, bei dem Neubau ſofort gewundene Säulen zu verwenden, verbat ſich's der alte Herr mit ſehr beluſtigter Miene und ließ den jungen Mann in der Falle allein. Ich vermuthe, daß anderweitige Geſchmackloſigkeiten an den bezeichneten Stellen durch einen reineren Säulenſtyl noch kraſſer zu Tage getreten wären, und daß alſo ein Fehler den andern milderte. Dieß könnte z. B. bei allzu unruhigem Skulpturſchmuck der Fall ſeyn; eben ſo bei einem der Sache nach, auf's Wuchtige abzweckenden Gegenſtande, wie z. B. einer Kuppel oder einem dem Wind und Wetter trotzen ſollenden Dache, wenn eines oder das andere nämlich in zu ſpielend leichter Form ſich böte, um wirklich den Säulen ihre vornehmliche Tragbeſtimmung zu erhalten.

Jedenfalls muß ich mit dem alten Herrn auf meiner Hut ſeyn. Er hat eine vortreffliche Art, um zum eigenen Denken anzuregen; aber er haßt alles Docciren und lockt daher lieber einmal auf den Holzweg. So hatte er dem Architekten vorgeſtern auf die landläufige Formel: die Kunſt ſey ſich ſelbſt Zweck, die Frage geſtellt: ob es eine zweckbienſtbarere Kunſt als die Baukunſt gebe? Hiegegen ließ ſich wieder nichts einwenden. Ein Haus, ein Tempel, eine Brücke mag ein Wunder von Schönheit ſeyn; wenn dieſe Schönheit nicht aus der vollendeten Zweckerfüllung des Bauwerks hervor blüht, ſo hat ſie nur den Werth einer Blume im Kornfelde. Wie verträgt ſich aber das Sichſelbſtzweckſeyn einer Kunſt mit dieſer fremden Zweckdienſtbarkeit? Folgt daraus, daß die Baukunſt eigentlich keine Kunſt ſeyn kann? — etwa ſo wenig wie die Schneiderkunſt? — Die Antwort wäre dem alten Herrn ohne Zweifel viel leichter geweſen als ſeinen beiden Gäſten. Der eine iſt ſie wenigſtens ſchuldig geblieben und der andere wird ſehr froh ſeyn, wenn man ſie ihm nicht auch noch abverlangt.

Kati will die heilige Katharina nun doch nicht wieder hergeben. Wenn ich ihr noch etwas malen möchte, ſagt ſie, da könne ich mir ſchon denken, was ihr Freude machen würde. Davon habe ich nun nicht

Digitized by Google

die mindeſte Ahnung. Etwa ihren Herrn Papa mit dem erſtaunlichen Bläſhalſe? Sie möchte auch wie die Mutter etwas über's Bett zu hängen haben, ſagte ſie. Aber was ſoll das ſeyn, um neben der „Amme“ nicht mit Schanden zu beſtehen?

Es iſt ein wunderliches Ding um das Kunſtbedürfniß des Volks. Ich mußte neulich darüber nachdenken, als ich von dem Jahrmarkte heimkam und eine gute Weile mit einem Leiterwagen Schritt hielt, auf dem ein ſehr ungleichartiges Paar beiſammen ſaß. Das Mädchen ſah der „Amme“ nicht ganz unähnlich, ſchöne ſanfte Augen mit langen Wimpern, ein feingeſchnittenes Obergeſicht, das Untergeſicht und das Kopfhaar von einem zerriſſenen Baumwolltuche bedeckt, bläßliche zarte Farbe, alles um ſie herum ſehr dürftig, ihre Haltung etwas gebückt, die ganze Erſcheinung ungemein weich, durchaus maleriſch. Der Burſche konnte für das gerade Gegentheil gelten. Er war plump, unſchön, nüchtern, dabei geſund von Farbe, wahrſcheinlich Knecht bei einem Bauern, deſſen Geſchirr er mit Feldfrüchten zu Markte gefahren hatte und dem er jetzt in ſeiner lebernen Geldkatze ein Erkleckliches an Baarem heimbrachte. Er hatte eine Pfeife zwiſchen den Zähnen und qualmte der Dirne eine Stinkwolke nach der andern in's Geſicht, ohne augenſcheinlich zu bemerken, wie viel ſchöner das lebendige Menſchenbild auf dem Fahrſitze neben ihm ſey, als die halb entblößt gemalte Frauensperſon auf ſeinem Pfeifenkopfe. Dieſes Räthſel hat mich eine gute Weile beſchäftigt. Landvolk plagt ſich bekanntlich wenig mit Gaukeleien der Phantaſie. Es kennt dergleichen kaum. Ich denke mir daher, ein ſolch gemaltes Schauſtück ſoll ſich nicht mit halben Andeutungen aufhalten. So wie der Burſche, ohne eben Arges im Schilde zu führen, bei der rothwangigſten Schenkmagd am liebſten einkehrt, ſo will er auch auf ſeiner Pfeife für ſein Geld etwas Derbes haben. Die Freude hieran und hinwieder die Fähigkeit, aus ein paar maleriſchen Einzelnheiten ſich ein ganzes und uns Andere weit mächtiger anmuthendes Geſammtbild zu bilden, ſind für den rohen Naturſohn völlig geſonderte Dinge; die letztere Fähigkeit geht ihm ſogar vollſtändig ab. Der Burſche auf dem Wagen verblieb denn auch, ſo lange ich ihn beobachtete, bei ſeiner Pfeife und ſeiner Peitſche, und wenn er der Mitaufgehockten hin und wieder auf ihre Reden ja eine Antwort gönnte, ſo war es ſichtlich keine verliebte. Ein anderer hätte das Mädchen vielleicht nicht einmal mitgenommen, ſie wäre ihm zu ſchlecht gefleidet geweſen. Das macht nämlich, wie ich ſchon oft bemerkte, in jenem Stande mehr Unterſchied, als wir gemeinhin denken, zumal uns die ſogenannten geringen Leute eigentlich durch die Bank ziemlich einer wie der andere geartet vorkommen. Es geht uns damit wahrſcheinlich wie mit den Spatzen, die uns in ihrem ſchlechten Kittel auch ſo ziemlich alle von demſelben Schlage erſcheinen und deren doch keiner dem andern gleich ſieht.

Der Caſtellan, den ich ſchon immer wegen des Paares befragen wollte, hat mir denn richtig ſagen können, was es mit ihm wie mit ihr für eine Bewandtniß hat. Es klingt leider nicht erbaulich. Er iſt alſo Knecht auf der Gipsmühle, und wird, wenn der Müllerſohn in Amerika bleibt, die Müllerswittwe heirathen. Zu Martini ſoll ſich's entſcheiden. Er mag einige zwanzig Jahre alt ſeyn. Die Wittwe hat ſchon ihre ſilberne Hochzeit gefeiert. Ländlich, ſittlich. Was das Mädchen betrifft, ſo heißt ſie in der ganzen Gegend die Spinnmirzel, weil ſie vier Jahre Flachs geſponnen hat. Sie ſaß nämlich vier lange Jahre im Gefängniß. „Für eine Kindsmörderin freilich viel zu kurze Zeit!“ meinte der Caſtellan noch obendrein. Der Burſche, glaubt er, zahle ihr übrigens noch hin und wieder eine Marktzeche, ſonſt wolle er nichts mehr von ihr wiſſen. Nichts mehr? Alſo iſt eben Er — was der Caſtellan nicht in Abrede ſtellte — an ihrer Vergangenheit Schuld. — Auch ein Steff für Piloty! Die Heimfahrt aus dem Gefängniß! Noch dazu mit dem ſtraflos ausgegangenen und nun ſich für die ehrlos Gewordene zu gut dünkenden Schatz!

Das Schickſal des armen Mädchens hat mich noch nicht wieder losgelaſſen. Und das iſt nun die idylliſche Dorfſeligkeit, nach welcher wir uns aus unſern eingeengten Stadtzuſtänden hinaus ſehnen! Ein Glück, daß ich auf meinem Reſtaurirgerüſte ſtehe und nicht rechts noch links blicken darf, will ich nicht den Hals brechen. So fühle ich doch wenigſtens auch die Kette am eigenen Bein.

Die Fürſtin kommt nun morgen. Ich wünſchte, ſie käme heute oder gar nicht. Wenn ich ſie heute wieder ſehen könnte, wäre ich ſicher, den rechten Ton zu finden, und Alles kommt bei ſolchen Begegnungen ja doch auf das erſte mal an. Arme Spinnmirzel!

Und wer, als ſolch ein armes Mädchen ſelbſt, zählt die Kämpfe und die heldenmüthigen Selbſtüberwindungen zuſammen, welche dem erſten Fehltritt vorausgingen? — Unter zehn leichtſinnigen Burſchen, die ihr das junge Herz verwirren, iſt kaum Einer, den ihre Unerfahrenheit, ihr zu raſches Vertrauen, ihr Mangel an ſelbſtſüchtiger Vorſicht zur Beſinnung

Digitized by Google

bringen; kaum Einer, den der Gedanke an die Folgen deßhalb vor einem Frevel behütet, weil er selber so leichten Kaufs davon zu kommen weiß. Alle haben sich verschworen, des Mädchens harten Kopf zu brechen; Eine steht sie Jahrelang gegen Alle, bis eine unbewachte Stunde plötzlich den mühsam vertheidigten Kranz ihr entwindet. Dann, wenn der Sieger keine großmüthige Ader im Herzen hat, geht's mit der Ueberwundenen rettungslos bergab. Die Sitte verurtheilt sie; das Gesetz blickt ihr auf die Finger. Ein verzweifelter Schritt, und es ist um sie geschehen.

Ich muß der Kati nur ein Bild über's Bett hängen; je eher desto besser. Ein's will mir jetzt schon gar nicht gefallen: daß der kleine Buckelige dem Peter einen neumodischen Backofen anlegt. Wozu? Nur um bei der Kati ein und aus zu gehen? Aber freilich, er weiß ja vielleicht noch nicht einmal, daß sie kein Bube ist.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder und Geschichten aus der Mark Brandenburg.

Karl Friedrich Schinkel.

Ehrwürdig dünkt euch gothische Kunst mit Recht: ....
Doch schätzt' ich mehr Einfaches, dem ersten Blick
Nicht gleich enthüllbar

Platen.

Unter allen bedeutenden Männern, die Ruppin, Stadt wie Grafschaft, hervorgebracht, ist Karl Friedrich Schinkel der bedeutendste. Der „alte Zieten" übertrifft ihn freilich an Popularität und wird in dem seine Lieblingsgestalten treu hegenden Volksgemüth noch fortleben, wenn Schinkel und seine Schöpfungen in der Erinnerung der Nachwelt zu bloßen Namen geworden seyn werden; die Volksthümlichkeit eines Mannes ist aber nicht immer ein Kriterium für seine Bedeutung. Diese gibt sich in der reformatorischen Macht, in dem Einfluß, den das Leben des Einzelnen für die Gesammtheit gewonnen, zu erkennen, und legt man diesen Maßstab an, so verschwindet fast die Möglichkeit eines Vergleichs zwischen dem „Vater unserer Husaren" und dem „Schöpfer unserer Baukunst." Hätte Zieten nie gelebt, so hätte unser Volksleben eine poetische Figur weniger, was freilich nicht unterschätzt werden soll, im Uebrigen wäre Alles wie es ist. Wäre Schinkel nicht geboren, so würde ein wesentliches Moment, vielleicht das wesentlichste, in der Gesammtentwicklung unseres künstlerischen Lebens fehlen. Man nehme ihn weg, und eine Lücke ist da. Ich komme auf diesen Punkt ausführlicher zurück.

Karl Friedrich Schinkel wurde am 13. März 1781 zu Neu-Ruppin geboren. Wir wissen wenig von den ersten Jahren seiner Kindheit. Wenn berühmte Männer in ihren alten Tagen sich entschließen, ihre Biographie zu schreiben, so ist es nichts Seltenes, daß die ersten Kapitel, die sich mit ihrer Kindheit beschäftigen, die allerinteressantesten werden. Die alten Herren, nachdem sie am Tisch von Fürsten und Herren gesessen und sich genugsam von der Wahrheit überzeugt haben, daß alles eitel sey, kehren dann mit rührender Vorliebe zu den Spielen ihrer Kindheit zurück und verweilen lieber dabei, als bei dem Ordens- und Ehrenempfang ihrer späteren Jahre. Anders verhält es sich, wenn Berühmtheiten es verschmähen oder vergessen, ihre Lebensschicksale niederzuschreiben, und nur das zu unserer Kenntniß kommt, was andere von ihnen wissen. Diese Andern wissen nie etwas von den Kinderjahren des berühmten Mannes; sie lebten damals kaum und der Berühmte hat vielleicht die hübschesten Kapitel seines Lebens mit in's Grab genommen.

So ist es mit Schinkel. Er hat seine Biographie nicht geschrieben, und wiewohl seine inzwischen herausgegebenen „Briefe und Tagebücher" ein Material von seltener Reichhaltigkeit für das spätere Leben Schinkels bieten, so schweigen diese Briefe u. s. w. doch über die Kinderjahre. Ich habe an seinem Geburtsorte nachgeforscht; es leben noch Personen, die ihn als Kind gekannt haben, und ich gebe in Nachstehendem, was ich über ihn erfahren habe.

Sein Vater war Superintendent in Ruppin und starb in Folge der Anstrengung, die er während des großen Feuers, das im Jahr 1787 die ganze Stadt verzehrte, durchzumachen hatte. Auch die Superintendentenwohnung wurde in Asche gelegt, so daß von dem

Digitized by Google

Hause, wo Schinkel geboren wurde, nichts mehr existirt. Es ſtand ungefähr an derſelben Stelle, an der ſich die jetzige Superintendentenwohnung befindet, aber etwas vorgelegen, auf dem jetzigen Kirchplatz, nicht an demſelben. Die Mutter Schinkels (eine geborene Rose und der berühmten gleichnamigen Gelehrtenfamilie, der die Chemiker und Mineralogen Valentin,- Heinrich und Guſtav Roſe zugehören, nahe verwandt) zog nach dem Tode ihres Mannes in das ſogenannte Predigerwittwenhaus, das, damals vom Feuer verſchont geblieben, ſich bis dieſen Tag in alter Unverſehrtheit erhalten hat. In dieſem Hauſe, mit dem alten Birnbaum im Hof, über deſſen Bretterzaun die hoch aufgeſtapelten Holzſcheite in den dahinter liegenden altmodiſchen Garten blicken, hat Schinkel ſeine Knabenzeit vom ſechsten bis vierzehnten Jahre zugebracht.

Aus ſeiner früheſten Jugend iſt nur folgender kleiner Zug aufbewahrt worden. Sein Vater zeichnete ihm öfter allerlei Dinge auf Papier, namentlich Vögel. Der kleine Schinkel ſaß dann dabei, war aber nie zufrieden und meinte immer: „ein Vogel ſehe doch noch anders aus.“ Sein Charakter nahm früh ein beſtimmtes Gepräge an; er war beſcheiden, zurückhaltend, gemüthvoll, aber ſchnell aufbrauſend und zum Zorn geneigt; eine ächte Künſtlernatur. Auf der Schule war er nicht ausgezeichnet, vielleicht weil jede Art der Kunſtübung ihn von früh auf feſſelte und ein intimeres Verhältniß zu den Büchern nicht aufkommen ließ. Seine muſikaliſche Begabung war groß; nachdem er eine Oper gehört hatte, ſpielte er ſie faſt von Anfang bis zu Ende auf dem Klavier nach. Theater war ſeine ganze Luſt. Seine ältere Schweſter ſchrieb die Stücke, er malte die Figuren und ſchnitt ſie aus; am Abend gab es dann Puppenſpiel. In ſeinem vierzehnten Jahr zog ſeine Mutter nach Berlin und Schinkel kam nur noch beſuchsweiſe nach Ruppin, beſonders nach Krentzlin, einem nahebei gelegenen Dorfe, an deſſen Pfarrherrn ſeine ältere Schweſter verheirathet war. Nach Krentzlin hin, das ſey ſchon hier bemerkt, adreſſirte er auch ſeine Briefe aus Italien, wohin er im Jahr 1803 ſeine erſte Reiſe antrat. Dieſes Dorf und ſein Predigerhaus blieben ihm theuer bis in ſein Mannesalter hinein.

Das Berliner Leben unterſchied ſich zunächſt wenig von den Tagen in Ruppin. Hier wie dort eine Wohnung im Predigerwittwenhauſe, muthmaßlich beſchränkt genug, hier wie dort Beſuch des Gymnaſiums. Auch auf der Berliner Schule, dem grauen Kloſter, ging es nicht glänzend mit dem Lernen, die Kunſt hatte ihn bereits in ihrem Bann und drängte, wie früher auf dem Ruppiner Gymnaſium, ſo auch hier andere Intereſſen mehr oder weniger in den Hintergrund. Er zeichnete mit Eifer, und wir ſind ſo glücklich, einige dieſer ſeiner erſten Verſuche zu beſitzen. Es ſind Porträtköpfe, Rembrandt, Friedrich der Große und ein Unbekannter, alle drei aus dem Jahre 1796 und mit großer Sauberkeit von dem damals fünfzehnjährigen Schinkel ausgeführt. Dieſe Blätter, werthvoll, wie ſie uns jetzt erſcheinen müſſen, waren indeß nichts anderes als Zeichnungen nach Vorlegeblättern, wie ſie, ohne daß ſich ſpäter ein Schinkel daraus entwickelt, tagtäglich gemacht zu werden pflegen. Er entbehrte, trotz des künſtleriſchen Dranges, noch jeder Klarheit über ſeinen Beruf; der eigentlich zündende Funke war noch nicht in ſeine Seele gefallen. Daß er der Kunſt und nur ihr angehöre, dieſes Bewußtſeyn kam ihm erſt ſpäter, freilich bald.

Es war im Jahr 1797 auf der damals ſtattfindenden Ausſtellung, daß ein großartiger, vom jungen Gilly herrührender, phantaſtiſcher Entwurf eines Denkmals für Friedrich den Großen den tiefſten Eindruck auf ihn machte und ihn empfinden ließ, wohin er ſelber gehöre. Er verließ die Schule (1798), wurde in das Haus und die Werkſtatt beider Gillys, Vater und Sohn, eingeführt und begann ſeine Arbeiten unter der Leitung dieſer beiden ausgezeichneten Architekten. Eine enthuſiaſtiſche Verehrung für den Genius des früh hinſcheidenden jüngeren Gilly blieb ihm bis an ſein Lebensende.

Es exiſtiren Arbeiten aus dieſer erſten Schinkelſchen Zeit, unverkennbare Proben ſeines großen Talents. Die Mehrzahl derſelben, meiſt Landſchaften in ſchwarzer Tuſche oder Gouache, befinden ſich in Händen des Herrn von Rathenow in Berlin, der auch die oben angeführten drei Köpfe, die früheſten Arbeiten Schinkels, in ſeiner Sammlung beſitzt. Andere Blätter aus dieſer Epoche gehören Herrn von Quaſt auf Radensleben; ein anderes Blatt, ein Familienbegräbniß darſtellend, beſitze ich ſelbſt. * Alle dieſe Arbeiten, ſo

* Der Bau, den es darſtellt, iſt nach zwei Seiten hin von dunkeln Baumpartien eingeſchloſſen; links hin öffnet ſich der Blick auf eine kleine Landſchaft; die dem Beſchauer zugekehrte Langſeite des Mauſoleums trägt die Inſchrift: „Tranquillitati“ und darunter ein ſauber ausgeführtes Basrelief, Pluto und Proſerpina, zu deren Füßen ein Bittender kniet. Es iſt in chineſiſcher Tuſche ausgeführt und rechts in der Ecke: „Schinkel 99 fecit,“ bezeichnet. Dieſes immerhin intereſſante Bildchen (9 Zoll breit, 5 Zoll hoch) befand ſich in den Händen des Küſters in Darrig, eine halbe Meile von Krenzlin, dem es wahrſcheinlich als ein Erinnerungsſtück aus der Krenzliner Pfarre zugefallen war. Er hat es ſpäter mir überlaſſen.

Digitized by Google

weit überhaupt Vergleiche möglich ſind, zeigen den Gillyſchen Einfluß; kein Wunder, auch das Genie ſchafft nicht lediglich aus ſich ſelbſt, und Schinkel entbehrte noch der lebendigen Anſchauungen, die ihm hätten die Kraft zu freier Entfaltung geben können. Jedenfalls war das Verhältniß Schinkels zu Gilly von kürzeſter Dauer; ſchon nach zwei Jahren, am 3. Auguſt 1800, ſtarb dieſer liebenswürdige und geiſtreiche Künſtler. Er hinterließ ihm zweierlei: den ausgeſprochenen Wunſch, ſeine Arbeiten durch Schinkel vollendet zu ſehen, dann die Sehnſucht nach Italien. Im Durchblättern der Gillyſchen Mappen hatte der jugendliche Schüler desſelben vom erſten Augenblick an erkannt, wo das Richtige, das Nacheifernswerthe einzig und allein zu finden ſey.

Arbeiten, übernommene und eigene, hielten Schinkel noch faſt drei Jahre lang in der Heimath feſt; endlich, im Frühjahr 1803, kam die lang erſehnte Stunde, und ſeine Fahrt in's „ſchöne Land Italien" begann. Er machte dieſe Reiſe an der Seite ſeines Freundes, des Architekten Steinmeyer, und nach längeren und kürzeren Aufenthalten an den alten deutſchen Kunſtſtätten Dresden, Augsburg, Nürnberg, Wien betrat er Italien zu Anfang Auguſt deſſelben Jahres, um es bis nach Sicilien hin zu durchwandern.

Seine Briefe und Reiſetagebücher geben Auskunft darüber, mit welch empfänglichem Sinn, zugleich mit welcher Gereiftheit des Urtheils er die Kunſtſchätze Italiens ſtudirte und Land und Leute beobachtete. Vor allem ſprach das Land zu ihm von ſeiner maleriſchen Seite, das Architektoniſche trat zurück und ein Blick auf die zahlreichen Landſchaftszeichnungen, die dieſer Reiſeepoche angehören, beſtätigt durchaus die Anſicht Waagens, daß Schinkel, wenn er ſtatt der Bekanntſchaft Gillys des Architekten die Bekanntſchaft eines Malers von gleichem Talent gemacht hätte, wahrſcheinlich eben ſo hervorragend als Maler geworden wäre, wie er es als Baumeiſter wurde. Muſik, Skulptur, Malerei, Baukunſt — für alle hatte er eine ausgeſprochene Begabung, und für die Malerei in ſo hervorragender Weiſe, daß nicht nur mit Recht von ihm geſagt worden iſt, „er habe architektoniſch gemalt und maleriſch gebaut," ſondern daß ihn auch die Neigung zur Schweſterkunſt treu durch's Leben geleitete.

Italien bot dieſem maleriſchen Zuge die reichſte Anregung, und die tägliche Beſchäftigung führte alsbald zu einer Meiſterſchaft in der Behandlungsweiſe, die alles Unſelbſtſtändige aus der Gillyſchen Schulzeit her, wenn davon noch Reſte da waren, vollſtändig abſtreifte. In den früheren Sachen (bis 1803) zeigte die Behandlung bald etwas Steifes, bald, beſonders im Erdreich, etwas Molliges; während ſeiner italieniſchen Reiſe aber eignete er ſich eine eigenthümliche Behandlungsweiſe an, die ihn durch eine erſtaunliche Breite und Kraft im Vordergrunde (wobei ihm die meiſterhaft geführte ſtumpfe Rohrfeder treffliche Dienſte leiſtete) in den Stand ſetzte, die Wirkung vollſtändiger Bilder zu erreichen. Seine großen Anſichten von Meſſina, Palermo, der Ebene von Portenico ꝛc., die alle dem Jahr 1804 angehören, wurden ſpäter von Goethe „groß und bewunderungswürdig" genannt. Schinkel pflegte die Hauptlinien ſolcher landſchaftlichen Aufnahmen am Tage ſehr flüchtig, aber in der Perſpektive höchſt ſorgfältig auf das Papier zu werfen, und dieſe Umriſſe dann mit der ſtaunenswerthen Treue, von einem nie irrenden Gedächtniß unterſtützt, Abends im Einzelnen auszuführen.

Es ſcheint überhaupt, daß faſt alle hervorragenden Künſtler die oft an's Wunderbare grenzende Gabe beſitzen, das allerflüchtigſt Wahrgenommene auf viele Jahre hin, um nicht zu ſagen für immer, in ihrer Vorſtellung zu bewahren. Das Geſchaute fällt wie ein Lichtbild in ihre Seele und fixirt ſich daſelbſt. William Turner ſollte zu einer beſtimmten Gelegenheit die „Landungsbrücke von Calais" zeichnen, und man erwartete, er werde hinüber fahren, um das Bild nach der Natur anzufertigen. Er war aber ein oder zwei Jahre vorher nach Paris gereiſt und hatte ſich, auf dem Schiffe ſtehend, ohne die geringſte Ahnung davon, daß ihm ſolche Aufgabe je zufallen würde, die Scenerie von Calais bloß dadurch, daß ſein Auge einen Moment darauf ruhte, ſo vollſtändig eingeprägt, daß er das beſtellte Bild, und zwar in frappanteſter Naturwahrheit, aus dem Kopfe malen konnte. Ein anderes mal zeichnete er mit raſchen Strichen einen Dreimaſter auf's Papier, den er, länger als zwanzig Jahre vorher, auf der Rhede von Spithead hatte tanzen ſehen. Das Schiff exiſtirte noch in Portsmouth oder Plymouth, und man verglich die Zeichnung damit. Zum Staunen aller ergab ſich, daß Turner ſogar die Zahl und Stellung der Stückpforten völlig richtig wiedergegeben hatte.

Auch aus dem Kreiſe der Berliner Künſtler wird Aehnliches erzählt. Der polniſche Graf Cz. verliert plötzlich ſein einziges Kind, eine Tochter von zehn bis zwölf Jahren. Er iſt untröſtlich und will wenigſtens eine Büſte oder Statuette von der Hingeſchiedenen beſitzen. Er wendet ſich, wenige Tage ſpäter, an einen unſerer Bildhauer; dieſer aber muß ablehnen, als er zu ſeiner Verwunderung erfährt, daß nur eine Kreidezeichnung, die ſchon vor ſechs oder acht Jahren angefertigt wurde, vorhanden ſey. Auf dem Heimwege

Digitized by Google

begegnet der Bildhauer seinem Freunde, dem Maler M. und erzählt ihm die eben erlebte Scene, die ihn sehr ergriffen hatte. Als der Maler den Namen des Grafen hört, hält er im Gehen inne und fragt: „War das nicht Graf Cz., dem wir vor acht oder zehn Tagen am „großen Stern" begegneten? Er fuhr mit einer Dame; rückwärts saß ein schönes Kind." — „Das war er," antwortete der Bildhauer. — „Nun, dann läßt sich vielleicht helfen." Der Maler zeichnete alsbald einen Kopf, der vollständig ähnlich befunden wurde, und nach dieser Zeichnung entstand die Büste.

Während der ganzen Reise prävalirte in Schinkel der Maler. Er war unzweifelhaft als Architekt nach Italien gezogen, aber nur wenige seiner Briefe aus jenen Reisejahren beschäftigen sich mit Architektur. Selbst die herrlichen Tempeltrümmer von Girgenti regten überwiegend die dichterische Phantasie des Landschaftsmalers an; zu baukünstlerischen Betrachtungen über die großen Ueberreste hellenischen Alterthums gelangte er nirgends, und die Renaissancebauten Ober- und Mittelitaliens ließen ihn ebenfalls kalt. Am meisten Eindruck machte die saracenische Baukunst auf ihn, und ihre phantastischen Reize umstrickten ihn überall von Venedig bis Sicilien; es sprach sich auch hierin seine Neigung zum Malerischen aus.

Die italienische Reise, wie jede Reise, hat freilich auch ihre Schattenseiten, ihre Plagen und ihre Sorgen. Eine humoristischere Feder als die Schinkels würde uns davon ein anschauliches Bild entworfen haben, aber immer etwas auf dem Kothurn, fliegen seine Schilderungen nur selten in's Genrehafte hinab. Es widerstand seiner Natur, die kleinen Leiden des Daseyns zu betonen, und nur mitunter klang es durch die Betturinfahrt nach Rom und die ersten römischen Tage (im Spätherbst 1803) zwangen ihm einen Nothschrei ab. „Bände könnte ich schreiben über das Thema," so heißt es in einem der ersten Briefe, „wie einem eine schöne Reise durch Gauner und Schurken verdorben werden kann. Der Aerger über die infamsten Betrügereien hat mich unfähig gemacht, das tausendfach Schöne mit voller Theilnahme zu genießen. Die dicke, immer uns hindernde Maschine von einem Bedienten (den Sie aus Venedig kennen) war mit einem abscheulichen Kerl von Vetturin verschworen, um uns zu Grunde zu richten. Nun hab' ich das Fieber und bin abgespannt und ermattet."

So schrieb Schinkel unmittelbar nach seiner Ankunft. Aber die Situation, anstatt sich an Ort und Stelle „in der ewigen Roma" zu bessern, wurde von Tag zu Tag nur schwieriger, das Geld blieb aus und unser Fieberkranker, dem kräftige Speisen verordnet waren, mußte von Semmel und Weintrauben leben. Wer weiß, was geworden wäre, wenn nicht der Hauswirth, voll jenes Zartsinns, von dem Italiener, trotz aller Bettuvine, doch ihre Proben geben, sich in's Mittel gelegt und von freien Stücken offerirt hätte, „bis auf Weiteres mit seiner Küche vorlieb nehmen zu wollen." Dieß geschah, — und endlich kam das Geld. Schinkel und sein Reisegefährte (Steinmeyer) bestellten nun eine gebratene Ente, worauf der Italiener lachend erwiederte: „Capisco, i danari son' venuti."

Die Rückreise nach Deutschland ging über Paris, dessen jedoch in den betreffenden Briefen nur flüchtig Erwähnung geschieht; die Sehnsucht, nach fast zweijähriger Abwesenheit, stand wieder nach der Heimath, und Ende Januar 1805 war er zurück.

Hier bot sich für seine Wirksamkeit als praktischer Architekt vorläufig wenig. Durch die unglückliche Katastrophe, welche im folgenden Jahr hereinbrach, wurde vollends die Aussicht auf solche Laufbahn, auf eine Reihe von Jahren hin, vereitelt. Dieß war ein Unglück; Waagen indeß äußert die Ansicht, daß das, was anfänglich unbedingt als eine schwere Fügung des Schicksals erscheinen mußte, schließlich der mehrseitigen Entwicklung Schinkels förderlam gewesen sey und auf seine reifere Ausbildung zum praktischen Architekten den wohlthätigsten Einfluß ausgeübt habe.

Wir lassen dieß dahingestellt; wir verzeichnen unsererseits nur die Thatsache, daß unser Ruppiner Superintendentensohn, den wir uns alle längst gewöhnt haben, als Architekten und nur als solchen zu kennen und zu bewundern, daß Schinkel, sage ich, zum Theil der eigenen Neigung, vor allem aber dem Zwang gebieterischer Umstände nachgebend, eilf Jahre lang (von 1805 — 1816), wenn nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise ein Landschaftsmaler war. Er malte große hochpoetische Landschaften in Oel, vor Allem jenen reichen Cyklus perspektivisch-optischer Bilder, meist für die Gropius'schen Weihnachtsausstellungen, worin er fast aus allen Theilen der Welt das Schönste und Interessanteste vor den staunenden Augen seiner Landsleute entrollte: Ansichten von Constantinopel, Nilgegenden, die Capstadt, Palermo, Taormina mit dem Aetna, den Vesuv, die Peterskirche, die Engelsburg und das Capitol in Rom, den Mailänder Dom, das Chamounithal, den Markusplatz, den Brand von Moskau, die Leipziger Schlacht, Elba, St. Helena ꝛc. Vor Allem verdienen hier auch die für das kleine Gropius'sche Theater gemalten „sieben Wunder der alten Welt" eine besondere Erwähnung. Er entwarf sie im Jahr 1812, und speciell diese Arbeiten gaben ihm

Digitized by Google

eine erwünschte Gelegenheit, neben der vollen Entfaltung seines malerischen Geschicks sich als genialen Architekten auf's glänzendste zu bewähren. Franz Kugler nennt diese Arbeiten „die geistreichsten Restaurationen der Wunderbauten des Alterthums."

Auch Staffeleibilder in großer Zahl entstanden um diese Zeit: Landschaften in Oel, Gouache, Aquarell und Sepia. Er entwickelte auf diesem Gebiet eine Vielseitigkeit, wie die Kunstgeschichte sonst kein Beispiel gewährt, so daß er, nach der Meinung Waagens, als der muthmaßlich größte Landschaftsmaler aller Zeiten dastehen würde, wenn er die Technik der alten Meister besessen hätte und seine ganze Kraft diesem Fache hätte zuwenden können. Denn er vereinigte das lebhafte und innige Gefühl für die bescheidenen, anspruchslosen Reize einer nordischen Natur, welche uns die Bilder eines Ruysdael, eines Hobbema so anziehend machen, mit dem Liniengefühl und dem Sinn für zauberhafte Beleuchtung eines Claude Lorrain. Andere seiner Bilder erinnern durch eine gewisse Classicität und kühle, harmonische Farbenwirkung an die Landschaften Nicolaus Poussins.

Was uns, die wir die Mark durchreisen und beschreiben, dabei mit besonderer Genugthuung erfüllt, ist der Umstand, daß die herrlichen Gegenden des Südens, in welchen er so lange geschwelgt hatte, ihn nicht unempfindlich für die bescheidenen, aber eigenthümlichen Reize seiner märkischen Heimath gemacht hatten. Er verachtete unsere Landschaft keineswegs, wie so viele thun, die sich dadurch das Ansehen feineren Kunstverständnisses zu geben vermeinen. Neben Palermo oder Taormina malte er „die Oderufer bei Stettin" und selbst „Stralau und die Spree" erschienen seinem Künstlerauge nicht zu gering. Alle unsere großen Landschafter haben in diesem Punkte empfunden wie Schinkel; ich nenne nur Blecher, anderer jüngerer (z. B. Riesstahl) zu geschweigen.

Viele von den zahlreichen Arbeiten jener Epoche — namentlich alles bloß Dekorative, für eine bestimmte Gelegenheit Entworfene — ist verloren gegangen; anderes ist in den Schlössern und Herrenhäusern der Mark zerstreut, in denen ich, wie z. B. in Neu-Hardenberg, Steinhöfel, Radensleben, Friedrichsfelde, einer ganzen Anzahl von Gouache- und Oelbildern begegnet bin, von denen sich selbst die eifrigsten Schinkelsammler nichts träumen lassen. Wie manches aber auch dem Auge entzogen oder gar verloren gegangen seyn mag, das Wesentlichste, das er als Landschafter geleistet, ist unserer Hauptstadt erhalten geblieb en und die Wagner'sche Sammlung (nunmehr Nationalgalerie) bietet uns täglich Gelegenheit, einen Einblick in die reiche schöpferische Kraft Schinkels auch als Maler zu thun. Die Technik ist seitdem eine andere geworden und die Schinkel'sche Farbe, wie nicht geleugnet werden soll, hat zum Theil etwas kalkig nüchternes, das uns heutzutage befremdlich ansieht, wo wir an die Farbenzauber der Achenbach und anderer ihnen nahe verwandten gewöhnt worden sind; aber als stylisirte Landschaften sind sie schwerlich seitdem, ihrem innern Gehalt nach, übertroffen worden.

Bis hierher haben wir uns fast ausschließlich — ein paar baukünstlerische Jugendarbeiten aus der Gillyzeit abgerechnet — mit Schinkel dem Maler beschäftigt; der Friedensschluß von 1815 aber machte unter den Landschaftsmaler einen Strich und von nun ab tritt der Baumeister für uns in den Vordergrund. Es fällt diese Wandlung der Verhältnisse (nachdem er übrigens schon 1810 in die Oberbaudeputation berufen war) mit seiner Ernennung zum Geh. Oberbaurath zusammen. Man darf fast sagen, er wurde lediglich auf Vertrauen und Diskretion hin in diese Stellung berufen, denn noch war es ihm versagt geblieben, durch irgend etwas Praktisches, durch einen ausgeführten Bau von Bedeutung die Aufmerksamkeit oder gar die Bewunderung der Fachleute auf sich zu ziehen.

Fünfundzwanzig Jahre lang, in runder Zahl von 1815 bis 1840, war er nun als Baumeister im großen Style thätig und in eben diesem Zeitraume glückte es ihm, „Berlin in eine Stadt der Schönheit umzugestalten," wie seine Verehrer sagen, jedenfalls aber unserer Hauptstadt im Wesentlichen den Stempel aufzudrücken, den sie bis zu dieser Stunde trägt. Denn auch das, was nach ihm gebaut worden, ist Geist von seinem Geist. Wenige Beispiele, wenn überhaupt, dürften sich finden lassen, daß es einem Baumeister in dieser Weise vergönnt gewesen wäre, eine ganze Stadt wie neu geboren aus seiner Hand hervorgehen zu sehen. Bei Hamburg, München, Petersburg, die sich sofort aufdrängen, liegen die Dinge doch anders; und selbst die City von London, die in gewissem Sinne als eine Schöpfung Christopher Wrens betrachtet werden kann, bietet nur ähnliches, nichts gleiches.

Es verlohnt sich zu zeigen, worin der Unterschied liegt. Wenn man in London auf der Blackfriarsbrücke steht und neben der Kuppel von St. Paul, die in nächster Nähe aufsteigt, die 52 Thürme überblickt, die bis an den Tower hin und darüber hinaus das Häusermeer der City überragen, so darf man sagen, dieses in Nebel und Sonne zauberhaft daliegende Stück London ist das Werk Christopher Wrens; alles war niedergebrannt und auf dem Trümmerschutt des alten Londons fiel ihm die Aufgabe zu, ein neues London

Digitized by Google

aufzurichten. Aber dennoch, wie ſchon angedeutet, ſtellt ſich auch hier, bei manchem Verwandten der Situation, eine ſehr weſentliche Verſchiedenheit heraus. Was Wren für die City that, war unendlich mehr, und unendlich weniger. Wren hat, wenn man die City als ein Ganzes auffaßt, als ein daliegendes Stück Landſchaft in Stein, dieſem architektoniſchen Landſchaftsbilde ſeine beſtimmte Phyſiognomie gegeben, was man von Schinkel, in Bezug auf die Stadt, die er, wenigſtens in einzelnen Theilen, baulich umgewandelt, ganz und gar nicht ſagen kann. Für die Geſammterſcheinung Berlins *nach außen hin* iſt es gleichgültig, ob Schinkel gelebt hat oder nicht; ein Blick auf Berlin vom Kreuzberg oder von der Inſelbrücke aus würde in allem Weſentlichen derſelbe ſeyn, wenn auch die Schinkelſchen Bauten fehlten. Wenn nun ſomit einerſeits der Einfluß Wrens den Schinkels zu überbieten ſcheint, ſo ſtellt ſich doch, wenn wir in die Städte *eintreten*, ſtatt ſie von außen her als ein Totalbild zu betrachten, das Verhältniß umgekehrt. Eingetreten in die Städte, beſchäftigt mit ihren Details, finden wir, daß Wren, den die großen Aufgaben des Kirchenbaus beſchäftigten (er baute ſämmtliche 52 Kirchen), ohne Einfluß auf die Einzelphyſiognomien der Straßen und Häuſer geblieben iſt, während daſſelbe Berlin, das nach außen hin kaum einen einzigen Schinkelſchen Zug verräth, in ſeinem Innern, von Straße zu Straße, den Stempel Schinkels trägt. In wie weit dieß der Fall iſt, das wird am eheſten erhellen, wenn ich einfach aufzähle, welche Häuſer und Paläſte, welche Brücken und Plätze wir der fünfundzwanzigjährigen baukünſtleriſchen Thätigkeit Schinkels verdanken.

Es ſind: die Königswache, die Domkirche (Reſtauration), das Kreuzbergmonument, das Monument für den General von Scharnhorſt (auf dem Invalidenkirchhof), das Schauſpielhaus, das Potsdamer Thor und die Wachthäuſer rechts und links, das alte Muſeum ſammt Luſtgarten und Springbrunnen, die Schloßbrücke ſammt ihren Statuen, die Friedrich-Werderſche Kirche, die vier Kirchen in Wedding und Moabit, vor dem Roſenthaler Thor und auf dem Gefundbrunnen, die Palais der Prinzen Karl und Albrecht, die neuen Packhofsgebäude, das Graf Redernſche Palais, die Einfahrt in die neue Wilhelmsſtraße, die Sternwarte am Endeplatz, die Bauſchule.

Bedeutſam wie dieſe Bauten ſind, vorzüglich für den, der die *Geſchichte* derſelben verfolgt und die Schwierigkeiten in Anſchlag bringt, die ſich der Ausführung mal für mal entgegenſtemmten, ſo geben ſie doch nur zum kleinſten Theil eine Vorſtellung von der umfaſſenden und geradezu Staunen erregenden Thätigkeit, die Schinkel zunächſt innerhalb der Hauptſtadt und ihrer Umgebung, * dann mit Rückſicht auf das ganze Land entfaltete.

Wenn wir uns annähernd ein richtiges Bild davon entwerfen wollen, welcher Art und welchen Umfanges ſein Schaffen war, ſo müſſen wir nicht allein das im Auge haben, was er, widerſtrebenden Gewalten gegenüber, aus Berlin wirklich machte, ſondern vor allem auch, was er daraus machen *wollte*, ſo müſſen wir in den Kreis ſeiner ſchöpferiſchen Thätigkeit das mit hineinziehen, was in hundert ausgeführten Blättern auf dem Papiere lebt, aber an der Ungunſt der Zeiten ſcheiterte. An der Stelle, wo jetzt das Potsdamer Thor ſteht, den größten Theil des Leipziger und des Potsdamer Platzes überdeckend, ſollte ſich die große Friedens-Kathedrale zur Erinnerung an die Freiheitskriege erheben. Die Linden entlang gedachte er in Statuen und Erinnerungsmalen eine monumentale Siegesſtraße zu ziehen, und an der Stelle des alten Domes ſollte ein *wirklicher* Dom hoch in die Luft ſteigen, glänzend genug, um ſich den andern Prachtbauten jenes Platzes würdig anzureihen. So waren die Pläne, nur die Mappen Schinkels geben Auskunft darüber, was damals alles gedacht und entworfen, was alles — weit über die bloße Phantaſterei hinaus — ernſtlich erſtrebt wurde. Das Wenigſte trat in's Leben. „Er diente einem ſparſamen König in einer geldarmen Zeit.“

Dieſe Mappen, die eigentlichſte Hinterlaſſenſchaft Schinkels, ſind es überhaupt, die weit über das bloß Architektoniſche hinaus, gleichviel nun, ob es Plan blieb oder ausgeführt wurde, uns ein Bild der Geſammtthätigkeit des Meiſters erſchließen, die faſt *alle Gebiete des künſtleriſchen Lebens umfaßte*. Gab es eine neue Spontiniſche Oper, wer anders als Schinkel konnte die Dekorationen, gab es ein fürſtliches Begräbniß, wer anders als Schinkel konnte die Zeichnung zu Monument oder Grabſtein entwerfen? Das ganze Kunſthandwerk — dieſer wichtige Zweig modernen Lebens — ging unter ſeinem Einfluß einer Reform, einem mächtigen Aufſchwung entgegen. Die Tiſchler und Holzſchneider ſchnitzten nach Schinkelſchen Muſtern, Fayence und Porcellan wurden ſchinkelſch geformt, Tücher und Teppiche wurden ſchinkelſch gewebt. Das Kleinſte und das Größte nahm edlere Formen

* In Potsdam führte Schinkel folgende Bauten aus: das Caſino, Schloß Glinicke, die Nicolaikirche, das Cavalierhaus auf der Pfaueninſel, die Brücke zu Glinicke, Charlottenhof, Schloß Babelsberg (theilweis), in Tegel das Schlößchen, in Stralau die Kirche; dazu verſchiedene Villen in der Umgegend von Berlin.

Digitized by Google

an: der altväterische Ofen, bis dahin ein Ungeheuer, wurde zu einem Ornament, die Eisengitter hörten auf eine bloße Anzahl von Stangen und Stäben zu seyn; man trank aus Schinkelschen Gläsern und Pokalen, man ließ seine Bilder in Schinkelsche Rahmen fassen, und die Grabkreuze der Todten waren Schinkelschen Mustern entlehnt. In dieser Welt Schinkelscher Formen leben wir noch; die wenigsten unter uns wissen es, aber dieses Nichtwissen ändert nichts an der Thatsache. Wie in der Baukunst selbst, so leben auch in den zahlreichen Zweigen des Kunsthandwerks die Schinkelschen Traditionen fort. Seine Schule blüht und durchdringt, so weit ein künstlerischer Einfluß reichen kann, unser Leben.

Seine Thätigkeit, wie sie sich über alle Kunstgebiete erstreckte, so rastlos war sie auch; selbst am Theetisch, dem Gang der Unterhaltung folgend, zeichnete er mit Feder und Bleistift vor sich hin. Nur Reisen, immer ersehnt und immer willkommen, unterbrachen von Zeit zu Zeit den Gang der Geschäfte, das Gleichmaß des Schaffens. Freilich auch diese Reisen waren wieder Arbeit, aber immerhin eine Erfrischung, wie nichts anderes sie ihm gewährte. Im Jahr 1820 war er in Jena und Weimar, um Goethe zu besuchen, „an dessen persönlichem Umgang er sich erquickte;“ 1824 riß er sich abermals auf fünf Monate los, um, in Gesellschaft des Professors Waagen, Italien zum zweiten mal zu besuchen. Wir verweilen aber lieber bei einer im Frühjahr und Sommer 1826 nach Paris, England und Schottland, in Begleitung seines Freundes Beuth, gemachten Reise, weil wir in den Briefen und Blättern, die uns ziemlich reichhaltig speziell über diese Reise vorliegen, am meisten Frische, Behagen und gute Laune, und das reifste und zutreffendste Urtheil über Dinge und Zustände, — auch über solche, die sich seiner besondern Kenntniß entzogen — zu finden glauben. Die Schilderungen sind von einer merkwürdigen Präcision und Zutreffendheit. So schreibt er aus dem „Ossian-Lande,“ von Staffa und Jona zurückkehrend, an seine Frau:

„Die Fahrt ging durch den Sound of Mull zwischen der Insel Mull und der Halbinsel Morven hindurch, die mit hohen Küsten ihre Gipfel fast in ewigem Nebel verstecken. Doch gab es hie und da herrliche Sonnenblicke, wo dann die Gebirge, die aus Fels und Sumpf bestehen, in ihrer ganzen Nacktheit bis zur Spitze gespensterhaft hervortraten. Viele einzelne Felseninseln und Vorgebirge streckten sich in's Meer und tragen hie und da einmal einen alten Thurm oder ein Castell; sonst gewahrt man, den schroffen, wilden Küsten entlang, nur Hütten aus schwarzem Stein, schlecht zusammengepackt und mit Stroh gedeckt, über welche ein mit Steinen beschwertes Netz von Stricken aus Heidekraut gelegt ist, um gegen Sturm zu schützen. Auffallend dabei ist es, wie modisch die armen Einwohner dieser Hütten in mancher Beziehung sich kleiden. Namentlich der Kopfputz. In Lumpen gehüllt und barfuß, stülpen die Weiber dennoch ein feines Häubchen oder einen Hut mit Krausen und Band über das ungekämmte Haar.“

Dann die Beschreibung Staffa's. „Um zwölf Uhr etwa hatten wir Staffa erreicht. Man sieht beim Anfahren die ganze Architektur des Basalts und landet bei der Fingalshöhle. Nur die eine der beiden hübschen Töchter (auch Schinkel findet die Töchter Englands immer hübsch, und mit Recht) war mitgegangen, während die Mutter und Schwester wegen Seekrankheit in Tobermory hatten zurück bleiben müssen. Das Meer ist in der Höhle, die wie eine Kirche erscheint, sehr tief, und hebt sich im Hintergrunde mit jeder einströmenden großen Welle über zwölf bis fünfzehn Fuß in die Höhe, wobei dann das donnernde Brausen nicht aufhört. Unsere deutschen Reisegenossen sangen im Hintergrunde eine Harmonie, die im Wogengeräusch wie Orgeltöne klang, zumal die ganze Höhle selbst einer großen Orgel gleicht und die fünfzig Fuß hohen Basaltsäulen ganz regelmäßig, wie Pfeifen, neben einander stehen. Die Decke wölbt sich spitzig aus nicht ganz formirten wilden Massen zusammen. Das Meer erscheint hinten in der Höhle sehr grün, und dadurch entsteht in dem ganzen schwarzen Basaltgestein für das Auge die Empfindung vom schönsten Purpur. Nachdem wir uns an diesem großartigen Naturspiele hinreichend ergötzt hatten, gingen wir die gefahrvollen Wege auf den abgebrochenen Säulen zurück; dann erstiegen wir, den Felsen hinauf, die mit dünner Erdschicht überdeckte, obere Fläche der Insel. Einige wilde Pferde und ein paar Kühe, die einzigen Bewohner dieses Eilands, rissen beim Anblick der aus der Tiefe heraufletternden Gesellschaft mit wüthender Schnelligkeit nach der entgegengesetzten Seite aus, wobei mir Walter Scotts Schilderungen im Piraten einfielen. Man hat angefangen, ein kleines steinernes Häuschen als eine Art von Wirthshaus oben zu bauen.“ (Es existirt nicht mehr.)

Solchen Schilderungen pflegte Schinkel, mitten in die flüchtige Schreiberei des Briefes hinein, eine eben so flüchtig entworfene Skizze des Gesehenen beizufügen, und es ist ein großes Verdienst Alfreds von Wolzogen, bei Herausgabe der Schinkelschen Briefe

Digitized by Google

dem Text dieſe Zeichnungen mit beigegeben zu haben. Wer das Glück hat dieſe wilden, hochpoetiſchen Gegenden der ſchottiſchen Weſtküſte zu kennen, wird überraſcht ſeyn, in dieſen wenigen, raſch mit Tinte hingekritzelten Skizzen das alte Oſſianland wieder lebendig vor ſich aufſteigen zu ſehen.

(Schluß folgt.)

Briefe von Bedlitz an eine Freundin.

(Fortſetzung.)

Wien, 10. April 1854. Heute iſt nun endlich der große Akt vor ſich gegangen: Arnim hat das neue Protokoll unterzeichnet. Von nun an iſt, wie ich hoffe und aufrichtig wünſche, die entente cordiale mit Preußen wieder hergeſtellt und wird ſobald nicht wieder geſtört werden, trotz der „glänzenden Stellungen," die Preußen bedarf, um ſeine „kaiſerliche Stellung," die es in Deutſchland einnimmt, aufrecht zu halten, wie Gerlach den Ständen in Berlin verſichert. Hier iſt die neue politiſche Haltung, die man gegen Rußland angenommen hat, gut aufgenommen worden. Pereira, den ich ſprach, verſicherte mich, die Börſe würde zuverläſſig ſteigen, und in der That iſt dieß im erſten Augenblick des Bekanntwerdens ſogleich der Fall geweſen. Ich bin nun zwar nicht ſanguiniſch in meinen Hoffnungen, aber ich begreife, daß wenn Rußland noch ſo ſtark iſt und ganz Deutſchland und mit ihm ganz Europa ſtellt ſich dagegen, auch im ſchlimmſten Falle der Ausgang kein ſchlechter ſeyn kann, und man wird ſich am Ende über billige Bedingungen verſtändigen können. Hier ſind, wie ich ſchon ſchrieb, eine Menge Leute, und namentlich in unſerem Kreiſe, entgegengeſetzter Meinung, und ſie begreifen gar nicht die Möglichkeit, mit Rußland Krieg zu führen; der Kaiſer aber hat von dem Augenblick an, als er es für ſeine Pflicht angeſehen hat, gegen Rußland zu ſtehen, auch nicht einen Augenblick geſchwankt, trotz aller Einwendungen, die er alle angehört und widerlegt hat. — Jetzt fahre ich nach Baden ab zu Amelie.

Den 11ten. Ich war geſtern ſchon nach eilf Uhr in Baden und fand meine arme alte Schweſter recht miſerabel. Ich bin ſchon lange gewohnt, daß ihr erſter Anblick mich immer erſchreckt, aber gewöhnlich erholt ſie ſich doch, wenn ich bei ihr bin, und wird lebhaft, ſo daß ihr Ausſehen nach und nach beſſer wird; heute war das nicht der Fall und ich habe einen recht traurigen Eindruck mit weggenommen. Dabei freut ſie ſich jedesmal, wenn ich ſie beſuche, außerordentlich, denn ſie betet mich an und liebt mich jetzt nur noch allein auf der Welt. — Seibels Volkslied iſt jetzt gedruckt und er zum Franz-Joſephs-Ritter ernannt worden. Ich bin aber der erſte, der ſagt, daß man recht gehabt hat; ſein Gedicht iſt beſſer als meines; ich würde ſelbſt in dieſer Weiſe entſchieden haben. — Ich habe mir einige neue Bücher angeſchafft: Bleakhouſe und Spork — ein, wie mir ſcheint, ganz originelles epiſches Gedicht, im Geſchmack der Scherenbergiſchen, wie mir ſcheint.

Wien, 13. April. Welch ein neues Unglück, das Sie berichten! * Hoffentlich wird die finanzielle Lage Ihrer Schweſter nicht zu ſchwer ſeyn, aber was iſt das Alles gegen das plötzlich verlorene Glück eines ſo ſelten gefundenen häuslichen Segens! Mir ſelbſt geht es nicht gut, zwar leide ich bloß an einem Hexenſchuß, aber doch ſo arg, daß ich kaum zum ſchreiben aufſitzen kann. — B. erwarte ich zur Vermählung und trachte ihm Plätze zu verſchaffen, was eine immenſe Mühe koſtet. Da das diplomatiſche Corps beim Einzug nichts zu thun hat, ſo iſt für dieſes nicht einmal Vorkehrung getroffen, um ihn zu ſehen. Zum Einzug in Rußdorf habe ich ein Billet für B. in Reſerve. Wenn das Wetter ſchön bleibt, wird gerade dieſer intereſſant ſeyn. — Den 16ten. Ich bin noch immer nicht beſſer, kann aber Ihren lieben Brief nicht ohne Antwort laſſen. Bitte, beſorgen Sie die Taufangelegenheit bei Ihrer kleinen Enkelin. Mir wäre Revertera als Subſtitut recht, weil er ein Landsmann iſt. Sie gehen alſo zur Taufe auch nach Berlin, das freut mich. Das Schreiben geht nicht mehr. Gott ſegne Sie!

* Der Tod des ruſſiſchen Marinekapitäns von Flotow, Schwager der Herausgeberin dieſer Briefe.

Digitized by Google

Den 17ten April. Hier iſt ein Getreibe, bei dem Einem Hören und Sehen vergeht, bei dem mir aber keineswegs wohl iſt. Während man auf der einen Seite nur an die Vermählungsfeierlichkeiten denkt, wird auf der andern mit wahrer Furie politiſirt, und zwiſchendurch kommen ominöſe Klagen über die furchtbare Dürre, die ſchon jetzt großen Schaden auf den Feldern anrichtet und mit einer Hungersnoth im nächſten Winter droht. — Hier iſt man in der „Crême“ ruſſiſch bis zum Fanatismus, ſelbſt die Leute, die keine Gründe dafür, wohl aber dagegen anzugeben hätten. Alle dieſe Dinge nehmen mir den Kopf ein und ich fühle, daß ich anfange geiſtesſchwach zu werden. Für mich gehört ein ganz anderes Leben als das, was ich führe; auf dem Lande, ſehr abgeſondert von der übrigen Welt, nur im Kreiſe der Meinigen leben, mich der ſchönen Natur freuen, und mitunter ein gutes Buch leſen oder ein hübſches Muſikſtück hören — ſonſt brauche ich gar nichts mehr.

Geſtern war ich zum erſtenmal wieder bei Fiquelmont. Ich höre, daß man für ein Fenſter zum Einzuge 115—120 fl. zahlt, und am Graben hat man für ſechs Fenſter 1000 fl. begehrt. Ich werde einen Platz für meinen Theil bei Arnim finden, der ſo freundlich war, mir ihn anzubieten. Inzwiſchen aber iſt die Donau ſo klein, daß wenn nicht bald ein ausgiebiger Regen kommt, der die Gebirgswaſſer fließen macht, die Kaiſerin gar nicht zu Dampfſchiff von Linz nach Wien wird kommen können; dadurch würde aber ein ſehr ſchönes Schauſpiel verloren gehen, denn ſechs Dampfſchiffe, prachtvoll geſchmückt, werden dabei verwendet, wovon das, welches die Kaiſerin trägt, von zwei koloſſalen Schwänen gezogen wird, die am Schiffſchnabel angebracht werden. Kurz man erzählt Mährchen aus Tauſend und einer Nacht, und zwiſchen durch tönt der ganze Katzenjammer der Gegenwart.

Den 18ten. Ich habe heute einen Beſuch von einem guten alten Bekannten von uns gehabt, der mir eine Menge Herzlichkeiten für Sie auftrug: Georg Eſterhazy iſt aus Madrid hier angekommen. * Ganz der Alte. Nadeżda iſt angekommen und mit lautem Vivatgeſchrei auf der Eiſenbahn begrüßt worden; natürlich werde ich ihn beſuchen, nur will ich ihn nicht gleich in den erſten Tagen überlaufen und warten, bis er ſich ein wenig erholt hat. — Den 19ten. Heute iſt der Jahrestag, an dem ich vor 45 Jahren zum erſtenmal in der Schlacht war, und vor 43 mit Ernestine getraut wurde. Damals waren aber die Schlachten noch anders. Am 19. April 1809 dauerte das Treffen bei Hauſer von eili Vormittags bis ſieben Uhr Abends; wir hatten ein Armeecorps von 30,000 Mann im Feuer und verloren davon bei 11,000 Mann an Todten und Verwundeten. Das nannte man damals ein Treffen, jetzt ſpricht man von der Schlacht bei Eckernförde u. ſ. w. — Ich bitte Sie, mir zur Taufe einen tüchtigen Subſtituten zu ſuchen, und übergebe Ihnen dieſe ganze Angelegenheit zur diplomatiſchen Löſung, und verlange nur der wirkliche und ächte Pathe vom kleinen Butzel zu ſeyn, überlaſſe es Ihnen aber, mir in Berlin, wo mich kein Hund kennt, einen paſſenden Erſatzmann zu wählen. — Wo ſind denn die beiden Gedichte, die Sie überſetzt haben? Nichts haben Sie geſchickt. „In silence and tears“ * iſt dabei? Mama, das werden Sie nicht überſetzen; das hab' ich vielleicht hundertmal verſucht und es iſt nichts daraus geworden. Wenn nur M. ſo viel Kräfte gewinnt, um die Reiſe zu ertragen! Es wäre ein ungeheures Glück, wenn wir wieder Alle auf heimathlichem Boden wären. Heute wurde ich wieder von einer Menge Leuten überlaufen; unter andern von einem Fräulein aus Hannover, die, weil der hannoverſche Geſandte abweſend iſt, ſich an mich gewendet hat, um ihr Billette zu den Feierlichkeiten zu verſchaffen. Ich dachte mir dabei: was müßte zu ſehen ſeyn, um daß ich an des Fräuleins Stelle zu mir gegangen wäre. Der Himmel ſey mit Euch Allen!

Den 1. Mai. Ich nehme meine Korreſpondenz wieder auf, nachdem ſie während der Vermählungsfeierlichkeiten gänzlich geſtockt hat, aber erſt vom künftigen Poſttage an werde ich wieder im Stande ſeyn, ganz in der alten Ordnung zu ſchreiben. Die Hochzeitfeierlichkeiten hat B. viel genauer beſchrieben und beobachtet wie ich. Man hat lange nichts in allen Einzelnheiten gelungeneres geſehen, und dabei nicht einen einzigen Exceß, keinen Betrunkenen, keine Schlägerei und kein Unglück. Im Prater, wo man die Volksmenge auf 20,000 Menſchen ſchätzte, ſah man keine Polizei; der Enthuſiasmus war gefühlt. Uebrigens bin ich froh, daß die Hetze vorüber iſt. — M. laſſe ich ſagen, daß ich alle Gewölbe durchrast und ſchon eine Bekanntmachung im Fremdenblatt vorhabe, aber bisher nicht im Stande war, ein eiergelbes Barègekleid zu finden. — Den 2ten. Dieſer Brief kommt mit dem morgigen Tage wieder in die gewohnte Reihe, und ſo wird's bleiben, bis ich Sie wiederſehe, ſo Gott will!

* Der verſtorbene Graf war im Beſitz einer Autographenſammlung, unter der ſich die erſte Aufzeichnung der Volkshymne von Haydns Hand befand, doch ohne Worte, da dieſe erſt der Melodie angepaßt worden ſind.

* When we two parted von Byron.

Digitized by Google

Ich muß mich mit ſeinem Willen tröſten und meine Ungeduld niederhalten, die ſchon anfängt ſehr heftig zu werden. — Liebe M., mit dem eigelben Barège iſt es nichts; ich bin bereits das Gelächter aller Modehandlungen, und die Kaufleute meinen, ich ſey mit meinen fixen Ideen von Görgen entſprungen; die Lieblingsfarbe dieſes Jahrs iſt violett. — Die Praterfahrt war brillant. Es iſt nicht genug zu bewundern, mit welcher Ruhe und Ordnung, trotz ungebundener Luſtigkeit, alle dieſe Dinge vor ſich gehen; wie viele Branntweinräuſche und „Keile“ hätte es in Norddeutſchland geſetzt! Das Volk iſt hier wirklich vortrefflich, und in der gegenwärtigen Epoche ſtellt es ſich heraus, daß die Revolution es nicht gründlich verdorben hat. — Den 3. Mai. Nun zu Ihrem Brief. Daß Gerber darauf beſteht, M. reiſen zu laſſen, macht mich glückſelig, und ich habe keine größere Sehnſucht, als unſer altes Leben dort fortzuſetzen, wo es aufgehört hat, und vor meinem Ende noch ein paar Jahre der Ruhe, Stille und Eintracht im Kreiſe der Unſrigen zu verleben. — Was haben Sie zu Halms Gedicht geſagt? Iſt es nicht herrlich? Ich habe getrachtet, daß wenigſtens ein Theil davon in der Allgemeinen Zeitung abgedruckt wird; es iſt ein Prachtgedicht!

Den 14ten. B. iſt heute auf Abenteuer ausgegangen, ich mußte ſchon früh um 10½ zum Herzog und ſpäter mit ihm nach Hietzing, von wo ich eben zurückkomme. Zimmer beſtelle ich für Sie im römiſchen Kaiſer. Ich denke bis morgen die Villa Hügel glücklich für den Herzog von Braunſchweig gekauft zu haben und bin dazu mit Vollmachten und Creditbrief verſehen; ich fahre heute Nachmittag deßwegen noch zu der Fürſtin Wrede.

Den 10ten Juni. Ich bin desperat! das hat Ihnen noch gefehlt! indeſſen iſt es im Ganzen doch beſſer, daß Ihr Fuß einfach gebrochen iſt, als wenn er verſtaucht wäre. — Der Herzog kommt an und ſeit vier Tagen habe ich nicht Zeit, mich niederzuſetzen, denn ich habe Commiſſionen ohne Ende und Geldverrechnungen, die mich bei meinem Mangel an Gedächtniß eine unſinnige Zeit koſten. — Ich laſſe B. fragen, wo er glaubt, daß ſein letzter Brief aus Auſſee an mich iſt? Kein Geringerer als der Kaiſer hat ihn! Ich war nämlich geſtern beim Erzherzog Max und erzählte ihm die ganze Sache und fand ihn ſo feurig entſchloſſen, der Maßregel, die den Leuten das Familienkorn zu entziehen droht, entgegen zu arbeiten, daß ich nach einiger Ueberlegung nichts beſſeres fand, als ihm den ganzen Brief von B. zu geben, wodurch er ſieht, daß keine Intrigue im Spiel iſt, und der Kaiſer die ganze Wahrheit erfährt, wie er ſie auf andere Weiſe nicht erfahren würde, denn durch das Prisma der amtlichen Berichte ſieht ſie anders aus. Da der Brief nichts enthält als Auſſeer Haus- und Gartenangelegenheiten und ein ganz angenehmes Bild der dortigen Zuſtände gibt, die betreffende Angelegenheit aber ganz erſchöpfend behandelt iſt, ſo kann nichts eine beſſere Wirkung thun, als ein Bericht, dem es an der Stirn ſteht, daß er für eine ganz offene freundſchaftliche Mittheilung beſtimmt iſt. Ich hoffe, meine Anſicht wird ſich durch die beſten Folgen beſtätigen. * — Mein junger Erzherzog wird ſchon wiſſen, wie er die Sache zu machen habe. — Er wird das Manuſcript durch Auer drucken laſſen und die Correkturbogen werden an Sie nach Iſchl geſchickt werden. Die perſönlichen Beziehungen ſollen Sie ohne Barmherzigkeit durchſtreichen; der Erzherzog ſieht die volle Nothwendigkeit davon ein und iſt bereit, auf Ihr Verlangen, die hübſcheſte Pointe und den niedlichſten Witz aufzuopfern. Ich bin jetzt voll Mitleid für Sie und M. wird nächſtens von mir als ferngeſund behandelt und keine Notiz mehr von ihr genommen werden.

Den 17. Juni. Das iſt ein Getreide und Gehetze, daß ich nicht mehr weiß, wo ich zuerſt und wo ich zuletzt hingreifen ſoll. Nachdem der Herzog alle meine Vorſchläge bezüglich der Villa überflüſſig gefunden hat, und glaubte Alles aus ſeinen Fourgons einrichten zu können, erhalte ich jetzt, Abends um eilf Uhr, die telegraphiſche Nachricht, daß er am 20ſten kommt, und daß er mich erſucht, bis dahin Alles *meinen* Anträgen gemäß vorzukehren. Natürlich fahre und laufe ich nun den ganzen Tag und komme doch nicht zu Ende, zumal morgen Sonntag iſt, ich alſo gerade noch *einen* Tag vor mir habe. Zudem wird mein Zimmer nicht leer; heute iſt der Herzog von Weimar bei mir geweſen, der endlich Major geworden iſt. — Den 17ten. Geſtern Abend fuhr ich nach Hietzing, um mich von den dortigen Einrichtungen ſelbſt zu überzeugen. Es war eine himmliſche Luft und Beleuchtung, die mir nach den Hetzereien in der Stadt ſehr wohl that; von dort fuhr ich zu Fürſt Metternich, um ihn vor ſeiner Abreiſe nach Königswart noch einmal zu ſehen; von einer Heirath des Fürſten Richard mit der kleinen Gräfin Sandor höre ich heut zum erſtenmal. Heute iſt abermals ein herzoglicher Kammerdiener aus Sibyllenort mit einer Menge Aufträgen eingetroffen. — Mich freut es, daß der Riß in Ihr Budget durch den Iſchler Aufenthalt nicht zu groß wird. Der durch die Karlsbader Reiſe in das meinige geriſſene Ausfall wird leider beträchtlicher ſeyn. Ich hätte das Geld beſſer

* Es war ſo.

Digitized by Google

verwenden können, als auf warmes Salzwaſſer; und wenn ich auch noch ſo fleißig davon trinken ſollte, werde ich doch nicht als Mumie zurückkommen, und ein Rieſe werde ich dort auch nicht an Kräften geworden ſeyn. Indeß ich bin ein Opfer der Conſpiration zwiſchen Ihnen und Gruber, und ſo muß ich denn hin, ich mag wollen oder nicht. — Liebe M., ich hoffe du machſt dich in Iſchl intereſſant als leidende Schönheit, und die alten Herren in Iſchl laufen dir nach wie in Karlsbad, deßhalb weiß ich doch, was ich weiß! Bitte, laſſe Mama nicht in zu einfacher Toilette in Iſchl herum gehen. Wär' ich nur ſchon von Karlsbad zurück und mit Euch in Auſſee!

Den 24. Juni. Ich kann Ihnen von mir nur melden, als daß ich von Früh bis Nacht nicht weiß, wo mir der Kopf ſteht. Der Herzog plaudert, außer den hundert Commiſſionen, die ich zu machen habe, täglich drei bis vier Stunden mit mir. Er hat an ſeiner Villa die unſinnigſte Freude, kauft, was er ſieht, und hat mit dem Architekten Romano bereits die großartigſten Aenderungen beſchloſſen. Ich wäre vollkommen zufrieden, wenn ich das Geld, das er noch dafür ausgeben wird, als Capital beſäße. Der Herzog hat mir aufgetragen, in jedem der Hoftheater eine Loge für ihn zu nehmen, die er mir hoffentlich in ſeiner Abweſenheit zur Diſpoſition ſtellen wird. — Den 27. Juni. Was macht das gebrochene Hazel? Was ſoll denn das werden, wenn Sie ſich bei jeder Bewegung gleich ein Bein brechen? Erſt in Riva, dann in Iſchl! — Sie wiſſen, daß ich nicht rechnen kann, und nun hab' ich ſchon 57,000 fl. Silber zu verrechnen, und ſo oft ich meine Ausgaben addire, kommt nicht ſo viel heraus. Den Gebrauch der braunſchweigiſchen Loge hab' ich — und wenn Sie nach Wien kommen, können Sie darin ſitzen und M. kann von dort mit dem Publikum kokettiren. Ich wollte Ihnen eine Geſchichte erzählen, aber Sie ſehen, daß ich ſie wieder ausgeſtrichen habe; ſie iſt nicht für Sie.

Wien, den 1. Juli. Das iſt ja gar zu arg was Sie leiden! und ich bin ganz in Mitleid für Sie zerfloſſen. Der Herzog iſt noch hier, bleibt noch hier, unterhält ſich prächtig, freut ſich über ſein Regiment, * iſt für mich immer ſehr freundlich, weiß aber, wie alle großen Herrn, durchaus nicht, was ein Menſch leiſten kann, was nicht, wenn der Tag nur 24 Stunden hat. — Heute war ich beim Erzherzog, von ihm Abſchied zu nehmen; er war wie immer charmant und wird uns in Auſſee beſuchen. — Was haben Sie dazu geſagt, daß Sie ſein Buch fertig gedruckt in Händen haben? Auer hat ihm den erſten Correkturbogen gezeigt, und den vierten Tag das ganze Buch fix und fertig gedruckt; der verſteht's. Sagen Sie B., daß meine Intrigue kapital gelungen ſey und ſein Brief den allerbeſten Effekt gemacht hat. Sagen Sie aber niemand davon, daß ich die Hand im Spiel gehabt habe, ſonſt laſſen ſie den Teufel auf mich los, und ich kann künftig gar nichts ausrichten. Meine Abreiſe iſt für Dienſtag den 4. beſtimmt. So eben ſchickt mir die Erzherzogin Sophie 500 fl. für die Salinenarmen; iſt das nicht nett? Ich weiß noch nicht, auf welche Art ich ſie am zweckmäßigſten verwenden ſoll; ich meine man gibt 300 fl. an die Auſſeer und 200 nach Hallſtadt. Ich ſchicke das Geld an B. und iſt er meiner Meinung, ſo ſoll er das Geld zu 10 fl. unter die ärmſten vertheilen, wodurch dreißig Familien betheiligt würden. In Hallſtadt muß geſorgt werden, daß kein Unterſchied zwiſchen Katholiken und Proteſtanten gemacht wird. Die Betheiligten aber müſſen Quittungen eingeben, damit man ſie der Erzherzogin einreichen kann. Ich laſſe B. bitten, Plenzner zu ſchreiben, daß, nachdem ich Gelegenheit gefunden hatte, ſie von dem Elend zu unterrichten, das durch die Theuerung entſtanden iſt, die Erzherzogin mir dieſes Geld geſchickt, und daß ich auch nicht verfehlt habe, darauf hinzuweiſen, daß wenn den Leuten das Familienbrod genommen würde, ſie verhungern oder Verbrecher werden müßten. Was den Winter anbelangt, ſo iſt zu beſorgen, daß eine fürchterliche Calamität im Gebirge entſteht. Dafür gibt es nur Ein Mittel, die Suppe, wie Brenner ſie in Iſchl organiſirt hat. Fragen Sie doch genau darum. M. ſoll ſich alle Details merken, und dann wollen wir, wenn ich komme, die Sache zu Stande bringen. Ich gebe gern 50 fl. dazu, und wir finden ſchon noch andere Leute. Ihren nächſten Brief erhalte ich in Karlsbad.

* Früher Hardegg-Küraſſier, ſchon einmal Braunſchweig.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Literatur.

J. G. Fiſchers Friedrich II. von Hohenſtaufen auf der Stuttgarter Hofbühne.

Der zweite dramatiſche Verſuch J. G. Fiſchers iſt als literariſche Erſcheinung auch in dieſen Blättern mit warmer Anerkennung begrüßt worden. Doch mußte das letzte Urtheil vorbehalten bleiben, bis das neue Stück durch die Feuerprobe einer Bühnenvorſtellung gegangen. Der freundliche Geleitsbrief, der ihm von einer der erſten dramaturgiſchen Autoritäten mit auf den Weg gegeben worden war, berechtigte zu den beſten Hoffnungen. Bald verbreitete ſich auch die Kunde, daß daſſelbe von der bießgen Intendanz angenommen ſey, und es war zu erwarten, daß die Aufführung mit der beſondern Sorgfalt vorbereitet werde, welche die Leitung unſeres Kunſtinſtituts gerade den Erzeugniſſen einheimiſcher Talente angedeihen läßt. Schon gegen Ende der vorigen Saiſon ſtand Friedrich II. auf dem Repertoire, und nur ein anhaltendes Unwohlſein des Trägers einer Hauptrolle führte einen längeren Aufſchub herbei. Wir glauben nicht, daß ſich der Dichter darüber zu beklagen hat, denn eine ſo gelungene erſte Aufführung, wie wir ſie am 21. September ſahen, wäre ohne dieſe Verzögerung kaum möglich geweſen.

In dem übervollen Hauſe war vornehmlich die Jugend ſtark vertreten; ſie hat damit ein Zeugniß abgelegt, wie freudig ſie zum voraus jeden Verſuch begrüße, ihr die großen Geſtalten unſerer Hohenſtaufen vor Augen zu führen. Und wirklich war es eine große Geſtalt, ein echter Hohenſtaufe, den uns Herr Löwe als Friedrich ſehen ließ, indem er den Intentionen des Dichters mit einer Feinfühligkeit folgte, wie ſie nur dem geiſtesverwandten Künſtler möglich iſt. Der echte Herrſcher, der, ob alle ſeine ſieben Kronen in dem Meer verſunken wären, die Krone ob dem Haupte fühlt, „die ihm der Geiſt in ſeiner Kraft hat aufgedrückt,“ der liebenswürdige Mann, „der, wie die ganze Welt, auch die der Weiber verbunden zur Tributpflicht gegen ihn,“ der ganze wunderbare Menſch, in welchem nordiſche Kraft und ſüdiſche Erregbarkeit eine ebenſo fruchtbare als gefährliche Verbindung eingegangen haben: Zug für Zug, wie dieſen Charakter der Dichter der Geſchichte abgelauſcht hat, haben in der Darſtellung ihren entſprechenden Ausdruck gefunden. Einen einzigen Wunſch, den wir bei der erſten Vorſtellung hatten, daß ſich auch das gebrochene Heldenherz noch mehr als das Herz eines Helden zeigen möchte, glaubten wir bei der zweiten erfüllt zu ſehen.

So gehörte denn die volle Kunſthöhe eines Grunert dazu, um neben dieſem Friedrich den Pietro als einen ebenbürtigen Freund erſcheinen zu laſſen. Und doch beruht die ganze Tragik des Stückes darauf, daß auch dieſer Pietro die Krone des Geiſtes zu gewiß auf ſeinem Haupte fühlte, um nicht den Anſpruch auf eine vollere Theilung zu machen, als ſie der von Geiſt und Geburt zugleich gekrönte Freund gewähren konnte. Der Dichter hat allerdings verſucht, allen geſchichtlichen Motiven zuſammen gerecht zu werden, welche Friedrich II. zur glänzendſten und doch nicht glücklichſten Geſtalt der deutſchen Kaiſerreihe gemacht haben. Aber es war ein echt dramatiſcher Inſtinkt, mit welchem Fiſcher ſein Stück vor dem Hauptſtein des Anſtoßes bewahrt hat, an welchem die Staufen und die Staufentragödien geſcheitert ſind, der Verzettelung der Intereſſen. „Zwei große Männer, die ſich nahe wohnen, ſie finden ihren Raum nicht bei einander, und blutig, blutig endigt's zwiſchen Beiden.“ Um dieſen Angelpunkt läßt der Dichter die tragiſche Bewegung ſeines Stückes ſich drehen, und alle andern Motive, der Kampf mit dem Papſtthum, der Krieg mit den Städten, die Vernachläſſigung Deutſchlands, die Nationalitätenmiſcherei, die vorzeitigen Aufklärungsverſuche ſind nur untergeordnete Räder in dieſem vielgeſtaltigen Triebwerke. Hiedurch hat das Stück Einheit der Handlung in ſich und überdieß ein rein menſchliches und nicht blos hiſtoriſches Intereſſe für ſich gewonnen. Nur hätte vielleicht die Figur des Pietro für dieſen Zweck noch etwas größer gehalten werden dürfen, ſo daß es von vornherein deutlicher würde, wie er, von dieſem verdorben, auch ihn verderben mußte. Wir fürchten, daß die Idee des Stückes nicht zu ihrer vollen Geltung käme, wo etwa die Rolle des Pietro in geringere Hände als hier fiele.

Aus demſelben Grunde war es uns, um ſcheinbar paradox zu reden, geradezu leid, daß die Kirchenverſammlung zu Lyon durch die beiden Hauptperſonen Pietro und Campocio (Herr Pauli) eine viel zu große dramatiſche Wirkung hervorbrachte, um nicht einen Theil des Publikums irre zu führen. Mancher ſuchte nach dieſer Scene den Schwerpunkt des Stückes in dem Kampfe zwiſchen weltlicher und geiſtlicher Macht und fand ſich nachher enttäuſcht. Was wird der Dichter dazu ſagen, wenn wir ihm geradezu rathen, das ganze Concil, das überdieß mit ſeinem kirchlich-ceremoniellen Schluß bei Katholiken Anſtoß finden dürfte, wegzulaſſen? Eine etwas ausführlichere Erzählung im achten Auftritt deſſelben Aufzuges würde genügen, um das neue Verdienſt Pietros, ſein muthiges Einſtehen gegenüber den Bannflüchen der Kirche in das rechte Licht zu ſtellen. Die hiedurch gewonnene Zeit könnte gerade wieder an diejenigen, für das Verhältniß zwiſchen Friedrich

Digitized by Google

und Pietro wichtigeren Partieen zurückgegeben werden, welche hier zu unserer Ueberraschung in der zweiten Vorstellung ausgeblieben sind.

Der Gedanke, den beginnenden Riß zwischen den beiden Freunden durch den bis dahin gemeinsam bekämpften Gegner, das in seinen Ansprüchen maßlose und in seinen Mitteln gewissenlose Papstthum erweitern und unheilbar machen zu lassen, ist vortrefflich; auch ist der racheglühende Mönch Bojolus (Hr. v. Prosky), dieser teuflische Ueberall- und-Nirgends, eine ganz entsprechende Figur, um denselben drastisch einzuführen. Aber sollte nicht dasselbe Gefühl, welches den Dichter veranlaßte, dem sterbenden Friedrich die Worte zu strecken: „Ich sterb' und seh', man stört nicht ungestraft das Spielzeug, das die Völker glücklich macht," ihm auch rathen, das letzte Auftreten des Bojolus zu unterdrücken? Nach den durchaus dem Geiste des ganzen Stückes entwachsenen und darum so herrlich versöhnenden Schlußworten Friedrichs: „Ein lichter Bogen, daran der Völker Herzen sich erheben, geht von Sicilien über Hohenstaufen, und schwingt sich fort bis zu des Nordmeers Küste — und der ihn schuf — war Friedrich! — und Pietro's" können die Worte des Mönchs: „So schloß die Rechnung: Friedrich und Pietro! Erkennt ihr's Thoren? Rom heißt euer Meister!" nur verwirren und den reinen Ausklang trüben; es ist vielleicht das Beste, daß sie von den in diesem Augenblicke ganz mit Friedrich beschäftigten Zuschauern überhaupt nicht beachtet werden.

Und weil wir denn einmal am Ausschneiden sind, so gestehen wir, daß unsere Scheere auch die komischen Partieen insgesammt, so beifällig sie hier aufgenommen worden sind, nicht blos kürzen, sondern rein austilgen würde. Je näher Fischer seiner ganzen dichterischen Natur nach seinem Landsmanne Schiller steht, um so gewisser muß er, um so leichter kann er auch jeden Versuch zum Shakspearisiren principiell verschmähen. Doch wohin sind wir vertirrt? Wir wollten über die bisherigen Aufführungen berichten und geben „unmaßgebliche" Vorschläge für die kommenden. Doch würden wir dieß thun, wenn wir nicht den Wunsch hätten, daß dieses Stück hier noch öfter, daß es draußen auf andern Bühnen zur Darstellung komme? Wo sich alle darstellenden Kräfte ihren Rollen mit so viel Verständniß und Hingebung widmen, wie dieß hier geschehen ist, wird es auch an dem Beifalle nicht fehlen, der hier namentlich bei der ersten Aufführung dem Dichter wie den genannten Trägern der Hauptrollen in reichstem Maße gespendet wurde.

Fischer soll, wie wir hören, schon die Hand an einem dritten Stücke haben. Dürfen wir ihm einen guten Rath dazu geben? In seinem ersten Stücke hatte er eine einzige weibliche Nebenfigur; in seinem zweiten erhebt sich wenigstens Heliodora zu größerer Bedeutung für die Oekonomie des Stücks, fofern sie mit ihrem Festhalten an Manfred einen Haupbeitrag zu der nothwendigen Versöhnung liefert, ohne welche wir nach dem erschütternden Untergang der beiden Väter nicht gelassen werden durften; wir fordern es nicht als einen Beweis seines künstlerischen Vermögens, aber als ein wichtiges Stück seiner künstlerischen Bildung, daß in seinem nächsten Drama wenigstens e i n e Hauptrolle den Frauen zufalle.

Stuttgart, im October 1864.

A. W.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus der Normandie, Oktober.

Musikfeste und Männergesangvereine. — Falsche.

„Wo man singt, da laßt euch ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder!"

Dieser schöne deutsche Reim beginnt in den Herzen unserer westlichen Nachbarn eine Stätte zu finden und mag manchem wüthigen Franzosenfresser von drüben zur Beruhigung dienen. Außer ihren Chansons und Couplets haben die Franzosen jetzt auch deutsche Lieder, welche leise und unsichtbar über den Rhein gegliten sind, um deutsche Sitten, deutsche Gebräuche hinüber in's Frankenland zu tragen.

Es ist für ein deutsches Gemüth ebenso überraschend als erfreulich, wahrzunehmen, wie sich in Frankreich seit geraumer Zeit und allenthalben Männergesang- und sonstige Musikvereine gebildet haben, und neuerdings auch beginnen ihre lokalen Einzelkräfte zu gemeinsamem Wirken zu vereinigen. Das natürliche Band für solche Musikkräfte findet sich in der Begränzung der Departements, und wir waren kürzlich in dem Fall, in Calvados zweien solcher Collectivleistungen anzuwohnen, deren eine in der Hauptstadt vor sich ging, während die andere in dem altberühmten Neste

Digitized by Google

Falaise verlief. Um mit der ersteren anzufangen, so fand dieses concertartige „Festival“ an einem Sonntag Nachmittag in dem hübschen Theater zu Caen statt. Es versteht sich von selbst, daß in Frankreich solche Bewegungen sich nur unter dem Schutze der Autorität kundgeben und sogar meist deren Anregung bedürfen. In den Festcomité's, welche sich bilden, stehen Präfect und Maire an der Spitze, und hier geschah es sogar, daß sich die Musikvereine vor dem Fest in dem Hofe der Präfectur versammelten und am Schluß in deren Garten reichlich bewirthet wurden.

Doch greifen wir dem Gang der Ereignisse nicht vor. Die ausswärtigen Vereine waren schon am Samstag Abend zu einer Generalprobe eingetroffen, jedoch ohne jenes Interesse und Entgegenkommen des Publikums zu erregen, welches wir in Deutschland bei solchen Gelegenheiten zu sehen gewöhnt sind. Die eine Hälfte der Stadt wußte nicht einmal, was vorging, und die andere Hälfte kümmerte sich wenig darum. Von einer Einholung und Begrüßung der Ankommenden, von einem feierlichen Zug durch geschmückte Straßen war keine Rede. Erst am Sonntag nahm sich die Neugierde Zeit zur Theilnahme und schon lange vor 2 Uhr wogte eine schaulustige Menge vor dem Theater und unter den Bäumen des dahin führenden Boulevards.

Als wir uns nach unserem Platz in einer der Comitélogen verfügten, fanden wir das Haus fast ganz gefüllt. Allein es ward fast halb 3 Uhr, bis endlich nahende Klänge das Publikum der Gallerie, welches schon lange ungeduldige Fußexercitien ausführte, sowie das der Logen beruhigte. Die Bühne stand von vornherein offen und zeigte eine Bergiandschaft in sehr gewagten Zusammenstellungen. Rings herum befanden sich roth überzogene Bänke, an der rechten Seite ein Flügel, und in der Mitte ragte ein einsamer Notenpult, so dünn und schmächtig wie der Obelisk auf dem Carouselplatze. Die Musik kam näher und näher, aber statt des wohlgeordneten Zuges, dessen Erscheinen man in Frankreich als dem Lande des Geschmacks und der Anmuth wohl erwarten durfte, tauchten bald aus dieser, bald aus jener Coulisse Gestalten in schmucken Uniformen auf. Sie stiegen über die Bänke, es folgten ihnen Andere in Civilkleidern mit und ohne Glacéhandschuhe, dann kamen einige Knaben zum Vorschein, nach ihnen abermals Uniformen, mit Blasinstrumenten bewaffnet, und zuletzt zeigten sich im Hintergrund einzelne Standarten von rothem oder schwarzem Sammt, mit goldnen Buchstaben und Lyren bestickt. Endlich bildete Alles nur einen Knäuel, und als dieser seine höchste Verwirrung erreicht, erschienen einige Blousenmänner im Vordergrund, schoben den Flügel zurück, und — der Vorhang sank. Ganz verdutzt über ein Verfahren, das allen Regeln der Logik zuwiderlief, starrten wir den Vorhang an, den man zum Glück nicht ganz herabgelassen, so daß uns mindestens durch die amüsirhafte Bewegung der auf der Bühne sichtbar gebliebenen Beine die Versicherung ward, wir seien nicht angeführt, oder hätten etwa das ganze Festival verschlafen. Nach einer Weile rauschte der Vorhang wieder auf und nun zeigte sich die Bühne so, wie man es von Anfang an hätte erwarten dürfen. Die Standarten, alle sehr elegant, waren im Halbkreis geordnet, die verschiedenen Vereine um ihre Fahnen gruppirt, und im Mittelpunkt, um den Notenpult herum, standen die Uniformen mit ihren beliggänzenden Instrumenten. Wer aber darunter Militärmusik vermuthet, hätte sich gleich uns gröblich geirrt. Es war, wie man uns belehrte, die „Municipalmusik“ der Stadt. Bei dem Anblick eines solchen Instituts ward uns ganz wehmüthig und mittelalterlich zu Muthe; wir erinnerten uns unwillkürlich an die Bremer Stadtmusikanten und an die Grimm'schen Mährchen, und hätten uns vielleicht in noch wundrlichere Träume verloren, aber die Municipalmusik setzte ihre Lungen in Bewegung und schmetterte eine Ouverture, deren Komponisteur bescheidentlich und wohlweislich seinen Namen verschwiegen hatte. Immerhin war es Musik, und die harrende Menge athmete wieder auf.

Jetzt sammelten sich die Gesangvereine um ihren Dirigenten, einen kleinen Mann mit einer breiten weißen Schärpe um den Arm, den man ganz besonders aus Paris verschrieben hatte, und stimmten den „Soldatenchor aus Gounods Faust“ an, und da war nun der französische vierstimmige Männergesang, dessen Vergleichung mit den deutschen Leistungen ähnlicher Art uns hauptsächlich interessiren mußte. Der Gesang als solcher war so gut, als man ihn von Dilettanten überhaupt erwarten kann. Sie hatten ihren Chor trefflich einstudiert und trugen ihn mit guter und geschmackvoller Nuancirung vor; aber sollten dieß wirklich frische und kräftige Männerstimmen sein, die wie Frühlingslerchen ihren Gesang ertönen lassen? Nein, das war nichts für ein deutsches Ohr: da fehlte jeder Vollklang, jedes Metall, es war gute Musik, aber von schlechten Instrumenten ausgeführt. Den Musiker mochte dieß wenig erbauen, und aber freute es doppelt, daß trotz dieser Mängel sich im französischen Volke ein Interesse Bahn bricht, welches ganz gewiß mit der Zeit auch den zum Theil noch rauhen, zum Theil noch klanglosen Stimmen die nöthige Kraft und Frische verleihen wird.

Wieder erschienen Uniformen. Dießmal war es die Municipalmusik von Isieur, die mit der Ouverture zu Nebukadnezar ihr Probestück ablegte. Gleich den Chören sogen sich diese Municipalmusiken aus Dilettanten zusammen, die vorzugsweise dem Handwerkerstande angehören und sich bei allen öffentlichen und festlichen Gelegenheiten unentgeltlich vernehmen lassen. Wenn auch nicht im Singen, sind unsere französischen Nachbarn jedenfalls im Blasen und Trompeten um einen Schritt voraus. Das nun folgende Gesangstück war für uns gewiß das interessanteste von allen. Es war das schöne Lied von Rücken: Im Walde, ausgeführt durch die Gesellschaft der Neustrier von Caen, sogenannt nach dem altfränkischen Namen Westfrankreichs. Diese Leistung war ohne Zweifel die bedeutendste des ganzen Festes, die Ausführung untadelhaft

Digitized by Google

und auch der Mangel an Stimmmitteln einigermaßen durch die Leistung eines jungen Schuhmachers ausgeglichen, der die Solopartie vortrug und nicht allein richtig, sondern auch schön sang. Dieser junge, offenbar sehr begabte Mann konnte in einem Lande wie Frankreich nicht unbemerkt bleiben; die Kunst und das Handwerk stritten sich um seine Seele, aber das letztere siegte. Er gedachte seiner alten Eltern, die er ernährt, blieb als Schuster beim Leisten und begnügt sich damit, sein Talent nur in der Vaterstadt glänzen zu lassen.

Außer diesen rein volksthümlichen Leistungen hatte ein wohlweises Comité, und das schwerlich mit Unrecht, auch eigentlich künstlerische Leistungen von Fach herbeigezogen. Ein ausgezeichneter Violinist, Leclerc vom Conservatorium, so wie ein Herr Caron, ein trefflicher Tenor der großen Oper, glänzten durch ihre Leistungen. Auch die noch übrigen Nummern des Concerts verliefen in einer befriedigenden Weise, und besonders vortheilhaft stach unter den französischen Compositionen für Männergesang das äußerst frische und sanghare Lied von Laurent de Rillé, le paysans normands, hervor. Sicherlich würde das Ganze auf ein deutsches Gemüth einen noch tieferen Eindruck hervorgebracht haben, wenn sich die Trompeten der unglücklichen Municipalmusiken nicht allzu vernehmlich gemacht hätten. Namentlich war es eine kaum geborene Musikgesellschaft, in fanfare de Falaise, die sich in ohrenzerreißender Weise geltend machte. Ein Bläser auf dem Ventilhorn, der sich vor der glänzenden Versammlung fürchten mochte, entlockte seinem Instrument wahrhaft entsetzliche Töne. Il avait peur et faisait peur, wie man richtig bemerkte.

Während der Pause griff die in Deutschland glücklicherweise noch nicht eingerissene, hier zu Lande unvermeidliche Maßregel einer Wohlthätigkeitsversammlung Platz. Zehn Franken, meist jung, in glänzenden Toiletten und mit ungeheuern Bouquets bewaffnet, durchkrochen am Arme hochangesehener und bejahrter Herrn das ganze Theater und nahmen in kleinen silbernen Schalen die milden Gaben entgegen. Wer durfte da zurückbleiben, oder es wagen, nach einem dicken Soustück zu greifen? Wir sahen nur Gold und Silber auf dem Almosenteller; was freilich in dem Parterre und auf der obersten Gallerie, wohin die Sammlerinnen gleichfalls unverdrossen vordrangen, fiel, ist und unbekannt geblieben.

Schon war es sechs Uhr und der Schluß des Programms nahe, als sich die erschreckliche fanfare de Falaise zum dritten- und letztenmale anschickte, ihre Kunst zu zeigen, was und zu schleuniger Flucht bewog. Nach dem schon ernährten Lunch bei dem Präfecten zogen sich die auswärtigen Musikgesellschaften mit derselben Geräuschlosigkeit, mit der sie gekommen waren, zurück und die Bevölkerung versank wieder in ihre gewohnte Provinzapathie.

Gerade vier Wochen nach dem eben beschriebenen Feste fand ein ähnliches, gleichfalls für das ganze Departement, in dem altberühmten normannischen Herzogsitz Falaise statt. Wenn das erstere einigermaßen mit einem deutschen Musikfest zu vergleichen war, so lief letzteres mehr auf eine jener Vereinigungen rein populärer Elemente hinaus, welche in Deutschland die Männergesangvereine aufzuweisen pflegen. Doch möchten wir nicht auf diesen Gegenstand eingehen, ohne der komischen Reiseabenteuer zu gedenken, welche uns auf dem Wege dahin und während des Festes selbst betrafen.

Nachdem wir bei herrlichem Wetter in dem in einem früheren Briefe schon erwähnten Schloß und Park Harcourt einige prächtige und genußreiche Tage zugebracht, rief uns die Kunde von dem bevorstehenden Feste nach dem nur einige Stunden entfernten Falaise hinüber. In kosmopolitischer Vereinigung thaten sich eine deutsche, eine französische und eine englische Familie zusammen, um in einem gemeinschaftlich gemiethetem Omnibus, und mit Picknickvorräthen ausgerüstet, die erwähnte schöne Wegstrecke zurückzulegen. Nachdem man um sechs Uhr Morgens mit nüchternem Magen ausgezogen war, erwachte bald durch die gemeinschaftliche Einwirkung der frischen Landluft und der Stoß- und Wellenbewegungen des grauenbastesten aller altmodischen Vehikel ein unbändiger Appetit. Somit wurde schon im Angesichte der glänzenden Zinnen unseres Reiseziels vor dem bescheidenen Wirthshäuschen eines Weilers Halt gemacht. Mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit empfing und die junge, sehr hübsche Wirthin, ohne sich im Geringsten daran zu stoßen, daß wir nur ihre Tische und Stühle, sowie Gläser und Teller in Anspruch nahmen, um mit diesen Angriffsmitteln unsere eigenen Vorräthe anzupacken. Es war dieß nicht das einzige Beispiel der in der Normandie auf dem Lande heimischen, wahrhaft patriarchalischen Gastfreundschaft. Schon in Harcourt war es uns vorgekommen, daß uns eine Bäuerin, die wir nur um ein Glas Wasser anipracher, mit Erstaunen erwiderte: „Non, je ne vous donnerai pas si peu de chose,“ und und einige Tassen köstlicher Milch förmlich aufdrang, und in dem übersüllten Falaise selbst sollten wir bald einen ähnlichen Fall erleben. Hier nun in unserem Weiler verlief die Sache gleichfalls auf's Beste. Um den schon fertig mitgebrachten Kaffee genießen zu können, erhielten wir statt Tassen sogenannte Bols, große, runde, tiefe Gefäße ohne Untertchaale, einer kleinen deutschen Salatschüssel nicht unähnlich. Die einer Amalthea würdige Milch wurde gleichfalls in einer offenen, tiefen Schüssel von gewaltigen Dimensionen aufgetragen. Eigentliche Suppenlöffel vervollständigten dieses wunderliche Gedeck, dessen Umfang den Vertretern der französischen Nation unter uns äußerst willkommen war. Nachdem wir für diesen guten Empfang eine kleine Vergütung und großen Dank geleistet, bestiegen wir unsere rollende Foltermaschine wieder und befanden uns eine kleine Viertelstunde später in der Geburtsstadt Wilhelms des Eroberers.

Schon strömten, mit der Eisenbahn und auf andern Wegen, die Musik- und Singgesellschaften, die Neugierigen und Schaulustigen der benachbarten Städte und nicht minder

Digitized by Google

die umwohnende Landbevölkerung herbei; letztere häufig mit rieſigen, rothen Regenſchirmen bewaffnet und auf ihre gefährlichen zweiräderigen Karren gepackt, deren leeren, viereckigen Kaſten ſie einfach mit Stühlen vollzuſtellen pflegen. Freilich handelte es ſich heute auch nicht nur um ein Muſikfeſt, ſondern es ſollte auch eine Viehſchau nebſt Preisvertheilung, ſo wie eine archäologiſche und Kunſtausſtellung von ſpeciell normanniſcher Bedeutung ſtattfinden. Eine ſolche Zuſammenſtellung wäre in Deutſchland wohl wunderlich erſchienen; in Frankreich dagegen ſtößt ſich, ſobald es nur viel zu ſehen und zu hören gibt, niemand an ſolche Kleinigkeiten.

Die Stadt Falaiſe ſelbſt that ihr Möglichſtes, um ihre alten, engen, krummen und ſchmutzigen Straßen recht feſtlich grün hervorzuputzen, und für den Abend eine ſehr feuergefährliche venetianiſche Beleuchtung mit farbigen Papierlampen vorzubereiten. Mit großem Behagen durchſchritten wir die bunte Menge, in welcher ſich zwiſchen feinen Damen und Herrn aus der Hauptſtadt des Departements und den verſchiedenen Uniformen, oder doch beſonders gekennzeichneten Trachten der Muſikgeſellſchaften, die Bauernſchaft der Normandie recht plump und ungenirt bewegte. Für die Männer iſt die alte Nationaltracht ſo gut als verſchwunden. An Sonn- und Feſttagen zieht der franzöſiſche Bauer eine neue blaue Blouſe an, ſetzt einen runden ſchwarzen Hut auf, ſteckt das weiße Thonpfeifchen in den Mund, und damit iſt die Sache abgemacht. Die Tracht der Frauen hat noch eher ihr beſonderes Gepräge, doch verſchwimmt auch ſchon hier vieles in dem allgemeinen Modeſchnitt, und nur die Haube bewahrt ihre alten Rechte. Dieſes merkwürdige Inſtitut verdiente mehr als mancher andere Gegenſtand in einem mit Kupferſtichen ausgeſtatteten Prachtwerk monographiſch behandelt zu werden. Sie iſt der Luxus der Armen, der Stolz der Reichen, und dieß um ſo mehr, als ſie nur bei Gelegenheit eines beſondern Putzes auftritt, um die für den täglichen Gebrauch der beiden Geſchlechter übliche weiße, gewirkte Zipfelmütze zu erſetzen. Von den gewaltigen, zuckerhutförmigen Kegeln mit Bandſchleifen am obern Ende und fächerförmigen Ausläufern auf den Seiten, bis auf das kleine, eng anſchließende Käppchen, welches nur von einer Schiefe zur andern mit einem breiten Kranz aufrecht geſtellter und ſteif geſtärkter Spitzen verziert iſt, erſcheinen hier die mannigfaltigſten und bizarrſten Formen. Mitten im Lande gemahnte es uns an die Nähe des Meeres und an die über grünen Wogen geblähten weißen Segel, als wir in der dunkelfarbigen Volksmaſſe jenen Kopfſchmuck der Flügelhauben dahin ziehen ſahen, deren Schnitt nur durch den Anblick eines vor dem Winde gleitenden Zweimaſters eingegeben ſeyn kann, ein neuer Beleg für die Anſicht, welcher in jüngſter Zeit ſelbſt durch den Mund eines franzöſiſchen Unterrichtsminiſters Gehuldigt wird, über den gewaltigen Einfluß, den die äußeren Eindrücke auf das Thun und Laſſen, ſo wie auf die ganze Culturentwicklung des Menſchen ausüben. Von den wandelnden Schiffen hinweg wandte das Auge ſich gerne zu den ſchon erwähnten, kleinen, äußerſt kleidſamen Hauben, die des Feſtes wegen noch ganz beſonders ſchön verziert waren. Viele Frauen und Mädchen hatten breite, ſchwere, weiß ſeidene Bänder um dieſelben geſchlungen, die im Nacken eine ſtarke Schleife bildeten und mit ihren Enden lang über den Rücken hinab flatterten. Andere fügten dieſem Schmuck noch eine Blumenkrone bei, die ſich hinter dem Spitzenkranz erhob und meiſt aus weißen Blüthen, grünen Blättern und goldenen Beeren geflochten war. Noch andere trugen auf dem erwähnten Bande über der Stirne nur einen goldenen Zierrath in Form einer Brooche, oder auch einfache Blumen in allen Farben. Fügt ſich aber zu der Haube mit der weißen Blumenkrone ein ſchweres, ſchwarzes Taffikkleid, ein Halstuch von gepreßtem, ſchwarzem Sammt, deſſen hinterer Ende frei über den Rücken herabhing, während die vordern Enden ſich unter einem beſondern Bruſtlatz, gleichfalls von ſchwarzer Seide, bergen, und rechnen wir noch dazu eine volle, kräftige Geſtalt, eine blühende Geſichtsfarbe und ein feuriges, dunkelbraunes Auge, ſo haben wir das vollſtändige und wahrlich nicht unpoetiſche Bild einer normänniſchen Bäuerin in ihrem vollen Glanze. Leider ſcheint dieſe Tracht immer ſeltener und der Geſchmack der reichen Kühe- und Pferdebeſitzerinnen immer modiſcher zu werden; denn nur zwei oder drei dieſer ächten Repräſentantinnen einer entſchwindenden Zeit vermochten wir zu entdecken.

Dem Zuge des Volkes, als der Stimme Gottes folgend, gelangten wir noch in den Morgenſtunden zu der Biehausſtellung. Dieſelbe fand auf einem prächtigen, von alten Bäumen beſchatteten Platze dicht vor der Stadt und unter den immer noch dräuenden Mauern des normanniſchen Herzogsſchloſſes ſtatt. Wir erlaſſen den Leſern das Brummen der Beſtien, das Mäkeln der Preisrichter und andere, dort unentbehrliche Vorgänge, um nur des Helden des Tages, eines Brummochſen ohne Hörner, zu erwähnen, deſſen zugleich nützliche und ungefährliche Erſcheinung uns die aufrichtigſte Sympathie abgewann.

Doch wieder wogt und drängt es nach einer andern Seite, und wir müſſen endlich hinauf auf jene ſtattliche Höhe, wo das Schickſal Englands geboren wurde. Ein ſanft anſteigender Weg bringt uns in den Raum zwiſchen den äußeren Umfaſſungsmauern, wo ſich jetzt — o quae mutatio rerum! — ein kleines ſtädtiſches Gymnaſium angeſiedelt hat, mit ſeinen zwiſchen Frack und Hungertuch hinund hergeſchaukelten „Profeſſoren,“ ſeinen in Waffenrock und Käpi eingezwängten, wenig zahlreichen Internatsſchülern, einem kleinen Theil der „Zukunft des Landes,“ und ſeinem betrübten Preisvertheilungsſaal, der ſich heute Abend zum Schlußbankett des Feſtes, bei welchem nicht viel gegeſſen und noch viel weniger getrunken wird, hergeben muß. Wir entfliehen und kommen, immer bergan, an einen wundervollen, ſchattigen Platz mit einer Ausſicht auf den Viehpark unten zur Linken, einen üppig ſchwellenden Wieſengrund vor uns, einer felſigen, ſchroffen, Lorelei-

Digitized by Google

artigen Anhöhe gegenüber. An dieſer Stelle wurde die Breſche gemacht, durch welche der engliſche Heinrich V. in das Schloß drang, und faſt daneben die, welche ſich vor dem franzöſiſchen Heinrich IV. öffnete. Von hier aus war es auch, daß an einem weniger ungemüthlichen Tage der falkenaugenſchärfe Kennerblick des Herzogs Robert an den hellen Wellen des durch den Wieſengrund jagenden Baches die bildſchöne Wäſcherin erblickte, welcher die Welt den berühmteſten aller Baſtarde verdankt. Es iſt hiſtoriſch, daß die reizende Arlette, ehe ſie den Werbungen des Schloßherrn nachgab, einen Canonicus um Rath fragte und, deſſen Eingebungen zufolge, nicht anders als hoch zu Roß und am hellen Mittag in das Schloß zu ziehen verlangte, was denn auch wirklich geſchah. — Aber nicht lange, ſo treibt es uns weiter. Den rieſigen runden Eckthurm des heroiſchen Talbot, als ein Weſen von verhältnißmäßig neuerem Datum, verächtlich zur Seite ſchiebend, gelangen wir auf ausgetretenen Treppenſteinen und durch zerfallende Bogen in einen von oben offenen, weiten Raum. Die inneren Zwiſchenwände ſind längſt zerſtört, aber der gewaltige äußere Steinwall hält noch, und in ſeiner nordweſtlichen Ecke ſteckt, in der Mauer ſelbſt verloren, ein Kämmerchen, nicht ungeſchickt zum Carcer für die Gamins unter den benachbarten Collégiens.

Wild weeds are gathering on the wall,

von welchen ſich unſere Engländer zum Andenken Einiges in die Taſchen ſtecken; denn hier, in dieſem Loch, zu welchem man nur durch ein gefährliches Klettern über Leitern gelangt, erblickte Wilhelm der Eroberer nicht das Licht des Tages, ſondern grauenhafte Schloßmauern mit Schatten, tief wie die ſeines eigenen Herzens.

Spaßigerweiſe hängt an einer Wand dieſes Winkels ein beſchmutztes Stück Papier mit ſtarkem Druck, enthaltend eine Stelle aus irgend einem der franzöſiſchen ſogenannten Geſchichtſchreiber, welcher auf die Wichtigkeit jenes Manes im Mittelalter — denn für ihn iſt er nur ein Barbar — hinweiſt. Keine Tafel, kein Stein, nur ein ſchmutziges Blatt Papier, und Engländer, welche Gräſer austreiben!

Aber drunten auf dem Platz vor dem Stadthaus, auf den wir jetzt hinunterreiten, da ſitzt er in Erz auf ehernem, gebäumtem Roß, eine Fahne hoch in der Luft ſchwingend, mit einem eiſernen Lappen, der ihm von dem Helm herab bis über die Naſe hängt, ſo daß man nicht einmal ſehen kann, was er unter dieſen Umſtänden für ein Geſicht macht. Aber wir verzichten gerne darauf, denn der ganze Kamerad ſieht aus, als käme er direkt aus einem Spießſchen Ritterroman heraus geſprengt, ſpornklappernd, zähnefletſchend und bereit über den nächſten Weinhumpen zu ſtolpern.

Die Maſſe wälzt ſich nach der Hauptkirche, welche, beiläufig geſagt, ein ſchönes altes Gebäude iſt und jene in der Normandie ſo häufige Verbindung eines trefflichen romaniſchen Anfangs mit einem matten gothiſchen Ende vorſtellt. Es iſt faſt Mittag, und die feierliche messe en musique beginnt in Gegenwart des inzwiſchen angelangten Präfekten, verſchiedener Souspräfekten und anderer Autoritäten, einer der gelehrten Geſellſchaften aus Caen und der Muſikgeſellſchaften. Während deſſen ſchlüpften wir Deutſche in ein benachbartes Kafferhaus, um zum zweiten Frühſtück den trefflichſten aller gebratenen normänniſchen Hähne nebſt den geeigneten Zuthaten zu verzehren und uns an dem Anblick der auf dem Kirchenplatze bunt bewegten Volksmenge zu ergötzen. Dann feierlicher Zug durch die Stadt mit dem Präfekten an der Spitze, welchen dieſer Rundgang unter einer brennenden Julisſonne nicht mehr als die vorhergegangene Ceremonie erbauen mochte. „On le promenait comme le boeuf gras,“ ſagten unſere Franzoſen, die Engländer hingegen ſagten gar nichts, ſondern liefen aus einem Laden in den andern, um ſich, zum Zweck einer würdigen Vertretung ihres Vaterlandes, neue Glacéhandſchuhe anzuſchaffen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

London, Oktober.

(Schluß.)

Landor. — Große Explosion.

Eine neue Lebensphase begann für Landor im Jahre 1808, nach dem Ausbruch des spanischen Befreiungskampfes gegen Frankreich. Er sammelte auf eigene Faust eine Schaar von Freiwilligen und führte dieselbe dem von Blake geführten Corps spanischer Patrioten zu. Mehrere Jahre nahm er nun persönlichen Antheil an dem spanischen Kriege, unterstützte außerdem die Junta mit Geld und erlangte als Anerkennung seiner Verdienste eine Oberstenstelle im spanischen Heer. Doch der Ausgang des Kampfes entäuschte seine Hoffnungen. Er hatte sein Leben für die Freiheit Spaniens, nicht für die Herstellung des alten Despotismus in die Schanze geschlagen und nach der Rückkehr der Bourbonen und dem Umsturz der Constitution legte er seine Oberstenwürde nieder, indem er emphatisch erklärte: daß er allerdings bereit gewesen, dem spanischen Volke in seinem Befreiungskriege gegen den gemeinsamen europäischen Feind beizustehen, aber nichts zu thun haben wolle mit einem Meineidigen und Verräther.

Schon vorher hatte er in der Nähe von Florenz eine reizende Villa gekauft; denn wie Lord Byron fühlte Landor sich in Italien heimischer als in England, und dort, in seiner florentinischen Villa, schlug er nach dem Sturz Napoleons seine dauernde Wohnung auf. Die Waffen wichen nun den Musen und eine lange Reihe der verschiedenartigsten Werke gingen während der folgenden Jahrzehnte aus Landors literarischem Stillleben hervor. Das Jahr 1820 brachte seine „Hervic Idylls“ in lateinischen Versen, begleitet von einer Dissertation über die allgemeine Vernachläßigung mittelalterlicher und neuerer lateinischer Dichter. Dieses Buch fand, trotz seines fremden Gewandes, eine weite Verbreitung und Anerkennung und gehört noch jetzt zu den bekanntesten und gelesensten von Landors Schriften. Englische Kritiker rühmen es als eine der vortrefflichsten Reproduktionen des antiken Geistes, voll Grazie und Kraft, obgleich stellenweise nicht ohne gesuchte orakelhafte Dunkelheit, und in andern Partien voll sinnenfroher Schwärmerei eines bacchantischen Naturgenusses. Während der folgenden Jahre war er mit der Abfassung seines umfangreichsten Werks beschäftigt, das unter dem Titel: „Imaginary conversations of Litterary men and Statesmen,“ von 1824 — 1829 in fünf Bänden erschien. Wenn die Hervic Idylls der Natur der Sache nach dem größeren Publikum unzugänglich bleiben mußten, so litten die englisch geschriebenen imaginary conversations, unter keiner solchen Beschränkung und der Erfolg des Werks war um so nachhaltiger, als das Erscheinen der einzelnen Bände sich auf eine Reihe von Jahren vertheilte. Die Neuheit der Form, der männlich energische Styl, das Kühne und Paradoxe der darin niedergelegten Ansichten über Staat, Gesellschaft, Kunst, Literatur, Philosophie erregten allgemeine Aufmerksamkeit, und hätte Landor nichts geschrieben als dieß eine Werk, so würde ihm schon deßhalb eine angesehene Stelle unter den englischen Schriftstellern jener Epoche gesichert bleiben. In der That legten die imaginary conversations die breiteste Grundlage zu Landors Ruhme. Seine spätern Schriften, obgleich ebenfalls voll Talent und Kraft, erweckten doch von vornherein besonders deßhalb Interesse, weil sie das aus den imaginary conversations bekannte Bild der heroischen, freiheitsliebenden, ungestüm schaffenden Persönlichkeit Walter Savage Landors erneuerten. Landor theilte mit Lord Byron und Leigh Hunt den Haß gegen das damals herrschende System der englischen Staatskunst, der Politik Castlereaghs, Liverpools und Georgs IV. und begrüßte mit freudiger Theilnahme den Anbruch einer bessern Zeit im Beginn der dreißiger Jahre. Zahlreich waren die von ihm ausgehenden Epigramme, Satiren und Invektiven. Seine den vier Georgen gesetzte Grabschrift ist auch jetzt noch der Wiederholung werth. Sie ist von lapidarischer Kürze und lautet:

> George the first was always reckoned
> Vile, but viler George the Second.
> And what mortal ever heard
> Any good of George the Third?
> When from Earth the Fourth descended,
> Heaven be thanked! the Georges ended!

Bei der drastisch leidenschaftlichen Heftigkeit, die aus diesen Versen spricht, wie aus Allem, was er schrieb, fehlte es ihm nicht an vielen Controversen, literarischen und persönlichen, und nicht selten ließ er sich durch seine ungestüme Kämpfernatur in Stellungen forreißen, wo er einer Niederlage nicht entgehen konnte. Aber seine Extravaganzen gingen von edlen Motiven aus und sein Charakter wurzelte in jenem Catonischen Naturell, das, wenn „die siegende Sache den Göttern gefällt,“ dennoch den Besiegten treu bleibt. Dabei erneute er während seiner besten Jahre in seinem Privatleben die in unsern Tagen nicht sehr häufige Erscheinung der edelsten Gestalten der alten

Digitized by Google

Humaniſten. Wir haben dafür die Zeugniſſe einer bekannten engliſchen Landsmännin und eines nicht weniger bekannten amerikaniſchen Autors, die ihn in ſeiner florentiniſchen Villa aufſuchten. „Landor,“ ſo erzählt Lady Bleſſington, „iſt einer der originellſten Geiſter und eine der reinſten Naturen, denen ich je begegnet bin. Lektüre, Meditationen und ſchriftſtelleriſche Arbeiten füllen ſeine Zeit aus in der entzückenden Einſamkeit, die er ſich in der Nähe von Florenz geſchaffen, und ſein Leben iſt ſo tadellos und glücklich, daß die alten Philoſophen, von deren Gedanken ſein Geiſt ſo voll iſt, ihn beneiden könnten, wenn Neid in ihrem Herzen Raum fände.“ Der Amerikaner Emerſon hatte ſich Landor nach ſeinen Schriften als einen Mann „voll Achilleiſchen Zornes, voll unbändiger Heftigkeit“ vorgeſtellt. Statt deſſen fand er in ihm den geduldigſten und liebenswürdigſten aller Wirthe. „Ein deſpotiſcher, heftiger, unerſchöpflicher Geiſt,“ ſagt er von ihm, „zum Soldaten beſtimmt, aber durch irgend einen Zufall zum Autor gebildet, doch aber voll ächt engliſchen Dranges nach Kampf und That.“

Schon mehr als achtzigjährig, kam Landor vor mehreren Jahren noch einmal zum Beſuche nach England und wohnte eine Zeitlang in Bath. Das Alter hatte die Glut ſeiner Seele ſo wenig gedämpft, daß er ſeinen Zorn häufig durch Briefe und Epigramme über innere und auswärtige Politik in den engliſchen Zeitungen entlud und von ſeinem alten Tyrannenhaſſe fortgeriſſen, im Hinblick auf unſern mächtigen Nachbar jenſeits des Rheins, die That des Harmodius und Ariſtogiton poetiſch verherrlichte. Eine ſolche jugendliche Unbändigkeit des Geiſtes im höchſten Alter iſt jedenfalls ein Phänomen, was man auch gegen ihren Ausdruck einwenden möchte. Leider jedoch blieb es nicht bei dieſen Invektiven mehr allgemeiner und öffentlicher Natur. Durch irgend welche üble Einflüſſe gereizt, ließ Landor ſich zur Abfaſſung eines poetiſchen Libells gegen eine in der Nähe von Bath lebende Dame verleiten; die Beleidigte klagte ihn an und die Jury verurtheilte ihn zur Zahlung einer Straffumme von tauſend Pfund. Um der Zahlung dieſer Buße zu entgehen, verließ Landor England und lebte ſeitdem in ſeiner florentiniſchen Villa, wo er am 17. September 89jährig verſchied. Seine letzte literariſche Produktion war ein Band Gedichte unter dem Titel: „The last branch off an old tree,“ und als der letzte Vertreter einer alten Dichter- und Schriftſtellerſchule iſt er ſelbſt zu Grabe gegangen.

Ich kann dieſen Brief nicht ſchließen, ohne wenigſtens mit ein paar Worten der großen Exploſion jener Pulvermagazine und ebenſo vieler Pulverſchiffe zu erwähnen, welche vor einigen Tagen Morgens früh bei dem am Südufer der Themſe, in der Nähe von Woolwich, gelegenen Flecken Erith plötzlich, unerklärlich ſtattfand und in einem Umkreiſe von zwanzig engliſchen Meilen Beſtürzung und Schrecken verbreitete. Außer der gänzlichen Zerſtörung der Magazine und Schiffe, dem theilweiſen Umſturz mehrerer unweit derſelben gelegener Häuſer, dem temporären Durchbruch des Themiedamms und dem Zerklirren zahlloſer Fenſterſcheiben an beiden Themſeufern wurden etwa zwanzig Menſchenleben dadurch geopfert. Die Aufregung, welche dem erſten erſchütternden Donner von etwa 150,000 Pfund in kurzen Zwiſchenräumen entzündeten Pulvers folgte, war außerordentlich. Tauſende, aus dem Morgenſchlaf aufgerüttelt, fürchteten den Losbruch eines zerſtörenden Erdbebens. Später flogen die wildeſten Gerüchte, das Geſchehene in's Fabelhafte vergrößernd, lauffeuerartig durch die Stadt. Dann kamen die zweiten, dritten, vierten und fünften Ausgaben der verſchiedenen Zeitungen, und da der der Exploſion folgende Tag ein Sonntag war, beſuchten an dieſem Tage nicht viel weniger als hunderttauſend Neugierige aus allen Theilen der Umgegend den Schauplatz der Zerſtörung. Tags darauf waren ſämmtliche Zeitungen mit Briefen und Berichten über die Exploſion, ihre moraliſchen und materiellen Wirkungen überſchwemmt — kurz man durchlebte einen jener aufregenden Momente, wie ſie in unſerer Erdhälfte vielleicht nur in der ſchrankenloſen Oeffentlichkeit des engliſchen Volkslebens möglich ſind, und deren ſociale Charakterzüge immer wieder intereſſanten Stoff der Beobachtung darbieten.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 46. 11. November 1864.

Virgils Verdienste um die römische Poesie waren von hoher Bedeutung. Zwar zeigt er nirgends einen schöpferischen Geist, seine Phantasie ist schwach, und wenn er auch als Meister die Form zu handhaben weiß, so beherrscht er sie doch nicht mit originaler Freiheit. Was er vermag, ist Kunst und kunstmäßige Berechnung eines langsamen Arbeiters, aber er stand auf demjenigen Grade der Kunst, den stets ein reiner Geschmack begleitet. Ihm verdankte die Nation die ersten genießbaren Poesien, ja mehrere der wichtigsten Elemente ihrer Bildung.

Bernhardy.

Virgil und Horaz.

Rom hatte unter Octavian, dem Erben Cäsars, mit dem Verluste der Freiheit wenigstens den Frieden erkauft. Schon früh war jener entschlossen, kein Verbrechen zu unterlassen, das für seine Zwecke nöthig schien, aber auch kein unnöthiges zu begehen, und so verdiente seine Mäßigung, seine Klugheit den Sieg über den leidenschaftlichen Antonius, und statt der orientalischen Despotie, welche dieser mit Kleopatra im Osten anstrebte, gründete er vom Westen aus die europäische Monarchie im Sinne Cäsars, welche allerdings in Einer Hand alle Gewalt vereint, aber auch wohlthätig für das Ganze sorgt, und die Ordnung gegenüber der Zerrüttung der Willkür aufrecht erhält, leider freilich nicht kraft des Bürgerthums, sondern mittelst des stehenden Heeres, des bald so anmaßenden Soldatenstandes, und leider mit jenem Scheine der Freiheit, jener Wahrung der alten Formen ohne ihren Inhalt, wodurch die Heuchelei groß gezogen wird. Durch einen tüchtigen Heerführer und edeln Patrioten, wie Agrippa, durch hochgebildete Staatsmänner, wie Massala und Mäcenas, wohlberathen, regierte Augustus, der Erhabene, wie nun sein Ehrenname lautete, die Städte, die Provinzen durch seine Präfekten, hielt auf Recht und Gericht, sorgte für Handel und Gewerb, ließ die Provinzen nicht mehr durch einige Adelsfamilien oder Emporkömmlinge der Hauptstadt aussaugen, und machte den Senat zu einem Collegium angesehener Männer, mit berathender, seine Beschlüsse gut heißender Stimme, mit einem geschäftsführenden Ausschusse, dessen willfährige Talente er für seine Regentenzwecke verwandte. Die römische Bürgerschaft konnte das Weltreich nicht verwalten und hatte es verabsäumt, die Abgeordneten zu berufen; die Sittenstrenge, die Arbeitslust, die Hingabe für die Sache des Ganzen schwand dahin, seit man die reiche Beute der unterworfenen Länder verzehrte; dem Jagen nach Erwerb und dem Genuß ergeben, ließ die Menge sich gern regieren und ging willig der Sklaverei entgegen; Brod und Spiele war das Verlangen der Armen, in Ruhe zu bleiben, zu glänzen und zu schwelgen, das Begehr der Reichen. Die gewonnene Bildung ward angewandt, um auszudenken, wie man jeden sinnlichen und geistigen Genuß verbinden und erhöhen könne; das nannte man Lebensphilosophie und berühmte sich eines nüchternen Realismus, der sich in die Zeit zu schicken wisse, statt idealen Träumen nachzustreben. Damit glaubte man sich die Dinge, nicht den Dingen sich zu unterwerfen.

Digitized by Google

Wenn auch der Gedanke der Weltenheit ſich nicht ſo, wie Mäcenas ihn gefaßt, verwirklichte, indem er Bürgerthum, Recht, Geſetz und Beſteuerung für alle Provinzen gleich verlangte, ſo trat doch im Reich die durch das Alexandrinerthum vermittelte kosmopolitiſche Cultur an die Stelle der römiſchen Nationalbildung; das Volksthümliche wie die ſelbſtſtändige Erfindungskraft ward nun in der Literatur dem Ruhme der Gelehrſamkeit und dem Anſchluß an die Schulregel untergeordnet. Wie eine äußere Zucht die Züchtigkeit und Sitte, Regierungsmaßregeln die Selbſtbeſtimmung des Volks erſetzten, ſo erloſch auch das Selbſtgefühl und die Freiheit der Geiſter, die ſich allgemeingültigen Grundſätzen und höfiſchen Formen fügen lernten. Statt des öffentlichen Lebens nahm nun der Dienſt des Fürſten begabte Männer in Anſpruch, zog ſie hervor und ließ ſie Arbeit und Ehre finden; aber ſie mußten ihm willfahren und ſeinen Forderungen den eigenen Sinn anſchmiegen.

Gerade ſo war es auch in der Literatur. Dichter und Gelehrte wurden begünſtigt, ſofern ſie ſich der neuen Ordnung der Dinge anſchloſſen, ſofern ſie ſich zu Zierrathen des Thrones machten, und ſtatt der öffentlichen Volksſtimme waren es die feinen höfiſchen Kreiſe, welche den Ton angaben, der inne zu halten war. Ebenmaß und Glätte der Form überwog alsbald den eigenthümlichen Lebensgehalt, und wenn die Römer dennoch es den Alexandrinern weit zuvorthun, ſo lag dieß darin, daß ſie nicht bloß für die Schule, ſondern für die höhere Geſellſchaft ſchrieben, daß ihre Vaterſtadt die Gebieterin der Erde war und das alte Nationalgefühl, die Idee Roms zwar jetzt nicht mehr in der Freude der Freiheit, aber doch im ſtolzen Bewußtſeyn der Herrſchaft und der Größe ſich bezeugte, und daß endlich das gleichzeitige Griechenthum ihnen die Brücke der Vermittlung mit den älteren Meiſtern ſchlug, deren Vorbild ſie nun nacheiferten. Die Aeneide ſollte den Römern werden, was Ilias und Odyſſee den Hellenen waren; das war unmöglich, und ſie glänzt nur wie der Mond mit erborgtem Licht neben der Sonne, aber ſie ſtrahlt doch heller und voller als der Stern eines Apollonius von Rhodos, und ſie hat die lange folgende Nacht erhellt und den neuen Sonnenaufgang vorbereitet.

Das freie Wort hatte aufgehört das öffentliche Leben zu leiten; die Beredtſamkeit verlor ſich nach der einen Seite in die Rechtswiſſenſchaft, die nun die alten Ueberlieferungen ordnete und ſyſtematiſch ausbildete, und in die Rhetorik der Schule, die ſich in müßigen Deklamationen übte, und der Proſa wie der Dichtung immer mehr ihr Gepräge gab. Fragen, Ausrufungen erregten das Gefühl, die Wahl der Worte, die ſinnreiche Fügung und Wendung der Rede befriedigte den Verſtand, der Tonfall und Wohllaut ergötzte das Ohr: es galt nicht um Wahrheit, ſondern um Wirkung.

Den eigentlichen Glanz erhielt die Zeit des Auguſtus durch die Poeſie. Die dichteriſche Sprache ward in ihrem ſtolzen Schwung, in Pracht und Wohllaut durch Virgilius eben ſo vollendet wie früher die redneriſche Proſa durch Cicero. Der leichte Fluß, der feine Ton geſelliger Unterhaltung, den wir in den Briefen dieſes letzteren bewundern, zeigt ſich in dem bequemen, ſcheinbar ſo läßlichen, aber doch ſo regelrecht bemeſſenen Fluſſe des horaziſchen und ovidiſchen Hexameters, während der virgiliſche durch choriambiſche und anapäſtiſche Worte von Anfang an bis zur beliebten männlichen Cäſur im vierten Fuß einen aufſteigenden Gang gewinnt und erſt von da an abwärts rollt; ſo gleicht er dem Roß, das der Reiter zugleich anſpornt und zügelnd zuſammenfaßt, während der homeriſche wie das freie Roß nach eigenem Wohlgefühl die elaſtiſchen Glieder bewegt. Die neue formale, das individuelle Leben betonende Richtung hatte indeß mit dem Urtheil des Volks noch einen Kampf zu beſtehen, das in den älteren Dichtern die Größe der Vorzeit verehrte und die körnige Kraft, die naturwüchſige Friſche noch der höfiſchen Glätte und dem Zierrathe der Gelehrſamkeit vorzog. Indeß verdankten die jüngeren Kunſtdichter nicht bloß der Gunſt des Kaiſers, des Mäcenas und Aſinius Pollio den Sieg, ſondern ſie verdienten ihn durch ihr Talent, durch den Sinn, mit welchem ſie den Werth ebenmäßiger Durchbildung und reiner Formvollendung erkannten, und durch den Geiſt, mit welchem ſie ſolche handhabten.

Publius Virgilius Maro war 70 vor Chriſtus auf dem Lande bei Mantua geboren. Er gewann in Rom und Neapel eine dichteriſche und philoſophiſche Bildung und begann darnach in der Stille des Landlebens den Hirtengeſang Theokrits ſeiner Heimath anzueignen, als die Ackervertheilungen an die Soldaten der Sieger nach der Schlacht bei Philippi ihn von dem väterlichen Gut vertrieben. Aber gerade dieß brachte ihn mit Aſinius Pollio, mit Octavian in Verbindung, und wenn er dann auch noch einmal der Gewalt weichen mußte, ſo ward ihm ſein Eigenthum doch abermals zurückerſtattet und er in den Freundeskreis des Mäcenas aufgenommen. Doch zog er ſich gern mit ſeiner Muſe aus Rom nach Tarent oder Neapel zurück und wollte ſein Epos auf einer griechiſchen Reiſe vollenden, als ein früher Tod ihn 19 vor Chriſtus dahinraffte. Er war ein harmlos edler Menſch, eine jungfräulich reine Seele, ſo daß ihm die Darſtellung des

Digitized by Google

Gemüthslebens vornehmlich gelang und er aus den Wirren der Gegenwart ſich gern in idealiſirte Naturzuſtände flüchtet, wodurch ſeine Dichtung jenen ſentimentalen Zug erhält, der ihn einem folgenden Weltalter ſo wahlverwandt erſcheinen ließ. Denn an ſchöpferiſcher Erfindungskraft wie an friſcher Anſchaulichkeit der Darſtellung ſteht er den großen Dichtern nach, denen ihn doch das Urtheil der Jahrhunderte, um der künſtleriſchen Vorzüge der Compoſition wie der Sprache willen, geſellt hat.

Leider iſt ſeine Kunſtpoeſie nicht die Vollendung des Volksthümlichen, nicht die Idealiſirung der unmittelbaren Lebenswirklichkeit. Darum ſucht er das Schöne im Ungewöhnlichen und im Rhetoriſchen den Erſatz für das rein Dichteriſche, darum vertauſcht er gern den eigentlichen Ausdruck der Sache mit geſchmückten Umſchreibungen und Metaphern, wie wenn er ſtatt des Waſſers das ſprudelnde Naß der Quelle trinkt und ſtatt des Brodes die Gabe der Ceres ißt, zur Luft empor ſieht und den Himmel athmet, oder unter ſteinernen Schatten ausruht und ſchlummernder Funken Saat aus den Adern des Kieſels hervorlockt. In den Gleichniſſen iſt er nicht erfinderiſch, da ſie der Sache nach meiſt den Griechen entlehnt ſind; aber die Zeichnung und das Colorit iſt auch hier kräftig und glänzend, und ſo ſchimmern ſie wie Edelſteine auf dem faltenreichen Gewand, das ſein vollſtönender Vers über die Geſtalten ausbreitet. Wer das organiſch Erwachſene von dem Gemachten zu unterſcheiden weiß, der wird in der Wahl zwiſchen Homer und Virgil nicht ſchwanken und kaum begreifen, wie noch Johannes von Müller behaupten konnte, Homers größtes Verdienſt ſey, den Virgil erweckt zu haben; aber er wird auch gern bekennen, daß alles vorzüglich gut gemacht iſt, und daß durch Einſicht, Arbeit und Bildung des Herrlichen viel vom Dichter geſchaffen worden.

Die zehn Idyllen Virgils entfernen ſich trotz aller Nachahmung im Einzelnen doch weit von den naiven Lebensbildern Theokrits und eröffnen die ſentimentale Schäferpoeſie, welche die Hirten und ihre Zuſtände nur zur Einkleidung und Hülle für die Empfindungen des Dichters, für die Verhältniſſe der vornehmen Welt macht; ſo wird Daphnis zur Allegorie für Cäſar, und im Tityrus ſchildert Virgil die eigene Lage. Merkwürdig vor andern iſt die vierte Ekloge geworden, in welcher der Dichter mit ſchwungvollen Verſen ein Reich des Friedens feiert, das nach der Weiſſagung der ſibylliniſchen Geſänge als ein neues Weltalter eintreten werde; Aſträa, die Jungfrau, die Göttin der Gerechtigkeit und die goldene Zeit kehren wieder, und eine neue Geburt ſteige vom hohen Himmel herab. Einen Sohn Pollios begrüßt Virgil als dieſen lieben Sohn des himmliſchen Vaters, der göttliches Leben empfangen und die Welt als Friedensfürſt beherrſchen werde. Die Dornen werden Trauben tragen, die Schlangen ihr Gift verlieren, furchtlos die Rinder neben den Löwen weiden. Der deutliche Anklang an die meſſianiſchen Hoffnungen und Bilder der altteſtamentlichen Propheten iſt überraſchend, und die Ahnung vom Anbruch einer neuen Zeit hat ſich erfüllt; der Dichter war ein Seher, nur daß nicht Pollios, ſondern Mariens Sohn die Sehnſucht der Menſchheit erfüllte.

Der Ackerbau war die Grundlage der römiſchen Größe und Sitte, und Virgil ſelbſt war einer der Träger jener geſunden Volkskraft, die noch immer vom Land in die Hauptſtadt ſtrömte, und darum war es die glückliche Wahl eines nationalen und ihm ſelbſt gemäßen Stoffes, als er ſeine Georgica, vier Geſänge vom Landbau, zu dichten begann. Jahrelangen Fleiß wandte er auf die Vollendung des Werks und leiſtete in Glanz und Wohllaut der Sprache das Bewundernswerthe. Die Liebe zur Sache, die humane Geſinnung des Dichters erwärmt und belebt das Wert; die eigenen Erfahrungen und Anſchauungen verweben ſich mit dem, was ihm die alexandriniſchen Bücher boten, und laſſen ihn dieſelben übertreffen. Wenn wir es auch bedauern müſſen, daß er von Anfang an zu viel Regeln und Beſchreibungen gibt, ſtatt den Landmann in ſeiner, mit den Jahreszeiten wechſelnden Thätigkeit handelnd darzuſtellen, ſo ſind doch die Reize der Natur und das Glück des friedſameren Lebens im Bunde mit ihr gemüthlich und anmuthig geſchildert; mythiſche Bilder erſcheinen nicht als ein geſuchter Schmuck, ſondern ergeben ſich aus dem Gegenſtand, wie Blüthen aus dem Zweig aufſprießen, und wenn der Dichter von der Zucht der Rinder und Pferde ſpricht, ſo erhebt er ſich alsbald, den Kampf der Stiere oder die Roſſe auf der Rennbahn zu beſingen; die Freude der Weinleſe begeiſtert ihn, wo er vom Weinbau redet; Italien, die reiche Mutter der Saaten, iſt auch die große Mutter der Männer, und im Lobe der Heimath gedenkt der Dichter neben der Fruchtbarkeit der Fluren auch der Schönheit der kühn aufragenden Berge und der blauen Seen in ihrem Kranz. Sinnig vertieft er ſich in das heimliche Leben und Weben der Bienen und ahnt darin das Walten der allburchdringenden Weltſeele.

— Die Gottheit gehet durch alle
Land' und Meere dahin und durch den unendlichen Himmel;
Thiere des Felds und Walds und alle Geſchlechter der Menſchen
Nehmen ſich bei der Geburt von ihr das keimende Leben,
Und ſo kehren zu ihr ſie aufgelöſet zurucke.

Digitized by Google

Nie bleibt Raum für den Tod; es entschwebt das Lebendige wieder
Aufwärts unter die Sterne zum Zelt des erhabenen Himmels. —
Schaue den Himmel an und die Erd' und die brausende Woge,
Schaue die leuchtende Scheibe des Monds und die Sonnengestirne,
Innen ernährt sie der Geist, und rings in die Glieder ergossen
Regt und bewegt er die Masse, dem Weltall innig gesellet.

Von hier an rang der Dichter nach dem höchsten Ziel, seinem Volk ein Nationalgedicht, ein Epos zu schaffen. Aber es fehlte die ursprüngliche Heldensage im Volkslied, und was etwa an sie erinnert, das war erst aus Sitten und Cultusgebräuchen herausgesponnen. Hierzu kam die Anknüpfung Roms an Troja durch Aeneas, und da nun die Julier, Cäsar und Augustus, ihr Geschlecht von seinem Sohne Julus ableiteten und sich damit als die erbberechtigten Fürsten darstellten, in welchen die Weissagungen vom glücklichen Weltreich der Aeneaden jetzt zur Erfüllung kämen, so unternahm denn Virgil, von diesem Gesichtspunkt der Gegenwart aus die Ursprünge Roms und seiner Geschichte zu besingen, in der Vorzeit die Gegenwart zu spiegeln und eine durch die andere zu verherrlichen.

So ist er der erste große epische Kunstdichter und als solcher das Vorbild vieler Nachfolger geworden. Er steht nicht innerhalb der lebendigen Ueberlieferung; er ist nicht der melodische Mund für das, was das ganze Volk mit ihm erfahren hat und anschaut, nicht der organisirende Genius für einen reichen Stoff bereits gestalteter Begebenheiten und Charaktere; vielmehr hat er sich das Material wie die Darstellungsmittel durch Studium erst angeeignet, und wie geschickt er diese auch handhabt, er bringt immerhin eine fertige Form zu dem Inhalt heran und füllt sie mit ihm aus, statt daß sie organisch aus ihm erwachsen sollte, und seine eigene Bildung steht den Stimmungen wie der Gesittung, die er zu schildern hat, allzuferne, als daß nicht ein Zwiespalt bliebe zwischen dem Dichter und seinem Gegenstande. Nun liegt zwar, wir wollen es bereitwillig zugeben, ein eigenthümlicher Reiz des Gedichtes darin, daß der Epiker seine Leser in ein Zwielicht stellt und auf den Grund verfeinerter, politisch geordneter Culturzustände, deren Bewußtseyn niemals sich verwischt, in den leeren Räumen der Phantasie eine mythische Welt erbaut, welche nach Belieben in reicher Gliederung aus einheimischen und griechischen Elementen zusammengefügt und mit den Kräften des Wunderbaren regiert wird; aber für den Freund Homers wird dessen Weise dennoch die höhere, die naturwahre bleiben und Hegels Tadel Recht behalten: „In dem ganzen Virgilischen Epos scheint der gewöhnliche Tag, und die alte Ueberlieferung, die Sage, das Feenhafte der Poesie tritt mit prosaischer Klarheit in den Rahmen des bestimmten Verstandes herein; es geht in der Aeneide wie in der römischen Geschichte des Livius her, wo die alten Könige und Consuln Reden halten, wie zu des Geschichtschreibers Zeiten ein Orator auf dem Markte Roms oder in der Schule der Rhetoren.“ Wenn Virgil ohne die Schöpferkraft der mythenbildenden Phantasie und ohne die Naivetät des Glaubens die homerische Götterwelt in sein Gedicht hereinnimmt, so wird sie ihm zum äußerlichen Schmuck des Wunderbaren und zu einer allegorischen Maschinerie, und dadurch werden die Menschen wieder zu Drahtpuppen, die das Verhängniß von außen lenkt, statt daß sie innerlich sich selbst bestimmen. Und doch weiß der Dichter, daß seine Thaten einem Jeglichen Glück oder Noth bereiten, und so das Schicksal seinen Weg findet. Zeus ist Ein König für Alle!

Gerade Aeneas verliert dadurch an menschlicher Bedeutung, daß er alles auf Götterbeschluß und Götterbefehl thut. Es wäre die Aufgabe Virgils gewesen, die Ereignisse aus dem Charakter des Helden abzuleiten, seine Seelenkämpfe, seine Entschlüsse zu enthüllen, und so die Begebenheiten zu motiviren. Wohl hat da der Schatten Didos ein Recht, sich mit stummer Verachtung abzuwenden, wenn Aeneas in der Unterwelt betheuert, daß er nur durch das Geheiß der Götter getrieben sie verlassen und nicht geglaubt habe, daß ihr sein Fortgehen so gewaltigen Kummer bereite.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Bilder und Geſchichten aus der Mark Brandenburg.

(Schluß.)

Auch den Briefen aus England — das ſey gleich hier bemerkt — ſind ſolche Federzeichnungen beigegeben, flüchtige Skizzen, die durch die überaus geniale Art der Behandlung an ähnliche Arbeiten des ſchon einmal citirten William Turners erinnern, Turners, der — wie er überhaupt mannichfach Verwandtes mit Schinkel aufweiſt — ihm auch darin gleich ſtand, daß er mit zwölf Strichen und eben ſo vielen Punkten ein ganzes Landſchaftsbild zu geben verſtand. Die Schinkelſche Skizze von Mancheſter iſt mir nach dieſer Seite hin immer wie ein kleines Wunderding erſchienen. Eben ſo ſcharf aber wie er zu ſehen verſtand, ſo ſcharf und zutreffend wußte er auch zu urtheilen, und die kurzen kritiſchen Bemerkungen, die ſich durch dieſe Englandsbriefe hindurchziehen, ſind von höchſtem Intereſſe. „Mr. Counel, Mr. Kennedy und Mr. Morris,“ ſo ſchreibt er, „haben Gebäude ſieben bis acht Etagen hoch und ſo lang und tief wie das Berliner Schloß. Man ſieht Gebäude ſtehen, wo vor drei Jahren noch Wieſen waren; aber dieſe Gebäude ſehen ſo ſchwarz aus, als wären ſie hundert Jahr im Gebrauch. Die ungeheuren Baumaſſen, bloß von einem Werkmeiſter, ohne alle Architektur und nur für das nackteſte Bedürfniß allein aus rothem Backſtein aufgeführt, machen einen höchſt unheimlichen Eindruck.“ In Liverpool ißt er vortrefflich zu Mittag (wie immer) und ſchläft gut, kehrt aber doch mit dem Eindruck heim, „daß Liverpool zwar eine enorme, aber im Ganzen doch eine unanſehnliche Stadt ſey.“

Dieſe Ruhe und Sicherheit in der Betrachtung der Dinge iſt es, was dieſen Briefen einen ſolchen Reiz verleiht. Alles Große, Reiche, Schöne findet eine willige, nirgends mäkelnde Anerkennung; zugleich aber ſteht der hingebenden Freude über das Geſchaute ein unerſchütterliches Urtheil zur Seite, das ſich nicht betirren und weder durch Scheinkünſte noch durch Maſſen oder Zahlen imponiren läßt. Schinkel ſelbſt zählte ſpäter dieſe Reiſe zu ſeinen liebſten Erinnerungen.

Die Art, wie Schinkel zu reiſen pflegte, gewährte ihm (ich deutete dieß ſchon an) immer eine große geiſtige Erholung, eine körperliche aber kaum; denn er, deſſen ganzes Weſen ſo durchaus auf das Geiſtige gerichtet war, daß er ſich mit allen phyſiſchen Bedürfniſſen ſo kurz und mäßig wie nur immer möglich abfand, hatte dann am allerwenigſten ein Ohr für die Forderungen des Körpers, wenn ſein Geiſt, wie immer auf Reiſen geſchah, doppelte und dreifache Nahrung empfing.

So kam es, daß ſeine urſprünglich robuſte Natur vor der Zeit zu wanken begann, und von 1832 an ſah er ſich faſt alljährlich genöthigt, ſtatt zu Reiſen für Auge und Herz, zu Badekuren ſeine Zuflucht zu nehmen. Marienbad, Carlsbad, Kiſſingen wurden abwechſelnd gebraucht. Auch im Sommer 1839 war er wieder in Kiſſingen geweſen, hatte von dort aus München beſucht, wo die eben damals entſtandenen griechiſchen Landſchaften Rottmanns noch einen überaus harmoniſchen Eindruck auf ihn gemacht hatten, und allen Nachrichten nach, die eintrafen, ſchien er ein Geneſener und bei heiterſter Stimmung zu ſeyn. Aber ſchon bei ſeiner Rückkehr nach Berlin zeigte ſich eine gewiſſe Erſchöpfung. Er nahm noch Theil an allem, indeß die Mattigkeit wuchs; auch ein Ausflug im nächſten Sommer verſagte den Dienſt und ſchwer krank kehrte er am 7. September (1840) nach Berlin zurück. Eine allgemeine Apathie kam über ihn, der Puls zeigte kaum noch fünfzig Schläge in der Minute und eine Verdunkelung des einen Auges gab zur Befürchtung des Schlimmſten Veranlaſſung. Ein Aderlaß (vielleicht irrthümlich) wurde angeordnet; aber ſchon nach wenigen Minuten ſank er in eine tiefe Ohnmacht, um nie wieder zum vollen Bewußtſeyn zurückzukehren. Und doch lebte er noch länger als ein Jahr.

„Ich habe ihn,“ ſo erzählt ſein Biograph, „in dieſem Zuſtande nur ſelten geſehen. Der Anblick war mir zu ſchmerzlich. Da ich aber bei Thorwaldſens Anweſenheit im Jahr 1841 dieſem die Entwürfe für die Malereien in der Muſeumshalle (die wir jetzt al fresco daſelbſt beſitzen) zeigte, wurde er, lange dabei verweilend, ſo von deren Schönheit ergriffen, daß er dem Verlangen, auch ihren hoffnungslos darniederliegenden Urheber einen Augenblick zu ſehen, nicht widerſtehen konnte. Als ich mit ihm an das Bett trat, fixirte ihn Schinkel ſehr aufmerkſam und ſagte, ihn erkennend, leiſe: Thorwaldſen! Dann nach einer kleinen Pauſe: „Sie gehen nach Rom?“ Er verſuchte noch mehr zu ſprechen, doch Thorwaldſen, überwältigt von dem Gefühl, den Freund, den er früher in Rom ſo friſch und lebensfreudig geſehen, von deſſen geiſtiger Thätigkeit er noch ſo eben herrliche Beweiſe geſchaut, in

Digitized by Google

ſolchem Zuſtande zu erblicken, flüſterte mir zu: „Ich kann es nicht mehr aushalten,“ und wandte ſich, indem die Thränen ſeinen Augen entſtürzten, von ihm ab. Der Vergleich des hülflos daliegenden Schinkel, deſſen Alter ihm noch eine Reihe von Jahren zu leben erlaubt hätte, mit dem kräftigen, in aller Fülle der Geſundheit vor ihm ſtehenden, ſo viel älteren Thorwaldſen, * hatte etwas unbeſchreiblich Erſchütterndes.“

Dieß war im Sommer 1841. Das Leben zog ſich noch bis in den Herbſt deſſelben Jahres hin. Im September erfolgte ein Blutſturz, der Vorbote des Todes. Ein Fieber ſtellte ſich ein, das ihn nicht wieder verließ; am 9. Oktober ſtarb er.

Am 12. Oktober wurde er auf dem Friedhofe der Dorotheenſtädtiſchen oder Friedrich-Werderſchen Gemeinde (vor dem Oranienburger Thore) beſtattet. Es iſt derſelbe Friedhof, auf dem auch Fichte, Hegel, Franz Horn, Schadow, Beuth und Borſig ihre Ruheſtätte gefunden haben. Ein unabſehbares Gefolge hatte ſich angeſchloſſen, da alle Gewerke, die in irgend einer Beziehung zu der Ausführung architektoniſcher Werke ſtehen, mit erſchienen waren. Profeſſor Stier hielt eine begeiſterte Rede.

Das Grabmal, das ihm, das Jahr darauf, auf dem Friedhofe errichtet wurde, war eine Nachbildung des Hermſtädtſchen Monuments, das Schinkel ſelbſt einige Jahre früher entworfen hatte. Man folgte dabei dem Rathe Beuths, der ſich wiederholt dahin geäußert, „man könne dem hingeſchiedenen Freunde kein beſſeres Denkmal geben, als ſeine eigenen Arbeiten.“ Das Monument iſt etwa ſechs Fuß hoch, aus Granit und Bronze aufgeführt, und trägt, neben Namen und Daten, die Inſchrift:

Was vom Himmel ſtammt, was uns zum Himmel erhebt,
Iſt für den Tod zu groß, iſt für die Erde zu rein.

Wir wenden uns jetzt der Frage nach der äußern Erſcheinung Schinkels, nach ſeinem Charakter und, ſoweit dieſe Frage nicht ſchon berührt wurde, nach ſeiner kunſtreformatoriſchen Bedeutung zu.

---

* Thorwaldſen ſtarb drei Jahre ſpäter und ihm war freilich ein ſchönerer Tod gegönnt. Er war mit Oehlenſchläger im Kopenhagner Theater; ein nationales Stück, deſſen Titel ich vergeſſen habe, wurde gegeben. An einer ſchönen, ergreifenden Stelle, als aller Augen auf die Bühne gerichtet waren, fühlte Oehlenſchläger, wie das weiße, mächtige Haupt Thorwaldſens langſam, beinahe leblos ſchon, auf ſeine Schulter niederſiel, und ſich erhebend rief er mit mächtiger Stimme in die Bühne hinein: „Still! Thorwaldſen ſtirbt!“ Und alles wurde ſtill.

Zunächſt ſeine äußere Erſcheinung. Er war von mittlerer Größe und ſchlankem Körperbau; zu ſeiner geſunden Geſichtsfarbe paßte das früh ſchon ſilbergrau erglänzende, lockige Haupthaar vortrefflich. Meiſt trug er einen blauen Ueberrock und jederzeit weißeſte Wäſche. Er war nicht ſchön; aber der ernſtmilde Ausdruck ſeines unregelmäßig geformten Geſichts, dabei ſein ſchöner, elaſtiſcher Gang verriethen den Mann höherer Begabung. Am treffendſten hat ihn Franz Kugler geſchildert: „Wenigen Menſchen war ſo, wie ihm, das Gepräge des Geiſtes aufgedrückt. Was in ſeiner Erſcheinung anzog und auf wunderbare Weiſe feſſelte, darf man nicht eben als eine Mitgift der Natur bezeichnen. Schinkel war kein ſchöner Mann, aber der Geiſt der Schönheit, der in ihm lebte, war ſo mächtig und trat ſo lebendig nach außen, daß man dieſen Widerſpruch der Form erſt bemerkte, wenn man ſeine Erſcheinung mit kalter Beſonnenheit zergliederte. In ſeinen Bewegungen war ein Adel und ein Gleichmaß, in ſeinem Munde ein Lächeln, auf ſeiner Stirn eine Klarheit, in ſeinem Auge eine Tiefe und ein Feuer, daß man ſich ſchon durch ſeine bloße Erſcheinung zu ihm hingezogen fühlte. Größer aber war noch die Gewalt ſeines Wortes, wenn das, was ihn innerlich beſchäftigte, unwillkürlich und unvorbereitet auf ſeine Lippen trat.“

Die Anzahl der Bildniſſe, die wir von ihm beſitzen, iſt ziemlich zahlreich. Wolzogen zählt acht Skulpturen (Büſten, Reliefs, Statuetten) und zwanzig eigentliche Bilder (Zeichnungen, Stiche, Oelporträts ꝛc.) auf. Dazu kommt die große Bronzeſtatue von Drake, die binnen Kurzem, neben den Statuen von Beuth und Thaer, auf dem Platz vor der königlichen Bauſchule errichtet werden wird. Ich leiſte darauf Verzicht, die einzelnen Porträts Schinkels hier namhaft zu machen; nur das ſey hervorgehoben, daß dem Wolzogenſchen Werke, und zwar in vorzüglicher photographiſcher Nachbildung, vier Bildniſſe Schinkels aus ſeinen verſchiedenen Lebensepochen beigegeben ſind. Es ſind dieß: 1) der zweiundzwanzigjährige Schinkel nach einem Oelbilde von Jobann Carl Rößler (Rom 1803); 2) der vierunddreißigjährige Schinkel nach einer Kreidezeichnung von ihm ſelbſt; 3) der vierundvierzigjährige Schinkel nach einem Oelbilde von Begas (Berlin 1824); 4) der zweiundfünfzigjährige Schinkel nach einem Oelbilde von Carl Schmid aus Aachen. Hieran reiht ſich ein fünftes Bild, Holzſchnitt, das einer kleineren Arbeit Wolzogens „Schinkel als Architekt, Maler und Kunſtphiloſoph“ beigegeben iſt und nach einem von Krüger gemalten, dem Grafen Raczinsky zugehörigen Bilde angefertigt wurde. Auch das ſey noch hinzuge-

Digitized by Google

fügt, daß ſich das Porträt Schinkels auf den Reliefbildern der Blücherſtatue von Rauch und des Beuthdenkmals von Kiß befindet. *

Was den Charakter Schinkels angeht, ſo hat ihn niemand trefflicher geſchildert als Waagen, der ihm, ſo viele Jahre hindurch, in Kunſt und Leben nahe ſtand. Er ſagt von ihm: „An der Spitze der zahlreichen Vorzüge dieſes reich begabten Naturells ſtelle ich ſeine hohe ſittliche Würde, ſeine ſeltene moraliſche Kraft, ſeine noch ſeltenere Selbſtverleugnung und außerordentliche Herzensgüte.“

„Durch dieſe Eigenſchaften erhielt er für alle Lebensbezeugniſſe eine ſichere Haltung, für öfters bedenklich erſcheinende Lebensentſchlüſſe (z. B. jung und mittellos die große Reiſe nach Italien anzutreten), für die ſchwierigſten, langwierigſten, oft unangenehmſten Arbeiten eine eiſerne Ausdauer. Nie habe ich eine ſo entſchiedene, ja faſt grauſame Herrſchaft des Geiſtes über den Körper beobachtet, als es bei ihm der Fall war. Nirgends indeſſen ſprach ſich ſeine Selbſtverleugnung ſchöner aus, als wenn Lieblingspläne von ihm, welche er in allen Theilen mit voller Hingebung ſtreng durchgebildet hatte, entweder gar nicht zur Ausführung kamen, oder doch mannigfach verändert und beſchnitten wurden. ** Wie lebhaft auch der Schmerz war, den er bei ſolchen Gelegenheiten empfand, erzeugte er doch nicht jene ſo leicht begreifliche Verdroſſenheit, welche in ähnlichen Fällen meiſt das Intereſſe an einer Aufgabe aufhebt oder mindeſtens ſchwächt; er nahm vielmehr von neuem ſeine ganze Kraft zuſammen, um Alles zu retten, was unter den beſchränkenden Umſtänden zu retten war, ja er entwickelte öfter daraus wieder eigenthümliche Schönheiten.“

„Er bildete an ſeinen Werken mit einer ungeſchwächten Liebe fort. Deſſenungeachtet war er nichts weniger als blind für dieſelben eingenommen. Mit ächter Beſcheidenheit betrachtete er ſie immer nur als mehr oder minder gelungene Annäherungsverſuche an eine in ihm lebendig gewordene Kunſtidee. Ein unbedingtes und allgemeines Lob verletzte ihn daher; dagegen ſpiegelte ſich ſeine Zufriedenheit auf die liebenswürdigſte Weiſe auf ſeinem Geſichte, wenn jemand von ſelbſt den Sinn ſeiner feineren künſtleriſchen Intentionen auffand und hervorhob. Er hatte daher auch in ſeinen ſpäteſten Jahren mit der Kunſt keineswegs abgeſchloſſen, ſondern befand ſich immer im freieſten und friſcheſten Vorwärtsſtreben. In der regen Begierde, etwas Neues zu lernen, in der Biegſamkeit und Empfindlichkeit ſeines Geiſtes für Aufnahme neuer künſtleriſcher Eindrücke iſt er immer ein Jüngling geblieben. Wie ſtreng er aber in jeder Beziehung ſich ſelbſt beurtheilte, ſo mild, ſo liebevoll anerkennend war er gegen andere. Nur innere Unwahrheit, falſche Oſtentation, hohles Aufblähen, leerer Dünkel, geiſtige Trägheit, Oberflächlichkeit und Gemeinheit waren Eigenſchaften, welche im Leben wie in der Kunſt zu ſehr mit ſeiner innerſten Natur in Widerſpruch ſtanden, als daß ſie nicht ſein Mißfallen, bisweilen ſeinen Tadel hervorgerufen hätten. Und in dieſem Punkte, in der Fähigkeit, Weſen von Schein, Wahrheit von Lüge zu unterſcheiden, beſaß er eben vermöge ſeiner großen Reinheit einen ſehr feinen, in unſern Tagen leider immer ſeltener werdenden Sinn. Sein ganzes Weſen war ſo durchaus auf das Geiſtige gerichtet, daß er ſich mit dem körperlichen Bedürfniſſe möglichſt kurz und mäßig abfand, ſo daß, wenn man ſprichwörtlich in Bezug auf ſinnlichen Genuß von vielen Menſchen ſagen kann, ſie leben allein, um zu eſſen, es im ſtrengſten Sinne des Wortes von Schinkel heißen muß, daß er nur aß, um zu leben. Was man andern gewöhnlichen Menſchen mit Recht zum hohen Verdienſt anrechnet, die größte Uneigennützigkeit, die ſtrengſte Rechtlichkeit,

* Schinkels Porträtfigur an der Blücherſtatue befindet ſich auf dem Seitenfelde rechts, dem Opernhauſe zu. Es iſt ein Soldat, der ſich, nach der Schlacht, an ſein Pferd lehnt, während Verwundete und Erſchöpfte um einen großen, über dem Feuer hängenden Keſſel herum ſitzen. — Auf dem Beuthdenkmal iſt Schinkel derjenige, der ſich (Seitenfeld rechts) mit dem Entwurf des Muſters zu einem Gewebe beſchäftigt.

** In ſolchen Momenten war ihm der kunſtſinnige Kronprinz ein Troſt und eine Erhebung. „Kopf oben, Schinkel, wir wollen einſt zuſammen bauen!“ das war die Zauberformel, vor der alle Trübſal ſchwand. Charlottenhof, „das in Roſen liegt,“ war nur ein Anfang; ganz andere Dinge waren geplant und harrten ihrer Ausführung. Ob das Einvernehmen daſſelbe geblieben wäre, wenn Schinkel die Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms IV. um mehr als wenige Monate überlebt hätte, ſteht dahin. Faſt möchten wir es bezweifeln. Der König war eben König, und Schinkel, wenn auch nachgiebig, war doch ſehr feſt in ſeinen Kunſtprincipien. Die einzige Begegnung, die ſie noch hatten, verlief nicht gnädig. Schinkel, wenige Tage nach der Thronbeſteigung bereits zum Könige berufen, war nicht da (er war ohne Urlaub nach Ruppin gereiſt). Als er erſchien, wurde er mit den Worten empfangen: „Sie haben ſich wohl vor dem Kanonendonner gefürchtet, der meinem Volke meine Thronbeſteigung verkündete.“ Gewiß wäre alles wieder eingeklungen; aber, wie immer auch, der König war eben der Kronprinz nicht mehr.

Digitized by Google

verſteht ſich bei einem ſo hohen, durchaus edeln Charakter, wie Schinkel, von ſelbſt, und nur ſelten iſt mir im Leben eine Natur begegnet, auf welche Goethes ſchöne Worte über Schiller: „Und fern von ihm in weſenloſem Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine," in ſo vollem Maße ihre Anwendung gefunden hätten."

So viel über ſeinen Charakter. Wir wenden uns jetzt ausſchließlich dem Künſtler zu und legen uns zunächſt die zwei Fragen vor: 1. Beſtimmte die Antike, in deren Geiſt er zu bauen trachtete, von Anfang an ſeine Richtung? und 2. in wie weit beherrſchte ihn dieſe Richtung überhaupt? Gehorchte er ihr ausſchließlich, oder erkannte er Mängel und Grenzen innerhalb derſelben an?

Die Hellenik war nicht ein Pathengeſchenk, das irgend eine griechiſche Fee Schinkel gleich bei ſeiner Geburt mit in die Wiege gelegt hätte, ſie war ein mühevoll Erobertes, das er erſt nach langem Suchen fand. Es iſt wahr, daß ſich in allen Schinkel'ſchen Bauwerken, die vorzugsweiſe vor unſerer Seele ſtehen, wenn wir von Schinkel ſprechen, kaum ein Schwanken, kaum eine principielle Unſicherheit nachweiſen läßt, aber wir müſſen uns hüten, hieraus, wie aus dem zufälligen Umſtande, daß einige ſeiner früheſten Jugendarbeiten (aus der Gilly-Zeit) einen gewiſſen antikiſirenden Charakter tragen, den Schluß zu ziehen: „Er war immer Hellene; ſchon der achtzehnjährige Schinkel ſtand auf demſelben Grund und Boden, auf dem er dreißig Jahre ſpäter, während der Blüthezeit ſeines Schaffens ſtand."

Die Annahme iſt eben durchaus unrichtig. Seitdem wir eine völlige Schinkelliteratur haben, ſeitdem zuletzt noch das mehrgenannte Wolzogen'ſche Werk uns Einblick verſchafft hat in den Entwicklungsgang des Meiſters, haben wir auch Gewißheit darüber erlangt, daß Schinkel im Jahr 1816, als er die neue Wache zeichnete, nicht einfach wieder da anknüpfte, wo er, als er das Gilly'ſche Haus verließ, ſtehen geblieben war, ſondern daß dieſer bewußten Aufnahme deſſen, was er dreizehn Jahre früher ohne volles künſtleriſches Bewußtſeyn praktiſch geübt hatte, ernſte Kämpfe voraus gingen, Kämpfe, die auch in den erſten Jahren einer vollbewußten Thätigkeit noch nicht abgeſchloſſen waren und ſich — freilich mit immer klarerer Ueberzeugung von der Richtigkeit des eingeſchlagenen Weges — hinzogen bis in die letzten Jahre ſeines Lebens.

Ohne bei den italieniſchen Briefen Schinkels verweilen zu wollen, die genugſam zeigen, daß ihn damals die mittelalterlich ſaraceniſchen Bauten weit mehr intereſſirten als die griechiſchen Tempel, für die er doch in erſter Reihe hätte ſchwärmen müſſen, verweiſen wir an dieſer Stelle lediglich auf die Pläne und Zeichnungen zu der großen, ſchon erwähnten Friedenskathedrale, die auf dem Leipziger Platz errichtet werden ſollte. Die Beſchäftigung mit dieſem Kathedralenbau fällt in das Jahr 1817 und 1818 und die Hellenik hat um dieſe Zeit noch ſo wenig ausſchließlich Beſitz von ihm genommen, daß er — wie die ausgeführteſten Zeichnungen uns belehren — dieſen Erinnerungsbau nicht als einen griechiſchen Tempel oder etwas dem verwandtes, ſondern als einen großen gothiſchen Dom (zugleich mit einer Kuppel) ausführen wollte. Alſo noch 1818 erſcheint der Hellene Schinkel als Gothiker.

Dieſer Bau kam nicht zur Ausführung und es ſcheint allerdings, daß ſich die Anſchauungen Schinkels, von jener Epoche an, der Gothik immer mehr ab- und der Antike immer mehr zuwandten; aber — und hiermit gehen wir zu unſerer zweiten Frage über — auch in dieſer ſeiner ſpäteren Epoche, in der ſein Urtheil über das vorzugsweiſe Schöne und deßhalb vorzugsweiſe Wünſchenswerthe der Antike allerdings unerſchütterlich feſtſtand, auch in dieſer ſeiner reifſten Zeit ließ er ſich von der Vorliebe für das Griechenthum niemals ſo beherrſchen, daß er daſſelbe, in beſtimmten Fällen, nicht den einfach natürlichſten Erwägungen unterzuordnen gewußt hätte. Mit andern Worten, ſeine Begeiſterung wurde nie zu Principreiterei und Donquixoterie. Vielfach liegen die Beweiſe dafür vor. Aehnlicher Einſeitigkeiten, wie z. B. Profeſſor Hirt, der, als es ſich um die Errichtung eines Lutherdenkmals handelte, einfach erklärte, daß daſſelbe nur im griechiſchen Styl gehalten ſeyn könnte, „da das Gothiſche durchaus der Barbarei angehöre," ähnlicher Einſeitigkeiten war er unfähig; ja er hatte, wie in allem, ſo auch hierin ein feinſtes Unterſcheidungsvermögen dafür, wie weit die griechiſche Kunſt reicht und wie weit nicht, was ſie voll beſaß und was nicht.

Als es ſich darum handelte, ein Projekt zu einem Mauſoleum für die Königin Louiſe zu entwerfen, entſchied er ſich höchſt bemerkenswerther Weiſe für Anwendung des gothiſchen Styls und ſchrieb eigens: „Die harte Schickſalsreligion des Heidenthums hat hier das Höchſte nicht ſchaffen können. Die Architektur des Heidenthums iſt in dieſer Hinſicht bedeutungslos für uns; wir können Griechiſches und Römiſches nicht unmittelbar anwenden, ſondern müſſen uns das für dieſen Zweck Bedeutſame ſelbſt erſchaffen. Zu dieſer neu zu ſchaffenden Richtung der Architektur gibt uns das Mittelalter einen Fingerzeig." Auch in dieſem Briefe wieder betonte er mehrfach die „überlegenen Schönheitsprincipien des heidniſchen Alterthums," aber er

Digitized by Google

war freiſinnig genug, um zu fühlen, daß dieſen „überlegenen Schönheitsprincipien“ nicht die Geſammtheit unſeres modernen Lebens weder in ſeinen höchſten geiſtigen Forderungen (wie in der Kirche) noch in ſeinen hundertfach neu geſtalteten praktiſchen Bedürfniſſen untergeordnet werden könne. Er ſelbſt hat ſich darüber vielfach verbreitet und muſtergültige Worte niedergeſchrieben. Die Schönheit der Hellenen ſollte uns im Großen und Ganzen beherrſchen, aber ſie ſollte uns nicht in dem Kleinkram des Lebens, da wo ſie nicht ausreichte oder nicht hingehörte, tyranniſiren. Die Thatſache blieb freilich beſtehen und ſoll beſtehen bleiben, daß Schinkel in griechiſchem Geiſte baute. Was er begonnen, hat ſeine Schule fortgeführt.

Die Frage iſt aufgeworfen worden — und mit dieſer Betrachtung ſchließen wir — ob unſerer Stadt durch den Renaiſſanceſtyl, d. h. alſo durch den Stempel wiederbelebter Antike, den ſie in ihren maßgebenden Bauwerken trägt, ein beſonderer Dienſt geleiſtet worden iſt, oder ob es nicht vielleicht ein Glück und ein Vorzug geweſen wäre, wenn Schinkel an dem Scheidewege, an dem er bis 1818 ſtand, ſich ſchließlich anders entſchieden und eine Kunſtreformation im gothiſchen ſtatt im griechiſchen Geiſte beſchloſſen hätte. Die Antwort wird nothwendig verſchieden lauten, je nachdem die Frage an die Vertreter dieſer oder jener Schule innerhalb der Baukunſt gerichtet wird. Wir unſererſeits glauben uns Glück wünſchen zu dürfen, daß die Entſcheidung Schinkels ſo getroffen wurde, wie er ſie traf, und nicht anders. Denn der „Renaiſſance,“ oder richtiger vielleicht jener Schule, deren Ausgangspunkt die Antike iſt, gehört die Zukunft. Es iſt unzweifelhaft, daß ein Mann von Schinkels eminenter Begabung durch eine beliebige andere Wahl, alſo auch ganz beſonders durch Wiederbelebung der Gothik, das, was uns als die natürliche Entwicklung der Dinge erſcheinen will, hätte aufhalten können.

Aber ſelbſt Schinkel würde dadurch nichts anderes geſchaffen haben, als ein gothiſches Interim. Der Eklekticismus, der heutzutage in allen Künſten, ſicherlich aber in der Baukunſt vorherrſcht, und der, weil er beſtändig zu Prüfung und Vergleich auffordert, die kritiſche Begabung weit über alles andere hinaus ausbildet, mußte ſchließlich dabei ankommen, unter dem Verſchiedenen, das ſich ihm bot, das Einfachere, das Correktere, das Styl- und Geſetzvollere, vor allem das Ausbildungsfähigere zu adoptiren. Wenn Schinkel nicht dabei anlangte, ſo wurde der Sieg der Antike innerhalb der modernen Baukunſt allerdings vertagt, aber ausbleiben konnte er nicht. Es iſt das Verdienſt Schinkels, allerdings nach Ringen und Kämpfen, ſich zuerſt über dieſe Dinge klar geworden zu ſeyn. Die Wiederbelebung der Gothik (wenn wir vom Kirchenbau abſehen) würde immer nur eine Epiſode, um nicht zu ſagen eine Curioſität innerhalb der modernen Baukunſt geworden ſeyn. Schinkel hat uns vor dieſer Epiſode bewahrt.

Auf dem Friedrich-Werderſchen Kirchhof ragt ſein Denkmal auf; wir haben es vorſtehend beſchrieben und ſeine Inſchrift citirt. Andere Erinnerungsmale werden folgen. Sein ſchönſtes Gedächtniß aber lebt in der Schule fort, die er gegründet und deren alljährlich wiederkehrendes Erinnerungsfeſt — das Schinkelfeſt — ein lebendiges Zeugniß ablegt von der Liebe zu dem geſchiedenen Meiſter und von ſeiner Bedeutung.

Wenn beim Wein die Herzen klopfen
Und das Feſt zum Liede drängt,
Ziemt ſich's, daß die erſten Tropfen
Man den großen Todten ſprengt.
Segnend waltet ihr Gedächtniß
Ueber uns, Geſtirnen gleich,
Und in ihrer Kraft Vermächtniß
Fühlen wir uns groß und reich.

Paſſiflora.

(Fortſetzung.)

Der Graf hat mir's angeſehen, daß mir etwas den Kopf eingenommen hatte, und ich freute mich, ihm dießmal die Wahrheit ſagen zu können. Die Spinnmirzel, verſicherte er mir dann, ſey ein recht armes, bedauernswerthes Geſchöpf, aber es ſey ihr auf keine Weiſe zu helfen. Sie habe ihr Kind keineswegs mit Vorbedacht um's Leben gebracht. Es ſey Fahrläſſigkeit geweſen. Das ſey indeſſen der Grundzug ihres ganzen

Digitized by Google

Weſens und werde es, allem Anſcheine nach, bleiben. Sie ſey grundgutmüthig, ohne deßhalb doch zu irgend etwas tauglich zu ſeyn; denn bei ihrer grenzenloſen Weichheit und innern Haltloſigkeit gewinnt Alles, was da wolle, Einfluß über ſie, und ſie ihrerſeits auch wieder Einfluß über Alles, denn ſie ranke ſich eben an, abſichtslos, aus natürlichem Anlehnungs- und Rankenbedürfniß; plötzlich habe ſie Einen umſponnen, man wiſſe nicht wann noch wie. Und ganz ſo wie ſie ſich mit jedem vertrage, ganz ſo mache ſie auch zwiſchen den Leuten überhaupt kaum einen Unterſchied. Was das in ihrer Lage heißen wolle, liege auf der Hand. Das Gefängnißleben habe ihr jedenfalls arg geſchadet, wenn ſchon wirklich Böſes in ihr eben ſo wenig Wurzel ſchlagen könnte, wie wirklich Gutes. Sie ſey ihrer Mutter nachgeartet, die eben ſo ſchön von Geſicht, eben ſo unzuverläſſig und eben ſo leichtſinnig wohlgemuth geweſen.

Es iſt mir doch ein Grauen bei dieſer Art von Analyſe aufgeſtiegen. Sind wir nicht etwa viel zu bequem, um eine fertige Schablone bei Seite zu ſchieben, wenn ſie uns nur ſo ungefähr zu paſſen ſcheint? Da geht ſolch ein armes Weſen nun ſeinen Weg, und ſtatt es auf einen andern Weg hinüber zu führen, beruhigt man ſich, daß bei ſeiner Mutter ſchon Hopfen und Malz verloren geweſen ſey! Aber der alte Graf hat ſich ja im Gegentheil des Mädchens angenommen gehabt, und ich traue ihm zu, daß er nicht leicht die Hand von ihr zurück zöge. Um ſo entſetzlicher! Alſo die Macht des Beiſpiels und das mit der Muttermilch Eingeſogene! Sind wir nicht „Pfeile im Fluge?“

Heute iſt denn der verhängnißvolle Tag. Der alte Graf hat ausnahmsweiſe keine Audienz gegeben. Ein Brief, der in der ſechſten Frühſtunde mit einem reitenden Boten eintraf, ſcheint ihn zu beſchäftigen. Ich ſah den alten Herrn mit ſeinem Puderzopf im Nacken eine Stunde lang in der Oleanderallee auf und ab gehen, den Brief in der Linken und die Rechte nach ſeiner Gewohnheit in der Taſche des kurzen ſchwarzen Beinkleides. Er muß ohne Kammerdiener aufgeſtanden ſeyn; die verkehrt angezogenen ſchwarzſeidenen Strümpfe verrathen, daß er in Eile und Aufregung aufſprang und in's Freie lief. Auch ſein Schritt war ſehr ungleich. Ich wage nicht, mich auf's Rathen zu legen. An meinem Pulsſchlage fühle ich ſchon mehr als zu viel, daß die Luft hier in zunehmender elektriſcher Spannung iſt.

Am Eingang des Parks hat der kleine Baumeiſter eine Ehrenpforte errichten laſſen. Sie iſt mit merkwürdiger Leichtigkeit in die Luft hineingebaut und kann für ein Wunder von Kühnheit und Großartigkeit gelten, ohne doch über die Wohlfeilheit der in Bewegung geſetzten Mittel zu täuſchen oder täuſchen zu wollen. Der alte Graf hat geſtern ſpät noch Alles in Augenſchein genommen und ſich, wohlgemuth wie er geſtern noch war, wie ein Kind an dem wohlgelungenen Werke gefreut. In der That habe auch ich nie etwas nur annähernd zweckmäßig Anmuthigeres geſehen; freilich erſt auf den zweiten Blick, denn das Ergötzliche und eigentlich Reizvolle dabei iſt die unmittelbare Verwendung der lebenden Bäume. Weiß der Himmel, wie ſich gerade an der paſſendſten Stelle eine ſolche Auswahl von jungen, ſchlanken Laubhölzern hinter den alten Nadelbäumen verſteckt hielt. Keiner von uns ließ ſich dergleichen träumen, und alſo war unſer erſter Eindruck mehr Schreck über die wüſte Verſchwendung als reine Bewunderung; wir ſahen einen Wald von himmelhohen, giebelartig zuſammen und durch einander gekuppelten Eſpen, Pappeln, Linden und Birken, und ahnten wenig, daß ſie ſämmtlich noch im Boden hafteten und ſich nur auf vierundzwanzig Stunden etwas aus ihrer lothrechten Linie ſeitwärts bequemen mußten. Im ſelben Augenblick aber ſchon löſte ſich die Theilnahme in Freude auf. Man erkannte ſich als geſoppt. Die Bäume waren von der Kunſt nur gleichſam an die Hand genommen worden, um ſich zu einem Willkommen zu verbinden. Durch ihr lebendiges Hineinziehen in den zierlich ausgedachten Plan wurde aber das Spielende, dem bloßen Augenblick Dienende des ganzen drollig grotesken Triumphbogens ein ſo ganz vorzugsweiſe in die Augen ſpringender Charakter, daß man nun nicht umhin konnte, den trefflich ausgenützten Einfall höchlich zu preiſen. Der alte Graf meinte denn auch, bisher habe man als wünſchenswerth angeſehen, daß Gelegenheitsverherrlichungen gleichſam nur ſo „vom Zaune gebrochen“ würden; jetzt ſey wieder ein neues Wort dafür zu erfinnen.

Es hätte ſich ohne Zweifel auch meine Kunſt für den gleichen Zweck in Bewegung ſetzen ſollen. Ich bin zu oft dahinter gekommen, daß ein geſcheidter Einfall das ſcheinbar unter der Würde einer Kunſt Liegende denn doch künſtleriſch zu wenden und dadurch aus einem Nichts etwas Bedeutſames hervorzuzaubern vermag, als daß ich mein Nichtsleiſten durch ſogenannte höhere Kunſtziele beſchönigen möchte. Aber zum Schaffen gehört Freiheit der Seele, und die meine, ich fühle es mit Bangen, iſt unfreier als je.

Eben hat ſich der Schloſſeger meiner erbarmt; der ganze Nußknaal wirbelt von Kohlenſtäubchen, meine Palette gleicht dem Innern eines Rauchfangs; ich mag wollen oder nicht, heute muß gefeiert werden.

Digitized by Google

Auf der Treppe iſt mir die Spinnmirzel begegnet. Sie wollte zum alten Grafen, ſagte ſie, und erzählte mir ungefragt, als der Caſtellan ſie auf morgen wieder beſtellt hatte, der ledige Kannenwirth in B. habe ihr geſtern angeboten, ſie zu ſich in Dienſt zu nehmen; wenn der Graf nichts dawider habe, wolle ſie hinüber. Der alte Herr hat ſeine Hand alſo noch nicht von ihr gezogen, und unterſtützt ſie ohne Zweifel, denn wer Rath ertheilt, wird auch, wo er kann, mit der That aushelfen. Sie erzählte mir noch manches andere, ohne daß ich fragte, und ich gab ihr zuletzt, ich weiß ſelber nicht warum, den einzigen Thaler, den ich noch in der Taſche hatte. Als ſie endlich ging, merkte ich erſt, daß ihr ein paar rußſchwarze Finger, wahrſcheinlich kurz ehe ſie in's Haus kam, recht herzhaft an's wohlgeformte Kinn gegriffen hatten.

Gleich darauf, als ich auf die Landſtraße hinaus trat, leuchte die kleine Kati mit einem Waſſerkruge an mir vorüber, den ſie heute früh, ſagte ſie, auf der Alm gefüllt und mit zu Thal gebracht hatte, um daheim kein Kropfwaſſer trinken zu müſſen. Sie trug das ſchwere Gefäß, trotz meiner früheren Abmahnungen, richtig wieder auf dem Kopf, hatte ſich den Halsmuskel heraus gedrückt, als ſey ihre ganze Gurgel ein einziger Adamsapfel, und hat mich über ſo vielen Unverſtand denn auch nahezu ungeduldig gemacht. — Die Mirzel war über mein Schelten ſtehen geblieben und zeigte der Kati, als dieſe ziemlich eingeſchüchtert nachkam, den von mir empfangenen Thaler. Jetzt wird ſich die ganze Nachbarſchaft den Kopf zerbrechen, warum der Herr Maler auf dem Schloſſe ſeine Thaler an Mädchen wie die Mirzel wegwirft? Bei mir kommt die Weltklugheit allemal als Maraudeur hinter der Hauptdummheit drein.

Seit vierzehn Tagen nicht das Dintenfaß geöffnet. Heute will ich ſehen, was ſich noch zuſammen bringen läßt. Am Nachmittage des gefürchteten Tages kam ein Courier und beſchied den gegen Mittag eingetroffenen Leibarzt des Fürſten nach dem nächſten Städtchen zurück, woſelbſt der Fürſt die Nacht zu bleiben beſchloſſen hatte. Abends zog mich der Graf in ſeine Geſellſchaft. Ich merkte, daß er durch Kunſtgeſpräche Herr ſeiner Stimmung zu werden ſuchte, und that das meinige, um keine Pauſen entſtehen zu laſſen.

Wir gingen faſt alle bedeutenderen Werke früherer und neuerer Meiſter durch, ließen ſie die Probe des Darſtellbaren nach der unlängſt mir von ihm empfohlenen Formel beſtehen und ſuchten uns darüber zu verſtändigen, welche Fehlgriffe ſelbſt von den größten Meiſtern eben in dieſer Richtung noch immer begangen würden. Daß ich durch eigenes Ueberlegen gefunden hatte, wie die pompejaniſchen Tänzerinnen wohl Bewegung, aber nicht Beweglichkeit verſinnlichen wollten, ſchien ihn zu freuen. Die bekannten herabſchwebenden Paare verglich er, dem Weſen ihrer Bewegung nach, einem Luftballon, der ja auch mitten in der Bewegung das Gegentheil von Beweglichkeit ſey.

Am Tage darauf vernahm ich in aller Frühe Pferdewiehern. Als ich vom Lager aufſprang, wollte ſich der Fenſterladen nicht gleich öffnen laſſen und ich konnte daher nur durch einen Spalt in den Hof hinabſpähen. Eben wurde ein in Decken gewickelter Körper aus dem vor der Schloßtreppe haltenden Reiſewagen gehoben. Oben an der Treppenlanzei ſtand der alte Graf in ſchneeweißer Nachtkleidung und drückte eine beringte abgemagerte Hand, die aus den Decken hervor langte. Als die Treppe wieder leer war, hörte ich daſſelbe Pferdewiehern noch einmal und ſah eine Dame, in ſchwarzen Reitkleidern und mit gelbem Reithut auf dem Kopfe, zu Pferde die Treppe zweimal hinauf und hinab jagen, jedesmal irgend eine raſche Anordnung treffend, die, ſo ſchien es, dem Kranken galt. Zuletzt peitſchte ſie ihr kleines braunes Pferd mit zwei Sätzen nochmals treppab und kam mir erſt wieder zu Geſicht, als ich endlich den Laden geöffnet hatte und nun bis auf die Landſtraße hinaus blicken konnte. Inzwiſchen hatte die Reiterin den mit ermüdeten Pferden langſam im Wagen gefolgten Leibarzt zum Ausſteigen veranlaßt und ritt neben dem nun ſich beeilenden im drängenden Schritte her. Als der Arzt endlich das Schloß erreicht hatte, warf ſie ihr Pferd vor der unterſten Treppenſtufe kurz herum, ließ ſich von dem Caſtellan aus dem Sattel heben und ging dann mit geſenktem Haupt und über die Bruſt verſchränkten Armen langſam in's Schloß.

Die ganze Woche über verblieben Graf, Fürſt und Fürſtin dann in vollkommener Abſonderung von allen, nicht der nächſten Bedienung angehörenden Schloßinſaſſen. Ich ſah ſelbſt den Grafen weder am Fenſter, noch im Freien, noch begab ſich eines von ihnen nach der Dorfkirche, wo ich wenigſtens den alten Grafen, der die Meſſe ſonſt nie verſäumte, einmal wieder anſichtig zu werden gehofft hatte.

Endlich traf ich den Leibarzt bei der Wöchnerin. Der kleine Architekt hatte mir ſchon allerlei Gerüchte über den Fürſten zugetragen, Nachrichten, die er für ſeine mannichfachen Dienſtleiſtungen bei den Dörflern eingehandelt haben wollte; da ich aber lieber gar nichts erfahre, als Unzuverläſſiges, war ich für ſeine Neuigkeiten immer nicht zu Hauſe geweſen. Jetzt bat ich den Arzt um nähere Aufſchlüſſe über die unheimliche

Digitized by Google

Krisis, die augenscheinlich im Kreise der Schloßbewohner bestanden werde. Ich fand ihn bereit, mir auf dem Heimwege Auskunft zu geben, und da der kleine Architekt uns hier zu keinem Aussprechen kommen ließ, nahm ich die Einladung des Leibarztes an, in seiner Familie den Abend zuzubringen. Er zeigte mir von weitem sein freundliches Haus und Gärtchen, die ich beide übrigens schon von außen kannte, und beschied mich auf die siebente Stunde.

Es war mir auffallend gewesen, daß der Arzt gegen mich, einen ihm Fremden, Dinge berühren zu wollen schien, die nicht jedermann hören durfte. Die Voraussetzung, daß am Lager des Kranken der alte Graf meiner mit Wohlwollen gedacht haben mochte, schien mir endlich die wahrscheinlichste Erklärung, und ich verhehlte dem Arzte bei meinem abendlichen Besuche nicht, wie sehr ich solche Auszeichnung dankbar zu erkennen wüßte. Er schien indessen nur aus Abneigung gegen allzuleicht vertrauliche Naturen den Architekten gegen mich zurückgesetzt zu haben. Der alte Graf, sagte er, habe nie von ihm Verschwiegenheit da beanspruchst, wo sie den Charakter der Heblerei an sich trage, und er selbst, der Arzt, würde sich auch nimmer zu einer solchen beichtväterlichen Stellung hergegeben haben. Es sey daher schon bei den ersten bedenklichen Krankheitssymptomen auf sein ausdrückliches Begehren der Beirath zweier anderer Aerzte hinzugezogen worden, da früher oder später das Vorhandenseyn gehörig beglaubigter Zeugnisse von schwer wiegender Wichtigkeit seyn dürfte. Er fügte dann hinzu, der Fürst habe sich — vergiftet.

Ich war durch diese Nachricht so erschüttert, daß mir der kalte Schweiß aus allen Poren brach und mich im nächsten Augenblick, was mir nie zuvor geschehen war, fast eine wirkliche Ohnmacht befiel, aus der ich erst nach einigen Minuten halber Bewußtlosigkeit wieder zu mir kam. Der Arzt war inzwischen abgerufen worden. Als ich meiner Sinne wieder völlig Herr war, sah ich eine schmächtige, kränkliche, blasse Frau im Zimmer, die Gemahlin des Arztes. Sie schien über das mir Zugestoßene etwas befremdet, that, als ich mich entschuldigen wollte, Fragen nach meinen früheren Beziehungen zu der fürstlichen Familie und entließ mich endlich mit unverhohlenen Zeichen des Mißtrauens.

Ich habe seitdem die entsetzlichsten Stunden verlebt. Selbstmörder galten in meinem Elternhause für schlimmer als Mordbrenner und Kehlabschneider. Ein Oheim meiner Mutter hatte sich in meiner ersten Kinderzeit, wo jeder Eindruck in's Ungeheuerliche wirkt, das Leben genommen, und ich bin noch heute nicht im Stande, von einem Selbstmorde ohne Schauer zu lesen oder zu hören. Ueber den Fürsten als einen solchen kaltblütig zu reden, wohl gar Erkundigungen einzuziehen, wäre mir daher rein unmöglich. Aber der unsinnige Roman, den ich in meiner Einbildungskraft mit der Fürstin spielte, ist es vor allem, was mich foltert. In den ersten Paroxysmen, die meine plötzliche Versetzung hieher begleiteten, habe ich mehr als eine Möglichkeit geträumt, die, wenn Wirklichkeit geworden, einer leidenschaftlichen Natur das Leben wohl unerträglich hätte machen können. Jetzt spinnen sich ohne Unterlaß in meinem Kopfe Fäden und immer wieder Fäden, die mich mit jener grauenhaften That in anklagenden Zusammenhang bringen wollen. Hat die Fürstin etwa, während der wenigen Tage unseres täglichen mehrstündigen Gegenüberſitzens, den eifersüchtigen Verdacht des Fürsten erregt? Ist meine Berufung hieher nun doch am Ende auf ihr Betreiben geschehen, vielleicht gar gegen des Fürsten Willen? Ward, was zuerst eine Grille, eine bloße weibliche Caprice war, durch Unvorsichtigkeit nach und nach zum Angelpunkte eines ehelichen Zwistes, der zu einem unheilbaren Bruch geführt hat? Und warum nicht, da die Wichtigkeit oder Unwichtigkeit meiner armseligen Persönlichkeit dabei ja kaum in Betracht zu kommen brauchte? Kann die Fürstin nicht veränderungssüchtig seyn? Kann ihre abenteuerliche Herkunft nicht in ihr nachwirken? Wie viele unwürdige Subjekte erregen plötzlich das Interesse von Weibern, zu deren goldener Wolkenhöhe der gemeine Menschenverstand kaum hinauf zu blicken wagt!

Aber ich verfalle aus einer Unwürdigkeit in die andere. Was hat sie mir gethan, daß ich die Wonne ihres ersten Anblicks, ihrer flüchtig genossenen Nähe ihr mit niedrigen Gedanken lohne! Wie müßte ich errötheu, wenn ihr schönes klares Auge auf dieses Blatt fiele! Was ich dort, in jenen unvergeßlichen Tagen, von ihr sah, war Anspruchslosigkeit, Natürlichkeit, unbeschreibliche Anmuth; hier zeigte sie sich bis jetzt nur als Pflegerin, als Mitleidende, als von dem ganzen Schmerz eines schrecklichen Verhängnisses tief innerst Erfüllte. Nein, ich will nicht grübeln, will weder mich noch sie eines Vergehens anklagen, von welchem unsere Herzen und Hände rein sind. Unsere Herzen und Hände — unsere! Wie mich's durchbebt beim bloßen Denken der Gemeinsamkeit! Wie mich's auch jetzt noch hinaus hebt über Alles!

Heute war ich auf dem Punkte, auf Nimmerwiedersehen das Weite zu suchen. Der kleine Baumeister ist, ich weiß nicht wie, des alten Grafen habhaft

Digitized by Google

geworden, hat ſich von ihm den Auftrag verſchafft, die bedeutendſten Burgtrümmer des Landes zu beſichtigen und zu beſchreiben, und wandert heute ſeelenvergnügt in das blühende Land hinaus. Als er eine Stunde fort war, wandelte mich die Unruhe des Zugvogels an. Das Schloß erſchien mir wie ein Käfig. Es kam mich eine grenzenloſe Sehnſucht an, mich wildfremden Menſchen gegenüber zu wiſſen, in keinem Blicke mehr eine mißtrauiſche Frage zu leſen, mir ſelber einmal wieder völlig bewußt zu werden, daß ich doch eigentlich nichts verbrochen habe. Im nächſten Augenblick war ich auf der Treppe, und ehe zehn Minuten vergangen, hatte ich den Park im Rücken. Ich lief, was ich konnte, es war mir, als ſey ich einem Feſtungsgefängniß entſprungen und jeden Augenblick könne die Lärmkanone mir mit dem Rufe „greift ihn!“ nachdonnern. Auf der Einſattelung des nächſten Hügelzugs machte ich erſt wieder Halt.

Die dem Caſtellan ausgeſtellte Quittung fiel mir zuerſt auf die Seele. Was ich im Muſikſaale reſtaurirt hatte, konnte doch wohl kaum erſt meine Koſt abverdienen. Auch die in den letzten acht Tagen zu einiger Klarheit durchgearbeiteten Entwürfe für den Bibliotheqpavillon wären höchſtens als Poſthuma eines Menſchen von Intereſſe, über deſſen zerriſſenes Inneres ein deutlicher Commentar beigefügt wäre. An ſich ſelbſt wohnte ihnen noch kaum ein wirklicher Zahlenwerth inne. Auf einmal kamen mir dieſe Tagebuchblätter in's Gedächtniß. Ich ſtellte mir die Fürſtin vor, wie ſie durch Zufall an die Tiſchſchieblade gerathen könnte, in welcher dieſe Selbſtbekenntniſſe unverſchloſſen zu liegen pflegten, wie ſie die ſchnöden Worte des Argwohns läſe, zu der ich meine Feder erniedrigte. Das Blut ſchoß mir in die Wangen. Ich ſprang auf, ſchleuderte die Feldblumen, die ich im Durcheilen der Kornfelder und Wieſenraine gedankenlos zuſammengerauft hatte, weit von mir, warf einen Blick in die Ferne, der ich zugeſtrebt hatte, und kehrte dann fliegenden Schritts in meinen Käfig zurück. Hier ſitze ich nun wieder an demſelben Fenſter, von wo aus ich ſie in jenem Morgendämmern erblickte. Ach, wenn hinter jener Hügelreihe die Pforten des Paradieſes weit offen ſtänden, hätte es mich nicht dennoch hieher zurück gezogen? Ich küſſe meine Ketten. Liebe! Zauberin ohne Gleichen!

Als ich heute früh in den Park gehen wollte, begegnete mir der alte Graf. Obſchon er merklich angegriffen war, ließ er es doch nicht geſchehen, daß ich ihm mit einem bloßen Gruße aus dem Wege zu kommen ſuchte. Er bot mir die Hand, zerdrückte die Thränen, die ihm in's Auge treten wollten, und zog meinen Arm dann in den ſeinen, um ſich beim Gehen darauf zu ſtützen. Ich habe oft das Glück derer beneidet, welche alten Eltern als Stütze dienen dürfen; es war mir daher keine geringe Erquickung, als ich, nach den durchlebten Tagen der Sorge und Bedrückung, mich dem werthen Greiſe in ſo zutraulicher Weiſe dienſtlich erzeigen konnte, und ich hoffe, er wird mein Gefühl verſtanden haben, als ich ihm einmal vor innerſter Bewegung die Hand küßte.

Die Art, wie er gleich darauf von Kunſtgegenſtänden zu reden begann, verrieth mir mehr, als Worte es vermocht hätten, daß der Zuſtand des Fürſten hoffnungslos bleibt. Ohne Zweifel koſtete es dem alten Herrn die ſchmerzlichſte Anſtrengung, ſich von dem Gegenſtande ſeiner ſteten Angſt auf Augenblicke los zu machen, und augenſcheinlich war es ihm unmöglich, den ſchalkhaften Ton von ehemals wieder zu finden. Zum erſtenmal hörte ich ihn denn auch von einem Kunſtgebiete reden, das ich bisher für ihn verſchloſſen geglaubt hatte, zumal er es wiederholt mit der faſt ſarkaſtiſch klingenden Bemerkung geſtreift hatte: das ſey eigentlich die Domaine ſeines Sohns, und er ſelbſt verſtehe wenig davon, von der Tragödie nämlich. Ich zeichne hier auf, was er ſagte, da mir der Stoff ſeiner Betrachtungen kein zufälliger ſcheint. Nicht nur daß, wie er ſagte, der Fürſt nach der Lektüre des betreffenden Stücks — es war die Galotti — ausdrücklich verlangt hatte, wie denn die Fürſtin ſelbſt, „nach ihrer liebenswürdigen Gewohnheit,“ die Vorleſerin geweſen ſey: der alte Herr ließ ſich auch beim Zergliedern dieſes Dramas ein paar mal in einer Weiſe hinreißen, daß ich nicht wohl umhin konnte, perſönliche Bezüge durchzuhören. Und was er hierüber zu ſagen für gut fand, hat mich auf allerhand Vermuthungen gebracht. Wie immer wußte er ſich aber auch dießmal bis zu einer hinreichenden Höhe über ſeinen Stoff zu erheben, um demſelben dennoch kritiſch beizukommen.

Er bewundert denn dieſes Werk nach jeder Richtung hin, und findet Alles, mit Ausnahme des Schluſſes, meiſterhaft. Man habe bei der Emilia Galotti das Fehlen einer tragiſchen Schuld dadurch für irrelevant erklären wollen, ſagte er, daß man von der Nothwendigkeit ihres Untergangs rede, da ſie nun einmal in Verhältniſſe hineingerathen ſey, die ſie nicht überleben dürfe, ohne unſere Theilnahme zu verlieren. Dadurch aber beweiſe man nichts anderes, als daß dieſes Stück nicht als Schauſpiel verlaufen dürfe, ſtatt tragiſch abzuſchließen. Das Hinſchlachten einer Unſchuldigen ſey uns gegenüber in keiner Weiſe dadurch gerechtfertigt, daß ihr perſönlich die Luſt am Leben verleidet ſey.

Digitized by Google

Nicht einmal ihr eigenes Hand-an-sich-selbst-Legen würde dieſes Verhältniß verändert haben. Wenn es zu Ende gehe, ſey der Zuſchauer allemal der einzig zum Unterzeichnen der Todesurtheile Berechtigte. Es gebe nun allerdings Tragödien, die mit dem einzigen Untergange eines oder einer verhältnißmäßig Unſchuldigen (nicht im Sinne der, während der vorgeführten Handlung ſelbſt allerdings ja auch ſchuldloſen Maria Stuart Schillers) ihren vollgültigen Abſchluß fänden; doch ſey ein ſchuldiges Haupt dann nirgends im Stücke hinreichend in den Vordergrund getreten, um die Anzeichnung eines gewaltſamen Endes in Anſpruch nehmen zu können. Die unſchuldige Hauptträgerin des ganzen Verhängniſſes habe dann durch dieſe ihre Iſolirung gleichſam den Schickſalsblitz auf ſich herabbeſchworen, und wie der im Gewitter allein aufrecht Verbliebene, büße ſie mit ihrem Untergange die Schuld dieſer vereinſamten Höhe. Wo aber erreichbare und weit in den Vordergrund der Begebenheiten getretene Hauptſchuldige mit dem Leben davon kommen, während die Unſchuld zu Grunde geht, da verletzt uns ein ſolcher Ausgang im Kunſtwerk aus denſelben Gründen, wie er uns im Leben verletzen würde; und zwar der Wirkung nach ſogar noch viel mehr. Denn im Leben erblicken wir hinter dem einen ſcheinbaren Ausgang die nachhinkende Nemeſis in hunderterlei Geſtalt, und fühlen in uns ſelbſt die zur Vergeltung und nachträglichen Sühne aufrufende Stimme. Im Kunſtwerk dagegen, zumal wo kein hiſtoriſcher Stoff vorliegt, und alſo die unwiderlegliche Lebensberechtigung gewiſſer titaniſcher Naturen uns nicht wie eine Bedingung der Weltgeſchichte ſchon vor der Seele ſteht, im Kunſtwerk fordern wir Anfang und Ende, ein organiſch Fertiges wie das Vogelei, aus dem ein Ganzes herausgebrütet werden ſolle, und nicht etwa nur ein Flügel und ein paar Klauen.

Der Graf zog dann die Summe ſeiner Betrachtungen zu dem Endergebniß zuſammen, daß nach Emilias allerdings unvermeidlichem Untergange der Prinz ſelbſt dem Rächerarm des alten Galotti verfallen müſſe. Ein weſentlicher Umbau des Stückes ſey deßhalb nicht einmal nöthig, wenn ſchon er nicht die Zeit zu erleben wünſche, wo man ſich an eine Verbeſſerung Leſſingſcher Stücke anders als in kritiſch-prüfender Weiſe heran wage.

Da ich auf dieſem Gebiete mich, als ein des Weges Unkundiger, mit keiner eigenen Meinung hervorwagte, verſuchte er das eben gewonnene Reſultat nach einigen kurzen Zwiſchenbemerkungen ſelbſt in Frage zu ſtellen. Er erblickte die ungeheure Tragweite dieſes Stückes ſowohl, wie der Minna von Barnhelm, vornehmlich in der wahrheitsgetreuen Abſpiegelung thatſächlich beſtehender Zuſtände. Wenn es nicht allenthalben Odoardos und Emilia Galottis gebe, ſo fehle es doch ſelbſt heutigen Tages noch nicht an Marinellis und an Prinzen, wie der im Leſſing'ſchen Stücke. In höflicheren Formen und mit ſorgfältigerer Bemäntelung komme Aehnliches noch jetzt — faſt ein Jahrhundert nach dem Entſtehen jener Tragödie — hin und wieder vor, und die irdiſche Gerechtigkeit erweiſe ſich in ſolchen Fällen wohl gar als ein Mittel zu nur noch ſichererem Untergange des Geſchädigten. Wenn der Prinz in der Tragödie nun ſeine Schuld gebüßt hätte, ſo würde ſich die Dichtung von dem üblichen Verlauf ſolcher Vorgänge, wie ſie das Leben in dieſer Sphäre einmal biete, entfernt haben; der Reiz des, dem unmittelbar Thatſächlichen Abgelauſchten gehe dann verloren; der Zuſchauer verlaſſe das Theater zwar mit einem minder beklommenen Gefühl, aber auch mit einer gefälſchten Anſchauung von Dingen, die, um geändert zu werden, in ihrer ganzen Nacktheit begriffen ſeyn wollen. Hiernach fiele dann der Schwerpunkt des Stücks nach ſeiner politiſchen Seite. Seine Aufgabe beſtehe nun einfach darin, zu zeigen, was in den höchſten Kreiſen ungeſtraft bleibe und wie wir Thoren genug ſeyen, lieber unſer eigen Fleiſch und Blut zu morden, als die Hand gegen einen Großen dieſer Erde zu erheben.

Der Graf ließ dieſen Standpunkt gelten und hielt ihn ſogar für denjenigen, welchen Leſſing eingenommen habe, ohne daß man daraus zu folgern berechtigt ſey, Leſſing habe den ungeheuren Verſtoß gegen ſeine eigenen Kunſtregeln nicht klar durchſchaut. Um zu faſſen, wie er dieſe, der politiſchen Wirkung ſeines Stückes zu Liebe, habe opfern mögen, müſſe man den unerträglichen Druck der geſammten damaligen politiſchen Zuſtände, vor allem aber auch Leſſings republikaniſche Natur in Betracht ziehen und nicht minder die ihm augenfällige Unmöglichkeit, eine ganz modern geſtaltene Tragödie aus der Hofſphäre, mit einem Fürſtenmorde ſchließend, je zur Aufführung gelangen zu ſehen. Als Mann der lebendigen Wirkung und Gegenwirkung habe er aber das Stück für die Darſtellung geſchrieben und nicht für den privaten Genuß einiger weniger Geſinnungsgenoſſen.

Dieſe Zweckmäßigkeitsrückſichten, fuhr der Graf fort, ſeyen von jeher mehr oder weniger bei jedem Kunſtwerke bedingend geweſen, und er meine, es wäre, beiläufig geſagt, keine verächtliche Aufgabe für einen Kunſtkritiker, an einer Reihe von ſogenannten claſſiſchen Werken der bildenden Kunſt wie der Poeſie einmal den Nachweis zu führen, wie ſehr die beſten

Digitized by Google

Meiſter aller Zeiten ihre Grundſätze derartigen Bedingungen hätten anbequemen müſſen. Erſt wenn man dieſe Summe von unfreiwilligen Zugeſtändniſſen an die Zeit, den Raum, den überlieferten Ungeſchmack und hundert andere Dinge kenne und in Abzug bringen könne, gelange man zur Anſchauung des ſchaffenden Genius ſelbſt und zum Verſtändniß deßjenigen, was ihn nachahmungswürdig mache.

Der Graf kam auf dieſem Umwege zu dem Leſſingſchen Trauerſpiele zurück und glaubte jene Methode, wenn beſſer befolgt, würde den Epigonen des großen Kunſtreinigers ein gut Theil der eben durch das Vorbild der Emilia veranlaßten Fehltritte erſpart haben. Zugleich aber wies er an dem nämlichen Beiſpiele nach, mit welchen Opfern der allerdings gewaltige Reiz des wirklichen Zeitbildes erkauft werde. Wenn Leſſing den Tod der Virginia zum Gegenſtande ſeiner Tragödie gemacht hätte, ſo wäre keine jener Rückſichten für ihn bindend geweſen, welche ihn bei der Emilia einengten. Sobald er hingegen die Zeit, in der er lebte, abſpiegeln wollte, blieb ihm als der wirklich tragiſch Schuldige niemand anders übrig, als die Zeit ſelbſt. Ihre Bedingung aber iſt Leben. Die Vergangenheit kann im Kunſtwerke wohl vor unſern Augen zuſammenbrechen; die Gegenwart ſind wir ſelbſt mit, wir, die Zuſchauer; ſie geſtattet kein Abſchließen; ſey ſie noch ſo tragiſch ſchuldig, wir wiſſen, daß ſie fortlebt, denn wir ſelbſt ſind eben ein Theil von ihr, und wir leben. Weil daher eine politiſche Tragödie, welche einen großen Krebsſchaden der Gegenwart unbefangen bloßlegt, die Mitwelt, d. h. im engſten Sinne das Publikum nothwendig zu dem eigentlichen Hauptſchuldigen macht, bleibt dem Dichter nur die Wahl: entweder die Treue des Bildes gegen den Schluß hin zu opfern und nach dem Hinweis auf das, was iſt, in einer beherzten That zu zeigen, was ſeyn ſollte; oder aber das eigene verletzte künſtleriſche Gewiſſen mit dem allerdings mißlichen Bewußtſeyn einzuſchläfern, in eine träge Menge wenigſtens den aufrüttelnden Gährungsſtoff geworfen und ſolcher Art beſſeren Zuſtänden die Wege gebahnt zu haben.

Als der Graf ſich in ſolchen und manchen andern kritiſchen Betrachtungen Luft gemacht hatte, kam der Caſtellan mit der Meldung, der Fürſt ſey erwacht und habe nach dem Grafen gefragt. Ich zog mich ſofort zurück und der Graf folgte dem Diener mit einem Seufzer in's Schloß.

Nun ich allein bin, frage ich mich, was ich aus dem Vernommenen ſchließen ſoll? Ich ſtaune noch immer über die Wahl des Gegenſtandes. Emilia Galotti, die mit dem Selbſtmorde droht und dadurch erſt den Vater überredet, ihr den Tod zu geben — welch ſonderbare Lektüre am Bette eines Selbſtmörders! Und warum die Bewegung, mit welcher der alte Herr von der Unerreichbarkeit hochgeſtellter Verbrecher ſprach? Es war zuweilen, als vergeſſe er, daß ihn bloß eine Dichtung beſchäftige. Ich ſuche vergebens nach einem Leitfaden. Aber ſey der Zuſammenhang, welcher er wolle — unausſprechlich rührend werden mir immer bei der Erinnerung an den heutigen Morgen jene plötzlichen Wendungen nach der unperſönlichſten Seite bleiben, nach dem ewigen Kanon der Kunſtregeln. Welch ein ergreifendes Bild, dieſer Greis, den ſein Schmerz zu Boden zu werfen droht und der ihn bändigt, indem er ihn dem Weh der ganzen Menſchheit unterordnet!

(Fortſetzung folgt.)

Briefe von Bedlitz an eine Freundin.

(Fortſetzung.)

Karlsbad, den 8. Juli 1854. Da haben Sie, liebe Mama, meine erſten Zeilen aus dieſem Maleſiznest, wo die neue Marter für die Menſchen ausgeſonnen worden iſt, ſtatt einem kühlenden Trunk die Eingeweide mit warmem Waſſer auszuſchweifen und ihn bei lebendigem Leibe zu blanchiren, wie es die Köche mit dem Kalbsbries, doch erſt nach dem Tode des Thieres, vornehmen. In Wien war ich in letzter Zeit ununterbrochen vom Herzog in Anſpruch genommen. Am Dienſtag war ihm zu Ehren ein großes Diner bei Buol von dreißig Perſonen, wie Alles bei Graf Buol, vollkommen ſchön arrangirt. Nach Tiſche kam

Digitized by Google

der Herzog zu mir und zog ſich bei mir für's Theater um; ich aber war ſo abgehetzt und aufgeregt von all den Weinen, die ich, wenn auch nur in ſehr geringer Menge, doch unter einander getrunken hatte, daß ich Abends noch in den Prater fuhr und die friſche Luft in mich ſaugte. Der Herzog hat meine Wohnung äußerſt hübſch gefunden; Mittwoch Vormittag war ich noch bei ihm in Hietzing, fand beim Nachhauſekommen Ihr Briefel, ſchloß den meinigen und aß um drei Uhr Schweinskoteletten, die ich auf der Berzeliuslampe machen ließ, und geröſtete Kartoffeln, und fuhr um ſechs auf die Eiſenbahn. Dort fand ich die N., die nach Warſchau abfuhr; ſie erzählte mir gleich, wie unglücklich ſie über den zu befürchtenden Krieg ſey, und wie unrecht Oeſterreich thue, Nicolaus als einen Feind zu betrachten, der doch der Heiland der Welt ſey. Ich ſagte ihr, ich hätte ſchnurſtracks entgegengeſetzte Anſichten, und ganz andere Begriffe davon, welche Neigungen zu begen und zu pflegen mein Beruf als Oeſterreicher ſey. — Als ich auf die Eiſenbahn kam, erzählte man mir, man habe eben Gortſchakoff's Ankunft mit dem nächſten Train telegraphirt, mit dem wir uns in Floridsdorf kreuzten. Was er bringt, weiß ich nicht — gewiß nichts Gutes, denn die Ruſſen laſſen ihren Hochmuth und Uebermuth nicht fahren, wenn ſie nicht völlig auf's Haupt geſchlagen werden. — Ich fuhr in einem ganz neuen Coupé mit Joſeph bis Brünn; der Conducteur hatte ihn ohne andern Anlaß, als ſeine eigene gefällige Rückſicht, zu mir geſetzt, im Fall ich ihn etwa nöthig hätte. In Brünn aber, wo wir um zwölf Uhr Nachts hinkamen, wurde ich in ein furchtbar altes Coupé eingepflanzt, mit Plätzen, die, wenn ſie beſetzt geweſen wären, nicht für einen magern Menſchen ausgereicht hätten. Zum Glück war die Geſellſchaft nicht übel; ein Herr mit einer jungen, ganz netten Frau und einer eben ſolchen Schweſter, voll guten Humors — recht eigentlicher Wiener Mittelſtand. In Prag traf ich Sch. Er iſt, nachdem er zehn Jahre für 300 fl. jährlich bei der Eiſenbahn angeſtellt war, jede Nacht um eilf, um zwei und um ſechs Uhr aufſtehen mußte, und dabei noch eine furchtbare Verantwortlichkeit zu übernehmen hatte, jetzt endlich zu 500 fl. vorgerückt. — Ich fuhr den Nachmittag herum, um die Stadt anzuſehen, die in Europa zu den allerſchönſten gehört, da kaum ein halb Dutzend zu nennen ſind, die eine ſchönere Lage haben. Erſt am andern Morgen um halb ſieben konnte ich einen Separatwagen erlangen, das ſchlechteſte, ſchmierigſte Fuhrwerk, was man ſehen konnte. Ich fuhr, außer einem halbſtündigen Aufenthalt in Rentach, wo ich eine Kannibalenmahlzeit vorgeſetzt bekam, und mich mit Butterbrod und Kaffee behelfen mußte, in Einem Zug hieher, wo ich um halb eilf, unter einem Gußregen im Stockfinſtern ankam.

Meine Wohnung in der Eiche an der Wieſe iſt ganz gut. Sie iſt freilich im zweiten Stock, aber die Treppen ſind nicht hoch und nicht ſchlecht. Früh um ſechs ging ich trotz dem Regen, Hochberger auf ſeinem Bänkchen am Brunnen aufzuſuchen. Er hielt eine ſehr kurze Ueberſchau meiner Um- und Zuſtände, und ließ mich gleich heute mit drei Gläſern Marktbrunnen anfangen. Natürlich fand ich gleich beim erſten Ausgang Bekannte: Rettich, alle drei Münchs, von denen der Bundestag in der That blühend ausſieht und Karlsbad alle Ehre macht; die unvermeidliche P., Fr. v. Zurhelle, und allerlei Leute. Als ich zu Hauſe kam, fand ich ein ſchönes Roſenbouquet in meinem Zimmer, eine Aufmerkſamkeit von Frau Zurhelle. Hochberger verlangt eine ſtrenge Diät von mir, viel Bewegung, aber nicht bis zur Erſchöpfung, und freie Luft, auch nicht Steigen, aber viel langſames Gehen auf ebenem Boden. Ich befolge dieß pünktlich, denn zahle ich ſchon einmal dieſes Heidengeld, und mache ich mir dieſe Ungelegenheit, ſo will ich auch einen Erfolg davon haben. Mein im Hauſe gemachter Kaffee war nicht ſchlecht, das Gebäck erträglich, aber lange nicht wie in Kiſſingen, wo, wegen des Effekts des Nagozzi, das Frühſtück überhaupt beſſer ſchmeckt; der hieſige Brunnen aber macht mir dieſe Wirkung nicht. Um zwei Uhr aß ich im Schiff, wo ich Suppe, Blumenkohl, Rehſchlegel und Compotte bekam und einen Gulden bezahlte. Ich fand R. dort, der auch ſeinen Gulden verzehrte; es iſt unglaublich, daß dieſer 50 Millionen reiche Mann auch in Wien noch Niemanden einen Löffel Suppe gegeben hat; der Vater war gerade das Gegentheil. — Nach dem Eſſen ging ich ins Leſezimmer, da es immerfort regnete. Ich fand unter den Bekannten Gräfin Br., die Sie auch kennen, und wegen der ich mir die Naſe und die Hände faſt gebrochen habe, als ich ihr das Iſchler Caſino zeigte und über die Stufen fiel. Wenn das Wetter ſo bleibt, ſo wird das eine furchtbare Langeweile hier werden. Es ſind freilich Orte genug, wo ich Viſiten machen und frühere Bekanntſchaften wieder anknüpfen könnte, aber Sie wiſſen, daß ich dafür nicht bin, und M. P., wo ich manchmal eine Stunde hingehen würde, wohnt auf dem Dachſtein! Ich habe noch nichts gehört, wie es in der Politik ausſieht; übrigens iſt die ganze Monarchie, die haute volée abgerechnet, alles antiruſſiſch, ſo viel hab' ich auf dieſer Fahrt hieher wahrgenommen.

Den 9. Juli 1854. Der Doktor hat mir alles Schreiben verboten und mir mit allen Strafen der Hölle gedroht — ein Brief an Sie könnte mein Tod

Digitized by Google

seyn; ich lache aber der Gefahr und schreibe trotz allen Schrecken. Was Einem hier die Aerzte alles verbieten, ist wahrhaft lächerlich; man darf nur um etwas fragen, und bekommt sicher zur Antwort: „Das ist streng verboten.“ Man darf nicht lesen, nicht schreiben, nicht denken, nicht schlafen, das ist Alles verpönt. Da frage ich, was der Mensch thun soll? In einem fort, ohne Unterlaß herum trampeln und flanieren von früh 6 bis 11 Uhr Abends, zweimal guten Kaffee trinken, und sonst von Horreurs leben! Hier wird mit nichts gekocht als mit warmem Wasser — und nicht einmal Kartoffeln kann man essen, denn Butter ist streng verpönt und wird im dankbarsten Minimum verwendet; es ist ein Elend! In Kissingen machte man nicht den zehnten Theil so viel Flausen; ich lebe übrigens nach den genauen Vorschriften, Lesen und Schreiben ausgenommen. Ich stehe um sechs Uhr auf, bin um halb sieben am Brunnen, trinke von morgen an fünf Gläser Marktbrunnen, bin damit um neun Uhr fertig, gehe bis zehn spazieren, was hier viel bequemer ist als in Kissingen, denn man kommt augenblicklich in den tiefsten Schatten an der Eger, in prachtvollen Heugeruch und Nachtigallenschlag, und geht ganz eben. Das ist mein erwählter Gang, den ich täglich zweimal mache, denn nach Tische muß man wieder rennen. Von heute an essen Fürst Hans Lobkowitz, General Benedek, Fürst Rohan, Graf Czernin und ich besonders um drei Uhr, während man sonst hier um ein Uhr ißt; man kommt dann nicht gerade vom Tische, wenn die Sonne am lästigsten ist, und kann ein wenig herumschlendern, ohne schachmatt zu werden. Von der Burg ist das halbe Personal hier: Laroche, Kettich, Lucas, Beckmann, Meißner; Laube wird jeden Tag erwartet.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

Die Gregy-Tragödie. — Mir und Mich. — Geschäftsliteratur. — Gelegenheitsdichter. — Die Stadt der Fledermäuse.

Gestern Rigolboche, Donato, Blondin, die Pastrana und Jocko — heute Gregy, Grothe, Fischer, Quinche. Gestern „Sensations“schauspiel, heute „Sensations“schauspiel. Die „Sensationen“ sind etwas verschiedener Art, aber dort und hier Sensation, wie die Engländer und Yankees, welche sich am besten darauf verstehen, das Ding getauft haben. Daß es keinen deutschen Namen hat, thut mir für unsere ehrliche, simple Muttersprache gerade nicht leid. Gestern die Nachtseite der Kunst, heute die Nachtseite der Gesellschaft; und auf Seiten des Publikums gestern und heute die gleiche cynische Verachtung für Bildung und Geschmack. Uebrigens scheint die Nachtseite der Gesellschaft doch eine stärkere Anziehungskraft auszuüben, als die Nachtseite der Kunst. So drängte man sich doch nicht vor Meysels Theater, um die Rigolboche zu sehen, wie diesen Morgen vor der Stadtvogtei und vor dem Schwurgericht, um einen Blick auf den Helden und die Heldinnen der „Gregy-Tragödie“ zu erhaschen. Bei der Ankunft Müllers und bei seinen Verhören vor dem Magistrat kann es in London nicht toller hergegangen seyn. Natürlich war die Zuschauermasse dort größer, aber Berlin ist der Bevölkerungszahl nach ja doch auch nur ein Dorf neben der riesigen Themsestadt. Und im Saale des Schwurgerichts selber, welches Gedränge! Ein Bekannter, der den Vormittag über der Sitzung beiwohnte — ich für mein Theil habe eine unüberwindliche Abneigung gegen solche Scenen — sagt mir, es seyen mindestens dreimal so viel Leute im Saal, als Plätze. Eigentlich ist das nicht erlaubt, aber für den Zutritt werden fünf bis sieben Thaler geboten, und um fünf bis sieben Thaler verlohnt es sich schon, ein Auge zuzudrücken, zur Noth zwei.

Es ist ein furchtbares Nachtstück, diese „Gregy-Tragödie.“ Ein feingebildeter, hochangesehener Mann, der mit seiner Frau scheinbar in der glücklichsten Ehe lebt, aber im Geheimen eine Leidenschaft für „alte Weiber“ hat, begibt sich, dieser Leidenschaft folgend, in eine jener scheußlichen Kellerkneipen, an denen Berlin so reich ist, und wird von dem erwachsenen Sohn seiner Geliebten in deren Beisein, wo nicht mit ihrer Hülfe, wie ein Ochse abgeschlachtet, der zerfetzte Leichnam in Stücke zerhackt und in den Kanal geworfen. Kein Strahl menschlichen Gefühls, der über das gräuliche Nachtstück einen leisen

Digitized by Google

Lichtschimmer göße! — Doch der Proceß hat erst begonnen, und im weiteren Verlauf wird das Grauenhafte möglicherweise noch eine mildernde Beimischung erhalten. So viel sue brute. Ehe das Bild vollständig aufgerollt, ehe die Triebfedern alle bloß gelegt sind, dünkt es mir nicht angewessen, in die Einzelheiten einzugehen.

Ich sprach vor längerer Zeit einmal von der Popularität des „Vaters Wrangel“ (der jetzt beiläufig bei Hofe in tiefster Ungnade ist, weil er sich im Krieg mit den Dänen nicht die Doppelrolle eines Strohmanns und Sündenbocks gefallen lassen wollte) und setzte auseinander, wie diese Popularität auf der hier so allgemeinen und volkstümlichen Verwechslung des Mir und Mich beruhe. Was ist Popularität denn überhaupt anders, als die Freude des Volks, einen wirklich oder vermeintlich über ihm Stehenden zu sich herabsteigen zu sehen? Wer die Fähigkeit besitzt, so lange er mit den Massen verkehrt, auf gleichem Fuß mit ihnen zu verkehren, der ist auch populär. Bei den Einen ist diese Fähigkeit eine angeborene, bei den Andern eine anerzogene. Bei „Vater Wrangel“ ist sie eine angeborene, und er hat während einiger Menschenalter Zeit gehabt, sie so auszubilden, daß ihm ihre Ausübung zur andern Natur geworden ist, und er beim besten Willen sich nicht mehr zu seiner ursprünglichen Höhe emporzuheben vermag. Einzelne in dieser Hinsicht bevorzugte Individuen haben es gar nicht nöthig, zu den Massen herabzusteigen, und zwar aus dem einfachen Grund, weil sie ihnen nicht geistig überlegen sind. Das gilt namentlich von jenen populären Rednern und Zeitungsschreibern, welche dem Volk nur sagen, was es sich selbst sagt, ihm die Phrasen auftischen, die auf der Gasse herumlaufen, es in den Irrthümern und Vorurtheilen bestärken, an die es sich festklammert — mit Einem Wort, welche statt zu belehren, bloß die Fehler und die Unwissenheit des Publikums abspiegeln. Solcher Redner und Zeitungsschreiber, die von je drei bis sechs politischen Schlag- und Stichwörtern leben, könnte ich Dutzende aufzählen — doch exempla sunt odiosa. Genug, in dem geist- und gedankenreichsten dieser Herren habe ich nach einer sorgfältigen und gewissenhaften anatomischen Untersuchung seiner Reden genau ein halbes Dutzend Stichwörter entdeckt, die er bei jeder oratorischen Vorstellung gleich den bunten Glascherbchen des Kaleidoskops herumschüttelt, und die durch die Neuheit der Zusammensetzung immer angenehm überraschen und angenehm überraschen werden, bis das Publikum einmal hinter das Geheimniß kommt; aber wie lange wird das dauern in unserer guten Hauptstadt des Intelligenzstaats? Und das sind die Männer, welche die öffentliche Meinung beherrschen, und da die öffentliche Meinung heutzutage die Welt beherrscht, folglich die Männer, welche die Welt beherrschen. Er hatte Recht, der alte schwedische Staatsmann: es ist wunderbar, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird. — Oder wird am Ende die Welt gar nicht regiert? schleicht sie ruhig ihren eigenen Schlendergang, und müssen die kleinen und großen Schreier, die ihr in buntem Durcheinander der Stimmen hier da dorthin, rechts links vorwärts rückwärts zu schreiten befehlen, die von allen Seiten schmeicheln, aufmuntern, drohen, mit Gerten, Reitpeitschen, Stöcken, Krummstäben und Scepteen drauf los schlagen — müssen sie nicht, ob gern oder ungern, ob bewußt oder unbewußt, der Welt nachgehen, wohin sie zu gehen Lust hat? Werden sie nicht geschleppt, anstatt zu leiten, geschoben, anstatt zu schieben? Und gleichen die vermeintlichen Weltlenker nicht jenen Reitern, die sich einem halsstarrigen, selbstständigen, sokratisch gleichmüthigen Langohr anvertraut haben, und die nun trotz alles Zerrens an dem Zügel, trotz alles Prügelns mit dem Knittel genau die Bahn beschreiben müssen, welche Langohr sich in seiner Weisheit erwählt hat — wenn anders sie nicht von vornherein so vernünftig sind, sich ergeben in ihr Schicksal zu fügen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und vor den Zuschauern so zu thun, als wären Langohrs Wege ihre Wege?

Aber ich will die Welt nicht beleidigen. Jedes Gleichniß hinkt ja: wie hätte ich sonst auch den „Führern der öffentlichen Meinung“ ein vom Weisen des Weltesels gesonderres Wesen verleihen, und sie ihm sogar als höhere Wesen auf den Rücken setzen können? Ferner gehöre ich selber zur Welt, und Niemand wird mich doch für so unnatürlich halten, mich selbst beleidigen zu wollen. Und endlich ist es gar keine Beleidigung, eine Person, oder eine Körperschaft von Personen, oder, wie es hier geschehen, die Gesammtheit aller Personen mit einem Esel zu vergleichen; denn die Times hat vor Kurzem bei Gelegenheit der Londoner Eselausstellung einen langen Leitartikel geschrieben, um zu beweisen, daß der Esel nicht bloß das klügste, sondern auch das moralischste und sittsamste aller Thiere sey, und die Times, die sich so erfolgreich in den Eselsgeist hineingearbeitet und neuerdings im Eselhaften so Außerordentliches geleistet hat — Times muß es doch wissen.

Aber ich wollte ja eigentlich von den Vortheilen der Verwechslung des Mir und Mich sprechen, und ein noch weit glänzenderes Beispiel anführen, als das des Vaters Wrangel. Und nun sofort in medias res. Die populärste Zeitung Berlins ist bekanntlich die „Volkszeitung,“ „Organ für Jedermann aus dem Volk.“ Von allen hiesigen Blättern hat sie bei weitem die meisten Abonnenten und Leser. Ich zerbrach mir lange den Kopf über das Warum dieses wunderbaren Erfolgs. Gesinnungstüchtigkeit konnte es nicht seyn, denn die „Volkszeitung“ hat schon unzählige politische Schwankungen gemacht, und beschämt das genialste Chamäleon durch die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit der sie die Farbe wechselt. Gedankenreichthum konnte es ebenfalls nicht seyn, denn die Gelehrten der Volkszeitung haben das Prineip, als Journalisten nie zu denken, oder doch nie einen Gedanken drucken zu lassen, und das ist das einzige Princip, dem sie unwandelbar treu geblieben sind. Ebenso wenig konnte es Gedankenlosigkeit seyn, denn dann müßten sich mehrere

Digitized by Google

drei Blätter Berlins der nämlichen Popularität erfreuen, was nicht der Fall iſt. Offenbar mußte die Volkszeitung irgend eine, dem Berliner ganz beſondere und ihn darum ganz beſonders anſprechende Eigenſchaft oder Eigenheit haben, durch welche ſie ſich vor allen übrigen Blättern der Intelligenzſtadt auszeichnet. Nach langem, mühevollem Forſchen — die Artikel der Volkszeitung durchzuleſen, iſt für einen Nichtberliner keine Kleinigkeit — kam ich auf die richtige Spur. Ich hatte mehrfach bemerkt, daß in den Leitartikeln Mir ſtatt Mich ſtand und umgekehrt. Anfangs hatte ich an Druckfehler geglaubt; bald jedoch ſah ich, daß in den vermeintlichen Druckfehlern Methode war, daß es die Gelehrten, nicht die Setzer der Volkszeitung ſind, welche das Mir und Mich verwechſeln. Eureka! Nun war mir die Sache klar. Ich erinnerte mich der Popularität Vater Wrangels und wurde von einer tiefen Bewunderung für die Gelehrten der Volkszeitung erfüllt, die ſo taktvoll aus ſeinem Beiſpiel Nutzen zu ziehen wiſſen. Ein Berliner Freund, dem ich meine Entdeckung mittheilte, ſagte, er habe das ſchon längſt gemußt, und zeigte mir ein paar Dutzend Volkszeitungsleitartikel, in denen er die betreffenden Stellen angeſtrichen hatte. Er erzählte mir ferner, vor einiger Zeit ſey der Redaktion der Volkszeitung ein Exemplar von Heyſe's deutſcher Schulgrammatik nebſt einer Monographie über das Mir und Mich zugeſchickt worden, und das Geſchenk habe unter den Empfängern große Entrüſtung erregt. Ich will nicht entſcheiden, ob das Geſchichtchen wahr iſt oder nicht. Der Umſtand, daß die Verwechslungen des Mir und Mich neuerdings in der Volkszeitung häufiger ſind, als je zuvor, berechtigt nicht zu dem Schluß, daß die Redaktion demnach jenes treffliche Schulbuch nebſt der erwähnten Monographie nicht erhalten haben könne. Erſtens iſt es zweierlei, eine Schrift zu erhalten und ſie zu leſen; zweitens iſt es zweierlei, ſie zu leſen und zu verſtehen; und drittens iſt es zweierlei, das Mir und das Mich unbewußt und es mit Abſicht zu verwechſeln. Ich zweifle aber nicht, daß bei der Volkszeitung die Verwechslung eine abſichtliche, eine ſchlau berechnete iſt. Redakteure und Eigenthümer ſind als pfiffige Geſchäftsleute bekannt, denen eine ſo feine Berechnung wohl zuzutrauen iſt; und überdieß wird mir „aus guter Quelle" von ihnen verſichert, ſie könnten, wenn ſie wollten, recht gut den Dativ vom Accuſativ unterſcheiden. Nein, lieber Leſer, wir haben es hier nicht mit ungeſchulten Böotiern zu thun, ſondern mit kaufmänniſchen Talenten, mit praktiſchen Philoſophen, die es begriffen haben, daß man mit den Schafen blöcken muß — der Ausdruck „mit den Wölfen heulen" wäre zu wild für ein ſo zahmes Blatt — daß man mit den Schafen blöcken muß, um die Schafe ſcheeren, reſpective ihnen die Abonnementsgelder entlocken zu können. Die Redakteure und Eigenthümer der Volkszeitung ſind bloß conſeauente Anbeter des Erfolgs, und der Scharfblick, mit dem ſie den Mir- und Mich-Kniff entdeckt haben, macht ihrem Geiſt eben ſo viel Ehre, als ihrem Charakter die eiſerne Feſtigkeit, mit der ſie den Kniff durchführen. An Nachahmern wird es ihnen aber nicht fehlen, ſobald das Geheimniß einmal entſchleiert iſt.

Unſer Jahrhundert iſt weſentlich ein bürgerliches Jahrhundert. Handel und Gewerbe haben die Romantik verdrängt, und der Feudalismus, von dem uns gewiſſe Leute ſo viel vorreden, iſt nichts anderes als eine Vogelſcheuche, welche dieſe gewiſſen Leute ſelber in ihren fortſchrittlichen Gemüſegarten geſtellt haben, um abſolutiſtiſche Spatzen und demokratiſche Wildſchänze davon fern zu halten. Der moderne Gott heißt Geſchäft, und das bürgerliche Jahrhundert duldet keine andern Götter neben ihm. Kunſt, Wiſſenſchaft und Literatur — Alles iſt heutzutage Geſchäftsſache, jeder muß mit dem bürgerlichen Strom ſchwimmen, wenn er nicht in den Fluthen ertrinken, oder auf den trockenen Ufersand geworfen werden will. Wir Deutſche ſind in dieſer Beziehung, wie in ſo vielen andern, freilich noch etwas hinter unſern aufgeweckteren, thatkräftigeren Vettern, den Engländern und Amerikanern, zurück; wir haben es zum Beiſpiel noch nicht ſo weit gebracht, die Religion zu einem der einträglichſten Induſtriezweige zu erheben, wie es im frommen England und dem frömmeren Amerika geſchehen iſt, — („weil Ihr keine Religion habt," höre ich in Gedanken John Bull und Bruder Jonathan ausrufen, die beide bekanntlich ſteif und feſt glauben, ſie haben die ganze Religion gepachtet, und wie Deutſche ſehen eine „Nation von Atheiſten"), allein immerhin brauchen auch wir nicht zu erröthen. Wir haben in unſerer ſchläfereigen Manier unſer Beſtes gethan und bereits ziemliche Erfolge aufzuweiſen. In früheren Zeiten waren Fürſten die Gönner der Künſtler und Gelehrten, heute ſind es die Geſchäftsleute. Ich meidete neulich, wie ein dieſiger Likeurfabrikant die Wiſſenſchaft in ſeinen Sold genommen hat. Dieſes Beiſpiel iſt zum Glück für die Wiſſenſchaft kein vereinzeltes. Der Concurrent jenes Fabrikanten hat ſeitdem einen der „berühmteſten Geologen" engagirt und ſich von ihm auf dem Gipfel des Montblanc eine Lobabhandlung ſchreiben laſſen. Iſt das nicht originell, und in wahrhaft hohem Style? Derſelbige Fabrikant ſoll ſich auch einen eigenen Hof(f)dichter angeſchafft haben, wie ſein Londoner College im Humbug, der Schneidrelevianthan Moſes. Die Kunſt geht eben, gleich der Wiſſenſchaft, nach Brod, und der Gott des Geſchäfts hat nicht bloß trockenes Brod zu geben, er hat auch „Butterſtullen," und Kuchen im Ueberfluß. Die Dichter, die ſonſt für ſolche praktiſche Dinge ein ſchwered Verſtändniß haben, ſangen an, dieſe Wahrheit zu begreifen. In einer der belebteſten und faſhionabelſten Straßen Berlins ſtieß ich kürzlich auf ein zierliches Geſchäftsſchild: „X. Y. Gelegenheitsdichter." Ihr Manen Goethes, der ſeine beſten Gedichte für Gelegenheitsgedichte erklärte, und den wahren Dichter einen Gelegenheitsdichter nannte! Freilich, Goethe dichtete ſeine Gelegenheitsgedichte, wenn es ihm „gelegen" war, und der arme X. Y. wird ſie zu dichten haben, wenn es ſeinen Kunden gelegen iſt; allerdings ein kleiner Unterſchied.

Digitized by Google

Nun, ich wünsche, daß die Göttin Gelegenheit dem Herrn K. V. recht viele Kunden schicken möge. Ein anderer Berliner Poet — obendrein ein unbekannter Name — zeigt in dem Adreßkalender eine „Geschäftswarte“ an, in der er ohne Zweifel auf „Geschäfte wartet.“ Ein berühmter politischer Dichter sang einst in einer unpolitischen Laune:

„Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei.“

Ob er, prophetisch in die Zukunft schauend, mit der „höheren Warte“ wohl die „Geschäftswarte“ unseres Berliner Poeten gemeint hat? Hoch ist dessen Geschäftswarte jedenfalls, nämlich im dritten Stock, und auch jedenfalls „höher als die Zinne der Partei,“ die gegenwärtig in Berlin sehr niedrig ist. Aber lassen wir für heute dieses geschäftliche Thema; es wird sich uns noch manchmal aufdrängen.

Berlin wird immer mehr eine Großstadt. Mit den Weißbierkneipen, und Gott sey Dank auch den Schnapshäusern verschwindet allmählig der dörfliche Charakter, und wenn wir nicht jede Woche zweimal patriarchalischen Wochenmarkt und jedes Jahr viermal vier Tage lang einen noch patriarchalischeren, wahrhaft vorsündflutlichen Jahrmarkt hätten, und wenn uns nicht bei jedem Schritt die Schmutzanzeichenmungen und duftenden Rinnsteine an die idyllischen Misthaufen und Jauchenbäche erinnerten, die in der guten alten Zeit, da man von Ackerbauchemie und Gesundheitslehre noch keine Ahnung hatte, unsere Dörfer zu zieren pflegten, wenn dieß (und verschiedenes andere) nicht wäre, könnten wir uns wirklich schon jetzt manchmal einbilden, wir wohnten in einer Großstadt. Doch wie gesagt, wir nähern uns dem Ziel, und zwar mit raschen Schritten. Die Zahl der glänzenden Laden mit Spiegelfenstern mehrt sich mit reißender Schnelligkeit; die Ladeninhaber werden von der Cultur beleckt und nehmen höfliche, feine Manieren an, die gegen ihre frühere tugendhafte Grobheit vortheilhaft abstechen, die — aber wie könnte ich hier alle die großstädtischen Symptome der Reihe nach aufführen? Nur Einer Errungenschaft des großstädtischen Großen sey noch erwähnt. Vorige Woche hatten wir unser zweites Wettrennen in diesem Jahr! Trotz des abscheulichen Wetters war es durchaus „gelungen,“ und wir werden von nun ab jedes Jahr zwei Wettrennen haben. London hat bloß ein einziges; ergo sind wir in diesem Punkte doppelt so großstädtisch, wie die Londoner, und noch dazu ist das gerade ein Punkt, in dem die Engländer bisher ihre Stärke hatten. Ist es uns zu verargen, wenn wir ob dieses Triumphs uns in großstädtischem Stolz vergnügt die großstädtisch behandschuhten Hände reiben?

Ganz im Einklang mit dem Charakter dieses launenhaften, tollen Jahrs ist es, daß jetzt, gegen Ende Oktober, mit einemmal der Sommer ankommt, auf den wir seit fünf Monaten vergeblich gewartet hatten. Und zwar kein „Altweiberjrommer,“ sondern richtiger, ächter, heißblütiger Sommer, so ächt, daß wir bis Mitternacht in dem Biergarten sitzen können, wozu ich während der sogenannten Sommermonate niemand hätte rathen mögen, und daß die Fledermäuse, welche sich schon zum Winterschlaf zurechtgelegt hatten, wieder aus ihren Nestern hervorgeschlüpft sind, und unter dem lustigen, unbesonnenen Fliegenvolk entsetzlich aufräumen. Berlin ist nämlich die Hauptstadt der Fledermäuse. Es ist die jüngste unter den europäischen Großstädten, durch und durch modern, und enthält dennoch hundertmal mehr Fledermäuse, als alle übrigen Großstädte zusammen genommen, eine Thatsache, die mit unsern hergebrachten Begriffen von der Romantik der Fledermäuse, von ihrer Vorliebe für das Alterthümliche und für Ruinen einigermaßen im Widerspruch steht. Aber da fällt mir ein, die Fledermäuse sind die Vettern der Eulen; sie ziehen gleich diesen die Nacht dem Tage vor, und haben vermuthlich auch die classischen Neigungen mit ihnen gemein; und aus denselben Gründen, welche weiland die Eulen bewogen, in Athen ihre Wohnstätte aufzuschlagen, werden die geistesverwandten Fledermäuse sicherlich Berlin zu ihrer Hauptstadt gemacht haben. Oder ist Berlin etwa nicht Spree-Athen? Und liegt es etwa nicht bloß an der bösen Salzsteuer, daß das attische Salz hier zu den Seltenheiten gehört? Abgesehen von diesem und einigen andern Unterschieden darf unsere Fledermausstadt sich wohl mit der Eulenstadt messen, und die Berliner sollten mit wirklich dankbar seyn, daß ich eine neue Aehnlichkeit zwischen Spree-Athen und dem Athen der Minerva entdeckt habe. Es ist wahr, die Dichter, welche Minervas Vogel so gern besingen, scheinen sich gegen die Fledermäuse in eine „Verschwörung des Schweigens“ eingelassen zu haben; doch das thut der Verwandtschaft zwischen beiden interessanten Thieren nicht den mindesten Abbruch, und wenn wir einen gewissenhaften Vergleich anstellen, glaube ich, müssen wir sogar, Alles in Allem genommen, der Fledermaus die Palme zuerkennen; und wäre es auch nur wegen ihrer wunderbaren Fähigkeit, den Gesetzen der Nationalökonomie ein Schnippchen zu schlagen und den Faktor der Nachfrage mit dem der Zufuhr in eine so vollendete Harmonie zu bringen, wie sie der revolutionärste Communist nicht vollendeter zu träumen vermag. Ist eine reichliche Zufuhr von Fliegen vorhanden, so entspricht ihr die Nachfrage der Fledermaus auf das Genauste. Ist die Zufuhr gering, so ist auch die Nachfrage gering; und ist gar keine Zufuhr da, so ist es auch mit der Nachfrage vorbei, und die Fledermaus legt sich, oder hängt sich rubig schlafen, und schläft ruhig, und ihr Magen schläft ruhig, bis die Zufuhr wieder beginnt. Wenn wir Menschen doch auch so vernünftige Magen hätten! Aber freilich, was sollte dann aus der Nationalökonomie werden, deren glorreiches Grundgesetz von der Nachfrage und Zufuhr des Arbeitsmarkts ja gerade darauf beruht, daß der menschliche Magen nicht vernünftig ist, von dem unglücklichen Eigenthümer nicht nach Belieben in Schlaf gelullt werden kann. In Schwerden behauptete jemand vor einigen Jahren, er hätte diese Kunst für den menschlichen Magen, überhaupt für den gesammten menschlichen Körper entdeckt; allein, ob nun

Digitized by Google

die Nationalökonomen, um ihre Wiſſenſchaft zu retten, dem Erfinder das Geheimniß abgekauft haben und es hinter Schloß und Riegel verborgen halten; oder ob der bewußte jemand ſich bloß einen ſchlechten Spaß mit dem Publikum erlaubt hat, genug, es iſt von der Entdeckung wieder ganz ſtill geworden, und zur großen Freude der Nationalökonomen iſt der Magen der Fledermaus für unſere Arbeiter noch immer ein unerreichtes und, wie es ſcheint, unerreichbares Ideal.

Aus der Normandie, Oktober.

(Schluß.)

Muſikfeſt in Falaiſe.

Endlich kommen wir zu dem Muſikfeſt, welches zu unſerem Erſtaunen an zwei verſchiedenen Punkten verlief. Die Blechinſtrumente ſollten ſich im Freien vernehmen laſſen, die Singſtimmen in dem einige hundert Schritte entfernten ſogenannten Schauſpielhaus, welches von außen das Anſehen einer alten Scheune hat, während das Innere einen claſſiſchen Muſentempel im Verfall vergegenwärtigen kann. Wir wandten uns zuerſt nach dem letzteren und gewahrten zu unſerem Erſtaunen in der Mitte eine wunderlich herausgeputzte Loge, deren vorſpringende Vorhänge mit ihrem Bettdimmel das Ganze einem der alten Staatsbetten des Schloſſes Harcourt ähnlich machten. Da ſich unter beſagtem Himmel die Preisrichter für den bevorſtehenden Concurs befanden, ſo kam man alsbald auf den erfolgreichen Einfall, dieſe Loge ein lit de justice zu nennen.

Wenn auch die nun erfolgenden Leiſtungen gerade nichts Außerordentliches hatten, ſo ſah man doch, daß die Sache an ſich ernſt genommen wurde. Die Preiſe waren zahlreich und beſtanden in Medaillen von nicht unbedeutendem Geldwerth. Schon am Morgen hatten die jüngeren Geſellſchaften, unter Ausſchluß des Publikums, vor den Preisrichtern ihre Geſchicklichkeit im Ableſen der Noten erproben müſſen, und nun erfolgte eine mehrmalige Concurrenz verſchiedener Vereine im Vortrag derſelben Stücke. Das Preiscomité ſelbſt war im Grunde das Intereſſanteſte. Dieſe meiſt jungen, eigens von Paris gekommenen Leute zeigten ſcharfe und intelligente, aber auch von Anſtrengungen aller Art kunde gebende Züge. Unter ihnen befanden ſich der ſchon genannte Laurent de Rillé und ein Sohn Boieldieus.

Während deſſen fand, zum Theil unter einem unbarmherzigen Gewitterregen, die Concurrenzblaſerei im Freien, ſonſt aber unter denſelben Bedingungen, wie die Uebung im Theater, ſtatt, doch vermögen wir davon keine nähere Kunde zu geben. Es zog uns nach einer alten, nahe beim Schauſpielhauſe gelegenen Kirche hin, in deren klotzigem Mittelthurm wir mit Vergnügen enge, ächt romaniſche Fenſterchen ſtecken ſahen. Außer einem geringen, ſpäteren gothiſchen Beiwerk iſt dieſes Denkmal ächt romaniſch; weit und breit in der Anlage, niedrig und gedrückt, ohne jedes Himmelanſtreben, ſondern dem Byzantinerthum faſt noch ganz verfallen. Außer dieſer und der ſchon erwähnten Hauptkirche hat Falaiſe noch ein drittes Gebäude dieſer Art von ſehr eigenthümlicher Bildung. Der Styl iſt verworren, aber mehr gothiſch als irgend etwas Anderes, und das Fundament von der größten Unregelmäßigkeit. Der um fünf Stufen erhöhte Chor ruht auf einem gewaltigen Bogengewölbe, unter welchem eine der Straßen der Stadt wie durch einen Tunnel hindurchführt. „I should like to know what they made first, whether the church, or the arch-way,“ ſagte einer unſerer Engländer. Nicht minder unerklärlich blieb uns die Conſtruction der Seitenſchiffe, die an der Stelle, wo ſich ſonſt das Hauptportal befindet, über das Mittelſchiff hinaus in einen ſpitzen Winkel auslaufen.

Endlich die Ausſtellung! Aehnlich wie für das Vieh und für die Muſik hatte auch hier das ganze Departement ſein Contingent geſtellt, und ſämmtliche Gegenſtände waren von ihren Privatbeſitzern hieher geliehen worden. Die Fülle war groß. Das ganze Mittelalter ging in ſeinen häuslichen und kloſterlichen Einrichtungen und künſtleriſchen Erzeugniſſen vor uns vorüber, ſo daß wir ſogleich an das Hotel de Cluny in Paris erinnert wurden. Was uns zwiſchen allen dieſen Holzſchnitzereien, Gold- und Silberarbeiten, Glas- und Porzellangefäßen, Miniaturmalereien und andern Gemälden am lebhafteſten in die Augen ſtach, war ein großer Schrank voll der ausgezeichnetſten alten weißen Spitzen von wahrhafter Kunſtvollendung; und wir hatten ſchon Gelegenheit zu bemerken, daß dieſer Induſtriezweig in der Normandie, ſtatt abzuſterben, in ſteter Zunahme begriffen iſt. Sehr ergötzlich war auch die große Theilnahme, welche das zahlreiche ländliche Publikum, trotz des freilich geringen Eintrittspreiſes, der Sammlung ſchenkte,

Digitized by Google

so daß wir, dieses Zuflusses wegen, manche Theile derselben nicht mit der nöthigen Muße betrachten konnten.

Während all dieser Vorkommnisse hatte sich unsere kleine Gesellschaft zersprengt und waren die späteren Nachmittagsstunden herangekommen. Zum Zwecke eines gemeinschaftlichen Mittagsmahles sollten wir uns um sechs Uhr vor dem Hotel, in dessen Hof unser Wagen untergebracht war, treffen — wir sagen, vor dem Hotel, denn von einem Eindringen in dessen beständig vollbesetzte Innere und gar von einer Erlaubniß des Wirthes, unsere Vorräthe bei ihm zu verzehren, konnte nicht die Rede seyn. Abermals half hier die normännische Gastfreundschaft aus und auf einiges Nachfragen wurde uns in einem Nachbarhause von ganz unbekannten Leuten, aber mit der größten Zuvorkommenheit, ein großes Speisezimmer mit allem nöthigen Material und selbst dem so oft gratis gegebenen Cider zu Gebote gestellt. Zur rechten Stunde fanden sich unsere Engländer an Ort und Stelle ein, aber die französischen, etwas redseligen und mit aller Welt bekannten Freunde blieben aus, nicht weniger der Kutscher, welcher die Speisekörbe von der himmelhohen Decke unseres Omnibus herabtanzen sollte. Aber die Zeit drängte; der vorletzte Zug, den wir benutzen wollten, ging in einer Stunde ab, und somit halfen wir uns, unter Verläugnung unserer Nationalität, selbst. Endlich saßen wir zu Tische; die Engländer, welche, ganz nach ihrer Bequemlichkeit, mit dem Omnibus nach Harcourt zurückzukehren hatten, warteten auf die Franzosen, aber wir Deutsche erfüllten gewissenhaft die Pflicht der Selbsterhaltung und rannten dann nach dem Bahnhofe. Im Begriffe einzusteigen, erblickten wir mit ungläubigen Augen das so lange erwartete französische Ehepaar, welches, durch Mißgeschicke aller Art zurückgehalten, am Platze unseres Rendezvous nur eingetroffen war, um dem leckeren Mahle einen schmerzlichen Scheideblick zuzuwerfen und dann nach dem Bahnhof zu eilen. Das welterobernde England war auch hier im Alleinbesitz des gemeinschaftlichen Gutes geblieben.

Unsere armen Franzosen, welche seit dem frühen Morgen fasteten, halfen sich mit einigen Stückchen Chocolade, die sich in unsern Taschen vorfanden, und riefen mit entzückender Genügsamkeit: la France est encore sauvée! Am nächsten Morgen erfuhren wir, daß sie, in ihre leerstehende Haushaltung zurückgekehrt, auch dort nichts zu nagen und zu beißen gefunden, sondern sich hungrig zu Bette gelegt hatten, — qui dort dîne!

L. A. B.

Genf, Oktober.

Rückblick auf die Augustereignisse und deren Folgen. — Das Parteiwesen. — James Fazy.

Der letzte „Sturm im Glas Wasser“ liegt jetzt weit genug hinter uns, um eine objektive Betrachtung zuzulassen und zugleich die nächsten Folgen zu übersehen, wenn schon die Krisis, in welcher sich dermalen die gesammten politischen und zum Theil auch die socialen Verhältnisse Genfs befinden, noch weit von einem Abschluß entfernt ist. Die Ereignisse vom 22. August können niemanden sehr überraschen, welcher der Entwicklung der Dinge während der letzten Jahre mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist. Die politische Frage hatte in Genf die rein persönliche Form angenommen: die Parteien unterschieden sich, je nachdem sie für oder gegen James Fazy waren. Unter diesen einzigen Gesichtspunkt waren die verschiedensten Anliegen, Bestrebungen, Wünsche, politische, sociale, confessionelle Glaubensbekenntnisse und Tendenzen gebracht. Die Gegner Fazys, die Independenten, setzten sich aus den verschiedensten Fraktionen zusammen; diese Partei umfaßte die Reste des Altconservatismus, die kleine, aber durch ihre sociale Stellung und ihren Reichthum so mächtige Partei, die eigentliche Plutokratie der Cité und Haute-Ville, den Altcalvinismus, die Männer, welche vor einer Ueberwucherung Genfs durch den Katholicismus zittern. Aber sie umfaßte auch jenen rüstigen Theil der Genfer Demokratie, welcher entschieden mit dem directorialen System des Genfer Radikalismus gebrochen hatte, um mit der Verfassung und dem freiheitlichen Princip Ernst zu machen gegen die Willkür einzelner Personen, welche die Erbschaft der Revolution von 1846 für sich allein auszubeuten trachteten. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, diese Coalition so entgegengesetzter Richtungen, allein die politische Nothwendigkeit und Nützlichkeitsrücksicht, welcher man in demokratischen Republiken gewöhnlich in der Praxis weit mehr Rechnung trägt, als sich unsere Idealisten träumen lassen, hatte sie in's Leben gerufen.

Bot doch auch die radikale Partei das Bild einer mindestens eben so wunderlichen Zusammensetzung dar. Da waren seit langen Jahren die Radikalen reinsten Wassers und die glühendsten Anhänger der römischen Kirche

Digitized by Google

inuig vereinigt, da ſah man die Vertreter der Univerſalrepublik und ſchwarze Kuttenträger bei jeder Wahloperation einträchtig und einmüthig ihre Stimmen für James Fazy in die Wahlurne legen. Freilich iſt dieß nicht das einzige Beiſpiel in der Geſchichte, daß Jakobinerthum und Ultramontanismus, die phrygiſche Mütze und die Kapuze ſich mit einander verbündeten. Dann endlich der große Haufen der Varii, der unwandelbar zu dem alten Führer hielt, jene große Menge aufrichtiger, aber kurzſichtiger Anhänger der Freiheit, welche Princip und Perſon nicht von einander trennen, nichts lernen und nichts vergeſſen können, „jene guten Leute, aber ſchwachen Politiker, welche ſtationär bei einer Thatſache und einer Perſon ſtehen bleiben, und für welche außer dieſer Einen Thatſache und Einen Perſon eine ſpätere Geſchichte und Entwicklung nicht exiſtirt; eine Kategorie, welche im Grunde bei allen Parteien und in allen Ländern weit zahlreicher iſt, als man gewöhnlich glaubt. Mit andern Worten iſt dieß alſo in Genf jene große Menge der conſervativen Radikalen, wie wir ſie ohne Paradoxie nennen können, welche über die Revolution von 1846 nicht hinauskommen konnten, und für welche es außer Fazy kein Heil; ſondern nur Reaktion und Untergang der Freiheit gab. „Groß iſt die Revolution von 1846 und James Fazy iſt ihr Prophet,“ lautete das politiſche Glaubensbekenntniß dieſer Leute, welches ſie mit türkiſch-fataliſtiſcher Hartnäckigkeit feſthielten. Ja ſie blieben dem traditionellen Führer treu, ſelbſt als ihnen gelegentlich einmal der Kopf ſchwindelte, wenn ſie deſſen gewaltſamen Experimente und Willkürlichkeiten etwas genauer betrachteten. Man konnte hier überdieß ſehen, was eine gute politiſche Parteidisciplin vermag: denn das mußte man James Fazy laſſen, er hatte ſeine radikalen Genfer zu ſchulen gewußt, wie nur eine franzöſiſche Imperialdemokratie ſemals geſchult und disciplinirt war. Es gab bei dieſer Partei ein politiſches *credo quia*, über welches nichts hinausging. Die Kritik und der geſunde Menſchenverſtand waren abgeſetzt und die Leidenſchaft herrſchte. In Anſachung dieſer leiſtete das radikale Organ, die „Nation Suiſſe,“ Außerordentliches. Niemand wird Fazy ein großes organiſatoriſches Talent abſprechen können; er iſt nicht bloß ein negativer Revolutionär, er hat ſeine bedeutende ſchöpferiſche Kraft in der Gründung des modernen Genf und in der künſtlichen Organiſation ſeiner Partei bewieſen. Man darf daher doch nicht zu klein von ſeiner Partei denken, wenn ſie einem ſolchen Mann bis vor wenigen Wochen unbedingt folgte und huldigte. Sehr richtig bemerkt der geiſtreiche Profeſſor Ernſt Naville, der ſeine theologiſchen Studien für einen Augenblick hat ruhen laſſen, um eine ſcharfſinnige, wenn auch in ihren Schlußfolgerungen etwas doctrinäre Flugſchrift über die gegenwärtige Lage der Dinge in Genf zu verfaſſen, daß die Genfer Politik mit Nothwendigkeit auf den Kampf zwiſchen zwei Diktatoren hinausgelaufen ſeyn würde, wenn ſich unter den Independenten ein Mann von gleichem Geſchick und gleichem Ehrgeiz gefunden hätte, wie James Fazy.

Und hätte nicht Genfs Zugehörigkeit zum ſchweizeriſchen Bunde überdaupt eine Gewähr gegen einen ſolchen Kampf geboten, ſo wären ſonſt ſchon die Elemente vorhanden geweſen, ihn aufzunehmen und ihre Rechnung dabei zu finden. Die Genfer Bevölkerung hat von jeher einen unruhigen, zu politiſchen Abenteuern geneigten Beſtandtheil enthalten, der durch die maſſenhafte Einwanderung während der letzten zwanzig Jahre und durch den Erwerbsmangel in manchen Schichten der arbeitenden Claſſen bedeutend zugenommen hat. Beide Parteien haben einen bedenklichen Anhang eines politiſchen Mob ſchlimmſter Sorte im Schlepptau. Sie haben ſich in dieſer Hinſicht nichts vorzuwerfen. Die Demoraliſirung des Lumpenproletariats hat in erſchreckender Weiſe zugenommen, und zwar keineswegs bloß durch die radikale Propaganda. Auf die Begehrlichkeit ſpekulirten auch die frömmelnden Kreiſe, wenn ſie in jenen Schichten die Jünger ihrer Convenikkel werben. Es iſt oft ein wahrer Auswurf der Menſchheit, der hier in Genf auf Koſten dornirteſter Gottſeligkeit lebt. Heuchelei und Scheinheiligkeit werden auf dieſe Weiſe maſſenhaft großgezogen. Jedermann kennt dieſen Krebsſchaden, aber es gibt keine Kritik, die einmal ernſtlich die Sonde in dieſe Wunde tauchte. Auch die Partei der Independenten, welche mit etwas mehr Selbſtgefälligkeit, als recht und billig iſt, auf ihre Integrität zu pochen pflegt, hat in dieſer Richtung ihre partie honteuse:

„Ein rupfig Volk, mit dem ſich einige Herren,
Die ſonſt ſehr hoch ſind, ganz gemein jetzt machen.“

Julius Fröbel hätte, als er vor ſechzehn Jahren in ſeinen „Republikanern“ ein dramatiſches Bild des Genfer Parteitreibens im erſten Viertel des ſechzehnten Jahrhunderts entwarf, das gegenwärtige Verhältniß nicht treffender zeichnen können als in den vorſtehenden Worten.

So findet die Krankheit der politiſchen Zuſtände fortwährend neue Nahrung in der Krankheit der ſocialen Verhältniſſe. Denn ſolche politiſche Zuſtände, wie wir ſie oben geſchildert, mit ihren zur Diktatur ſtrebenden Tendenzen und ihren entfeſſelten Leidenſchaften, ſind gewiß ungeſund im höchſten Grade. Vielleicht iſt es wirklich ein Glück, wenn endlich die ſchleichende Krankheit zu einer heftigen Kriſe gelangt iſt, wie ſie der 22. Auguſt darſtellt. Sagt doch ſelbſt der Bundesrath in ſeiner Botſchaft an die eidgenöſſiſchen Kammern, welche Ende September einen vorläufigen Beſchluß über die Genfer Ereigniſſe und die damit zuſammenhängenden Bundesmaßregeln zu faſſen hatten: „Es hat vielleicht einer ſolchen blutigen Kataſtrophe bedurft, um den Abgrund zu enthüllen, an deſſen Rand ungezügelte Parteileidenſchaft dieſen ſchönen Canton gebracht hat.“

Freilich iſt es ein Abgrund, in welchen dieſe Kataſtrophe blicken läßt, aber die Schweiz hätte wenigſtens in dieſem Augenblick nicht erwarten können, daß er ſich öffne, ſo lange auch ſchon das Miasma in der Luft lag, und die

Digitized by Google

unterirdiſchen Gewalten unter dem Boden ſich hatten vernehmen laſſen. Genf ſchickte ſich bekanntlich an, um die Mitte Septembers ſeinen halbhundertjährigen Anſchluß an die Eidgenoſſenſchaft durch ein großes Nationalfeſt zu feiern. Seit Monaten waren die großartigſten Vorbereitungen zu dieſem Feſt getroffen. Alle Welt, vom Reichſten bis zum Aermſten, hatte Alles aufgeboten, dieſe Tage aufs Glänzendſte zu begehen, an welche ſich eine zweifach frohe Erinnerung knüpfte. Riefen ſie doch das Ende einer ſchmachvollen Fremdherrſchaft in's Gedächtniß zurück, welche ja hauptſächlich wieder nur die Folge unſeliger innerer Parteikämpfe geweſen war, und wieſen zugleich auf den ſichern Hafen hin, in welchem das Genfer Staatsſchiff ſeit fünfzig Jahren ſichern Schutz gefunden hatte, ſo ſehr auch noch von Zeit zu Zeit die Wogen grollen und die Stürme drohen mochten. Es war wieder einmal eine Veranlaſſung gegeben, bei welcher das Herz eines jeden Patrioten, gleichviel welcher politiſchen Meinung und Richtung er auch angehörte, ſich erwärmen konnte; es war wieder einmal von einer „Genfer Familie“ die Rede, welche ſich zu einem und demſelben Feſt vereinigen wollte.

Und unter allen dieſen Zurüſtungen, von denen die Blätter ſchon ſeit Monaten ſprachen; während bereits an den Schaufäden aller Straßen der Stadt die vaterländiſchen Inſignien der verſchiedenſten Art, Flaggen, Cocarden u. ſ. w. prangten; während der erfindungsreiche Geiſt der Genfer täglich tauſenderlei neue Gegenſtände zur patriotiſchen Verherrlichung der Septembertage erſann: unter all dieſem ſchreibar ſo einmüthigen, friedlichen Thun und Treiben bedurfte es nur eines einzigen, an ſich unbedeutenden Ereigniſſes, eines Wahlfeſtes der einen Partei, um der andern die Waffen in die Hände zu geben, die Straßen Genfs mit Bürgerblut zu beſprützen und die wildeſten Leidenſchaften auf allen Seiten zu entfeſſeln. Wie der bitterſte Hohn auf das Feſt erſchienen die Barricaden von St. Gervais und um das Stadthaus; wie eine Heuchelei und Unwahrheit all der Feſtjubel, der noch wenige Stunden vorher ertönt war; wie ein blutiger Humbug endlich die Flintenſchüſſe in der Rue de Chantepoulet. Die Schreckenszeit des Jahres 1794 in Genf war eine jämmerliche Caricatur des in ſeiner blutigen Schauerlichkeit immerhin noch großartigen Trauerſpiels in Paris geweſen: der 22. Auguſt 1864 zeigte das widerliche Zerrbild einer Inſurrection. Es war der Anfang eines Bürgerkriegs um eine Bagatelle. Blut iſt in knabenhaftem Frevelmuth vergoſſen worden von einem Haufen Tollhäusler, welche die Landesverfaſſung zu ſchützen vorgaben, nachdem ſie durch ihre Willkür ihre Gegner zum Aeußerſten gereizt hatten. Denn das werden die Independenten bei dieſer Gelegenheit vor den Radikalen immer voraushaben, daß ihre Volksverſammlung auf dem Molard wie ihre ſpätere Sequeſtration der Staatsrathsmitglieder auf dem Stadthaus als Akte der Nothwehr erſcheinen. Der erſte Schritt war provocirt durch die willkürliche Entſcheidung des Wahlbureaus, welches die Ungültigkeit eines legalen Siegs der Independenten dictirte; der zweite durch den Angriff des bewaffneten Haufens der Radikalen im Quartier St. Gervais auf den unbewaffneten Zug ihrer Gegner, welche die Wahlproklamation begleiteten. So muß jedem Unbefangenen die Sachlage ſo lange erſcheinen, als nicht der Beweis geliefert iſt, daß die Independenten, wie die Radikalen behaupten, einen Staatsſtreich, eine wirkliche Revolution brabſichtigt hätten. Die bevorſtehende Schlußverhandlung des eingeleiteten Proceſſes muß darüber volles Licht verbreiten; bis jetzt iſt aus der Unterſuchung nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen, was den Radikalen Recht zu geben ſchiene.

Es war kurz nach vier Uhr Nachmittags, als jene verhängnißvollen Schüſſe in der Rue de Chantepoulet fielen, welche fünf Perſonen das Leben koſten und etwa zwölf verwunden ſollten. Genf ſchien mehrere Stunden lang den Furien der Anarchie verfallen, und wer an jenem Tage in der ſchönen Lemanſtadt weilte, wird ſchwerlich die unheimlichen Momente vergeſſen, welche auf das Attentat folgten. Wilde Rufe: „aux armes! aux assassins!“ tönten durch die Straßen, als der flüchtige Zug der Independenten über die Rhonebrücken aus dem Quartier St. Gervais auf das linke Rhoneufer herüber eilte. Dann Todtenſtille, alle Straßen der untern Stadt leer, alle Läden geſchloſſen. Nur die anhaltenden, langgezogenen Töne der Sturmglocken der St. Peterskirche unterbrachen das unheimliche Schweigen. Um ſo lauter und lebhafter ging es in der obern Stadt her, wo von den Independenten das Zeughaus geleert, die Waffen unter die Menge vertheilt und Barricaden in allen zum Stadthaus führenden Straßen errichtet wurden. Die Radikalen ihrerſeits verſchanzten ſich im Quartier St. Gervais und ſperrten alle Brücken.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 47. 18. November 1864.

Nec coelum patior, nec aquis assuevimus istis,
Terraque nescio quo non placet ipsa modo.
Nam meus amissos animus desiderat agros.
Ovid.

Briefe von Bedlitz an eine Freundin.

(Fortsetzung.)

Karlsbad, den 10. Juli 1854. Ich bewundere mich selbst und finde, daß ich viel ausgezeichneter bin, als ich bisher geglaubt habe. Ich brauche meine Kur exemplarisch und überwinde meine angeborene Natur, um mich den Anordnungen Hochbergers zu fügen; ich trinke fünf Becher voll widerwärtigen Wassers, und außer dem, daß ich mehrere Stunden beim Trinken auf und abgehe, gehe ich auch noch zweimal des Tages bis zum Posthof. — Gestern Abend war ich sehr angenehm überrascht, Wallmoden auf der Wiese zu begegnen; er hat mir viel Herzliches an Sie aufgetragen und mir mit Handschlag versprochen nach Aussee zu kommen. Ihren Brief habe ich erhalten; es freut mich sehr, daß Ihr Sohn zu uns kommt; seine Gesellschaft wird uns sicher viel Annehmlichkeiten bringen. Vor meiner Abreise von Wien war ich bei Fr. von Goethe, die mir sehr viel von ihm erzählte und mir Zeichnungen von ihm zeigte, darunter eine reizende von den Pifferari.

Den 11. Juli. Ich erhalte eben einen Brief, der mich tief betrübt: mein guter alter Fürst Dietrichstein hat sein Leben beschlossen; unzählige Unglückliche haben mit diesem edelsten der Menschen ihren Helfer und Retter verloren. So sehr man auf seinen Tod vorbereitet seyn mußte, so hat dieser Verlust mich doch sehr ergriffen. Er war eine Zierde seines Standes bei allen Schwächen, die ihm anklebten, und die er offener zur Schau trug, als es nöthig war. Aber was bedeuten diese kleinen Mängel gegen die unerschöpfliche Güte seines Herzens, auf die kein Unglücklicher je seine Hoffnung umsonst gesetzt hat! Wallmoden, dem ich die Nachricht gab, war ganz traurig und ergriffen. So geht einer nach dem andern, bis nur noch ein verbleichtes Bild übrig bleibt und endlich auch das schwindet. Man muß solche Betrachtungen nicht Herr über sich werden lassen, und Gott danken, daß man selbst noch aufrecht steht, und die einem die Nächsten sind. — Sie werden jetzt wohl schon in Aussee seyn; wäre ich nur bald bei Ihnen, damit wir uns einander aufrichten konnten, wenn die Blicke in's Leben sich trüben! Die politische Lage gibt wenig Aussicht auf bessere Zeiten. Der russische Hochmuth nimmt keine Notiz von den Aengsten der Welt und von dem Unglück, das sie heimsuchen soll. Die Antwort von Petersburg ist durchaus ungenügend, und der preußischen Mithülfe ist man nichts weniger als gewiß. Sie spielen keine schöne Rolle. Wir sind auf dem Punkte angreifen zu müssen und in Preußen ist auch nicht Ein

Digitized by Google

Mann auf dem Kriegsfuße. Bricht daher der Krieg aus und geht es uns zufällig ſchlecht, ſo können die Ruſſen mit uns table nette machen, ehe nur ein Preuße ſeine Pickelhaube aufſetzt. Wenn man hier die preußiſche Landsmannſchaft reden hört, ſo iſt nicht Einer, von dem man etwas anderes vernimmt, als Zweifel über ihre eigene Haltung, und die Hoffnung, daß Andere ihnen die Kaſtanien aus dem Feuer holen ſollen. Die Engländer aber ſind ſcheußlich, und mit ihnen würde man mit Wonne Krieg führen. — Den 12. ſechs Uhr früh. Ich muß dieſen Brief jetzt ſchließen, denn die Poſt geht um acht Uhr weg. Es iſt ein furchtbares Wetter, dabei iſt in dem Weltbade Karlsbad nicht einmal eine gedeckte Gehbahn für ſolche Wettercalamitäten.

Den 14. Juli. Das iſt keine geringe Arbeit, eine ſolche Badekur zur Zufriedenheit des Arztes und ſeines eigenen Gewiſſens abzuthun; eine fortdauernde Quälerei durch viele Wochen und dabei nicht den Humor zu verlieren, erfordert mehr moraliſche Kraft, als ich mir zugetraut hätte; aber ich habe ſie gefunden. Ich brauche meine Kur mit exemplariſcher Pünktlichkeit, ſtehe täglich um ſechs auf und bin Punkt ſieben am Brunnen. Das ſchwerſte iſt nach Tiſche dem Schlafe zu entgehen, und ich wende alle möglichen Künſte dagegen an. Geſtern ſpielte ich mit P. Piquet; nach Tiſche gehe ich immer denſelben Weg nach dem Poſthof,* und dann kommen bis zehn Uhr noch Stunden, die ſchwer auszufüllen ſind, denn in Karlsbad gibt es keinen Vereinigungspunkt, und da es, ſeitdem ich hier bin, immer regnet, faſt keinen Platz, wo man ſitzen und plaudern kann, was, wenn es nicht regnet, vor den Kaffeehäuſern zu geſchehen pflegt. Viſiten macht und empfängt niemand von meinen Bekannten, und in die ruſſiſch-moldauiſche Coterie mag ich mich nicht einführen laſſen, daher ſind meine Unterhaltungen ſehr ſpärlich geſät. Doch hab' ich ein Paar recht nette Couſinen hier gefunden; zwei Namensverwandte aus Schleſien, eine Frau und ein Fräulein. Sie gefallen mir beide ausnehmend gut; die verheirathete hat ſchöne edle Züge, ſcheint aber krank; ſie iſt blond, mager und hat prächtige Zähne; die unverheirathete iſt ein hübſches Mädchen. Sie erzählten mir, daß alle Zedlitze in Schleſien in größter Eintracht leben und die Familie in allen Gliedern feſt zuſammenhängt. Alle Jahre kommen ſie zweimal zu einer Familienverſammlung zuſammen, aber nicht Geſchäfte halber. Alles, was Zedlitz heißt, gehört in Preußen zu den ſtreng Conſervativen; auf mich ſcheinen ſie unbekannterweiſe große Stücke zu halten, nach der Art von Cultus, den dieſe liebenswürdigen weiblichen Familienglieder mir widmen. Conrad Zedlitz, der mich in Auſſee beſuchte, muß ihnen Gutes von mir erzählt haben. — Neues habe ich nichts gehört, als daß man höchſten Orts in Preußen wieder ganz ruſſiſch geworden iſt, wie mir der Herr von B. im voraus geſagt hatte. In dieſem Augenblick macht dieß großen Schaden, denn wenn auch der Kaiſer Nicolaus ſich nothgedrungen gefühlt hätte, nachzugeben, wenn ganz Deutſchland gewaffnet und drohend vor ihm geſtanden hätte, ſo wird dieß doch ſchwerlich der Fall ſeyn, wenn Preußen und Württemberg eine Separatſtellung einnehmen. Die Deutſchen ſind nicht zu nennen, wenn man von Nationen ſpricht! Es thut mir weh, aber es iſt nicht anders. Ich danke Gott, ein Oeſterreicher zu ſeyn, und dann, daß ich kein Ungar, oder Italiener, oder Slave bin, ſondern ein deutſcher Oeſterreicher.

Meine Augen beſſern ſich ſo in Karlsbad, daß ich dieſen Brief ohne Brille ſchreibe, ſonſt verſpüre ich keine Wirkungen des Bades, außer daß meine Knie mich kaum tragen und ich wie gerädert bin, wenn ich von meiner Promenade zurückkomme. — Den 15ten. Dennoch war ich geſtern im Freundſchaftsſaal, worüber ganz Karlsbad erſtaunt iſt, das mir eine ſolche Unternehmung nicht zugetraut hätte. Geſtern kam die Nachricht, daß die Ruſſen von Omer Paſcha geſchlagen worden ſind, worüber die Badegäſte natürlich nicht erfreut iſt. Omer Paſcha iſt ein Oeſterreicher und heißt mit ſeinem heimiſchen Namen Lattaſch. Die preußiſchen Zeitungen ſetzen das Unglaubliche in Bewegung, um die Sache zu expliciren; aber man kann eben aus Mäuſedreck nicht Koriander machen. Aber ein Jammer iſt es, ein Jammer für Deutſchland! Ein Mann in Preußen von ſo feſter Geſinnung wie unſer Kaiſer, und wir haben keinen Krieg, die Ruſſen müſſen Friede machen. — Es regnet fortwährend, und die meiſten Leute ſind ſehr unglücklich darüber, mir iſt aber dieſe Temperatur lieber als Hitze, und in der Hundstagstemperatur dieſes heiße Waſſer ſchlingen zu müſſen, muß ſchon zu den ärgſten Torturen gezählt werden. Uebrigens iſt die Gegend ſehr ſchön, wenn ihr auch der großartige Charakter der Alpenwelt fehlt, und die braungraue Eger kein Aequivalent für die tiefblauen Seen, oder auch nur für die grüne Traun abgibt, ſo ſind doch die Spaziergänge alle reizend, mit prächtigem Baumwuchs und Wieſen und Nachtigallen; deßwegen will ich aber hier doch keine Stunde

* Einmal ſagte er einem Bekannten, in der Angſt, man könnte ihn vermögen wollen, weiter zu gehen, mit wahrem Schrecken auf die Fortſetzung des Weges zeigend: „Hinter dem Poſthofe iſt noch etwas?“

länger bleiben, als ich muß. Schreibt mir nur recht viel von Aussee, mich interessirt jede Kleinigkeit, und B. kann mir schon einen ausführlichen Bericht darüber schreiben, wie ihr nach so langer Abwesenheit Alles gefunden habt.

Den 17. Juli. Ich bin ein wahrer Spiegel für Badegäste, und mache auch kein Atom von einem Exceß. Dennoch bin ich genau so dick, wie ich früher war; man behauptet, das komme später. Meine Verwandten sind jetzt alle abgereist. „Die Zedlitze sind ein kreuzgutes Volk," würden Sie sagen, wenn Sie meine Race genau kennten; und es würde Sie gefreut haben, zu sehen, welche Verehrung sie mir bezeigt haben, der ich gar keine Ahnung hatte, daß sie von meiner Existenz wußten; Conrad Zedlitz aber scheint gehörig ins Horn geflossen und meinen Ruhm ausposaunt zu haben in allen Nestern von Schlesien, wo ein Zedlitz sitzt. Da er mit Gebhard Colomb in Einem Hause wohnt, so ist er ziemlich au fait von Allem was vorgeht; auch von Ihnen wissen die Cousinen viel, und halten Sie für den Inbegriff aller Vortrefflichkeit. Cousine Anna ergoß sich über M's angenehme Erscheinung und großen Verstand; ich versicherte, es sey Uebertreibung und sey nicht so arg; kurz, sie haben mich bei meinen Schwächen fassen wollen, es ist ihnen aber nicht gerathen. Als ich von ihnen Abschied nahm, standen ihnen die Thränen in den Augen.

Den 18ten. Das neue Anleihen wird wohl auch in Aussee zur Subscription kommen. Es ist ein patriotischer Aufruf an das österreichische Gefühl, und dem will ich und werdet Ihr keine Schande machen. Die Summe, die ich unterschreibe, will ich in den drei nächsten Jahren zusammensparen, und so hinterlasse ich doch, wenn ich sterbe, ein kleines Sparbüchsengeld und sterbe nicht geradezu als Proletarier. — Benedek ist ein ungeheuer interessanter Mensch, der Prototyp eines Soldaten, innen und außen blanker Stahl; General Woitschikowsky ist literarisch sehr gebildet und auch sehr guter Soldat. Heute ist zur Schikane aller ordentlichen Badegäste ein Ball, den ein paar Franzosen, Duc de Beauvais und Baron de Bichy, geben, die Niemand kennt und die Niemanden kennen, die sich aber den Leuten präsentiren lassen, um ihre Einladungen zu machen. Da läßt sich nichts machen als gehen und eine halbe Stunde bleiben; wie sehr ich diese Intermezzos liebe, wissen Sie. Der Herzog von Braunschweig hat nun auch eine Loge im Burgtheater, und ich werde nun gezwungen werden, wieder ins Theater zu gehen.

Den 19. Juli. Daß unsere gegenseitigen Briefe erst am sechsten Tage ankommen, das sey Gott geklagt und der Post! Daß Sie wieder in Aussee sind, Karl bei Ihnen, M. so viel besser, stählt mich in der Hoffnung, daß doch noch nicht alle frohen Tage für uns zu Ende sind. In Folge meines Brunnens merke ich die günstige Veränderung, daß mein Athem nicht mehr so rasselt und ein wenig freier wird, sonst hab' ich noch keinen Zoll an Umfang abgenommen. Das Bild, das Sie mir von Karl machen, ist gewiß ganz nach der Natur. Seine geistigen Kräfte, die immer sehr bedeutend waren, konnten sich auf seinen Reisen nur immer mehr entwickeln, und wenn ihm das Geheimniß der Farben aufgegangen ist, so zweifle ich nicht, daß er als Maler so bedeutend wird, wie er es in seiner Zeichnung und seinen Compositionen schon war. — Ich lasse M. sagen, daß ich bei Madame Miller im Elephanten Kind im Hause bin, daher die Karlsbader Gebäcke recht gut kenne, aber dennoch behaupte, daß sie dem Kissinger weit nachstehen; deßhalb aber keine Feindschaft nich. — Die Leidenschaft, die — zu — hat, beurtheile ich ganz wie Sie, nur nicht den Schluß derselben. Wie können Sie glauben, daß das Alles breit und ruhig wie der Rhein im Sande verrinnen wird, ohne Katarakten und Wasserstürze! Wenn eine wirkliche Leidenschaft auftritt, so wird diese wie alle andern vor ihr und nach ihr zu einer glücklichen oder unglücklichen Katastrophe führen, sonst ist es eine gewöhnliche Liebelei. — Die Brunnen in Aussee werden dieses Jahr wohl fertig werden; ich habe ein förmliches Heimweh darnach, Sie aerade in Aussee wieder zu sehen. Daß mein Bedienter viermal Ihrer Kisten wegen auf der Mauth war, schreibt mir L. Es ist ein wahrer Skandal, was auf den Kanzleien getrieben wird; die kleinen Beamten sind unerlaubt faul und die Chefs hat man nicht immer zur Disposition. — Ich bitte Sie, lassen Sie die Hühner nicht mehr frei im Hofe herum laufen, es ist sonst unmöglich, denselben nett zu halten. — Was die Politik betrifft, so zweifle ich nicht, daß wir in kurzer Zeit einen blutigen Kampf mit den Russen haben werden, Dank der Zweideutigkeit der Preußen und der Muthlosigkeit der deutschen Mittelstaaten, die jeder ausgiebigen Drohung, die nach Petersburg geschickt wurde, die Spitze abgebrochen haben; dadurch aber wird der Krieg gerade unausweichlich, dem sie entgehen wollen. Die Kreuzzeitung brachte vorgestern einen denigrirenden Artikel über unsere Finanzen, in dem Augenblicke, wo die neue Anleihe als entscheidendes Moment in dieser Finanzschlacht ins Feuer geführt wird; das thun die Alliirten und guten Freunde. Unterdessen ist eine ganz anpreisende Ankündigung dieser Finanzmaßregel in allen französischen Blättern. An politischer Bedeutung

Digitized by Google

haben die Preußen in und mehr noch außer Deutſchland ungeheuer verloren und wir in demſelben Grade gewonnen. Unſer Kaiſer iſt eben ein ganzer Mann. Es iſt bewunderungswerth, daß in demſelben Augenblicke die große Finanzoperation gemacht wird, wo mit der Beſtimmung über die Vertretung und den ſtändiſchen Beirath, der der Willkür eine Schranke ſetzen ſoll, vorgegangen wird. Die Mittel ſind gegeben, jede Stimme zu hören, jedes Bedürfniß kennen zu lernen; regieren aber wird der Kaiſer, und nur der Kaiſer allein, nachdem jedes Kronland zu Rathe gezogen worden iſt in allen Intereſſen, die ſeinen Wohlſtand betreffen. Dabei iſt nicht geſagt, daß in den Details nicht tauſend Fehler gemacht werden, aber die Verbeſſerungen und die Ausmerzung der ſchlechten Beamten werden ſchon kommen, wenn nur erſt das Hauptgebäude ſteht.

Den 21. Juli. Ohne Münch zu fragen, kann ich Ihnen ſagen, daß das Album für die Kaiſerin geſchloſſen iſt, und daß Karl zu ſpät zurückgekehrt iſt, um noch einen Beitrag liefern zu können, wie er es gewünſcht hatte. — Das ſag' ich Ihnen, daß mich niemand in Ausſee wegen meiner Kur ſchikaniren darf, und ich mir alle Einmiſchung in meine Diät verbitte, ſonſt ergreife ich die Flucht und ziehe in ein Freiheitsland, wo der Menſch nicht zum Sklaven des Polizeiſtaats entwürdigt wird. Das ginge mir ab, daß ich keine Butter eſſen ſollte! — Ihre Berichtigung, daß es die Tochter der Herodias und nicht die des Herodes iſt, die den Johannes enthaupten läßt, wird den Erzherzog ſehr amüſiren; hätten Sie ihm nur geſchrieben, er ſolle nur im iſraelitiſchen Almanac de Gotha nachſchlagen. — Briefe vom 18ten aus Preußen ſagen, daß das Berliner Kabinet durch Manteuffel, der am 7ten in Wien angekommen iſt, die Erklärung habe abgeben laſſen, daß es mit den aus Petersburg durch Gortſchakoff überbrachten Auffaſſungen vollſtändig einverſtanden ſey und ſie durchaus genügend finde, wodurch der casus foederis mithin als nicht mehr vorhanden und das Schutz- und Trutzbündniß als zwecklos zu betrachten, indem die Sache nun zwiſchen Preußen und Oeſterreich zu regeln ſey. Natürlich iſt in Wien die größte Entrüſtung im Publikum, aber auch hier ſind die Preußen beſchämt, und ein Preuße von großem Gewicht ſagte mir ſelbſt, obwohl er wette, daß nach vier Wochen auch dieſe Erklärungen Null ſeyn würden und ſie zurückgenommen werden müßten, ſo geſtehe er doch, daß ſie eine Schmach wären. Was aber an der Sache am ſchwerſten ins Gewicht fällt, iſt, daß Preußen ſeine Sache in dem Augenblicke von der unſrigen trennt, wo man in Frankfurt auf eine einmüthige, wenn auch verſpätete deutſche Erhebung rechnete, wo die Bamberger Ungeſchicklichkeit gut gemacht werden ſollte, wo bei uns, auf das neu erwedte Vertrauen fußend, ein großer Theil des Gelingens des neuen Anleihens darauf baſirt war. Der Kaiſer hat augenblicklich erklärt, feſt und unverbrüchlich bei ſeinen Verbindlichkeiten zu ſtehen mit oder ohne Preußen, mit oder ohne Deutſchland. Um der deutſchen Bamberger Staaten ſicher zu ſeyn und ſie wieder in die ruſſiſche Richtung zu treiben, iſt zum Ueberfluß eine perſönliche Zuſammenkunft zwiſchen dem König von Preußen und dem König Max in München für den 25. Juli anberaumt — iſt das deutſch? und dann ſpricht man von Einheit! Man muß wahnſinnig ſeyn, um daran zu glauben. Genug Politik für heute! Vielleicht, bis der Brief ankommt, iſt nichts mehr wahr davon und Alles anders. Ich bin nicht entmuthigt, denn ich ſehe Oeſterreich kräftig und entſchloſſen, das Andere mag kommen. Das Anleihen geht nach Erwarten und über Erwarten; und nun Gott mit uns Allen!

Den 22. Juli. Ich bin noch ganz eben ſo dick, wie ich war, wüßte auch nicht, durch welche körperliche Evolution ich magerer werden ſollte, da auch auf dieſem Felde der Marktbrunnen ſich bisher durch keinerlei verſtärkte Dringlichkeit bemerkbar macht. (Ich hoffe, Sie leſen dieſe meiſterhafte Umſchreibung nicht ohne gebörige Würdigung). Ich thue übrigens kein Jota gegen die Vorſchriften, obgleich dieſe eine Maſſe Dinge im Allgemeinen verbieten, was für die Einzelnen Unſinn iſt. So kümmert ſich Graf Münch, den Karlsbad wunderbar erhält und verjüngt, gar nichts darum, lebt, wie ein mäßiger Mann zu Hauſe lebt, ißt ſeine Forellen mit Butter, während wir Strohköpfe ſie trocken eſſen, trinkt auch durchaus nicht mehr als ſechs Gläſer, während es hier Leute gibt, die ſich etwas zu gute darauf thun, es auf zwölf Gläſer gebracht zu haben. Ich könnte es machen wie Graf Münch, aber ich thue es nicht, damit, wenn ich zu Hauſe komme, das ſchnippiſche Mädel, die M., mir nicht ſagen kann: „Zedlitz, Sie haben Karlsbad eben nicht ordentlich gebraucht!“ O Mama, ich werde fürchterlich ſeyn, wenn ich nach Ausſee komme und es wollte ſich jemand unterfangen, mir auf's Neue die hieſigen Zwangsſeifen anzulegen! — Ich habe hier die Bekanntſchaft des früheren preußiſchen Miniſters Schleinitz gemacht, eines Bruders des braunſchweigiſchen und deſſelben, deſſen M. Fl. oft erwähnte; wenigſtens war er zwei Jahre in Kopenhagen, und ſieht auch ganz wie jemand aus, der jungen Perſonen und jetzt älteren gefallen konnte. Er hat ein angenehmes Aeußere und iſt geiſtreich. Auch ein anderer preußiſcher Diplomat,

Digitized by Google

Graf Pourtalès, iſt hier, ein Schwiegerſohn unſeres Maltzahn; ich kenne ihn noch nicht, höre aber viel Gutes von ihm. — Geſtern bat mich ein preußiſcher Offizier, ihn Benedeck zu empfehlen; er habe es ſelbſt thun wollen, aber die neueren preußiſchen Maßregeln hätten ihn verlegen gemacht. Dieſer Offizier behauptet, daß ganz allein die fromme Partei dieſe Intrigue gemacht habe, ſie habe ſich des Königs bemächtigt und läge ihm damit in den Ohren, welche Schmach es für einen chriſtlichen König ſey, für die Ungläubigen gegen die Chriſten zu kämpfen, und wenn er Land und Leute dadurch verlöre, ſo ſolle er immerhin vor der Welt klein werden, deſto größer werde er vor Gott ſeyn. Auch hier ſitzt ein ganzer Tiſch Kreuzzeitungspreußen beim Elephanten, die über die neueſten Nachrichten jubeln und jauchzen. Inzwiſchen ſtehen mit Ende Juli 200,000 Mann ſchlagfertig in Galizien, und dürften den Ruſſen gewachſen ſeyn. Die Anleihe geht grandios. In der letzten Kreuzzeitung war ein infamer Artikel über die Bettelhaftigkeit der öſterreichiſchen Finanzen. Nun ſtehen Liechtenſtein mit 2,400,000 fl., Eſterhazy mit 2,300,000 fl., die Schwarzenberge, die Lobkowitze, die Dietrichſtein, und außerdem vielleicht zwanzig Perſonen mit einer Million auf der Subſcriptionsliſte; das mögen die Junker der Kreuzzeitung in Berlin verſuchen. — Meine Reiſe iſt für den 5. Auguſt feſtgeſetzt, und ich hoffe meinen nöthigen Aufenthalt in Wien ſo einzurichten, daß ich am 15. in Auſſee eintreffe. Geſtern war ich eine Stunde beim Grafen Münch, dem man vielen Verſtand nicht abſprechen kann; ein politiſches Programm zu machen, iſt er vielleicht nicht der Mann, aber kaum mag es einen gewandteren geben, um eines auszuführen. Es iſt heute kein Brief von Ihnen gekommen! Da kann Karlsbad nicht helfen, wenn mir alle meine Nothwendigkeiten entzogen werden.

Den 25. Juli. Geſtern war ich, ungeachtet die Hitze jetzt fürchterlich iſt, um neun Uhr Abends allein im Freundſchaftsſtempel, von meinem Hauſe hin und zurück fünf Viertelſtunden; ich wollte einmal ſehen, ob mein Athem in dieſem Tempo aushält, und ich habe geſehen, daß dieß auf ganz ebenem Wege wirklich der Fall iſt. — Aus Berlin ſind wieder nachgiebigere Nachrichten angekommen; man will, heißt es, doch mitgehen und ſogar armiren; niemand aber kann daran glauben, bis es geſchehen iſt. Das Anleihen geht prächtig; wenn es gelingt, ſo gebührt das Verdienſt dem Miniſter Bach, der mit großer Energie alle Fäden in Bewegung geſetzt hat. — Seyen Sie ſicher, daß das Verhältniß, von dem Sie mir ſo bekümmert ſprechen, zu irgend einer Kataſtrophe führen wird; es hat noch nie ein Verhältniß ernſterer Art gegeben, das ohne Erklärung geblieben wäre; dazu gehört nur ein zufälliger Augenblick, und dagegen hält kein Vorſatz und kein Charakter aus; die beiden Leute werden eines Tages reden, ohne zu wiſſen wie, oder ſie werden nicht reden und doch im Reinen ſeyn, was noch gefährlicher iſt. Doch genug hievon. — Ich gehe nie einen Schritt vor ſieben Uhr Abends aus dem Hauſe; ſo lange es Sonne hat, krieche ich wie eine Schnecke in mein Haus, oder ſitze beim Elephanten, wo mir Madame Müller, das Ideal einer Kaffeewirthin, immer die Zeitungen, wenn ſie kommen, bei Seite legt, damit ich ſie zuerſt leſen kann. — Sie fragen mich: „Sollen alſo die Preußen und Württemberger revoltiren, um vor Ihnen gerechtfertigt zu erſcheinen?“ Gerade weil die Kreuzzeitung und ihre Partei fortwährend revoltirt hat, ſind die Sachen, wie ſie ſind. Glauben Sie etwa, daß ich unſere Revolutionärs in Schutz nehme? oder daß wir vielleicht keine haben? — Daß die Zedlitze in Preußen fanatiſche Proteſtanten ſind, hab' ich gehört, aber das liegt im Blut. Ich bin auch fanatiſcher Katholik, und wie ich nach Auſſee komme, werd' ich Sie bekehren! — Die Romanze aus des Erzherzogs Manuſcript iſt ſehr hübſch. — Ich habe einen Brief aus Braunſchweig von Miniſter Schleinitz, der fürchterlich über Preußen lamentirt, das Anſehen Manteuffels ſey ganz geſunken und die Kreuzzeitung regiere den König durchaus; man habe erklärt, nie und nimmermehr einen Schuß gegen Rußland zu thun. Nur der Prinz von Preußen ſoll die allgemeine politiſche Anſicht nicht theilen. — Blüht denn nicht Eine Tuberoſe, von den dreißig Zwiebeln, die ich voriges Jahr geſchickt habe? Artiſchocken alſo haben Sie in Menge. Ich erfahre eben, daß ein alter Jugendfreund von mir ein Mädchen heirathet, das ſchon 28 Jahre alt iſt, während er erſt 70 zählt; es iſt auch gar kein Geldintereſſe dabei — die Welt ſteht auf dem Kopfe! Wenn Sie ſo ſchönes Wetter haben, ſo müſſen Sie ja nach zwei Jahren in Sagan ganz berauſcht von der Auſſeer Natur ſeyn. Sorgen Sie doch ja, daß die Leute erfahren, daß das Almoſen, das ſie erhalten, von der Erzherzogin Sophie iſt, und daß ſie nicht etwa glauben, es komme von mir.

Den 28. Juli. Ich freue mich ungeheuer auf unſer wonnevolles Thal, und hing' es von mir ab, würd' ich lange nicht heraus gehen, aber bei ſo großen Würfen des Geſchicks iſt leider für mich eher auf Alles andere, als auf dieß zu rechnen. Ich danke Ihnen, daß Sie bedacht waren, im Haus alles zu entfernen, was mich geärgert hätte. Frei von politiſchen Geſchäften bin ich hier ſo wenig als in Auſſee, da ich Alles, was da hinein ſchlägt, auch hieher ſchicken laſſe,

Digitized by Google

und S. nur die laufenden Geſchäfte für mich beſorgt. So bedürfen z. B. die Geſchäfte mit dem Nuntius meiner eigenen Interceſſion. — Sie ſagen immer, ich thue den Preußen unrecht; leſen Sie, was man in .... von ihnen ſagt! Dort hält man ſie zu allem fähig, um zum Zwecke zu gelangen, nur oft zum Glücke zu ungeſchickt. Jetzt wird in München eine große Kabale in's Werk geſetzt, zu deren Ausführung der König von Württemberg ſich dort eingefunden hat, und die Maulaffen in den Journalen glauben, er ſey der Ausſtellung wegen gekommen. Das Berliner Miniſterium hat einem dortigen Geſchäftsträger ganz offen erklärt, es ſey ihm lieber, mit den Weſtmächten als mit Rußland zu zerfallen, und wenn Oeſterreich mit ihnen gehen wolle, ſo möge es; Deutſchland würde ſich aber an Preußen anſchließen und nicht an einem Kriege Theil nehmen, der es nicht angehe. Das dürfte nun zwar nicht ganz der Fall ſeyn, aber Sie können ſich vorſtellen, welche fatale Diverſion das für den Augenblick machen muß. Der König iſt ein gutmüthiger Herr, aber denen, die um ihn ſind, kommt es gar nicht darauf an, eine Sache laut zu erklären und gerade das Gegentheil zu thun. — Daß Sie mir endlich einmal etwas vom Garten erzählen, freut mich. Daß die Bogen am Fahrwege wie Leiern oder Harfen mit Blumenſaiten überzogen ausſehen, beweiſt nur, daß Johann meine Anordnungen ausgeführt hat: das ſollen ſie. Mich freut es, daß Ihr zum Anlehen eine hübſche Summe gezeichnet habt. Die vierblätterigen Kleeblätter habe ich Ihnen geſchickt, damit ſie Glück bringen ſollen. Stellen Sie ſich vor, daß ich mich acht Tage vor meiner Abreiſe auf der Poſt um einen Separatwagen gemeldet habe und die Antwort bekam, man könne mir einen ſolchen nicht mit Gewißheit zuſagen. Das iſt denn doch eine ſchmähliche Einrichtung, über die man Spektakel machen muß; ich habe nur jetzt gar keine Stimmung zu einer Arbeit irgend einer Art, und wenn ein ſolcher Aufſatz nicht ſanglant witzig iſt, ſo macht er keinen Effekt auf das verſtockte Kanzleivolk. — Münch-Halm kann man ſchon die Rippen zählen, ſo furchtbar rennt er herum und kaſteit ſich. Von mir behaupten die Leute, ich ſey elaſtiſcher geworden, ich kann aber nicht ſagen wo; ich bücke mich eben ſo ſchwer wie ſonſt, und raſſele, daß es eine Luſt iſt, bin aber beweglicher. Wenn's nur anhält und nicht wieder verſchwindet, wenn kein Markbrunnen mehr hinter die Cravatte fließt! Beckmann meint, Markobrunner thue es auch. — Die Nachrichten von Wien ſind nicht erfreulich: die Revolution in Spanien kann eine äußerſt wichtige Diverſion machen, während die revolutionären Verſuche in Parma und ſonſt in Italien für ſich allein von keiner Bedeutung wären.

Den 4. Auguſt. Gegenwärtiges Briefel meldet, daß ich morgen, den 5ten, hier abreiſe, im Ganzen ein wenig beſſer, als ich gekommen bin. Ein Weiteres beizufügen verbieten mir die Geſchäfte und eine wehe Naſe, die ſich nicht geben will und in ihrer Oppoſition beharrt, ſo daß ſie doch noch amputirt wird werden müſſen, wenn ſie's noch lange ſo fortmacht. — Geſtern feierten die anweſenden Preußen den Geburtstag des verſtorbenen Königs mit einem Feſteſſen auf dem Poſthofe. Daß man zum Gedächtniß Verſtorbener Trauerandachten hält, hab' ich ſchon gehört, daß man aber zu dieſem Ende Champagner trinkt, iſt mir neu.

(Fortſetzung folgt.)

Virgil und Horaz.

(Fortſetzung.)

Die Seele Homers iſt ganz in ſeiner Dichtung aufgegangen, ſeine Perſönlichkeit aber hinter das Werk zurückgetreten, das dadurch die höchſte Objectivität erreicht und wie ein ſchönes eigenlebendiges Naturgebilde ſich vor uns entfaltet; der Kunſtdichter Virgil bleibt aber ſelbſt im Vordergrund innerhalb ſeiner Erzählung; denn er ſteht in der Gegenwart, für die er die Vergangenheit heraufbeſchwört, nicht inmitten der Zeit, die er beſingt; er überblickt die ganze Geſchichte ſeines Volks und ſpiegelt ſie in ſeinem Werk, und ſo gelingt es ihm, erfüllt von vaterländiſcher Geſinnung, ein Nationalgedicht zu ſchaffen. Er behandelt die Anfänge mit beſtändiger Rückſicht auf die kommende Entwicklung, die er bald durch Weiſſagungen und Götterſprüche,

Digitized by Google

bald durch Viſionen andeutet. Aechter Römergeiſt beſeelt den Dichter und durchdringt das Werk; Waffen beſingt er und den Mann, der gottesfürchtig und muthig zugleich die ſaure Arbeit beginnt, den römiſchen Staat zu gründen.

Aeneas, der aus der Fremde kommt und die helleniſche Sagenwelt mit ſich bringt, der er urſprünglich angehört, erſcheint dabei wie der Repräſentant des Griechenthums und ſeiner Bildung; wie ſie findet er in Italien hier willfährige Aufnahme, dort Widerſtand; aber es iſt der Wille der Geſchichte, daß die römiſche Weltkultur aus dieſer Verbindung mit griechiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft mit dem Altheimiſchen hervorgehe, wobei der lateiniſche Name, die lateiniſche Sprache erhalten bleiben. So verſöhnt ſich auch Juno, indem ſie zu Jupiter ſagt:

Laß für Latium mich, für die Hoheit der Deinigen ſtehen,
Laß nicht den heimiſchen Stamm der Latiner den eignen Namen
Aendern, in Troer ſich nicht umwandeln, Teukrer ſich nennen,
Oder die Sprache vertauſchen das Volk und der Tracht ſich entäußern.
Latium leb' und das Königsgeſchlecht der Albaner und Romas
Stamm Jahrhunderte durch in der Kraft italiſcher Tugend.

Und Zeus erklärt, daß die Fremden zu Latinern werden, deren Sitten und Geſetze annehmen ſollen. — Nicht bloß, daß die beſtändige Hindeutung auf Cäſar und Auguſtus, die Nachkommen des Aeneas, das ganze Gedicht durchklingt, auch auf jene Mitte der römiſchen Geſchichte, auf den Kampf mit Carthago werden wir durch den Beſuch des Aeneas bei Dido und durch ſeine Trennung von ihr hingewieſen, und der Römer gedachte Hannibals, wenn die Königin ſterbend rief:

Doch ihr, Tyrer, verfolgt des Aeneas Geſchlecht und den Nachwuchs
Ewig mit Haß! Ihn ſollt ſtatt andrer Gaben ihr meiner
Aſche noch weih'n; nicht Liebe noch Bund ſey zwiſchen den Völkern!
Mög' aus meinem Gebein ſich einſt ein Rächer erheben,
Der mit Feuer und Schwert die dardaniſchen Pflanzer verfolge
Jetzt und dereinſt und zu jeglicher Zeit, wenn die Macht es geſtattet!
Möge ſich Strand mit Strand, ſo ſteh' ich, Woge mit Woge,
Heer ſich befehden mit Heer, ſie ſelbſt und die ſpäteſten Enkel!

Aeneas ſteigt hinab in die Unterwelt zum Vater Anchiſes und dieſer zeigt ihm die Seelen der großen Männer, die einſt als Römer ſollen geboren werden, bis zu jenem edlen frühverſtorbenen Marcellus, den der Oheim Auguſtus zum Nachfolger beſtimmt hatte, und zu deſſen Leichenfeier, wie ſie damals der Dichter erlebt hatte, hier Anchiſes auffordert:

— Bringt Lilien ihm mit gefüllten Händen! Ich ſtreu' auf den Weg ihm Purpurblumen, des Enkels
Geiſt durch ſchwaches Geſchenk zu erfreun und der nichtigen Gabe
Pflicht zu erfüllen!

Auf dem Schild, den Vulkan für Aeneas ſchmiedet, ſind Großthaten der Römer aus der Zeit der Könige und der Republik abgebildet, welche alle am Rand die Darſtellung der Schlacht bei Actium einrahmt. So weiß Virgil den Herzensantheil der Gegenwart zu gewinnen, indem er alles in ihr Licht rückt. Aber er ſchlingt nicht bloß die verbindenden Fäden zwiſchen ihr und der Vorzeit durch ſein Werk, ſondern er macht auch ſeine Subjektivität dadurch geltend, daß er fortwährend ſeine Bewunderung oder ſein Erſchaudern über das Dargeſtellte ausdrückt, und ſeine Betrachtungen nicht den Handelnden oder Zuſchauenden in den Mund legt, ſondern ſelber ausruft:

Menſchliches Herz, des Geſchicks unkundig und kommender Zeiten,
Ohne Bedacht und Maß, voll Trotz in Tagen des Glückes!

Damit hängt zuſammen, daß er großredneriſch alles ins Ungeheure zu ſteigern ſucht, daß er die Männer wie die Thaten gern rieſig nennt und dadurch zu einer gemachten Erhabenheit kommt, von der zum Lächerlichen nur ein Schritt iſt; bekanntlich hat ſie auch die Parodie herausgefordert. Seine Stimmung iſt eine pathetiſche wie bei Taſſo, weit entfernt von der Ironie, mit welcher ein Arioſt in gleichfalls vorgeſchrittener Zeit die Uebertreibungen der Sage behandelt, ja leider auch ohne die naturfrohe Heiterkeit, mit welcher die dichteriſche Phantaſie die Schwere der Realität in ihr Spiel verwandelt; die römiſche Gravität, der feierliche Ernſt Virgils gewährt dem Scherze keinen Raum, keinen Raum einem milden Lächeln über das Thun und Treiben der Menſchen, wie es um die Lippen Homers oder Goethes ſpielt.

Das doppelte Vorbild der Ilias und Odyſſee will Virgil in ſeiner Aeneide vereinigen, dieſer in der erſten, jener in der zweiten Hälfte für Rom ein ebenbürtiges

Digitized by Google

Werk bereiten. So zeigt er uns seinen Helden im Sturm auf dem Meer und führt ihn nach Carthago, wo wir aus seinem Munde wie von Odysseus selbst bei den Phäaken seine Geschichte erzählen hören. Die Schilderung von Trojas Fall und Brand ist meisterhaft, aber die übrigen Fahrten und Abenteuer des Aeneas entbehren der Originalität, und was wir in der Odyssee miterleben, wie die Blendung Polyphems, das Lied der Sirenen und die Fahrt mitten hindurch zwischen der Brandung der Charybdis und dem Felsen der Scylla, das wird hier nur von Hörensagen berichtet.

Dagegen bricht das romantische Element, das wir bereits bei Apollonius von Rhodos aufkeimen sahen, zu voller Blüthe in Didos unglücklicher Liebe und freiwilligem Tod hervor, und der Dichter bewährt sich hier als herzenskundiger Seelenmaler. Der Gang in die Unterwelt führt den Aeneas in das Innere derselben hinab, während zu Odysseus die Schatten aus der Tiefe heraufschweben. Aeneas bricht den goldenen Zweig im Hain am Avernersee, dem sich die Pforte des Orkus öffnet. Dessen Schwelle umlagern mit den mythischen Ungeheuern der Gorgonen und Harpyien auch die allegorischen Gestalten der Sorge, des Hungers, der Zwietracht, sammt Schlaf und Tod. Charon führt ihn über den Acheron und Aeneas kommt zuvörderst auf einen Vorraum, wo die Kinderseelen wie die im Kriege gefallenen verweilen, und im Myrthengebüsch, den Dolch im Herzen, die unglücklich Liebenden. Dann scheiden sich die Pfade zu Tartarus und Elysium. Die Seligen wohnen bei Pluton und Proserpina, aber in der Tiefe, vom Gluthstrom Phlegethons umkreist, steht die Burg des Höllenrichters, und von ihr aus geht es in den Abgrund, wo die Verbrecher büßen, während die Seligen unter lichtstrahlendem Himmel ewigen Frühlings froh einer beglückenden Ruhe oder geistigen Thätigkeit genießen. Für die Folgezeit, namentlich für Dante, ist diese Darstellung wichtig geworden; Virgil hat in ihr die Ahnungen des eigenen Gemüths mit den Bildern und Ansichten des gesammten Alterthums verwoben.

Indem wir den Boden Latiums betreten, entsagen wir dem Reiz und Reichthum der griechischen Mythen; der Dichter fand hier nur dürftige heimische Sagen vor; aber dafür studirte er die vaterländischen Alterthümer, und die Anschauungen, die er von der Natur wie der Sitte gewonnen, verstand er so geschickt und vielfach in seine Dichtung zu verweben, daß Niebuhr ihr gerade deßhalb seine liebevolle Anerkennung zollte. Es fehlen die durch die Ueberlieferung und den Volksgesang gefesteten Charaktere, die bereits zu idealer Bedeutung ausgebildeten Begebenheiten; aber zu dem Wenigen, was er vorfand, brachte der Dichter sein großes Organisationstalent, und wußte es im Einzelnen nach dem Muster der Ilias auszufüllen. Der König Latinus ist dem Antömmlinge günstig und möchte ihm die eigene Tochter Lavinia geben, aber die Königin hat sie bereits dem Rutulerführer Turnus verlobt, und dieser steht damit nicht nur als Kämpfer gegen die fremden Eindringlinge, sondern es kommt hiedurch auch wieder das Motiv der Liebe in die Dichtung, ohne indeß so weit ausgeführt zu werden wie in der ersten Hälfte. Aeneas begibt sich hilfesuchend zu Evander, der sich dort angesiedelt, wo später Rom stehen wird, und während er dessen Sohn Pallas sammt einem Heere zu Genossen erhält, ist Turnus in das troische Lager eingedrungen. Zwei Jünglinge, Nisus und Euryalus, deren Schönheit, Seelenadel und Freundschaft schon früher bei Wettkampfspielen hervorgetreten war, machen sich auf, um dem Aeneas Kunde zu bringen; ihr Tod bildet eine rührende Episode, in der sich wieder das sinnige Gemüth Virgils glänzend bewährt. Ein neues romantisches Element ist die amazonenhafte Camilla und ihr Heldentod. Der jugendliche Pallas fällt durch Turnus Hand, nachdem er das Wort des Herkules vernommen:

> Fest steht jedem sein Tag, und des Daseyns Zeit ist für alle
> Unwiederbringlich und kurz; doch durch Thaten den Ruhm zu verlängern,
> Das ist der Tugend vergönnt.

Damit hat Aeneas den Freund zu rächen, wie Achilleus den Patroklos, und es kann nicht eher Friede werden, als bis er mit Turnus den Zweikampf bestanden hat. Dieser erkennt sein Verhängniß, aber er will lieber sterben als die Stadt den Fremden überlassen, als feiglich fliehen.

> Ist solch schreckliches Loos denn der Tod? Seyd ihr mir, o Manen,
> Gnädig, da von mir ab sich der Himmlischen Wille gewendet!
> Zu euch steig' ich hinab als heiliger Geist, der von schwerer
> Schuld nichts weiß, und nie unwerth der erhabenen Ahnen.

Mit dem Sieg des Aeneas über Turnus endigt das Gedicht; es ist hinreichend angedeutet, daß nun Aeneas sich mit Lavinia vermählen und im Frieden mit den Latinern leben wird, und das Volksepos, wie die Ilias des aus dem Vollen des allbekannten Sagen-

Digitized by Google

stroms schöpft, mochte mit Hektors Bestattung schließen, aber der Kunstdichter, der seine Leser mit der Sache erst vertraut macht, hat die Aufgabe, das Ganze zum Abschluß zu bringen, wie ja selbst in der Odyssee nach dem Strafgericht über die Freier noch der Friedensschluß mit dem Volk hinzugefügt wird. Virgil hat die Aeneide unvollendet hinterlassen; wir brauchen dieß nicht bloß darauf zu beziehen, daß 58 Hexameter unfertig geblieben, oder daß, wie Hertzberg nachgewiesen, das Werk manche Lücke zeigt und hin und wieder eine vorläufige Stütze, die zur Hinwegnahme nach der Vollendung des Ganzen bestimmt war; wir dürfen auch glauben, daß noch einige Gesänge alles zum anschaulichen und harmonischen Ziele führen sollten, wiewohl dasselbe hinlänglich vorbereitet und zum voraus bezeichnet ist, so daß die Aeneide in der jetzigen Gestalt gerade nicht den Eindruck des Bruchstücks macht.

Virgil wurde nicht bloß maßgebend für seine Zeit und die nachfolgenden Dichtergeschlechter, sondern seine Werke wurden sofort auch Schulbuch und Grundlage der Jugendbildung im ganzen Reich. Schon im ersten Jahrhundert begann man aus seinen Versen und Halbversen eigene Gedichte, Centonen, zusammenzuflicken. Auch ein Augustus schämte sich der Thränen nicht, die er über Dido geweint, und die sittliche Reinheit in den Virgilischen Dichtungen empfahl ihn für den Unterricht in der christlichen Zeit, welche die vierte Ecloge für eine Verkündigung des Messias nahm und die Sibyllen im Heidenthum den Propheten des Judenthums zur Seite stellte; in einer mittelalterlichen Hymne auf Paulus den Heidenapostel heißt es:

Ad Maronis mausoleum
Ductus fudit super eum
Piserorum lacrimae.
Quem te, inquit, revidissem,
Si te vivum invenissem,
Postarum maxime!

Die Erhebung Virgils zum Messiasboten, sagt Creizenach in einer lichtvollen Auseinandersetzung der Geschichte des Dichters im Mittelalter, diente am Anfang dieser Periode zur Versöhnung mit den classischen Studien, am Ausgang zum sinnbildlichen Zierrath einer fertigen Weltansicht. Unter den Carolingern und mehr noch unter den Ottonen genoß er einer frohen, klaren Verehrung und bot Styl und Muster, um heimische Sagenstoffe lateinisch zu behandeln, wie der Waltharius beweist. Auch die geist- und kraftvolle lateinische Lyrik des Mittelalters hat häufige Anklänge an ihn. Die höfische Dichtung der Zeit der Kreuzzüge fand in der Aeneide die Grundlage des ritterlichen Epos, kriegerische Abenteuer, Wanderfahrten, Liebesgeschichten. Solche romantische Elemente ergriff Benoit in Frankreich und nach ihm Heinrich von Veldeke in Deutschland; das große staatliche Lebensziel des Helden verschwand, die Herzensangelegenheiten wurden im Geiste der Minnedichtung weiter ausgeführt, und diese Aeneiden wurden tonangebend. Aber noch größer wurde Virgils Bedeutung, da man ihn als Sänger des römischen Weltreichs auffaßte (der vierten Monarchie nach Daniels Gesichten), dessen Fortsetzung man im christlich germanischen Kaiserthum sah, so daß bei ihm das weltliche Schwert war, während der Papst das geistliche führte. In diesem Sinn ließ Dante sich von Virgil durch das Chaos irdischer Bestrebungen in der Hölle und am Berg der Reinigung geleiten, und nannte ihn nicht bloß seinen Meister im Gesange, sondern machte ihn zum Vertreter der menschlichen Weisheit, der Vernunft im weltlichen Leben, während die geliebte Beatrice, die Seele in religiöser Verklärung, in der göttlichen Komödie die Pforten des Himmels öffnet und für die geistigen Geheimnisse des seligen Lebens, des Christenthums die Weihe gibt.

Dabei bediente man sich der Gedichte Virgils wie der Bibel, um sie aufzuschlagen und aus dem zuerst in das Auge fallenden Vers seinen Orakelspruch zu gewinnen; der Seher ward im Volksmund zum Zauberer, und von Neapel aus, wo er am Pausilipp begraben liegt, ward der Dichter ein Held der Sage, der allerhand Wunderdinge zum Wohle der Stadt wie zum Bestand des römischen Reichs vollbringt; ja er muß mit Aristoteles zum Zeugniß dienen, daß Weisheit nicht vor Thorheit und Bethörung durch die Frauen schützt, wenn ihn die Kaisertochter, die er liebt, zwar im Korbe emporzieht, aber auch hoch in der Luft hängen läßt bis an den lichten Tag, während den Philosophen die schöne Phyllis aufzäumt und zu ihrem Reitpferde macht. Gegen diese Phantastereien erhob sich dann von neuem die Verehrung des Dichters bei der Wiederbelebung der Alterthumsstudien; sie stellte ihn dem Homer zur Seite, er ward das Vorbild des romanischen Kunstepos von Tasso und Camoens; aber auch auf die religiös epische Dichtung der Germanen, auf Milton und Klopstock, war er von Einfluß; der jugendliche Shakespeare übte sich in seinem Styl, der jugendliche Schiller gab mehreren seiner Gesänge ein modernes Gewand. Erst die Erkenntniß des epischen Volksgesangs bei den Griechen, Germanen, Indiern hat uns den richtigen Maßstab seiner Würdigung in die Hand gegeben. Nur Platen und Aristoteles sind

Digitized by Google

in ähnlicher Weise wie er in ununterbrochener Wirksamkeit geblieben, doch auch sie Jahrhunderte lang nur in der Ueberlieferung der Kirchenväter oder in Uebersetzungen, während Virgil seine eigenthümliche Gestalt bewahrte und als Meister der Form gerade durch sie seine Bedeutung hat.

(Schluß folgt.)

Passiflora.

(Fortsetzung.)

Die Fürstin ist heute ausgefahren. Ich sah aus der Ferne zu, wie sie in den Wagen stieg. Trotz ihres Schleiers glaubte ich die entsetzlichen Verheerungen, welche der Schmerz und die Nachtwachen in ihren Zügen angerichtet haben, deutlich zu erkennen. Wenn ich näher gestanden hätte, wäre ich, fürcht' ich, auf sie zugestürzt, um ihr die Hand zu drücken. Sie muß Unaussprechliches gelitten haben, und wer weiß unter welchem Druck innerster Vereinsamung! So viel ich, ohne durch Fragen den Leuten lästig zu werden, beobachten kann, ist sie leider nirgends beliebt. Vom Fürsten hört man unverhohlen Gutes und Lobenswerthes, wo immer man hinhorcht; geschieht dagegen der Fürstin Erwähnung, so stockt das Gespräch, und es ist, als hätte man einen Stein in einen Froschteich geworfen. Das Beste, was ihr nachgesagt wird, ist Frömmigkeit und Jugend, das eine freilich nicht ohne einen Seitenhieb auf den Prior der N—r Abtei, das andere mit der leicht errathbaren Nebendedeutung, daß man ihr wohl manches weniger scharf anrechnen dürfe, als wenn sie schon zu vernünftigen Jahren gekommen wäre. Mein Gefühl für die Arme ist durch ihren heutigen Anblick zu einer solchen Höhe des Mitleidens gesteigert worden, daß ich jede andere Regung darüber aus den Augen verloren habe.

Eines steht aber jetzt so ziemlich fest: ich selber habe mit diesem ganzen düstern Familiengeheimniß keinerlei Zusammenhang. Was sich drüben in der Krankenstube abspinnt, führt sich auf Lebenskreise zurück, die weit jenseits meiner Gesichtsgrenze liegen. Hier stehe ich aber auch schon an der Grenze meiner Vermuthungen, denn immer mehr verflüchtigt sich das bunte Traumgespinnst, in welches meine Phantasie ihr Bild verwob. Als ich vor wenigen Wochen die Fürstin zum erstenmal sah, berauschte mich ihre Erscheinung so mächtig, daß von einem Beobachten meinerseits keine Rede seyn konnte. Sie hatte möglicherweise schon damals an ihrer natürlichen Lebendigkeit und kindlichen Munterkeit Einbuße gelitten; aber da ich weder wußte, daß sie bereits drei oder vier Jahre verheirathet sey, noch welche gesellschaftliche Stellung sie überhaupt inne habe, entzündete meine Begeisterung sich sorglos an ihrer Schönheit und an dem Herzgewinnenden ihres ganzen Wesens, und die Gespenster, die ihre einsamen Stunden vielleicht damals schon umschwebten, blieben mir verhüllt. Seitdem habe ich sie nur unter Verhältnissen gesehen, die jedes klügelnde Auspähen verbieten. Ich weiß, daß ein furchtbares Verhängniß über sie hereingebrochen ist; ob mit oder ohne ihre Schuld, ob erst jetzt, in diesen letzten Wochen, oder nach einer Zwischenzeit eingelullter Sorgen, der Himmel mag es wissen!

Auf seinem Morgenspaziergange hat der Graf heute nach mir gefragt, und da ich gerade im Flußbade war, ist mir nachträglich durch den Castellan die Bestellung ausgerichtet worden, der Herr Graf wünsche irgend etwas von mir in Oelfarbe gemalt zu sehen; er werde mir ein paar Modelle senden und lasse mich bitten, eines derselben in Viertellebensgröße flüchtig zu porträtiren. Mein erster Gedanke beim Vernehmen dieser Botschaft war ein wenig erbaulicher: ich soll, wenn der Fürst aus dem Leben geschieden seyn wird, sein Bild malen, und der Graf will sich bei Zeiten die Gewißheit verschaffen, ob meine Hand für solchen Zweck rasch genug ist. Ich glaube nicht, daß ich, bei aller innigen Dienstwilligkeit für den alten Herrn, für dieses Geschäft tauglich seyn würde.

Beim weiteren Nachdenken habe ich mir dieses plötzliche Zurückkehren zu seinen sonstigen Liebhabereien

Digitized by Google

anders erklärt. Die neuliche Unterredung mit mir wird ihm nachträglich leid geweſen ſeyn; nun zwingt er ſich zu einem Intereſſe zurück, das mich von weiteren Grübeleien über die neulich angeſchlagene Saite abziehen ſoll, und ſucht mich deßhalb mit dem Oelfarbenthema zu beunruhigen, das ſeit unſerer erſten Beſprechung der Bibliothekfreſken als ein Streitpunkt zwiſchen uns ſtehen geblieben iſt.

Um die neunte Stunde klopfte es denn an die Thüre meines Studio und die Modelle machten ihre Aufwartung. Zuerſt trat die Spinnmirzel ein, etwas verſchlafenen Geſichts und mit ungekämmtem Haar, wie das in der Wochenmitte hier zu Lande der Brauch mit ſich zu bringen ſcheint, übrigens maleriſch wie immer, wenn auch für meine Morgenſtimmung eigentlich nicht friſch und reinlich genug. Als zweites Modell folgte ein großes, etwas hageres Mädchen, mit einem grell rothen Tuch um den Kopf, ſehr ſaubern Aermeln, einer friſch gebügelten weißen Schürze, einer ſchwarzen, viel zu weiten Tuchjacke, einem ebenfalls auf größere Bruſtbreite berechneten, bunt geſtickten Buſenlatz von flaſchengrüner Seide und endlich einem, um mindeſtens zwei Handbreit zu kurzen Rock aus grasgrüncarrirtem wollenen Zeuge.

Ich ließ mich, da dieſer Anzug über die Maßen unmaleriſch war, mit der zuletzt Eingetretenen nicht weiter ein, erklärte der Mirzel, daß ich nicht mehr als Ein Modell zur Zeit brauchen könne, daß ſie bleiben und der andern bedeuten möge, wenn ſie nicht etwa zum Zuſehen bleiben wolle, ſo könne ſie wieder gehen. Gleichzeitig griff ich in die Taſche, um die ſo Abgewieſene nicht ganz vergeblich bemüht zu haben, wobei ich mich allerdings zu meiner Verlegenheit erinnern mußte, daß mein letztes Geldſtück bereits neulich ausgegeben worden war. Glücklicherweiſe verrieth ſich indeſſen ſchon im ſelben Augenblick der Streich, den mir die beiden geſpielt hatten. Das große, hagere Mädchen war keine andere als des Gärtners Kati, die ihre Almhoſen heute mit den Kleidern ihrer rundlichen kleinen Mutter vertauſcht hatte und in dieſer neuen Tracht faſt eine Elle über ihr gewöhnliches Maß hinausgewachſen erſchien. Sie hatte, ſagte ſie, eine andere aus dem Dorfe, die ſchon mit der Mirzel zu mir auf dem Wege geweſen ſey, umzukehren überredet, und es koſtete mich nun große Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß ſie in ihrem gegenwärtigen Anzuge, alſo auch jetzt noch, trotzdem ſie die Kati ſey, rein zu nichts weiter tauge als eben zum Zuſchauen. Als ſie ſich endlich nach mancher Einrede und manchem bittenden Wort beruhigt und dann über die Fliegen hergemacht hatte, welche mein Studio ſeit den letzten beiden Hundstagen faſt unbewohnbar machen, wollte ſie wiſſen, ob ich die Liesl — die weggeſchickte andere — wohl auch gewiß ebenfalls außer der Mirzel hier behalten haben würde? Es ſchien faſt, als intereſſire ſie, obſchon ſie blieb, das bloße Zuſehen beim Malen am wenigſten.

Was der Graf indeſſen wohl kaum bezweckte, dieſer Vormittag hat mich das gräfliche Schloß einmal von einer ganz neuen Seite kennen gelehrt, und ich, der ich allen Zwiſchenträgereien des kleinen Baumeiſters ſo hartnäckig ausgewichen war, ſtehe jetzt im eigentlichſten Mittelpunkt aller Gerüchte, welche die Fürſtin und ihren Gemahl betreffen. Ohne Zweifel ſetzte der Graf ſchon neulich voraus, daß manches dieſer Art zu meinen Ohren gedrungen ſey; daher denn ſeine halben Vertraulichkeiten, die vielleicht zu Fragen meinerſeits den Anſtoß geben ſollten, und denen gegenüber ich eine ſo ungeſchickte Zurückhaltung beobachtete.

Die heutige Unterhaltung ſelbſt führte, wie damals auf der Heimfahrt vom Markte, die Mirzel ſo ziemlich allein, und ich bequemte mich dießmal zu der verdroſſen dreinſchauenden Rolle des ſchmauchenden Müllerknechts. Kati redete wohl bisweilen zwiſchen dem Fliegenfangen ein Wort hinein, aber meiſt ein ganz kurzes, das nicht einmal immer in den Sinn hineln paßte, ſo daß es den Anſchein hatte, als ſey ſie mit ihren Gedanken die längere Zeit auf der Reiſe und meine ſich nur hin und wieder in Erinnerung bringen zu müſſen. Auffallend war mir dabei, daß ſich ihr heute allerdings ohnehin ziemlich unwirſcher Ton auf das, was ſie über die Fürſtin ſagte, mit großer Härte übertrug, und daß die wenigen Aeußerungen, die ſie that — ohne Zweifel freilich nur das Echo des zu Hauſe Vernommenen — viel herber lauteten als ſelbſt Mirzels Reden. Zuletzt war mir, trotz der immer beſtätigenden und Alles leicht nehmenden Art der Mirzel, ein ſo wüſtes Durcheinander von ungeſunden Eindrücken in die Seele hineindiſtillirt worden, daß ich, als ich wieder allein war, mich ſchämte, nicht früher ein Ende gemacht zu haben. Aber die Fürſtin ſelbſt iſt mir durch das, was im Volksmunde über ſie für ausgemacht gilt, nur noch von einer neuen Seite des wärmſten Mitgefühls werth erſchienen; liegt doch, auch unter ſcheinbar für alle Zeit geſicherten Lebensverhältniſſen, etwas Beklemmendes in dem Bewußtſeyn, nicht geliebt, ja wohl gar gehaßt zu ſeyn, ohne ſolcher allgemeinen Stimmung eine andere Richtung geben zu können; und dieſes Bewußtſeyn wird die Fürſtin wohl ſeit Jahren mit ſich herumtragen.

Wie ich jetzt erfahren habe, war ſie erſt ſechzehn Jahre, als der Fürſt, oder damals der Graf — denn

Digitized by Google

gefürſtet wurde er erſt ſpäter — ſie heimführte. Er feierte die Hochzeit mit großem Aufwande und es ſcheint ſo ziemlich Alles, was auf den höchſten Leiterſproſſen des Staates ſteht, dabei vertreten geweſen zu ſeyn. Hier beginnt ſchon das erſte unheimliche Vorgefühl des Volks: der Bräutigam hatte mehr als zweimal das Alter ſeiner Braut, während ſeine erſte Frau ihm an Jahren voraus geweſen war. Man hatte die frühere Herrin nicht geliebt; jetzt, dem halben Kinde gegenüber, gewann ihr Andenken plötzlich eine Menge vortheilhafter Züge; ſie war geizig geweſen, aber wer anders als ſie hatte auch die Koſten des glänzenden Schloßlebens zu beſtreiten gehabt? unzugänglich, oft barſch, aber wie Mancher hatte ſie auch wohl mit zudringlichen Anliegen beläſtigt! weder hübſch, noch gut gelaunt, aber wer hätte ihr dafür auch nachſagen können, daß ſie ſich nicht ſelber zu hüten verſtand? Der Gemahl war oft ganze Jahre in Welſchland geweſen, ohne daß die Strohwittwe die Reſidenz beſucht hätte.

Jetzt auf einmal ſollte Alles nach der Pfeife eines unerfahrenen Mädchens tanzen. Nie war die verſtorbene Herrin auf die Jagd geritten. Die neue Gebieterin ſaß bereits am dritten Tage nach der Einſegnung im Jagdſattel und überritt in ihrer Haſt noch obendrein einen alten Treiber, der zwanzig Jahre lang die Jagden ſeines Herrn, ohne je einen Schaden zu nehmen, mitgemacht hatte. Dabei zog ſie allmählig einen ſolchen Schwarm von vornehmen Müßiggängern in die täglichen Geſellſchaftskreiſe des Schloſſes hinein, daß die ganze Bevölkerung ringsum zu verwildern begann und allerhand Menſchen ſich anſiedelten, die ſich keineswegs von der Arbeit ihrer Hände ernährten. Auch die Mutter der Fürſtin, eine vergnügungsſüchtige, noch ſehr anſehnliche Dame, ſcheint das ihrige gethan zu haben, um dieſem Treiben Vorſchub zu leiſten.

So dauerte es ein volles Jahr. Auf einmal hieß es, der geſtrenge Herr liege im Sterben. Als eine Woche verſtrichen war und er noch immer lebte, hörte man, er habe in ſeinem chemiſchen Laboratorium Schaden genommen, ſey aber ſchon halb wieder hergeſtellt. Nicht lange darauf war in irgend einer auswärtigen Zeitung zu leſen geweſen, die Verhältniſſe des Vaters, des alten Grafen, ſeyen völlig zerrüttet und es verlaute, daß der Sohn, beim unverhofften Gewahrwerden dieſer Sachlage, ſich aus falſchem Ehrgefühl und in der Verzweiflung über die Verſchwendungsſucht ſeiner Frau, vergiftet habe.

Seitdem hatte das luſtige Leben ein Ende gehabt. Die Erhebung in den Fürſtenſtand, obſchon allgemein als eine auffallende Gunſtbezeugung des Landesherrn angeſehen und als ein freilich abſonderliches Mittel zur Wiederherſtellung des geſunkenen gräflichen Kredits von Manchen belobt, von Andern getadelt, war ohne alle Feſtlichkeiten vorübergegangen. Der Fürſt wurde nach einem wärmeren Klima geſchickt, die Fürſtin blieb unter der Aufſicht des alten Grafen theils im Schloſſe, theils lebte ſie in dem Kloſter der grauen Schweſtern unweit B. Wenn ſie ſich in der Gegend zeigte, ging man ihr, um nicht grüßen zu müſſen, aus dem Wege. Die Mutter der Fürſtin, anfangs ſtets an der Seite der Tochter, blieb ſeit dem Stillerwerden des fürſtlichen Haushalts faſt ganz aus. Der alte Graf war der Einzige, welcher das Gewitter, ohne alle Veränderung in ſeinem Thun und Laſſen, überſtanden hatte und treulich in dem verödeten Schloſſe ausharrt.

Als der Fürſt aus dem Süden zurückkehrte, zeigte er ſich wieder an der Seite ſeiner Gattin; doch wollten die Leute wiſſen, daß es nur noch zum Schein geſchehe und daß von Wiederherſtellung eines nahen Verhältniſſes keine Rede ſey. Er lebte meiſtens mit ihr in fremden Reſidenzen, vermuthlich in ſeinen verſchiedenen Stellungen als Geſandter, hatte, wie man von Zeit zu Zeit erfuhr, öfters ſchwere Rückfälle zu beſtehen und galt für unheilbar.

Das iſt etwa, was im Siebe bleibt, wenn ich's hinreichend ſchüttle, um die Spreu der abgeſchmackteſten Altweiberreden von den Körnern des Glaubhaften zu ſondern. So wäre die Fürſtin denn erſt zwanzig Jahre alt; hätte mit ſechzehn Jahren das Unglück gehabt, nicht geſchieden zu ſeyn als ihre weltkundige Mutter und ihr lebenserfahrener Gemahl, der doch, den Jahren nach, füglich ihr Vater ſeyn konnte; hätte, trotz ihrer natürlichen Munterkeit, ſich während der langen Abweſenheit des Fürſten die vollſtändigſte Zurückgezogenheit auferlegt; ertrüge geduldig nicht nur den unverhohlenen Haß ihrer Umgebung, ſondern auch das bloß äußerlich hergeſtellte Verhältniß zu ihrem jedenfalls für alles Geſchehene mitverantwortlichen Gatten; und verdiente, wie ich wenigſtens die Summe ziehen würde, daß nach ſo ſchweren Jahren ihr endlich die Freiheit und damit die Möglichkeit zurückgegeben werden möchte, ſich aus eigener Kraft ein neues Leben zu geſtalten.

Die Oeliſtige der Spinnmirzel hat des Grafen Beifall. „Wenn Sie gewiſſen akademiſchen Gewohnheiten folgen wollten," ſagte er, „ſo hätten Sie ſich jetzt nach einem blauwollenen Stoffe umzuſehen, die Mirzel zu überreden, ſich, in denſelben draprirt, auf den Boden hinzuſtrecken, und dann wäre, mit einer leichten Variation im Geſchmacke Battoni's und unter Mitwirkung eines Todtenkopfes ſammt obligatem Kreuze, die büßende Magdalena fertig."

Digitized by Google

Er war beſſer gelaunt als ſeit Langem. Der Fürſt, ſagte er, erhole ſich noch einmal. Wenn ich denſelben, ohne daß er's wiſſe, von einem Seitencabinet ſeines Schlafzimmers zu porträtiren im Stande wäre, ſo ſey in den nächſten Tagen wahrſcheinlich die beſte Gelegenheit dazu. Die große Beweglichkeit des Fürſten, ſo bald er ſich wieder bei Kräften fühle, ſey bisher immer die Urſache geweſen, daß nie ein Bild von ihm fertig geworden. Der Fürſt ſelbſt habe daher früher einmal im Scherz geäußert, warum man ſich nicht die Stunden der wiederkehrenden Geſundheit zu Nutzen mache? Nur dürfe man ihn nicht ins Geheimniß ziehen, ſonſt mache ihn ſchon der Gedanke des Ruhenſollens unruhig.

Ich zögerte einen Augenblick mit der Zuſage. Die mir zugedachte Rolle widerſtand meinem Gefühl. Wie wenig günſtig das ohnlängſt über den Fürſten Vernommene auch gelautet hatte, er kam mir doch zu beklagenswerth vor, als daß ich mich hätte entſchließen können, ihn, ohne ſeine eigene Aufforderung, gleichſam zu beſtehlen. Der Graf mochte meine Bedenken denn auch vorausgeſehen haben. Er geſtand, daß er die Fürſtin, welche den Plan eigentlich ausgeheckt habe, auf meine Weigerung ſchon vorbereitet, und daß, wenn ſie je ihren Kopf durchſetzen wolle, ſie ſich ſelber dafür bei mir verwenden möge. Dieſer Zuſatz ließ mir natürlich keine Wahl. Ich ſagte dem Grafen, daß mir unmöglich bedenklich oder wohl gar unrecht erſcheinen könne, was er ſelbſt und die Fürſtin billigten, und erklärte mich bereit.

Spät Abends, geſtern erſt, iſt die Fürſtin heimgekommen. Sie war zwei Tage und eine Nacht fortgeblieben. Der Caſtellan ſagt mir, ſie habe ſich zu einem wunderthätigen Muttergottesbilde begeben, deſſen Beiſtand dem Fürſten ſchon bei ſeiner früheren erſten Erkrankung durchgeholfen habe. Sie wird erleichtert zurückgekehrt ſeyn, denn die Geneſung des Kranken ſoll wirklich Fortſchritte machen. Die Frau des Caſtellans wollte übrigens wieder von dem Probſt der Abtei wiſſen, und wie derſelbe, ohne Zweifel beim Vorüberfahren der Fürſtin, ihr ſeinen Segen mitgegeben habe. Ich glaubte eine kleine Weiberttücke durchklingen zu hören, wie ich denn im Allgemeinen die Weiber am Härteſten über die Fürſtin urtheilen höre. Bis jetzt hat übrigens das mir von der Frau des Arztes gezeigte Mißtrauen noch keine Nachahmung gefunden. Die Caſtellanin zumal, die ich ohnlängſt ſammt ihrem Gemahl zu Beider großem Entzücken in einen Feſtzug des Muſikſaales hineinreſtaurirte, ſcheint mich in ihr Herz geſchloſſen zu haben und nicht zu ahnen, wie ſehr ihre verblümten Ausfälle gegen die Frömmigkeit der Fürſtin mir unleidlich ſind. Ob dieſes Friedensverhältniß dauern wird, wenn ich in den geheimnißvollen Flügel hinübergerufen ſeyn werde, das ſteht freilich dahin. Ich merke, wie meine Ruhe und Beſonnenheit von Tag zu Tag ſchon wieder im Abnehmen begriffen iſt.

Der Doktor weiß wieder Alles und ſpricht Alles unverhohlen aus. Man werde, ſagte er mir im Vorbeigehen, mich wahrſcheinlich heute Nachmittag hinüberbeſcheiden. Wenn er mir rathen ſolle, ſo empfehle er mir für dieſen Fall mich möglichſt kurz zu faſſen. Ich fragte nach dem Befinden des Kranken. Er ſchwieg einen Augenblick. „Sie haben ſchwache Nerven," ſagte er dann mit einem Blick, als befürchte er, mich wieder ohnmächtig werden zu ſehen. Ich benutzte die Gelegenheit, um den neulichen Fall durch jene andere Selbſtmordsgeſchichte zu erklären, die mich in meiner Kindheit geplagt habe, und er lachte, als freue er ſich darauf, ſeiner Frau heute eine Vorleſung über böſe Träume zu halten. Dann aber, wie um meine Anrede auf die Probe zu ſtellen, überraſchte er mich plötzlich mit der Nachricht, daß der Fürſt nicht das Ende der Woche erleben werde. — Ich ſtand wie vom Schlage gerührt. — Es ſey ein letztes Aufflackern, ließ er ſich weiter vernehmen, nichts anderes. Das Gift ſey nie aus dem Körper herauszukommen. Nach der heimtückiſchen Weiſe eben dieſes Giftes habe es ſich Zeit gelaſſen, die ſämmtlichen Organe nach einander heimzuſuchen und ſo zu ſagen das Schiff an allen Enden anzubohren. Es werde plötzlich ſinken und Niemand werde begreifen wollen, daß eine ſo unterhöhlte Exiſtenz Jahre lang habe beſtehen können, ja noch große Dinge verrichten; — der letzte vielbeſprochene Separatvertrag mit dem Herzog von **, welchen der Fürſt wenigſtens eingeleitet habe, wenn ihn ſein Nachfolger auch erſt zum Abſchluß brachte, ſolle ja ein diplomatiſches Meiſterſtück ſeyn.

Als ich meinen Weg allein wieder fortſetzte, kam mir daſſelbe Gefühl, das mich bei ähnlichen Nachrichten allemal beſchleicht: wie iſt's nur möglich, auf Erden zu lachen? — Wohin man blickt, nichts als verrinnende Sanduhren. In jedem Geſicht, faſt ſchon unter den jüngſten und ſcheinbar blühendſten, ein Vorſpiel der hippokratiſchen Züge, überall wo nicht geradezu Kränkelnde, doch Alternde, dem Grabe Zuwankende. Und dieß Grab ſelbſt noch dazu täglich in Grabgeläute, in Leichenzügen, in Kirchhöfen und Beinhäuſern vor unſern Augen und Ohren! Wie iſt's nur möglich, Menſchenkind, daß du auf Erden lachſt?

Digitized by Google

Die erſte Sitzung iſt verunglückt. Um zwei Uhr Nachmittags holte mich der Graf ab, um mich in den fürſtlichen Flügel hinüber zu führen. Er war ſehr aufgeräumt und machte einen Umweg durch die ſämmtlichen Säle des Erdgeſchoſſes, um mich im Fluge wenigſtens mit ſeiner ſogenannten Kupferſtichſammlung bekannt zu machen. Unter andern Umſtänden hätte ich's ihm gedankt; heute aber war ich kaum im Stande, das Einfachſte, worauf das Ganze abzweckt, die Eintheilung nach der Art der Compoſitionen, zu faſſen. Auf die Güte des Stichs, ſagte er mir gleich beim Eingange, ſey es ihm ſelbſtverſtändlich gar nicht angekommen. Wo er guter Steindrucke habhaft habe werden können, ſeyen ihm dieſelben ebenſo erwünſcht geweſen. Photographien miſchten ſich hie und da denn auch ungenirt hinein. — Das erſte Zimmer enthielt nun, ſoweit mir erinnerlich, nichts als ſolche Werke, welche Darſtellbares und Nichtdarſtellbares in einer Weiſe vermiſchen, daß ſich das letztere merklich verdrängt. Ich war erſchreckt, Bilder darunter zu erblicken, die ich für den Gipfel der Vollendung gehalten hatte, Leſſings Huſſitenpredigt z. B., ja ſelbſt mein altes Idol, ſeinen Huß auf dem Concil! Das zweite Zimmer enthielt Bilder, welche ſich auf das rein Darſtellbare nicht nur beſchränken, ſondern ihm auch einen tieferen geiſtigen Inhalt abgewinnen. Das Abendmahl des da Vinci, Delaroches Marie Antoinette, Caravaggios und Knaus' Falſchſpieler ſind die einzigen Namen, die ich in meiner Zerſtreutheit bemerkte. Im dritten Zimmer, das, denke ich, die Grenze deſſen bezeichnen ſollte, was von dem Nichtdarſtellbaren, alſo vor Allem von Ton, Geſchmack und Beweglichkeit, in das Darſtellbare herübergenommen werden dürfe, ſah ich unter Anderem Gallaits ſchönes Bild: der Geigenſpieler mit ſeiner ſchlafenden Schweſter, die Predigt des Paulus von Raphael, Murillos Meloneneſſer und das bekannte „Blindekuhſpiel“ eines engliſchen Meiſters, deſſen Name mir in dieſem Augenblick nicht gegenwärtig iſt. Aus dem nächſten Zimmer, das ſich mit dem Zuſammenſtellen von ſolchen, im Uebrigen vollendeten Meiſterwerken beſchäftigt, deren Genuß durch das Mahnen an die Forderungen anderer Sinne ſchon einigermaßen beeinträchtigt ſey, erinnere ich mich nur eines einzigen Bildes, — der Raphael'ſchen Cäcilie, über die ich bisher nie etwas anders als Ausrufe der Bewunderung vernommen zu haben glaube. Nun folgten Säle mit vorwiegend unerquicklichen Compoſitionen, Stoffe qualvollen Inhalts, ohne verſöhnende Perſpective, unter ihnen der Biard'ſche Kampf mit den Eisbären und Rembrandts Anatom; demnächſt ſchalkhaft komiſche Bilder, z. B. Girardets Schulſtube, und im Gegenſatz wieder ſolche, wo ſich die Erfindung unbewußt in das Gebiet der Carrikatur verirrt hatte.

Als der Graf dann aber noch eine neue Reihe von Zimmern öffnen wollte, bat ich ihn, es für heute genug ſeyn zu laſſen, da meine Augen, wie ich fürchtete, bereits durch das Geſchaute über die Gebühr verwirrt worden ſeyen, und ohne Kraft und Empfänglichkeitsfriſche ein Geſchäft, wie das mir bevorſtehende, doch kaum zu beginnen ſeyn dürfte. Er gab mir Recht und wir ſtiegen in den obern Stock hinauf.

Als ich auf der vorletzten Stufe angelangt war, überkam mich's plötzlich, als müſſe ich aus dem Wege treten und Platz machen, und zwar überkam mich's mit ſolcher Gewalt, daß ich mich flach gegen die Wand drückte. Der Graf ſah mich erſtaunt an. Ich faßte mich raſch und ſchob einen Schwindel vor, der durch die im ganzen Stockwerk verbreitete Räucherluft wenigſtens nicht ganz ohne äußere Erklärung war, und ſo ging die Sache ohne weiteres Aufſehen vorüber. Uebrigens hatte mir wahrſcheinlich meine durch des Doctors heutige Mittheilung aufgeregte Phantaſie einen jener natürlichen Streiche geſpielt, denen Perſonen von viſionärem Geſchmack prophetiſche Bedeutungen beizumeſſen lieben. Ich ſah nämlich — und deßhalb war ich ausgewichen — eine weißgekleidete Frauengeſtalt mit aufgelöſtem Haar und zerſchlagenem Buſen unmittelbar vor mir auf den oberſten Stufen liegen und einen Leichenzug über ſie hinwegſchreiten. Wenn die Beerdigung des Fürſten eine ſo entſetzliche Scene zu Wege bringen ſollte, ſo weiß ich nicht, was mit mir werden wird. Schon heute habe ich eine ganze Stunde lang in dem bewußten Seitencabinet geſeſſen, mir gegenüber, am Lager des Kranken, alſo im anſtoßenden Zimmer, und nur wenige Schritte von mir entfernt, die Fürſtin — eine ganze Stunde, während welcher ich ſonſt mit Leichtigkeit ſie ſelbſt ſammt dem Kranken ſkizzirt hätte, und während dieſer langen Zeit habe ich keinen Strich fertig gebracht.

Ich bin nach einer durchwachten Nacht in aller Frühe an den Fluß gegangen, um mich durch ein Bad zu erfriſchen. Als ich die Ufergebüſche erreicht hatte und eben meine Kleider abwerfen wollte, gewahrte ich eine Bewegung in dem Unterholz der Erlen und ſah im ſelben Augenblick eine entkleidete Geſtalt in's Waſſer tauchen. Um niemand zu beläſtigen, zog ich mich raſch zurück, begab mich eine kleine Strecke landeinwärts nach einem Heuberge, der eben den Nachtthau ſeiner Oberfläche in feinen blauen Dunſtwölkchen der Morgenſonne entgegen dampfte, ſtreckte mich dort auf meinem Lodenrock in's Gras und genoß in vollen Zügen

Digitized by Google

die Frische der über Blumen und Saatfeldern daherstreichenden Morgenluft. Durchwachte Nächte stimmen das Gemüth zur Beschaulichkeit. Der Schlafmangel hat etwas wie das Gefühl vom Krankgewesenseyn in die Seele gelegt. Nun geht es ihr wie dem Genesenden: sie staunt mit dankbar offenem Auge in die Natur hinaus, die nichts von Siechthum weiß und eine nur um so mächtigere Anziehungskraft auf den kaum erst wieder Gesundenden ausübt. Mehr als sonst tritt in solchen Stimmungen das sorglose in den Tag hinein Leben alles Gethiers dem einsam Betrachtenden nahe: die friedliche Art, wie die verschiedensten Vögel in denselben Bäumen ihr Wesen treiben; der glückliche Leichtsinn, mit dem sie ein eben erst mühsam erhaschtes Futter im nächsten Augenblick über irgend einem dazwischen kommenden Einfall vergessen und verschleudern; die Freiheit, mit der sie bald hier, bald dorthin streichen, ohne ein Wort zu hinterlassen, wann sie zurückkommen werden und wann die Kinder oder die lieben Verwandten zur Stelle seyn sollen. Ich hatte während der ganzen Nacht das Gesicht des Fürsten zu sehen geglaubt. Es stand zuweilen so deutlich vor meiner Seele, daß ich mir jeden einzelnen Zug wie ein physiognomisches Pensum abfragen konnte; ein paarmal war ich sogar im Begriff gewesen, den Bleistift zur Hand zu nehmen und das mir Abverlangte aus dem Gedächtnisse zu arbeiten. Aber es widerstrebte etwas in mir, und leicht möglich ist's, daß ich es nie über mich gewinne, den Fürsten zu zeichnen. Es mag mit solch einem Stoffe nicht viel anders seyn als mit einem der Phantasie des Dichters allzu übermächtig gewordenen Gegenstande. Ich erinnere mich von Eindrücken gelesen zu haben, welche nicht ruhen und nicht rasten lassen und die schaffende Kraft beständig zu schöpferischer Bewältigung anreizen, ohne doch je, wie der Jäger sagen würde, vor den Schuß zu kommen.

Nun ich so im hellen Morgensonnenscheine die letzten Nachtgespenster verflüchtigen und verschwinden sah, ließ mich endlich das Leidensbild des Fürsten frei, und die Züge seiner blassen Pflegerin, wie ich sie gestern wieder gesehen hatte, traten an seine Stelle. Es war das erstemal gewesen, daß wir einander hier Auge in Auge geblickt hatten. Eine leise Kopfneigung hatte mir, als ich im Seitencabinet ihr zu Gesicht kam, gedankt. In gleicher Weise gab sie mir nachher das Zeichen, mich zurückzuziehen. Während ich malte oder malen sollte, las sie dem Kranken vor, gedämpften Tons, über ihr Buch gebückt, die rechte Hand in der Fülle ihres ungeordneten schwarzen Haars begraben, dessen Menge den Kopf, wie sie ihn stützte, fast lastend auf die Seite zu ziehen schien. Welch ein Anblick! er, mit hoher, kluger Stirne, noch immer männlich streng und klar, obschon die ganze Lebensthätigkeit — denn selbst seine Hände scheinen schon gelähmt — sich auf das Auge beschränkte; sie, verwacht zwar und bleich, mit Thränen in der Stimme und an den langen schwarzen Wimpern, aber die Frische, die Biegsamkeit, die Fülle der Jugend noch in jeder Bewegung erkennbar, und dabei in Kinn und Wange aus der minder ernst gearteten Zeit, wo ich sie zuerst sah, noch die muntern, die auch jetzt noch an's Weinen nicht glauben wollenden Grübchen!

Ein Plätschern im Wasser störte mich plötzlich auf. Ich hatte so oft schon Morgens die Dorfjugend im Besitze meines Badeplatzes gefunden, daß mir der heutige Aufschub kaum als etwas Ungewöhnliches erschienen war. Jetzt plötzlich kam mir's in den Sinn, daß jemand zu tief in den Strom gerathen seyn könnte. Kati fiel mir ein, und wie auch sie dazumal nur wenige Sekunden zu zögern gebraucht hätte, um mich rettungslos in den Maschen der Schlinggewächse zu Grunde gehen zu lassen. Meine nächste Bewegung war ein rasches auf die Füße springen. Ehe ein zweiter Gedanke den ersten verdrängen konnte, stand ich am Ufergebüsch und rief, ob jemand in Gefahr sey?

Ein dreimaliges Niesen, fast unmittelbar neben mir, gab mir höchst unerwarteten Bescheid. In einem langen, frisch gewaschenen Hemde, unter dem einen Arm ein braunes Wollengewand, die andere mit dem Abspülen zweier durchlöcherter Lederpantoffeln beschäftigt, kauerte jenseits der Bäsche ein altes Mönchlein, freundlich grüßend, im Uferkies, und schien eben beflissen, nach vollendeter eigener Wäsche auch die letzten Garderobestücke im klaren Wasser aufzufrischen.

Das absonderliche Männchen hat sich seitdem auf meinem Heuberge vollends an der Sonne getrocknet und ist eben zu der Fürstin gegangen. Wenn der alte Graf seiner ansichtig wird, bekomme ich wieder zu thun. Der Klosterbruder aus dem Rathsam hat uns neulich beim Besprechen meiner Bibliothekentwürfe lange in Anspruch genommen. Hier, glaube ich, wäre ein Modell für den Klosterbruder, wie ihn Lessing selbst nicht besser gewünscht haben könnte. Einstweilen soll er — so hat der Prior von N. verfügt — bei dem Kranken beten und nicht von seiner Seite weichen. Ich vermuthe freilich, daß der Fürst ihn abweisen wird. Nach allem, was ich höre, steht derselbe mit der Geistlichkeit nicht zum besten, wie denn auch seine diplomatische Thätigkeit in Rom ihn mit der Curie in ernstliche Fehde verwickelt haben soll.

Kati, welche mich vorhin mit dem Mönchlein vom Bade zurückkommen sah, küßte ihm die Hand und

Digitized by Google

nannte ihn Pater Bartolmä. Sie hatte wieder eine Laſt auf dem Kopfe, ich glaube einen Salzblock für's Vieh, und ſah mich nur von der Seite an, als ich ſie an ihr Verſprechen erinnerte, keine Bürden mehr auf dem Kopfe zu tragen. Das ſey damals geweſen, ſagte ſie. Es iſt klar, daß ich's mit ihr verdorben habe. Ich muß ihr jetzt nur endlich einmal das Bild malen, das ſie über ihr Bett zu hängen wünſchte. — Die Knabentracht ſcheint ſie übrigens ganz abgelegt zu haben. Es war freilich wohl Zeit. Sie kommt in die Jahre, wo ein Mädchen, wenn es hübſch iſt, ſich nicht nach eigenem Belieben verſtecken oder entſtellen darf. Die Schönheit iſt, wie die Brunnen in der Wüſte, ein Geſchenk Gottes, deren gar viele ſich freuen ſollen. Von wirklicher Schönheit kann hier allerdings noch kaum die Rede ſeyn. Bis jetzt erquickt ihr Anblick vornehmlich deßhalb, weil man ihr anfühlt, daß ſie ein gar gutes, einfaches Geſchöpf iſt. Neben der Spinnwirzel, die denn doch wohl immer etwas Narkotiſches in ihrer ſeeliſchen Atmoſphäre hat, kommt die Kati mir wie eine recht derbe, blanke, rauhfelzige Alpenroſe vor. Sie ſollte nur ganz da droben bleiben. Freilich, die argen Jäger! und die Holzknechte und die Fleiſcherburſchen und die ſonſtigen verliebten Landſtreicher — die Herren Maler nicht zu vergeſſen!

Was heute morgen ſo harmlos naiv wie die Badeſcene des Ulyſſes begonnen hat, ſcheint ſchon vor Abend ſich in ein Gewitter verwandeln zu wollen. Der Doktor iſt außer Rand und Band und wittert den Teufel ſelber in der Kutte des behaglichen Mönchleins. Das ganze Krankenzimmer, behauptet er, ſtinke ſchon wie die Hölle. Er hat Luſt, den Kranken ins Freie ſchaffen zu laſſen, damit der Heimlichkeiten ein Ende werde. Sterben, ſagt er, müſſe der Fürſt doch. Sobald der Kranke ſeine Beſinnung verloren haben wird, ſcheint der Doktor auf ſeinem Kopf beſtehen zu wollen. Bis dahin gelte, ſagt er, der Wille des Fürſten und der ſey ein viel zu guter Diplomat, als daß er offen gegen das Herkömmliche verſtoßen werde. Der Doktor geht in ſeinem Zorn gegen das Pfaffenweſen übrigens ſo weit, daß er heute die Vergiftung des Fürſten ſchon geradezu auf Rechnung der Curie ſchob. Es ſey wahr, das erſtemal habe der Fürſt ſelber Gift genommen; aber ſeitdem ſey ihm neues beigebracht worden, und zwar in Welſchland. Verdacht dieſer Art habe er, der Doktor, ſelbſt ſchon damals bei des Fürſten erſtem ſogenannten Rückfall geäußert; jetzt zweifle er nicht mehr daran. Man habe den Fürſten als einen der gefährlichſten Gegner des römiſchen Einfluſſes aus dem Wege räumen wollen, vor Allem, da eben in jener Zeit das Gerücht durch die Blätter gelaufen ſey, die Erhebung in den Fürſtenſtand ſey eine Vorläuferin weiterer Gunſtbeweiſe und das intime Verhältniß des Fürſten zu dem Thronfolger werde den erſteren demnächſt ins Miniſterium bringen. — Da mir die neulichen ſonderbaren Aeußerungen des alten Grafen in Betreff hochgeſtellter Verführer einfielen, äußerte ich mein Befremden, daß eine ſolche Intimität nicht wenigſtens Erkundigungen und Nachfragen in Zeiten ſo ſchwerer Lebensgefahr zur Folge habe. Der Doktor meinte aber, gehört zu haben, daß der Thronfolger auf einer Reiſe im Ausland begriffen ſey, und gab zu verſtehen, daß ſeit des Fürſten ſeltenerem Daheimſeyn das Verhältniß ſich ohnehin gelockert habe. Als ich nach dem Prälaten fragte, deſſen ſeine Frau ohnlängſt in etwas zweifelhafter Weiſe Erwähnung gethan habe, brach der Unmuth von Neuem los. Der ſey die eigentliche Achſe, um die ſich Alles drehe, ſagte er; ein Heuchler der bedenklichſten Sorte, dafür allerdings aber auch auf geradem Wege zum Cardinalshut, wenn nicht gar zur Tiara. Die Fürſtin ſey von ihm völlig umſponnen; die Fliege im Netz könne nicht hülfloſer ſeyn, als ſie. Zum Glück laſſe ſich wenigſtens nichts mehr für die todte Hand erluchſen. Die teſtamentariſchen Verfügungen von Vater und Sohn ſeyen längſt gemacht und, ſoviel er wiſſe, mit ſolcher Vorſicht, daß eine Ueberrumpelung des Sterbenden zu keiner neuen Verfügung mehr führen könnte. Was der Pater Bartolmä hier alſo zu ſuchen habe, ſey einfach Folgendes: Gewißheit über die letzten Augenblicke einer wichtigen Perſönlichkeit; wo möglich eine Gelegenheit, um ihr noch eine Aeußerung bußfertiger Zerknirſchung abzulocken; wenn dieſe Gelegenheit ausbleibe, auf alle Fälle doch die Möglichkeit, ein derartiges Anekdötchen durch einen geiſtlichen „Augenzeugen des letzten ſchweren Kampfes“ dereinſt in Umlauf zu ſetzen.

Der gute Doktor kramte ſeine Anſichten noch zwei, drei andern aus, die zufällig ihm in den Wind kamen, und dampfte dann nach ſeinem Gärtchen hinüber, das mir heute nicht halb ſo idylliſch erſchien, wie an dem Tage, als er es mir zuerſt von Weitem zeigte. — Welch ein Schwarm von Stechfliegen, wohin ich mich wende! Ueberall blinder Glaube an die Schlechtigkeit Anderer! Alles gilt für berechnet, Alles iſt von Weitem eingefädelt, Alles hat die menſchliche Bosheit verſchuldet! — Und die viele Herzensgüte, die trotzdem ringsum thätig iſt und opfern möchte, was es nur irgend zu opfern gibt? ſich ſelbſt, wenn es ſeyn muß, wie in dieſem Augenblicke, dieß bin ich gewiß, die Fürſtin ihr Leben mit Freuden für den Fürſten in die Schanze ſchlüge! Wer denkt an jene Unſumme von

Digitized by Google

gutem Willen, an jene vielen braven Regungen, die ein so schweres Verhängniß in ungezählten Persönlichkeiten zu werkthätiger Liebe aufruft! Glücklicherweise fließen die Farben in einander, und die Heftigkeit des bösen Anklägers ist oft nur die Unbeholfenheit der Treue, die da helfen möchte und nicht helfen kann. Man schlägt ja auch wohl einmal in die leere Luft, wenn kein Feind zur Stelle ist, an dem man seine Unruhe austoben kann.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Tirol, Oktober.

Kunst. — Literatur.

Paganini soll die Fertigkeit besessen haben, auf Einer Saite seiner Zaubergeige ganze Musikstücke abzuspielen; auch unsere Ultramontanen sind solche Virtuosen; sie spielen noch immer das alte Thema der Glaubenseinheit mit zahllosen Variationen bis zum Ekel. Freilich läßt ihnen die Regierung Zeit dazu, denn bis jetzt ist noch immer keine Entscheidung getroffen, obwohl das bezügliche Schriftstück bereits im Mai in das kaiserliche Cabinet gelangte. Wir wollen uns von dieser leidigen Geschichte abwenden, schließlich geht die Zeit doch vom Lieblingsthema der Ultramontanen zur Tagesordnung über.

Erfreulicher sind manche Erscheinungen der Kunst auf kirchlichem Gebiete. So scheint sich unser Friedhof zum Mittelpunkt der Kunstthätigkeit Innsbrucks zu gestalten; vielleicht wirkt das Todtenfeld auch auf das Leben zurück und erregt den Sinn von Privaten für profane Werke. Aus älterer Zeit findet sich noch so manches in Tirol, noch weit mehr wurde von einer dürftigen und rohen Nachkommenschaft verschleudert, wir haben aber immerhin den Beweis, daß man früher nicht bloß Kirchen, sondern auch das Haus mit Kunstwerken schmückte. So ist gegenwärtig im Museum ein Gemälde von Lukas Kranach ausgestellt, eine der besseren Arbeiten dieses vielthätigen Künstlers. Wir sehen die Dornenkrönung; Christus wird von den Juden, schrecklichen Teufelsfratzen, mißhandelt. Das Bild wurde aus einem Dorf zum Verkauf hieher geschickt. Doch ich wollte vom Friedhof erzählen.

Hier mache ein großes Freskogemälde von Plattner, welches unlängst enthüllt wurde, verdientes Aufsehen. Alois Plattner zählt zu den Schülern von Cornelius; man bemerkt in seinen Werken den Einfluß dieses großartigen Meisters, ohne daß man ihm ohnmächtige Nachahmung vorwerfen könnte. Unser Magistrat hat sich selbst geehrt, indem er die Ausschmückung der Todtenkapelle, ohne die Kosten zu scheuen, einem tüchtigen Künstler übertrug; er macht damit gut, was er durch unzeitige Knickerei bei den Stationen in den Arkaden verpfuscht hat. Plattner erhielt als Aufgabe das jüngste Gericht; der Gegenstand forderte zu einer ideal symbolischen Behandlung heraus. So erblicken wir denn zu oberst Christus; zu seinen Häupten schweben Engel, welche die Werke christlicher Barmherzigkeit versinnlichen. Nach altchristlichem Gebrauch kniet rechts als Vertreterin der Gnade die Mutter Maria, links Johannes der Täufer, zu beiden Seiten thronen die strengen Gestalten von je drei Aposteln und Propheten. In der Mitte des Bildes schwebt auf einer Wolke der Engel des Gerichtes mit dem Buch in der Hand, ihm zur Seite blasen Engel zur Auferstehung. Die untere Hälfte des Bildes ist von der Thüre durchbrochen, und dadurch entstehen zwei Seitenräume. In den rechten hat der Künstler die acht Seligkeiten, in den linken die sechs Hauptsünden verlegt. Am Gewölbe der Vorhalle sind zwei Engel angebracht, welche innig das Kreuz Christi umfassen, an den Schmalseiten rechts Enoch, links Elias. Man sieht, die Aufgabe war groß, der Künstler zeigte sich jedoch derselben gewachsen. Auch ein plastisches Werk verdient Erwähnung: es ist ein lebensgroßer Christus aus carrarischem Marmor von J. Grissemann. Die Gestalt ist bekleidet, die rechte Hand segnend erhoben, in der linken das aufgeschlagene Buch. Man begrüßt diese Zeichen erwachenden Kunstsinns in einem Land, wo er so lang schlummerte, mit aufrichtiger Freude.

Aber auch einige andere Erscheinungen können wir lobend erwähnen. Es sind die „Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der kirchlichen Baukunst in Tirol," von denen eben die Schlußlieferung, welche die gothische und die Renaissancebauweise umfaßt, ausgegeben wurde. Das Werklein beispielt eine große Menge tirolischer Baudenkmale, ohne jedoch auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, und

Digitized by Google

erläutert die technischen Ausdrücke für den Laien durch Zeichnungen, deren Detail den erwähnten Bauten entnommen ist. Für die Renaissance bewährt der Verfasser übrigens nicht viel Verständniß; auch ein spreitischer Tirolismus fehlt nicht. „Die Mehrzahl unserer gothischen Kirchen entstammt dem fünfzehnten Jahrhundert, also einer Zeit, wo in Deutschland, woher wir die Gothik bekamen, das ganze System derselben und die Einzelnheiten nicht allein vollständig entwickelt, sondern in mancher Beziehung auch deutliche Spuren der Verfallzeit aufgetreten waren.“ Also Tirol erhält seinen Baustyl aus Deutschland, als ob Tirol gar nicht zu Deutschland gehörte! Indeß von solchen Kleinigkeiten mag man bei dieser immerhin verdienstlichen Arbeit absehen.

Anders verhält es sich mit einem Büchlein, das uns eben in die Hand fällt. Es trägt den Titel: „Die Glaubenseinheit in Tirol, eine Dorfgeschichte von Johann Schöpf.“ Den Ultramontanen genügt Kanzel und Beichtstuhl nicht mehr, sie betreten auch noch das Gebiet der Novelle, um für ihr Kleinod zu wirken. Die Behandlung dieses Themas, welches eher in das sechzehnte oder siebzehnte Jahrhundert paßte, ist aber auch vollständig des Gegenstandes würdig; wenn der Verfasser eine komische Wirkung beabsichtigte, hat er sie völlig erreicht. Denken Sie sich als Helden der Erzählung einen kaiserlichen Offizier, der sich für die Glaubenseinheit duellirt und zur Entschädigung für den abgeschossenen Arm die Hand einer Glaubenseinbrüterin erhält, als Sance einige Ausfälle gegen die Turner und lyrische Bocksprünge der verschiedensten Art. Wollen Sie eine kleine Probe?

„Glaubenseinheit! du, ja du bist die ausgesuchteste Zierde meines Vaterlandes, du bist das wahre Edelweiß seiner Berge, du bist ihr duftender Spelk, ihr köstlicher Marbei und Mabaun, du bist der wahre Alpenrosenstrauch ihrer grünen Triften. Die Einheit des Glaubens, die Einheit eines wahren Glaubens ist eine Perle, ist eine Zierde, welche dir jeden Mangel anderer versüßen kann. Die Aufklärung unserer Tage, das moderne Licht, die neue Weisheit des Humanitätscultus stellt dem Menschen als seinen Herrn und Gott sich selbst hin.“ Doch ich will Ihre Geduld nicht länger mißbrauchen.

Nachdem ich unserer religiösen Comödie einige Worte gewidmet, sollte ich wohl noch der nationalen Tragödie in Welschtirol gedenken. Wer hat nicht von dem letzten Putschversuch im Trientinischen gehört, welcher unsere Gefängnisse bevölkerte? Wenn Sie am Inntai, unserem schönsten Spaziergang, entlang wandeln, kommen Sie am Kräuterthurm vorbei, und durch die Eisenstangen lugen die bleichen Gesichter der Italianissimi, welche ihre Verurtheilung erwarten. Vor dem Hause schulten eine Wache mit aufgepflanztem Bajonnet. Der Ausgang des Processes dürfte manchem verderblich werden. Das Unternehmen war zu toll, um selbst bei den hitzigen Anhängern Garibaldis in Südtirol Anklang zu finden; beklagen wir die Opfer, wenn sie auch ihr Schicksal zu verdienen scheinen.

Dafür etwas Erfreuliches aus jenen Gegenden, welche deutsche Sorglosigkeit der Verwelschung anheimfallen lassen will. Mitten im Valsugana, wo sonst die welsche Tricolore flaggt, hat Schultrath Stimpel, dem Wunsche vieler Bewohner entsprechend, eine deutsche Schule errichtet. Glück auf!

Genf, Oktober.

(Schluß.)

Der 22. August. — Fortdauernde Spannung.

Im Hotel des Bergues wohnte der preußische Gesandte aus Bern und mehrere andere Mitglieder des Augustcongresses, welche unmittelbar, kaum zwei Stunden vorher, auf dem jetzt in Belagerungszustand befindlichen Stadthaus jenen internationalen Vertrag unterzeichnet hatten, der, das Verpflegungswesen im Kriege regelnd und unter völkerrechtlichen Schutz stellend, eine Aufgabe der Humanität zu lösen suchen soll. In demselben Gasthof wohnte der Prinz Heinrich der Niederlande und viele andere hochgestellte Personen. Sie konnten aus ihren Fenstern die blutige Stätte des Bürgerkriegs und eine der Hauptbarrikaden übersehen. Ich eilte, als der Lärm entstand, in das meiner Wohnung am nächsten gelegene große Hotel de la Metropole, von wo aus man die Kais und Brücken am besten und sichersten betrachten konnte. Ich werde nie die bleichen, erschrockenen Gesichter der in der Vorhalle in dichten Gruppen umherstehenden Fremden aller Nationen vergessen, die vergeblich diese mörderischen Scenen, diesen improvisirten Bürgerkrieg, diesen blutigen Humbug sich zu deuten suchten.“ Einige hundert Schritte von diesem Gasthof

Digitized by Google

entfernt, in der Nähe des Hotel de la Couronne, hatte man so eben einen getödteten Arbeiter aufgehoben, der bei seiner Arbeit selbst von einer Kugel in den Kopf getroffen war. Dieser Schuß in's Blaue hinein, der einen unbetheiligten armen Teufel tödtet, charakterisirt den ganzen politischen Kunstreich. Auch noch andere Unbetheiligte sind getödtet und verwundet worden. Der 22. August wird eine Schmach bleiben in den Genfer Annalen, welche nicht so leicht ausgetilgt werden wird.

Der Eindruck des Ereignisses war ein ungeheurer in der gesammten Schweiz. Der Gegensatz zwischen der Erwartung eines großen Bundesfestes und der darauf folgenden bitteren Enttäuschung war denn doch zu groß, als daß man ihn so leicht hätte überwinden können. Nicht minder empfand man es tief, daß dieselben Genfer, welche sich noch kurz vorher in allen ihren Parteiorganen so hocherfreut über die Wahl eines ihrer Mitbürger, des früheren Staatsraths Choulet-Benel, in die eidgenössische Centralregierung gezeigt hatten, jetzt es in ihren Mauern zu Auftritten kommen ließen, welche die Schweiz nach Innen und Außen zu compromittiren im Stande waren. Einen solchen Exceß politischen Leichtsinns wußten sich die bedächtigen deutschen Schweizer nicht zu deuten, und auch in der französischen Schweiz fand jenes Probestücklein der Genfer Straßendemagogie herben Tadel. Ganz besonders war dieß der Fall im Canton Waadt, der zuerst vom Bund berufen wurde, Genf militairisch zu beisegen, wie auch die Leitung der Untersuchung einem Waadtländer, dem Staatsrath Duplan-Veillon, übertragen wurde. Wenn letzterer mit einer gewissen Strenge seine schwierige Aufgabe löste, und namentlich unter den Radikalen scharfe Musterung hielt, so hat er nur im Sinn seiner engeren Landsleute gehandelt, welche bereits auf dem Punkt standen, ihrem andern Landsmann, dem Bundesrath Fornerod, der als Bundescommissär gleichfalls nach Genf gesandt war, in der Presse ein Mißtrauensvotum zugeben zu lassen, weil sie ihm zu große Freundschaft für Fazy und zu viel Nachsicht gegen den Genfer Radikalismus vorwarfen. So wurde in den ersten Wochen nach dem 22. August alles auf die Spitze getrieben, und jener Unglückstag schien über die gesammte Schweiz seine unheilvollen Nachwirkungen ausdehnen zu wollen. Erst nach und nach kehrte dort eine ruhigere Ueberlegung und mildere Stimmung in die Gemüther zurück. Reich ist diese Periode jedenfalls für alle Parteien an politischen Lehren gewesen.

Nichts könnte in dieser Hinsicht lauter reden als die Flucht James Fazy's, des Mannes, den einst die gesammte Schweiz als den Dictator von Genf zu bezeichnen pflegte, und der jedenfalls zehnzieng die populärste Persönlichkeit dieser Stadt gewesen war. Die sämmtlichen Mitglieder der radicalen Partei, welche die öffentliche Meinung als die Rädelsführer bei dem Aufstand im Quartier St. Gervais ansah, hatten die Eröffnung der Untersuchung ruhig abgewartet und sich einer in Aussicht stehenden Verhaftung nicht entzogen; sie hatten wenigstens Muth und Charakter genug gezeigt, auch die Folgen ihrer Handlungsweise auf sich zu nehmen. Nur James Fazy, dem wenigstens niemand eine direkte Betheiligung an dem Attentat in der Rue de Chantepoulet zutraute, suchte das Weite, als ihn eine Vorladung vor den Untersuchungsrichter beschied. Der Eindruck dieser Flucht in Genf war unbeschreiblich; er wurde dadurch nicht günstiger, daß die „Nation Suisse" erklärte, der Parteiführer werde von der Grenze aus die Fortschritte der Reaction beobachten, um sie der Schweiz zu signalisiren. Kein Mensch hatte bisher daran gedacht, in der Bundeshülfe, welche die Eidgenossenschaft in der schwierigsten Lage dem Canton leistete, eine Reaction zu erblicken. Auch Fazys siebenzig Jahre wollte man nicht als Entschuldigung seiner Entfernung gelten lassen. Fazy hat freilich bei der erschütternden Schicksalswendung, welche seine Partei selbst herausgefordert hatte, nicht die stolche Größe gezeigt, welche auch einem politischen Charakter erst die rechte Weihe ertheilt. Wer aber konnte im Ernst ein Martyrium, und hätte es auch nur in einigen Monaten Haft bestehen sollen, von dem Epikuräer James Fazy erwarten? Er hätte im Gefängniß seinen Gegnern sehr gefährlich werden können, aber man zuckte die Achseln über die Zweideutigkeit seiner selbstgewählten Mission eines Freiheitsrächters jenseits der Gränze. So sehr aber auch dieser letzte Schritt des einst allmächtigen Führers ihm äußerlich und innerhalb der eigenen Partei schadete, so blieb ihm doch, eine fast rührende Erscheinung, immer noch eine starke Schaar Getreuer. Während der ersten Tage, welche der Rückzug im „Weißen Kreuz" zu Ferney zubrachte, soll er den Besuch von gegen 1500 seiner Anhänger erhalten haben. Hier, unter diesen rein republikanischen Verhältnissen, zeigte sich wieder einmal so recht die Bedeutung und das Gewicht der Persönlichkeit, welche ja auch von jeher eine so mächtige Stütze des monarchischen Princips abgegeben hat und sich gewöhnlich dann erst zeigt, als alle möglichen Staatsumwälzungen. Auch in dem republikanischen Genf ist die Zaubergewalt — der Ausdruck ist nicht zu hoch gewählt — des Namens Fazy noch heute keineswegs ein überwundener Standpunkt, und die weitere Entwicklung der Dinge möchte noch manchen Beleg für die Zähigkeit einer traditionellen Popularität liefern. Die Wallfahrten der Genfer Radikalen nach Ferney erinnerten übrigens an eine ähnliche Erscheinung, welche genau vor hundert Jahren den frommen Vätern der Republik manche schlaflose Nacht bereitet hatte. Zu jener Zeit war es Voltaire, der dem unbedeutenden Dorf einen weltberühmten Namen verschafft hatte. Man weiß, wie der Held der französischen Aufklärung sich trotz aller Sittenstrenge und aller Askese der Bürger des calvinistischen Staats einen begeisterten Anhang namentlich unter den jungen Leuten erworben hatte, und wie weder der Feuereifer der Prediger, noch selbst die rigorosen Maßregeln des Consistoriums und der Polizei es hindern konnten, daß diese Jünger der neuen freigeistigen Lehre täglich nach Voltaires Schloß zogen, um durch das „süße Gift" der

Digitized by Google

theatralischen Vorstellungen und des Voltaire'schen Witzes für eine neue Weltanschauung gewonnen zu werden und die Fesseln der ererbten Sitte abzustreifen. Ob wohl der Geist des sarkastischen „Philosophen von Ferney“ aus den elysischen Gefilden mit Befriedigung auf dieses eigenthümliche lebhafte Treiben herabsah, welches in den ersten Septembertagen seinen einstigen irdischen Wohnsitz erfüllte, den sonst gewöhnlich nur noch neugierige Reisende zu besuchen pflegen? Aber Parallelen liebt, hätte hier Gelegenheit dazu, denn wahrlich, es gibt mehr als Einen verwandten Zug in dem Charakter des einstigen Dictators von Genf und jenes Mannes, den Goethe einmal in einem Brief an Frau von Stein „eine Canaille von einem Gott“ nennt. Wie lassen das hier auf sich beruhen. Sicher ist, daß die französische Regierung nicht allzu sehr von der neuen politischen Berühmtheit Ferneys erbaut schien; denn eines schönen Morgens erschien der Präfekt des Departements de l'Ain in Person bei Fazy, um ihm anzukündigen, daß Frankreich ihm nicht gestatten könne, ferner auf seinem Gebiet in der nächsten Nähe der Schweizer Gränze zu weilen. Fazy fledelte darauf nach Paris über, und man wird sehen, ob es sich wirklich bei der Schlußverhandlung des großen politischen Processes vor den eidgenössischen Assisen stellen wird, wie er versprochen hat. Die Maßregel der französischen Regierung erregte großes Aufsehen, es regnete Commentare von allen Seiten. Jedenfalls scheint sie anzudeuten, daß die kaiserliche Regierung sorgfältig beflissen ist, den Schein jeder Begünstigung des Genfer Radikalismus und ihres Führers von der Hand zu weisen. Auch andere Schritte deuten darauf hin.

Die Genfer Zustände befinden sich seit dem 22. August in einer fortdauernden Uebergangsperiode, deren Ende, wie gesagt, noch durchaus nicht abzusehen ist. Die Eidgenossenschaft hat ihrerseits durch gerechte, billige und beschwichtigende Maßregeln Alles aufgeboten, eine Ausöhnung der Parteien anzubahnen. Bis jetzt ist es ihr noch wenig gelungen. Die Genfer Parteien fahren fort, sich wüthend zu bekämpfen, und die verschiedenen Organe geben sich im Punkt der Heftigkeit ihrer Ausfälle nichts nach. Die Partei der Independenten hat gegenwärtig die Oberhand, die jüngste Wahl eines Nationalraths (16. Oktober) hat ihr eine beträchtliche Mehrheit, etwa 1100 Stimmen, über die Radikalen gegeben. Diese aber geben ihre Hoffnung keineswegs auf, bald wieder die Majorität auf ihrer Seite zu haben, was durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, sobald die Independenten sich in ihrem Siege nicht zu mäßigen wissen sollten. Der Haß ist außerordentlich tief gewurzelt. Das konnte man namentlich auch bei der Untersuchung sehen, wo eine Menge unbegründeter, wahrhaft ungeheuerlicher Denunciationen oft hemmend auf den Gang derselben einwirkten. Der politische Charakter des Genfer Parteiwesens zeigte sich hier in ungünstigem Licht; von einer aufrichtigen Versöhnlichkeit war auch bei den Independenten wenig zu bemerken. Man hat vielfach die Frage einer Verfassungsrevision als sicheres Heilmittel der politischen Krankheit angeregt. Das Uebel aber liegt tiefer als in der bloßen Form. Eine Aenderung dieser würde wenig helfen, wenn nicht auch das Wesen der heutigen Parteien aus sich heraus eine Reform vornimmt. Und dann spielen so viele locale, ja auch confessionelle Beziehungen in die politische Frage hinüber, daß es schwer ist, an eine dauernde Besserung zu glauben, wenn nicht auch auf diesen Gebieten gesundere Zustände angestrebt werden. Daran aber denken die Genfer Parteiblätter zur Stunde noch nicht; keines erhebt sich über die unmittelbare politische Debatte, keines über die Befriedigung persönlicher Leidenschaften und egoistischer Zwecke. Zum Glück ist alle Aussicht vorhanden, daß die Schweiz ihr Augenmerk unverrückt auf Genf richten und auch ferner die nöthigen moralischen und materiellen Mittel bieten wird, damit der Läuterungsproceß ohne Scenen wie die vom 22. August sich vollziehen kann. Wer aber die Genfer Verhältnisse genauer kennt, der wird den Schluß dieser Bewegung so bald nicht erwarten. Zunächst sieht man mit großer Spannung den Enthüllungen entgegen, welche die bevorstehenden eidgenössischen Assisen über alle Einzelheiten und Motive der Augustereignisse bringen werden. Erst dann wird sich ein feststehendes Urtheil über den letzten „Sturm im Glas Wasser“ bilden können.

W. L.

Hamburg, Oktober.

Langsame Reformen. — Jahresconsumtion von Lebensmitteln. — Die allgemeine Wehrpflicht. — Das Bürgermilitär.

Es läßt sich nicht läugnen, daß wie im letzten Decennium von dem Zopfe, der uns in stattlichem Wuchse recht schaulich hinten hing, ein gutes Stück abgeschnitten haben, verschwunden aber ist er noch lange nicht, und es wird voraussichtlich noch mancher Tropfen Wasser die Elbe hinunter fließen, ehe wie auch den letzten Rest dieses Urväterhausrathes — vielleicht sogar mit schwerem Herzen — der neuen Zeit zum Opfer bringen. Wie sich übrigens

Digitized by Google

das Veraltete und gänzlich Unzweckmäßige mit den Prinzipien verträgt, denen jede große Handelsſtadt huldigen muß, ſoll ſie von ihrem Schwerſten nicht überflügelt werden, iſt bei uns um ſo ſchwerer zu begreifen, als wir nicht bloß ſehr ſtolz ſind auf unſere bürgerlichen Freiheiten und unſer ganzes Republikanerthum, ſondern auch ſchon lange mit größtem Eifer dem Freihandel das Wort reden. Freihandel iſt aber ohne die allerfreieſte Bewegung nicht recht denkbar. Dem Freihandel ſtand die bereits glücklich abgeſchaffte Thorſperre im Wege, ihn feſſelt und beſchränkt noch heute die Acciſe, die man gern los ſeyn möchte und die ſich doch ſo feſt in unſer Fleiſch gebiſſen hat, daß bis jetzt all unſer Schütteln und Rütteln ſie uns nicht abnehmen wollte. Auch daß wir noch immer vergebens auf den Tag warten, der unſerem Staats- und Gemeinweſen das Heil der Gewerbsfreiheit verkündigen ſoll, muß den Furchtſamen, die vor jeder Neuerung zittern, ein Troſt ſeyn; denn ſie können daraus ſehen, daß wir mit größter Vorſicht reformiren und uns in keiner Weiſe zu überſtürzen gedenken. Seit wenigen Tagen ſind wir abermals auf dem ſteilen Wege zum Beſſeren doch etwas weiter vorwärts gekommen. Die Bürgerſchaft hat den Senatsantrag in Bezug auf Verbeſſerung unſerer Poſteinrichtungen probat gefunden, und ſo erhalten wir denn die ſo ſchmerzlich entbehrten Briefſammelkaſten, die uns endlich der Mühe überheben, Stunden zu opfern, um die nöthigen Briefe auf die ſieben verſchiedenen Poſten zu bringen, mit denen uns der Scharfſinn unſerer praktiſchen Altvordern beglückt hat. Für Stadtbriefe ſoll gleichzeitig auch das Porto von einem auf einen halben Schilling herabgeſetzt werden. Wie ſchwer es bei uns dem Publikum gemacht wird, in gewünſchten Verkehr mit der Ferne zu treten und zu bleiben, läßt ſich am beſten durch ein Beiſpiel darthun, das ich der Norität wegen erzählen will. Ein mir bekannter Mann abonnirt auf ein politiſches Blatt, welches durch die hannoverſche Poſt zu beziehen iſt, und wünſcht, daß man ihm daſſelbe gleich den Briefen ins Haus bringe, natürlich gegen Erlegung eines durchaus nicht billigen Beſtellgeldes. Weil nun aber beſagter Mann nicht innerhalb des Thores, ſondern einige Minuten außerhalb deſſelben auf dem Landgebiete wohnt und kein Geſchäftslokal in der Stadt hat, kann er trotz alles Bezahlens ſein Blatt nicht bekommen, denn die hannoverſche Poſt beſitzt nicht das Recht, Briefe oder Zeitungen außerhalb der Thore an die Adreſſaten zu befördern. Dieſen Freundſchaftsdienſt übernimmt die Stadtpoſt, natürlich gegen abermals zu erlegende Beſtellgebühren, die ein Zeitungsabonnement enorm theuer machen. Wie lange es noch dauern wird, ehe man ſolchen ganz unerträglichen Zuſtänden ein Ende zu machen ſich entſchließt, mag Gott wiſſen, daß ſie aber die Geduld jedes Vernünftigen auf eine harte Probe ſtellen, iſt ebenſo gewiß, als daß man ähnliche Einrichtungen höchſtens in China, nicht aber in der erſten Seehandelsſtadt Deutſchlands erwartet.

Der Reichthum Hamburgs iſt ſprichwörtlich geworden. Das frühe Aufblühen der Stadt in vergangenen Jahrhunderten mag zum Theil ihren ebenſo klugen als energiſchen Bürgern zuzuſchreiben ſeyn, überſehen aber darf man doch auch nicht, daß die unvergleichlich glückliche Lage ſie großentheils mit zu dem machen half, was ſie geworden iſt. Ohne dieſe glückliche Lage würde Hamburg für gar manche Unterlaſſungsſünde ſchwer beſtraft worden ſeyn. Nur die Lage, die nichts ihm rauben kann, überwindet alle Hemmniſſe, die ſchon ſo lange beſtehen, und läßt die Stadt nach allen Seiten hin wachſen und den Verkehr von Jahr zu Jahr ſich mehren, was freilich in ungleich größerem Maßſtabe geſchehen würde, wenn wir uns kräftiger an allem, was unter die Rubrik „Fortſchritt“ gehört, betheiligen wollten und könnten.

Von Hamburgs Weltverkehr iſt oft ſchon die Rede geweſen, und auch in dieſen Blättern wurde deſſelben bisweilen gedacht. Nicht ſo bekannt ſind die Verkehrsverhältniſſe der Stadt ſelbſt und der Conſum ihrer Bevölkerung, in die einen Blick zu thun nicht weniger intereſſant ſeyn dürfte, als wenn wir uns von glaubwürdigen und unglaubwürdigen Leuten erzählen laſſen, was Paris, London, Newyork, St. Petersburg und andere große Weltſtädte jährlich eſſen und trinken. Vor kurzem iſt ein Schriftchen hier erſchienen, das ſich ausſchließlich mit Darſtellung der hieſigen Marktverhältniſſe beſchäftigt. Es rührt von einem Sachverſtändigen her, welcher Jahre lang genau Buch und Rechnung über die Fluctuationen des Marktverkehrs zu führen hatte, und verdient ſchon deßhalb Beachtung. Einige Einzelnheiten demſelben zu entlehnen, dürfte um ſo mehr am Platze ſeyn, als man in Innerdeutſchland hieſiges Leben und Treiben, das ſo oft ganz eigene Wege geht, noch ſehr wenig kennt. Es iſt dabei nie aus den Augen zu laſſen, daß Hamburg eine Seeſtadt iſt, daß es in niedriger Gegend liegt und die klimatiſchen Einflüſſe weſentlich die Lebensart der Bevölkerung mit bedingen. Dieſe Einflüſſe erklären auch die Vorwürfe, die man uns ſo häufig macht, indem man uns für gar zu materiell geſinnt hält.

Durchblättern wir nun die erwähnte Schrift, welche den Inſpektor Hoffmann zum Verfaſſer hat, ſo erſtaunen wir zuerſt über den außerordentlich ſtarken Verbrauch von Obſt aller Art, wie es mit Beginn des Sommers oder zu Ende des Frühjahrs auf den Markt gebracht wird und hier auf die verſchiedenſte Art durch hundert und aberhundert Hände an die Conſumenten gelangt. Die Denkſchrift weiſt nach, daß während der Saiſon täglich vier große Frachtwagen und etwa zwanzig Jollen allein mit Kirſchen beladen hier ankommen, und daß dieſe Fahrzeuge zuſammen jedesmal zwiſchen 120,000 bis 140,000 Pfund dieſer beliebten Frucht auf den Markt bringen. Im vorigen Jahr betrug die Zahl aller mit Obſt und Gemüſe beladener Fahrzeuge, ohne die nach Tauſenden zählenden Karren und Wagen, die auf dem Landwege die Thore paſſirten, mitzurechnen, 16,000. Nicht geringer iſt der Verbrauch von Fiſchen im Allgemeinen, bei denen unter den Seefiſchen Schollen und Schellfiſche die Hauptrolle ſpielen.

Digitized by Google

Die Zahl der mit Fischen überhaupt beladenen Fahrzeuge berechnet sich durchschnittlich im Jahre auf nahe an 5000, von denen 4500 nur Flußfische, als Aale, Stuhren, Butte, Hechte, Stinte ꝛc. der Stadt zuführen. Der Fischhandel ist jedoch nach den Jahreszeiten einem bedeutenden Wechsel unterworfen, indem andere Fischarten im Sommer, andere im Winter ein wichtiges Verzehrobject bilden. So kommen z. B. im Winter Dorsche aus der Oſtsee, Goldbutten ꝛc. auf der Are, die im Sommer nicht genossen werden, ferner aus den Süßwasserseen Holsteins und Mecklenburgs Brassen, Sandarten, Barsche, Plieten, Rothaugen ꝛc. Der Gesammtverbrauch erreicht eine bedeutende Höhe der Zahl nach, da allein die Fischzufuhr mittelst Wagen im Jahre auf eine halbe Million Pfund steigt. Einen der wichtigsten Verkehrsartikel bilden die Austern. Das Jahr 1861 führte von diesen leckern Schaaltieren 4¾ Millionen Stück ein, während 1863 die Einfuhr auf 7 1/10 Millionen Stück sich hob, von denen mehr als 6½ Millionen am Orte verspeiset wurden. Dem Austernhandel schließt sich die Bereitung und der Vertrieb des Caviars an, den man bekanntlich aus dem Rogen der Störe bereitet, eines Fisches, der hier in großen Massen auf den Markt kommt und Veranlassung zu jenem bunten Marktbilde gibt, das man in der guten Jahreszeit fast täglich an dem Anlegeplatze der Fischerei zunächst dem Hopfenmarkte betrachten kann. Es werden durchschnittlich im Jahre 4000—5000 Störe eingeführt und geschlachtet, die zusammen ein Gewicht von etwa einer Million Pfund repräsentiren mögen und deren Fleisch geräuchert für sehr viele ein Leckerbissen ist, da es seiner großen Wohlfeilheit wegen besonders von Unbemittelten stark gekauft und consumirt wird.

In manchen Genüssen wetteifert der eingefleischte Hamburger mit dem Engländer, oder thut es ihm wohl auch zuvor. So ist er z. B. ein leidenschaftlicher Liebhaber von fetschen Hühnereiern, die in unglaublicher Menge verzehrt werden. Diesen von allen Ständen begehrten Artikel liefern uns Holstein, besonders aber Mecklenburg, die Elbinsein und das hannoversche Küstenland. Es kommen Eier in Frachtwagen, in Karren, in Körben und sogenannten Kiepen und in zahlreichen Schiffen auf den Markt. Mancher große Wagen enthält deren 60 bis 70,000 Stück, während die Karrenbauern nur etwa 1000 Stück zur Zeit einführen können. Die Zufuhr auf der Berliner Eisenbahn betrug im vorigen Jahre 6 Millionen Stück, die aus Hannover 7 Millionen. Im Ganzen berechnet sich der Eierconsum in unserer Stadt jährlich auf wenigstens 20,000,000 Stück. Einen noch wichtigeren Consumtionsartikel, der in keiner Haushaltung entbehrt werden kann, bildet die Milch. Vom Milchhandel nähren sich daher Tausende, sey es, daß sie dieselbe als Producenten auf den verschiedenartigsten Fahrzeugen zur Stadt bringen, sey es, daß sie dieselbe als Aufkäufer wieder im Detailhandel an ihre Kunden verhökern. Der Milchverbrauch unserer volkreichen Handelsmetropole setzt alles Land drei bis vier Meilen weit im Umkreise in Contribution. Alle Landdörfer participiren daran, selbst die Eisenbahn führt der nimmersatten Stadt eine beträchtliche Quantität (circa 8000 Eimer jährlich) zu. Mehr wohl als den dritten Theil aller verbrauchten Milch dürften die Milchewer liefern, die in kleinen Geschwadern Tag für Tag, bei Regen und Sturm, im Winter oft mit Gefahr des Lebens das Trottoirs durchbrechend, an die Stadt kommen. Je nach ihrer Größe sind diese Milchewer mit zwei, vier, sechs, acht bis zwanzig und dreißig Mann besetzt und ihre Zahl belief sich im Jahre 1863 auf 12,000. Nach einer ungefähren Berechnung verzehrt Hamburg alljährlich mindestens für zwei Millionen Mark Courant Milch, eine ganz respektable Summe für eine Bevölkerung, die man gewöhnlich doch nur auf 200,000 Köpfe angibt, obwohl ich Grund habe zu vermuthen, daß diese Ziffer hinter der wirklichen Einwohnerzahl der Stadt mit den Vorstädten und dem anschließlich von Stadtbürgern bewohnten Gebietstheile beträchtlich zurückbleibt. Endlich möge noch erwähnt werden, daß im Jahre 1863 die Butterreinfuhr etwas über 16 Millionen Pfund betrug, während sich der Consum für Käse auf 1 Million Pfund firiren ließ.

Vor wenigen Tagen hat die Kirche der Vorstadt St. Pauli einen Thurm erhalten, der nur leider nicht hoch genug ist, um sich über dem gewaltigen Straßencomplex dieses immer mehr sich vergrößernden Annexes der innern Stadt bedeutend auszunehmen. Immerhin aber trägt der neue Thurm, dessen Richtfest sehr feierlich begangen wurde, dazu bei, der Physiognomie der Stadt selbst mehr Ausdruck zu geben. Mit dem Neubau des Thurmes an der 1842 abgebrannten Petrikirche soll demnächst begonnen werden. Vorerst ist der alte, von der Gluth des verzehrenden Feuers stark beschädigte Thurmstumpf um ein beträchtliches Stück abzutragen, was hoffentlich nicht gar zu viel Zeit rauben wird. Der Neubau selbst soll im Styl des alten, zerstörten Thurmes ausgeführt werden. Demnach haben wir Aussicht, nach einer Reihe von Jahren, wenn keine Störungen eintreten, zwei Thürme in den Himmel emporwachsen zu sehen, die nach ihrer Vollendung dem Reisenden schon in weiter Ferne Hamburgs Bedeutung als Stadt durch ihre gewaltige Höhe verkündigen werden.

Kleine Staaten mit demselben Maße zu messen wie große, dürfte unter allen Umständen mißlich, meistens sogar gefährlich sein. Es gibt aber Leute genug, die es sich nicht ausreden lassen, es müsse einem kleinen Freistaate, der doch als Staat in alle Ewigkeit keine einflußreiche politische Rolle spielen kann, Alles das förderlich seyn und zum Nutzen gereichen, was große Staaten stark und mächtig macht. Da haben wir unter Anderem die Militärfrage, die für unsre freien Gemeinwesen, dessen Stärke, Macht und Bedeutung für Deutschland ganz allein in seiner commerciellen Stellung liegt, von jeher eine leidige gewesen ist und es wahrscheinlich auch bleiben wird. Die Conscription, wie sie zur Zeit noch bei uns fortbesteht, drückt den

Digitized by Google

unvermögenden Bürger, der mehrere Söhne hat, weil ihm die Mittel nicht zu Gebote ſtehen, die zum Militärdienſt Ausgehobenen, falls ſie ſich nicht freiloſen, durch bezahlte Stellvertreter zu erſetzen. Der Widerwille aber, den bunten Rock anziehen zu müſſen, um auf Befehl einer nebelhaften Macht, die leider doch keine Macht iſt, Soldat zu ſpielen, durchdringt bei uns alle Schichten der Bevölkerung. Und dennoch werden immer wieder Stimmen laut, die aus blinder Verehrung für's Gleichmachen der allgemeinen Wehrpflicht das Wort reden. Drängen dieſe Stimmen jemals durch und müßte künftighin jeder auf ſo und ſo lange Zeit dem Waffenwerke obliegen, ſo gäbe man damit Hamburg als Handelsſtadt den Todesſtoß. Der Dienſt Merkurs verträgt ſich ein für allemal nicht mit dem des Mars, und die hamburgiſche Jugend würde eher in Maſſe der Vaterſtadt den Rücken kehren als ſich in eine ſolche Zwangsjacke ſtecken laſſen. Das Einzige, was uns frommt, was Geſammtdeutſchland Nutzen bringen und dem ſich hier gern Tauſende fügen würden, iſt ein angemeſſener Dienſt auf Deutſchlands Kriegsmarine, die wir doch wohl im nächſten Decennium, gleichviel unter welcher Flagge, bekommen werden. Dafür entbinde man uns der Pflicht, Landtruppen zu halten, die ſchrecklich viel Geld koſten und weder der kleinen Republik, noch dem großen deutſchen Bunde irgend etwas nützen können. Außer dem theuern Contingent haben wir bekanntlich auch Bürgermilitär, das äußerlich vollkommen militäriſch organiſirt iſt. Finden doch bei demſelben ſogar kriegsgerichtliche Verhandlungen ſtatt. Es konnte aber kaum fehlen, daß ſich mit der Zeit Uebelſtände bei dieſer bewaffneten Bürgerwehr eingeſchlichen haben, die um ſo erklärlicher ſind, als es von jeher Gegner derſelben gab. In welcher Weiſe dieſe Uebelſtände zu beſeitigen ſeyn möchten, iſt mit wenigen Worten wohl nicht zu ſagen, daß ſie aber beſeitigt werden können, geſtehen ſelbſt diejenigen zu, welche für das Inſtitut des Bürgermilitärs als ſolches nicht ſchwärmen. Gegenwärtig nun iſt ein ſehr heftiger Hetzkrieg über Beibehaltung oder Beſeitigung deſſelben ausgebrochen, der nicht ganz ohne Voreingenommenheit und Leidenſchaftlichkeit geführt wird. Nothwendig und zeitgemäß wäre jedenfalls eine Reorganiſation des an ſich praktiſchen Inſtituts, das ſich zu verſchiedenen Zeiten als ein wohlthätiges bewieſen hat, wenn es auch Viele gibt, die aus Gründen, welche hier nicht weiter erörtert werden können, das gänzliche Aufhören deſſelben vorziehen würden. Daß es ſchließlich dazu kommen werde, glaube ich nicht; geſchähe es dennoch, ſo würde meiner unmaßgeblichen Anſicht nach Hamburgs geſammte Bürgerſchaft einen ſolchen Beſchluß höchſt wahrſcheinlich zu bereuen haben. Reformen aber ſind unerläßlich. Die für unſer Gemeinweſen ſo überaus wichtige Frage muß in nicht gar langer Zeit in ein entſcheidendes Stadium treten. Sie kommt demnächſt in der Bürgerſchaft zur Sprache und wir ſind in der That begierig, wie unſere Bürgerobgeordneten die Sache anſehen und von ihrem Standpunkte aus beurtheilen werden.

Fehlt es und auch während des ganzen Jahres nicht an abwechſelnden Genüſſen mannichfachſter Art, ſo beginnen ſich dieſe doch erſt mit Anfang des Herbſtes zu gipfeln. Die Zeit, wo die Blätter ihr ſaftiges Grün in mattes Gelb und Roth verwandeln, bevölkert alle Schaubühnen, deren wir eigentlich mehr, als nöthig wäre, beſitzen. Alle Geſellſchaftslokalitäten, in denen ebenfalls allerhand Schauſtellungen ſtattfinden, füllen ſich mit lebensluſtigem Publikum, kurz der Freude, des Schwelgens im Genuſſe iſt kein Ende. In erſter Reihe ſtehen, wie es recht und billig iſt, Stadt- und Thaliatheater, die erſtere Genüſſe bieten, ſo weit ſich dieß thun läßt. Damit es aber auch hier nicht an dem unerläßlichen Reiz fehle, der, wie es ſcheint, allein noch zieht und feſſelt, ſo ſehen die Direktionen auch dieſer Bühnen ſich nach ſolchen Lockmitteln um, damit die Kunſt gedeihe und doch auch die Kaſſe ſich fülle. Im Thaliatheater ſpielt gegenwärtig eine franzöſiſche Geſellſchaft, die in ihrer Art recht Gutes leiſtet, wenn der deutſche Geſchmack auch nicht immer die vorgeführten Stücke genießbar findet. „Es liegt darin ſo viel verborgenes Gift," läßt ſich von mehr als einem derſelben ſagen, und das iſt's eigentlich allein, was uns den Genuß an denſelben verkümmert. Im Stadttheater hilft man ſich altem Herkommen gemäß ſtets mit der Oper. Ein berühmter Gaſt, wie zur Zeit Frl. von Murska aus Wien, kann hier Wunder thun und thut ſie auch wirklich, während Schau- und Trauerſpiel nur ſpärlich von einer immer mehr ſich verringernden Zahl Gläubiger beſucht werden. Die Vorſtadtbühnen haben es leichter, Leute in ihre Lokale zu ſammeln. Ihnen iſt jedes erlaubte Zugmittel recht und darf es ſeyn. Señor Donato, der Einbeinige, macht hier in zweien ſeiner Nachahmer als Tänzer furore und wird bei jedem Auftreten bejubelt und beklatſcht.

Von der rothen Erde, Oktober.

Soeſt. — Der ſchiefe Thurm. — St. Patroclus.

Die Frühlingsſtürme dieſes Jahres haben dem „ehrreichen" Soeſt, der älteſten Stadt Weſtphalens, welche einſt wegen der Menge von Kirchen und Kapellen gleich Köln den Beinamen der „heiligen" hätte beanſpruchen können, einen Theil dieſes Reichthums geraubt. Die ſchon ſeit längerer Zeit nicht mehr benutzte alte St. Thomaskirche, deren bereits in zwei Urkunden aus den Jahren 1229 und 1257 Erwähnung geſchieht, iſt kürzlich theil-

Digitized by Google

weise eingestürzt, und muß deßhalb das Kirchenschiff ganz abgebrochen werden. Der Kirche aber wird der Thurm bald folgen, und in ihm verliert das alte Sujatum eines seiner Wahrzeichen, den schiefen Thurm, dessen hohe Spitze sich mehr als neun Fuß aus dem Lothe nach Südwesten überneigt. Nach einer alten Tradition, welche durch die in G. Braunz „Abconterfeiung und Beschreibung der vornehmsten Städte der Welt“ enthaltene, aus der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts stammende Abbildung der Hauptstadt des Herzogthums Engern ihre Bestätigung findet, ist der Thurm von Anfang an mit voller Absicht schief gebaut worden, und zwar hinübergeneigt nach der Richtung, aus welcher die heftigsten Stürme zu wehen pflegen. Mehrfache, durch Südwestorkane verursachte Einstürze von Thürmen in benachbarten Ortschaften scheinen den Baumeister auf diese eigenthümliche Idee gebracht zu haben: der Gewalt des Sturms sollte sich der Thurm mit vorgebeugtem Haupte entgegenstemmen, und wenn er ihr auf die Dauer doch nicht zu widerstehen vermöchte, so sollte doch eben nur der Zephyros ihm die Kuppe, den schief aufgesetzten „Südwester,“ gerade rücken.

Der Verlust dieser Kirche ist namentlich deßhalb zu bedauern, weil in derselben vor einigen Jahren unter dreifacher Kalktünche umfangreiche Wandgemälde aufgefunden und während des letzten Winters aufgedeckt worden sind, welche zum Theil aus der gothischen Frühzeit, zum Theil aus der Schlußperiode des romanischen Styls stammen, aus jener Zeit, in welcher sich die Freskomalerei gerade in Westphalen, und namentlich in Soest, in so umfassender Weise ausgebildet hatte, daß man von einer eigenen „Soester Schule“ zu sprechen beginnt. Welche bedeutende Leistungen mit derselben in Soest selbst verbunden, davon zeugt vor Allem die kleine St. Nicolaikapelle, welche jetzt nach der Restauration des obelischen, früher durch Anbauten entstellten Bauwerks, und nach der geschickten Renovation der sehr beschädigten Wandmalereien durch einen begabten Autodidakten, den Maler Fischbach, als eine wahre Perle mittelalterlicher Kunst dasteht. Auch in der kürzlich geschmackvoll restaurirten Petrikirche, an deren Nordportal, wie sich noch jetzt erkennen läßt, einst zum höchsten Schmucke Edelsteine in das Steingewände eingelassen waren, sind Spuren derartiger Wandmalereien aufgefunden worden; in noch größerem Umfange aber in dem Dom, der St. Patroclikirche, in welcher nur leider die Restauration durch den Düsseldorfer Maler Lassinsky zu weit gegangen ist, sich noch jetzt erkennen läßt, einst zum höchsten Schmucke Edelsteine in das Steingewände eingelassen waren, sind Spuren derartiger Wandmalereien aufgefunden worden; in noch größerem Umfange aber in dem Dom, der St. Patroclikirche, in welcher nur leider die Restauration durch den Düsseldorfer Maler Lassinsky zu weit gegangen ist, und die alten Malereien nicht aufgefrischt, sondern durch ganz hübsche, doch etwas zu modern gehaltene Gemälde überdeckt worden sind.

Der Kirchenvorstand ad St. Patroclum ist überhaupt wenig glücklich in seinen Kunstbestrebungen. Der bei der Restauration des Domthurms wegen angeblich größerer Wetterbeständigkeit gewählte Stein contrastirt durch seine graue Farbe unangenehm gegen das feine Grün des ursprünglichen Materials, und die geräumige imposante Vorhalle der Westfaçade ist neuerdings durch schwerfällige, massive Gewölbmauern in kleine Zellen abgetheilt worden. Doch ist hier die Absicht wenigstens besser, als bei der Veräußerung des berühmten, im Jahr 1313 von dem Goldschmied Zigefrid (nicht Sigefrid, wie Kugler in seiner Kunstgeschichte irrig angibt) gefertigten silbernen Sarcophags des heiligen Patroclus. Dieser Sarcophag, welcher in Gestalt einer spitzbedachten Kirche den Reliquienkasten umschloß und in reicher Vergoldung mit den Gestalten Gott Vaters, der Madonna mit dem Kinde, der zwölf Apostel und des heiligen Patroclus geschmückt ist, wurde im Jahr 1811 aus Furcht vor den Annexionsgelüsten der Franzosen aus der Kirche entfernt und im Capitelsaale heimlich aufbewahrt, dreißig Jahre nach dieser glücklichen Rettung aber, 1841, von dem Kirchenvorstand in die Münze nach Berlin geschickt, um Thaler daraus schlagen zu lassen. Dabei wurden, weil die zur Versendung gewählte Kiste etwas zu klein war, die Figuren theilweise zerschnitten, um für dieses Procrustesbett zurecht gemacht zu werden. Zum Glück ward der künstlerische und kunsthistorische Werth dieses Kleinods in der Münze sofort entdeckt, der Sarcophag wieder restaurirt und in der königlichen Kunstkammer, später im neuen Museum zu Berlin aufgestellt, der Kirchenvorstand aber mit der gewünschten Erstattung des Silberwerths von etwa 3000 Thalern abgefunden. Später ist dann allerdings der freilich vergebliche Versuch gemacht worden, diesen restaurirten Sarcophag — am liebsten als Geschenk — zurückzuerhalten, zumal derselbe auch für die Geschichte der Stadt von besonderer Bedeutung ist. Es wurde nämlich dieser auf Kosten des Capitels angefertigte Sarcophag mit den Gebeinen des heiligen Patroclus, des „ritterlichen Heiligen,“ welche der Bruder Kaiser Otto's I., der Erzbischof Bruno von Köln, am 12. December 963 nach Soest überbracht und in dem von ihm gestifteten Dom niedergelegt hatte, bei feierlichen Gelegenheiten in Procession in der Stadt umhergetragen; es geschah dieß namentlich wiederholt während der berühmten „Soester Fehde,“ in der Zeit der höchsten Bedrängniß der von einem Heere von fast 80,000 Kriegern belagerten Stadt. — Als das vor den Mauern gelegene feste Kloster St. Walpurgis am Montag nach Peter-Paul des Jahrs 1447 von den „Kölnischen“ erstürmt worden war, und von da aus die Angriffe auf die Stadt sich unaufhörlich erneuerten, wurde zur Abwehr eine Procession mit den Reliquien des heiligen Patroclus veranstaltet und an den vier Enden der Stadt ein Theil der vier Evangelien verlesen, „auf daß die Waffen der Stadt glücklich seyn möchten; als diese Procession in die Nähe des Klosters kam, schossen die Schaaren des Erzbischofs auf dieselbe, so daß die Steine zwischen die singenden Schüler fielen.“

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 48. 25. November 1864.

— Biſt du nur erſt hundert Jahr verbannt,
So weiß kein Menſch mehr was von dir zu ſagen.

Shakeſpeare gehört nothwendig in die Geſchichte der Poeſie, in der Geſchichte des Theaters tritt er nur zufällig auf. Weil man ihn dort unbedingt verehren kann, ſo muß man hier die Bedingungen erwägen, in die er ſich fügte, und dieſe Bedingungen nicht als Tugenden oder als Muſter anpreiſen.

Goethe.

Shakeſpeareſtudien eines Realiſten.

I.

Die Stellung der engliſchen Bühne zu Shakeſpeares Zeit.

Es iſt nur Weniges, was wir von den Bühnenverhältniſſen aus Shakeſpeares Zeit, noch Weniger es, was wir von dem Lebensgang und der perſönlichen Stellung und Stimmung des Dichters wiſſen; und dennoch ſcheint es uns, wie wenn auch aus dieſem Wenigen die wahren und vollſtändigen Schlußfolgerungen in mehreren nicht unwichtigen Punkten noch nicht gezogen worden ſeyen.

Die bei allen Schriftſtellern über den Gegenſtand herrſchende und in alle Geſchichtsbücher übergegangene Auffaſſung der Sache geht dahin, daß in England oder mindeſtens in London zu den Zeiten Eliſabeths und Jakobs eine Volks- oder Nationalbühne beſtanden habe, ähnlich der altgriechiſchen, der ſpaniſchen oder auch der modern franzöſiſchen, d. h. eine Bühne, der ſich die Aufmerkſamkeit und Theilnahme aller Klaſſen und Stände des Volks zugewendet, in deren Darſtellungen das Volk den Ausdruck ſeiner eigenthümlichen Weltanſchauung, den Spiegel ſeiner Vergangenheit und Gegenwart zu ſehen gewöhnt war.

Aus dieſer Bedeutung der Bühne ergibt ſich von ſelbſt auch die perſönliche Stellung des dramatiſchen Dichters, der an derſelben thätig iſt. Wir ſind gewöhnt, Shakeſpeares Leben als ein ächtes und faſt ideales „Dichterleben“ zu betrachten. Nicht bloß Tieck in ſeiner reizenden Novelle, auch die ernſten Forſcher, wie Ulrici, Gervinus, rücken uns den Dichter in ein ſolches Licht. Er erſcheint uns als der Günſtling ſeiner großen Königin und ihres Nachfolgers, als der vertraute Freund der vornehmſten Männer, als der Liebling des Publikums, der in allen Kreiſen bekannte und gefeierte Dichter, dem es vergönnt war, von den Brettern, die die Welt bedeuten, herab zu den Edelſten ſeines Volkes über die höchſten Fragen des Menſchenlebens, über Welt und Menſchenſchickſal zu reden, und, wie er ſelbſt im Hamlet den Zweck des Schauſpiels beſtimmt, der Natur gleichſam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck ſeiner Geſtalt zu zeigen. Alle kleinen Flecken und Schatten in des Dichters Lebensgang müſſen in

Digitized by Google

diesem sonnigen Bilde des ächtesten, auf die Höhen der Menschheit gestellten Künstlerlebens verschwinden.

Diese Anschauung von der Sache schien uns immer mit der bekannten und unzweifelhaften Thatsache, daß das Theater in England vor, zu und nach Shakespeares Zeit der Gegenstand einer unablässigen Verfolgung von Seiten des Staats, der Kirche und der Gemeinden war, in augenscheinlichem Widerspruch zu stehen. Denn eine nähere Betrachtung der Sache läßt keineswegs die übliche Auslegung zu, daß hier eben Staat, Kirche und Gemeinde im Widerspruch mit der Sitte und Anschauung des Volks standen, und die Volkssitte ihre unwiderstehliche Macht und ihre innere Berechtigung nur um so glänzender bewährt habe, wenn trotz aller jener Verfolgungen der officiellen Mächte die Zahl und der Besuch der Bühnen sich von Jahr zu Jahr gesteigert haben.

Scenische Darstellungen an sich gewährten dem religiösen und sittlichen Bewußtseyn jener Zeiten keinen Anstoß. Sie waren ja kirchlichen Ursprungs und aus den Passionsspielen, Mirakeln und Moralitäten des Mittelalters hervorgegangen; die katholische Kirche war auch immer klug und weitherzig genug gewesen, zu den komischen, possenhaften, mitunter cynischen Zuthaten und polemischen Anspielungen ein Auge zuzudrücken. Das fiel doch alles unter den Gesichtspunkt der Liebhabertheater; es beschränkte sich auf einzelne festliche Tage im Jahr, und die Personen, die dabei auftraten, waren die übrige Zeit hindurch gerade so ehrbare Handwerker, Landleute, Studenten, Cavaliere als die andern; aber daß diese Aufführungen sich zu einem stehenden Institut ausbildeten, daß ein besonderes Gewerbe daraus gemacht wurde, daß man Knaben für diese Beschäftigung als eine besondere Berufsart heranbildete, daß man rein weltliche Stoffe dramatisch behandelte, das galt als ein schreiendes Zeichen steigender Sittenverderbniß.

Die Schauspieler bildeten einen ehrlosen, von der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossenen und geächteten Stand. Die Gesetze jener Zeit stellen sie mit den Gauklern, Seiltänzern, Bärenführern u. s. w. stets in Eine Linie; eine Verordnung spricht sogar von den „wandernden Schurken."

Man ersieht nun aber aus der Geschichte der Theaterverfolgungen jener Zeit ganz deutlich, daß die Verbote der obersten Behörde nicht etwa im Widerspruch mit der Volkssitte ergingen, sondern eher hinter den Forderungen derselben zurückblieben. Nicht die Königin und ihre ersten Räthe waren es, die die stehenden Theater am eifrigsten bedrohten, sondern die Parlamente und Gerichte. Elisabeth hatte sich zwar gleich nach dem Antritt ihrer Regierung zu einem allgemeinen Verbot der öffentlichen Bühnen und auch später zu mancherlei Zwangsmaßregeln verstanden; aber im Grunde fand sie an der Sache selbst Gefallen, namentlich an den gelehrten und allegorischen Stücken, und sah es gern, wenn sie für die Spiele bei Hof über eine geübte Truppe verfügen konnte. Auch auf kirchlicher Seite waren nicht die Bischöfe die heftigsten, da sie einer Liebhaberei der Königin gegenüber ihren Eifer zu zügeln wußten; um so rücksichtsloser sprachen sich die niedern Prediger auf den Kanzeln der Hauptstadt und des Landes aus. Der ausdauerndste Widerwille und die zäheste Verfolgung aber ging von dem Lordmayor und den Gemeindebehörden der City aus, die im Jahr 1575 alle Theater aus dem Bereich ihrer Amtsgewalt auswiesen und sie nöthigten, in die Vorstädte und an exemte Plätze (wie z. B. gerade das ehemalige Kloster der schwarzen Brüder, Blackfriars, an dem Shakespeare stand) zu flüchten; und daß sie hiebei im Einklang mit der Bürgerschaft handelten, geht aus den zahlreichen Petitionen und Adressen hervor, mit denen sie von den Einwohnern, zumal der Stadttheile, in welchen sich Theater befanden, bestürmt wurden.

Gleichwohl ist es Thatsache, daß die Zahl der Theater in London unter Elisabeth von fünf auf zehn stieg, daß fast alle gute Geschäfte machten, indem ihre Unternehmer, wie Shakespeare selbst, zu Wohlstand und Reichthum gelangten, daß die Bühne in Fruchtbarkeit an neuen dramatischen Stücken selbst mit der altspanischen wetteiferte. Wie sind diese seltsamen Widersprüche zu vereinigen? Offenbar müssen hier Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Klassen des Volkes vorliegen. Wer besuchte und förderte die Theater? Wer mied und verfolgte sie? Niemand wird sich von Shakespeares Lebens- und Dichterstellung ein ganz zutreffendes Bild machen können, ohne diese Frage aufgeworfen und richtig gelöst zu haben.

Die Ansicht, als ob England zu Shakespeares Zeit im Besitz einer durch die Theilnahme aller Stände getragenen Nationalbühne gewesen wäre, hängt genau mit einem weiteren Irrthum über den ganzen Charakter, die Stimmung und geistige Strömung dieses Zeitabschnittes zusammen. Man liebt diese so darzustellen, als ob das englische Volk nach dem Sieg über die spanische Armada im frischen Aufschwung aller materiellen und geistigen Kräfte, bei blühender Entwicklung seiner Seemacht, seines Handels und aller Gewerbe eine schöne Periode des gehobenen Nationalgefühls, der patriotischen Begeisterung, der Empfänglichkeit für alle Künste und Genüsse des Friedens durchlebt habe, gleichsam halkyonische Tage, die den Stürmen der Revolution

Digitized by Google

vorausgingen und zwischen den Zeitaltern der religiösen und politischen Erregung als eine glückliche Zwischenperiode erscheinen, in der die rasche und glänzende Entwicklung der dramatischen Kunst und Shakespeares Dichtergenius ihren natürlichen Boden und ihre beste Erklärung finden sollen.

Diese Auffassung leidet aber schon an einer innern Unwahrscheinlichkeit, weil eine befriedigte und enthusiastische Stimmung über vergangene Erfolge und abgewendete Gefahren im Leben der Einzelnen wie der Völker stets nur von kürzester Dauer ist und niemals den Charakter eines längeren Zeitraums ausmachen wird. Bei mehreren Geschichtsforschern über jenes Zeitalter, wie z. B. Macaulay, Schlosser und andern, treffen wir dagegen eine andere Beurtheilung desselben, die uns ebenso innerlich begründet als äußerlich beglaubigt erscheinen will.

Es gab natürlich schon in den ersten Zeiten der Elisabeth Männer genug, die an der Art, wie die Reformation von oben herab eingeführt wurde, an dem Supremat über die Kirche, an den beibehaltenen Bischöfen und römischen Ceremonien den größten Anstoß nahmen und eine weit tiefere und gründlichere Durchführung der reformatorischen Prinzipien in Staat, Kirche und Sitte forderten. Aber der englische Protestantismus war noch zu sehr von Außen und Innen gefährdet, noch in seiner ganzen Existenz bedroht, als daß innere Spaltungen und Erschütterungen der nöthigen Einheit dem Bedürfniß der Sachlage entsprochen hätten und Elisabeth auf viele Schwierigkeiten stoßen konnte, wenn sie die Eiferer, die Calvinisten und Puritaner mit gleicher Strenge wie die Papisten niederwarf. Erst als die Ansprüche der katholischen Prätendentin unter dem Beil des Henkers erloschen, der Abfall der Niederlande gesichert, die Armada vernichtet war und auf Frankreichs Thron ein Hugenotte saß, konnte der Protestantismus für völlig gesichert gelten und von jenen beengenden Rücksichten keine Rede mehr seyn. Um dieselbe Zeit sehen wir nun aber auch jene Forderung, daß mit den Grundsätzen der neu gewonnenen evangelischen Freiheit voller Ernst zu machen sey, sich sofort in unaufhaltsamer Strömung durch alle Kreise des Volkes Bahn brechen. Noch in den achtziger Jahren gelangen puritanische Ansichten zur Mehrheit im Parlament; sie herrschen bereits in allen Municipalitäten, am entschiedensten in den größeren Städten des Landes, besonders der Hauptstadt. Denn wie zu allen Zeiten waren es zunächst die Mittelklassen und das städtische Bürgerthum, in welchen sich die neue Richtung und Strömung der Geister zuerst Bahn brach. Die Kaufleute und Gewerbetreibende der City, die mit den Niederlanden in steter Verbindung standen und zu einem beträchtlichen Theil aus denselben stammten, die niederen Geistlichen, Richter und Beamten, die kleineren Grundbesitzer und unabhängigeren Pächter auf dem Land, kurz die maßgebendsten Stände eines Volkes, die natürlichen Träger neuer Zeitideen gehörten ganz überwiegend dieser ernsten reformatorischen Richtung an. Wo hätte auch die darauffolgende Generation die Männer des langen Parlaments und die Heiligen Cromwells finden sollen, wenn nicht noch unter Elisabeth und Jakob die Elemente solcher Anschauungen Wurzel gefaßt hätten?

Ueber so viele Dinge aber auch Presbyterianer, Puritaner, Anglikaner und Independenten verschiedener Ansicht seyn mochten, in der Einen Forderung einer ernsten sittlichen Zucht, einer strengen Sonntagsfeier, eines arbeitsamen, von eitlen Vergnügungen und Lustbarkeiten abgekehrten Lebenswandels stimmten sie unter sich und mit allen calvinistischen Kirchen überein. Das Theater rechnete man unzweifelhaft zu diesen eitlen und unsittlichen Lustbarkeiten, wie denn auch, sobald unter Karl I. die Parlamente zur Herrschaft gelangten, es eine ihrer ersten Maßregeln war, alle Bühnen des Königreichs zu schließen. Jene unablässigen Verfolgungen des Theaters zu Shakespeares Zeiten erscheinen in diesem Zusammenhang nicht, wie es die meisten Schriftsteller über unsern Dichter darzustellen pflegen, als einer jener unmächtigen, allmählig erlahmenden Versuche der Obrigkeiten, gegen eine neue Volkssitte anzukämpfen, sondern als die Symptome einer neuen, die wichtigsten Klassen des Volkes selbst ergreifenden und bald zur völligen Herrschaft gelangenden sittlichen Lebensrichtung.

Um nun aber auch zu wissen, wer denn die Besucher jener zahlreichen Theater Londons waren, vor welchem Auditorium Shakespeares Meisterwerke in Scene traten, bedarf es nichts Weiteres, als sich die inneren Räumlichkeiten und Einrichtungen der Bühne jener Zeit kurz zu vergegenwärtigen. Wir lassen dabei jene niedrigen Vorstadttheater außer Acht, in welchen die Aufführungen von Mord- und Greuelthaten mit Prügelscenen, Hanswurstiaden, Bärenhetzen und Hahnenkämpfen wechselten, und betrachten, der bekannten Schilderung von Thomas Nash folgend, eines der vornehmsten, den Globus, in welchem die Truppe, der Shakespeare angehörte, in den Sommermonaten spielte.

Man unterschied vier Zuschauerplätze. Der erste und vornehmste war auf der Bühne selbst und in den Coulissen. Hier saßen und lagen die Gönner der Bühne, jene jungen Männer des Adels und der Gentry, die Stutzer und Lions der Hauptstadt, für welche der Theaterbesuch damals zu den nobeln Passionen gehörte.

Digitized by Google

Hier waren die jungen aristokratischen Freunde unseres Dichters, die Grafen Southampton, Pembroke, Rutland ꝛc. zu treffen. In dem großen, unbedeckten Hofraume, dem Parterre, waren in den vordersten Reihen die Inhaber von Freibilleten, die Fachgenossen, unbeschäftigte Schauspieler, Theaterdichter, Kritiker u. s. w.; hinter ihnen die aus den untern Volksklassen, den niedern Handwerkern, Gesellen und Lehrlingen, den Bootsleuten, Arbeitern auf den Werften und in den Fabriken bestehende Hauptmasse der Zuhörerschaft. Auf der ersten Gallerie nahmen die vordersten Plätze die Maitressen der Vornehmen und andere käufliche Schönheiten ein, für welche das Theater als günstigste Gelegenheit der Werbung galt, wie denn in der Nähe der Bühnen zur großen Beschwerde der Umwohner häufig Frauenhäuser entstanden. Hinter diesen saßen solche, die der Versuchung des Theaterbesuches nicht widerstehen konnten und doch nicht im Theater gesehen werden wollten. Bürgerfrauen konnten nur diese Plätze besuchen, zeigten sich aber auch hier gewöhnlich nur mit Masken vor dem Gesicht. Auf der zweiten Gallerie, dem letzten und wohlfeilsten Platz war das niedrigste Publikum, Matrosen, Bediente, Soldaten, Dirnen, zu suchen.

Man sieht hieraus wohl, für achtbare Männer und anständige Frauen war nicht einmal ein Platz vorgesehen. Auch andere Gebräuche und Einrichtungen sind bezeichnend. Es durfte niemals am Sonntage gespielt werden, auch an Werktagen auf den öffentlichen Bühnen nur bei Tage, so daß für denjenigen, der einem Erwerb oder Beruf nachzugehen hatte, ein regelmäßiger oder häufiger Besuch von selbst wegfiel. Man aß und trank während der Aufführungen; man rauchte und spielte Karten. Im offenen Parterre war der übelriechende, zum allgemeinen Gebrauch dienende, Bottich, den zu entfernen die Theaterdirektionen vergebliche Versuche machten. Das Parterrepublikum war der Tyrann und Schrecken der Bühne und trieb groben Unfug, der nicht selten zu wilden Exzessen und Gewaltthätigkeiten ausartete und zu polizeilichen Schließungen Anlaß gab. Man begreift gar wohl, daß in jenem Schreiben, in welchem Graf Southampton einem höheren Staatsbeamten ein Anliegen seiner Freunde Shakespeare und Burbadge in Theatersachen empfiehlt, die Worte gebraucht werden: „Wiewohl es Eurer Würde und Weisheit nicht zukommt, sich an die Orte zu verfügen, wo sie das öffentliche Ohr zu ergötzen pflegen."

Offenbar könnte es nur durch einen Mißbrauch der Worte geschehen, wenn man den vielsagenden Namen einer Nationalbühne auf ein Institut anwenden wollte, dem Staat, Kirche und Gemeinde aus Gründen der Sittlichkeit entgegentraten, dessen Schwelle achtbare Männer, gesittete Frauen und Jungfrauen aus Gründen des Anstandes nicht überschreiten konnten. Und doch wäre es oberflächlich und einseitig genug, sich nun bei diesem negativen Ergebnis zu beruhigen und zu vergessen, daß auf eben dieser Bühne und vor einem solchen Auditorium ein Macbeth, Hamlet, Romeo und Julie, der Sommernachtstraum und andere Dramen der höchsten Gattung über die Scene gingen.

Der Haupterklärungsgrund für die wachsende Zahl und Frequenz der Theater in jener Zeit war zunächst allerdings die rasche und ungemeine Vermehrung des bürgerlichen Wohlstands und der städtischen Gewerbe. London überragte schon damals in gleicher Proportion wie heute alle europäischen Städte an Volkszahl und Reichthum. Die Bevölkerung stieg bereits auf eine halbe Million. Es gab, wie in jeder großstädtischen Bevölkerung, viele Tausende von unverheiratheten Männern, denen es weder an leeren Tagen und Stunden, noch an den Mitteln fehlte, dem dringenden Bedürfniß der Unterhaltung Genüge zu thun. Daß nun aber eben diese Tausende von Unterhaltungslustigen, welche der Verkehr und Reichthum einer Weltstadt erzeugt, damals nicht ebenso, wie in andern Zeiten und Orten, an den sonstigen Spielen und Lustbarkeiten, nicht an Tänzern und Gauklern, nicht an Rennen und Stiergefechten und andern Circusspielen ihr Gefallen fanden, daß gerade die Lust an scenischen Aufführungen, der Sinn für die Aufregungen der dramatischen Kunst zur herrschenden Mode wurde, das bedarf doch immer wieder einer besondern Erklärung, die man gewiß nur in dem Verständniß des tieferen Zusammenhangs zwischen den verschiedenartigen Bestrebungen eines Zeit- und Volkslebens finden wird.

Das mittelalterliche Christenthum war nicht bloß eine Religion, sondern es war zu einer alle Lebenskreise beherrschenden Weltanschauung geworden und hatte zu einer Verweltlichung alles Kirchlichen, zu einer Verkirchlichung alles Weltlichen geführt. Das neue Zeitalter, das man nach der Reformation der Kirche zu benennen pflegt, verwarf jene Vermengung ungleichartiger Dinge; es beschränkte zunächst das Religiöse auf sein bestimmtes und ausschließliches Gebiet, stellte aber eben damit zugleich auch die übrigen Lebenskreise, Erwerb, Staat, Wissenschaft, Kunst auf ihre eigenen Füße, es gab sie den Gesetzen ihrer eigenen inneren Entwicklung zurück. So gelangten die Wissenschaften und schönen Künste zu einem neuen selbstständigen Leben, ohne von der kirchlichen Bewegung weiterer Impulse zu bedürfen, ja unter Abweisung derjenigen Einflüsse, welche gleichwohl von dieser Seite versucht wurden.

Digitized by Google

Die Entwicklung der Poeſie und dramatiſchen Kunſt in England iſt ein charakteriſtiſches Beiſpiel für dieſe Verhältniſſe. Man kann die Shakeſpeare'ſchen Dichtungen wohl, wie es von den meiſten Literarhiſtorikern geſchieht, in einem weiteren Wortſinn proteſtantiſche nennen, ſofern ſie ohne die vorausgegangene kirchliche Reform nicht denkbar wären und mit dieſer in letzter Linie das gleiche Grundprincip, die Reinigung und Befreiung der verſchiedenartigen Lebenszweige von fremdartigen Beſchränkungen als gemeinſamen Ausgangspunkt haben. Aber damit iſt nicht ausgeſchloſſen, daß dieſe ſich in unkirchlichen oder wenigſtens nichtkirchlichen Kreiſen vollzog, mit der gleichzeitigen religiöſen Strömung in gar keinem oder auch in feindſeligem Verhältniß ſtund, daß Shakeſpeare der Kirche, welcher er dem Namen nach angehörte, die Gleichgiltigkeit und den Widerwillen, womit ſie ſeine Beſtrebungen und Leiſtungen betrachtete, einfach mit einer ganz ähnlichen Beurtheilung ihrer eigenen Richtungen erwiederte.

Die mannigfachen Conſequenzen einer gleichartigen Grundanſchauung treten in der Geſchichte gewöhnlich als verſchiedene Klaſſen, Stände oder Parteien auseinander, die ohne ein Bewußtſeyn gemeinſamer Ausgangspunkte ſich einander fremd oder feindlich gegenüberſtellen. Das ſtärkſte und politiſch wichtigſte, die Schickſale der folgenden Generation beſtimmende Element in dem engliſchen Volksgeiſte zu Shakeſpeares Zeiten war die Propaganda der puritaniſchen Denkart. Neben dieſer politiſch-religiöſen Richtung gingen noch viele andere Kreiſe menſchlicher Thätigkeit ihren abgeſonderten, ſelbſtſtändigen Weg. Es war ein reges und ſchöpferiſches Leben in faſt allen Zweigen des Wiſſens und des praktiſchen Lebens. Insbeſondere gelangte die Dichtkunſt zu einer überraſchend ſchnellen und großartigen Blüthe. Die dramatiſche Kunſt, die mehr als jeder andere Zweig der Poeſie die Gunſt äußerer Bedingungen fordert, fand in Folge des wachſenden Wohlſtands in den Unterhaltungsbedürfniſſen einer ſchon damals coloſſalen Stadtbevölkerung einen fruchtbaren und auch in materiellem Sinne lohnenden Boden. Gleichwohl ſind wir der Meinung, daß die meiſten und bekannteſten Schriftſteller der deutſchen und engliſchen Shakeſpeareliteratur den Wirkungen der engliſchen Bühne in dem Geſammtbilde, das ſie von jenem Zeitalter entwarfen, eine viel zu hervortretende Stelle einräumen. Einmal waren jene Wirkungen rein localer Natur, da ſie ſich auf die Hauptſtadt beſchränkten und von einer Bedeutung der Theater in andern engliſchen Städten oder gar auf dem Land ſo viel als nichts zu ſagen iſt. Sodann hielten ſich auch in London ſelbſt gerade diejenigen Klaſſen und Stände der Bühne völlig ferne, in welchen überall der Schwerpunkt eines Volkslebens zu ſuchen iſt und in deren Händen die Leitung aller öffentlichen Angelegenheiten in Staat und Gemeinde, Kirche und Schule ruht. Endlich darf man überhaupt nicht von Shakeſpeares Dichtungen ohne Weiteres auf die damaligen Bühnenzuſtände überhaupt ſchließen. Nur eine der vielen Truppen führte Shakeſpeares Dramen auf; auch für ſie bildeten ſie natürlich nur einen kleinen Theil des Repertoires und wurden in ihrem hervorragenden Werth nur von Wenigen erkannt.

II.

Shakeſpeares Stellung zu ſeinen Zeitgenoſſen.

Die irrige Vorſtellung von einer engliſchen Nationalbühne, oder wenigſtens von einer im Bewußtſeyn der Zeitgenoſſen hervortretenden Bedeutung des Theaters für die Sitte und Bildung des engliſchen Volks zu Shakeſpeares Zeiten führte von ſelbſt zu einer ganzen Reihe falſcher und ſchiefer Schlüſſe auf die Lebensverhältniſſe unſeres Dichters, auf ſeine Stellung zur bürgerlichen Geſellſchaft, auf den Ton und Charakter ſeines Selbſtbewußtſeyns und ſeiner perſönlichen Stimmungen. Es geſchieht uns unwillkürlich, daß wir die jetzige Meinung von dem Dichter auch ſchon ſeinen Zeitgenoſſen unterlegen; wir können es nicht begreifen, daß eine ſo große Erſcheinung nur in den kleinſten Kreiſen nach ihrem Werth erkannt worden ſeyn ſoll. Und dennoch ſcheint alles dafür zu ſprechen, daß Shakeſpeare in ſeinem eigenen Zeitalter keine ſonderliche und hervortretende Beachtung gefunden hat. Seine Anerkennung als eines der größten Dichter aller Zeiten und Völker iſt in England und Deutſchland neueren Datums, noch nicht hundert Jahre alt. Anderthalb Jahrhunderte hindurch nach ſeinem Tode war der Dichter nahezu vergeſſen, was allein ſchon dafür zeugt, daß er noch keinen großen Namen in das Grab trug.

Dieß erklärt ſich leicht ſchon aus einem rein äußerlichen Umſtand. Shakeſpeare dichtete alle ſeine dramatiſchen Werke für die beſtimmte Bühne, der er als Aktionär und Schauſpieler angehörte. An ſie verkaufte er ſeine Manuſcripte gegen Tantièmen oder beſtimmte Summen und verzichtete damit ſelbſtverſtändlich auf das Recht, dieſelben Stücke auch noch an andere Bühnen zu verkaufen oder durch den Druck zum Gemeingut aller Bühnen zu machen. Die Bühne, welche ein Manuſcript erworben hatte, hatte ebenſo das natürliche Intereſſe, ihrerſeits eine Veröffentlichung durch den Druck auf alle Weiſe zu hindern. Wo dieſes dennoch der Fall war, geſchah es in Folge beſonderer Umſtände, meiſt durch den Verrath und die Untreu

Digitized by Google

der Theaterangehörigen. Shakespeares Dramen waren zu seinen Lebzeiten wirklich zum größten Theil noch gar nicht gedruckt; sie konnten also überhaupt nicht gelesen, sondern nur im Theater gehört werden. Das Theater besuchten aber nach dem Obigen aus den gebildeten und urtheilsfähigen Klassen des Volks mit vereinzelten Ausnahmen nur die Jünglinge und jungen Männer ohne bürgerliche Stellung. Anständige Frauen waren jedenfalls völlig davon ausgeschlossen. Man würde in diesen Kreisen vielleicht kaum Shakespeares Namen gehört haben, wenn er nicht auch die beiden epischen Dichtungen, Venus und Adonis und Lucretia, verfaßt hätte, und wenn seine Sonette nicht im Druck erschienen wären.

Jene Stellen bei dem schon oben genannten Thomas Nash, einem angesehenen Kritiker jener Zeit, die uns jetzt so verkehrt und wunderlich vorkommen, lassen die herrschenden Anschauungen sehr deutlich erkennen. In seiner Schilderung einer Aufführung von Heinrich VIII. im Globustheater sagt er zu einer Zeit, da Shakespeare noch lebte, aber seine dichterische Laufbahn bereits abgeschlossen hatte, unter anderem: „Der Verfasser dieses Stücks ist ein gewisser William Shakespeare, ein Mann, dem es keineswegs an Talent fehlt. Die Kenner geben indessen seinen Gedichten den Vorzug vor seinen Theaterstücken, denn ein Theaterstück ist nur ein eitles Vergnügen. Die Menge ist danach begierig, hält aber nichts von den Verfassern solcher Stücke, deßhalb machen sich diese die Sache auch leicht. Sie plündern, wo es zu plündern gibt, übersetzen, bearbeiten und bringen auf die Bühne, was sich ihnen darbietet, Himmel, Hölle, Erde, kurz, was ihnen unter die Hände kommt; Vorfälle von gestern, alte Chroniken, Mährchen und Romane. Sie treiben ihren Spott mit allem, und wenn sie uns nur dadurch unterhalten, so verlangen wir weiter nichts von ihnen. Dieser Shakespeare, von dem ich eben spreche, ist indeß durchaus nicht ohne Verdienst und hat sich unter der großen Masse dramatischer Dichter unserer Zeit den meisten Ruf erworben."

In einer andern ähnlichen Stelle sagt derselbe Verfasser: Er würde Shakespeares Talent weit höher schätzen, wenn er nicht, nur um zu leben, Schauspiele geschrieben hätte, die seinem Ruhm weit mehr geschadet als genützt haben. In seinen andern Dichtungen dagegen, Venus und Adonis, Tarquin und Lucretia, und in seinen Sonetten herrsche der Geist Petrarcas, und wäre Shakespeare stets dem italienischen Kunststyle treu geblieben, so wäre er einer unserer größten Dichter geworden, größer noch als Daniel, der erste Dichter seiner Zeit.

Wie wildfremd klingen uns jetzt diese Aeußerungen! Und doch haben gewiß unsere Shakespearekritiker Unrecht, wenn sie dieselben nur als Beleg für die Urtheilslosigkeit ihres Verfassers, als Beweis, wie sehr sich die Kritik vor der Nachwelt blamiren könne, anführen. Es sprechen vielmehr alle inneren und äußeren Gründe dafür, daß jene seltsamen Reden das vorherrschende Urtheil der gebildeten Zeitgenossen Shakespeares enthalten.

Der Dramatiker Webster, ein Freund Shakespeares, redet in ähnlicher Weise „von dem vollen und hohen Styl des Meisters Chapman, den durchgearbeiteten und verständigen Werken des Meisters Jonson, den nicht minder würdigen Schöpfungen der vortrefflichen Meister Beaumont und Fletcher, und endlich, ohne durch das spätere Nennen dieser Namen irgend welche Hintansetzung ausdrücken, von der eben so glücklichen wie fruchtbringenden Thätigkeit (industry) der Meister Shakespeare, Dekker und Heywood." Shakespeares Zeit- und Volksgenosse, Bacon von Verulam, der mehrere Jahrzehnte neben ihm in London lebte und in seinen Schriften und Briefen fast keine einzige Zeiterscheinung unerwähnt läßt, scheint von der Existenz eines dramatischen Dichters Namens Shakespeare gar keine Kunde gehabt oder es nicht der Mühe werth gefunden zu haben, darüber zu reden.

Selbst das Zeugniß, das auf den ersten Anblick eine solche Auffassung zu widerlegen scheint, stimmt bei näherer Betrachtung mit ihr wohl zusammen. Jenes oben schon erwähnte Schreiben, das in den Papieren des Lord Ellesmere gefunden wurde, und worin Graf Southampton Burbadge und Shakespeare, die beiden Ueberbringer einer Beschwerde der Schauspielergesellschaft von Blackfriars gegen den Gemeinderath, empfiehlt, sagt von diesen: „Den einen bezeichnet der Ruf als unsern englischen Roscius, als Einen, der die Gebärde dem Wort und das Wort der Gebärde höchst bewundernswürdig anpaßt. Der andere ist ein Mann, der kein Haarbreit weniger Gunst verdient und mein specieller Freund; bis kürzlich noch ein Schauspieler von gutem Klang bei der Gesellschaft, jetzt Miteigenthümer derselben und Verfasser einiger unserer besten englischen Schauspiele. — Dieser andere heißt William Shakespeare und sie sind beide aus Einer Grafschaft. Beide sind ihren Gaben nach wahrhaft rühmenswerth."

So würde man von einem wirklich hochgefeierten, in allen gebildeten Kreisen bekannten Nationaldichter nicht reden; ein solcher würde überhaupt dieser Empfehlung gar nicht bedurft haben. Der Graf stellt den Schauspieler, dessen Namen wir nicht einmal mehr wüßten, wenn er nicht mit Shakespeare in Verbindung stünde,

Digitized by Google

mit dem Dichter ganz in Eine Linie, nennt ihn ſogar noch vor demſelben, und redet von beiden, wie von Männern, von deren Exiſtenz und Verdienſten Kenntniß zu haben einem engliſchen Kanzler nicht ohne weiteres zugemuthet werden kann.

Das unverwerflichſte Zeugniß aber gibt uns der Dichter ſelbſt in ſeinen Sonetten. Dieſe Gedichte von der tiefſten Empfindung und höchſten techniſchen Vollendung, die trotz der trefflichen Ueberſetzungen von Jordan und Bodenſtedt ſelbſt ſo vielen Freunden unſeres Dichters noch unbekannt ſind, und uns mehr als alle dramatiſchen Werke die Perſönlichkeit des Dichters, ſeine Stimmungen und die Tinktur ſeines Selbſtbewußtſeyns aufſchließen, zeigen mit unwiderſprechlicher Deutlichkeit, wie weit entfernt er von dem Selbſtgefühl eines großen, von der Theilnahme ſeiner Nation emporgehobenen Sängers war. Niemand wird es ohne Rührung und innige Theilnahme leſen, wenn er ihn klagen hört:

> Wenn ich nach Troſt für mein verachtet Loos,
> Für meines Standes Schimpf in Thränen ſuche,
> Zum tauben Himmel ſchreie hoffnungslos,
> Mich ſelbſt betrachtend mein Geſchick verfluche,
> Und Anderen ihr hoffnungsreiches Leben,
> Ihr Ausſehn, ihren Freundeskreis beneide,
> Dem ſeine Kunſt und dem ſein thätig Streben,
> Mir aber meine beſte Luſt verleide,
> So komm ich mir beinah verworfen vor.

Ebenſo wenn er an einer andern Stelle ſeinem Freunde ſagt:

> Mein Name muß mit mir begraben bleiben,
> Um Dir wie mir die Schande zu erſparen;
> Mich ſchändet mein Beruf, dich würd' es ſchänden,
> Dem ſchlecht Berufnen Liebe zuzuwenden.

Das ſind aber nicht bloß vereinzelte Stellen, ſondern durch das Ganze geht ein Ton der Schwermuth, das Gefühl der niedrigen und verachteten Stellung, wo nicht des verfehlten Lebens. An hundert Stellen wünſcht man dem Dichter gegenüber von ſeinem jugendlichen vornehmen Freund ein männlicheres Selbſtgefühl, ein ſtolzeres Bewußtſeyn ſeines eigenen Werthes, und freut ſich, wenn er ſich wenigſtens an einigen Stellen zu der Zuverſicht erhebt, daß er dem Tod zum Trotz, der unter den ſtummen Horden wüthen möge, unſterblich fortleben und in ſeinen Liedern auch dem Freunde ein Denkmal ſetzen werde, dauernder als Erz und Marmor.

Ja wenn man die vollen Conſequenzen aus allen dieſen Thatſachen ziehen will, ſo wird man Shakeſpeares Stellung zur bürgerlichen Geſellſchaft mit derjenigen vergleichen müſſen, welche nach heutiger Sitte Taſchenſpieler, Kunſtreiter, Seiltänzer ꝛc. behaupten. Sie mögen noch ſo ausgezeichnet in ihrer Kunſt ſeyn, ſich oft und viel vor den höchſten Herrſchaften producirt haben, ſich hoher Gönner, vielleicht auch hoher Gönnerinnen erfreuen, und Lieblinge des Publikums, das ihren Produktionen nachgeht, genannt werden können; ſie mögen auch zu einem großen Einkommen, ja zu Reichthum gelangen; ſie werden es doch bei allem dem nie zu einer geachteten Stellung bringen, von den gebildeten Ständen, von dem Zutritt in Familien der höheren und mittleren Klaſſen wie durch eine Kluft geſchieden bleiben; es wird auf ihrem Beruf ein Makel haften, den ſie durch keine Leiſtung, durch keine perſönlichen Vorzüge von ſich wegbringen, der ſie unfehlbar bis an's Ziel des Lebens begleitet.

So und nicht anders faßt Shakeſpeare ſelbſt in ſeinen Sonetten ſeine Stellung zur Geſellſchaft auf, und ſo war ſie auch nach den übereinſtimmenden Zeugniſſen ſeiner Zeitgenoſſen. Das Vorurtheil der Stände, das in allen germaniſchen Ländern, zumal in England, die tiefſten Wurzeln hat, war damals durch die aſcetiſche Richtung, welche die Kirchenreform begleitete, noch verſtärkt, und erſt eine neuere Zeitperiode lernte allmählig und langſam den Mimen zu den Künſtlern ſtellen. Daß Shakeſpeare zugleich als Unternehmer und Dichter bei dem Theaterweſen betheiligt war, brachte ihm zwar ökonomiſch große Vortheile; für die bürgerliche Achtung war es eher nachtheilig als günſtig, und der Puritaner von der ächteſten Sorte ſah darin wohl keinen weiteren Unterſchied als den zwiſchen der Bordellwirthin und der Dirne.

Die Argumente für eine höhere Stellung Shakeſpeares in der Geſellſchaft werden vorzugsweiſe aus der angeblichen Gunſt der Königin und ihres Nachfolgers, ſowie aus dem Verhältniß einer innigen Freundſchaft mit dem Grafen Southampton entnommen. Allein man hat indeſſen vergeblich verſucht, irgend ein reales Zeugniß für ein näheres Intereſſe, das Eliſabeth an unſerem Dichter genommen haben ſoll, ausfindig zu machen, wiewohl irgend ein Zeichen der Anerkennung oder Auszeichnung von Seiten der Königin, wenn ein ſolches vorläge, gewiß viel ſicherer zu unſerer Kenntniß gelangt ſeyn würde, als die vielerlei unverbürgten und unerheblichen Anekdoten aus dem Leben des Dichters. Es iſt natürlich nicht daran zu zweifeln, daß Shakeſpeare ſo gut wie andere Schauſpieler ſeiner Truppe auch in den königlichen Schlöſſern zu ſpielen hatte, daß dabei ein und das anderemal auch eines von ſeinen Stücken zur Aufführung kam; es geht aus

Digitized by Google

einem Zeugniß des Grafen Southampton hervor, daß sie an denselben Gefallen fand, und es ist wohl denkbar, daß sie, wie die Tradition will, von dem Dichter verlangt hat, den Falstaff auch einmal als Liebhaber zu sehen. Allein gleichwohl hat sie lediglich nichts für ihn gethan; und nach Allem, was wir sonst von ihrer Bildung und ihrem Kunstgeschmack wissen, ist es auch nicht zu verwundern, daß sie diesen Dichtergenius nicht zu würdigen wußte, und den größten ihrer Zeitgenossen trotz aller äußeren Veranlassung dazu, nicht viel beachtet hat. Sie bildete sich zu viel auf ihr Latein und Griechisch ein; sie fand zu großes Gefallen an jenen gelehrten allegorischen Hofmasken, die nur auf die plumpsten Schmeicheleien hinausliefen und uns jetzt als ein wahrer Ausbund von Abgeschmacktheit erscheinen, als daß sie an den Werken einer so ungelehrten und nur aus dem Innern eines hohen Geistes geschöpften Kunst den Stempel des Genius erkannt hätte. Wie wenig sie aber die Kunst in den Personen, die sie ausüben, zu ehren wußte, zeigt jene Vollmacht, die sie ihrem Ceremonienmeister gab, jeden Schauspieler ohne Unterschied nach Bedarf für Aufführungen bei Hofe zu pressen und im Weigerungsfall ins Gefängniß zu werfen.

Von König Jakob wissen wir nur, daß, als Shakespeare sich um ein kleines Hofamt, mit welchem die Aufsicht über die scenischen Aufführungen verbunden war, bewarb, ihm ein obscurer Concurrent vorgezogen wurde, sowie daß er nicht Shakespeare, sondern dessen Gegner und Rivalen, Ben Jonson, mit der Auszeichnung eines poeta laureatus und einem Jahrgehalt bedachte. Daß der König ihm für die schmeichelhaften Anspielungen des Macbeth durch ein Handschreiben gedankt habe, ist als ein der Hofetikette höchlich widersprechender Vorgang an sich höchst unwahrscheinlich und schlecht bezeugt und würde überdieß an der Hauptsache nichts ändern, schon darum, weil es erst in den Schluß seiner Laufbahn fiel.

(Fortsetzung folgt.)

Virgil und Horaz.

(Schluß.)

Der Epiker Virgil gilt uns als Stimme des römischen Nationalbewußtseyns in den Tagen des Augustus; der Lyriker und Satiriker Horatius Flaccus (65—8 vor Chr.) stellt die Persönlichkeit dar, welche in einer kosmopolitischen Zeit bei dem Verfall des öffentlichen Lebens und der Sitte sich in die eigene geistreiche und überlegene Subjektivität zurückzieht, sich an nichts bindet, in Ernst und Scherz die eigene Freiheit bewahrt und genießt. Sein Vater war ein Freigelassener aus Venusia in Süditalien; des Sohnes Anlage erkennend, ging er mit demselben nach Rom und suchte neben der Bildung, welche die Schule ihm gab, ihn durch die Beispiele des Guten und Schlimmen, der Ehre und Schande, wie die Erfahrung und Weltbeobachtung sie bot, zugleich ihn zur Weltklugheit und Sittlichkeit zu erziehen. Griechische Kunst und Weisheit an der Quelle zu schöpfen, war Horaz in Athen, als Brutus im Osten Kämpfer für die Sache der Republik ward; er trat als Offizier unter die Waffen, sah aber bei Philippi seine Hoffnungen und Träume scheitern, sein Erbe die Beute der Sieger werden. Die „kühne Armuth" spornte sein Talent, er begann mit Epoden, im Wechsel eines kürzeren und längeren Verses nach dem Muster des Archilochos, seine Dichterlaufbahn, bald die gutgesinnten Bürger ermahnend, durch Auswanderung eine neue Heimath zu suchen, einen neuen Staat zu gründen, bald in bitteren persönlichen Ausfällen sein Herz ausschüttend, ja auch schon mit heiterem Humor das Lob des Landlebens einem städtischen Wucherer in den Mund legend.

Wir haben hier den Keim, aus welchem die Doppelrichtung der Satire und der Lyrik hervorgesproßt ist. Horaz ward ein Wortführer der jüngeren Dichterschule, mit Virgil vertraut, und durch ihn an Mäcenas empfohlen, der an dem humanen Sinne, dem Witze und der Liebenswürdigkeit des Dichters das größte Wohlgefallen hatte, ihn zum Freunde nahm und von ihm im ersten wie im letzten Dichterworte huldigend begrüßt wurde. Horaz hat es selbst mit klarem Blick erkannt, daß er weit mehr durch Kunstverstand, Witz und

Digitized by Google

Geschmack als durch göttliche Begeisterung des Gemüths und selbstkräftigen Schwung der Seele zur Poesie berufen sey; darum wußte er sich zu bescheiden und statt mit großen Stoffen einen zweifelhaften Versuch zu wagen, vielmehr auf einem niederen, der Prosa nahe liegenden Gebiet sich zu bewegen und hier den ersten Preis zu gewinnen, indem er die den Römern originale Satire zu künstlerischer Vollendung brachte.

Die stoffliche Mannigfaltigkeit, die wie ein Erguß aus dem Stegreif oder ein Wechselgespräch sich zwanglos ergehende Darstellungsweise behielt er bei, legte aber stets einen bestimmten Gedanken zu Grund, um die Einheit des Ganzen zu gewinnen und erreichte scheinbar absichtlos, aber dennoch planvoll sein Ziel. Er ist kein trockener Sittenprediger, vielmehr versteht er lachend die Wahrheit zu sagen, mit Selbstironie auch sich in die verspottete Welt aufzunehmen und preiszugeben und mit freier Lust am Komischen die Verkehrtheiten und Thorheiten der Zeit in ergötzlichen Lebensbildern zu zeichnen, das Gericht, das er uns vorsetzt, nicht mit scharfem italischem Essig, sondern mit feinem attischen Salze würzend. Bald beginnt er betrachtend, um den Gedanken durch Beispiele, Anekdoten, Fabeln zu veranschaulichen, bald erzählt er eine Geschichte des Tags oder läßt und einem Zwiegespräch zuhören, mag er nun selbst mit einem berühmten Rechtslehrer sich über die Berechtigung der Satire oder mit einem Feinschmecker über den Geist der Kochkunst unterhalten, oder den Odysseus sich bei Tiresias befragen lassen, wie er wieder zu seinem Vermögen gelange, und dabei dem alten Seher die Schilderung der Erbschleicherei in den Mund legen, oder mag er das Publikum über sein Verhältniß zu Mäcenas aufklären, indem er einen zudringlichen Schöngeist zu unserer Belustigung auftreten läßt.

Auf die heiterste Weise mit Witz und Humor führt er uns zu Gemüth, daß alles sein Maß habe, daß der Zweck des Lebens das Leben selbst und daß es Thorheit sey, ihn über dem Trachten nach den Mitteln aus den Augen zu verlieren; daß wir andern ihre Warzen verzeihen sollen, damit sie an unsern Beulen keinen Anstoß nehmen, daß wir durch Vernunft und humane Gesinnung die Unzufriedenheit in uns überwinden müssen, wenn die Welt außer uns erträglich seyn soll, denn die Dinge sind, wie wir sie nehmen. Wie reizend schildert er das Glück ruhiger Genügsamkeit im Unterschiede von dem unruhigen und gefahrvollen Glanz im Bild der Land- und Stadtmaus, und wie liebenswürdig weiß er dem mächtigen Freunde für den Genuß des Landlebens zu danken, wenn er auf seinem Sabinergut sich selber wiederfindet, oder wenn er in Rom sehnend ruft:

Ländliche Flur, wann werd' ich dich schaun, wann wird mir vergönnt seyn,
Jetzt aus Büchern der Alten und jetzt in Schlummer und Muße
Süßes Vergessen der Qual mühseligen Lebens zu schlürfen?

Hier ist Horaz genial, hier sprudelt der frische Quell seines eigenen Geistes; in der Lyrik dagegen, der er sich nach den Satiren erst im reifen Mannesalter zuwandte, zeigt sich uns meist nur das Formtalent des gebildeten Mannes, den die Reflexion, daß hier noch ein Kranz zu verdienen sey, nicht der Drang des Gemüths zum Gesange führt, und der sich hinsetzt, um über dieses und jenes Motiv nach griechischem Vorbild auch ein lateinisches Gedicht zu machen. Vor allem die eigene Freiheit zu bewahren, durch nichts sich überwältigen zu lassen, nichts zu bewundern: dieser Grundsatz des Horaz ist das Gegentheil der lyrischen Stimmung, des von einer Empfindung ganz erfüllten Herzens, dem der Gegenstand dieses Gefühls im Augenblicke für das Höchste und Unendliche gilt, so daß es selig in ihm aufgeht und selbstvergessen seinen Schmerz und seine Wonne in Melodien kund gibt, in deren Rhythmus die Bewegung der Seele noch nachbebt; denn erst im Gesange selbst wird diese frei und schwebt nun harmonisirend über dem Erguß ihrer Innerlichkeit.

Jene naive Unmittelbarkeit, die uns im Volksliede entzückt und ohne die kein ächtes Lied besteht, fehlt bei Horaz, und deßhalb hat Goethe recht, wenn er seinen Oden alle eigentliche Poesie kurzweg abspricht. Denn auch der mühelos kühne Flug des Gedankens geht ihnen ab und Horaz vergleicht sich selber im Unterschied von Pindar, dem Dichterschwan, mit der Biene, die ihren Honig aus verschiedenen Blumen zusammentrage, mühsam Kleines bildend, und wo er doch sich höher hebt, da fühlt man die Anstrengung, die es ihm kostet. Darum preist er selbst die goldene Mittelstraße, auf der man aber über die Mittelmäßigkeit nicht hinauskommt. Die feine Berechnung selbstbewußter Geschicklichkeit wollen auch wir gern anerkennen, gern den Sprachsinn, mit welchem Horaz die leichteren Odenmaße der Griechen aufnahm und durch häufigere Spondäen der Würde des Lateinischen anpaßte; sein Ausdruck ist körnig, präcis, geschmeidig, klar und zugleich voll Schmelz und Wohllaut; die Bilder sind mit sicherem Geschmack gewählt und ausgeführt und die Gedanken glänzend wie geschliffene Edelsteine.

Seinen Liebesgedichten ist selten ein Ursprung im Gemüth anzufühlen; sie sind mehr sinnlich als seelenhaft, und geben sich als Spiele der Einbildungskraft zu erkennen; sie zeichnen sich vor andern römischen

Digitized by Google

Gedichten dieser Art dadurch aus, daß sie nie gemein werden, noch zur Lüsternheit reizen; Horaz weiß auch in der Liebe sich selbst zu beherrschen. Er ist ein Freund des sokratischen Gesprächs beim Wein und preist ihn, weil er die gebeugte Seele zu Muth und Hoffnung befügelt; er leert den Becher gern mit gleichgesinnten Genossen aufs Wohl des Vaterlandes.

Die Oden des ersten Buchs tragen das Gepräge der Studien noch am deutlichsten und können uns darum für einen Ersatz der verlorenen äolischen Lyrik gelten. Im zweiten Buch tritt die Weltanschauung des Dichters bestimmter hervor; in Genügsamkeit sich selbst zu leben, Gleichmuth in hellen und trüben Tagen, auch im Sturm die Ruhe der Seele zu bewahren, das ist ächte Weisheit; denn Niemand entflieht sich selber, und die Sorge steigt hinter dem Reiter aufs Roß und schwebt um die Segel des Schiffes. Stelle man die Zukunft dem Himmel anheim und pflücke den Genuß der Stunde, denn der Tod pocht bald an der Pforte des Bettlers und des Fürsten. Ich begehre keine goldgetäfelte Decke des Zimmers und kein Königsschloß.

Aber Redlichkeit ist mein
Und eine reiche Dichterader, und mich Armen
Sucht der Reiche; mehr begehr'
Ich nicht vom Himmel, von dem mächt'gen Freunde
Heisch ich keinen Ueberfluß,
Genug durch Ein Sabinergut beseligt.

Das dritte Buch wird durch sittlich patriotische Dichtungen eröffnet, welche den ächten Römersinn feiern und der Gegenwart mahnend vor die Seele rufen; denn die Sitte muß die Erfüllung der Gesetze seyn, Kraft sich mit Weisheit verbinden, Zucht und Gottesfurcht in Hütten und Palästen walten. Das einfache Leben ist das glückliche, ehrenvoll und süß der Tod für's Vaterland.

Den seinem Vorsatz treuen gerechten Mann
Erschüttert niemals Arges gebietender
Mitbürger Trotz im festen Sinne,
Nicht des Tyrannen ergrimmte Miene,
Noch auch der Süd, der Adrias Stürme schafft,
Noch Zeus, des blitzeschleudernden, starker Arm;
Ja wenn der Himmel krachend stürzte,
Träfen die Trümmer ihn unerschrocken.
Durch solche Kraft stieg Pollux und Herkules,
Der Dulder, kühn aufstrebend zur Sternenburg,
Zu deren Mahl August sich lagernd
Nektar mit purpurner Lippe kostet.

Man hat dem Dichter die Vergötterung des Kaisers verdacht; allein die Olympier sind ihm bereits zum Schmuck des Gedichts geworden, und so kann er mit ihren Namen auch den Herrscher zieren, der endlich der Erde den erwünschten Frieden brachte. Horaz hat auch dem Augustus gegenüber seine Unabhängigkeit behauptet und ist mancher Anmuthung von dessen Seite mit weltmännischer Gewandtheit ausgewichen. Auch seinem Mäcenas lehnt er es ab, die Thaten des Kaisers zu besingen, und fährt fort:

Ich, die Muse gebot's, preise Likymnias
Zaubervollen Gesang, ich der Gebieterin
Sternhell funkelndes Aug', ihr in Erwiederung
Gleicher Liebe so treues Herz!

Auf Augusts Wunsch dichtete er das einfach feierliche Lied zum Säkularfeste des Staats und sang:

Holder Sonnengott, der auf lichtem Wagen
Bringt und nimmt den Tag, und derselbe stets und
Stets doch neu erscheinet, o mögst du nimmer
Größres denn Rom schau'n!

Dagegen zeigen einige spätere Preisgesänge auf die Stiefsöhne des Kaisers die Mühe der Arbeit; sie wurden nachträglich in einem vierten Buch mit andern Oden herausgegeben, nachdem der Dichter schon von der Lyrik Abschied genommen, nicht ohne das stolze Selbstgefühl, daß er sich ein Denkmal errichtet habe, das dauern werde, so lange die schweigende Vestalin mit dem Priester das Capitol hinansteige. Die horazische Lyrik ist Reflexionspoesie; das betonen wir mit Teuffel, ohne sie deßhalb wie einen unnützen Ballast der Vergangenheit über Bord zu werfen; davor rettet sie neben so manchem schönen Gedanken und sinnigen Bilde auch der anmuthige Wechselgesang:

Horaz.

Als ich noch dein Geliebter war,
Und kein trauterer Freund seinen vertieften Arm
Um den glänzenden Nacken schlang,
Mehr als Perserns Herr, schwelgt' ich in Seligkeit.

Lydia.

Als du für mich allein geglüht,
Und dir Lydia noch werther als Chloe war,
Suß dir Lydias Name klang,
War Roms Ilia nicht höher geehrt denn ich.

Horaz.

Jetzt beherrscht mich die Thrakerin
Chloe, holden Gesangs kundig und Saitenspiels;
Freudig litt' ich den Tod für sie,
Gönnt nur ihr das Geschick, daß sie mich überlebt.

Digitized by Google

Lydia.

Wechselseitig in Liebesfluch
Hält des Thyriers Sohn Calais mich entflammt.
Zweimal litt' ich den Tod für ihn,
Gönnt nur ihm das Geschick, daß er mich überlebt.

Horaz.

Wie, wenn Liebe die alte kehrt
Und in's eherne Joch neu die Getrennten schmiegt?
Wenn nun Chloe, die blonde, weicht
Und mein Pförtchen herein Lydia wieder läßt?

Lydia.

Sey er schöner als Sternenglanz,
Und du leichter als Kork, aber erbrausender
Als die Brandungen Adrias,
Dennoch lebe mit dir, sterbe mit dir ich gern.

Peerlkamp hat manche seltsame oder nüchterne Strophe aus dem Text entfernen wollen; aber wenn der Dichter von dem jungen Adler singt, den anererbte Kraft und der Jugend Muth vom Horste drängen, und ihm den Drusus vergleicht, der die Bindeliker empfinden gelehrt, was Römerart vermöge, und da bei der Erwähnung dieser Feinde die Einschaltung macht:

Woher aus grauer Zeit entflammte
Sitte sie mit Amazonenärten
Zur Rechten waffne, daß ich noch nicht erforsch,
Auch brauchen wir nicht alles zu wissen, —

so ist mir viel undenkbarer, daß ein Abschreiber diesen Zusatz gemacht, als daß Horaz hier einer zeitgenössischen Untersuchung, einem Werk zwecklosser Mühe, einen Seitenhieb versetzt habe, und ich glaube, daß man in den Oden des Satirikers nicht ganz vergessen und in diesem und ähnlichen Fällen eine ironische Anspielung vermuthen darf. Sollte nicht auch testis mearum centimanus Giges sententiarum hieher gehören, ein Zeuge für die Selbstparodie gelehrter Erhabenheit? Wenigstens freute ich mich zu sehen, daß auch der Holländer S. Knotten den schalkhaften Satyr gewahrt, der unter die hochgestimmten Töne der Ode sein schelmisches Gelächter mischt. Horaz dichtet davon, wie er seiner Unsterblichkeit sicher als apollinischer Schwan gen Himmel steige. Er setzt hinzu:

Schon schrumpft die rauhe Haut um die Schenkel ein,
Zum weißen Vogel sübl' ich von oben mich
Verwandelt, und der glatte Flaum sproßt
Ueber die Finger herab und Schultern.

Der geschmackvolle Horaz soll die Geschmacklosigkeit dieser Detailmalerei nicht gemerkt haben, die das Erhabene in's Lächerliche verkehrt? Es ist ein Scherz über die dichterische Selbstüberhebung, und diese Mischung von Spaß und Ernst, von Gefühl und Reflexion gibt manchen Gedichten eine eigenthümlich humoristische Färbung.

Von diesem Standpunkt haben wir dann auch keinen Sprung, sondern den Schritt organischer Entwicklung zu den Briefen, in welchen Horaz als gereifter Mann gemüthlich und beschaulich über Leben und Kunst unterhält. Sie unterscheiden sich von den nahverwandten Satiren vornehmlich so, daß er in diesen von den Bildern der Erscheinungswelt ausgeht, um sie gegenüber der Vernunft und dem Recht in ihrer Verkehrtheit und Lächerlichkeit darzustellen; die Betrachtung entwickelt sich aus der Schilderung, während sie in den Briefen vorwiegt und der Dichter mit ihr anhebt und dann die Gedanken durch Erzählung und Beispiel veranschaulicht. Er ist seiner völlig bewußt geworden und sammelt die Früchte seines Nachdenkens und seiner Erfahrung in sinniger und behaglicher Mittheilung an Gleichgestimmte. Eine milde Ironie bannt jede Trockenheit, und aus dem Spiele des Witzes und der geistreichen Unterhaltung entwickelt sich die Lehre, wie der Mensch sein Inneres von Leidenschaften und Vorurtheilen läutern, sich von den Außendingen unabhängig machen, sich nicht der Welt, sondern die Welt sich unterordnen, und in der Gemüthsruhe ein wahres und dauerndes Glück finden soll. Das sucht man vergebens in der Ferne, denn es liegt in dem zufriedenen Herzen, welches dankbar die gute Stunde genießt, die ein Gott ihm bescheert, und sich selber lebt.

Horaz hat hier eine neue poetische Gattung geschaffen, in welcher Dichtung und Philosophie glücklich verschmolzen sind, und der allgemeine Gedanke eben so sprüchwörtlich zutreffend ausgedrückt, als stets von der Persönlichkeit getragen und erwärmt wird. Ein längeres Schreiben an Augustus vertheidigt das Recht der Lebenden gegen die Lobredner der früheren Dichter und berichtet, wie die dramatische Poesie in Schaulust untergehe; stundenlang bewegen sich die Aufzüge von Streitwagen und Schiffen, von fremden Thieren und Geräthschaften über die Bühne; selbst die Ritter schreien in Mitte des Dramas nach einem Faustkampf, einer Bärenhetze, denn das ist Wonne dem Pöbel, und beklatschen, noch ehe der Schauspieler ein Wort geredet hat, sein violettes Gewand! In ausführlicher Weise legt dann Horaz seine Ansichten über die Poesie in dem Brief an die Pisonen nieder, und beschließt sein Tagwerk mit dieser Rechenschaft über seine Thätigkeit. Die Erörterungen sind ohne systematische Strenge und geben, bezeichnend genug für den Autor, mehr Regeln, wie man Gedichte macht, als Aufschlüsse, wie sie entstehen,

Digitized by Google

Horaz weiß, daß seine Stärke im feinen Geschmack, in der kritischen Einsicht liegt; wie der Schleifstein selber nicht schneide, aber das Eisen schärfe, so will er, ohne selbst ferner zu dichten, andere in der Kunst auf den rechten Weg bringen, und dieser besteht ihm in der Nachahmung der Griechen und in der unverdrossenen, vieljährigen Handhabung der Feile. Zwar sagt er einmal ganz richtig:

Ob die Natur ein Gedicht, ob Kunst zum gelungenen mache,
Hat man gefragt; mir scheint's, daß ohne gesegnete Ader
Weder genüge der Fleiß, noch ohne Cultur die Begabung;
Seyen sie freundlich vereint, denn eines bedarf ja des andern!

Aber er redet nicht von der Natur, sondern nur von der Kunst, von dem, was man in der Poesie lehren und lernen kann. Nach Römerart betont er den Nutzen, und äußert sich dahin:

Bald zu vergnügen bezweckt ein Gedicht, bald Nutzen zu stiften,
Oder zugleich Zweckmäß'ges, zugleich Anmuth'ges zu sagen.
Sämmtliche Stimmen gewinnt, wer Nützliches mischt mit dem Süßen,
Wenn er dem Leser Belehrung zugleich und Erheiterung bietet.
Nicht bloß schön seyn sollen Gedichte, sie sollen auch rühren,
Um, wohin es beliebt, das Gemüth der Hörer zu lenken.

Passiflora.

(Fortsetzung.)

Abermals eine Sitzung, dießmal aber wenigstens ohne meine Schuld verunglückt. Der Pater, dem sein kaltes Bad schlecht bekommen seyn mag, ward so oft vom Riesen heimgesucht, daß der Fürst ihn endlich entfernt wünschte. Auf ein Zeichen der Fürstin schlurfte das treuherzige Mönchlein denn auch von dannen, und wir waren wieder zu Dreien. Beim Fortgehen des Mönches hatte der Fürst sich aber nach der Thüre gewendet, die meinem Platze gegenüberliegt. Ich sah deßhalb nur seinen Hinterkopf und wartete vergebens auf eine günstigere Wendung. Die Fürstin, die mir heute übrigens gefaßter als gewöhnlich vorkam, gab sich alle erdenkliche Mühe, die Sache zu ändern, und zwar in so behutsam schonender Weise, daß ich nie eine rührendere Scene von Zartheit, Trauer, Unermüdlichkeit und sinniger Erfindsamkeit gesehen zu haben glaube. Endlich fielen, zu meiner großen Verlegenheit, zwischen den halblauten Worten, welche diese liebevollen Ueberlistungsversuche unterstützen sollten, einige scharf klingende Antworten, die ihr das Blut in die Wangen trieben und meine wehmüthige Augenweide plötzlich in eine drückende Marter verkehrten. Ohne daher das gewöhnliche Entlassungszeichen abzuwarten, erhob ich mich, sobald es ohne Gefahr geschehen konnte, und schlüpfte über die dicken Teppiche des Kabinets ins Freie hinaus.

Was ich gehört habe, ist etwas so Zusammenhangloses, daß es das Schlimmste und auch das Nichtssagendste bedeuten kann. Ich war dadurch zu überrascht, ja zu erschreckt, als daß ich des Vernommenen völlig sicher seyn könnte. Reime ich es aber mit den Anspielungen des Grafen zusammen, mit der Aeußerung des Doktors über die früheren Beziehungen des Fürsten zu dem Thronfolger, mit dem lärmenden Treiben, von welchem Mirzel und Kati zu erzählen wußten, mit dem unzweifelhaften Reichthum des alten Grafen endlich, dessen plötzliche Insolvenz ja doch die Ursache gewesen seyn sollte, um derentwillen sich der Fürst vergiftet, — so stehe ich vor einer Vermuthung, die mich nicht wenig entsetzt. Der Thronfolger gehörte also, wie es scheint, in jener ersten, ausgelassenen Zeit zu den willkommensten Gästen des Fürsten. Dieser nahe Verkehr hat etwas von der Herablassung, mit welcher der Prinz in Lessings Emilia den Verlobten der letzteren auszuzeichnen scheint, bis diese Huld ihm plötzlich das Leben kostet. Wenn ich die Parallele weiter führe — und der alte Graf, der sie veranlaßte, ist mir von allen eingeweiht Scheinenden immer doch noch die glaubhafteste Autorität — so gelange ich zu einem Punkte, wo die Heldin des Stücks noch zu jung und kindisch unmündig ist, um die begangene Untreue mit dem Tode büßen zu müssen, wo der Gatte die gegen

Digitized by Google

den Beleidiger ſeiner Ehre erhobene Hand wieder ſinken läßt, weil er in ihm ſeinen künftigen Landesherrn erkennt; wo endlich der unlösbare Conflikt — Verbrechen und keine Möglichkeit der Sühne, tödliche Beleidigung und keine denkbare Ehrenrettung — zu dem Verzweiflungsakt des ſo Entehrten führt, ſich ſelber den Tod zu geben. Hiernach wäre die Erhebung in den Fürſtenſtand eine Art von höfiſchem Schmerzensgeld geweſen, das, beiläufig erwähnt, den ſich dadurch Freikaufenden nicht einmal Geld gekoſtet hätte.

Mich überläuft ein Schauder, während ich dieſe froſtigen Schlußfolgerungen niederſchreibe. Grillparzers „treuer Diener ſeines Herrn“ in neuer Faſſung! Vor wenigen Wochen wäre es mir noch unmöglich geweſen, Verhältniſſe ſolcher Unterthänigkeit nur zu denken. Wir glücklichen Mittelſtandskinder und unter ihnen zumal wir Künſtler, die wir dem Cultus des Schönen leben und wenig nach dem Treiben der Erdengötter fragen, wir tragen unſere Landesväter zum Glücke für unſere Seelenruhe, denk' ich, mehr in der Geldbörſe als im Herzen mit uns herum. Wir blicken denn auch nach keinen Orden aus, nach keinen Gehaltszulagen, nach keinen Beförderungen, die aus der Gnadenquelle des Thrones entfließen, haben wohl gar einen ſcheuen Widerwillen gegen Auszeichnungen, die uns nicht von Standesgenoſſen zu Theil werden. Aber dieſer hoffentlich lobenswerthe Bürger- oder Künſtlerſtolz nimmt uns auch die Fähigkeit, das Leben in den höchſten Geſellſchaftsſphären zu begreifen. Wir finden die japaneſiſche Sitte des ſelbſteigenen Bauchaufſchlitzens höchſt abgeſchmackt und ahnen nicht, daß auch unſern Hochgeſtellten in gewiſſen Fällen keine andere Rettung der eigenen Ehre übrig bleibt. Ich frage mich — jetzt, wo mich der Umgang mit dem Grafen bereits von vorſchnellem Aburtheilen in Dingen dieſer Sphäre curirt hat — was hätte der Fürſt in dem von mir vorausgeſetzten Falle thun ſollen? — Und wenn ich wirklich allen Vorurtheilen gerecht werden will, die ſein Rang und ſeine Erziehung mit ſich bringen, ſo glaube ich antworten zu müſſen: er handelte, wie ſeine Lage verlangte.

Die Fürſtin heißt Flora. Ich hörte ihren Namen heute zuerſt, und zwar mit dem ſcharfen Accent, der dem Fürſten eigen iſt. Flora! — Es kommt mir vor, als hätte ich doch während des Schreibens eine Wand von Eis zwiſchen ihr und mir aufgerichtet, aber dünn wie Glas. Ich ſehe unabläſſig hindurch, wie ſehr mich auch fröſtelt.

In einer einzigen Stunde habe ich heute das Bild des Fürſten aus dem Gedächtniß auf die Leinwand geworfen und der alte Graf umarmt mich ſo eben mit Thränen in den Augen und überſchwänglichen Worten des Dankes auf den Lippen. Es iſt ein wunderbares Ding um das plötzliche Freiwerden aller unſerer Kräfte. Meiſtens ſind's nur kurze, ſelten wiederkehrende Gelegenheiten, wo wir die Fähigkeit haben, aus bloßer Genialität heraus zu ſchaffen, plötzliche Erleuchtungen, möcht' ich's nennen, wie ſie uns wohl einmal im Fieber, aber dann freilich unverwerthbar, zu Theil werden; ein Zuſammentreffen des Wollens und Könnens in einem Augenblicke, der ungeſtört genug iſt, daß wir ihn ſofort bei Worte halten dürfen. In dieſer Weiſe gewinnt ein lange in dumpfer Undeutlichkeit vor dem geiſtigen Auge hin und her ſchwebender Entwurf auf einmal Klarheit, unverbeſſerliche Beſtimmtheit; es iſt als ob in uns zu Zeiten noch ein anderer Sinn thätig wäre, der wie eine Knoſpe ſich erſchließt, zur Blume wird und wieder dahin welkt. Alle Genialität ſcheint mir auf ſolch einer Geheimkraft zu beruhen, und ich möchte, um das Bild auch für den Gegenſatz des bloßen Talents feſtzuhalten, das Talent einem Baume vergleichen, der, bis auf jenes plötzliche Knoſpentreiben, das ihm fehlt, ganz ähnliche Kräfte verleiht, wie auch die Genialität ihrer für's Alltagsarbeiten bedarf; alſo das Talent gliche etwa dem myrthenähnlichen Buchsbaum, das Genie der ächten Myrthe. Die meiſten ſolcher ſpontanen Weckerufe der eigenen Schöpferkraft habe ich ſelbſt, wie ich fürchte, verſäumt. Möglich, daß es eine gewiſſe Regel gibt, nach welcher ſie wiederkehren. Wie uns Gleichniſſe verfolgen und quälen können, ſelbſt wenn ſie gar nicht zutreffen, ſo neckt mich bei dem Gedanken an dieſe Regel inmitten der ſcheinbaren Regelloſigkeit unabläſſig der Vergleich mit dem Monde, der auf einmal die Erde verſunſtert, indem er ſich zwiſchen ſie und die Sonne ſchiebt, den rohen Völkern ein Schreckensereigniß, aus dem ſie nichts zu machen wiſſen, den entwickelten eine koſtbare Gunſt des Weltenlenkers, während deren kurzen Dauer ein neuer Sinn in ihnen thätig ſcheint, der ſie den Räthſelgang der kreiſenden Himmelskörper deutlicher verſtehen lehrt. Denn jede ſolche Anwandlung der Genialität, jede ſolche innere Erleuchtung verſunſtert das ſonſt unſere Sinne um uns herum Erfüllende und befreit dadurch die Kraft des geiſtigen Auges.

Die Furcht, man werde mich heute noch einmal in den fürſtlichen Schloßflügel beſcheiden, hat mich ſchon mit dem Morgengrauen ins Gebirg hinaus getrieben. Es fiel ein leiſer Regen; — Nebelreißen nennen ſie's hier zu Lande, welche milde Bezeichnung freilich nicht verhindert, daß man bis auf die Haut durchnäßt

Digitized by Google

werden kann. Vor mir hörte ich von Zeit zu Zeit eine Stimme bald jodeln, bald, so schien's, mit einem Thiere reden, das vielleicht aus dem Dorfſtall auf die Alm gebracht wurde. So wußte ich denn, daß der Nebel ſich verziehen werde, und mein Bergaufſteigen wenigſtens keines jener unvorſichtigen Einfaltsſtückchen war, wie wir Städter deren im Gebirge nicht gar ſelten zum Beſten geben. Nach einer Stunde war ich in der That über den Nebel hinaus und genoß des ſchönſten Freiblicks, der mir je auf meinen Bergwanderungen zu Theil geworden iſt. Es kam mir vor, als ſey ich nach langem Tauchen wieder an die Oberfläche des Meeres hinaufgelangt und die blühende Erde lache mich von Neuem an. Hinter und unter mir das wogende Durcheinander milchweißer Dunſtmaſſen; vor und über mir Himmelblau und ſonnenbeſchienene Gebirgsgruppen, ernſte, feierlich dreinſchauende Felſenſchopfe, grüne Hänge und buntblumige Leiten; hie und da auf den ſaftgrünſten Stellen ſilbergraue Pünktchen, zu Dutzenden in mehr als zufälliger Nachbarſchaft neben einander geſät, die fernen ſchindelbedeckten Hütten der Sennerinnen. Kein Ton, kein Nadelrauſchen, kein Vogellied ringsum; Alles großartige, beſchauliche Ruhe und Sammlung, etwas von jener Stille, die ſo unwillkürlich zur Andacht ſtimmt.

Ich gönnte mir Zeit, die Seele zum vollen Aufnehmen des unvergleichlichen Eindrucks ſich weiten und immer mehr weiten zu laſſen. Milton würde hier jene Einſamkeit der Schöpfung geahnt haben, „als Gott auf die Erſchaffung des erſten Betors ſann.“

Während ich ſo daſtand und die reine Wirkung mein Bewußtſeyn rein und voll durchdringen ließ, vernahm ich in einiger Entfernung vor mir die nämliche Stimme, welche mir ſchon vorher in's Ohr gelungen war. Es ſtanden Fichten zwiſchen mir und der Stelle, von wo der Ton herüberklang, aber ich ſah jetzt ein Köpfchen, jetzt wieder weiße Aermel durch das Gegitter der Stämme glänzen, und erkannte bald ein Bürſchlein von ſieben bis acht Jahren, das an der Hand eines Holzknechts munter bergan ſtieg und eben ſo redſelig war, wie dieſer letztere wortkarg. Der ſchweigſame Mann hatte ſich einer Holzſchleife vorgeſpannt und trug ein Reifmeſſer über dem Rücken, wie dieſelben zum Abſchälen der Baumrinde hier im Gebrauche ſind; den Sabel, den langſtieligen eiſernen Winkel zum Heranziehen des Holzes, hatte er gleichfalls über die Achſel gehängt, als komme er eben von einer Waldarbeit heim oder ſey zu einer ſolchen auf dem Wege, denn im Gebirge läßt auch bei unterbrochenen Verrichtungen keiner ſein Handwerkzeug liegen. Eine Weile ſchritten die Zwei ſo in abgemeſſener Ferne vor mir aufwärts. Dann ſtörte mich die Schwatzhaftigkeit des Kindes und nicht minder die verſtockte Zungenträgheit des Mannes; ich beſchleunigte alſo meinen Schritt und hatte ſie bald eingeholt.

Hier ſollte ich nun einen Blick in Lebenszuſtände thun, von denen ich mir bisher wenig genug hatte träumen laſſen. Der Mann war, wie ich geſprächsweiſe herausbrachte, der Vater des kleinen Buben und beide führte das traurigſte Geſchäft bergan. Die Mutter des Kindes, eine Sennerin der nächſtgelegenen Alm, war Tags zuvor beim Futterſchneiden mit ihrem Steigeiſen in einer Felſenritze hängen geblieben, hatte dadurch einen unglücklichen Fall gethan und lag ſeit geſtern Abend, mit einem kleinen zu früh geborenen Kinde im Arm, in der nächſt erreichbar geweſenen Behauſung, der Hütte eines jener grämlichen alten Ochſner, wie ich deren auf meinen Fußwanderungen hie und da ſchon aus ihrer mürriſchen Einſamkeit aufgeſtört habe.

Jetzt war der Holzknecht bergauf gezogen, um Mutter und Kind lebend oder todt — er hatte noch keine Gewißheit über das eine oder das andere — eine Wegſtunde weiter thalwärts zu ſchaffen. Dort, ſagte er, wohne ſein Holzmeiſter, der das Weibsbild ſchon früher einmal beherbergt habe und bei dem auch der Bube hier mit aufgefüttert worden ſey. Wenn er mit der Schleife nur erſt wieder glücklich bis vor die Stube der Holzmeiſterin gelangt ſey, ſo ſey ihm nicht mehr bange. Beſſer als die Holzmeiſterin könne ſich kein Doktor auf ſo etwas verſtehen.

Ich begriff jetzt die trübe Stummheit des Mannes. Er hatte ein ehrlich einfältiges Geſicht, und es war ihm an den Augen abzuſehen, wie wenig er im Stande ſeyn würde, ſich über den ihm drohenden Verluſt wegzuarbeiten. Er mochte am Ausgang der dreißig ſeyn, war Zeitlebens, wie er ſagte, in dem nämlichen Dienſt geweſen und hatte bis jetzt wahrſcheinlich die Unmöglichkeit, einen eigenen Herd zu gründen, wie etwas Selbſtverſtändliches hingenommen. Es gehe da oben, ſagte er, freilich oft granſam raſch zu Ende, und man wiſſe nimmer, ob man einander wieder ſehen werde.

Als wir an eine Stelle gelangt waren, wo der Fußpfad nach der Ochſenhalt für die Schleife nicht mehr ausreichte, bedeutete der Mann dem Buben, er möge eine Strecke ſeitwärts klettern, um zu ſehen, ob ſchon jemand, von der Ochſenhalt herab, auf dem Wege ſey. Nicht lange darauf hörten wir Steine abwärts rollen und dann kam das kleine Bürſchlein mit erſchrecktem Geſicht zu uns herüber gelaufen: es werde jemand bergab getragen! Das Kind ſchien bisher nichts begriffen zu haben. Es dauerte aber noch faſt eine halbe Stunde, ehe der Zug uns erreichte.

Digitized by Google

Während dieſer langen Zeit ging ihm der Vater weder entgegen, noch erlaubte er dem Knaben, dieß zu thun, denn dabei, ſagte er, könnte am leichteſten ein falſcher Tritt vor; er wiſſe, was es heiße, beim Bergabtragen auch noch behutſam ſeyn zu ſollen. Lieber, als einen neuen Unfall verſchulden, wolle er hier bis zum Abend ſitzen und warten. Daß es ihm nicht leicht wurde, ſeine Ungewißheit ſo zu verlängern, ließ ſich aus ſeinem Geſichte ablesen. Er hatte unabläſſig mit dem Schweißabtrocknen zu thun, und ich glaube, was ihm über die Wangen lief, tropfte nicht bloß von der Stirne herab.

Zu meiner wahren Herzenserleichterung langte endlich wohl zwar eine lebensgefährlich Entkräftete, aber doch wenigſtens keine Todte an. Acht Sennerinnen, vier und vier im Tragen einander ablöſend, ſchafften ſie, in Federbetten eingewickelt, bis auf die Schleiſe, unter ihnen die mir von meinem erſten Almgange noch bekannte Reſi. Ich hatte ſchon Sorge gehabt, ſie ſelbſt ſey die zu Schaden Gekommene, wie denn das flüchtigſt begrüßte Menſchenkind uns wohl immer ein paar Stufen näher ſteht, als das nimmer von uns mit Augen geſchaute.

Reſi und eine Jüngere haben dann die Schleiſe thalwärts weiter begleitet, und auch ich bin hie und da, wo der Holzknecht nicht allein zu Rande kommen konnte, mit behülflich geweſen. Von dem neugeborenen Kinde war nicht weiter die Rede. Vermuthlich hat's eine der erfahreneren Sennerinnen, deren es immer welche auf den Almen gibt, in Verpflegung genommen. Auffallend war mir übrigens die Gefühlsunbeholfenheit dieſer allerdings roh gewöhnten Menſchen. Daß es dem Holzknecht bis in's Herz geſchnitten hatte, wußte ich denn doch ſicher genug; aber Handdrücken oder ſonſtige Zeichen des zum Ausdruck drängenden Empfindens beim endlichen Erblicken der von ihm eben vorher ſchon todt Geglaubten, ſolche uns andern ſo natürliche Geberdenſprache vermißte ich völlig. Es ging alles ſeinen ſtillen Gang, was freilich für den Zuſtand der Leidenden am zuträglichſten ſeyn mochte.

Als meine Hülfe nicht mehr von Nöthen war, ſchlug ich den jäh bergab führenden Pfad ein, der bei der Bienenzüchterei des alten Grafen in's Dorf mündet. So kam ich auf die Landſtraße hinab, ehe noch die Schleiſe oben die ſeitwärts gelegene Holzmeiſterswohnung erreichen konnte. Im Dorfe hatte ſich inzwiſchen die Nachricht verbreitet, es komme wieder einmal eine Leiche von der Alm herab, und ich ſah aus manchem Fenſter Weibergeſichter in der Almrichtung blicken; zumeiſt neugierige, ſehr wenig theilnehmende, denn, wie mir ſcheinen will, findet gar manche wohleingeſegnete Dorfehrbarkeit, daß der liebe Herrgott den Sennerinnen ohnehin ſchon nur zu vieles hingehen läßt. Auch die Spinnmitzel kamen aus der Schmiede heraus, wo ſie ſeit kurzem beim Blasbalgziehen Beſchäftigung gefunden hat; aber ſie wenigſtens hatte nichts von Neugier in ihrer Art zu blicken, ſie war die einzige, die ich weinen ſah. Zuletzt kam ich noch bei der Wohnung des Peter vorbei und war nicht wenig geſpannt, ob die Kati ſich die Sache ebenfalls zu Herzen genommen habe. Ich bin indeſſen nicht darüber in's Klare gekommen. Sie ſchnitt eben Hollunderblüthen für die Mutter von der Gartenhecke herunter, und hatte ſich ſo geſtellt, daß ſie, über die Hecke weg und von meiner Wegſeite abgewendet, den fern am Gebirg ſich hinziehenden Zug beobachten konnte. Sie ſtand auf ihren Fußſpitzen mit dem lang gereckten Halſe ſo unbewußt maleriſch da, daß ich den Zug ſelbſt darüber aus den Augen verlor. Das ſchwarze Röcklein mit dem rothen Saum ſaß ihr allerliebſt; dazu die weißen, aufgekrempten Aermel, das bläulich verſchoſſene Mieder, die bloßen Füßchen, die braun gebrannten Arme, das ernſt in die Ferne ſchauende Geſicht, deſſen Miene zu fragen ſchien: möcht' ich denn nun eigentlich Sennerin werden oder nicht? — es war ein fertiges Bild. Vielleicht mal' ich ihr das über's Bett.

Der Fürſt iſt geſtorben. Ich habe ſeit zwei Tagen keine Feder in die Hand nehmen mögen. Seit er hinüber iſt, hat ſich erſt die ganze Wucht des Ereigniſſes mir fühlbar und faßbar gemacht. Ich athme wie unter einem beſtändigen Albdrücken. — Wenige Stunden, nachdem ich von jener Almfahrt zurückgekehrt war, läutete auf einmal im Schloßthurm ein Glöckchen, das ich bisher nur während heftiger Gewitter hatte läuten hören; nicht lange darauf antworteten alle Kirchlein und Kapellen im ganzen Thale, und als ich, aus meinem Fenſter blickend, nach der Veranlaſſung forſchte, ſah ich ſchon aus den Hütten und Höfen der nächſt angrenzenden Dörfer Weiber und Kinder in hellen Haufen dem Schloſſe zuziehen. Zugleich gewahrte ich, daß die große Thür der Schloßkapelle weit offen ſtand. Es waren zwei große, brennende Wachskerzen an den Eingang geſtellt; kleinere Kerzen erhielt, wer wollte, beim Betreten der Kapelle; ſo weit ich erkennen konnte, hatte drinnen bereits eine Art von feierlichem Umgang begonnen. Während der nächſten Stunde füllte ſich dann ſowohl die Kapelle wie der ganze Hof mit Betern; es war ein höchſt eigenthümlicher, ungewöhnlich ergreifender Anblick.

Was dieſe Leute hier bewegte, konnte ich mir ungefähr denken. Das Zügenglöcklein hatte ihnen

Digitized by Google

verkündet, wie das Leben des Fürſten ſeinem Ende zuneige. Nun waren ſie zuſammen gekommen, um für ihn zu beten und während ſeiner letzten Augenblicke nicht mit weltlichen Dingen beſchäftigt zu ſeyn. Ich muſterte noch die maleriſch um die Kapellentreppe gruppirten Kinder, die mit ihrem hochſtimmigen „Bitt für uns!“ das unabläſſige Murmeln der Mütter in gemeſſener Regelmäßigkeit unterbrachen, als auf einmal das Läuten im Thurm verſtummte. Wie als ſeyen plötzlich alle Zungen gelähmt, ſchwieg im ſelben Athemzuge das Murmeln der betenden Menge. Dann ſtockte das Läuten im nächſten Dorf, dann das im nächſtfolgenden, endlich verzitterten auch die weiteſt entfernten Glockenklänge, und nun war alles ringsum tiefe Stille — der Fürſt hatte geendet. In dem Augenblick, als das Glöckchen im Thurm verſtummt war, hatte man an der Kapellenthüre die beiden großen Kerzen ausgelöſcht; alle die kleinen Lichter erloſchen gleich darauf; es war ein unheimlich getreues Abſpiegeln deſſen, was der Tod drinnen im Schloſſe verübt hatte.

Der Fürſt iſt, wie es heißt, unter dem Beiſtand ſeiner Kirche geſtorben. Da ſeit Jahren kein Caplan mehr im Amte war, hat der alte Pater Bartolmä dem Sterbenden die letzte Oelung gegeben, und trotz dem Argwohn des Doktors glaube ich, daß der alte Mann nur Chriſtenpflicht geübt hat. Freilich weiß er ohne Zweifel ſeit der letzten Beichte des Fürſten mehr als vielleicht irgend Einer aus der täglichen Umgebung deſſelben, und wenn meine neulichen Vermuthungen in Betreff des Thronfolgers richtig ſeyn ſollten, ſo kann vielleicht ein Tag kommen, an welchem der künftige Landesherr für zweckmäßig erachten wird, jeden Bruch mit der Kirche zu vermeiden.

Der kleine Baumeiſter iſt gleich am Abend nach des Fürſten Ableben wieder eingezogen. Er hat ſich ſofort aller Vorbereitungen zu dem Begräbniſſe zu bemächtigen gewußt, dante ſogleich in der Kapelle einen prachtvollen Katafalk, ließ die Schloßhalle mit ſchwarzem, ſilberbeſternten Tuche ausſchlagen und arbeitet in dieſem Augenblick an dem letzten Kandelaber, deren er, zwiſchen dem Schloßthor und der Familiengruft, für das morgende Abendbegräbniß nicht weniger als vierundzwanzig aufzuſtellen gedenkt, alle mit Pechpfannen von rieſigem Umfange. Wegen des Sarges hatte er bereits auf ſeiner Rundreiſe allerhand Vorbeſprechungen gepflogen und war, als der Gegenſtand zur Sprache kam, mit einer ganzen Reihe von fertigen Zeichnungen verſehen, unter denen der Graf die Wahl hatte. Der letztere hat ſich für eine Ruhelade aus Ebenholz mit gläſernem Deckel entſchieden, wie ſich deren bereits ähnliche in der gräflichen Stammgruft befinden ſollen, und vor einer Stunde iſt das trefflich gearbeitete Stück, ganz wie es beſtellt worden war, aus der Stadt hieher gelangt.

Zwiſchen dem Doktor und dem alten Grafen herrſcht ſeit geſtern ein geſpanntes Verhältniß, das vielleicht zu höchſt peinlichen Verwickelungen führen wird. Der Haß des Doktors gegen die Pfaffen, wie er alle Geiſtlichen nennt, hat ihn zu Aeußerungen hingeriſſen, welche nicht wohl in den Mund verhallen können. Der alte Herr mag ſich von Unterſuchungen über dieſes Kapitel unter allen Umſtänden wenig verſprechen; bei ſeiner gegenwärtigen Gemüthsbeſchaffenheit wird ihm aber vollends Ruhe und Schonung nöthig ſeyn, und es iſt begreiflich, daß ihm Jeder wehe thut, der das Schickſal des unglücklichen Fürſten noch einmal zum Gegenſtande öffentlichen Meinungsſtreites machen möchte. Gegen mich hat ſich der Graf auch dießmal wieder mittheilend und vertrauensvoll gezeigt. Nur die Art, wie er über die Fürſtin redet, oder mehr noch, wie er über ſie ſchweigt, macht es mir unmöglich, mich ſeiner Nähe zu freuen. Wie Vieles, ſeit ich ſie zuerſt ſah, auch zwiſchen ſie und mich getreten iſt, ich fühle unter der abgekühlten Kruſte doch noch immer die Lava glühen und jede Stunde bedroht mich mit neuen Flammendurchbrüchen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

Der Proceß Grégy. — Die Stadtverordneten. — Fortschritt und Rückschritt auf dem Markt. — Ein neues Theater.

Wenn das Wort Civilisation, neben dem körperlichen Wohlergehen und dem materiellen Aufschwung, auch die geistige und sittliche Veredlung des Menschen bedeutet, dann ist die Geschichte der letzten Wochen eine vernichtende Satire auf die jetzt so häufig wiederkehrende Behauptung, daß unser Jahrhundert „das Jahrhundert der Civilisation," die gegenwärtige Zeit par excellence „die Zeit der Civilisation" sey. Wie offenbart sich diese gepriesene Civilisation seit einigen Wochen? Ein grauenhaftes unerhörtes Verbrechen jagt das andere; die Culturvölker scheinen einen förmlichen Wettkampf in der Hervorbringung außerordentlicher Verbrechen eingegangen zu seyn; die Spalten der europäischen Presse sind mit den Verhandlungen von Schauerprocessen gefüllt, und das europäische Publikum hat für den Augenblick die Sensationsromane bei Seite gelegt, um sich in die Sensationsprocesse zu vertiefen — ein trauriger Triumph der Wahrheit über die Dichtung, der Wirklichkeit über die Einbildungskraft. — La Pommerais, Latour, der Londoner „Eisenbahnmörder" (ich nenne ihn nicht, weil ich trotz des Verdikts der Jury noch nicht recht an die Schuld Müllers glauben kann), Grothe nebst Genossinnen, und nun Demme — eine ganze Armee von „denkwürdigen" Verbrechern und Verbrechen' und alle diese causes célèbres in den engen Raum von ein paar Wochen zusammengedrängt. Groß ist unsere Zeit gewiß; sie leistet Großes selbst im Verbrechen — das muß man ihr lassen, aber mit dem Wort Civilisation thäten wir gut, etwas sparsamer umzugehen, als wir gewohnt sind.

Doch ich wollte von dem Gregy-Proceß sprechen. Nach sechstägiger Verhandlung hat er mit der Verurtheilung sämmtlicher des Mords angeklagten Personen geendet. Das Interesse des Publikums erlahmte keinen Moment und gipfelte am letzten Tag, wo die Straße vor dem Sitzungsgebäude, ungeachtet der angestrengtesten Bemühungen der Polizei, durch die auf und abwogende Menschenmenge für den Verkehr fast gesperrt war. Auch hier zeigte es sich wieder, daß das weibliche Gemüth von dem Grauenhaften nicht abgestoßen, sondern mit geheimnißvoller Macht angezogen wird. Wenigstens die Hälfte der dichten Menschenmassen vor dem Sitzungsgebäude waren Weiber, und in dem Sitzungssaal bildeten sie entschieden die Mehrheit. Und in den Sitzungssaal hatten keine „gemeinen Frauen" Zutritt. Die Damen, welche dort in Sammt und Seide prangten, schauend sich zur Schau stellten, es waren Gräfinnen und Baronessen — nicht Gräfinnen und Baronessen der „Halbwelt," nein der wirklichen, der ganzen Welt — es waren Geheimeräthinnen und Hofräthinnen, kurz die Elite, die Crême der weiblichen Gesellschaft; und damit die düstere Moral, welche von den Anklagebänken herabträufelte, für die heranwachsende Elite und Crême der weiblichen Gesellschaft ja nicht verloren sey, hatten diese Gräfinnen und Baronessen, diese Geheimeräthinnen und Hofräthinnen zum Theil ihre wißbegierigen Fräulein Töchter mitgebracht. — Ein demokratisches Blatt, die „Reform" ist deßhalb in sittliche Entrüstung gerathen und hat gegen jene Crême und Elite der weiblichen Gesellschaft einen donnernden Leitartikel geschleudert, der jedoch an den Stahlcrinolinen der Angegriffenen abprallte, wie Erbsen an den Stahlpanzern von Kürassieren.

Die Hoffnung, daß ein Lichtstrahl höheren Gefühls das Nachtstück erhellen werde, hat sich nicht erfüllt. Nur die niedersten, thierischsten Leidenschaften entfalteten sich vor uns: Wollust, Habgier, Selbstsucht auf einem Hintergrund viehischer Rohheit. Die Angeklagten besitzen nicht einmal jenen Geist der Kameradschaft, der häufig die schwärzesten Verbrecher an einander fesselt und ein Ueberrest der zerstörten, zerfressenen Menschennatur ist. Sie überschütteten sich wechselseitig mit Vorwürfen, und Jedes suchte seinen Hals auf Kosten des Andern zu retten. Bloß Grothe, der 24jährige, bildhübsche, jünglinghafte Meister des Lasters und Verbrechens vertrieb einmal eine Spur von Sohnesliebe, aber es war eine kurze Aufwallung, bald nachher machte er Geständnisse, die seine Mutter auf das Furchtbarste belasteten.

Gegen das Urtheil, welches Anfangs in der ersten Aufregung allgemein gebilligt wurde, äußern sich nachträglich bei reiferer Ueberlegung manchelei gewichtige Bedenken. Man findet nicht, daß die Verurtheilung der Fischer durch den Thatbestand gerechtfertigt sey, und was den Grothe und seine Mutter angeht, so bezweifelt zwar Niemand, daß sie den Professor Gregy um's Leben gebracht haben, aber man hält es für wahrscheinlicher, daß ein Todtschlag als daß ein Mord vorliege. Uebrigens ist die Nichtigkeitsbeschwerde erhoben worden, und da die Art der Fragestellung an die Geschwornen eine sehr unlogische und sogar juristisch fehlerhafte war, so wird das Urtheil vermuthlich umgestoßen werden. Allein auch wenn die Nichtigkeitsbeschwerde erfolglos bleiben sollte, dürfte das Todesurtheil wohl kaum zur Vollstreckung gelangen.

Ein Umstand, der den Verurtheilten noch ferner zu gute kommen dürfte, ist, daß sie eigentlich gar nicht

Digitized by Google

vertheidigt wurden. Sie sind arm und konnten ihren Advokaten folglich nicht viel bezahlen. Hätten diese Herren erwelchen höheren Geschäftssinn gehabt, von edleren Motiven nicht zu sprechen, so würden sie alle ihre Fähigkeiten zu einer glänzenden Leistung angespannt haben, um sich Ruf und damit den Schlüssel zu einer ehrenvollen und einträglichen Stellung zu erwerben. — Was hätte nicht ein junger französischer Advokat um die Chance gegeben! — allein statt dessen maßen sie ihre Leistungen genau nach der Größe des Honorars ab (oder wie das Ding in der Advokatensprache heißen mag), und da das Honorar erbärmlich war, fiel natürlich auch die Leistung erbärmlich aus. Wider Willen haben aber die Herren durch ihre kleinliche Berechnung ein gutes Werk veranlaßt, nämlich die Gründung eines Rechtsschutzvereins für arme Angeklagte, der vorgestern schon seine erste Sitzung hielt, und Dank der Unterstützung, die ihm zu Theil geworden ist und wird, bereits völlig gesichert dasteht.

Wenn ein deutscher Ausländer nach Berlin kommt, und seine Verwunderung über das schlechte Pflaster, die schmutzigen Straßen, die pestilentialischen Rinnsteine und andere Zierden unserer Haupt- und Residenzstadt ausspricht, dann pflegt ihm der liberale Berliner Bürger — jeder Berliner Bürger ist bekanntlich liberal — zu antworten: „Ja, mein Herr! das ist die Schuld unserer städtischen Verfassung; wir haben zu viele Regenten, und Keiner derselben weiß, wo seine eigenen Verpflichtungen anfangen und die des Andern aufhören. Viele Köche versalzen den Brei.“ Darin liegt nun allerdings manches Wahre. Berlin hat zu viele Regenten. Es hat einen Oberbürgermeister, der regiert; es hat einen Magistrat, der regiert; es hat eine Stadtverordnetenversammlung, die regiert; es hat eine hochwohllöbliche Polizei, die regiert; und über diesen vier „Faktoren“ steht noch, ähnlich wie das Fatum über den griechischen Göttern, als fünfter und oberster Faktor das Staatsministerium, welches sich mit den städtischen Dingen im Großen und Kleinen sehr eifrig und fürsorglich beschäftigt. Aber so schlimm dieser Zustand ist, ganz entschuldigt er die liberalen Berliner Bürger doch nicht. Abgesehen davon, daß er nicht möglich wäre, wenn sie mehr Thatkraft und Gemeinsinn besäßen, ist gerade diejenige Behörde, welche direkt von den liberalen Bürgern gewählt wird, das ärgste Hinderniß des städtischen Fortschritts, städtischer Verbesserungen — ich meine die durch und durch liberale, fortschrittliche Stadtverordnetenversammlung. Hier ein Beispiel.

Eine unserer lebhaftesten Verkehrsstraßen, die Neue Wilhelmsstraße, mündet durch eine sehr enge „Passage“ in die Linden; die enge Passage verursacht häufige Verkehrsstockungen und Unglücksfälle, und seit Jahren dringt das Publikum auf Abhülfe. Im Anfang dieses Jahrs beschloß der Magistrat die Erweiterung der Passage. Ein betreffender Antrag wurde später in der Stadtverordnetenversammlung genehmigt, aber am 26. Mai „zur Zeit“ abgelehnt, weil die Erweiterung der Passage ohne eine Verbreiterung der Marschallsbrücke, welche ebenfalls den Verkehr der Neuen Wilhelmsstraße hemmt, keinen Sinn habe; nach Verbreiterung der Brücke werde man „auf die Sache zurückkommen.“ Am 12. August genehmigte das Ministerium die Verbreiterung der Brücke; die Vorbedingung war somit erfüllt. Der Magistrat wiederholte den Antrag, und die Stadtverordneten? In einer ihrer letzten Sitzungen haben sie endgültig beschlossen, „daß sie die Nothwendigkeit der Erweiterung nicht einzusehen vermögen.“ Die fortschrittlichen Herren Stadtverordneten haben sich des Ehrenbürgerrechts in Schilda oder Schöppenstedt würdig erwiesen! Ich brauche kaum zu bemerken, daß die „Rückschrittler“ sich vergnügt die Hände reiben und über den „Fortschritt,“ der nicht einmal einen so einfachen „Schritt,“ wie die Erweiterung der Neuen Wilhelmsstraße, machen kann, allerhand schlechte Witze machen. Und das ist nicht das Schlimmste — die Polizei wird jetzt auf eigene Faust das Werk durchführen und die Herren Stadtverordneten gemüthlich „trocken legen,“ wie man weiland das Abgeordnetenhaus trocken gelegt hat.

Ein blesses Blatt (die Volkszeitung) enthielt kürzlich folgende Anzeige, die so charakteristisch ist, daß sie der Vergessenheit entrissen zu werden verdient: „Bitte an die Fortschrittspartei, einem wissensch. geb. moral. Genoss. u. Schriftst. als Lehr. d. alt. u. n. Spr. o. Aufs. in Fabr., Rechnungsf., Correct., Mufftl. oder Privatl. Beschft. z. gew. od. ihn vor Rückschritt zu bew. Offert. unt. K. in d. Exp. d. Volksz. Mohrenstr. 34.“ Die wenigsten der Leserinnen und Leser dieser Blätter werden wohl in die Mysterien der Sparsamkeits-Hieroglyphik eingeweiht seyn, welche die klugen Berliner erfunden haben, um ihren unwiderstehlichen Hang, viel Worte zu machen, mit den Bedürfnissen ihres Geldbeutels oder den Forderungen ihres „volkswirthschaftlichen Herzens“ in Einklang zu bringen; und damit Keiner der Leserinnen und Keinem der Leser etwas von dem Sinn entgehen möge, will ich das kostbare Aktenstück hier entziffern, indem ich den ausgeplünderten Worten wieder zu ihrer gehörigen Buchstabenzahl verhelfe: „Bitte an die Fortschrittspartei, einem wissenschaftlich gebildeten moralischen (Partei-) Genossen und Schriftsteller als Lehrer der alten und neueren Sprachen, oder Aufseher in Fabriken, Rechnungsführer, Correktor, Musiklehrer oder Privatlehrer Beschäftigung zu gewähren, oder ihn vor Rückschritt zu bewahren. Offerte unter K. in der Expedition der Volkszeitung, Mohrenstraße 34.“

Verneigen wir uns zunächst vor dem allumfassenden Genie des Herrn Verfassers dieser Anzeige. Er ist in allen Zweigen des menschlichen Wissens zu Hause und paßt auf alle Sättel. Wie Lord Russell, zur Zeit, da er noch ein junger Lord Johnny war — das heißt jünger als heute, denn eigentlich jung war der edle Lord nie; sintemalen er vierzig Jahr alt auf die Welt kam, was ihn jedoch nicht vor Schwabenstreichen bewahrt hat, ein Beweis, daß der bekannte Satz auf Engländer keine Anwendung findet — wie Lord Russell nach dem Zeugniß eines seiner Beur-

Digitized by Google

theiler ſich zu Allem befähigt glaubte, und je nach Wunſch mit gleicher Bereitwilligkeit die Anfertigung einer neuen Conſtitution, eine chirurgiſche Operation oder das Commando der Canalflotte übernommen hätte, ſo hat der Verfaſſer unſerer Anzeige das erhebende Bewußtſeyn, jeden Platz ausfüllen, jeder Anforderung auf geiſtigem ſowohl als materiellem Gebiete genügen zu können. Er muß wirklich ein glücklicher Menſch ſeyn. Nur das Eine iſt nicht recht zu begreifen, daß ein ſo vollkommener, ſo alltüchtiger Menſch um eine Stelle in Verlegenheit ſeyn kann. Freilich, die dumme Welt hat von jeher eine neidiſche Abneigung gegen Genies gehabt. Doch wir wollen hoffen, die Mitglieder der Fortſchrittspartei, an welche die Anzeige ſich richtet, ſind von keiner ſolchen Abneigung beſeelt, und laſſen ſich das geſinnungstüchtige Genie nicht von der böſen Partei des Rückſchritts wegkapern. Es wäre ein ſchwerer Verluſt für die Fortſchrittspartei. Oder ſollte man etwa ſo philiſterhaft engherzig ſeyn, den Mann deßhalb geringer zu ſchätzen, weil er für den Fall des Nichterfolgs ſeiner Anzeige die Möglichkeit, zum Rückſchritt überzugehen, in Ausſicht ſtellt? Das wäre eine Sünde gegen den Geiſt unſerer Zeit, die wir einer ſo erleuchteten Partei wie der Fortſchrittspartei nicht zutrauen dürfen. Oder iſt heutzutage nicht alles Geſchäftsſache? Hat nicht alles ſeinen Preis, die politiſche Geſinnung ſo gut, wie jede andere Waare? Lautet die moderne Deviſe nicht: „Dienſt um Gegendienſt,“ „Auffuchen des beſten Marktes!“ Der Verfaſſer unſerer Anzeige dient bloß dem Geiſt unſerer Zeit: er bietet ſich auf dem Fortſchrittsmarkt an, den er für den beſten hält; und entdeckt er, daß dieß ein Irrthum, ſo wird er ſich, dem Zug ſeines volkswirthſchaftlichen Herzens folgend, logiſch conſequent auf dem Rückſchrittsmarkt anbieten. Aber dieſe Nothwendigkeit wird ihm vermuthlich erſpart bleiben. Auf dem Fortſchrittsmarkt iſt die Nachfrage nach Talenten, geſchweige nach Genies, weit größer als auf dem Rückſchrittsmarkt, wo das Angebot übermäßig zu ſeyn ſcheint; wenigſtens ſtehen die Preiſe hier entſetzlich tief. Ich erſehe das aus einer andern Anzeige, die in der heutigen Norddeutſchen allgemeinen Zeitung zu leſen iſt, und alſo lautet: „Zum 1. December ſuche ich einen geſinnungstüchtigen, conſervativen, unverheiratheten, militärfreien und erfahrenen erſten Inſpektor, für welchen ich bei freier Station, entweder eigenem oder geſtelltem Reitpferde, 120 Thaler Gehalt ausſetze. Zeugniſſe in Abſchrift erbitte ich mir franco.“ Den Namen des Unterzeichners laſſe ich weg. Wie doch die conſervative Geſinnungstüchtigkeit hier taxirt iſt, vermag ich nicht auf Heller und Groſchen zu berechnen. Viel kann es bei einem Gehalt von 120 Thalern unmöglich ſeyn, und ich möchte wirklich nicht in den Schuhen eines geſinnungstüchtigen Conſervativen ſtecken, der eine Stelle ſuchen muß.

Neun Theater, eines Dutzends Liebhaberitheater nicht zu erwähnen, das, ſollte man denken, müſſe für eine Stadt wie Berlin genug ſeyn, um ſo mehr, als die eine Hälfte dieſer neun Theater, nämlich die größere, während der ganzen Saiſon, und die andere Hälfte während der halben Saiſon mindeſtens halb leer iſt. So denken jedoch nicht alle Leute. Wie die Zeitungen melden, beabſichtigt ein hieſiger Capitaliſt ein zehntes Theater, und zwar in großartigem Maßſtabe, zu errichten, und iſt bereits um die Conceſſion eingekommen. Verweigert wird ſie ihm ſicherlich nicht werden, denn für die jetzige Ordnung der Dinge iſt es beſſer, daß die Berliner ſich amuſiren, als daß ſie politiſiren. Das neue Theater ſoll die Louiſenſtadt zieren, welche ſich innerhalb des letzten Jahrzehnts auf dem Köpnicker Feld erhoben hat.

Demnächſt wird Berlin auch gleich London und Paris ſeine öffentlichen Stiefelputzer haben. Die Herren Dienſtmänner haben vor Kurzem in feierlicher Verſammlung den Beſchluß gefaßt, die nützliche Beſchäftigung des Stiefel- und Schuhreinigens mit ihren ſonſtigen Berufsgeſchäften zu vereinigen, und von der Polizei iſt ihnen die Erlaubniß dazu ertheilt worden. Ein abermaliger Sieg großſtädtiſcher Ideen und großſtädtiſchen Bewußtſeyns.

Von der rothen Erde, Oktober.

(Schluß.)

Suffrage universel im fünfzehnten Jahrhundert. — Die Schleswicker in Soeſt. — Maria zur Wieſe.

Noch jetzt ſind in dem Gemüthe jedes Soeſter Bürgers die Erinnerungen lebendig an jene Glanzperiode ihres ſtädtiſchen Gemeinweſens, an die heldenmüthige Ausdauer, mit der ſich die bedrängte Stadt in der großen „Soeſter Fehde“ von 1444 bis 1449 gegen ihren früheren Landesherrn, den Erzbiſchof von Köln, wehrte, der das

Digitized by Google

Verbrennen der Feldfrüchte auf der städtischen Flur im August 1445 als seine „Hochmesse an Mariä Krautweihung“ bezeichnete, fand zwei Jahre später sich nicht scheute, sogar 26,000 Hussiten in seine Dienste zu nehmen und mit Hülfe der ketzerischen Böhmen die Erstürmung der trotzigen Stadt zu versuchen. Herbeigeführt wurde diese Fehde durch einen Act des Suffrage universel, indem „Bürgermeister, Rath, die Zwölfe, welche vor dem Rath gehen, alle Brüderschaften, Gilden und die ganze Gemeinheit“ ihrem bisherigen Landesherrn, dem im Jahr 1415 zum Erzbischof von Köln erwählten Grafen Dietrich von Meurs, den Gehorsam aufkündigten und sich einen andern „rechten Landes- und Erbherrn“ wählten. Durch ungerechte Auslegung übermäßiger Schatzungen hatte der treulose Kirchenfürst die von ihm beschworenen Privilegia der Stadt wiederholentlich verletzt. „Als es nun leider allenthalben geschut, Dat men den Unterdanen dey Neryng (Nahrung) affstuh,“ sagt die Chronik); sechs verschiedene Versuche zu gütlicher Einigung hatte er vereitelt und die geschlossenen Verträge immer wieder verletzt. Da bat ihn die Stadt auf Misericordia domini 1444 in einem langen Schreiben noch einmal „demüthigst, daß der Bischof von seinem unbilligen Verlangen abstehe, und sie nicht mehr so baet gedrängt werden möchten. Wäre es aber, daß der Bischof bei seinem Vornehmen beharren und nicht davon abiassen wollte, so sollen Seine Bischöfliche Gnaden, sämmtliches Capitel und die Stadt Köln wissen, daß sie nunmehr, vermöge dieser Schrift, sich von ihrer Huldigung und Verpflichtung ganz losiagen, und daß sie einen andern Fürsten und Herren zu erwählen und zu huldigen gedächten.“

Zur „Wiederberstellung der Sache und zum Bedenken“ gaben die Bürger dem Bischof eine nochmalige Frist bis Pfingsten; als aber alle Versuche zur Güte scheiterten, der Bischof ihnen Recht und Gericht aufkündigte und sie als Ketzer mit dem Kirchenbann bedrohte, da machte die Stadt ihre Drohung wahr. Der Stadtschreiber Bartholomäus von der Lacke, der Kürze wegen „Meister Bartlef“ genannt, schrieb Namens der Stadt im Juni 1444 dem Bischof jenen berühmten Absagebrief, der sich, gerade im Gegensatz zu den weitschweifigen und demüthigen Schriftstücken der bisherigen Verhandlungen, durch seine lakonische Kürze und seine jedes Mißverständniß ausschließende Deutlichkeit auszeichnet: „Wettet, Biscop Dietrich van Moers, dat wy den vesten junker Johan van Cleve lever hebbet alss Juwe, unde wert Juwe hiemit abgesagt. Dat. Soest a. d. 1444.“ Dieser von dem Suffrage universel der Soester zum Landes- und Erbherrn neu erwählte Johann von Cleve, der älteste Sohn des Herzogs Adolf von Cleve, ist das „Johannchen mit den Bellen,“ so genannt, weil er von dem Hofe seines Onkels Philipp von Burgund die groteske Mode, Wamms, Hosen und die Schnabelschuhe mit silbernen Schellen zu besetzen, mit nach Cleve zurückbrachte. Dieser junge Fürst, von den Feinden aus Spott „das Kind von Gent“ genannt, bewährte sich als ein tüchtiger, streitbarer Mann in dieser Fehde, so daß es wohl weniger ein Mißverständniß, als ein Wortspiel war, wenn später das „Johannchen mit den Bellen“ als „Johannes bellicosus“ übersetzt wurde.

Aus der Fehde selbst, von welcher die genauesten Beschreibungen durch verschiedene Chroniken und Kriegstagebücher auf uns gekommen, ist manches zu berichten von den tapfern Angriffen und heldenmüthigen Vertheidigungen, namentlich aus der erwähnten dreimonatlichen Belagerung der Stadt durch das große erzbischöfliche, durch Herzog Wilhelm von Sachsen verstärkte Heer im Sommer 1447; noch mehr aber von immer wiederholten kleinlichen Raub- und Plünderungszügen, von Erntezerwüstungen und Mordbrennerversuchen. Widerwärtig ist die Episode des „Weiberkrieges,“ der gegen arme Holzleserinnen und wehrlose Frauen und Mädchen Seitens der „Kölnischen“ mit brutaler Gemeinheit geführt wurde, ohne daß die anständigere Soester Bürgerschaft sich zu Repressalien hinreißen ließ. Nur bei dem lustigen „Mairitt“ in den Arnsberger Wald am 1. Mai 1446, bei dem der kecke Humor den friedlichen Brauch des „Maitzholens“ in einen übermüthigen Kriegszug umwandelte, wurden neben 160 Pferden, 600 Rindern und 300 Schafen auch 54 Weiber gefangen, aber bei der fröhlichen Rückkehr, „unter dem grünen Mai sehr kraus,“ vor den Thoren der Stadt ungeschädigt wieder freigegeben.

Für die Art der Kriegführung im Geiste jener Zeit ist die Erzählung sehr bezeichnend, „die Soester seyen mit Katten beladen worden;“ d. h. nach erfolgter Einbringung der Ernte hätten die Feinde Katzen, denen brennende Lunten an den Schwanz gebunden worden, heimlich Nachts in die Thore gesteckt, in der Hoffnung, daß sie in die vollen Scheuern sich verkriechen und dieselben in Brand stecken möchten. Aehnlich ist ein anderer Vorfall, den die Chronik folgendergestalt erzählt: „Am Freitag nach St. Petri 1446 zwangen die Kölnischen einen armen gefangenen Mann, zu schwören, daß er bei Nacht an sechs Seiten der Stadt Lunten legen wolle, damit die Stadt in Brand geriethe. Um nun Leib und Leben zu retten, schwur er diesen Eid und kam nach Soest. Er überlegte diesen Eid und die That, die er ausüben sollte. Er dachte, daß es doch gegen Gott und alle Billigkeit wäre, seine Vaterstadt zu verbrennen und in einen so großen Jammer zu bringen, beredete sich deßhalben mit seinem Beichtvater und andern redlichen Freunden, ihm zu rathen, wie er seines Eides loskommen könne, damit er solchen boshaften Streich nicht auszuführen brauche. Es wurde ihm gerathen, daß er nur sein Gelübde erfüllen möge, und seine Lunten des Nachts an sechs Seiten der Stadt anlegen; man wolle ihm begleiten. Er legte nun wirklich seine brennenden Lunten an, und seine Begleiter nahmen sie dann gleich weg und brachten sie nach dem Rathhause. Der Name dieses Bürgers war Henrich de Korte.“ Dieses dem Gefangenen auferlegte Gelübde und dessen sophistisch-buchstäbliche Erfüllung ist eben so originell, als das Schicksal des Johannes Brunstein, eines Geistlichen aus einem Soester Patriciergeschlechte,

Digitized by Google

welcher bei einer beabsichtigten Expedition der Bürgerschaft gegen das benachbarte Werl den Feinden den Plan verrathen wollte, bei der Entweichung aus den Thoren aber gefaßt und nach Eingeständniß seiner verrätherischen Absicht unter Androhung der Todesstrafe für den Fall der Rückkehr aus der Stadt gejagt wurde. Derselbe ging nach Werl und klagte, wie es ihm gegangen. „Da riefen die Werl'schen ihre Nachbarn aus Neheim, um zu berathschlagen, welchen angenehmen Dienst sie diesem Verräther erweisen möchten, damit er und sie Alle zufriedengestellt würden. Sie beschlossen nun, ihn aufzuhängen. Dieß geschah auch sogleich, und zwar an einem Baum in eben dem Gehölz, worin sie mehrere Soester gefangen und aufgehangen hatten."

Freilich zählte Soest, als es solche Kriege führen konnte, mehr als 30,000 Einwohner, und war als Mitbegründerin und einflußreiches Glied der Hansa stark und hochgeehrt. Hatte doch, noch ehe ein deutsches Lübeck neben dem wendischen erstanden war, das binnenländische Soest den Gedanken der jüngsten Neuzeit, an der buchtenreichen Küste Nordalbingiens einen deutschen Kriegs- und Handelshafen anzulegen, zur Wahrheit gemacht. Das von Preußens und Oesterreichs Waffen im Anfang dieses Jahres eroberte Schleswig, das alte Heitheby, oder Hedathum, war der Punkt, von dem aus die Zunft der Soester Wollenweber ihre „Faldome" (d. h. Faltröcke von Tuch) verschiffte, um gegen dieselben die Naturerzeugnisse der baltischen Küstenländer einzutauschen; von der Schlei aus erreichten des alten Sustatum rührige Kaufleute Schweden, Finnland und Rußland; sie waren zu Ende des 11. Jahrhunderts die Mitgründer des auf den Felsengestaden Gothlands aufblühenden Stapelplatzes Wisby; ein Olderman von Soest war nach der ältesten Skra des „Hofes der Deutschen zu Nowgorod" vom Jahr 1229 einer der Mitbewahrer der Vereinskiste, in welche die Ueberschüsse dieses Hofes flossen. So hat auch das älteste Soester Statutarrecht, die „alte Schraae," welche später die Grundlage der städtischen Verfassung von Lübeck und Hamburg bildete, ihren Namen von jenem scandinavischen Wort Skra = Pergamentblatt, und die Kaufmannsgilde — die „Richerzechheit" — derjenigen Soester Bürger, welche entweder persönlich den überseeischen Handel betrieben, oder ihre Kapitalien dazu hergaben, vereinigte sich als die „Brüderschaft der Sledwicker" in drei feierlichen Trinkgelagen um Mitwinter in der „großen Stube der Rumenen" an der Münsterkirche, während die Gesellen und Lehrlinge sich in der „Kinderstube" dieses mittelalterlichen Casinos vergnügten.

Mit der Hansa sank aber auch die Blüthe und Macht des alten Soest, das in der Vermessenheit seiner kühnen Wünsche schon am Rathhause das Ziel seines Strebens, den Adler, als Symbol der Reichsfreiheit, neben der Statue des heiligen Patroclus hatte aufstellen lassen; die Stürme der Reformation, der Jülichsche Erbfolgestreit, und vor Allem das Elend des dreißigjährigen Kriegs vernichteten das Ansehen und den Reichthum der sich immer mehr verödenden Stadt. Nach dem siebenjährigen Kriege war die Seelenzahl Soests auf den neunten Theil der Bewohner zur Zeit der Soester Fehde zusammengeschmolzen; die alte Hansestadt sank herab zum „größten Dorf Westphalens," als „Lutetia" verrufen wegen des Koths der krummen Gassen, welche zwischen den zu Kartoffelfeldern umgewandelten Brandstätten ehemaliger Herrlichkeit hinführten. Da verschwand fast jede Erinnerung an die gute alte Zeit; die „Sledwicker" bildeten längst keine „Richerzechheit," d. h. Zechgenossenschaft der Reichen und Mächtigen, mehr, und wenn auch noch im vorigen Jahrhundert der Schleswicker, eine Art Schiedsmann, im Rathe als „Commissarius zur Güte" fungirte, so war dieß nur ein Schattenbild der Vorzeit, unverstanden von dem Spießbürgergeist der Epigonen, wie denn auch in dem benachbarten Arnsberg die Krämergilde, die sich einst als „Schleswickeramt" den Soester Wollenwebern und Kauffahrern angeschlossen hatte, dieses Ursprungs so weit vergaß, daß ihr Name in „Steswickeramt" corrumpirt werden konnte.

Doch auf diese tiefe Ebbe beginnt seit der erneuten Herrschaft des preußischen Scepters nach dem Elend der Fremdherrschaft wieder eine Fluth zu folgen, die mälig anschwellend mit immer kräftigeren Wogen sich erhebt. Ist Soest auch nicht mehr die Beherrscherin der sie umgebenden Dorfschaften der Soester Boerde, welche von der Fruchtbarkeit ihrer Aecker den Namen erhalten hat (Boerde von boeren = tragen, — nicht, wie meist irrig angenommen wird, von Behörde = Zubehör), so ist die Stadt doch das Verkehrscentrum dieser Kornkammer Westphalens; die hohen Schornsteine größerer Fabriken beginnen sich zu erheben, und provinzielle Institute von Bedeutung, ein Schullehrerseminar, eine Blindenanstalt ꝛc. sind hier neu erstanden. Unmittelbar unter den alten Stadtmauern, die zu schattigen, anmuthigen Promenaden hergerichtet sind, während in den alten Wallgräben am Fuße der noch theilweis gut erhaltenen Wachtthürme ein Kranz der schönsten Obstgärten die Stadt umzieht, fliegen die Züge von drei Eisenbahnen, die von Dortmund, Münster und Kassel kommend sich hier kreuzen, schnaubend und tosend dahin, und bald wird noch eine vierte Bahn die Stadt, deren wohlgepflasterte, gaserleuchtete Straßen keine Erinnerung an das größte Dorf Westphalens mehr aufkommen lassen, mit der alten Schwesterstadt Cöln verbinden.

Als ein Symbol des erneuten Aufschwungs der Stadt kann die Restauration und Vollendung ihres schönsten Bauwerks, der Kirche „Maria zur Wiese" angesehen werden. „Fromm und reich" begann die Bürgerschaft im Jahr 1314 — zur Zeit der Vollendung des Hochchors des Kölner Doms — unter der Leitung des Johann Schendebr den Bau der Kirche beatae Mariae in pratis (oder in palude), welche in der für Westphalen und Sachsen eigenthümlichen Form der Hallenkirche mit drei gleich hohen, auf vier schlanken Säulen ruhenden Schiffen, in zierlichem Zehneck geschlossen von drei Apsiden, mit den siebzig Fuß hohen,

Digitized by Google

im reichſten Schmucke der Steinmetzarbeit und Glasmalerei prangenden Fenſtern, mit dem reich gegliederten und mit einer zarten Marienſtatue geſchmückten Südportale, wohl das köſtlichſte Denkmal altdeutſcher Kunſt in Weſtphalen bildet. Ueber dem Nordportal befindet ſich das bekannte, leider ſtark ſädirte Glasgemälde des „weſtphäliſchen Abendmahles,“ auf welchem ſtatt des Oſterlamms ein weſtphäliſcher Schinken auf der Schüſſel vor dem Heiland ruht; auch über den Altären ſind ſehr werthvolle, kürzlich mit großem Geſchick reſtaurirte Flügelbilder. Der Bau ſelbſt wurde nur langſam gefördert, erſt 1376 das Chor und das Schiff bis zu dem erſten Pfeilerpaar ſo weit vollendet, daß dieſelben in Gebrauch genommen werden konnten; auch ſcheinen dann die Mittel ſo jährlich gefloſſen zu ſeyn, daß die Frömmigkeit der Zeitgenoſſen in Contribution geſetzt wurde, indem 1371 eine Bulle des Papſtes Gregor IX. auf „hundert Tage,“ und 1418 ein Erlaß des Coſtnitzer Concils vom 15. April auf „ewige Zeiten“ denjenigen Ablaß zuſichert, welche zu dem Bau dieſer Kirche eine Beiſteuer leiſten würden (qui manus porrexerint adjutrices). Erſt 1429 wurde zu den Thürmen der Grundſtein gelegt, und bald ſtockte der Bau gänzlich, wenn auch ſpäter noch dann und wann, z. B. i. J. 1525 an dem Weſtportal und den Gewölben des Mittelſchiffs etwas fortgebaut wurde. Von den nur bis zur Galerie geförderten Thürmen wurde der nördliche mit einer hölzernen Thurmnadel verſehen, der ſüdliche bis zum Anfang dieſes Jahrhunderts offen liegen gelaſſen und erſt dann mit einem Nothdach geſchloſſen, als die Verwitterung bereits in der großartigſten Weiſe um ſich gegriffen hatte. Aber nicht bloß die Thürme, auch die Kirche ſelbſt hatte im Laufe der Zeit von den Unbilden des Wetters dermaßen gelitten, daß ihre Erhaltung ohne eine radikale Reſtauration nicht möglich war, zu welcher der kunſtſinnige König Friedrich Wilhelm IV. ſchon als Kronprinz die Anregung gab und ſpäter auch die Mittel aus Staatsfonds bewilligte, ſo daß am Johannistage 1826 Hand an das Werk gelegt werden konnte. Dieſer nach den Entwürfen und unter der bewährten Specialleitung des Bauraths Buchholz ausgeführte, muſtergültige Reſtaurationsbau kann ſich dem Kölner Dombau kühn an die Seite ſtellen; wenn auch in geringerem Umfange waren hier wie dort die gleichen Schwierigkeiten zu überwinden; hier wie dort hat ſich eine Steinmetzſchule, eine neue Bauhütte mit feſtem, genoſſenſchaftlichem Bande gebildet; hier wie dort wird ein koſtbares Denkmal mittelalterlicher Baukunſt in ſtrenger Feſthaltung des urſprünglichen Styls wiederhergeſtellt und raſch der Vollendung entgegengeführt, welche noch vor kaum zehn Jahren Profeſſor Bartzholl in ſeiner „Geſchichte der Stadt der Engern“ als ein ſo unerreichbares als wünſchenswerthes Ziel bezeichnete. Auch hier iſt die Reſtauration des Schiffes und Chors (mit einem Koſtenaufwande von mehr als 100,000 Thalern) bereits ganz vollendet, der Aufbau der Thürme und der Weſtfaçade in Angriff genommen, und letztere werden, wie ſich aus einem fein ausgeführten Modell ſchon jetzt erſehen läßt, an Großartigkeit und harmoniſcher Schönheit ihrer reichgegliederten Verhältniſſe mit den berühmteſten Münſterbauten Deutſchlands wetteifern können. Schon überragt das Achteck des ſüdlichen Thurms das Gewirr der die Kirche umgebenden Häuſergruppen, und kühn ſtrebt der ſchlanke Schaft empor, auf dem im Herbſt 1866 die rieſige Kreuzblume ſich entfalten ſoll, ein neues Wahrzeichen des friſchen Aufblühens der älteſten Stadt in Weſtphalen.

L. H.

London, November.

Der Proceß Müllers. — Die commercielle Kriſis. — Amerikaniſche „Meteen.“

Franz Müller iſt von der Jury des Mordes des Mr. Briggs ſchuldig befunden worden. — Das iſt das große Ereigniß dieſer letzten Tage. Seitdem zu Anfang des vorigen Monats die Vorunterſuchung in dem Polizeigerichtshof zu dem Beſchluß geführt hatte, die Anklage an das Oberkriminalgericht zu ſchicken, war der leidenſchaftlichen Aufregung des Publikums eine verhältnißmäßige Gleichgültigkeit gefolgt; denn man wußte, daß mindeſtens drei Wochen verfließen mußten, ehe die Sache zur ſchließlichen Verhandlung kommen konnte, und drei Wochen in einem Lande, wo man ſo ſchnell lebt wie in England und in Tagen, die ſo manche ſeltſame Probleme an die Oberfläche werfen wie die jetzigen, ſind eine lange Zeit. Man hörte wohl gelegentlich Spekulationen über den Ausgang der Sache, über die Beweismittel der Vertheidigung, allein der erſte heiße Durſt der Neugierde und des Intereſſes ſchien gelöſcht; ja, es hatte den Anſchein, als habe in der öffentlichen Meinung ein Umſchlag zu Gunſten des Angeklagten ſtattgefunden. Außerdem blieb es faſt bis zum letzten Momente ungewiß, ob Müllers Fall bei der gegenwärtigen Sitzung des Oberkriminalgerichts vorkommen werde, oder nicht. Als aber dieſer Zweifel gelöſt und die Thatſache bekannt wurde, erwachte wieder jenes alte Fieber leidenſchaftlicher Erwartung, und die Unruhe, mit

Digitized by Google

der man während der Verhandlungstage, vom 28. bis 30. Oktober, nach den neuesten Nachrichten aus Old Bailey jagte, erinnerte auf's lebhafteſte an den epidemiſchen Furor bei Müllers Ankunft aus Amerika, deſſen Symptome ich in einem früheren Briefe beſchrieben. Die Sheriffs wurden mit Applicationen für Sitze in dem Gerichtshofe überſchwemmt, alle Zugänge waren von neugierigen Maſſen belagert, die Abendzeitungen brachten drei bis vier verſchiedene Ausgaben und verkauften Zehntauſende von Nummern über ihre gewöhnliche Cirkulation zu doppelten und dreifachen Preiſen. Wie das Verdikt ausfallen würde, war noch am Abende des zweiten Tages zweifelhaft. Der Solicitorgeneral, der die Anklage im Namen der Krone leitete, hatte allerdings ſowohl durch ſeine einleitende Rede als durch Zeugenausſagen die Müllers Schuld implicirenden Thatſachen in das ſchärfſte Licht und einen höchſt verhängnißvollen Zuſammenhang geſetzt; allein andererſeits hatte die Erwiederung des Hauptadvokaten für die Vertheidigung, Sergeant Parry, auf die Jury einen unverkennbaren Eindruck hervorgebracht und man ſah dem Verdikt der Entlaſtungszeugen um ſo geſpannter entgegen, als es verlautete, daß zwei derſelben im Stande ſeyen, ein Alibi Müllers zu beweiſen. Allein ſchon bei dem Verhör des erſten der wenigen Entlaſtungszeugen wurde es klar, daß die Vertheidigungsrede ſelbſt die Hauptanſtrengung zu ſeiner Rettung geweſen ſey. Die Glaubwürdigkeit dieſes ſowie der folgenden Zeugen wurde theils durch das Gegenverhör des Solicitorgeneral erſchüttert, theils fehlte es den Ausſagen ſelbſt an Gewicht; die zur Erhärtung des Alibi beigebrachten Zeugen endlich, die Wirthin eines Bordells und ein in ihrem Hauſe wohnendes öffentliches Mädchen, ſagten freilich aus, daß Müller am Abend des Mordes bei ihnen geweſen, bewieſen aber nicht die Unmöglichkeit ſeiner Gegenwart in dem Eiſenbahnzuge, worin Mr. Briggs fuhr. Jedermann fühlte die Schwäche der Vertheidigung und der Solicitorgeneral entwickelte in ſeiner Erwiederung mit wahrhaft überwältigender Kraft des Raiſonnements die Kette von Thatſachen, welche auf Müller als den Mörder des Mr. Briggs hinweiſen. Das letzte Glied dieſer Kette, ſo erklärte er, habe die Vertheidigung ſelbſt ihm geliefert; denn aus der Ausſage der Bordellbeſitzerin gehe hervor, daß Müller dieſelbe Stadtgegend um dieſelbe Zeit verlaſſen und in derſelben Richtung nach Hauſe gefahren ſey, wie der Gemordete; der in dem Eiſenbahnwaggon gefundene Hut ſey ohne Frage der Müllers, da er dem Cabman, der allein einen ähnlichen beſeſſen, zu klein ſey, dem Angeklagten dagegen vollkommen paſſe; den Tag nach dem Morde habe man Müller im Beſitz der Uhrkette und des Hutes des Ermordeten gefunden; es ſey der Vertheidigung nicht gelungen, zu zeigen, woher er dieſen Hut habe; die Kleider, die er am Tage des Mordes getragen, ſeyen verſchwunden; von der Uhr des Mr. Briggs, die man in Müllers Koffer in Newyork entdeckt, habe er ausgeſagt, ſie ſey bereits zwei Jahre in ſeinem Beſitze geweſen, eine Ausſage, welche das Zeugniß des Uhrmachers des Mr. Briggs Lügen ſtrafe, und was die ſchmächtige Geſtalt des Angeklagten gegenüber der ſtattlichen Figur des Gemordeten betreffe, worauf die Vertheidigung ſo großes Gewicht gelegt, um darzuthun, daß der Mord für Müller eine phyſiſche Unmöglichkeit geweſen, ſo müſſe er die Geſchwornen daran erinnern, daß Müller ein junger Mann von 24 Jahren, Mr. Briggs aber ein Greis von 70 Jahren ſey, der noch dazu erſt eben von einer gefährlichen Krankheit geneſen und endlich die Gewohnheit gehabt habe, im Wagen zu ſchlafen. Im Grunde waren nach dieſer Rede die Verhandlungen ſchon als entſchieden anzuſehen. Die ihr folgende zuſammenfaſſende Schlußrede des vorſitzenden Oberrichters, Lord Chief Baron Pollock, machte ein anderes Verdikt als das bald darauf verkündete „Schuldig" geradezu unmöglich. In der That erklärte der Foreman der Jury, die übliche Wiederholung der Zeugenausſagen durch den Oberrichter ſey unnöthig, und nach einer Abweſenheit von nur zehn Minuten kehrten die Geſchwornen mit ihrem „Schuldig" in den Gerichtshof zurück.

So endete dieſer geheimnißvolle Proceß, von dem man nicht mit Unrecht vorher bemerkt hat, es werde wunderbar ſeyn, wenn Müller freigeſprochen, wunderbar, wenn er als ſchuldig erkannt werde. Was noch übrig bleibt, iſt der häßliche letzte Akt auf dem Schaffot. Räthſelhaft war die Mordthat an ſich, wenn man die wilde Willenskraft in Anſchlag bringt, die zu ihrer Ausführung unerläßlich war; räthſelhaft die jammervollen Motive, welche jene Willenskraft in Thätigkeit ſetzten; noch räthſelhafter die kindiſche Sorgloſigkeit, mit der ein ſo barbariſch geſinntes und zugleich kalt berechnendes Individuum die Beweiſe ſeiner Schuld prahlend zur Schau tragen konnte; am räthſelhafteſten der grelle Contraſt der Mordthat mit der unerſchütterlichen Ruhe und Gleichgültigkeit des Gefangenen, Angeklagten und Verurtheilten. Dieſe Ruhe verließ ihn auch in dem ſchrecklichen Augenblicke nicht, wo das Todesurtheil über ihn erging. Auf die Frage, was er zu ſeiner Vertheidigung zu ſagen habe, erwiederte er nichts. Erſt als die Geſchwornen ihre Sitze verließen, wandte er ſich gegen ſie mit der Bemerkung: er habe ihr Verdikt erwartet, aber er ſey auf falſche Ausſagen hin ſchuldig befunden worden — eine Bemerkung, die ſein früheres Stillſchweigen, die Möglichkeit ſeiner Unſchuld angenommen, noch unerklärlicher macht.

Ich kann dieſen traurigen Gegenſtand nicht verlaſſen ohne der Anerkennung zu gedenken, deren die neu gegründete German Legal Protection Society ſich von allen Seiten zu erfreuen gehabt hat. Müller iſt dieſer Geſellſchaft für die beſte Vertheidigung verpflichtet, welche in ſeinem Falle möglich war, und für die deutſche Colonie in London iſt ein neues Centrum landsmänniſchen Gemeingefühls geſchaffen worden, wo alle Hülfsbedürftigen Schutz in ihrer Bedrängniß erwarten dürfen, falls ſie deſſen würdig ſcheinen. Könnte die Geſellſchaft ihren nächſten Zweck, die Rettung Müllers, den ſie für unſchuldig hält, erreichen, ſo muß auf der andern Seite die Befriedigung in Rückſicht

Digitized by Google

gezogen werden, welche das engliſche Volk im Großen und Ganzen zu empfinden berechtigt iſt, daß der Arm des Rechts den Urheber einer ſo ſchändlichen, ſchreckenerregenden That nach menſchlichem Ermeſſen erreicht hat. Die Bemerkung, die Geſellſchaft ſey unter den Auſpicien des hieſigen Nationalvereins gegründet worden, war irrig. Der Hauptgründer iſt Bankier Erlanger; als thätigſte Mitglieder wurden die Herren Laſke und Juch während des Müllerſchen Proceſſes häufig genannt.

Die letzten Wochen waren noch in anderer Beziehung eine aufregende Zeit in England; denn in ihrem Verlauf kam die lange vorbereitete commercielle Kriſis zu einem drohenden Ausbruch. Das Disconto der Bank von England hatte ſchon mehrere Monate hindurch zwiſchen acht und neun Procent oſcillirt; allein anſcheinend gingen trotzdem die Geſchäfte flott weiter; von Bankerotten angeſehener Häuſer wenigſtens war keine Rede. Nun aber verbreiteten ſich zu der unverhohlten Freude der Bewunderer der amerikaniſchen Seceſſioniſten die Gerüchte über einen demnächſt bevorſtehenden Frieden zwiſchen den Nord- und Südſtaaten; die Times und andere ſüdfreundliche Blätter ſtellten dieſe Gerüchte ohne weiteres als unbezweifelte Thatſachen dar; das conföderirte Anlehen ſtieg von Tage zu Tage, in dem Baumwollenmarkt wurden auf Treu und Glauben der Times die waghalſigſten Spekulationen gemacht, bis, in Folge der Unionsſiege bei Atlanta, Mobile und im Shenandoahthale, ein ebenſo plötzlicher und beſſer gegründeter Umſchwung zu Gunſten der Fortſetzung des Krieges eintrat, und die glänzenden Phantasmagoreien der Seceſſioniſtenfreunde in Nebel verſchwammen. Die Atmoſphäre der Börſe wurde düſterer und düſterer, das conföderirte Anlehen ſank in kurzem von ſeiner künſtlichen Höhe um nicht weniger als dreißig Procent herab, und Bankerott folgte auf Bankerott, zuerſt große, dann kleine Häuſer. Heute beliefen ſich die Schulden auf 200,000, geſtern auf 150,000, vorgeſtern auf 100,000 Pfund; es gab Tage, wo zwei oder drei Häuſer zugleich fallirten, an anderen hörte man von der Flucht betrügeriſcher Stockjobbers, dann wieder wurde der Selbſtmord verzweifelnder Geſchäftsführer angekündet; kurz, es fehlte wenig zu einem panikhen Schrecken, und vielleicht war es nur die lange Gewöhnung an das officielle Disconto von neun Procent, was die Handelswelt vor noch bedenklicheren Verluſten rettete. Gegenwärtig ſcheint der Sturm vorübergebraust; traurigere Leute läßt er ohne Zweifel hinter ſich zurück, ob jedoch weiſere, iſt eine andere Frage.

Denn ungebrochen iſt noch immer die Macht und die Gewiſſenloſigkeit der Times, und bei der fabelhaften Leichtgläubigkeit, womit die Maſſe des Volks jede der endlos wechſelnden Phaſen der Timespolitik für baare Münze nimmt, würde es durchaus nicht überraſchend ſeyn, wenn auf Grund derſelben amerikaniſchen Verwicklungen dieſelben keltiſchen Erſcheinungen ſich noch einmal in England wiederholten.

London war übrigens zu gleicher Zeit der Schauplatz einer äußerſt merkwürdigen und in ihrem Ausgang ſehr befriedigenden Manifeſtation des Barnum'ſchen Genius der Amerikaner. Zwei junge Männer, die ſich als die Davenport Brothers aus Amerika annoncirten, kündeten nämlich ſpiritualiſtiſche „Sitzungen“ an, und zwar auf eine Weiſe, welche des großen Ankündigers der Meermaid, des woolly horse und der Amme Waſhingtons völlig würdig war. Von den alten Betrügereien ſollte keine Rede mehr ſeyn. Hier war ein Fall, der das Intereſſe der Wiſſenſchaft herausforderte. Ehe daher öffentliche Sitzungen ſtattfanden, erließen die wunderbaren Brüder Einladungen zu Privatſitzungen an die Elite der wiſſenſchaftlichen, literariſchen, journaliſtiſchen Welt Londons. Die ausgezeichnetſten Männer ſollten für ſich ſelbſt urtheilen, und um bei einer ſo würdigen Geſellſchaft die Honneurs zu machen, war ein Mann zugegen, der die Charaktere des wiſſenſchaftlichen Forſchers und des begeiſterten Jüngers in ſich vereinigte, ein „Doktor“ Ferguſſon, ein Mann von einnehmendem Aeußern, ein gewandter und mit gelehrten Kunſtausdrücken vertrauter Redner, der die „Seances“ mit einer einleitenden Rede über die Bedeutung der durch die Manifeſtationen der Brüder Davenport der Wiſſenſchaft vorgelegten Probleme eröffnete. Natürlich fehlte es in der „Elite“ weder an Neugierigen noch an Skeptikern, ſo daß die erwähnte Einladung eine ziemlich zahlreiche Folge fand. Und worin beſtanden die verſprochenen ſpiritualiſtiſchen Manifeſtationen? Nun, die Brüder Davenport, zwei ſchlanke wohlgebaute junge Männer, ließen ſich von Mitgliedern der Verſammlung mit Stricken an Stühle feſtbinden; man ſetzte ſie, nachdem dieß geſchehen, in eine Art hölzernes Cabinet, das ſie vor den Augen der Anweſenden verbaeg, legte in daſſelbe Cabinet eine Handtrommel, eine Guitarre und eine Schelle, forderte die im Halbkreiſe umherſtehende Verſammlung auf, ſich an den Händen zu faſſen und feſtzuhalten und ſtellte hierauf durch Auslöſchen der Lichter eine egyptiſche Finſterniß her.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Bachdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 49. 2. December 1864.

— If I do prove her haggard,
Though that her jesses were my dear heart-strings,
I'd whistle her off, and let her down the wind,
To prey at fortune!

Shakespeare.

Paſſiflora.

(Fortſetzung.)

II.

Auch das wäre überſtanden. Der Fürſt ſchläft bei ſeinen Vorfahren. Die ſämmtlichen Schloßräume werden ſeit heute Morgen gelüftet. Der kleine Baumeiſter hat Alles, was an die geſtrige Feier erinnern könnte, noch während der Nacht aus dem Wege ſchaffen laſſen und feſſelt des Grafen Aufmerkſamkeit in dieſem Augenblick durch die erſten Spatenſtiche zu der längſt verabredeten Erweiterung des Bibliothekpavillons.

Aber welch ein martervoller Abend, dieſer pomphafte Beſtattungsabend! Den ganzen Nachmittag ſummte es von Gerüchten über eingegangene Geleitsanmeldungen. Es war ein Thurmwart aufgeſtellt worden, um bei dem in Sicht kommen jeder hochgeſtellten Perſönlichkeit den Schloßherrn zeitig zu benachrichtigen. Die am Morgen eingetroffene Stadtdienerſchaft des Fürſten hatte, mit mannigfachen Obliegenheiten betraut, an den verſchiedenſten Punkten des Schloſſes, des Hofes und ſelbſt der Hauptſtraße förmlich Poſto gefaßt, und von der Schreibſtube des Kaſtellans aus entſandte eine Art von Ceremonienmeiſter, der Stadtmajordomo des Fürſten, endloſe Verhaltungsvorſchriften an die ſo ringsum Vertheilten. Von Seiten des noch auf Reiſen befindlichen Thronfolgers waren zwei Beileidsſchreiben durch zwei Adjutanten deſſelben überbracht worden, das eine für den alten Grafen, das andere für die Fürſtin Wittwe.

So lange es der Anſtand erlaubte, hielt ich mich, von dem immer wachſenden Herrſchafts- und Lakaiengedränge entfernt, auf meinem Zimmer. Endlich verfügte ich mich in einen derjenigen Säle, wo keine Hofſterne glänzten, und befand mich dadurch, als ſich der Zug in Bewegung ſetzte, nahezu auf ſeinem Wege. So iſt denn Alles an mir vorübergekommen, zuerſt die Trauermuſik, dann die früheren Unfreien des Fürſten — nach einem alten Ortsherkommen mit auf dem Rücken gefalteten Händen — demnächſt die amtlichen Würdenträger der ganzen Umgegend, ihnen zunächſt die Knappenälteſten und Schichtmeiſter aus des Fürſten Bergwerken, ſeine erſten Forſtbedienſteten, die Werkmeiſter ſeiner Schmelzen und vielleicht noch viele andere hierher Gehörende, die ich über dem gläſernen Sarg ſelbſt und die ihm Nachfolgenden nicht beachtet haben mag. Denn als ich erſteren gewahrte, erkannte ich auch ſchon im ſelben Augenblick, wer ihm, an des alten Grafen Seite, unmittelbar folgte, und von dieſem Punkte an habe ich nichts weiter geſehen als dieſes bejammernswertheſte aller Weiber.

Digitized by Google

O die Arme! wie ſie geſtraft iſt, wie furchtbar ſie büßt! Kein Tropfen Blut in ihren Lippen, kein Blick mehr in ihren Augen, die Lider vom Weinen bis zur Entſtellung geſchwollen, ihre Haltung gebrochen, ihr Gang ſchwankend — ich mußte die Wimpern niederſchlagen, ſo beſchämend war das Dreinſchauen und das doch Nichtbelfenkönnen. — Und dennoch iſt es mir bei ihrem Anblick geweſen, als wäre Alles, was ich Arges über ſie je gehört und gedacht habe, eitel Trug und menſchliche Kurzſichtigkeit. Ja, ich hätte mich für ſie verbürgen mögen. Inmitten dieſes ritterlichen Schaugepränges gemahnte ſie mich wie eine jener edlen Frauen des Mittelalters, die, in ein ſchmähliches Verhängniß verſtrickt, die Entſcheidung eines Gottesurtheils anriefen und dann des kühnen Armes warteten, der im Vertrauen auf ihre Unſchuld für ſie eintreten werde. Solche Zeiten freilich ſind nicht mehr. Aber Eines iſt mir deutlich geworden: ich werde nicht eher wieder Ruhe finden, bis ihr Bild gereinigt oder, wenn es ſeyn muß, mit allen ſeinen Flecken als ein wenigſtens unzweifelhaft getreues Conterfei vor meiner Seele ſteht. Licht ſchaff' ich mir, ſeyen die Schleier noch ſo dicht!

Der Caſtellan ſagt mir, die Fürſtin ſey geſtern während des Zuges nun doch noch faſt zu Schaden gekommen. Einer der Pagen habe ihre Schleppe beim Treppabfolgen zu tief hängen laſſen; man habe auf dieſelbe getreten und die Fürſtin ſey geſtrauchelt. Ob ſie wirklich zu Fall kam, wie ich's vor einer Woche auf dieſer ſelben Treppe geſehen zu haben meinte, wußte der Caſtellan nicht zu ſagen; gewiß iſt, daß der Sarg nicht über ſie weggehen konnte, denn er war ihr voraus. Uebrigens hatte ſie allerdings gleich jener viſionären Geſtalt ein weißes Gewand; — es war ein ſeidenes Schleppkleid, wie die Kaſtellanin verſichert, ein Kleid, das die Schloßherrinnen ſchon ſeit Jahrhunderten zum Zwecke ſolcher Trauerfeierlichkeiten auf einander vererben.

Der Doktor hat mir ſoeben ſeinen Abſchiedsbeſuch gemacht. Er iſt angeblich nach einer mündlichen Verfügung des Fürſten, wie er aber vermuthet, auf Anſtiften der Curie, mit einem ſehr anſtändigen Jahrgehalt und dem Auftrage, die Krankheitserſcheinungen des Säuglingsalters in den ſüdlichen Breiten der Erde zu ſtudiren, für den Reſt ſeiner Tage auf Reiſen geſchickt worden. „Man hat mir den Mund geſtopft," ſagte er mit ſeiner unverbeſſerlichen Aufrichtigkeit; „nun, mögen die Pfaffen denn meinethalben den letzten Wappenträger vergiften, und wenn's ſeyn muß auch noch das letzte Dutzend Thiere. Wollen die Herren um jeden Preis ihre Heimlichkeiten unter ſich ausmachen, mir ſoll's recht ſeyn. Früher oder ſpäter hätte mir doch auch ſchon irgend wer ein Pülverchen beigebracht."

Alſo der Graf will Ruhe haben und die Sache ſoll einſchlafen. Nach jener Seite immerhin! Mehr als bloßes Gerede könnte doch nicht füglich dabei heraus kommen, denn geſetzt ſelbſt die welſche Geiſtlichkeit wäre einer Mitwiſſenſchaft bei der Vergiftung des Fürſten zu überführen, fände ſich denn in dieſem Lande ein öffentlicher Ankläger gegen ſie? Kaum! Ohnehin halt' ich's für möglich, daß ein Machiavelli z. B., wenn er der Kirche ſchaden wollte, ſich ihr bei einem ähnlich unnatürlichen Ende gerade ſo weit, wie der Fürſt es gethan hat, zu nähern für gut fände.

Noch iſt das Wachsſiegel auf der fürſtlichen Gruft nicht völlig hart, und ſchon beginnt der Fürſt im Schloſſe zu ſpuken. Die Caſtellanin bereitete und, wie mir jetzt einfällt, kurz vor ſeinem Tode auf dergleichen vor. Die nächſten Monate, nachdem ein neuer Gaſt in die Gruft geſchafft worden ſey, ſagte ſie, habe es bisher noch allemal bald im Schloſſe ſelbſt, bald im Parke oder auf den Teichen unerklärliche Dinge gegeben, und man möge über dergleichen denken, was man wolle, wegleugnen laſſe ſich's nicht. Andere Perſonen brachten Aehnliches in Umlauf, indem ſie zwar nicht daran zu glauben vorgaben, aber doch nacherzählten, mit welchen Narrheiten dieſer oder jener ſich böſe Träume mache. So viel ich beobachten konnte, ſpitzt ſich Alt und Jung ringsum auf die erſte Spuknachricht, die nun aller Wahrſcheinlichkeit nach auf meine Koſten in Umlauf kommen wird.

Ich war nämlich heute früh nach des Holzmeiſters Wohnung ausgezogen, um nach der Kranken zu fragen, und hatte zu Hauſe Beſcheid zurückgelaſſen, daß ich erſt ſpät zurückkommen würde, da das Innere ſolch eines ächten Gebirgshauſes mir einer Studie werth ſchien. Als ich im Halbdunkel ſpät Abends zurückkam und auf dem letzten Hügel jenſeits des Fluſſes raſtete, ſah ich Licht in meinem Zimmer. Es liegt im zweiten Stock der Stirnſeite des Hauptgebäudes und iſt in dieſem Stock das einzige bewohnte Zimmer. Da die alte Magd, die mich bedient, ein wahrer Chronometer von Regelmäßigkeit iſt, und ſie ihre Geſchäfte bisher immer Vormittags beſorgt hatte, ſo konnte das Licht ihr nicht füglich gebühren. Niemand anders als höchſtens der Graf — und dieſer iſt verreiſt — hatte aber ſonſt etwas in meinem Zimmer zu ſuchen. Ohnehin ſind die Entfernungen zwiſchen den Quartieren der Schloßbewohner — der Graf wohnt in einem Seiten-

Digitized by Google

flügel — so groß, daß nur in den unten am Park gelegenen Räumen eine Berührung unter den Insassen stattzufinden pflegt.

Die meinem Zimmer gewordene Heimsuchung war also nicht wohl zu erklären. Ich hatte mein Befremden darüber denn auch kaum gegen den Castellan laut werden lassen, als die Frau desselben — er selbst war wieder einmal ganz taub — schon den seligen Fürsten auf's Tapet brachte; denn während seiner ersten Ehe, sagte sie, habe er gerade jene Zimmerreihe bewohnt, die Schränke und Commoden ständen noch ganz, wie er sie hingesetzt habe; und wenn sie sich recht besinne, so sey mein Zimmer gerade dasjenige gewesen, wo er zumeist Nachts über seinen Schreibereien und Briefschaften gesessen habe. Somit ist die erste Spukgeschichte fertig.

Als Antwort auf dieselbe sandte mir Peter so eben durch die Kati einen geladenen Stutzen auf's Zimmer, indem er vernommen habe, daß es im zweiten Stock nicht mehr geheuer sey. Der Vorfall macht demnach bereits im Dorfe die Runde. Uebrigens sagte mir Kati, daß neulich zwei silberne Trinkbecher bei der Trauerceremonie abhanden gekommen seyen, und daß die viele fremde Stadtdienerschaft, die noch im Erdgeschoß wohne, vielleicht Langfinger unter sich habe. Sie rieb mir — ich weiß nicht, ob im Ernst — wenn ich etwa noch Thaler zu verschenken hätte, dieselben gut zu bewahren. Nach dieser Seite brauche ich mir eben keine Sorge zu machen.

Allmählig spinnt sich das Schloßleben wieder in seine alte träumerische Stille ein. Die vielen Tagediebe, welche bei der Nachricht von dem Tode des Fürsten aus allen Nachbarthälern zusammen geströmt waren, um eine Weile bessere Bissen zu erlungern, oder ihrer Augenlust eine Genüge zu thun, zerstreuen sich in die Ferne; die Kapelle ist heute zum erstenmal geschlossen worden, und wer noch Gebete für den Verstorbenen auf dem Herzen hat, kürzt sie, scheint es, nach Möglichkeit ab.

Pater Bartholmä hat heute die letzte Messe gelesen. Als er an meinem Gartenstudio anpochte, um Abschied zu nehmen, fiel mir wieder der Lessingsche Klosterbruder ein, und ich bewog ihn deßhalb, mir zu einer flüchtigen Skizze zu sitzen. Er that es mit großer Bereitwilligkeit. Im Grunde hatte ich noch einen Nebenzweck dabei. Die Fürstin, wußte ich, hatte ihm gestern in der Kapelle gebeichtet. Ich wollte den Vertrauten ihrer Geheimnisse nicht fortlassen, ohne wenigstens in seiner Miene und in den gefälligen Gesprächswendungen nach einigen Anhaltspunkten für mein Urtheil über sie und ihren gegenwärtigen Seelenzustand zu forschen. Aber meine Mühe ist eine vergebliche gewesen. Der Pater lacht und weint mit dem nämlichen Gesicht. Er ist, da seine Augen schwach sind, von oben sogar unablässig im Weinen begriffen, während der Mund und die Wangen nicht anders als lächeln zu können scheinen. Fast eben so unzusammenstimmend ist sein Ton und das, was er sagt. Ohne Zweifel hat er im Amtiren eine solche langjährige Uebung, daß er für den Altardienst noch Jahrzehnte lang seiner fünf Sinne Herr seyn wird. Aber wie er noch zu einer wichtigen Mission taugen kann, ist mir nicht begreiflich. Ich verstehe immer weniger, was Rom hier zu verantworten haben soll.

Eine unverhoffte Wendung! Drei Stunden lang war ich unfähig, meine neue Lage zu überblicken. Jetzt ist der Abschiedsbrief an den alten Grafen geschrieben. Mein Entschluß steht dießmal fest: ich gehe. Hier, damit diesem für mich so denkwürdigen Lebensabschnitte nun auch nicht das letzte, hoffentlich für immer abschließende Kapitel fehle, ein kurzes Protokoll des heutigen Tages, des traurigsten, dessen ich mich erinnere.

Schon seit dem Tode des Fürsten fiel mir an dem alten Herrn, so oft von der Fürstin die Rede war, eine ungewöhnliche Reizbarkeit auf. Seine Haltung bei der einzigen Gelegenheit, wo ich ihn und sie neben einander sah, hatte etwas verletzend Schroffes. Selbst seine gewöhnliche Urbanität schien ihm im Stich gelassen zu haben, obschon die Gattin seines Sohnes, meinte ich, denn doch wohl als solche schon berechtigt seyn sollte, inmitten ihres Schmerzes auf gemüthlichere Seiten seines Wesens Anspruch zu machen. Genug, es wurde von Seiten des Grafen nach und nach ein dermaßen erkältender Ton in dieser Richtung angeschlagen, daß nur ein ähnlich Gestimmter geneigt seyn konnte, denselben ohne Widerspruch hinzunehmen.

Da ich etwas Unedles in der Art und Weise zu erblicken glaubte, wie der sonst so milde Greis die tief Gebeugte für eine Jugendsünde büßen ließ, so begann ich endlich, meiner Meinung vorsichtig und schonend Ausdruck zu geben. Es war das erstemal, daß in unsere Unterhaltung ein Ton dieser Art hinein kam, und ich gewahrte augenblicklich in den Zügen des alten Herrn ein tiefes Unbehagen. Bis dahin war er der Besonnene, der Ueberlegende, der Maßhaltende gewesen, ich der vorschnell Aburtheilende, nicht selten sogar der Ungerechte. Jetzt hatten wir unsere Rollen gewechselt.

Als er das Gespräch abbrechen wollte, bat ich um die Erlaubniß, mich zurückziehen zu dürfen, da ich,

Digitized by Google

wie ich ſagte, leider völlig der Fähigkeit entbehrte, theilnahmlos an fremdem Mißgeſchick vorüberzugehen, und ich dennoch recht wohl begriffe, wie wenig der unverhohlene Ausdruck ſolcher Theilnahme unter Umſtänden ſchicklich ſeyn könne. Der Graf ſah mich eine Weile nachdenklich an, faßte mich dann am Aermel und führte mich aus dem Bibliothekzimmer, wo dieſes Geſpräch begonnen hatte, in das anſtoßende Gemach, ein Zimmer voll Retorten, Pfannen, Oefen, Phiolen, Wagſchalen und ſonſtigem Handwerkszeuge der Chemie. Hier ließ er ſich in einen Armſtuhl ſinken und verblieb längere Zeit in ſchweigendem Sinnen. Endlich begann er mich auf das, was er mir jetzt ſagen würde, durch den Hinweis auf das vorzubereiten, was er mir bereits bei einer früheren Veranlaſſung geſagt habe. Es ſey ihm eine Erleichterung, wenn er einmal die Laſt des langen Verſchweigens von ſeiner Bruſt fortwälzen könne. Gebunden ſey er nach dieſer Seite nur ſo lange geweſen, als ſein Sohn gelebt habe; denn, eigenartig wie derſelbe in allen Beziehungen geweſen ſey, habe er ſich auch nie zu irgend einer über das Grab reichenden Verfügung berechtigt geglaubt. Somit ſtehe einem offenen Ausſprechen nichts im Wege, es ſey denn der Widerwille gegen die Sache ſelbſt.

Der alte Herr entrollte jetzt in raſchen Zügen ein Bild ſeines ehemals glänzenden Geſchlechts und beleuchtete diejenigen ſeiner Vorfahren, deren vorwiegend diplomatiſche Eigenſchaften in ſeinem Sohne am unverkennbarſten hervorgetreten ſeyen, wobei er ſich ſelbſt als einen etwas aus der Art geſchlagenen Schoß bezeichnete; wenigſtens ſey er ſich derjenigen Befähigungen und Geſinnungen, die ſeinem Geſchlechte eben zu Ruhm und Anſehen verholfen hätten, in weit geringerem Maße bewußt, als dieſelben ſeinen Sohn geſchmückt hätten.

Da er, bis zu dieſem Punkt gelangt, Mühe zu haben ſchien, ſich auf den uns beſchäftigenden Gegenſtand zurück zu finden, hielt ich es für nicht unziemlich, die in mir früher ſchon aufgeſtiegenen Gedanken über die, wie ich glaubte, faſt beiſpiellos geweſene Selbſtbeherrſchungskraft des Fürſten deutlicher auszuſprechen. Ich knüpfte daran einige jener Betrachtungen, die mir aus des Grafen Aeußerungen über Emilia Galotti im Gedächtniß geblieben waren, und da er zuzuſtimmen ſchien, entwickelte ich endlich unbefangen diejenigen Vermuthungen, die ſich mir damals aufgedrängt hatten. Er hörte mit ſichtlicher Bewegung zu. „Das wäre für ein Trauerſpiel ein ähnlich unbefriedigender Ausgang," ſagte er dann, „wie der in dem Leſſing'ſchen Stücke, nur daß die Wirkung noch unerquicklicher ſeyn müßte; ein kräftiger Mann ſoll ſich in ſolcher Lage beſſer zu helfen wiſſen, als ein ſchwaches, geängſtigtes Mädchen."

Er hielt inne und ſeufzte. „So weit hätte ſich mein Sohn denn doch nicht erniedrigt," ſagte er dann kopfſchüttelnd, „bis zum Selbſtmorde nie; nein! ſo etwas liegt nicht in der Blutmiſchung unſeres Geſchlechts, welcher unerhörten Ergebenheit er auch fähig geweſen iſt; — das wäre allzu orientaliſch geweſen."

Ich wagte nicht zu athmen. Alſo war der Fürſt durch Andere ... Aber er hatte ja, wie Einige wiſſen wollten, im Laboratorium Schaden genommen; vielleicht ſuchte ich in einem höchſt einfachen Vorgange etwas viel zu Geheimnißvolles. — Ich ſah mich nach den Tiegeln und Glasflaſchen um. Der Graf ſchien meine Gedanken zu errathen.

Er ſchüttelte abermals den Kopf. „Denken Sie ſich," ſagte er, „einmal die folgende Sachlage und laſſen wir es dann für heute des trübſeligen Themas genug ſeyn. Emilia heißt nicht mehr Galotti, ſondern ſchon Gräfin Appiani; ſie iſt verheirathet. Der Prinz, durch Marinelli in ihr Haus geführt, wird im Laufe der Zeit zu ihrem offenkundigen Anbeter. Eines Tages gehen dem kaum Vermählten die Augen auf, er glaubt ſich betrogen, er ſtellt ſein Weib zur Rede. Sie betheuert ihre Unſchuld. Er zögert, endlich glaubt er ihr und das Verhältniß ſcheint wieder hergeſtellt. Aber von Neuem erwacht ſein Mißtrauen. Dießmal ſind ihre Thränen und Verſicherungen vergebens. Er bricht mit ihr und die Scheidung wird vorbereitet. Jetzt, in der Verzweiflung über das ſie bedrohende Schreckniß, erwacht der Teufel in ihrer Bruſt. Wenn ſie den Gatten, der ſich von ihr losſagen will, ehe er den Vorſatz That werden läßt, aus der Welt ſchafft, ſo bleibt ihr Ruf unangetaſtet; das Verwürfniß, das noch ſein und ihr Geheimniß iſt, geht mit ihm ſchlafen. Ein wenig Gift, und alles iſt Schweigen. Und alſo — vergiftet ſie ihn."

Der Graf ſchwieg. Ich war ſtarr vor Entſetzen. Was in dieſem Augenblick durch meine Seele fluthete, vermag ich nicht mit Worten auszudrücken, ein Chaos der ſchrillſten Diſſonanzen war's, und jeder dieſer Mißklänge ein Widerhall des eben vernommenen. „Und alſo vergiftet ſie ihn!"

„Sie ſprachen von der Selbſtbeherrſchung meines armen Sohnes," fuhr der Graf nach einer Pauſe fort. „Sie iſt mir oft ſelbſt in einem ſolchen Grade unbeimlich geweſen, daß unſer Verhältniß zu einander darunter gelitten hat. Dennoch verliert ſie nach einer Seite etwas von ihrer Unerklärlichkeit, wenn man ſeine politiſchen Antipathien in Anſchlag bringt. Dieſelben ſind im ganzen Lande bekannt genug. Er ſtand an

Digitized by Google

der Spitze derjenigen, welche die Menschheit in Unmündige und Mündige eintheilen und es für ihre Lebensaufgabe ansehen, das, nach ihrer Meinung, aller Orten sehr kleine Häuflein dieser Mündigen am alleinigen Bevormundungsregiment zu erhalten. Bei der tiefgreifenden Wirksamkeit einer Persönlichkeit, wie die meines Sohnes, konnte es nicht fehlen, daß seine öffentliche Thätigkeit nach und nach sein Privatleben kaum noch zum Worte kommen ließ. Gewisse, schon durch viele Generationen Gleichgesinnter unablässig angestrebte Ziele standen unverrückt vor seinem Auge. Der Kampf gegen den Einfluß der Kirche einerseits, die Abwehr andererseits aller sogenannten demokratischen Mündigkeitsgelüste, die Wiederherstellung endlich des unbeschränkten Herrscherthums — das waren Leitsterne, die seinen Blick so unausgesetzt fesselten und alle seine Geisteskräfte so stetig in Anspruch nahmen, daß nichts daneben wirklich nachhaltige Bedeutung für ihn hatte."

(Fortsetzung folgt.)

Shakespearestudien eines Realisten.

(Fortsetzung.)

Es war wohl eines der wichtigsten Ereignisse in dem Lebensgang unseres Dichters, als ihm zu einer Zeit, da er sich noch aus einer dunkeln und niedrigen Stellung selbst innerhalb der Theaterkreise emporzuarbeiten hatte, ein Jüngling aus den höchsten Ständen, schön, reich, begabt und thatendurstig, entgegentrat und ihm, nur von seinem Geist und seiner Persönlichkeit angezogen, die Freundeshand darbot. Shakespeare verdankte dieser Begegnung ohne Zweifel, wie seinen späteren Wohlstand, so auch einen erfrischten Lebensmuth und höheren Flug seines Geistes und seiner Kunst. Gleichwohl wird die Bedeutung dieses Verhältnisses, namentlich für die gesellschaftliche Stellung des Dichters häufig weit überschätzt. Ein junger Lord von zwanzig Jahren mag sich den verschiedenartigsten Passionen und Extravaganzen hingeben, und als eine solche sah man es wohl an, wenn die jungen Grafen Southampton und Rutland ihre Abende, statt bei Hof und unter Standesgenossen, mit Schauspielern und Literaten zubringen mochten. Unserem damals dreißigjährigen Dichter aber hätte man lieber einen vierzig- oder fünfzigjährigen Freund aus den bürgerlichen Ständen wünschen mögen, der den Abstand an Geist und Phantasie durch die reichere Lebenserfahrung, solideres Wissen und ein in der Schule der Alten geläutertes Kunsturtheil ausgeglichen hätte, als einen vornehmen Jüngling, der dem Dichtergenius die Vorzüge von Reichthum und Schönheit und den tollsten Jugendübermuth entgegenzustellen hatte. Von dem excentrischen Wesen des Grafen Southampton ist das deutlichste Zeugniß seine hervorragende Betheiligung an dem unsinnigen Aufstandsversuch des Grafen Essex in den Straßen von London, die ihm ein Todesurtheil zuzog, dessen Vollziehung nur durch die äußeren Umstände hinausgeschoben und durch den baldigen Tod der Königin aufgehoben wurde. Wie wenig aber in jenem Freundschaftsbund — falls man diesen Namen überhaupt für ein solches Verhältniß festhalten will — die Kluft des Standes wirklich beseitigt wurde, zeigen die Sonette fast auf jeder Seite, und wir können heute noch nicht ohne peinliche Empfindung den hochbegabten Mann zu dem unreifen Jüngling sprechen hören:

Ich bin dein Sklav und harre dienstbereit
Des Tags, der Stunde, welche du bestimmst,
Und keine Pflicht macht kostbar meine Zeit,
Bis du in Anspruch meine Dienste nimmst.
Wie träg der Zeiger die Minuten mißt,
Bis daß ich kommen darf, ich will nicht klagen,
Noch denken an die bittre Trennungsfrist,
Wenn's dir gefiel, mir Lebewohl zu sagen,
Noch eifersüchtig forschen, wo du weilst
Und was du treibst. Dein armer Sklave harrt
Und denkt an Eins nur: wie du Glück ertheilst
Dort, wo du bist, mit deiner Gegenwart.

Und was soll man vollends dazu sagen, wenn der junge Don Juan dem Dichter seine Geliebte verführt und

Digitized by Google

dieser darauf antwortet, daß sie einer solchen Ehre gar nicht würdig sey?

Auch dieses Verhältniß, so sehr es im Ganzen und Großen beiden Theilen zur Ehre, und dem Dichter insbesondere zum Vortheil gereicht, haben unsere Shakespearomanen in ein allzu ideales Licht gerückt, wenn sie nach Tiecks Vorgang Shakespeare sich in den höchsten Kreisen der Gesellschaft bewegen lassen. Hat doch Behse sogar vermuthet, jene Geliebte des Dichters, die der Freund ihm abspenstig macht, die „schwarze" Freundin, sey dessen nachmalige Gattin, jene Elisabeth Vernon, die Nichte des Grafen Essex, gewesen! Da scheint uns Jordans entgegengesetzte Vermuthung, sie sey eine Mulattin gewesen, eine weit glücklichere.

III.

Die Mängel der Shakespearekritik.

Man wird fragen: wozu das Alles? Mag die englische Bühne jener Zeit eine höhere oder niedrigere Stellung in der öffentlichen Sitte und Schätzung eingenommen haben, mag Shakespeare von seinen Zeitgenossen mehr oder weniger in seiner ganzen Größe erkannt worden seyn, in vornehmeren oder geringeren Kreisen der Gesellschaft sich bewegt haben: seine Dichtungen, wie sie uns nun einmal vorliegen, sind und bleiben, was sie sind, im einen wie im andern Falle; ja sein Genie und seine Kunst tritt nur um so riesenmäßiger vor unsere Augen, aus einem je undankbareren Boden, über eine je niedrigere Umgebung sie herausgewachsen sind.

Und das ist vollkommen wahr. Die Dichtungen sind, was sie sind, so oder so. Es handelt sich aber darum, sie zu verstehen. Daß dieß gerade bei Shakespeare seine besondern Schwierigkeiten haben muß, geht aus den ganz unglaublichen Abweichungen seiner Erklärer hervor. Wenn freilich eine dramatische Dichtung verstehen nichts anderes heißt, als an ihr die Begriffe moderner deutscher Aesthetik zu erproben, für das Hauptthema einen möglichst abstrakten Ausdruck zu suchen und diesen dann als die Idee des Ganzen zu proklamiren, durch sorgfältiges Zusammenlesen und Combiniren der einzelnen Reden und Züge möglichst genaue Signalements der dramatischen Rollen zu entwerfen, aus der unendlichen Anzahl denkbarer Bezüge Nahes und Fernes in einer neuen Combination zu mischen — dann hat man eigentlich mit der Person, Zeit und Lebensstellung des Dichters nichts zu thun und das Verfahren könnte im Wesentlichen das Gleiche bleiben, wenn die Stücke zu ungewisser Zeit vom Himmel gefallen wären. Heißt aber den Dichter verstehen vor Allem den ursprünglichen Eindruck, den sein Werk auf die Masse der für Schönes empfänglichen Leser und Hörer macht — den einzigen, einigermaßen festen Ausgangspunkt ästhetischer Betrachtung in dem Wirrwarr bodenloser Theoreme — durch Wiederholung und Aufmerksamkeit zu einem immer bestimmteren und markirteren zu erheben, die Intention und den Seelenzustand, in welchem der Dichter das Werk hervorgebracht hat, immer deutlicher nachzuempfinden, sich die Verhältnisse und Hörerkreise, welche der Dichter zunächst und unmittelbar vor Augen hatte, immer lebhafter zu vergegenwärtigen: dann muß auch jeder wesentliche Irrthum über die äußeren Grundbedingungen eines dichterischen Wirkens das volle Verständniß stören und verwirren, jede Berichtigung dasselbe erleichtern und fördern. Denn je individueller und concreter sich uns das Lebensbild des Dichters entwickelt, desto wirksamer und verständlicher wird uns auch der ideelle Gehalt und das allgemein Menschliche in seinen Schöpfungen entgegentreten.

Darin aber eben scheint sich uns der deutsche Shakespearecultus noch so vielfach in der Irre und im Nebel herumzutreiben. Gerade weil wir von dem Dichter selbst und den äußeren und inneren Voraussetzungen seiner dramatischen Thätigkeit so wenig feste historische Kenntniß haben, war der Phantasie um so freierer Spielraum gegönnt, war es um so leichter, Alles in's Ideale, Unbegrenzte und Riesenhafte zu verflüchtigen. Ohne die Schranken zu beachten, welche das Wirken jedes, auch des genialsten und größten Individuums bedingen, rückt man Shakespeare gern über alle zeitliche und räumliche Begrenzung hinaus und stellt ihn als den Riesengeist hin, der, wie man zu sagen liebt, an der Grenze des Mittelalters und der neuen Zeit, seine Nation und Epoche gleichsam nur mit den Sohlen berührend, über Jahrhunderte und Völker hin seine Wege ging. Nur wenn es sich etwa darum handelt, Einzelnes, was uns an dem Dichter fremd, lästig oder anstößig ist, zu entschuldigen oder zu erläutern, pflegt man beiläufig auf Vorstellungen und Sitten der Zeit hinzuweisen. Innerhalb jener idealen und nebelhaften Umrisse aber, denen fast alle geschichtliche Bestimmtheit und Beschränkung fehlt, ist dann die Kritik um so ungebinderter, ihrer Subjektivität Raum zu lassen, den eigenen Anschauungen die Autorität des Dichters zu leihen, in den vagen Rahmen beliebige Linien einzuzeichnen. Denn bei keinem Dichter stimmen die Urtheile im Ganzen so nahe zusammen und gehen doch im Einzelnen so weit auseinander. Jeder idealisirt den Dichter in seiner Weise; dem einen ist er

Digitized by Google

Classiker, dem andern Romantiker; dem einen der Dichter des immanenten Weltgeistes, dem andern der christliche, specifisch protestantische, dem dritten ein katholisirender Dichter, dem vierten confessionsloser Scepticker und Freigeist; der eine macht ihn zum Whig, der andere zum Tory, und wie unzähligen Kunsttheorien muß er zur Autorität dienen!

Von dieser idealisirenden Richtung hat sich auch das bedeutendste Buch über Shakespeare, das bekannte Gervinussche Werk, nicht freigehalten. Der Verfasser ist, wie in allen seinen Schriften, sachkundig, selbstständig, geistreich auf jedem Blatt; man ist sicher bei ihm, nicht auf die dürren Sandwege der ästhetischen Salbaderei, der philosophischen Phrase geführt zu werden, er hat das weitläufige historische Material am vollständigsten zusammengestellt, am umsichtigsten geordnet und verliert die geschichtlichen Voraussetzungen niemals aus dem Auge. Man kann immer bei ihm lernen, auch wo man nicht mit ihm einverstanden ist. Während aber Gervinus in seiner deutschen Literaturgeschichte sein kritisch zersetzendes Naturell niemals verläugnet und in vielen Bänden dieses Werkes kaum jemals sich zu einem enthusiastischen Lob oder auch nur zu einer uneingeschränkten Anerkennung erhebt, während er namentlich aus den Lorbeeren unserer zwei größten Dichter so manches Blättchen ausreißt, schlägt er in seiner Würdigung des englischen Dichters in jener Schlußabhandlung des vierten Bandes die bei ihm so ungewohnten Töne eines Hymnus und Encomions an, und versteigt sich sogar bis zu Ausdrücken einer maßlosen Ueberschätzung; denn ein maßloses Wort müssen wir es nennen, wenn er sagt, Shakespeare habe als dramatischer Dichter die Vorzüge von Goethe und Schiller in sich vereinigt, und sich dabei von den Fehlern und Mängeln beider frei gehalten. Man möchte glauben, die kritische Geistesanlage des Autors habe zu ihrer Ergänzung auch einmal den Uebertritt in das andere Extrem gefordert, der Unmuth über den politischen und literarischen Jammer der Gegenwart habe ihn in ferner Zeit bei einem fremden Volke ein ideales Bild suchen und finden lassen, und er habe dabei hier und dort nicht den wirklichen William Shakespeare von Stratford, sondern den Dichter vor Augen gehabt, wie er ihn für das deutsche Volk noch wünscht und fordert; etwa so, wie Tacitus in seiner Monographie nicht die wirklichen Germanen, wie sie in den deutschen Wäldern auf ihren Bärenhäuten lagen, schildert, sondern seinen entarteten Zeitgenossen das Bild eines edeln, unverdorbenen Naturvolkes gegenüberstellen wollte. Dabei widerfährt es ihm, wie auch sonst oft genug, daß er bei der Würdigung ästhetischer Werke zu wenig von demjenigen ausgeht, was wir, wie oben, als die Grundprobe für den Werth jedes Dichterwerkes bezeichnen möchten, den Grad der Sicherheit und Unwiderstehlichkeit, mit welcher der Dichter durch die Macht des Wortes thatsächlich die Masse der unbefangenen und gebildeten Hörer und Leser zwingt, ihm nachzuempfinden; er stellt so gerne Stoff und Gehalt über die Vollendung der Form, die sittlich politische Tendenz über den reinen und nicht weiter erklärbaren Reiz des Phantasiespiels.

IV.

Für wen dichtete Shakespeare?

Man sollte denken, die Frage: für wen schrieb Shakespeare seine Dramen? brauche gar nicht aufgeworfen zu werden, denn die Antwort verstehe sich von selbst: für die Bühne. Nun sagt aber eine nicht geringere Autorität als Goethe das Gegentheil. Shakespeare ist kein Theaterdichter, heißt es bei Eckermann, an die Bühne hat er gar nie gedacht; sie war seinem großen Geist viel zu eng. Sollte das nur heißen: er war sich einer über die Abende der Aufführung im Globus und Blackfriars hinausreichenden Bedeutung seiner Schöpfungen wohl bewußt, und während der dichterischen Arbeit war sein Geist so in den Gegenstand selbst versenkt, daß ihm die Wirkung auf der Bühne kaum in den Sinn kam, so könnte man leicht beistimmen; nur wäre dann dasselbe von jedem bedeutenden dramatischen Dichter zu sagen, und man könnte auch Calderon und Schiller keine Theaterdichter nennen, vielleicht kaum Iffland. Im übrigen aber ist jene Aeußerung kaum zu begreifen, denn Shakespeare könnte sogar als der Bühnendichter par excellence bezeichnet werden. Schon aus den äußeren Umständen, daß Shakespeare demselben Theater, bei welchem er als Schauspieler, Unternehmer und Direktionsmitglied betheiligt war, seine Dramen als Bühnenmanuscript verkaufte, auf die Veröffentlichung durch den Druck ganz zu verzichten hatte und sein Lebenlang darauf nicht bedacht war, würde mit größter Wahrscheinlichkeit folgen, daß das Bedürfniß der Bühne für ihn der Antrieb des Dichtens, die Wirkung auf der Bühne sein bewußtes Ziel war, dessen Mißlingen, selbst bei allen sonstigen poetischen Werthe, seinen Ruf und seine Stellung gefährdet haben würde.

Die im Faust'schen Prolog einander gegenübertretenden Interessen des Theaterdirektors und des Dichters fielen für ihn zusammen und die noch hinzukommenden Forderungen des Schauspielers mußten den

Digitized by Google

Anſpruch auf den praktiſchen Bühnenerfolg noch verſtärken. Es wäre geradezu unbegreiflich, wenn er „an die Bühne niemals gedacht“ hätte, und das Goetheſche Urtheil läßt ſich nur aus der Nichtbeachtung des Unterſchieds der altenglichen und der modernen Bühne und aus der Erinnerung an die Schwierigkeiten erklären, welche die Aufführung Shakespeareſcher Stücke auf dem Weimarer Hoftheater machte. Vielmehr iſt die Meiſterſchaft in der Technik des Dramas, die Shakeſpeare ſeiner reichen und täglichen Bühnenerfahrung als Schauſpieler, Regiſſeur, Zuſchauer, und dem beſtändigen Umgang mit Schauſpielern und Literaten verdankte, eine ſeiner hervortretendſten, in dem Freytagſchen Buch (über die Technik des Dramas) treffend nachgewieſenen Eigenſchaften. Er wußte vortrefflich, was wirkte und was nicht; in wenigen Scenen weiß er die Handlung raſch und leicht zu exponiren, die Verwicklung und den Umſchlag klar und ſpannend durchzuführen, in der Kataſtrophe das erſchütternde und verſöhnende Moment zum vollen Ausdruck zu bringen.

Ja man könnte mit viel mehr Recht dem Dichter den entgegengeſetzten Vorwurf machen. Er wußte zu gut, daß die Bühnenwirkung weit weniger auf der kunſtvollen Planmäßigkeit und Zuſammenſtimmung des Ganzen, als auf dem ſpannenden Reiz der einzelnen Theile beruht; er dichtete nicht für deutſche Profeſſoren der Aeſthetik, die die Auffindung ſeiner Grundidee für ihr Hauptgeſchäft halten, die vor und rückwärts blättern und aus den zerſtreuten Reden jeder einzelnen Perſon ein vollſtändiges Charakterbild zuſammenleſen wollen. Er mußte früh genug auf jene praktiſche Maxime des Theaterdirektors geführt werden:

> Gebt ihr ein Stück, ſo gebt es gleich in Stücken.
> Was hilfts, wenn ihr ein Ganzes dargebracht?
> Das Publikum wird es euch doch zerpflücken.

Er wußte wohl, daß der Zuſammenhang des Ganzen überſichtlich und verſtändlich ſeyn müſſe, daß es aber im Einzelnen damit nicht allzuängſtlich zu nehmen ſey, daß die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers von der jedesmal gegenwärtigen Scene voll in Anſpruch zu nehmen iſt und er, wenn ihn dieſe feſſelt, und ſo lang ihm nur nichts Unverſtändliches oder dem früheren offen Widerſprechendes dargeboten wird, weder Zeit noch Luſt noch Anlaß findet, die mancherlei zerſtreuten Fäden zuſammenzuknüpfen und allen verſteckteren Beziehungen nachzugehen. Weil das Intereſſe des Zuſchauers durchaus am Gegenwärtigen haftet, bei jeder Veränderung der Scene mit Spannung neue Eindrücke erwartet und ſich dabei gerne auch nur mit einem lockeren Band für die Verknüpfung der Theile begnügt, ſo wird jeder erfahrene Bühnendichter ſich ſtetig verſucht finden, den Theilen eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit zu geben, und im Colliſionsfalle der vollen Wirkung des Einzelnen den Einklang des Ganzen zum Opfer zu bringen.

Es liegt hierin eine der hervortretendſten und viel zu wenig beachteten Eigenthümlichkeiten der Shakeſpeare'ſchen Dichtungen. Er hat ganz ſichtbar ſcenenweiſe gearbeitet; die einzelne Situation erweitert ſich zum ſelbſtſtändigen Genrebild; der poetiſche Gehalt wird möglichſt in ſeiner ganzen Fülle ausgeſchöpft; eine Menge Scenen ſind ganz für ſich oder mit einer nur in wenigen Worten beſtehenden Einleitung verſtändlich und von vollſter Wirkung, wofür man z. B. aus Taſſo, Iphigenie, der natürlichen Tochter gar kein, aus den Schiller'ſchen Dramen nur wenige Beiſpiele wird nennen können. In den engliſchen Hiſtorienſtücken geht dieſe Selbſtſtändigkeit der Theile bis zum Uebermaß; mit Ausnahme von Richard III. haben ſie kaum eine weitere Einheit als die in den Titeln der Stücke enthaltene; es ſind aneinandergereihte lebende Bilder, für ſich wirkſam und bedeutend, aber von loſem Zuſammenhang. Faſt überall, wo untergeordnete Perſonen, Bediente, Soldaten, Matroſen, die Todtengräber, die Schauſpieler in Hamlet, einmal zum Wort kommen, geben ſie es nicht ſo ſchnell wieder ab und reden mehr und Anderes, als der Gang des Stückes erforderte oder zuließe.

Auch die Charaktere leiden nicht ſelten darunter, wenn in einer andern Situation ein etwas anderer Ton angeſchlagen wird, als den dieſelbe Perſon in einer früheren hatte. Vor Allem iſt Hamlet überreich an den wirkſamſten und geiſtvollſten Scenen, aber nirgends leidet ſo, wie hier, für den aufmerkſamen Leſer der Zuſammenhang der Handlung und die innere Uebereinſtimmung der Charaktere, und kein Scharfſinn eines deutſchen Kunſtkritikers wird jemals dieſe Widerſprüche löſen, die für den Dichter ſelbſt, für den Zuſchauer im Theater, für den ſich willig hingebenden von einem ſchönen Detail zum andern geführten Leſer gar nicht vorhanden ſind. Zu der obigen Maxime des Theaterdirektors im Fauſt'ſchen Prolog gibt die deutſche Shakeſpearekritik das Gegenſtück: Was ſchadet's, wenn ihr euer Stück nur in Stücken gebt? Die deutſchen Profeſſoren machen euch doch ein Ganzes daraus zurecht und bringen eine Grundidee heraus. — Nichts kann einem den Genuß des Dichters ſo erſchweren und verleiden, als die Zumuthung, überall nach ferneliegenden Mittelgliedern, nach geheimen Fächern und Schlüſſeln zu ſuchen, um ein reiches, aber nicht immer

Digitized by Google

charakteriſirendes und vollſtändiges Detail völlig ins Klare zu bringen.

Die Frage: für wen ſchrieb Shakeſpeare? läßt aber noch eine genauere Beantwortung zu, als jene allgemeine. Es läßt ſich ein ganz beſtimmter Zuhörerkreis nachweiſen, den der Dichter im Auge hatte, deſſen Geſchmack und Beifall für ihn maßgebend war. Wir haben im Obigen geſehen, wie ſich neben den vielen niedrigen Volksbühnen der Hauptſtadt, die nur dem Geſchmack der unterſten Stände zu huldigen hatten, eine kleine Anzahl vornehmerer, durch die Beigabe eines höheren Zuſchauerkreiſes ausgezeichneter hervorhob, wie zwar auch dieſen der Kern und die Blüthe des ſtädtiſchen Bürgerthums, die von den Ideen einer ſittlichen, politiſchen und religiöſen Reform aufs Tiefſte ergriffenen Mittelklaſſen fremd und feindſelig gegenüberſtanden, wie ſie ſich aber gleichwohl durch die Gunſt des Hofes und des Adels gegen die unabläſſigen Verfolgungen der bürgerlichen und kirchlichen Gemeinde behaupteten. Wir wiſſen, wie auch in den höheren Ständen den Frauen, den Familienvätern, den Männern von öffentlicher Stellung der ſittliche Anſtand verbot, die inneren Räume eines Schauſpielhauſes zu betreten, wie aber die männliche Jugend, die jeunesse dorée der Hauptſtadt, die den kirchlichen und politiſchen Reformideen der Mittelklaſſen fernſtand und ſich um deren Vorurtheile nichts zu kümmern hatte, das Intereſſe für dramatiſche Darſtellungen, den Beſuch der Volksbühnen unter die noblen Paſſionen eines jungen Gentleman aufgenommen hatte. Wir erinnern uns, wie gerade dieſer Zuhörerkreis jene für unſere Vorſtellungen ſo auffallenden diſtinguirten Plätze auf dem Bühnenraum ſelbſt einnahm, während Parterre und Galerien, wie in den geringeren Bühnen, den unteren Klaſſen zufielen. Es liegt ſchon zum voraus ganz in der Natur der Sache, daß eben dieſes Element, wie es jene Bühnen von Blackfriars, den Globus, der Truppe des Admirals allein im Aeußeren von den andern unterſchied, ſo auch auf deren Kunſtleiſtungen und innere Entwicklung einen entſcheidenden Einfluß ausüben mußte. Und wenn wir nun bedenken, daß unſer Dichter gerade in dieſen Kreiſen ſeine erſten Gönner und Verehrer, ja ſeine nächſten Freunde und Wohlthäter gefunden hatte, die ihn allein und zuerſt aus dem Dunkel eines verachteten Standes zu einem höheren Geiſtesflug und Selbſtgefühl emporhoben, denen er und damit die Welt die volle Entfaltung ſeines Genius verdanken, daß Shakeſpeare für den Grafen Southampton ſeine übrigen Dichtungen, Venus und Adonis, Lucretia, die Sonette ſchrieb, nicht bloß in dem Sinn einer äußerlichen Dedication, ſondern ſo, daß der junge Freund der Muſagete, der Gegenſtand, der Leiſtern dieſer Gedichte war, hat es dann nicht die höchſte innere Wahrſcheinlichkeit, daß Shakeſpeare auch in ſeinen dramatiſchen Dichtungen eben dieſen Kreis junger und enthuſiaſtiſcher Freunde ſeiner Kunſt als das Publikum anſehen mußte, auf das er zu wirken, deſſen Vorſtellungskreiſe er zu beachten hatte, deſſen Beifall für den äußeren Erfolg und die innere Befriedigung, die ihm ſein Beruf zu geben hatte, entſcheidend war? Es war ſomit nach unſerer Meinung nicht das Theaterpublikum im Allgemeinen, es war ſpeciell die männliche Jugend des engliſchen Adels, für die Shakeſpeare ſeine Dramen dichtete.

Nichts aber könnte verkehrter ſeyn, als in der Hervorhebung einer ſo concreten und beſchränkten Beziehung ein Verkennen der freien Selbſtentfaltung des Genius nach ſeinen eigenen Geſetzen oder in einer gewiſſen Abhängigkeit von der Geſchmacksrichtung junger Cavaliere eine Herabſetzung Shakeſpeares zu einem bloßen Jugend- und Junkerdichter ſehen zu wollen. Der Dichter gab natürlich in dieſem Verhältniß weit mehr Impulſe als er empfing, und in gar vielen und wichtigen Beziehungen kann ſich ein dramatiſcher Dichter gar kein günſtigeres Forum denken, als einen Kreis von jungen Männern der höheren Geſellſchaft. Die Empfänglichkeit für das Schöne, insbeſondere für die Dichtkunſt, iſt im jugendlichen Alter die größte, und während der Sinn für Muſik und für die bildenden Künſte uns durch's ganze Leben zu begleiten pflegt, geht das Intereſſe für die Kunſt des geflügelten Worts, die den Sinnen weniger bietet und mehr von der Phantaſie fordert, den Meiſten ſchon in den mittleren Jahren verloren. Wohl mögen unter jenen jungen Bühnenfreunden viele eitle Stutzer und oberflächliche Müßiggänger geweſen ſeyn, doch fehlte es auch nicht an ſolchen, die durch Geburt, Reichthum und Bildung zu hervortretenden Stellungen im Staat und in der Geſellſchaft berufen waren, und gerade unter denen, die unſerem Dichter am nächſten ſtanden, finden wir Namen, die uns wenige Jahre ſpäter in der Geſchichte ihrer Zeit begegnen.

Faſſen wir nun aber unter dieſem Geſichtspunkte, daß Shakeſpeare für ein jugendliches, männliches, ariſtokratiſches Publikum dichtete, ſeine dramatiſchen Werke näher ins Auge, ſo zeigt ſich derſelbe fruchtbarer und belangreicher, als er dem erſten Anblick erſcheinen mag, und eine Menge charakteriſtiſcher Züge des Dichters, die uns eine nur von äſthetiſchen Momenten ausgehende Betrachtung ſo leicht nur in einen Nebel allgemeiner Redensarten verflüchtigt, treten in eine neue und wirkſame Beleuchtung.

Vor Allem wird uns der Reiz einer ewigen Jugend, eines durchaus friſchen und kräftigen Pinſelſtrichs, einer ſchwungvollen, energiſchen, thatenluſtigen Männlichkeit verſtändlicher, die Abweſenheit alles Trüben und Grämlichen, aller unklaren Empfindelei, aller weitſchweifigen Reflexion, aller abgeſchwächten und ängſtlich abgewogenen Gedanken. Der Dichter hatte mit Phantaſieanlagen ſeiner Zuhörer zu thun, denen ſich in Handlung und Rede etwas zumuthen ließ, die dem kühnſten Bilde am liebſten folgten, die den kräftigeren und derberen Ausdruck dem feineren und unwirkſameren, wenn auch vielleicht wahreren vorzogen, die ſich in der Handlung auch unvermittelte Uebergänge gefallen ließen und die fehlenden Zwiſchenglieder willig ergänzten, die an graſſen und wilden Charakterbildern gerade ein Behagen fanden, an einem ſchroffen und momentanen Umſchlag, an ungleichartigen oder gar widerſprechenden Zügen wenig Anſtoß nahmen.

Man ſagt wohl: Alles das lag in dem Dichter ſelbſt und kam nicht von außen in ihn herein. Es lag freilich in ihm, aber es lag auch noch vieles Andere in ihm, was unter entſprechenden äußeren Impulſen ebenſo gut hätte zur Entfaltung kommen können. So wird Jeder, der die Shakeſpeare'ſchen Sonette erſtmals kennen lernt, von der Verſchiedenheit in der ganzen Grundſtimmung und individuellen Färbung gegenüber von dem Eindruck der Dramen überraſcht ſeyn. Hier tritt uns ein träumeriſcher, zu ſelbſtqualeriſchen Betrachtungen geneigter, in feiner Dialektik mit ſeinen Empfindungen ſpielender Dichter, eine oft bis zur Verſchwommenheit zarte Zeichnung, eine nicht ſelten geſuchte Ausdrucksweiſe entgegen. Man möchte glauben, der Dichter dieſer Sonette hätte auch den Stoff für eine dem Goethe'ſchen Taſſo ähnliche Dichtung, wiewohl dieſer den polaren Gegenſatz zu den Shakeſpeare'ſchen Bühnenſtücken bildet, in ſich gefunden. Aber dieſes Element auch dramatiſch zu verwerthen, fehlte ihm gegenüber von einer auf That und Genuß gerichteten Jugend der äußere Impuls, und nur vereinzelt, am meiſten im Hamlet, hat er dieſen Ton angeſchlagen; erſt in einigen Werken der ſpäteſten Zeit, wo ſeine Stellung und Lebensanſchauung eine befeſtigtere war, wo jener Wechſelverkehr mit den Freunden der früheren Zeit von ſelbſt wegfiel, wo er ſich um die Geſchmacksrichtungen ſeines Publikums weniger zu kümmern hatte, treten die ernſten und düſteren Accorde ſeiner Seelenſtimmung offener und ſchroffer hervor.

Auch auf die Wahl der Stoffe übte die Rückſicht auf jenes Publikum einen ſichtbaren Einfluß aus. Sie fiel natürlich auf Begebenheiten, die viele, ungewöhnliche und wechſelnde Handlung enthielten. Das unerſchöpfliche Grundthema, das in allen möglichen Variationen immer wiederkehrt, ſind Liebe und Ehrgeiz, die zwei gewaltigſten Triebkräfte einer edlen männlichen Jugend. Der geſellſchaftliche Boden, auf dem ſich die Handlung bewegt, iſt ein durchaus ariſtokratiſcher. Die Helden ſind nur Fürſten und Cavaliere. Entſprechend dem Publikum jener Volksbühnen ſelbſt, in welchen die Mittelklaſſen fehlten, aber Adel und die unterſten Klaſſen vertreten waren, finden wir das Element des ſtädtiſchen Bürgerthums, Bürgermeiſter, Friedensrichter, Gelehrte, Geiſtliche, Aerzte, meiſt nur in komiſcher Verwerthung. Das bürgerliche Schauſpiel und Trauerſpiel, obgleich ſonſt unter den Theaterſtücken jener Zeit ſtark vertreten, fehlt unter den Shakeſpeare'ſchen Dramen. Das einzige Stück, in welchem der Dichter dieſen Boden betritt, die luſtigen Weiber von Windſor, vielleicht das ſchwächſte aller ſeiner Werke, der Tradition nach „auf Beſtellung“ gearbeitet und innerhalb vierzehn Tagen geliefert, gehört zu den die Regel beſtätigenden Ausnahmen.

Allein Shakeſpeare, der Dichter, erhielt von Shakeſpeare, dem Theateractionär, noch weitere Weiſungen. Auf jene Herren des erſten Platzes durfte man doch nicht ſo ausſchließlich Rückſicht nehmen. Das Publikum des Parterre und der Galerien wollte für ſein Geld auch etwas haben. Die Fürſten und Cavaliere mit ihren Holzen und feinen Reden mußten der Maſſe des Publikums zu ernſt und ermüdend werden; man wollte mitunter auch „Etwas zu lachen für's Volk.“ Hiezu wurden nun auch in die ernſten Stücke Scenen der niedrigen Komik eingeſchaltet, die Späße des Narren, die Unterhaltungen der Bedienten, Matroſen, der Handwerksgeſellen u. ſ. w. Die romantiſche Schule hat in dieſer Miſchung des Tragiſchen und Komiſchen gerade den Gipfel der Kunſt gefunden; ihre Dichter haben es vielfach nachgeahmt, und die neuere Aeſthetik hat es an philoſophiſcher Begründung der Sache nicht fehlen laſſen. Daß Schiller gewagt hat, in ſeiner Uebertragung des Macbeth die Scene mit dem betrunkenen Pförtner wegzulaſſen und den Hexen ein etwas gebilbeteres Colorit zu geben, daß Goethe in ſeiner Bearbeitung von Romeo und Julie die Amme mit ihren Zoten und Mercutio mit ſeinen Späſſen als ſtörende Intermezzi ſten betrachtete, wurde ihnen als ein Sacrilegium, als ein Verkennen der ächten Schönheit des brittiſchen Dichters angerechnet und ſie müſſen ſich noch heute dafür, daß ſie auf Reinheit der Kunſtgattungen drangen, wie Knaben ſchulmeiſtern laſſen. Wie Shakeſpeare ſelbſt von der Sache gedacht haben mag, läßt ſich mit ziemlicher Sicherheit daraus ſchließen, daß er in den Dichtungen ſeiner ſpäteren Zeit, in denen er

Digitized by Google

auf die Forderungen des Publikums weniger Rückſichten nahm, immer mehr davon abkam. In den Römerdramen, Cymbeline, König Johann, Heinrich VIII., Macbeth werden die komiſchen Zwiſchenſcenen immer ſeltener, im Othello fehlen ſie faſt ganz.

Auch dieſer Punkt gehört zu denjenigen, in welchen uns die moderne deutſche Kunſtkritik den Genuß des Dichters verdirbt. Der Leſer von natürlichem Gefühl wird ſich von der Zumuthung eines augenblicklichen und ſchroffen Wechſels der ganzen Gemüthsſtimmung immer unangenehm berührt finden; er wird ſich aber die Sache gefallen laſſen, wenn er ſie als eine durch die Bühnenverhältniſſe jener Zeit, durch die Art des Dichters, ſcenenweiſe nach wechſelnden Stimmungen zu arbeiten, entſchuldbare Eigenthümlichkeit betrachten darf. Wenn man ihm aber das Anſinnen ſtellt, in eben dieſem gewaltſamen Herumwerfen der Stimmung erſt das Geheimniß der wahren tragiſchen Kunſt zu finden, ſo muß er ſich verdrießlich von der ganzen Sache abkehren und an dem einzigen Prüfſtein des Schönen, der unmittelbaren pſychiſchen Wirkung, irre werden.

Endlich glauben wir auch noch in der ſpecifiſchen Art des Shakeſpeareſchen Witzes, der uns vielfach ſo fremdartig anmuthet, einen Einfluß ſeines Bühnenpublikums finden zu ſollen. Der Jüngling, wie der Ungebildete oder Halbgebildete ſpielt gern mit dem Wort; er hat ſich die Sprache noch nicht ſo völlig aſſimilirt, wie der Mann von reifer Bildung; er hat noch ein fremderes Verhältniß zu dem Wort, iſt deßhalb aufmerkſamer darauf und liebt es willkürlicher mit ihm zu gebaren, die Grundbedeutungen, denen mit leichter Abſtraktion die Ausdehnung auf entlegene Dinge gegeben werden kann, ſpielend zu erweitern. Ein naheliegendes Beiſpiel, wie gerade die gebildete Jugend ſich darin gefällt, ihren Geiſt und Witz an den Formen und Ausdrücken der Sprache auszulaſſen, bildet die Sprechweiſe des deutſchen Studenten. Eine Phraſe zu Tod zu hetzen, der Rede des andern durch buchſtäbliche oder mißverſtändliche Deutung einen albernen, beleidigenden, zweideutigen Sinn zu geben, iſt eine Sorte von Witz, mit der auch Shakeſpeare ſein Publikum reichlich zu regaliren hatte. Es liegt hierin bekanntlich auch eine Hauptſchwierigkeit für den Ueberſetzer Shakeſpeares, da der Wortwitz ſich am wenigſten in andere Sprachen übertragen läßt.

Eine andere Gattung von ſehr populärem Witz iſt die Ausdrucksweiſe in koloſſalen Hyperbeln. Es gibt kein Volk, das in ſeiner Redeweiſe eine ſolche Neigung zum Superlativ hat, dieſen in ſo unzähligen Variationen anwendet, als das engliſche. Auch die engliſchen Romane und Zeitungen ſind angefüllt mit Superlativen jeder Art. Dieſe Neigung erklärt ſich in ihrem tieferen Grund aus einem Mangel an plaſtiſcher Phantaſie, da dieſe an ihrem Gegenſtand haftet und nicht ſofort darüber weg zur Vergleichung mit andern ähnlichen Eindrücken drängt. Auch das Gefallen an dieſer Art von Witz iſt dem Geſchmack eines jugendlichen Publikums beſonders entſprechend. Shakeſpeare iſt in dieſen Superlativen und Hyperbeln beſonders groß, ja unerreichbar. Wenn er von einem Freigen ſagt: „er hat nicht ſo viel Mannesblut in ſeinen Adern, als ein Floh zu ſeinem Veſperbrod verzehrt,“ oder von einer fetten Frau: „Wenn der jüngſte Tag einbricht, ſo lange ſie noch lebt, ſo brennt ſie noch acht Tage länger fort als die geſammte Welt,“ ſo läßt ſich denken, welchen Effekt dieſe Art von Witz gerade auf das Dichters Publikum machen mußte.

Wenn ſich endlich der Shakeſpeareſche Witz in Beziehung auf Zweideutigkeiten nicht ſehr enthaltſam und wähleriſch erweiſt, ſo iſt auch dieſes aus der Zuſammenſetzung ſeines Publikums leichter verſtändlich. Man iſt zwar in Beziehung auf dieſen Punkt gleich mit der Erklärung bei der Hand, die Begriffe von Anſtand ſeyen in verſchiedenen Zeiten verſchieden, und in jener alten guten Zeit habe man an vielem keinen Anſtoß gefunden, was der jetzigen Sitte zuwiderlaufe. Man thut aber hiemit jener guten alten Zeit bitteres Unrecht und vergißt, daß gerade damals die öffentliche Sitte allem Beſuch der Theater entgegen war, daß unter den Gründen dafür die Leichtfertigkeit, mit welcher die ſexuellen Verhältniſſe auf den Volksbühnen behandelt wurden, ſtets beſonders hervorgehoben wurde, daß ehrbare Frauen und Jungfrauen ſich gar nicht vor denſelben zeigen konnten. Allerdings gibt es einen gewiſſen Spielraum für das, was im Einzelnen bei verſchiedenen Völkern und in verſchiedenen Zeitaltern als ſchicklich und unſchicklich gilt, aber neben dieſem Spielraum gibt es auch durch die Natur der Sache ſelbſt feſt gezogene und unüberſchreitbare Grenzen. Das Stärkſte, was ſich von dieſer Art bei Shakeſpeare findet, iſt in vielen engliſchen Ausgaben, ſo wie in den deutſchen Ueberſetzungen weggelaſſen oder gemildert, aber auch das Stehengebliebene läßt ſich nicht nur ſo der damaligen Zeitſitte in die Schuhe ſchieben. Wenn in „Viel Lärmen um Nichts“ der Fürſt über das Witzgefecht zwiſchen Bertrand und Beatrice der letzteren ſagt, ſie ſey ihrem Gegner unterlegen, und ſie erwiedert: „da müßte ſie ja Affen zur Welt bringen,“ ſo erſcheint es uns als ein Frevel gegen das puritaniſche Zeitalter der jungfräulichen Königin, zu glauben, man habe ſolche Reden im Munde einer gebildeten Frau für zuläſſig angeſehen; wenn wir uns aber erinnern, daß auf der Bühne jener Zeit die Frauenrollen

Digitized by Google

von Jünglingen geſpielt wurden, daß das tonangebende Publikum aus vornehmen Garçons beſtand, daß von den Frauen, die ſich überhaupt in's Theater wagten, nur die käuflichen Schönheiten ohne Maske erſchienen, ſo iſt das Räthſel leicht gelöst.

V.

Shakeſpeares Eigenthümlichkeiten in der Charakteriſtik der Perſonen und in der Motivirung der dramatiſchen Handlung.

Mit großer Uebereinſtimmung rühmt die deutſche Kunſtkritik an Shakeſpeare vor allem andern ſeine Meiſterſchaft in der pſychologiſchen Charakteriſtik und dramatiſchen Motivirung, ſo wie den Univerſalismus ſeiner Weltkenntniß. Mit beſonderer Vorliebe hebt man dabei hervor, daß die dramatiſchen Charaktere unſeres Dichters nicht bloß Repräſentanten von Gattungen, nicht abſtrakte Schemen ſeyen, ſondern Leben und Wahrheit, Fleiſch und Blut, individuelle Färbung und dabei doch den Reiz des Ideellen und Typiſchen haben. Die Handlung werde durchaus aus den Charakteren abgeleitet, ſo daß ſelbſt das Zufällige den Charakter des Willkürlichen und Fremdartigen verliere. Dabei ſey für den Dichter kein Unterſchied von Geſchlecht, Alter, Stand und Beruf, Volk und Zeitalter eine Schranke; mit ſo ſicherer Hand zeichne er das Menſchliche in allen ſeinen Geſtalten.

Wir wagen es, dieſes Lob in ſeiner allgemeinen und unbedingten Faſſung einzuſchränken und auf das Bedürfniß ſeinerer Unterſcheidung hinzuweiſen.

Es unterliegt nicht dem mindeſten Zweifel, daß Shakeſpeare das erſte und entſcheidende Erforderniß des dramatiſchen Dichters im eminenteſten Grad beſitzt. Es iſt dieß die Gabe, das eigene Selbſtbewußtſeyn zu vervielfältigen und in ſeinem Innern die Verwandlungskünſte des Protens nachzuahmen. Es hängt dieß wohl näher damit zuſammen, daß er ein voller ächter Menſch war, in dem alle Triebe und Regungen der Gattung mit energiſchem Pulsſchlag circulirten, daß jedoch dieſe Triebe, ſo mächtig ſie ſich geltend machten, ſchließlich dem eigenthümlichen Drang und Talent, in den Spielen der Einbildungskraft ein zweites inneres Leben neben dem äußerlichen fortzuſpinnen, dienen mußten, daß ſodann die hinzutretende Gabe einer lebhaften, ſinnlichen Beobachtung den Stoff jener Traumwelt immer vermehrte. Indem nun der Dichter die einzelnen Empfindungen und Geſtalten dieſer innern Welt theils fixirte, theils auf mannigfache Weiſe unter ſich combinirte, gewann er den Ausgangspunkt und die ſpecifiſche Färbung für die Darſtellung der verſchiedenartigſten Formen menſchlicher Individualitäten und Zuſtände.

Wenn wir unter einem wahren dramatiſchen Charakter nur einen ſolchen verſtehen, deſſen Züge nichts den allgemeinen Merkmalen der menſchlichen Gattung Widerſprechendes enthalten, und deſſen Träger wir uns leicht als unter den wirklichen Menſchen unſeres Erfahrungskreiſes herumwandelnd denken können, ſo iſt damit nicht viel geſagt, denn dann müßten gerade die unbedeutendſten und trivialſten Charaktere die wahrſten ſeyn. Den wirklichen Eindruck innerer Wahrheit wird uns vielmehr derjenige Charakter machen, zu deſſen Selbſtbewußtſeyn wir unter der leitenden Vorempfindung des Dichters das unſrige zu verengern oder zu erweitern vermögen, ſo daß wir gleichſam aus ihm heraus empfinden. Die Leichtigkeit und Vollſtändigkeit, mit welcher der Dichter dieſe innere Operation in uns zu Stande bringt, die Lichtſtärke, zu welcher er dabei unſer gewohntes Selbſtbewußtſeyn in uns aufhellt, die Ausdehnung oder Vertiefung, die er demſelben hiebei zu verleihen weiß, bedingen den Grad unſerer Befriedigung und der äſthetiſchen Wirkung. Ein dramatiſches Charakterbild, in welchem der Dichter jenes Ziel bei uns nicht erreicht, kann immer noch für uns intereſſant und bedeutend ſeyn; es bleibt uns aber immer fremd, und der Dichter erreicht bei uns nicht ſeinen vollen Zweck, mag nun die Schuld daran an ihm oder an uns liegen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Briefe von Bedlitz an eine Freundin.

(ſ. Nr. 47.)

Wien, den 8. Auguſt 1854. Ich bin ſeit geſtern Morgen hier und habe den Herzog von Naſſau hier gefunden und eine Maſſe Dinge für ihn zu beſorgen, ſo daß es mir unmöglich iſt, die meinigen zu bedenken. Ihren Brief erhielt ich, als ich von Munich zurückkam, wo der Herzog wohnt und unſern Kaiſer dort empfangen hat, der unerwartet hinkam, den Herzog zu beſuchen, als er eben im Hemde war, um ſich anzuziehen. Der Kaiſer war allerliebſt wie immer, hatte nicht getwußt, daß ich zurück ſey, und wie ich zu Hauſe kam, fand ich ſchon die Einladung nach Schönbrunn zum Eſſen. Der Kaiſer frug mich: „Was ſagen Sie zu unſern guten Nachrichten?“ Ich antwortete, daß ich eben angekommen ſey und nichts ausführliches wiſſe. „Die Ruſſen haben die Moldau und Wallachei vollſtändig geräumt, und wir beſetzen ſie; hiemit iſt die Bedingung erfüllt, die jeder diplomatiſchen Verhandlung vorangeben mußte. Jetzt läßt ſich das beſte hoffen.“ Der Kaiſer ſchien ſehr zufrieden — ich werde es erſt ſeyn, wenn ich weiß, daß dadurch unſere Verhältniſſe mit Frankreich keinen Stoß erlitten haben. An die Truppen iſt noch geſtern der Befehl ergangen, auf ihrem Marſch da einzuhalten, wo er ſie trifft. Folgt ein allgemeiner Friedenscongreß, ſo iſt mir alles Uebrige recht — wo nicht, ſo gehen wir einem gefährlicheren Kampfe entgegen, als der, den wir vermeiden wollen. Indeß der Kaiſer iſt klug und ohne Garantie wird er ſich in nichts einlaſſen; das iſt mein Troſt in dieſem ſchnellen Wechſel der Dinge. Hätten die Ruſſen daſſelbe vor acht Monaten gethan, würden ſie viel an Geld und gutem Namen gewonnen haben, dieſe Campagne hat keines von beiden vermehrt. — Ihre Commiſſionen werde ich machen und, was ich kann, ſelbſt mitbringen; da Sie aber von den Perſonen ſind, die Einen erſuchen, etwa ein Clavier oder eine Dreſchmaſchine auf ſeinen Wagen zu laden, ſo kann ich keine Verpflichtungen übernehmen. — Den 9ten. Geſtern fuhr ich um $3\frac{1}{2}$ nach Schönbrunn, dann zum Herzog in den Gaſthof, von wo ich ihn um 7 Uhr auf den Bahnhof begleitete. Der Kaiſer war wieder zum Entzücken; ich frug ihn, ob er nicht nach Auſſee kommen werde. Er ſagte: „Ganz gewiß, ich hab' es mir längſt vorgenommen, ich will einmal zu Fuß von Iſchl hinüber.“ Ich bemerkte ihm, daß es doch ein weiter Weg ſey. „Für mich gar nicht,“ ſagte er, „ich mache weit ſtärkere Touren zu Fuß.“ Genug, er wird kommen! — Mein Herzog von Naſſau hat eine der gutmüthigſten Seelen; der Kaiſer war voll kleiner Aufmerkſamkeiten und Zuvorkommenheiten gegen ihn, aber der Herzog blieb immer in der größten Deferenz und Ehrfurcht. Der Herzog von Naſſau iſt im höchſten Grade generos; nicht nur hat er mir die glänzendſten Geſchenke für die Hofbedienung und den Hofſtaat, mit dem er zu thun hatte, gegeben, ſondern mir auch erlaubt, jedem Bedürftigen, der ſich durch mich an ihn wendet, auf ſeine Rechnung zu geben, was ich glaube, daß ihm helfen kann. Zum Schluſſe ſagte ich ihm noch: „Geben Sie mir etwas für die Armen in Auſſee und die Verunglückten in Gmunden.“ Und ſo hab' ich nun 100 fl. für die Auſſeer und 100 fl. für die Gmundner für den Winter in Händen, die er mir ſogleich gab. Keiner meiner Herren thut das. — Erzherzog Max kommt im Sommer gewiß nach Auſſee. — Der Brunnen iſt auf dem Wege nach Auſſee, und wir werden ihn im September noch ſpringen ſehen. Von Kolb hab' ich einen lieben Brief mit allem Herzlichen an Sie. Nun leben Sie wohl, und erwartet mich am 15ten mit offenen Armen.

Auſſee, den 16. Oktober 1854. Heute früh erhielt ich die Zeitungen mit etwa 100 Sterbefällen in der Wiener; die Cholera iſt in der Stadt und den Vorſtädten verbreitet; ich bitte Sie, halten Sie ſich nur recht ordentlich und eſſen Sie nicht Ihre norddeutſchen Horreurs mit Milch und Obſt unter einander! thun Sie es mir zu Gefallen! Es läßt ſich ja wirklich nicht verantworten, wenn man ſich in ſolchen Zeiten nicht jeder zweideutigen Nahrung enthält. Ich weiß, daß mir Butter, Obſt und Milch nicht ſchaden, deſſenungeachtet eſſe ich ſie nicht mehr, und nehme auch Abends nichts oder ſelten Suppe oder Thee. Heute hätte ich doch ſchon Nachrichten von Ihnen haben können, indeß begreift ſich auch das Gegentheil bei Ihren Geſchäften und Ihrer neuen Einrichtung; es iſt mir nur, daß ich jeder Beſorgniß um Sie überhoben ſeyn und verſichert ſeyn möchte, daß Ihnen nichts fehlt. Ich bin in fortwährender Angſt, es könnte dem Kaiſer ein Unglück zuſtoßen; von der Staatskanzlei in die Burg hätte die Cholera keinen weiten Weg; für ihn

Digitized by Google

bin ich natürlich am meiſten beſorgt. So lange es hier unverändert ſchön bleibt, und es ſich im Garten gut arbeiten läßt, blieb' ich gern noch hier, wenn ich nicht fort muß; in Linz halte ich mich jedenfalls auf meiner Durchreiſe nach Wien ein paar Tage auf. Sebaſtopol befindet ſich leider noch wohl, und an der Triplealliance, ſowie am Ausbruche der Feindſeligkeiten in Galizien wird wohl nicht lange mehr gezweifelt werden können.

Den 19. Oktober. Geſtern früh im Garten herumgegangen — um zwei mit R. gegeſſen, Kohlſuppe, Gullyasfleiſch und Spinat mit Omelettes; dann in Haus und Garten verkehrt, dann, als das Wetter unangenehm wurde, R. Patience machen gelehrt; um 6 Uhr ging er auf ſeinen Berg zurück, ich las im Bleakhouſe und ging um 10 Uhr ſchlafen, ohne noch etwas zu nehmen, da ich keinen Hunger hatte. Heute iſt das Wetter ſchon wieder heiter, und ich war fleißig im Garten und in Eurem Gütel. Wären Sie nur noch hier! Es iſt ganz wunderſchön, im Hofe heller Sonnenſchein, die Kaſtanien und der Ebereſchenbaum wie von Gold mit prachtvollen hochrothen Korallenbüſchen überſäet! es iſt eine wahre Luſt hinaus zu ſehen. Heute ſind meine drei neugekauften Oleander angekommen; in acht Tagen wird der Garten vollkommen für den Winter eingerichtet und alle Anpflanzungen und Umzäunungen ſind fertig; das Holz liegt ſchon vorrätbig und wird fleißig bearbeitet; ich finde, daß ich ein viel fleißigeres Leben führe, wenn ich allein bin; wenn Sie da ſind, habe ich einen unwiderſtehlichen Trieb zum Faullenzen. Ihr Brief ſagt mir, daß Sie geſund ſind, und das iſt eigentlich jetzt das Weſentliche, alles Andere läßt ſich machen. Die Cholerageſchichte mit der alten L. iſt indeß immer drohender Natur, und Reiſende bringen immer nach Paſſageorten wie Linz einzelne Fälle. — Eben bekomme ich einen Brief von L. Die Cholera iſt nun über ganz Wien verbreitet, wiewohl nicht im heftigſten Grade; 100 Erkrankungen im Durchſchnitt wäre für Wien nicht gerade exorbitant, aber übel iſt es, daß der Ausbruch in der Stadt ſelbſt zunächſt unſer Burgviertel betrifft. Nebſt dem Portier und der Wäſcherin von Graf Buol iſt auch der Portier bei Fürſt Liechtenſtein geſtorben, und mein Hausgenoſſe d'Allyon, der ſpaniſche Geſandte, hatte einen heftigen Anfall; entgehen kann man daher der Sache leider nicht, und jeder Tag kann ſie dahin bringen, wo ſie noch nicht war; indeß iſt es auch nicht nöthig, wenn es zu vermeiden iſt, mitten hinein zu rumpeln. — Den 20ſten. Ihr lieb Briefel vom 18ten citirt mich zum 28ſten nach Linz, ich habe aber noch keine Idee, wann ich zur Abreiſe kommen werde; da ich keineswegs Luſt habe, nach Wien in die Cholera zu gehen, ehe es nöthig iſt, ſo kommt mir die Zeit, wo ich es nicht mehr vermeiden kann, immer zeitig genug. — Den 23ſten. Heute wird Fürſt Fürſtenberg in Iſchl eingeſegnet, der Herzog und die Herzogin von Ratibor kamen geſtern dort an — es ſoll ein ungeheurer Jammer um den ganz vortrefflichen Mann ſeyn.

Den 24. Oktober. Geſtern das ſchönſte Wetter, warmer, milder Herbſt — heute abſcheulicher kalter Regen, dennoch wird es noch nicht einwintern, und wir hoffen noch mit allen Arbeiten fertig zu werden. In einigen Jahren wird eine ganz geſchützte Baumwand an der Wetterſeite ſtehen, von Flieder, Eisbeeren und Korneliuskirſchen; Gott gebe nur, daß ich es noch erlebe. Ich ſitze jetzt Abends immer in Ihrem Zimmer, wo es am allerheimlichſten iſt. — Den 25. Oktober. Das Wetter mild wie Balſam, nachdem ich geglaubt hatte, es würde die Nacht frieren; es iſt wie im Frühling, und kein Sonnenbrand; ich will eben mit B. und R. fiſchen gehen. — Den 29. Oktober. Geſtern habe ich mich erſt um halb zwei zu Bette gelegt und bis dahin für Weimar geſchrieben. Heute haben R. und B. bei mir gegeſſen: Suppe nach Liebigs chemiſcher Anweiſung — merkwürdig, aber eine gewöhnliche beſſer. Ihr roſenfarbenes liebes Briefel habe ich bekommen; ſagen Sie Gräfin Klara, daß wenn irgend jemand mich bei ihr ausgeſtochen hat, ich gleich wieder abfahre, denn eigentlich komme ich nur wegen ihr. Sie habe ich eben geſehen, aber Klara ewig lange nicht, und ſie iſt mir doch eine der liebſten Perſonen auf der Welt. — Gewiß haben Sie den Tod der Königin Thereſe mit Bedauern geleſen; ob es auch ein Cholerafall iſt? In der Burg ſind am 23. Oktober zwei Perſonen geſtorben. Ich hoffe der Kaiſer bleibt in Schönbrunn, bis die Seuche aus ſeinem eigenen Hauſe heraus iſt. — Heute war ich entzückt im Garten, es blühen Veilchen und Anrikeln. R. iſt höchlich beſchäftigt mit der Drainage und nebſtbei mit der künſtlichen Fiſcherzeugung; ich fürchte aber, es wird ihm mit Hervorbringung kleiner Fiſche nicht ſo gelingen wie mit der kleiner R's. Ich habe ihm müſſen ein Buch darüber kommen laſſen, und er hat ſchon alle Fiſcher damit verrückt gemacht, die ſich einbilden, wie das Buch kommt, wimmelt der See von Fiſchen.

Den 30. Oktober. Prächtiges Wetter; ich bin heiter und arbeite fleißig und hoffe das nächſte Jahr bringt Freude und Segen in's Haus. Geſtern war Trethahn bei mir, um ſich nach der Brutmaſchine zu erkundigen. Die Wuth der künſtlichen Thierproduktion ſcheint hier auf einmal in die Leute zu fahren. — Neues nichts! Noch iſt Sebaſtopol nicht über. In Berlin

Digitized by Google

lassen sie die alten Affen wieder neue Tänze tanzen; jetzt sind sie wieder österreichisch. Von allem dem ist aber nichts wahr, und wer daran glaubt, wird selig. — Den 31. Oktober. Immerfort Prachtwetter, und wenn ich nicht schreibe, so bin ich im Garten. Mir wird bei meinem einsamen Leben die Zeit durchaus nicht lang, und ich habe immer etwas vor: drei bis vier Briefe sind fast täglich zu schreiben, dann die Zeitungen; damit vergeht schon fast der halbe Tag. Die Choleraraporte sind nicht eben beängstigend, das Politische hinkt auch langsam fort, ohne immer noch zur Entscheidung zu kommen, und nur für die Theaterherze scheint durch den Fechter von Ravenna eine interessante Zwischenzeit eingefallen, um den Sonnwendhof los zu werden. Vermuthlich werd' ich keines von beiden sehen, und würde die Burgtheaterloge viel lieber mit einer in der Leopoldstadt vertauschen; ich kann nichts Tragisches mehr vertragen, und wer mich lachen macht, thut mir einen Dienst. — Den 1. Nov. Prachtvolles Wetter, nachdem bis zehn Uhr ein dicker Nebel am Himmel gehangen hatte. Nett, klein roth Briefel ist angekommen und hat mir Freude gemacht. Ich wäre so selig, wenn jetzt noch ein paar Jahre ohne große Gemüthsbewegungen vergingen, und ich, ehe ich die Welt verlasse, mich umschauen und „all right“ sagen könnte, zumal da, wo das Gegentheil mir das Herz schwer macht. Im Ganzen geht es uns Allen jetzt so ziemlich nach Wunsche, wenn kein Unkraut von irgend einer Seite in den Weizen gesäet wird. — Die Saiblinge werd' ich schicken; es sind ihrer gestern erst wieder 52 Stück wundervoller im See gefangen worden. — Den Gedanken, an den König Ludwig zu schreiben, hab' ich im ersten Augenblick gehabt, nur besorge ich, es möchte ihm ungelegen seyn zu antworten, und nicht antworten wird er gleichfalls nicht wollen; ich werde es indessen doch thun, wenn die erste Zeit vorüber ist.

Den 2. November. Heute ist Allerseelentag, aber die Sonne scheint hell, und der Winteranfang ist nur eine Frühlingsauferstehung; ich denke bereits an die Absendung meiner schweren Bagage, aber ich selbst habe nicht Lust zu gehen, so lange Luft und Licht sind wie jetzt; auch thut mir die Ruhe wohl, in der ich lebe, da glücklicherweise mir meine Geschäfte keinen Aerger machen, was nicht oft geschieht. Gestern aßen B. und R. bei mir, zuerst Risotto mit kleinen Vögeln, der Inbegriff aller Vortrefflichkeit, und doppelt verdienstlich, weil weder Joseph noch ich wußten, wie es gemacht werden sollte. Abends kam der Bergrath, immer eine angenehme Gesellschaft. Mit dem Garten bin ich fertig, und ich denke daher bei dem ersten gründlich schlechten Wetter aufzubrechen. Von L. hab' ich einen Brief mit der Nachricht vom Tode Sprengers * an der Cholera; auch Ebersberg ** ist an derselben Krankheit gestorben; er war zwar nur ein sehr mittelmäßiger Geist, aber ein ehrenvoller Charakter, denn seine Fehler und Uebertreibungen kamen aus Mangel an Einsicht, aber nie aus unedlen Motiven. — Heute ist starker Nebel, der sich wohl in Sonnenschein auflösen wird, indeß bestärkt mich doch die Physiognomie des Wetters darin, meinen Aufenthalt hier nicht mehr zu lange auszudehnen; ich denke daher Montag von hier fort zu gehen und Mittwoch in Linz einzutreffen. — Die Abende benütze ich jetzt dazu, doch wieder ein Buch zu lesen, was ich lange nicht konnte. Hören Sie eine Geschichte von unserem R. Er hatte die Idee, daß man wünschen würde, er möge seine Gems dem Kaiser cediren, was ihn natürlich sehr glücklich gemacht hätte — es geschah aber nicht — er hatte ihr aber unterdeß die Krickeln lakirt, damit sie vor dem Kaiser im gehörigen Glanz erscheine. — Die Post bringt keine tröstlichen Choleranachrichten aus Wien; die Sterbefälle, die auf 30 abnahmen, sind wieder auf 50 gestiegen, und die Erkrankungen auf 150 von 80—90. Klevle ist heute genannt; obwohl ich persönlich wenig in Berührung mit ihm war, glaube ich doch, daß bezüglich seiner Talente er ein Verlust für die Industrie der Monarchie ist.

Den 5. November. Auf morgen war meine Abreise bestimmt; gestern war Prachtwetter, und heute schneit es, was es schneien kann, und schon ist ein halber Fuß Schnee im Hofe. Wird das Wetter besser, so reise ich, sonst warte ich es ab; meinen Aufenthalt in Linz will ich aber deßwegen nicht verkürzen, aber in Wien erst eintreffen, wenn es seyn muß; da die Leute dort fleißig fort sterben, so hat es für mich keine Eile. Ranftl ist auch eben gestorben. — Heute gehen Prachtsaiblinge an Sie ab. — Sebastopol ist noch nicht über, und Sie können Ihren Einzug dort noch nicht halten; die Engländer sollen dort tüchtig Haare gelassen haben; ich gönne es ihnen von Herzen, nur

---

* Paul Sprenger, ein Preußisch-Schlesier von Geburt, der sich aus niederem Stande durch Talent und Fleiß zum vielgesuchten Architekten heraufgearbeitet hatte und zuletzt Sektionschef im Baufache war. Seine Eltern standen im Dienste der Herzogin Wilhelmine von Sagan, und sie hat auch für seine Erziehung am Polytechnicum von Wien gesorgt.

** Redakteur eines ultrareitrograden Blattes, der Zuschauer, das er in den Jahren der Revolution mit immerhin achtungswerther Consequenz in seinem Sinne fortgeführt hat.

Digitized by Google

muß das Haarelaſſen zuletzt an die Ruſſen kommen. Die Preußen ſind ſo wenig deutſch als der Bitzlipuzli; man hat es aber in Deutſchland nicht geglaubt, jetzt aber glaubt man es. Und nun Adieu; ich freue mich ſchon, wenn ich recht verſchneit und recht erfroren ankomme und bei Ihnen mich wärmen kann.

Den 9. November. Das iſt ein Wetter, wie es im Flachlande kaum vorkommt. Seit Sonntag ſchüttet es den Schnee aus, und im Hofe liegt er ſchon eine halbe Elle; ſelbſt mit Holzſchuhen kann kein Menſch mehr gehen, und das Dirndl iſt heut völlig aus dem Leim gegangen, und ich werde morgen einen Mann in den Markt ſchicken. Dieſer Schneefall kam unmittelbar nach dem ſchönſten Wetter, und fing Abends an, als ich beinahe den ganzen Nachmittag im Freien zugebracht hatte. Zu reiſen iſt bei dieſen Umſtänden unmöglich, auch wenn ich kein alter und bequemer Mann wäre; ich weiß nicht einmal, ob ich morgen werde Fleiſch holen laſſen können. Solche Flocken hab' ich nie geſehen, wie die Thaler groß und ohne Aufhören. Ihre Nachrichten ſind in ſofern gut, als Ihre Augen Ihnen wieder einige Beſchäftigung erlauben; übertreiben Sie nur Ihre Thätigkeit nicht und machen Sie es wie ich. Sie ſind zwar zwölf Jahr jünger, aber die vergehen, man weiß nicht wie, wenn man nicht mit ſeinen Kräften Haus hält. Sie dürfen mich auch nicht ſchelten, ſonſt ſchadet es Ihnen, und wenn Sie nur Einmal im ganzen Jahre recht hätten, ſo wollte ich eine fromme Stiftung errichten. Die Zeit, die ich mir in Linz zu bleiben vorgenommen habe, laſſe ich mir durch nichts verkürzen. Zeit iſt es, daß meine Belagerung durch den Schnee aufhört, denn ich habe, in der Idee fortzureiſen, meinen Proviant ganz verbraucht. — Ich habe die Saiblinge für Sie in Peterſilie einpacken laſſen; hier verſendet man ſie zwar in Tannenreifern, aber ich wollte es nicht zulaſſen, da ſie Geſchmack annehmen könnten. Wer aber dieſe Saiblinge nicht lebendig geſehen hat, weiß gar nicht, was ein idealer Fiſch iſt — ſchwarze Rücken mit rothgoldenen Floßfedern und Bauch. Hier koſtet ein ſolcher Fiſch 24 kr. — Neulich las ich irgendwo: „A sensible woman on the whole, though occasionly precipitate.“ Wiſſen Sie, wen das angeht? — Der Schnee fällt fort; übrigens iſt es ſogar jetzt, wenn manchmal durch fünf, zehn Minuten ein Lichtblick durch das dichte Schneeflockentuch durchdringt, den das vermehrte Geſtöber gleich wieder zudeckt, wundervoll hier; dabei iſt faſt noch überall an den Wänden friſches Grün der Schlingpflanzen, und vor meinem Fenſter blühte geſtern noch Tropäolum von der Art mit dem feinen Laube. — Dieſes Briefel geht heute ab, ich bin ſchon abgegangen, d. h. es fängt an ſich aufzuklären und ich werde heute Nachmittag in den Markt gehen, meine Abſchiedsbeſuche machen, dort ſchlafen und morgen bei guter Zeit in Ischl ſeyn, und ſo gedenke ich doch Sonntag, ohne aus einander zu fallen, in Linz einzutreffen. — Sebaſtopol iſt noch nicht über, ich hoffe aber, während ich unterwegs bin, geht es über. — „She is a sensible woman on the whole“ — das geht mir immer im Kopfe herum.

Wien, den 1. December 1854. Ich bin glücklich hier angekommen; * das Wetter war ſo warm, daß ich nicht nöthig hatte meine Füße in den Fußſack zu ſtecken. Ich habe unſinnig viel zu thun. — Den 3ten. Ich habe die ganzen Tage am Schreibtiſche zugebracht, und trotz zweitägiger Arbeit bin doch erſt mit Einem Herzoge fertig. Ein großes Phänomen iſt, daß ich nicht mehr am Tage einſchlafe, ſelbſt beim Zeitungsleſen nicht. — Abends leſe ich Heine — die alte Geſinnung, aber auch das alte Talent. Deſſauer hat er das Fleiſch von den Knochen geriſſen, warum weiß ich nicht. Ich ſtehle die Viertelſtunde dem Staat und meinen Pflichten.

Den 6. December. Die Welt liegt auf mir, und L. meint, es ſey ſchon mehr als Hundearbeit, die auf mir laſtet. Nebſt den laufenden Dingen habe ich heute noch zwei zur Hälfte fertige Depeſchen zu Ende zu bringen, die weg müſſen, um den diverſen Potentaten aus dem Traume zu helfen, denn der Abſchluß der Alliance mit den Weſtmächten hat die Leute förmlich toll gemacht. Die meiſten Diplomaten raſen, eben ſo das Caſino und ſonſtige Ruſſenfreunde, aber das Volk iſt hocherfreut, und der Kaiſer hat 30 Procent an Liebe und Anerkennung gewonnen. Die Preußen ſollen, wie die Telegraphen melden, ganz vor den Kopf geſchlagen ſeyn; da wir aber als Bedingung im Traktat ſtipulirt haben, daß Preußen und Deutſchland eingeladen werden ſollen, mit in den Traktat einzutreten, und ihnen das Protokoll offen gehalten wird, ſo hat niemand ein Recht, ſich nur entfernt über üble Behandlung zu beklagen, was aber dennoch der Fall ſeyn wird. — Vorgeſtern war ich im Burgtheater, in „Roſa und Röschen,“ ein Birch-Pfeiffer'ſcher Rührungspreſſer; zwei neue Actricen waren äußerſt hübſch, ausgezeichnet niemand. — In Hietzing werden außerordentliche Dinge gemacht, und niemand darf es wundern, wenn die Braunſchweigiſche Villa Unſummen koſtet;

* Damals noch im Courierwagen; man fuhr in ſechzehn bis neunzehn Stunden mit dieſer ſchnellſten Beförderung von Linz nach Wien.

Digitized by Google

alle Zimmer im europäiſchen Geſchmacke werden mit ſchottiſchem Seidenzeug tapezirt, die Plafonds enthalten Medaillons aus Walter Scotts Romanen, in Gouache gemalt, ſo daß man jedes Bild in ein Album legen könnte. Der andere Theil des Hauſes iſt japaniſch oder chineſiſch, wie es Hügel wohl im Sinn hatte, aber kaum eine Idee von der Pracht gehabt haben mag, mit der es ausgeführt worden iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz-Nachrichten.

Newyork, November.

M'Clellans Brief.

Einige Wochen ſind verfloſſen, ſeitdem die Friedensmänner, Conſervativen, Kupferſchlangen, Demokraten — oder mit welchem Namen noch die Freunde und Mitſchuldigen der rebelliſchen Sklavenhalter von Genoſſen und Gegnern belegt werden — ſehr unſanft aus ihrem Jubel über die Erwählung M'Clellands zum Präſidentſchaftscandidaten durch jenen berühmten und berüchtigten Brief ihres Helden aufgerüttelt wurden, durch den er die Ernennung zwar dankbarlichſt annahm, jedoch in dem gespreizten, hohlen und gekünſtelten Styl, der ihm eigen iſt, ſeine Anſicht ausſprach, daß die Union unter allen Umſtänden erhalten und die Rebellion im Nothfall durch Feuer und Schwert unterdrückt werden müſſe, und durch dieſe Erklärung der Chicagoconvention, die ihn zum Träger ihres Friedensprogramms erwählt hatte, einen derben Fußtritt verſetzte. Dieſer Brief ſchlug in der That wie eine Bombe unter der demokratiſchen Brüderſchaft ein, und nur die Genugthuung und der Spaß, den er den Unioniſten gewährte, konnten ihrer Wuth gleichkommen. Während einiger Tage hatte es wirklich den Anſchein, als wenn die Demokraten ſich gegenſeitig in die Haare fallen würden. In politiſchen Vereinen, in Schenken, Salons, an den Straßenecken, wurde M'Clellans unerwartetes Benehmen erörtert, vertheidigt und verurtheilt. Ein Candidat, der ſeine Partei entſchieden vor den Kopf ſtößt, ihr Programm verwirft, dennoch aber gnädig einwilligt, ſie als Leiter zu dem höchſten Poſten des Landes zu benutzen, iſt ein Phänomen, das in den Annalen amerikaniſcher Wahlkämpfe noch nicht vorgekommen war, und wüthende Verwünſchungen, bittere Anklagen, vermiſcht mit abgeſchmacktem Lob und unſinnigen Deutungen, fielen gleich Regen. Dieſer politiſche Fehltritt des „jungen Napoleon der Niederlagen“ rief in der That anfänglich unter ſeinen Anhängern größere Aufregung hervor als alle ſeine militäriſchen Verſtöße, durch welche ſo viele Tauſende tapferer Bürger dem Tod zur Beute wurden.

Dem Uneingeweihten mag es befremdlich erſcheinen, daß M'Clellan ſich auf dieſe Weiſe gegen ſeine Freunde erklärte, beſonders da es bekannt iſt, daß der Friedensparagraph des in Chicago aufgeſtellten Programms ihm lang vor ſeiner Wahl vorgelegt worden war und er ſeine vollkommene Uebereinſtimmung mit dem Sinn ſowohl als mit der Abfaſſung ausgeſprochen hatte. Dieſes Räthſel iſt indeſſen leicht zu löſen: die ganze Verwerfung des Programms iſt nichts als eine Liſt M'Clellans und ſeiner Genoſſen, und wie er einſt als General des Unionsheeres ein falſches Spiel trieb und den Rebellen heimlich in die Hände arbeitete, ſuchen er und die demokratiſchen Parteiführer jetzt dem Volke Sand in die Augen zu ſtreuen und die Stimmen der Wähler für ſich zu gewinnen. Ein paar flüchtige Andeutungen werden hinreichen, Licht auf dieſe Umtriebe zu werfen.

Als die demokratiſche Convention ſich in den letzten Tagen des Juli in Chicago verſammelte, befand ſich der Krieg gerade in einer höchſt ungünſtigen Phaſe. Die Rebellen waren in Pennſylvanien und Maryland eingefallen, und die Rebellenfreunde oder Friedensmänner — M'Clellan unter ihnen — hofften damals, daß ein Programm, welches ſofortigen Frieden in Ausſicht ſtellte, eine hinreichende Lockpeiſe ſeyn würde, um ein entmuthigtes, kriegsmüdes Volk dergeſtalt zu verblenden, daß es ſich ſeinen Feinden freiwillig in die Hände liefern würde. Bald jedoch nahmen die Ereigniſſe eine andere Wendung; der Horizont klärte ſich auf; der Einnahme von Atlanta folgten die glänzenden Siege Sheridans im Shenandoathale. Es wurde klar, daß die Rebellion in den letzten Zügen liegt, und daß das Volk unter dieſen Umſtänden darauf beſtehen würde, ihr vollends den Todesſtoß zu verſetzen. Das

Digitized by Google

unbedingte Friedensprogramm wurde bedenklich, und M'Clellan that gleich nach seiner Wahl Schritte, um in Erfahrung zu bringen, wie sein Name in Verbindung mit jenem verhängnißvollen Friedensparagraphen von dem Heere aufgenommen werde. Natürlich erforderte es mehrere Tage, um die Stimmung der Soldaten zu erforschen, und M'Clellan erwartete geduldig die Berichte seiner Freunde, ehe er seine Annahme verkündete. Endlich wurde er von mehreren Generalen unterrichtet, daß die Soldaten in überwältigender Mehrzahl gegen ihn stimmen würden, wenn er sich mit dem Friedensprogramm identificirte, ja daß jeder Versuch, einen Einfluß auf die Wahl zu üben, sie die Achtung und Freundschaft der meisten Offiziere kosten würde, von deren Anhänglichkeit für ihn früher so viel Lärm gemacht worden war.

Unterdessen war das Programm dem Volk vorgelegt worden und hatte bei diesem so wenig Anklang gefunden als im Lager. Tausende, die früher den demokratischen Parteihäuptern durch dick und dünn gefolgt waren, wurden auf einmal bekehrt, als sie fanden, daß die Erhaltung der Union in jenem Programm nichts anderes bedeutet, als daß die Südländer unterthänigst gebeten werden sollten, in die Union zurückzukehren, um sie, wie in den goldenen Tagen von Pierce und Buchanan, nach ihren Gelüsten zu regieren. Die demokratischen Anführer selbst erkannten, daß sie das Volk falsch beurtheilt hatten, und daß ihr Programm das Todesurtheil ihres Candidaten und der Partei seyn würde. Gern hätten sie das verrätherische Document zurückgenommen, wenn es möglich gewesen wäre; da dieß aber nicht anging, arbeiteten sie nach Kräften, wenigstens seine Verbreitung zu beschränken, und manche der demokratischen Organe haben es nicht ein einziges mal gebracht, wogegen die Unionsblätter ihnen den Liebesdienst erweisen, es zur Belehrung ihrer Leser in ihren Spalten gratis ihrem eigenen Programm gegenüber abzudrucken. — Es war offenbar, die Partei war verloren, M'Clellan verloren, und, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, hatte er mehr Aussicht, vom Blitz getroffen zu werden, als mit jenem Programm in's weiße Haus zu gelangen.

Der Fall war in der That verzweifelt; Tag und Nacht saßen die Häupter der Kupferschlangen in eifriger Berathung, bis sie endlich auf den Ausweg verfielen, M'Clellan jenen Brief schreiben zu lassen, dem leichtgläubigen Volk eine Spaltung vorzuspielen und mit dem Friedensprogramm auf der einen und dem kriegslustigen General auf der andern Seite die Stimmen der Demokraten aller Schattirungen zu angeln. Das Gewebe ist indessen, obgleich die abgefeimtesten Politiker dabei die Hand im Spiele hatten, zu grob gewonnen, um selbst die leichtgläubigsten zu täuschen. Jedermann weiß, daß M'Clellan und die Friedensmänner im besten Einverständniß gemeinschaftlich denselben Zweck verfolgen, und daß er, falls siegreich bei der Wahl, ihr williges Werkzeug seyn würde. Das Ergebniß der eben stattgefundenen Staatswahlen in Pennsylvanien, Ohio und Indiana, welche, da sie der Präsidentenwahl gerade um vier Wochen vorausgehen, einen ziemlich zuverlässigen Maßstab für die Entscheidung derselben bieten, und sämmtlich große Majoritäten für die Union gaben, zeigt, was M'Clellan schließlich zu erwarten hat. Ueberhaupt stellt sich jeden Tag schlagender heraus, daß M'Clellan in jeder Hinsicht der verunglückteste Candidat ist, den eine Partei jemals zu ihrem Träger erhoben; denn ganz abgesehen von der Schlechtigkeit der Sache, deren Vertreter er ist, abgesehen von seinen eigenen unzähligen Mißgriffen, thun seine Freunde das Mögliche, um ihn vollends in der Meinung aller anständigen Leute zu Grunde zu richten. Alle Gewaltthätigkeiten, welche der irländische Pöbel gelegentlich gegen Unionisten und Neger verübt, jede offene Widersetzlichkeit gegen die Regierung wird in seinem Namen begangen, so daß dieser buchstäblich das Losungswort für jedes verbrecherische, ruchlose und heimtückische Unternehmen ist. Wenn die Unionsheere einen Sieg über die Rebellen erringen, so geben M'Clellans Anhänger sich nicht die Mühe, ihren Verdruß, ihre Wuth zu verbergen; ja, der Mayor von Newyork, Gottfried Günther — mit Beschämung muß man es eingestehen, der Sohn eines Deutschen — ging so weit, sein Veto gegen einen Beschluß des Gemeinderaths einzulegen, die öffentlichen Gebäude bei einer solchen Gelegenheit zu erleuchten.

Vor Kurzem wurde im Westen eine weitverzweigte, wohlorganisirte demokratische Verschwörung entdeckt, zu dem Zweck, die Soldaten zur Desertion zu verleiten, dem Feinde wichtige Nachrichten mitzutheilen, ihn mit Kriegsvorräthen zu versehen, für ihn zu recruiren und ihm bei seinen Einfällen in die loyalen Staaten beizustehen; ferner die Kriegsvorräthe der Regierung zu zerstören, loyale Einwohner zu verfolgen, auszutreiben und ihr Eigenthum zu zerstören und endlich einen nordwestlichen unabhängigen Staatenbund zu errichten. An der Spitze dieser Verschwörung steht Vallandigham, das Haupt der Chicago-Convention, welcher zuerst M'Clellan zum Präsidentschaftscandidaten vorschlug und jetzt im Westen sein eifrigster Anwalt ist. Als seine Ernennung im Süden bekannt wurde, frohlockten die dortigen Blätter und im Lager der Rebellen wurde sie mit so tobendem Jubel aufgenommen, daß der Lärm deutlich von den Vorposten der Unionstruppen gehört wurde.

Es scheint in der That, daß die Sklavenhalter ihre letzte Karte auf M'Clellans Wahl gesetzt haben, und es wäre nicht zu verwundern, wenn, sobald diese Hoffnung zerstört ist, das zusammengekünstelte Gebäude des südlichen Staatenbunds morsch zusammenbrechen sollte. Desertionen werden immer zahlreicher und die schrecklichste erbarmungslose Conscription, die im ganzen Süden herrscht, beweist, daß alle Hülfsmittel erschöpft sind. Weder Alter noch Gebrechen schützen mehr davor, und Viele, die vor einem Jahr für untauglich erklärt wurden, werden jetzt aufgegriffen und ohne Weiteres in den Dienst gezwungen. Leute, die zu kurzsichtig sind, um selbst durch ein Glas auf zwanzig

Digitized by Google

Schritte einen Menſchen von einem Ochſen zu unterſcheiden, Taube, denen, ſelbſt mit einem Hörrohr bewaffnet, ein Donnerſchlag oder das Commando eins und daſſelbe iſt, Krüppel mit verſtümmelten Fingern an der rechten Hand, oder mit Klumpfüßen, auf denen ſie keine Viertelmeile gehen können, werden jetzt für brauchbare Soldaten erklärt. Der Kurzſichtige kann noch genug ſehen, um Kanonen zu laden; der Taube, welcher das Commando nicht hört, ſieht doch, wenn ſeine Kameraden laden und ſchießen, und kann ihrem Beiſpiel folgen, und die Lahmen und Krüppel ſind wenigſtens in den Hoſpitälern zu verwenden. Es läßt ſich leicht denken, wie ſchwer ein ſolcher Zuſtand auf einer Bevölkerung laſten muß, die früher von keiner Bedrückung zu leiden hatte, und nur durch die falſchen Vorſpiegelungen und Verheißungen der Anführer zur Losreißung verleitet wurde, und man kann leicht den Gerüchten Glauben beimeſſen, daß ſie mit Trauer und Reue an die alten goldenen Tage der Union zurückdenken.

Wenn, wie geſagt, M'Clellan und ſeine Anhänger durch ihre Mißgriffe das Ihrige thun, um den letzten Reſt des papiernen Ruhs zu zerſtören, der noch ſeiner militäriſchen Laufbahn noch übrig war, ſo daß er mit Grund ausrufen könnte: „Der Himmel bewahre mich vor meinen Freunden und vor den Folgen meiner eigenen dummen Streiche!“ ſo arbeiten ſeine Gegner mit um ſo größerer Geſchicklichkeit für denſelben Zweck. Die ganze mächtige republikaniſche Preſſe des Nordens iſt gegen ihn verbündet und führt einen wahren Vernichtungskrieg. Alle jene Momente ſeiner militäriſchen Laufbahn, die ſein geheimes Einverſtändniß mit den Rebellen beweiſen, und bei der vom Congreß veranlaßten Unterſuchung der Kriegführung an's Tageslicht kamen, werden wieder hervorgeſucht und beleuchtet; ſeine ganze innere Hohlheit, Unbedeutendheit und Falſchheit werden ſo unwiderleglich dargethan, alle Waffen des Ernſtes und Witzes mit einer Virtuoſität gegen ihn in Anwendung gebracht, daß ſelbſt ein fähigerer Mann ſolchen Angriffen erliegen müßte, um wie viel mehr erſt einer, deſſen ganzer Ruf nur das zuſammengeflickte Fabrikat ſeiner Partei war. In dieſem Vernichtungskrieg ragt beſonders die „Newyork Tribune“ hervor. Tag für Tag wird in ihren Spalten ein unermüdliches Bombardement unterhalten, und da der Ton ſelbſt in den bitterſten Angriffen immer würdig bleibt und die Herausgeber außerdem dafür ſorgen, daß ſich keine Unwahrheiten und Verleumdungen einſchleichen, ſo trifft jede Kugel. Vor Kurzem brachte die Tribune unter anderem die erbauliche Thatſache an's Licht, daß M'Clellan in der Schlacht bei Malvern Hill, einer der wichtigſten, die unter ſeinem Befehl ſtattfanden, gar nicht zugegen war, ſondern mehrere Meilen davon ſeine Cigarre auf dem Verdeck eines Kanonenbootes rauchte, während alle Berichte und Befehle durch Signale gegeben wurden.

Präſident Lincoln hat in Wahrheit in ſeiner Candidatur Glück; denn während die Demokratie und M'Clellan ſelbſt durch die offene Enthüllung ihrer verrätheriſchen Abſichten ihre einſt ſo günſtigen Ausſichten zerſtört haben, hat der dritte Candidat, nämlich Fremont, ſich freiwillig vom Kampfplatz zurückgezogen. Es iſt wahr, daß er ſelbſt keine Hoffnung des Erfolgs hatte; allein alle diejenigen, welche in Lincolns Halbheit und Unfähigkeit die Urſache ſehen, warum die Rebellion nicht längſt unterdrückt iſt, alle radikalen Abolitioniſten, die ihm trotz aller gegen ihn ausgeſtreuten Verleumdungen treu geblieben ſind, würden ihm ihre Stimmen unbedingt gegeben haben, wodurch die Unionspartei getheilt, Lincolns Majorität in Zweifel geſtellt und M'Clellans Triumph möglich geworden wäre. Die Verantwortlichkeit eines ſolchen unabſehbaren Unheils, das zum Untergang des Landes führen müßte, konnte Fremont nicht auf ſich nehmen; er erklärte ſeinen Rückkritt und die Gründe, welche ihn dazu veranlaßt, jedoch nicht ohne ſeinen wohlbegründeten ſcharfen Tadel über die vielen Mißgriffe der gegenwärtigen Adminiſtration auszuſprechen. Fremont hat ſich ſo würdig und patriotiſch benommen, als ſeine Freunde und Verehrer nur von ihm erwarten konnten; für den Triumph der Sache der Union und Freiheit iſt es jedenfalls ein großer Gewinn, daß der beſte Theil der Nation dem Feinde im Wahlkampf feſtgeſchloſſen und ungetheilt gegenüberſteht; nichtsdeſtoweniger erregt es ein ſchmerzliches Gefühl, einen Mann wie Fremont, ſo viel beſſer, edler und fähiger als die übrigen Bewerber, durch die kleinlichen Umtriebe und Anfeindungen deſſelben Mannes, deſſen Wahl zu ſichern er jetzt zurücktritt, von der politiſchen Arena wenigſtens für jetzt ausgeſchloſſen zu ſehen.

Vor wenig Tagen ſtarb in Waſhington Roger Taney, der hochbetagte Oberrichter des höchſten Gerichtshofes der Vereinigten Staaten. Er war ein fähiger Mann, ein tüchtiger Juriſt; wenn ſein Name indeſſen nicht der Vergeſſenheit verfällt, ſo verdankt er dieß nicht ſowohl ſeinen Verdienſten als dem Brandmal, welches er durch die Entſcheidung des Proceſſes von Dred Scott auf ſich geladen, indem er den berüchtigten Ausſpruch that, die Neger haben keine Rechte, welche die Weißen zu achten verpflichtet wären. Er war ein geborener Marylander und durch einen ſeltſamen Zufall war der Todestag dieſes eingefleiſchten Verfechters der Sklaverei und Repräſentanten des Farbenvorurtheils gerade derſelbe Tag, an dem das Volk von Maryland durch Stimmenmehrheit die neue Conſtitution annahm, durch welche die Sklaverei für immer innerhalb des Staates abgeſchafft iſt.

Digitized by Google

Berlin, November.

Der Friede. — Der Glogauer Vorgang. — Omnibusreform. — Pferdefleisch. — Epoche in der Telegraphie!

Friede! Nun, allerdings Friede! Und was weiter? Was liegt uns Berlinern dran, daß der Friedensvertrag nun endlich fertig geworden iſt? Wofür ſollen wir uns begeiſtern? weßhalb illuminiren? Bah, Friede — Friede — die Zeitungen können nicht mehr von der Wiener Conferenz waſchweibern, das iſt Alles. Wir Berliner ſind nüchterne Leute. Wir ſind Anhänger des Nil admirari-Prinzips. Und was ſollten wir denn an dem Friedensvertrag bewundern? Hat Preußen etwas gewonnen? Ja, wäre „Schleswig Holſtein meerumſchlungen“ dem preußiſchen Muſterſtaat einverleibt worden, und der ſüße „Annexationstraum“ in Erfüllung gegangen — dann hätten ſich diejenigen von uns, welche aus hofflieferantlichen und ſonſtigen Gründen ein ſchwarz-weißes Herz in der Bruſt tragen, gewiß zur Höhe einer Illumination emporgeſchwungen. Aber dafür zu illuminiren, daß wir nichts bekommen haben — das wäre doch zu lächerlich. Oder hat Deutſchland etwas gewonnen? Ja, wäre der ſüße Traum vom „einigen und freien Deutſchland“ durch den Friedensvertrag ſeiner Erfüllung näher gelangt, dann hätten diejenigen von uns, welche ein ſchwarz-roth-goldenes Herz in der Bruſt tragen, ſich gewiß, wenn auch nicht zu einer Illumination, doch zu anderweitigen Aeußerungen patriotiſcher Freude emporgeſchwungen. Aber darüber zu jubeln, daß Dornröschen Deutſchland völlig vergeſſen und das Geſtrüppe um ſein verzaubertes Schloß durch den Friedensvertrag nur noch undurchdringlicher und ſtachlicher gemacht worden iſt, das wäre doch zu lächerlich. Und da nun Jeder von uns Berlinern, der überhaupt ein politiſches Herz hat, entweder ein ſchwarz-weißes oder ein ſchwarz-roth-goldnes Herz in der Bruſt trägt, und da der Friedensvertrag weder den ſchwarz-weißen noch den ſchwarz-roth-goldnen Herzen behagt, und da ferner ſowohl die ſchwarz-weißen, als die ſchwarz-roth-goldnen Herzen ſänzlich die Hoffnung aufgegeben hatten, der Friedensvertrag werde nach ihrem Wunſche ausfallen, ſo iſt die allgemeine Gleichgültigkeit, mit welcher der „lachende“ Friedensknabe dießmal in Berlin empfangen oder richtiger nicht empfangen wurde, hinreichend erklärt. An andern Orten dürfte es beiläufig nicht viel anders geweſen ſeyn.

Weit mehr, wie der Friede, intereſſirt uns der ſogenannte „Glogauer Vorgang.“ Den Leſern ſind die Einzelnheiten ohne Zweifel bekannt, und für die Leſerinnen paſſen ſie ſich nicht. Genug, ein junges und bis dahin unbeſcholtenes Mädchen, das mit einer Freundin zwei Offiziere beſucht, wird unter geheimnißvollen und Verdacht erregenden Umſtänden todt gefunden. Eines natürlichen Todes iſt ſie nicht geſtorben, das ſteht feſt. Es liegt eine Vergiftung vor; die Frage iſt bloß, ob durch Kohlengas, oder durch irgend ein narkotiſches Getränk, das zwar nicht in der Abſicht zu tödten, aber doch vorſätzlich eingegeben wurde. Die öffentliche Meinung entſcheidet ſich für die letztere Annahme. Eine Unterſuchung wird von den Militärbehörden angeordnet, jedoch nicht mit der nöthigen Gründlichkeit betrieben. Die amtlichen Berichte, welche das Reſultat der Unterſuchung enthalten, ſind lückenhaft, völlig unbefriedigend. Die öffentliche Meinung drängt auf eine gründliche, auf eine unparteiiſche Unterſuchung; und die öffentliche Meinung glaubt, eine unparteiiſche Unterſuchung könne nur von den gewöhnlichen Juſtizbeamten geführt werden, nicht von den Militärbehörden, die in dieſer Sache Partei ſeyen. Allein die Stimme der öffentlichen Meinung verhallt ungehört, und die Folge iſt eine tiefe Erbitterung, die ſich aller Klaſſen der bürgerlichen Geſellſchaft bemächtigt hat. Der Gegenſatz zwiſchen Militär und Civil tritt auf's Schärfſte hervor, und das beleidigte Rechtsgefühl des Volks kehrt ſich mit verbiſſener Wuth gegen die Militärgerichtsbarkeit, in der es nur einen Hohn auf die Gerechtigkeit erblickt. Mit der Zeit wird man ſich dieſem Rechtsgefühl unterwerfen müſſen, ſo ſehr man auch jetzt ſich dagegen ſträubt, und je früher man es thut, deſto beſſer nach jeder Seite hin. Lobend iſt zu erwähnen, daß die liberale Preſſe bei Beſprechung des Glogauer Vorgangs alle Perſönlichkeiten und Tendenzangriffe gewiſſenhaft vermeidet und ſich ausſchließlich auf prinzipiellem Gebiete bewegt. Daß die beiden Perſonen, welche die öffentliche Meinung eines Verbrechens beſchuldigt, Offiziere ſind, iſt ja genug unweſentlich; das Weſentliche iſt, daß ſie, weil ſie Offiziere ſind, der gewöhnlichen Juſtiz entzogen und vor ein Sondertribunal geſtellt werden, das gerade ſeines Sondercharakters wegen für unfähig gilt und in Wirklichkeit unfähig iſt, allgemeine Juſtiz zu üben. Es gibt nur Ein Recht und nur Eine Gerechtigkeit, und darum muß es auch nur Eine Juſtiz geben, die dieſelbe iſt für ſämmtliche Staatsbürger, ob ſie in einer Uniform ſtecken oder nicht.

Die Berliner Omnibusbeſitzer haben es endlich begriffen, daß auch ſie etwas zur Beſſerung des Berliner Omnibusweſens thun können, und daß es durchaus nicht „jebildet“ und vernünftig iſt, Alles mit türkiſchem oder ſagen wir lieber Berliniſchem Vertrauensſtatalismus der hochverehrlichen Polizeivorſehung zu überlaſſen. Und ſie haben das nicht bloß begriffen, ſondern, o des Wunders! ſie haben auch demgemäß gehandelt. Mitte Oktober gründeten ſie einen Verein, welcher laut den Statuten nachſtehende Zwecke verfolgt: Einführung gleichen Fahrgelds

Digitized by Google

für alle Touren, Einrichtung der ſogenannten „Correſpondenzen,“ Einführung von Fahrmarken, die im Großen zu ermäßigtem Preis an das Publikum verkauft werden; Herſtellung einer ſtrengen Disciplin unter den Kutſchern und Conducteuren; Controle zur Verhütung der jetzt ſo häufigen Unterſchlagungen von Fahrgeldern; Belohnung der Kutſcher und Conducteure, die ſich ordentlich benehmen; Gründung einer Altersverſorgungsanſtalt für ſolche, die im Dienſt der Geſellſchaft grau geworden ſind; Gründung einer Krankenkaſſe; Feſtſetzung eines guten Wochenlohns, welcher der Verſuchung zu unterſchlagen möglichſt vorbeugt, und ſchließlich eine Regelung der Fahrten, ſo daß die verſchiedenen Omnibuslinien in einander eingreifen und dem gefährlichen Wettfahren, gegen das die Polizei bisher nichts auszurichten vermochte, geſteuert wird. Treffliche Vorſätze in ihrer Art, und nicht zu jener Gattung von Vorſätzen gehörig, mit denen ſprichwörtlich der Weg zur Hölle gepflaſtert iſt. Denn, o Wunder der Wunder! dieſe Vorſätze ſind entweder ſchon zur That geworden, oder auf dem Punkt, es zu werden. Seit dem erſten dieſes Monats hat der Verkauf der Fahrmarken (36 Groſchenmarken für 30 Groſchen = 1 Thlr.) begonnen und ſind die Fahrten ſämmtlicher Vereinsomnibuſſe nach einem gemeinſamen Plan geregelt, und vom 1. December an wird das beabſichtigte Correſpondenzſyſtem in Kraft treten. In Paris hat das Syſtem der Correſpondenzfahrten ſich bekanntlich aufs Beſte bewährt, wenn ich nicht irre, auch in mehreren andern Städten; dagegen iſt es in London nicht praktiſch befunden worden, vermuthlich, weil die Entfernungen dort ſo groß ſind.

„Pferdefleiſch“ (horse flesh) lieben, heißt bei den Engländern, ein Liebhaber von Pferden, Wettrennen, Steeple-Chaſes, kurz der edlen Reitkunſt ſeyn. Nun, die Berliner lieben das „Pferdefleiſch“ in doppeltem Sinn, erſtens im engliſchen Sinn, inſofern ſie für Wettrennen und ſonſtige Zweige des Pferde-Sports faſt überengliſch ſchwärmen, und zweitens im buchſtäblichen Sinn, inſofern ſie das Pferdefleiſch ſehr gern eſſen. Nach einer Notiz in den Zeitungen haben wir in Berlin gegenwärtig acht Pferdeſchlächtereien, in denen vom 1. Oktober des verfloſſenen bis zum 1. Oktober dieſes Jahrs 1552 Pferde geſchlachtet wurden. Der Preis des Fleiſches ſtellt ſich durchſchnittlich auf 2½ Silbergroſchen.

Außerordentliche Leiſtung der Telegraphie!! Unter dieſer Ueberſchrift ließ die Kölniſche Zeitung, die ſich auf's „Geſchäft“ verſteht, vor einigen Tagen einen recht hübſchen Puff durch die Preſſe gehen. Der ganze Friedensvertrag Wort für Wort an die Kölniſche Zeitung telegraphirt! So und ſo viel tauſend Worte!! 120 Thlr. ſchreibe hundert und zwanzig Thaler gekoſtet!!! Größtes Telegramm, „das je für einen Privatmann befördert worden!!!! Epoche in der Telegraphie!!!!!

Gut gebrüllt, Löwe! Die Leiſtung war recht tüchtig — für Deutſchland. Aber in England und Amerika kommen denn doch noch ganz andere Leiſtungen der Telegraphie vor, und zwar täglich, ohne daß man es jedesmal für nöthig erachtete, deßhalb ins Horn zu ſtoßen. Ich erinnere mich z. B., daß in der Times im Jahr 1858 die berühmten Reformreden John Brights vollſtändig von Birmingham nach London telegraphirt wurden — und die eine der Reden füllte acht enggedruckte Spalten des Rieſenblatts, während der Friedenstraktat mit Dänemark höchſtens anderthalb füllen würde. Herr Walter von der Times ließ damals meines Wiſſens nicht in alle Zeitungen ſetzen, wie viel er an das Telegraphenbureau zu bezahlen hatte.

Die „Volkszeitung“ enthielt geſtern folgendes Inſerat: „Der Herr, der am Donnerſtag in dem Lokal von B. (in der Anzeige iſt der Name natürlich gegeben) einen Paletot entwendet hat, wird erſucht, die in demſelben befindlich geweſenen Dokumente und Schlüſſel an den Eigenthümer des genannten Lokals zu ſenden, per Poſt oder Dienſtmann.“ Der unglückliche Eigenthümer und Erbeſitzer des entwendeten Paletots hat offenbar entweder durch Erfahrung oder aus Büchern gelernt, daß es thöricht iſt, eine beſtimmte Gränzlinie zwiſchen ehrlichen Leuten und Dieben anzunehmen, und daß die ehrlichſten Leute zuweilen diebiſche und die langfingrigſten Diebe zuweilen ehrliche Anwandlungen haben. Ob der Nicht-Eigenthümer, aber Beſitzer des entwendeten Paletots wohl beim Durchleſen des obigen Inſerats eine ſolche ehrliche Anwandlung empfand? Ich bezweifle es; denn obgleich ich an die ehrlichen Anwandlungen der Diebe glaube, ſo bin ich doch der Anſicht, daß dieſe Anwandlungen nur Dieben gegenüber vorkommen, nicht ehrlichen Leuten. „Ehrlichkeit unter Dieben,“ ſagten unſere Vorfahren ſchon vor vielen hundert Jahren. Der Nichteigenthümer und Beſitzer des entwendeten Paletots würde aber deſſen Eigenthümer und Nichtbeſitzer überhaupt nicht beſtohlen haben, wenn er ihn für einen Geſchäfts- und Geſinnungsgenoſſen gehalten hätte, alſo für würdig, nach dem Wahlſpruch: „Ehrlichkeit unter Dieben,“ behandelt zu werden.

Digitized by Google

London, November.

(Schluß.)

Amerikaniſche Medien. — Metamorphoſe des Royal Pavillon. — Alderman Abbey von Hull. — Lord Palmerſtons achtzigjähriger Geburtstag.

Bald nach dem Eintreten dieſer Finſterniß begannen verworrene Töne gehört zu werden, als ſpiele jemand auf Trommel und Guitarre, die Schelle wurde aus einer Oeffnung des Cabinets hervorgeſtoßen und heftig in Bewegung geſetzt; eine Stimme rief, man wolle den Rock eines der Brüder haben; der Rock flog über das Cabinet hinaus in's Zimmer, und nach mehreren Minuten voll Verwirrung und Katzenmuſik wurden auf Befehl des „Doktors“ die Lichter wieder entzündet, und die Brüder Davenport traten entfeſſelt, mit den Stricken in der Hand aus dem Cabinet hervor. Der Doktor gab zu, dieſe Manifeſtationen ſeyen von keiner ſehr hohen Gattung, allein nichts deſto weniger außerordentlich und der Unterſuchung würdig. Auf die Frage, weßhalb die Brüder in das Cabinet geſetzt, Finſterniß hergeſtellt und die Verſammlung zum Handanfaſſen genöthigt werde, erwiederte er: die Iſolation der Medien ſey unerläßlich, die Geiſter wirkten nur im Dunkel, durch die Einigung der Anweſenden in eine ungebrochene Kette aber wünſche man etwaigen unheilvollen Wirkungen des ſpiritualiſtiſchen Fluidums gegen vereinzelte Individuen vorzubeugen. Dieſe Erklärungen mochten nicht ſehr befriedigend ſeyn, allein die ganze Seance war ſehr geeignet zu Briefen und Berichten an die Zeitungen, und hierauf hatten die Brüder Davenport ohne Frage gerechnet. Ihr Unternehmen gemann ſo mit einemmal eine weitere Verbreitung und einen höheren Charakter, als wochenlanges Annonciren und die Ausgabe von hunderten von Pfunden hätten erreichen können. Die Skepſis des einen Berichterſtatters kam ihnen eben ſo ſehr gelegen als der Halbglaube des andern; in der faſhionabeln Welt mußte die Wiederbelebung des alten Unweſens „ſpiritualiſtiſcher Manifeſtationen“ eine ſympathiſche Saite berühren; die Suada des „Doktors“ hatte ſelbſt mehreren wiſſenſchaftlich gebildeten Leuten imponirt; kurz, die Sache wurde beſprochen, neue „Seancen“ für neue Cirkeln arrangirt, und bald verging kaum ein Tag ohne Briefe, Berichte, Anklagen und Erwiederungen in den Journalen über die Manifeſtationen der Brothers Davenport. — Alles ſchien nun auf's beſte zu gehen und der Erfolg der Brüder ſchien geſichert, als in den Zeitungen eine von Lord Burr, Captain Jngleſield und andern wohlbekannten Perſönlichkeiten unterzeichnete Erklärung erſchien, des Jnhalts, daß es ihnen nicht gelungen, einen Kunſtgriff oder Betrug in den Davenportſchen Manifeſtationen zu entdecken. Unglücklicherweiſe gab es andere, weniger überzeugte Leute, die durch äußerſt mißliche Fragen den Geiſt der Skepſis nach hielten, und was noch verhängnißvoller für die unternehmenden Jünger Barnums, die fortgeſetzte Diſcuſſion rief noch weit gefährlichere Gegner in's Feld als jene Skeptiker: die profeſſionellen „Zauberer,“ und „Vreſtidigitatoren.“ Einer dieſer Zauberer, der als great Wizard of the North wohlbekannte Profeſſor Anderſon, gab eben ſeine Vorſtellungen in St. James' Hall und erklärte ſich öffentlich bereit, unter denſelben Bedingungen daſſelbe und mehr zu vollbringen als die Brüder Davenport; ein anderer Profeſſor folgte mit derſelben Erklärung, dem Profeſſor folgte ein bei einem Circus in Brighton angeſtellter „Capitän,“ und vor den Berichten über die Darſtellungen der Zauberer und Jongleurs verſtummten mehr und mehr die Stimmen der „ſpiritualiſtiſchen Manifeſtationen.“ Lord Burr fand es gerathen, ſeine Erklärung ſo weit als möglich zu widerrufen; man entdeckte, daß Alles, was die Brüder Davenport thaten, nichts ſey als der längſt bekannte Rope Trick der Jndier; kurz, der Umſchwung war vollſtändig, und den Brüdern Davenport, die bereits „Sjungen“ zu dem phantaſtiſchen Eintrittspreis von einer Guinee angekündigt hatten, bleibt nichts weiter übrig, als ihre nutzlos verſchwendeten Koſten zu berechnen. Wir betrachten dieſen Ausgang der jüngſten ſpiritualiſtiſchen Schwindelei als ein Zeichen der Zeit und wünſchen der Kenntniß der erwähnten Thatſachen die weiteſte Verbreitung. Für den Augenblick haben ſich die „Zauberer“ jedenfalls den Dank der gebildeten Geſellſchaft verdient und es wird einer viel höheren Entfaltung der Kunſt der „Medien“ bedürfen, als dieſe amphibiſchen Exiſtenzen gegenwärtig beſitzen, bevor ein ähnlicher Betrug mit den geringſten Chancen des Erfolgs wieder verſucht werden kann.

Diejenigen Leſer, welche engliſche Seebäder beſucht haben, wird es intereſſiren, zu hören, daß man vor kurzem angefangen hat, einem Hauptmangel in den Einrichtungen jener übrigens ſo angenehmen und comfortablen Orte abzuhelfen, dem Mangel an öffentlichen Verſammlungs- und Vergnügungslokalen, wie unſere deutſchen Bäder ſie in den Kurſälen beſitzen. Solche Lokale fehlten bis jetzt in den engliſchen Badeorten vollſtändig; das äußerſte, wozu die ſociale Excluſivität der Engländer ſich verſtand, waren öffentliche Leſezimmer, und während die Privatwohnungen unſere continentalen an Bequemlichkeit und vergleichsweiſer Billigkeit übertrafen, war von Mittelpunkten für geſellige Vergnügungen keine Rede. Die Stadt Brighton hat während der letzten Wochen zu der Herſtellung eines ſolchen Mittelpunktes die erſten Schritte gethan.

Digitized by Google

Brighton verdankt bekanntlich ſeine erſte Blüthe dem Aufenthalt Georgs IV., der ſchon als Regent häufig dort wohnte, und einen höchſt prächtigen, obgleich äußerſt geſchmackloſen Palaſt, den Royal Pavillon, errichten ließ. Auch Wilhelm IV. bewohnte den Pavillon gelegentlich; die Königin zog dagegen dem ſaſhionablen Lärm und Pomp von Brighton die ländliche Einſamkeit von Osborne auf der Inſel Wight vor, und ſchon vor Jahren wurden die beſten Möbeln und koſtbarſten Ornamente des Pavillon theils nach Windſor, theils nach Buckingham Palace geſchafft. Später ſprach man davon, den Pavillon abtragen oder verkaufen zu laſſen. Unter dieſen Umſtänden brachte die Stadt Brighton das immer noch prächtige Gebäude, nach längeren Verhandlungen, für die Summe von 53,000 Pfund Sterling an ſich. Neu dekorirt und möblirt, wurde es in der zweiten Oktoberwoche durch eine Reihe öffentlicher Diners, Bälle und Concerte eingeweiht, und wird in ſeiner verwandelten Geſtalt ohne Zweifel dazu beitragen, die ohnehin ſchon große Popularität Brightons zu erhalten und zu vermehren. Ob und wie bald andere Seebäder dem von Brighton gegebenen Beiſpiel folgen werden, muß die Zukunft zeigen. Der Sinn für die Errichtung ähnlicher Lokale iſt ſeit den großen Induſtrieausſtellungen der letzten dreizehn Jahre in England entſchieden erwacht. Mächtige, palaſtartige Hotels im continentalen Styl ſteigen in allen Richtungen mit überraſchender Geſchwindigkeit und glänzenden Erfolgen auf. Allein da die Zahl der Seebäder in England außerordentlich groß iſt, und die ſeebadende Bevölkerung ſich nach hundert verſchiedenen Seiten zerſtreut, da außerdem die Eröffnung eines engliſchen „Kurſaals“ eine neue Art von Geſelligkeit einweiht und die Herſtellung ähnlicher Lokalitäten höchſt bedeutende Koſten erfordern würde, wird gewiß einige Zeit vergehen, bevor andere Seebäder dem von Brighton gegebenen Beiſpiele (falls daſſelbe ereuſſirt) nachfolgen.

Während Brighton auf die angegebene Weiſe den Nachlaß eines königlichen Wüſtlings zum allgemeinen Beſten verwerthete, machte eine andere, den deutſchen Reiſenden wohlbekannte Seeſtadt, die gute Stadt Hull, ſich durch den Empfang eines königlichen Babys, des kleinen Sohnes des Prinzen von Wales, lächerlich. Beſagter Baby wurde nämlich von Dänemark nach England voraus geſchickt, indeß ſeine erlauchten Eltern noch einige Tage länger in Kopenhagen verweilten. Hull war die Stadt, wo der gerade neun Monate alte Prinz an's Land getragen werden ſollte, und ſobald dieſes wichtige Ereigniß bekannt wurde, gerieth die Bevölkerung von Hull in die größte Aufregung wegen des dem eventuellen Thronerben zu bereitenden Empfangs. Die Majorität des Stadtraths hatte ſchließlich geſunden Menſchenverſtand genug, von einem officiellen Empfange abzuſtehen. Einer der Aldermen jedoch, Namens Abbey, dachte anders. Hier war eine Gelegenheit, ſeine Loyalität zu beweiſen und ſeinen Mitbürgern ein gutes Beiſpiel zu geben, die vielleicht nie wiederkehrte. Als daher das Schiff mit dem königlichen Baby in Begleitung der Amme und des Doktors bei der Stadt ankam, warteten Alderman Abbey und ſeine Gemahlin ſchon am Landungsplatze, dieſelben willkommen zu heißen. Eine Empfangsadreſſe hatte der würdige Alderman nicht vorbereitet, aber ſtatt deſſen reichte er durch Bücklinge; Mrs. Abbey aber überreichte dem Baby ein Spielzeug, ein weißes Kaninchen. Und das war Alles? Nein, — Alderman Abbeys Herz war größer. Er hörte, die Kuh, von der der Baby während der Seefahrt ſeine Milch bekommen, ſolle verkauft werden, und Alderman Abbey, obgleich ſchon groß gezogen mit der Milch frommer Denkungsart, meldete ſich als Käufer und erſtand die königliche Kuh. Das war ſeine unſterbliche That und in der guten Stadt Hull fehlte es nicht an begeiſterten Penny-a-Liners, ſie würdig zu beſingen. Man hörte im Hofſtyl, Se. Königl. Hoheit, der Prinz, habe das gewöhnliche blaue Kleid angehabt, das ihm bei ſeiner weißen Geſichtsfarbe ſo wohl ſtehe; von dem obbemeldeten Spielzeug, hieß es, ſey er angenehm überraſcht worden, und der Kauf der Pflegerin frommer Denkungsart durch den würdigen Alderman ſetzte Allem die Krone auf. Dem deutſchen Leſer dieſer Vorgänge kommen unwillkürlich die Verſe Heines in den Sinn — die Verſe vom König Wiswamitra:

Den König Wiswamitra,
Den treibt's ohne Raſt und Ruh',
Er will durch Kampf und Büßung
Erwerben Wunſchkuh.

O König Wiswamitra,
O welch ein Ochs biſt du,
Daß du ſo viel kämpfeſt und büßeſt,
Und alles für eine Kuh!

Es iſt übrigens nur billig, hinzuzufügen, daß ganz England in ähnlichem Sinne fühlte und über den Onkel Wiswamitras, den Snob-Alderman Abbey, ſpottete und lachte.

Ein anderes bemerkenswerthes Ereigniß des Oktobermonats war der achtzigſte Geburtstag Lord Palmerſtons; bemerkenswerth deßhalb, weil dieſer 80jährige Mann bis auf den heutigen Tag das Amt des Premierminiſters von England mit Energie und Popularität bekleidet. Die Zeitungen hielten die Gelegenheit für eine Art von anticipirtem Nekrolog geeignet, aus dem ich nicht umhin kann einige der intereſſanteſten Thatſachen hervorzuheben. Lord Palmerſton wurde am 20. Oktober 1784 geboren und erlangte, nachdem er in Cambridge ſtudirt, unmittelbar nach des jüngeren Pitt Tode, im Jahr 1806, einen Sitz im Parlamente. Schon im Jahre darauf ernannte der neue Miniſter, Herzog von Portland, ihn zum Lord der Admiralität, und ſeine erſte Rede war, ſeltſam genug, nichts mehr und nichts weniger als eine Vertheidigung des eben damals ſtattgehabten berüchtigten Bombardements von Kopenhagen durch die engliſche Flotte. 1809 erlangte der edle Lord die Stelle eines Kriegsminiſters in dem Miniſterium Perceval, eine Stelle, die er 19 Jahre lang, unter

Digitized by Google

fünf verſchiedenen Regierungen, ununterbrochen zu behaupten wußte. Im Jahre 1828 verließ er nebſt andern Mitgliedern der ſogenannten Canning-Partei das Miniſterium des Herzogs von Wellington und blieb zwei Jahre ohne Amt, wurde jedoch dann im November 1830 durch Earl Grey auf den Poſten erhoben, durch deſſen Verwaltung ſein eigentlicher Ruhm gegründet wurde, zum Miniſter des Foreign Office. Dieſen Poſten bekleidete Palmerſton, mit einer kurzen Unterbrechung, bis zur Bildung des Miniſteriums Peel, im Jahre 1841. Hierauf ſaß er fünf Jahre in der Oppoſition. Dann wieder (1846) rief Lord John Ruſſell ihn in das auswärtige Amt zurück. Nachdem er dieſes wichtige Amt während der ereignißreichen Revolutionsjahre jener Epoche verwaltet, verlor er daſſelbe im Jahre 1851, in Folge ſeiner ebenſo unautoriſirten als indiscreten Anerkennung des Staatsſtreichs vom zweiten December, fand aber ſchon zwölf Monate ſpäter als Miniſter des Innern eine neue Stellung im Miniſterium Aberdeen und verwaltete dieſelbe bis zum Sturz des Miniſteriums im Februar 1855. Nun wurde er ſelbſt mit der Bildung eines neuen Miniſteriums beauftragt; allein eine neue Indiscretion zu Gunſten Louis Napoleons, die Einführung der berüchtigten Conſpiracy Bill, ſtürzte ihn, Februar 1858. Es folgte das Miniſterium Lord Derby's, das indeß bekanntlich ſchon während der folgenden Seſſion, und zwar bei Gelegenheit der Discuſſion über die von ihm eingebrachte Reformbill, fiel. Lord Palmerſton hatte an dieſem Ereigniß einen äußerſt geringen Antheil gehabt und es ſchien einen Augenblick zweifelhaft, unter weſſen Auſpicien die neue Regierung ins Leben treten ſollte. Die Abneigung der Königin gegen Lord Palmerſton war bekannt; ſie verſuchte den ihr perſönlich unangenehmen Mann bei Seite zu ſchieben und beauftragte Lord Granville mit der Bildung eines neuen Miniſteriums. Lord Granville verſuchte ſein Beſtes, doch vergeblich. Palmerſton übernahm daher ſchließlich wieder die Zügel der Regierung und hat ſeitdem allen Verſuchen der gegneriſchen Parteien, ihn aus dem Sattel zu heben, erfolgreich widerſtanden. Was man auch von ſeinem Charakter als Politiker und Menſch denken mag, über ſeine außerordentliche Popularität kann nicht der leiſeſte Zweifel beſtehen, und die wunderbare Lebensfriſche des achtzigjährigen Greiſes, der die Geſchäfte eines mächtigen Reiches mit ungeſchwächter Umſicht und Energie verwaltet, lange ſtürmiſche Sitzungen des Parlaments bis an den frühen Morgen aushält und im letzten Momente der Debatte eben ſo ſchlagfertig daſteht, als im Anfang, Hieb auf Hieb mit glänzenden ſcharfen Waffen des Geiſtes, des Humors und der Satire erwiedert und endlich ſeine Feinde aus dem Felde ſchlägt, wird immer ein Phänomen bleiben. Wenn ſein Name mit äußerſt wenigen progreſſiven Maßregeln der neuern engliſchen Geſetzgebung verbunden iſt, ſo hat er durch Vertheidigung der zu ſeiner Dispoſition ſtehenden Aemter und Würden zu der Stärkung der Partei, mit welcher ſeine politiſche Carrière verknüpft iſt, vielleicht mehr beigetragen, als irgend ein anderer engliſcher Staatsmann. Man hat berechnet, daß von den geiſtlichen Peers nicht weniger als ſiebzehn der jetzt lebenden Prälaten ihm ihre Stellung verdanken; eben ſo groß iſt die Zahl der von ihm geſchaffenen weltlichen Peers; außerdem verlieh er achtzehn „Gemeinen“ die Baronetswürde, ernannte die Hälfte der Oberrichter, die Hälfte der 116 Lord-Lieutenants der engliſchen Grafſchaften, zwei Drittel der Ritter des Hoſenbandordens, zwei Lord-Lieutenants von Irland, drei Vicekönige von Indien, zwei Generalgouverneure von Canada, das geſammte Perſonal der engliſchen Diplomatie u. ſ. f. Ich erwähne dieſe Daten der Curioſität halber. Wir Deutſchen haben im übrigen ſehr geringe Veranlaſſung, den Verdienſten des edeln Lord gerecht zu werden, und manchem Leſer wird in dieſem Reſumé ſeiner Carrière vielleicht mehr als alles andere das ſeltſame Zuſammentreffen ſeiner erſten und ſeiner letzten Parlamentsrede auffallen — der erſten, die das Bombardement von Kopenhagen vertheidigt, und der letzten, die leidenſchaftlich über den Heroismus und die „ſchändliche“ Behandlung Dänemarks deklamirt, aber aus Klugheitsrückſichten das ſo „ſchändlich“ behandelte Land im Stiche läßt.

Indem ich dieſen Brief ſchließe, bitte ich von neuen Bemühungen der German Legal Protection Society, das Leben des unglücklichen Müller zu retten. Man will friſche Beweiſe für ſeine Unſchuld entdeckt haben, und auf Grund derſelben ſoll eine Deputation dem Miniſter des Innern, Sir George Grey, auffordern und eine Hinausſchiebung des Termins der Hinrichtung verlangen. Dieſe Bemühungen machen dem humanen Eifer der Geſellſchaft alle Ehre; allein ich muß geſtehen, daß ich nach Allem, was über die Details jener neuen Beweiſe verlautet, ſehr geringe Hoffnungen auf ihren Erfolg baue.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 50. 9. December 1864.

Das Erste im Drama ist die Handlung.
Aristoteles.

Shakespearestudien eines Realisten.

(Fortsetzung.)

Unter den Shakespeareschen Charakteren fehlt es nun zwar nicht an solchen, bei welchen es uns sehr schwer, wo nicht unmöglich wird, jene innere Operation ohne Anstoß in uns zu vollziehen; im Ganzen aber ist Shakespeare unzweifelhaft in dieser Gabe, eine Fülle individueller Gestalten lebensvoll vor uns hinzustellen und uns durch die Macht des beflügelten Wortes zur innern Nachbildung seiner Visionen zu nöthigen, vielleicht der erste aller Dichter. Wir wüßten ihm wenigstens nur Goethe zur Seite zu stellen, der zwar keine so mannigfaltigen und so weit auseinanderliegenden Lebensbilder zeichnet, dafür aber auch die Fäden, durch welche die Gestalten des Dichters immer noch mit unserem eigenen Selbstbewußtseyn zusammenhängen müssen, weit seltener abreißen läßt.

Allein die bloße Menschenkenntniß und innere Erfahrung reicht für den dramatischen Dichter bei weitem nicht aus. Die menschliche Handlung, die er darzustellen hat, ist nicht bloß durch den Charakter und die Intentionen des Handelnden, sondern eben so durch den Gesammteffekt zahlreicher Gegenwirkungen, durch die Gesellschaft und mannigfaltige äußere Umstände und Verhältnisse bestimmt, und erleidet durch diesen zweiten Faktor die verschiedenartigste Abschwächung und Modifikation. Um sich in diesem zweiten Element mit Sicherheit zu bewegen, bedarf der Dichter außer jener innern Erfahrung, die ihm zur Menschenkenntniß hilft, auch die Kenntniß des Weltlaufs, einen Reichthum äußerer Lebenserfahrung, den er selbst nur in der praktischen Thätigkeit und durch positive Kenntnisse der verschiedensten Art gewinnen kann. Ohne diesen Weltverstand wird der Dichter keine wohlgefügte Handlung und ohne diese keine wahre dramatische Wirkung fertig bringen, wie schon bekanntlich Aristoteles sagt: das Erste und Wichtigste im Drama ist die Handlung, die Charaktere sind erst das Zweite. Denn widersprechende, unwahrscheinliche, zweckwidrige Theile der Handlung werden viel leichter bemerkt und als Störung empfunden, während Unklarheiten und Widersprüche der Charakteristik uns leicht entgehen und nicht so greifbar und beweisbar sind.

Von dieser Art von Weltverstand, wie sie dazu nöthig ist, um eine durch innere und äußere Wahrscheinlichkeit und durch den Schein von Nothwendigkeit uns befriedigende dramatische Handlung zu erfinden und durchzuführen, behaupten wir nun, daß Shakespeare sie nicht in hervorragendem Grade besaß, ja nach seinem ganzen Bildungs- und Lebensgang, nach

Digitized by Google

seiner Stellung zur Gesellschaft gar nicht einmal haben konnte. Von dem strengen Causalnexus, der den Gang der menschlichen Dinge bis in's Einzelnste bestimmt, von dem tiefgreifenden Einfluß, den die bürgerliche Gesellschaft auf ihre einzelnen Glieder ausübt, konnte derjenige keine klare und genaue Vorstellung gewinnen, der selbst, wie in einer Ausnahmsstellung dieser bürgerlichen Gesellschaft fern gerückt war, dessen praktische Lebenserfahrungen sich im Wesentlichen auf das Theaterwesen beschränken mußten, dessen Beruf und Erwerb als unehrenhaft galt, der zu Staat, Kirche und Gemeinde kein geordnetes Verhältniß hatte, dessen eigenes Familienleben schon ein durchaus regelloses war. Sein Publikum, wie wir es oben kennen gelernt, machte in diesem Punkt keine Ansprüche, denn es besaß jene Welterfahrung selbst noch nicht; ihm war im Gegentheil die unwahrscheinliche und abenteuerliche Handlung willkommener als die begreifliche und wohlgefügte.

Es liegt hier eine dichterische Eigenthümlichkeit Shakespeares, die mit seinen Vorzügen, mit der Macht seiner dramatischen Wirkung auf's Engste zusammenhängt. Er leitet die Handlung in weit stärkerem Grade aus den Charakteren ab, als die Erfahrung uns zeigt; er ignorirt das abschwächende und modificirende Gegengewicht, das in der Gesellschaft und in der Verkettung der Umstände liegt. Er leiht dem Menschen ein unbedingteres, maßloseres Handeln, als der Realist zugeben wird; seine Gestalten treten viel freier und selbstständiger aus dem gesellschaftlichen und geschichtlichen Hintergrund, in dem sie stehen, heraus, als dem Historiker denkbar ist. Liebe, Haß, Neid, Ehrgeiz greifen rücksichtslos zu den letzten Mitteln und der Intellekt dient mehr dazu, die Leidenschaften zu schüren, als zu leiten und ihren Erfolg zu sichern. Am deutlichsten tritt diese Eigenheit Shakespeares in einer Vergleichung mit Goethe heraus, bei dem jener Weltverstand, die Einsicht in die Abhängigkeit des handelnden Individuums von den Gegenwirkungen der Welt in der höchsten Vollendung erscheint. Tasso und Antonio, Orest und Thoas, Egmont, Oranien und Alba, Carlos, Clavigo und Beaumarchais sind in der tiefsten Anlage verschiedene, von heftigen Leidenschaften oder festen Zielen bewegte Charaktere; aber ihr Handeln erscheint uns, verglichen mit dem eines Coriolan, Macbeth, Richard, Hamlet, als ein maßvolles, durch die gegebenen Umstände und die Rücksicht auf die voraussichtlichen Gegenwirkungen motivirtes, auf dem Boden ihrer Zeit und Sitte für uns vollkommen begreifliches.

Shakespeare verdankt dieser Eigenheit den großen Vortheil, daß seine Gestalten großartiger und eindrucksvoller vor uns stehen und auch der Masse verständlich bleiben, während die feineren Linien der Goetheschen Charakterbilder dem ungeübteren Auge blaß und abgeschwächt erscheinen können.

Wie der Physiker mit den Luftdruck, die Schwere, die Elektricität u. s. w. am lehrreichsten vor Augen stellt, wenn er die Erscheinungen durch möglichste Fernhaltung der mannigfaltigen Coefficienten, die in der Wirklichkeit ihre Begleitung bilden, im Experiment auf ihre einfachste oder concentrirteste Gestalt zurückführt, so weiß uns der Dichter mit den mancherlei Grundkräften des Seelenlebens am wirksamsten vertraut zu machen, indem er uns die Herrschsucht, die Macht der Liebe, die Gattentreue, die Eifersucht, die Qual eines geängsteten Gewissens ꝛc. in vereinzelten Prachtexemplaren, wie auf einem Florilrichemel, vor uns hinstellt. Solche Bilder machen dann den Eindruck der höchsten Naturwahrheit, obwohl sie eigentlich auf einer Art von Fiction beruhen. Wenn nun aber eben jener Physiker dazu fortschreitet, dieselben Kräfte und Erscheinungen, die er uns in einem künstlichen Experiment in ihrer elementaren Form gezeigt hat, nun auch in den verwickelteren Gestalten der realen Welt, zwar durch andere Faktoren modificirt und abgeschwächt, aber doch ganz dem Gesetz ihres Grundphänomens gemäß wirkend nachzuweisen, so wird es den meisten schwieriger werden, ihm zu folgen; der Reiz, den die einfache und augenfällige Erscheinung bot, wird verschwinden, und nur für den Eingeweihteren wird sich das Interesse steigern, da hier erst das volle Verständniß der wirklichen Natur eröffnet wird.

Auf etwas Aehnlichem scheint es uns zu beruhen, wenn viele die Goetheschen Charakterzeichnung neben der Shakespeareschen matt und abgeblaßt finden, und der letzteren eine größere Naturwahrheit und Genialität zuschreiben wollen. Goethe, der stets mitten in der Gesellschaft und in mannigfacher praktischer Thätigkeit lebte und bei seinen Dichtungen kein bestimmtes Publikum vor Augen hatte, stellt uns immer den ganzen, durch eine Masse von äußeren Bedingungen mitbestimmten Menschen dar; Shakespeare, der außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft und ohne die Erfahrung eines praktischen Berufs lebte, und den Erwartungen eines bestimmten Zuhörerkreises genügen mußte, spaltet den Menschen aus dem Schatz seiner innern Erfahrungen heraus und stellt, ohne die abschwächende und ergänzende Macht des Weltganzen näher zu beachten und zu kennen, die verschiedenen Grundrichtungen der menschlichen Natur in einzelnen leuchtenden Gestalten hin. Es ist klar, daß hiemit zwar eine Grenze und ein Mangel angedeutet, aber doch immer noch etwas unendlich Großes dem Dichter beigelegt wird,

Digitized by Google

daß wir beide Gattungen sich ergänzend neben einander stellen und uns an der einen wie an der andern erfreuen können. Shakespeare zeichnet die psychologischen Urphänomene, die in der Wirklichkeit in solcher Reinheit und Stärke nicht vorkommen, Goethe die complicirteren Gebilde des realen gesellschaftlichen Lebens. Jene sind allgemeiner verständlich und effektvoller, diese haben ihren vollen Reiz nur für engere Bildungskreise.

Die Blinden unter den Verehrern, die mit ihrem Shakespeare ungefähr verfahren wie die Theologen mit der Bibel, die alle denkbaren Qualitäten auf seinen Ehrenscheitel zu häufen bemüht und besonders darauf erpicht sind, gerade die augenfälligsten Mängel und Schwächen in Vorzüge, die dann freilich erst der Eingeweihte ganz verstehe, zu verkehren, preisen ausdrücklich auch die reiche und umfassende Weltkenntniß des Dichters, sein großes und vielseitiges Wissen. Würden sie nur sagen, es sey zu bewundern, wie Shakespeare trotzdem, daß er sein Lebenlang der bürgerlichen Gesellschaft und der praktischen Thätigkeit fern stand und von der gelehrten Bildung seiner Zeit bei den ungünstigen äußeren Verhältnissen seines jugendlichen Alters sich nur Weniges aneignen konnte, dennoch aus Wenigem Viel zu machen und mit genialem Takte vielfach das Fehlende zu ergänzen und grobe Fehlgriffe zu vermeiden gewußt habe, so wäre das der Wahrheit gemäß. Jene weitergehenden Behauptungen aber stellen die Sache auf den Kopf, und wir müssen ihnen gegenüber die Ansicht vertreten, daß Shakespeare von der strengen causalen Verkettung des Weltlaufs, von der realen Bedingtheit alles menschlichen Handelns sehr mangelhafte Vorstellungen hatte, daß in Folge davon die dramatische Handlung in fast allen seinen Werken an großen Unwahrscheinlichkeiten, ja Undenkbarkeiten leidet, daß bei dem innigen Zusammenhang zwischen der Handlung und den Charakteren hiedurch auch die psychologische Zeichnung nicht selten eine verfehlte wird, und daß aus dieser einen, aber wichtigen Schranke seiner Begabung oder künstlerischen Ausbildung, aus diesen vielfachen Anstößen, die ein berechtigter Realismus beim Genuß seiner Werke nehmen muß, allein erklärbar wird, wie ein solcher Dichter gleich nach seinem Tode fast zwei Jahrhunderte lang von seinem eigenen Volk verkannt und vergessen werden konnte, wie die ganze romanische Race, welcher doch nur eine dünkelhafte Einseitigkeit auf unserer Seite einen feinen Sinn für das Schöne absprechen kann, den britischen Dichter heute noch fast ungenießbar findet, wie endlich auch der unbefangene Leser von germanischem Vollblut oft genug über widrige Eindrücke Herr werden muß, um für die übrigen Schönheiten des Dichters empfänglich zu bleiben.

Wenn wir behaupten, daß unter Shakespeares Dramen sich kaum ein einziges finde, das eine wohlgefügte, pragmatisch denkbare Handlung enthalte, und hiedurch vielfach auch die Charakteristik beeinträchtigt werde, so erfordert dieß nun einen näheren Beweis und ein Eingehen auf ein Detail, das freilich dem Kenner der deutschen Shakespeareliteratur vielfach nur schon Bekanntes darbieten kann.

VI.

Die Motivirung der Handlung in Lear, Maß für Maß, Cymbeline, Romeo, Macbeth, Othello, Hamlet.

Wohl die größten Anstellungen vom pragmatischen Gesichtspunkt aus treffen ein an Detailschönheiten überreiches Werk, den König Lear. Schon Goethe hat mit Unrecht gleich die Eingangsscene geradezu absurd genannt. Wenn Jemand einen Apfel oder ein Stück Kuchen unter einige Kinder so vertheilt, daß er demjenigen das größte Stück verspricht, das am artigsten darum bittet, so können wir's uns gefallen lassen, wiewohl einem verständigen Vater selbst das nicht in den Sinn kommen wird. Wenn aber ein ruhmvoller, lebensmüder Fürst unter erwachsene Kinder, deren Charakter und Liebe zu ihm er längst kennen muß, nach diesem Maßstab ein Königreich austheilt, wenn er dabei derjenigen Tochter, die ihm schon vorher die liebste unter allen war, nur darum, weil sie gegenüber von den vorausgegangenen Hyperbeln der Schwestern ihr Gefühl in einfache und etwas dürftige Worte kleidet, ihr Erbtheil ganz entzieht, wenn er ferner, statt sich für den eigenen Bedarf bestimmte Schlösser und Einkünfte vorzubehalten, für sich und hundert Ritter ein nach Monaten alternirendes Gastrecht an dem jedesmaligen Aufenthalt der Töchter ausbedingt, so ist das die Einleitung für ein Kindermährchen, aber nicht für eine erschütternde Tragödie. Ein König, der so handelt, hat wenig Verstand mehr zu verlieren, es wundert uns kaum noch, wenn er gleich darauf zum völligen Narren wird, und wir können es eigentlich nur durch den Gedanken, daß er schon von vorne herein nicht mehr recht zurechnungsfähig war, noch zum vollen Gefühl des Mitleids bringen.

Das Benehmen des alten Gloster ist um nichts verständiger. Daß der ächte, unter den Augen des Vaters herangewachsene, von ihm stets als edel, treu und liebevoll erprobte Sohn auf einmal sich mit dem hergelaufenen Bastardbruder in eine Verschwörung gegen

das Leben des Vaters einlaſſen, dieſe Abſicht ſogar dem Papier anvertrauen und den Brief auf's Gerathewohl dem Bruder ins Fenſter werfen werde, mußte dem Alten ja ganz unglaublich vorkommen; daß er aber dieſen Sohn, ohne ihn auch nur noch zu ſehen und zu hören, verbannt, daß Edgar ſich auf den albernen Hocuspocus mit dem Schwertziehen einläßt und flieht, ohne nur mit einem Wort gegen den Vater das plumpe Poſſenſpiel aufzuklären, das ſind ganz unglaubliche, faſt mährchenhafte Vorgänge. Da Alles ſo raſch geht und Edgar, man begreift kaum wie, auf einmal aus ſeines Vaters Haus hinausgelogen iſt, ſo iſt die Sache auch auf der Bühne kaum recht verſtändlich. Daß Edgar ſodann als wahnſinniger Bettler auftritt, iſt zwar nicht näher motivirt, doch laſſen ſich immerhin Gründe dazu denken; daß er aber in dieſem verſtellten Wahnſinn ohne alle Noth ſo viel unnützes Zeug redet, wird überaus läſtig, wie überhaupt die vielbewunderte Hüttenſcene durch ihre lange Dauer und den unerſchöpflichen Strom irrſinniger Reden nach unſerem Gefühl ermüdend wirkt. Man könnte ſogar vermuthen, Shakeſpeare habe hier eine Art von dramatiſchem Bravourſtück liefern wollen, indem er dreierlei Narren, einen wirklich irrſinnigen, einen ſimulirten und einen Berufsnarren neben einander auftreten läßt und alle drei auf's Feinſte zu nüanciren weiß.

Kent benimmt ſich gegen den Haushofmeiſter ſo roh und ungeberdig, daß die ihm gewordene Züchtigung gar nicht den Eindruck eines Unrechts, einer Kränkung des Königs macht, was ſie doch ſoll. Daß dieſer Oswald ſpäter, auf den Tod getroffen, im letzten Moment ſeines Lebens an nichts denkt, als wie ein Auftrag ſeines Gebieters noch vollzogen werde, iſt ein Zug rührender Dienſttreue, der zu der ſonſtigen Verworfenheit dieſes Charakters nicht paßt. Daß Jemand bei einem Sprung auf ebener Erde glauben gemacht wird, er ſey tauſend Klafter tief hinabgeſprungen und unverſehrt unten angekommen, wurde von jeher als gegen alle ſinnliche Wahrſcheinlichkeit ſtreitend angeſehen.

Endlich die wilde Grauſamkeit, daß dem niedergeworfenen Gloſter auf der Bühne mit einem Stuhlfuß beide Augen ausgedrückt werden! Von den eilf Hauptperſonen des Stücks bleiben nur drei am Leben! Die ganze Handlung im König Lear hat den Charakter eines Kindermährchens von der ſchauerlichen Sorte, nur daß das eigentlich Wunderbare fehlt. Mährchenhafte Stoffe eignen ſich aber nicht für die Tragödie.

In „Maß für Maß“ hat die ganze Handlung zu ihrer Grundlage die Vorausſetzung, daß in einem chriſtlich europäiſchen Lande (und vollends in Wien!) ein Geſetz beſteht, welches jeden außerehelichen Liebesgenuß mit der Todesſtrafe bedroht. Das Geſetz iſt zwar außer Uebung gekommen, es wird aber während einer Abweſenheit des Herzogs von ſeinem Statthalter wieder erneuert und ſogleich rückwärts auf ein verlobtes Paar, das durch äußere Umſtände an der Heirath gehindert worden war und indeſſen die Rechte des Eheſtandes anticipirt hatte, angewendet. Alles das findet im Stücke Niemand unſinnig und undenkbar, ſondern nur hart und ſtreng.

Im Cymbeline geht Poſthumus, im Uebrigen unter Shakeſpeares männlichen Charakteren wohl die edelſte und am idealſten gehaltene Geſtalt, mit einem fremden Abenteurer in Italien die Wette ein, daß es dieſem nicht gelingen werde, ſeine Gattin, Imogen, zu verführen; er ſchenkt der ſophiſtiſchen und lügenhaften Erzählung des Zurückgekehrten, die, wenn auch Verdacht erregend, doch für keinen Verſtändigen ſchon beweiſend ſeyn konnte, ſofort unbedingten Glauben und ſendet ſeinem Diener den Befehl, die Gattin zu ermorden. Cymbeline hat überhaupt unter allen ernſten Stücken des Dichters die romanhafteſte und abenteuerlichſte Handlung; die Erſcheinung Jupiters, um an die Seite des ſchlafenden Poſthumus ein Täfelchen mit einem ziemlich abſurden Orakelſpruch zu legen, darf vielleicht das befremdlichſte Phantasma genannt werden, das ſich überhaupt in des Dichters Werken findet.

In Romeo und Julie iſt im Ganzen die Expoſition und Führung der Handlung vortrefflich; das Mittel aber, das der Pater Lorenzo vorſchlägt, um die Trauung mit dem Grafen Paris zu verhindern, und das die Kataſtrophe allein herbeiführt, iſt unter allen, welche die kühnſte Phantaſie ausſindig machen könnte, das ſeltſamſte, unnatürlichſte, gefahrvollſte, ja undenkbarſte, während die mancherlei nahe liegenden und leichten Mittel gar nicht in Frage kommen. Man fragt vergeblich: warum geſteht nicht Julie einfach, daß ſie ſchon vermählt ſey, und ſtellt den weiteren Folgen des Hervorbrechens ihrer Liebe entgegen? Warum flieht ſie nicht, da ſie doch ungehindert aus und eingeht, und auch das Mittel Lorenzos nicht mehr erzielt, als daß ſie, ſtatt vom elterlichen Hauſe, von dem nahen Kirchhof aus den Weg nach Mantua zu machen hat? warum ſtellt ſie ſich nicht krank? warum bewegt man nicht den Bräutigam durch die Mittheilung, daß die Braut ſchon mit einem andern vermählt ſey, zum Rücktritt? warum verfällt der fromme Pater nicht auf die dem chriſtlichen Prieſter nächſtliegende Einrede, daß er bei Lebzeiten des erſten Gatten Niemand zum zweitenmal trauen dürfe? So führt denn der bloße Zufall in der Form des abenteuerlichſten und noch in ſeiner

Digitized by Google

Ausführung übereilteſten aller Rathſchläge den tragiſchen Ausgang allein herbei.

Wenn im Othello die Intrigue fein und ſcharfſinnig durchgeführt iſt und der Pragmatismus auf wenige Anſtöße trifft, ſo verdankt der Dichter dieß ſeiner Quelle, der er hier ſehr genau folgt, und die auf einer altenmäßigen Criminalgeſchichte beruhte. Wo er den Faden ſelber weiterſpinnt, wie gegen das Ende des Stücks, treten auch gleich nicht wenige Mängel der Motivirung ein. Daß Othello ſeines Amtes entſetzt und Caſſio zu ſeinem Nachfolger beſtellt wird, iſt in keiner Weiſe begründet; daß aber Desdemona in Gegenwart des von dieſer Kränkung tief ergriffenen Gatten darüber ſagt: „Das freut mich,“ iſt unbegreiflich. Das durfte und konnte ſie nicht ſagen. Wie auch ſonſt oft genug, überſieht hier der Dichter, dem es nur darum zu thun iſt, die Steigerung Othellos in ſeinem Zorn und in ſeiner Ueberzeugung von der Schuld der Gattin zu motiviren, daß er ſich hiezu eines nach anderer Richtung hin undenkbaren Mittels bedient.

Ferner iſt in dem Stück Jagos Rolle nicht bis zum Schluſſe conſequent durchgeführt; ſeine Kaltblütigkeit und ſeine Schlauheit laſſen ihn auf einmal im Stich; er mußte ſich überhaupt von da an, wo es zur Kataſtrophe kam, im Hintergrund halten; daß er aber ſeine Frau in Gegenwart vieler Zeugen ermordet, damit ſie nichts weiteres gegen ihn ausſagen kann, wiewohl ſie alles, was ſie überhaupt wußte, bereits geſagt hat, iſt eine von ſeinem Standpunkt und für ſeinen Charakter unbegreifliche Handlung. Es konnte ja nichts gegen ihn aufgebracht werden, als daß er Othellos Eiferſucht rege gemacht habe, was noch lange kein Kapitalverbrechen war. Die allezeit fertigen Apologeten ſagen zwar darüber in üblicher Weiſe; darin zeige eben der Dichter ſeinen tiefen Blick, ſeine Menſchenkenntniß und ſittliche Weltanſchauung, daß er zeige, wie die Liſt und Bosheit ſchließlich doch ſich ſelbſt in die Grube bringe und zur plumpen Kurzſichtigkeit werden müſſe; das ſind aber alles nur leere Phraſen, die gerade auf den vorliegenden Fall am wenigſten paſſen.

Ob der Dichter aus Irrthum oder mit Abſicht den „Mauren,“ d. h. den Venetianer von mauriſcher Abkunft, in einen „Neger“ verwandelt hat, wiſſen wir nicht. Störend iſt es jedenfalls, wie er den Racenunterſchied premirt und den Helden zum ſchwarzen Scheuſal macht. Nicht nur begreift man nicht, wie der Senat von Venedig einen Neger zum Feldherrn macht, ſondern man wird auch an Desdemona irre, wenn ihre Neigung ſelbſt über die kaukaſiſche Race hinausirrt und für das Wollhaar und die dicken Wulſtlippen ſchwärmt. Es war nicht nöthig, die Sache ſo zu übertreiben; es wäre an dem Heidenſohn, dem braunen Mauritaner des Anſtoßes genug geweſen für eine Senatorentochter von Venedig.

An die dramatiſche Handlung im Macbeth hat der realiſtiſche Geſichtspunkt nur ein ſehr beſchränktes Anrecht, da ſich dieſes Stück gleich von vornherein auf den mythologiſchen Boden einer grauen Vorzeit ſtellt, und übernatürliche Kräfte ins Spiel treten, denen gegenüber es keine pragmatiſche Kritik gibt. Der Dichter hatte hiezu natürlich das gleiche Recht, mit welchem uns die alten Tragiker oder Goethe in der Iphigenie auf den Boden der alten Götter und Heroenſage ſtellen. Wären freilich die Hexenerſcheinungen nicht als etwas Reales zu denken, wie uns die meiſten Shakeſpeare-kritiker glauben machen wollen, ſondern nur Viſionen des Helden, ähnlich den Geiſtern der Ermordeten in Richard III., nach Außen projicirte Verſinnlichungen von inneren Vorgängen, Begierden und Beängſtigungen, ſo würde der realiſtiſche Standpunkt mit verſtärkter Gewalt ſich geltend zu machen haben und die Handlung des Stücks würde geradezu unbegreiflich. Allein jene Auffaſſung ruht auf den ſchwächſten Argumenten und widerſtreitet aller natürlichen Auslegung.

Das Weſentliche iſt doch offenbar, daß die Hexen die Zukunft voraus ſagen, und zwar in einer bis ins Kleinſte zutreffenden Richtigkeit. Von allen ihren Orakeln hat nur das Eine, daß Macbeth König ſeyn werde, einen Anhaltspunkt in ſeinem eigenen Innern; daß Banquos Nachkommen die Krone tragen werden, und zwar die letzten derſelben zwei Reichsäpfel und drei Kronen, daß Macduff den Macbeth tödten, daß der Birnamswald auf Dunſinan herantücken werde, was doch Alles zutraf, iſt aus jener Auslegung nicht im mindeſten zu begreifen. Freilich hatten dieſe Schickſalsſchweſtern keine zwingende Macht über Macbeth; ihre Weiſſagungen heben ſeine Willensfreiheit ebenſo wenig auf, als die Sprüche des delphiſchen Gottes den Oedipus zu einem Unfreien machten. Daß Banquo ſich zu dieſen Sprüchen anders verhielt, als Macbeth, ändert nicht das Mindeſte an dem Sachverhalte. Ueberdieß war der ihn betreffende Spruch ſeinem Inhalt nach von der Art, daß er zu keiner Thätigkeit dadurch angeregt werden mußte. Da er ſelbſt zum Königshaus gehörte, war es wohl denkbar, daß ſeine Nachkommen die Krone tragen werden; er konnte aber ſeinerſeits nichts dazu und nichts davon thun. Auch ſtellt uns der Dichter ja deutlich genug ſeine Hexen nicht als göttliche ſchaffende Weſen, die über den Menſchen eine Gewalt hätten, ſondern als teufliſche dar, die ihn in Verſuchung führen und am Böſen ihre Freude haben.

Digitized by Google

Daß er ſie aber als reale und übernatürliche, das Zukünftige voraus wiſſende Geſtalten gedacht haben will, daran wird kein unbefangener Leſer den mindeſten Zweifel haben.

Es liegt jener Auslegung die ſeltſame Tendenz zu Grunde, den Dichter gegen den Vorwurf abergläubiſcher Vorſtellungen, einer finſteren mittelalterlichen Romantik in Schutz zu nehmen. Dieſe Conſequenz wäre gerade ſo verkehrt, wie wenn man Goethe vorwerfen wollte, daß er an einen Teufel Mephiſtopheles, oder an die Göttin Artemis, an die Eumeniden und den Mythus von Tantalus geglaubt hätte. Der Dichter hat das unbeſtrittene Recht, den Boden für ſeine dramatiſche Handlung zu wählen. Verſetzt er uns ganz oder theilweiſe in eine Phantaſiewelt, ſo haben wir ihm dahin zu folgen und die Vorausſetzungen gelten zu laſſen, die er uns anſinnt; verſetzt er uns aber auf den realen und geſchichtlichen Boden, ſo hat er auch ſeinerſeits die Geſetze zu beachten, die in dieſem Element herrſchen, und muß ſich die Kritik gefallen laſſen, die von ihnen ausgeht. Nur ſo wird uns auch Shakeſpeares Macbeth in ſeiner majeſtätiſchen Schönheit verſtändlich werden, nicht aber wenn wir die Geſtalten, denen ſeine Phantaſie nun einmal innerhalb des Gedichtes eine reale Exiſtenz verleiht, in unklare Zwitterdinge von Viſion und Accommodation auflöſen.

Unter dieſen Vorausſetzungen iſt gegen die Handlung im Macbeth wenig zu ſagen. Nur in unweſentlichen Dingen ſind vielleicht Lücken der Motivirung, wie z. B. die ſofortige Flucht der beiden Prinzen ins Ausland nach des Vaters Tod auffallend und nicht genügend begründet iſt. Auch die Motivirung für die Ermordung Banquos iſt nicht ganz befriedigend. Da Macbeth keine Kinder hat und Banquo mit ihm dem Königshaus angehört, ſo konnte der Gedanke, daß Banquos Nachkommen die Krone tragen werden, für Macbeth nichts Auffallendes und Unerträgliches haben; er mußte die Orakelſprüche der Hexen als ein Ganzes betrachten, woraus er nicht einen beliebigen Theil zu nichte machen kann. Man muß ſchon zu der Ausflucht greifen, daß Macbeth in jenen Monologen, wo er dieſen Entſchluß begründet, an die Möglichkeit, noch ſelbſt Söhne zu bekommen, denkt, oder, was wahrſcheinlicher iſt, daß der Dichter, der ſtets ſcenenweiſe gearbeitet zu haben ſcheint, an dieſer Stelle vergaß, daß er an andern Stellen Macbeth ausdrücklich zum kinderloſen Vater macht.

Größere Schwierigkeiten bietet in Macbeth die Charakteriſtik, namentlich der Lady. Ihr Verhalten vor der That und nach derſelben ſcheint dem pſychologiſchen Geſetz der Stetigkeit und Unveränderlichkeit des weſentlichen Charakters, das Shakeſpeare im Allgemeinen, wenn auch mit mehreren Ausnahmen feſthält, zu widerſprechen. Wer vor einer verbrecheriſchen That eine ſo entmenſchte Kälte und Gefühlloſigkeit zeigt, und von jeder Regung des Gewiſſens als einer verächtlichen Schwachheit ſpricht, der kann nicht nach gelungener That durch Gewiſſensbiſſe zum Irrſinn und Selbſtmord getrieben werden. Das Gewiſſen iſt ja doch nichts anderes als das natürliche und ſtetige Bewußtſeyn von der unbedingten Berechtigung ſittlicher Grundnormen. Dieſes kann wohl unter dem Druck einer ſtärkeren Leidenſchaft ſchweigen und nach Befriedigung derſelben verſtärkt hervortreten; mit jener kalten überlegenden Grauſamkeit aber, welche die Lady vor dem Verbrechen zeigt, iſt jener Grad der Gewiſſensſtärke, der zum Wahnſinn und Selbſtmord führt, nicht vereinbar.

Auch in dem Charakter von Macbeth ſelbſt vermiſſen wir, ſo großartig und erſchütternd er gezeichnet iſt, theilweiſe jene Stetigkeit. Er wird, bevor die Verſuchung an ihn herantritt, vom Dichter als eine edlere Natur dargeſtellt, was, noch mehr als in ſeinem eigenen Verhalten, in dem Urtheil des Königs und der Andern über ihn erkennbar iſt. Dieſe beſſere Natur, ſollte man erwarten, müſſe noch einmal zum Vorſchein kommen; nachdem ſein glühender Ehrgeiz ſein Ziel erreicht hat, müßte er wenigſtens einen Verſuch machen, oder das Verlangen zeigen, die übel erworbene Krone ruhmvoll zu führen, das Verbrechen durch Herrſchertugend zu ſühnen oder zu mildern. Es müßte ſich dann zeigen, daß das nicht mehr geht, daß das Böſe fortzeugend Böſes muß gebären und er im Blute fortwaten muß, um nicht zu fallen. So aber erſcheint er von dem Zuſammentreffen mit den Hexen an wie ein von allen hölliſchen Dämonen Beſeſſener, der wie ein Wahnſinniger von einer Unthat zur andern ſchreitet, ohne daß die beſſeren Regungen einer früheren Zeit auch nur auf einen Moment wieder zur Herrſchaft kämen. Auch hier, wie noch oft, überſpannt Shakeſpeare den Contraſt und den Effekt auf Koſten der pſychologiſchen Wahrheit; denn ein völliges Umſchlagen des Grundcharakters gehört gewiß immer und überall zu den Täuſchungen. Ohne die Idee der Stetigkeit wird uns überhaupt keine Entwicklung weder in der Natur noch im Menſchen begreiflich.

Mit der Erklärung des Hamlet wird man niemals zurecht kommen, wenn man nicht ſchon den ganzen Dichter, die äußeren Bedingungen, die inneren Eigenthümlichkeiten ſeiner dramatiſchen Dichtungsweiſe kennt, wenn man nicht weiß, welchen Hörerkreis er dabei im Auge hatte, um welche Wirkungen es ihm zu thun iſt, welchen Werth er überhaupt auf die prag-

Digitized by Google

matische Seite der tragischen Handlung legt, und welche Befähigung er für diesen Theil der dramatischen Technik hat, wie ihm überall der Effekt der einzelnen Theile wichtiger ist als der kunstvolle Faden des Ganzen, wie er niemals an den gelehrten Leser künftiger Zeiten, sondern überall an den empfänglichen Hörer und Zuschauer der Gegenwart denkt. Wer mit richtigen Vorstellungen hierüber an das Drama herantritt, der wird zum voraus vor vielen Irrwegen bewahrt bleiben, in welche sich die meisten deutschen Ausleger desselben verloren haben. Wir nehmen hievon selbst Goethe nicht aus; denn wenn in der bekannten Stelle des Wilhelm Meister gesagt wird, Shakespeare habe in Hamlet schildern wollen: „eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist, eine edle und reine Natur ohne die sinnliche Stärke, die den Helden macht," so liegt darin nicht ein Schlüssel für das Verständniß des Stücks, sondern ein kritisches, und zwar bereits tadelndes Urtheil über die dramatische Handlung desselben. Die Sache kommt wohl so heraus, wie Goethe sagt, aber gewiß ist dieß nicht die Absicht des Dichters gewesen.

Die Goethesche Auffassung wird aber bis an die Grenze der Unbegreiflichkeit übertrieben, wenn man Hamlet zu einem völlig unentschlossenen, und sogar feigen Charakter machen will. Kein unbefangener Leser wird in einem Mann, der im Verlauf des Dramas, ehe er seinem Hauptgegner den Todesstoß versetzt, noch gleichsam en passant drei weitere Personen tödtet, der einem Gespenst, vor dem die Kriegsleute ängstlich zurückbeben, kühn entgegentritt, der auf ein enterndes Raubschiff allein vor der Zeit hinüberspringt, dem es keine Ruhe läßt, daß ein Anderer für einen tüchtigeren Fechter gehalten werden soll, der in jedem Wort, das er spricht, von Geist und Feuer sprüht, einen Hans den Träumer, einen aus Reflexion und Unentschlossenheit zum praktischen Handeln unfähigen Charakter erkennen.

Das Wahre an der Sache ist: Hamlets Handlungen sind confus und unzweckmäßig; er wählt falsche Mittel für seinen Zweck. Der Grund hievon ist aber nicht, daß der Dichter ihn so darstellen *wollte*; denn zweckwidriges Handeln hat nur im Lustspiel, nicht in der Tragödie Raum; von einem Helden eines Dramas erwarten wir, wenn wir uns für ihn interessiren sollen, so viel praktische Intelligenz, daß er für seine Zwecke nicht Mittel wählt, die überhaupt gar nicht zum Ziel führen können. Die unverkennbare Unzulänglichkeit in Hamlets praktischem Thun ist nicht sowohl für Hamlet als für Shakespeare charakterisirend. Unmöglich kann ja das die Intention des Dichters gewesen seyn, eine bloße Unzulänglichkeit, das auszuführen, was man eigentlich will, zu schildern. Schon Aristoteles nennt unter allen Fällen einer dramatischen Handlung denjenigen den unbrauchbarsten für den Dichter, in welchem die tragische Person einen Vorsatz hat, etwas zu thun, ihn aber nicht zur Ausführung bringt.

Hätte aber Shakespeare gleichwohl je sich an dieses Problem gewagt, so hätte die Ausführung eine ganz andere werden müssen. Shakespeare gehört ja nirgends zu den Dichtern, die in allzufeinen und zweifelhaften Linien zeichnen; schon sein Publikum verlangte starke Pinselstriche; seine Fehler liegen immer eher auf der Seite der Uebertreibung als der Unkenntlichkeit. Worin sollen denn aber die deutlichen Beweise für Hamlets Unentschlossenheit liegen? Die retardirenden Momente sind ja für eine Tragödie so unerläßlich, als die Hemmung für eine gute Uhr. Wenn Hamlet gleich nach Erscheinung des Geistes den Akt der Rache vollzöge, so wäre das Stück in der zweiten Scene zu Ende. In der That aber handelt Hamlet ununterbrochen im Stück; sich wahnsinnig stellen, ist auch ein Handeln, und zwar ein sehr intensives und anstrengendes. Daß er sich selbst wiederholt anklagt, sich den Schauspieler, der um Hecuba weint, zum vorwurfsvollen Vorbild macht, zeigt nur, wie ganz ihn der Gedanke an seine Aufgabe erfüllt und auch bei entfernten Anlässen begleitet. Daraus auf seine Feigheit zu schließen, ist gerade so, wie wenn man den Melchthal im Tell der Muthlosigkeit zeihen wollte, weil er einmal sagt: was für ein Feiger, Elender bin ich, daß ich an *meine* Sicherheit nur dachte; oder Thetla im Wallenstein, weil sie sich „einer unedeln Säumniß" anklagt. Mit wie viel deutlicheren Farben würde Shakespeare malen, wenn er die reflexionskranke Unfähigkeit zu einem entschlossenen Handeln zeichnen wollte!

Möge es erlaubt seyn, in der Kürze zu den vielen Auslegungen des Hamlet eine weitere Auffassung beizufügen, die uns Vieles, wenn auch nicht Alles, klar zu stellen scheint, aber freilich den ästhetischen Ideologen nicht gefallen kann.

An der alten Hamletsage, die auffallend an die Erzählung des Livius vom älteren Brutus erinnert, war es ein einziger Zug, der zur dramatischen Behandlung reizen konnte. Hamlet stellt sich, um den Usurpator und Mörder seines Vaters in Sicherheit zu wiegen und selbst keinen Verdacht zu erregen, irrsinnig, gibt aber in diesem verstellten Wahnsinn Beweise einer großen Intelligenz, die sich nach dem Charakter nordischer Sage in einer ungewöhnlichen Schärfe und Feinheit der Sinne, in einer instinktartigen Ahnung

verſteckter Zuſammenhänge äußert. In die Form ſcheinbar irrſinniger Reden tiefen Sinn und verborgene Weisheit zu legen, war ſomit hier die dichteriſche Aufgabe, und ſie war ſchon ihrer Natur nach ſchwer genug, um jedes mittelmäßige Talent zum voraus abzuſchrecken, aber den geiſtvollen und hochbegabten Dichter zu reizen. Eben dieſer Punkt war gleichſam das Kunſtſtück, deſſen Löſung von jedem Bearbeiter der Hamletſage erwartet wurde, in dem übrigen Theil der Sage lag nur wenig Charakteriſtiſches.

Für Shakeſpeare hatte aber dieſe Aufgabe nicht bloß den Reiz, ſein Licht leuchten, ſeinen Geiſt und Witz in neuen Formen ſpielen zu laſſen. Es kam ihr noch ein inneres Bedürfniß ſeines Gemüths entgegen. Er ſelbſt war indeſſen vom Jüngling zum Mann geworden, und hatte durch mancherlei Irrungen und innere und äußere Kämpfe einen Schatz von ernſter Lebensweisheit geſammelt, den es ihn drängen mußte zum dichteriſchen Ausdruck zu bringen. Er kam auf den Gedanken, die Hamletſage zum Gefäß hievon zu machen, die hinter irrſinnigen Reden verſteckte Weisheit der eigenen Lebenserfahrung zu entnehmen, dem Publikum in fremder und ungeahnter Geſtalt eigene Stimmungen und Gedanken vorzuführen. Die Idee, dieß gerade an den Stoff des Hamlet anzuknüpfen, lag einem Dichter von ſo fruchtbarem Vergleichungsvermögen nicht ſo fern, als es dem erſten Anblick ſcheinen mag.

Wie der junge Prinz von Dänemark, arglos von der deutſchen Hochſchule in die Heimath zurückkehrend, das Entſetzliche vernimmt, daß ſein edler Vater elend umgekommen, er um ſein Anrecht auf die Krone betrogen iſt, die Mutter dem Brudermörder die Hand gereicht hat, und Hof und Volk ſich willig in dieſe neue Ordnung fügt, wie er ſelbſt nun in dieſer argen Welt leben, wirken, rächen ſoll, und wie all dieß in ſeinem Gemüth eine bis an die Grenze des Wahnſinns reichende plötzliche Verwandlung ſeiner ganzen Lebensanſchauung bewirkt, ſo war auch der Dichter ſelbſt aus einer ſchönen Traumwelt heraus arglos und mit idealem Anſpruche in das Weltleben hereingetreten, und es hatte ſich vor ihm ein Abgrund von Verkehrtheit, Schwäche und Schlechtigkeit aufgethan, von dem er ſich doch gleichwohl nicht abſchließen konnte, in dem er zu leben und zu wirken, mit Neidern und erbitterten Gegnern zu kämpfen berufen war. Auch ihm verſagte eine bornirte und vorurtheilsvolle Gegenwart die Dichterkrone, als deren berechtigter Erbe er geboren war. Auch ſeiner Seele hatte ſich über dieſen Erfahrungen eine Schwermuth, eine weltverachtende Schärfe und Bitterkeit, ein Humor der Verzweiflung bemächtigt, der ſich in Reden, die der Menge unverſtändlich ſind und als die Worte eines Irrſinnigen erſcheinen können, Luft zu machen ſuchte.

Andere Charaktere und Situationen hatte er als flüchtige Erſcheinungen aus ſeiner reichen Traumwelt entlaſſen; dieſe Geſtalt vermochte er mit ſeinem innerſten Herzblut zu nähren, ihr den wärmſten Pulsſchlag des eigenen Buſens zu leihen. Oder hören wir nicht deutlich genug ihn ſelbſt, den ſchwermüthigen Dichter der Sonette, wenn Hamlet ſagt: „Ich habe ſeit kurzem — ich weiß nicht, wodurch — alle meine Munterkeit eingebüßt, meine gewohnten Uebungen aufgegeben, und es ſteht in der That ſo übel um meine Gemüthslage, daß die Erde, dieſer treffliche Bau, mir nur ein kahles Vorgebirge ſcheint. Seht ihr, dieſer herrliche Baldachin, die Luft, dieſes wackere, umwölbende Firmament, dieſes majeſtätiſche Dach, mit goldenem Feuer ausgelegt: kommt es mir doch nicht anders vor, als ein fauler, verpeſteter Haufe von Dünſten. Welch ein Meiſterwerk iſt der Menſch! wie edel durch Vernunft! wie unbegrenzt an Fähigkeiten! in Geſtalt und Bewegung wie bedeutend und wunderwürdig! im Handeln wie ähnlich einem Engel! im Begreifen wie ähnlich einem Gott! die Zierde der Welt, das Vorbild der Lebendigen! Und doch, was iſt mir dieſe Quinteſſenz von Staube? Ich habe keine Luſt am Manne, und am Weibe auch nicht.“

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Paſiflora.

(Fortſetzung.)

So erklärt ſich das äußerlich nie geſtört geweſene Verhältniß des Fürſten zum Thronfolger. Ein Bruch mit demſelben hätte der Gegenpartei zu Gute kommen müſſen. Dieſer eine Grund genügte, um jedes perſönlich ſich etwa geltend machende Rachegefühl im Keime zu erſticken. Ein zweites Moment kam hinzu, um ihn nach ſeiner Vergiftung von der ſchon vorbereitet geweſenen Scheidung abſtehen zu laſſen. Die Fürſtin war in ihren Beziehungen zu dem Thronfolger zwar taktlos geweſen, aber die gegen ſie erhobenen Verdächtigungen erwieſen ſich als irrig, und wenn auch alle Urſache vorhanden geweſen wäre, mit dem Thronfolger ſelbſt einen Gang auf Tod oder Leben zu unternehmen, ſo hatte doch die Fürſtin nichts Arges verbrochen gebabt. Solcherart ſagte ſich der Fürſt, daß er einen Theil der Schuld an ſeinem Unglück ſelbſt trage, daß er einen Verzweiflungsakt hervorgerufen habe, der, obſchon ein Verbrechen, dennoch nicht füglich anders betrachtet werden könne, als ein Todtſchlag unter Bedingungen der Nothwehr; daß endlich die Jugend, die Reue, die hingebende Pflegſamkeit der Fürſtin ihr Anſpruch auf das mildeſte Sühnemaß erworben. Die innerlich für immer gelöſte Ehe dauerte alſo dem Scheine nach fort.

„Wenn ich Ihnen alles das hier ſage,“ fuhr der Graf nach einer kurzen Unterbrechung fort, indem er ein ſeit Jahren, wie es ſchien, nicht abgeſtäubtes Trinkgefäß trüben Blickes aus der Ferne betrachtete, „ſo geſchieht es, weil Vertrauen für mich die Grundbedingung jedes beſſeren Verhältniſſes iſt und ich ein ſolches zwiſchen einem alten Kunſtverehrer und einem ſtrebenden jungen Künſtler für ebenſo wünſchenswerth, als in unſerem Falle für recht wohl möglich halte. Behagt es Ihnen nun bei mir, ſo nehmen Sie von heute an auch einen Theil jener Geheimniſſlaſt, die mein Sohn und ich bisher gemeinſam getragen, auf Ihre Schultern. Werden Sie dabei nicht an mir irre, wenn mich herbe Stimmungen anwandeln. Seyen Sie immerhin nachſichtig, aber von nun an auf Ihre eigene Verantwortung und ohne die Entſchuldigung unvollſtändigen Eingeweihtſeyns. Tadeln Sie meinetwegen, daß der Kränkelnde, wenn er einmal verzeihen wollte, nicht ganz verzieh, ja wohl gar noch, wie die Lektüre des Leſſing'ſchen Stücks es Ihnen ja ſchon verrathen hat, die Wunde von Zeit zu Zeit wieder unnachſichtig aufriß. Laſſen Sie die Wagſchale, nach welcher Seite Sie immer wollen, hängen, — nur gönnen Sie einem alten deutſchen Rittersmanne, der ſelbſt einem Cato nicht den Selbſtmord vergeben kann, gönnen Sie ihm die Möglichkeit, von ſeinem Sohne zu reden, ohne ihn als Selbſtmörder aufgefaßt zu wiſſen.“

Das war die traurige Botſchaft, die ich durch meine Schutzrede herausgefordert hatte. Was ich antwortete, iſt mir entfallen; ich bin nicht ſicher, ob ſich nicht meine ganze Verwirrung und die unſelige Leidenſchaft, die mich bisher begleitet, darin verrathen hat. Auf mein Zimmer zurückgekehrt, glaubte ich noch immer nur aus einem ſchweren Traume aufgewacht zu ſeyn. Aber als ich aus dem Fenſter hinab ſah, erkannte ich hinter den Scheiben des Laboratoriums die nämlichen Geräthe, die ich, während der Alte ſprach, unabläſſig angeſtarrt hatte, und nun wußte ich, daß ich das Gräßliche in Wirklichkeit vernommen hatte.

Heilige Natur, da ſteh' ich alſo wieder vor einem deiner grauenbafteſten Räthſel! Dieſe ſchönen Augenſterne, die Tag und Nacht wie Engelsgrüße aus dem reinſten Himmel mir zum Herzen ſprachen, ſind gleißneriſch und todbringend wie die glänzende Kirſche der Belladonna! Dieſe weißen Hände, deren bloße Berührung mir wie eine magnetiſche Segenswirkung erſchien, ſie haben gemordet! — O Dichter, der du über den Widerſprüchen dieſer Welt das eigene Licht des Geiſtes verlöſchen ſaheſt, wohl hatteſt du Recht!

„Iſt der kryſtallne Becher ausgeſchwenket,
Wer ſieht's ihm an, ob er mit ſüßem Wein
Ein Herz entflammt zu ſüßen Raſerei'n,
Und mit Vergeſſen einen Schmerz getränket?
Ob er mit Gift den Zecher kalt gemacht,
Und tieferes Vergeſſen ihm gebracht?“

Der Graf iſt mir, ſeit dem Empfang meines Entlaſſungsgeſuchs, aus dem Wege gegangen. Dagegen hat er mir eine Zeile auf's Zimmer geſchickt, durch welche er mich zu beſtimmen wünſcht, bis zum Ende der Woche meinen Entſchluß nochmals zu überlegen.

Digitized by Google

Dennoch hatte ich ihm nicht verschwiegen gehabt, was mir den hiesigen Aufenthalt zur Unmöglichkeit macht. In der That ist mir's, als ob, seit jener letzten Enthüllung, die ganze Umgebung hier etwas für meine Nerven geradezu Verwirrendes angenommen hätte. Ich sehe nichts mehr, wie ich sonst zu sehen verstand. Es treibt mich eine unablässige Unruhe von einem Gegenstand zum andern, und wenn ich meine Aufmerksamkeit zu fixiren versuche, erblicke ich im nächsten Augenblicke hinter der Oberfläche alles Sichtbaren die geheime innere Verknüpfung desselben mit jener dunkeln Begebenheit, welche in der fürstlichen Gruft ihren Abschluß gefunden. O dieses Weib — diese Circe ohne Gleichen! Wenn ich ihr eben entrinnen will, ruft eine Stimme hinter meinem Schritt: „Und doch bin ich unschuldig! Und doch bist du zu rasch!“ — Soll ich denn noch einmal mein Schiff auf den Strand ziehen und bleiben? — Es wird ein schlimmes Ende nehmen.

(Von anderer Hand.)

„Es wird kein schlimmes Ende nehmen.
Ich bin unschuldig.“

Da steht's, mit fester Hand geschrieben; die Dinte noch naß, die Feder noch auf demselben Blatt, das ich gestern beschrieb und auf das ihre Thränen herabtropften. Sie war hier, sie selbst war hier! — Wo hatte ich meine Sinne, daß die Luft mir nicht schon die Zubelkunde zuwehte: sie war hier, sie athmete in diesem selben Raum! O ich küsse euch, ihr Boten der unschuldig Gemarterten, der Einzigen, die Hölle und Himmel über mich verpfänden konnte und die meine Hand in diesem Augenblicke zittern macht vor unaussprechlich seliger Verwirrung! Ja, ich glaube an dich, schwergeprüftes, theures, vielgetheures Weib! Verbanne mich nun oder heiß' mich bleiben! Oeffne die Lippen oder schweige! Wohin du mich sendest, was du mir auch auferlegest — von heute an wird die Dankbarkeit mein Herz bis zum Rande füllen und unablässig werd' ich dich segnen, daß du mich nicht ohne das Beste, das mir werden konnte, meine Straße ziehen ließest! „Ich bin unschuldig!“ Dem Himmel sey Dank!

Drei Tage sind verstrichen, drei Tage der Angst, der grenzenlosesten Beklemmungen. Die Fürstin ist bettlägerig, zwei Aerzte aus der Stadt haben die Wache an ihrem Lager bezogen. Der Graf hält sich den ganzen Tag in ihren Zimmern auf, bezeigt ernste Besorgniß und bietet alle Mittel auf, um ihren Zustand zu erleichtern. Weil sie nach ihrer Mutter fragte, ist sofort ein Bote in die Stadt geschickt worden; er hat einen Zettel für's Telegraphenamt mitgenommen, der die Mutter schleunigst aus ihrem Schlosse an der Schweizer Grenze hieher bescheiden soll. Seit drei Jahren war dieselbe außer Landes und aller Zusammenhang zwischen ihr und der Tochter hatte, wie der Graf schon früher erwähnte, aufgehört. Wird sie kommen? wird sie Genesungslüfte bringen?

Die Fürstin hat, wie ich eben höre, von neuem nach ihr verlangt, und in diesem Augenblick geht ein Curier ab, um die Hetreife der Herbeigerufenen zu beschleunigen. Wenn ich ihr nur ein Tausendstel meiner Sehnsucht einflößen könnte, wie würde sie eilen! — Armes Kind! warum ließen sie dich damals auf dem großen zugefrorenen Gewässer nicht bei deinen Spielgenossen! Wie harmlos vielleicht wäre dein Leben verlaufen! Aber ich, was wüßte ich dann in diesem Augenblick von dir? Und wozu hätte ich da das Licht der Erde erblickt? Was sollte ich dann lieneben? Was gäbe meinem Daseyn einen Inhalt? O lebe, Herzensweckerin, lebe! Ich kann kein anderes Gebet zum Himmel schicken. Nichts möcht' ich ungeschehen machen. Meine bangen Zweifel selbst, ich lobfinge ihnen; lösten sie doch das Siegel von deinen Lippen.

Ein Tag schleicht dem andern traurig nach, und ich vergehe vor Sehnen und unthätiger Sorge. Ich beginne den Grafen zu hassen. Welches Geheimniß auch noch ungelöst seyn mag, war es denn möglich, Jahre lang die Miene der Unschuld mit derjenigen der Schuld zu verwechseln? Ein Menschenkenner wie er! Und jetzt! faßt er denn nicht, daß ich die Kranke sehen muß, und daß alle Aerzte der Welt ihr jetzt nicht halb so wohl thun können als ich, unwissendes Menschenkind, der ich an ihre Reinheit glaube!

Unzählige mal, seit sie erkrankt ist, habe ich ihm Alles bekennen, Alles laut in Worten aussprechen wollen. Aber verrathe ich nicht sie selbst, indem ich mein Inneres noch unverschleierter herauskehre? Soll ich den Schritt, den sie gethan hat, das Wort, das sie niederschrieb, das Vertrauen, das sie mir, vor Allen mir allein erwies, soll ich das Alles preisgeben, und soll ich dem Verstande des Greises aufbürden, was ja doch nur das erregte Gefühl der Jugend begreift? Ich bin in der rathlosesten Verfassung und gehe wie ein Nachtwandler umher, der, unbewußt seiner selbst, am schwefelbrodelnden Feuerkrater dahin träumt. Gott, wenn sie stürbe — o ich darf den Gedanken nicht Gewalt über mich gewinnen lassen! Noch muß ich die

Digitized by Google

Schranken ertragen, die uns trennen. Und so betäube mich denn, so gut es geht, während mein lustiges Schiff zwischen Himmel und Erde dahin schwebt und dem Abgrunde zutaumelt, mein alter Zeitvertreib, die Seidenschnüre zu zählen, aus denen es gewoben ist.

Was mir neulich schon wie eine Ahnung durch den Geist zuckte, hat sich seitdem also nahezu bestätigt. Das Spulicht in meinem Zimmer ist an jenem Abend, wo ich beim späten Heimkommen die Zeilen der Fürstin auf meinem Tagebuche fand, zum zweitenmal vom Schloßhofe aus gesehen worden, und der Castellan schlug mir sogar heute vor, wenn mir etwa graute, ein anderes Stockwerk zu beziehen. Dasselbe Licht ist, wie ich gleichzeitig erfuhr, wenige Nächte vorher von der Försterei aus, etwa von Mitternacht bis zur zweiten Morgenstunde, in dem alten Archivsaale des Fürsten beobachtet worden. Die Fürstin hat also vor ihrer Erkrankung wahrscheinlich nach Papieren ihres verstorbenen Gemahls gesucht, und ist bei diesem Geschäft, in meiner Abwesenheit, auch hieher, in das frühere Schreibzimmer des Fürsten, gerathen. Sie hat daselbst die Tischschieblade, wie immer, bald offen stehen sehen; das Tagebuch ist ihr beim Aufräumen unter den vielen, in der Schieblade durch einander liegenden Papieren in die Hände gefallen; sie hat hinein geblickt und schaudernd das Zerrbild erkannt, das andere und ich von ihr entworfen hatten. In ihrer schmerzlichen Bewegung hat sie zur Feder gegriffen und jene Zeilen niedergeschrieben.

So weit läßt mich mein Schlußvermögen gelangen; vielleicht selbst noch einige Schritte weiter. Sie hat bisher für die Schuldige gegolten; der Graf hält sie in diesem Augenblick noch für die Mörderin seines Sohnes; der Fürst selbst ist, so scheint es, in dem nämlichen Wahn gestorben; wenigstens ließ die Verzweiflung, die sich bei dem Leichenbegängniß in ihren Zügen malte, kaum auf Anderes schließen. Die Fürstin hatte dem Sterbenden das Wort, das ich seitdem vernommen habe, vorenthalten, das Wort — „ich bin unschuldig;“ ihre Verzweiflung entsprang der Reue über diese unwiederbringliche Versäumniß.

So weit habe ich mich durchgetastet. Aber hier stehe ich vor einer selbverschlossenen Thüre. Drei Jahre lang hat die Fürstin für die Schuld eines andern gelitten, und noch jetzt scheint sie das gegen mich endlich ihrer gepreßten Brust entschlüpfte Wort als einen schweren Geheimnißbruch aufzufassen. Sie wagt nicht, es laut zu wiederholen; Gewissensbisse über ein verletztes Gelöbniß sind es wohl gar, was sie auf's Krankenlager geworfen hat. Aber wem konnte sie ein solches Gelübde ablegen?

Je länger ich darüber nachsinne, desto wahrscheinlicher wird mir's, daß am Ende doch der Doktor allein die richtige Fährte erkannt hatte. Die Fürstin ist eine strenge Katholikin. Neben der jugendlichen Munterkeit aber, die mich so lange über die Nachtseiten ihres Lebens täuschte, besteht ja, wie man behaupten will, in manchen weiblichen Gemüthern, als etwas besonders Charakteristisches, jene Opferfähigkeit in religiösen Dingen und jene gottergebene Duldungskraft, die von jeher der Geistlichkeit eine gefährliche Handhabe geboten haben mag. Die Fürstin hat zu wiederholten malen, während der Krankheit ihres Gatten, den Beistand der Religion angerufen. Sie hat gebeichtet. Die Kirche also wußte und weiß um den Zustand ihres Gemüthe, kannte den wirklichen Missethäter, schwieg, wie es allerdings das Beichtgeheimniß erheischte, wachte aber auch augenscheinlich über denjenigen Stunden der Krise, welche das Gelübde mit Gefahr bedrohten. Deßhalb der betende Mönch am Krankenbette des Fürsten, deßhalb die Anstrengungen des Priors, dem Pater Bartolmä eine dauernde Kapellanstellung im Schlosse zu verschaffen; deßhalb vielleicht selbst die Wahl dieser anscheinend so harmlosen Natur, die gewiß besser als irgend ein verschmitzter Abbate die Abneigung des mißtrauischen Fürsten und seines, in diesem Punkte ähnlich denkenden Vaters einschläfern konnte.

Eine ganze Woche ist in's Land gegangen und immer noch sind die Fenster des Krankenzimmers dicht verhängt. Gestern ist die Mutter der Fürstin, eine Baronin Pr...., eingetroffen, nachdem schon mehrere Tage zuvor der Prior mit dem alten Pater auf Besuch hier gewesen war. Der Prior sowohl wie der Pater sind auffallenderweise nur ganz kurze Zeit geblieben und nun hat auch die Mutter der Fürstin schon wieder die Rückreise angetreten. Jedermann fragt, wie es komme, daß die Fürstin sich der Gefahr aussetze, ohne geistlichen Beistand zu sterben, wie es möglich sey, daß eine Mutter nach so vielen Jahren ihre Tochter in bedenklicher Krankheit zum erstenmal wiedersehe und dann nicht bis zur völligen Genesung oder bis zur letzten schweren Stunde verbleibe? Ich frage daselbe und ich finde nur Eine Antwort: der Einfluß der Kirche ist gebrochen; die Baronin hat wichtige Gründe, sich möglichst rasch wieder über die Grenze zu begeben.

Das Erstere wäre hoffentlich ein Vorläufer jener Genesungssymptome, von deren Wahrnehmung der alte Graf mir so eben sprach und die mir endlich, nach langer Unfähigkeit zu irgend einem Geschäft, die Feder wieder in die Hand gebracht haben. Wenn mich nicht

Digitized by Google

alles trügt, dämmert auch seit heute in dem Geiste des Grafen eine Ahnung von dem Irrthum, in welchem er befangen war, und vielleicht bin ich schon heute nicht mehr allein der von der Fürstin selber Berichtigte.

Das zweite Ereigniß ist kaum minder wichtig. Die rasche Entfernung der Mutter scheint den verborgen gewesenen Zipfel des Schleiers an den Tag gebracht zu haben, und jetzt muß dieser Schleier sich lüften lassen. Noch wage ich nicht daran zu rühren. In Hamlets Mutter kochte wenigstens noch das Blut sinnberückender Begehrlichkeit. Aber hier?

Der Graf wird von Tag zu Tag leutseliger; er muß etwas auf dem Herzen haben, zu dessen Besprechung unser Verhältniß noch nicht formlos genug ist, und wenn ich ein klein wenig mehr Thor wäre, als ich's schon bin, da träumte ich mir goldene Brücken. Zu meinem Glücke wiege ich mich in keinen Hoffnungen, wie sie das Leben nicht zu verwirklichen pflegt. Wenn ich je ein waches Gefühl für Unterschiede der Geburt gehabt habe, so hab' ich's jetzt. Je herablassender dieser vornehme Greis mir entgegenkommt, desto unverrückter halte ich die untergeordnete Stellung fest, die mir ihm gegenüber zukommt. Ich werde in dem nämlichen Grade aus dem freien Kunstjünger zum Dienenden, wie ich das Bemühen wittre aus mir, dem bezahlten Arbeiter, wenn auch nur in meiner Einbildung, einen Freund zu machen.

Es ist übrigens möglicher Weise mein eigenes Verhalten mehr in dieser Richtung ein anderes geworden, als seines nach jener andern hin. Seit ich es für wahrscheinlich halte, daß die Fürstin in dem alten Grafen nun doch ihren nächsten und natürlichsten Vertrauten erkannte, werde ich das Gefühl der Beschämung nicht los, ihm in dem Lichte eines Bewerbers um die Gunst der eben erst Verwittweten zu erscheinen; ja wohl gar in dem noch zweifelhafteren Lichte eines armen Teufels, der sich, auf Grund einiger unbedeutenden Künstlererfolge, berechtigt glaubt, alle Staffeln der großen gesellschaftlichen Rang- und Würdenleiter in eitler Selbstüberhebung zu überspringen. Dennoch müßte der Graf blind seyn, wenn er nicht, auch ohne die etwaigen Bekenntnisse der Fürstin, wahrgenommen haben sollte, wie hoffnungslos diese Leidenschaft mich umstrickt hält. Fast stand es ja sogar in meinem Entlassungsgesuch zu lesen, von welchem übrigens nie mehr die Rede gewesen ist.

Ich überblicke eben das heute und das früher Niedergeschriebene, und fühle mich doch einigermaßen verwirrt. Wie! ich hätte mich wirklich nicht in trügerischen Hoffnungen gewiegt? Und was habe ich denn Anderes gethan, seit mein Kopf unter die Dictatur des Herzens gerathen ist? — Gesteh' ich mir's doch nur wenigstens unverhohlen ein: die Sonne selber in aller ihrer Pracht hätte meinen Wünschen nimmer zu hoch gestanden. — Aber der Zauber des zu Zweien Wissens war die Berge ebnende Kraft, die in meinen Augen Schloß und Hütte in einander fließen ließen. Dieser Zauber ist dahin. Ich bin nicht mehr der Erlesene ihres Vertrauens. Die Auszeichnung war zu groß; es bedurfte einer raschen Berichtigung des unbesonnenen Schrittes. Auch ein Anderer mußte in die Falten ihres Herzens blicken, mußte ihr den stützenden Arm reichen, damit der Arm des Fremden nun um so gewisser entbehrlich erscheine.

O der Eifersucht! — Und doch les' ich alles das von den nackten Wänden herab.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.

(Fortsetzung.)

Wien, den 7. Dec. 1854. Gestern war ich in der Burg, wo drei kleine Stücke gegeben wurden, wovon das letzte: „der Tiger," unglaublich komisch war. Der Kaiser konnte gar nicht aufhören zu lachen; die Kaiserin aber sah nicht wohl aus. — Die Fasanen für klein Käthchen gehen heute nach Berlin ab, und ich bestehe darauf, daß mein Pathchen als ein cultivirtes Kind zu allererst Fasanenfleisch kauen soll. Ich habe

Digitized by Google

einen Brief von Sch. bekommen, der die Profeſſur an Rednitz's Stelle haben möchte, wogu er natürlich ſehr tauglich wäre; aber ſeine Verbindung mit der Kölner Zeitung und noch mehr die ſcharlachrothen Novellen ſeiner mir ſonſt ſehr lieben Frau, voll Honweds adoration, werden kaum zu überwinden ſeyn; dennoch will ich mit Graf Thun reden und ihm wo möglich helfen, um mir ganz gewiß einen Freind mehr zu machen, wie es mir immer in ähnlichen Fällen gegangen iſt. — Den 8ten. Der arme alte Wallmoden hat ſich die Hand verbrannt, wie, weiß ich nicht, genug er leidet. Die Unterzeichnung des Allianctraktates macht überall guten Eindruck, nur die Kreuzzeitung behauptet, dem Vertrage ſey keine beſondere Wichtigkeit beizulegen. Abends war ich im Käthchen von Heilbronn, das ich mit Vergnügen ſah und das ſehr gut gegeben wurde von Wagner und Mlle. Hartmann, Anſchütz und der Hebbel. Die E. H. war auch mit dem kleinen E. L. darin, führte ihn aber zu Hauſe, als die Erklärungsſcenen kamen, indem es ihr vermuthlich unnütz ſchien, ihn darüber aufzuklären, wie die ſchwäbiſchen Kaiſer in den Herbergen gelebt haben. — Neues weiß ich nichts, denn noch gehe ich nicht in die Welt. Hier herrſcht politiſcher Aufruhr im beſten Geiſte über den Alliancetraktat. Alles iſt darüber erfreut wegen der Stellung, die Oeſterreich ganz Europa gegenüber angenommen hat. Nur die Times ſagt: wie man wegen der Kriegskoſten zu London oder Paris verlegen ſeyn könne, da die ganze öſterreichiſche Monarchie da ſey, um dafür einzuſtehen; das ſind unſere Freunde. In Mitteldeutſchland ſoll man indeß voll Enthuſiasmus für die Maßregel ſeyn. — Geſtern Abend war ich im Ballett — mittelmäßig — aber ich laſſe mir ganz gern etwas vorgaukeln, und nehme fürlieb, was ich in Schauſpiel und Oper nicht thue. Die deutſche Oper hat durch den Abgang der Grua ungeheuer verloren. Geſtern war Lerchenfeld * bei mir und wir hatten einen ſehr animirten Auftritt über Politik, der eben zu rechter Zeit aufhörte, um nicht unangenehm zu werden; aber wenn man deutſche Geſandte ſo reden und natürlich ſo handeln ſieht, ſo dreht ſich einem der Magen um. Da iſt keine Spur von Patriotismus für den deutſchen Kaiſer von Oeſterreich. Warrens hat heute einen meiſterhaften Artikel über dieſen Punkt im Lloyd, auf eine Depeſche von Neſſelrode ſich beziehend, der ſie zur Dankbarkeit für Rußland auffordert. Wie eine große Maßregel reif iſt, ſieht man Verrath an allen Ecken und die ſchuftigſten Privatintereſſen überall. Die Mittelſtaaten wollen nicht den Großmächten, die kleinen nicht den Mittelſtaaten folgen, und ein großer Gemeingedanke wird immer zur Carrikatur; ſo iſt es noch immer geweſen, ſo iſt es immer noch, und ſo wird es ſeyn. Demungeachtet wird man endlich zum Ziel gelangen, aber ohne Ehre für Deutſchland und mit den ungeheuerſten Opfern für Oeſterreich. Unſer lieber alter ruſſiſcher Freund thut mir leid mit ſeinem ehrlichen Patriotismus, und Ihr thut recht, ihn zu ſchonen. Ich bin leidenſchaftslos, wenn mich nicht die Leute um alle Geduld bringen. In Linz ſind eine Handvoll netter Leute beiſammen, die vollkommen hinreichen, das Zuſammenleben angenehm zu machen; ſorgen Sie nur, ſo viel Sie können, daß der Luxus nicht zu ſehr einreißt, denn dann iſt es mit der Annehmlichkeit aus; es ſoll dort kleinſtädtiſch ſeyn, man ſoll ſeinen Stolz darein ſetzen, daß es ſo iſt. — In der Villa Braunſchweig wird nicht ein Zimmer ſchottiſch, ſondern eine ganze Reihe mit weiß und goldenen Möbeln; der Herzog hat einmal den Geſchmack, der ſeinen engliſchen Marotten entſpricht; ſchön aber wird es ſchon werden, und Raum für Phantaſieſpiele gibt es vollauf. Es gibt kaum einen Styl in allen vier Welttheilen, der nicht vertreten wäre, und ein Narrenhaus iſt es, wie Sie ſich nur eines wünſchen können; auch werden Sie mit dem Ganzen ſehr zufrieden ſeyn, wenn Sie es einmal ſehen werden. — Eben war Heckeren bei mir: es iſt doch merkwürdig, daß kein fremdländiſcher Geſandte ruſſiſch iſt, und kaum ein deutſcher, der es nicht wäre; man ſieht, wie ſich Deutſchland bereits dem ruſſiſchen Einfluſſe mit gebundenen Händen und Füßen überliefert hat, und wie man von Stuttgart bis Berlin, von München bis Dresden auf Rußland ſchwört und jede Selbſtſtändigkeit gefangen gibt. Wir ſtehen an einem wichtigen Wendepunkte der Politik in Europa, und die Umbildungen der Staaten werden nicht ohne große Geburtswehen vor ſich gehen. — Ich habe heute, wie Sie ſehen, einen Mordbrief geſchrieben, von zehn Seiten Länge; theilen Sie ſich die nach der Normallänge ein, wenn wieder eine Zeit kommt, wo ich nicht ſchreiben kann, und raiſonniren Sie nicht.

Den 12. December. „Drei ſind beſſer, aber ſechs liegen noch feſt," das iſt die Antwort, die mir ein glücklicher Familienvater auf meine Frage gab, wie es ſeinen Kindern gehe, die an der Grippe erkrankt waren; und das nennen die Leute einen Segen Gottes! — Den 14ten. So weit hatte ich vor ein paar Tagen geſchrieben, aber maſſenhafte Arbeiten haben mich gehindert, den Brief zu endigen. Hier gehen Dinge vor, die mich nicht erfreuen. Es iſt hier eine Kreuzzeitungspartei aufgetaucht, ärger als die in Berlin; es macht

* Damaliger bayeriſcher Geſandter, ſeitdem geſtorben.

Digitized by Google

mir viel Kummer, aber Schlick hat öffentlich zu Kempen gesagt: „Wenn du Warrens nicht verbietest, so sage ich nicht mehr Du zu dir!“ — Den Tag darauf war der Lloyd verboten! Wo will das hinaus? Dem Kaiser sagt man, das gelte den Mühlern! Wo aber ist die Wühlerei am ärgsten? Dennoch steht meine Hoffnung fest, daß man am Ende dem Kaiser Alles wird klar machen können. — Die Cholera ist wieder auf's Neue spukhafter, in der Burg und im Pallast des Erzherzogs Albrecht sind mehrere Personen erkrankt. — Heute Abend gehe ich in Ferdinand Cortez.

Den 21. December. Im Fechter von Ravenna war ich noch immer nicht. Man glaubt jetzt den Schleier gelöst zu haben, der über dem Autor des Stückes liegt, und hält den jetzigen König von Sachsen für denselben, indem man behauptet, der Kaiser habe nach jedem Akt telegraphische Meldung über die Aufnahme abgehen lassen. — Ich glaube, die Preußen wollen durch ihre vereinzelten Sendungen nach London und Paris vor der Hand eine Begünstigung bezüglich des Sundzolls für sich gewinnen; die Herzogthümer wären ihnen noch lieber, die sind aber vor der Hand noch nicht zu haben. Wenn Louis Napoleon fest bei unserer Alliance bleibt, so bleibt der Friede des Continents ungestört, denn der Friede mit Mitteleuropa, d. h. mit Deutschland, ist die Grundlage aller neuen Politik Frankreichs.

Krieg hat es genug, und wird es noch lange genug außer Europa haben. Das glauben aber die hiesigen politischen Mückenfänger nicht; die glauben, wie die Welt bis zum Jahre 1812 ausgesehen habe, so müsse sie noch aussehen, und es gäbe Erbfeinde in der Politik, wie eine Erbsünde im christlichen Dogma. — Denis Eckels kommt morgen von Paris, und ich bin sehr neugierig, ihn zu sehen und zu sprechen. Die Eisenbahnunterhandlung ist fertig, und man wünscht, um sie gehörig exploitiren zu können, Frieden in Paris so eifrig wie in Wien. Ganz ohne Möglichkeit für den Frieden sind daher die Dinge nicht, nur fürchte ich, daß die Engländer viel halsstarriger dagegen kämpfen werden als die Russen. Jene sind überhaupt, ne vous déplaise, das Allerschlechteste, was wir in der Politik haben; ich erinnere nur an das letzte Auftreten Lord John Russells und die kreuzlahme Widerlegung Lord Aberdeens, der unbedingt noch der ehrlichste Mann in England ist. — Ich schicke heute eine „terrine de gibier,“ d. h. eine kalte Pastete, die ich bitte auf den Weihnachtstisch zu stellen.

Den 22. December. Heute habe ich schon mein Christkind bekommen, und danke Ihnen gar schön dafür. Ich habe das Zeug schon dem Schneider überantwortet, und fürchte nur, ich werde etwas verrückt in diesem Schlafrocke aussehen, da Joseph einen bescheidenen Aufputz dieses Prachtstückes gar nicht würdig hält; also lasse ich der Phantasie und den Kosten freien Lauf; gefreut hat er mich ungeheuer, und überhaupt fangen Sie jetzt an mir nützliche Präsente zu machen. Sie brauchen auch wegen kalter Füße nicht besorgt zu seyn, wenn ich am Schreibtisch sitze, habe ich sie in dem Fußsack von Ihnen stecken, der mir auch, wenn ich ausfahre, immer in den Wagen folgt. — Ihre Berliner Correspondenten fragen Sie, ob Preußen von dem Traktat mit den Westmächten gewußt habe? Wer hat nicht davon gewußt? Seit Jahr und Tag ist es immer wiederholt worden; man hatte aber in Preußen die Meinung, Oesterreich würde nicht wagen zu thun, was es erklärt hatte, ohne zuvor Preußens Genehmigung einzuholen. Ueber die Sache hat man es sogar gethan, aber den Tag des Abschlusses hat man in Berlin erst am 28. angezeigt und am 21. war die Unterzeichnung. Aber auch das war ganz in der Ordnung, da man ja nicht allein, sondern mit zwei andern Großmächten zu verkehren hatte, hauptsächlich aber weil von Berlin aus jedes vertraute Wort augenblicklich nach Petersburg telegraphirt wird; das ist meine Meinung über die Sache. Im Ganzen scheinen nur die Engländer gegen den Frieden, Frankreich wird gewiß mit Deutschland bei der Vermittlung zusammen gehen, wenn eine solche stattfindet.

Den 25. December. Gestern war ein ziemlich langweiliger Tag für diejenigen, die keinen Christbaum auszutheilen haben. Ich weiß, daß die Kaiserin Mutter dem Kaiser ein sehr hübsches Schlachtenbild und die Erzherzogin Sophie ein sehr hübsches Ubrgestell, eine Gruppe Gemsen in Bronze, gegeben hat. — Lord Westmoreland soll gefährlich krank seyn. Es wäre sehr zu wünschen, wenn man endlich in Berlin zu dem Entschlusse käme, den Engländern vereint auf den Leib zu rücken, die dem Frieden am meisten entgegen sind und gerne den Krieg mit gemiethetem Fleisch führen möchten. Die Debatte über das Freiwilligencorps, die Aeußerungen im Parlament und in den Journalen, von Lord John Russell anzufangen, ist schon das schlechteste, was man hören und lesen kann. Das ist noch etwas ganz anderes als russische Unverschämtheit.

Den 26sten. Gestern Abend war ich bei der Mutter Pereira, wo ich Führich traf, den ich persönlich nicht kannte; ein angenehmer, kluger Mann. Wir sprachen viel von Amerling, den Führich als Talent und Colorist sehr hoch schätzt und ihn Lawrence, dessen Schüler Amerling seyn soll, innerhalb seines Kreises weit vorzieht, und Lawrence nur als Skizzenmaler gelten lassen will. Er führte diese ganze Controverse sehr

Digitized by Google

nett und bescheiden, gar nicht präpotent, und deducirte seine Meinung sehr hübsch, zumal bezüglich des Colorits, von dem Führich bekanntlich gar nichts verſteht. Amerlings Talent, der gerade in dieſer Richtung genial iſt, ſagt ihm beſonders zu, wiewohl er eingeſteht, daß Amerling in ſeiner Philiſterei zu Grunde gegangen und kein eigentlich großer Meiſter geworden ſey, wozu er wohl das Zeug gehabt hätte. Führich würde für Karl eine ſehr angenehme Bekanntſchaft ſeyn, zumal ſie viel Berührungspunkte durch Cornelius und die römiſche ſtrenge Schule haben. — Den 27ſten. Das Wetter iſt ſeit ein paar Tagen wieder recht abnorm: Frühlingsſturm und Schnee und Regengeſtöber wechſeln in einem fort ab. Die Cholera währt noch immer im alten Verhältniſſe fort, und auch ziemlich im ſelben Umkreiſe der Stadt. Ich habe heute ein Diner von ſechs Perſonen, und ſchicke Ihnen hier das von L. jedesmal nach den Regeln der Kunſt abgefaßte franzöſiſche Menu; er behauptet, die Kunſtausdrücke ſeyen fehlerlos, und da er ſich in dieſem Fall bei Widerſprechen erzürnt, ſo wird ihm freie Hand gelaſſen. — Die Negotiationen der Preußen in Paris und London ſollen bereits Fiasco gemacht haben, was man vorausſehen konnte; ſie wollen ſich lieber von England und Frankreich Avanien ſagen laſſen, als zu ſagen: „wir gehen mit Oeſterreich;“ ſie wollen ihre eigene Politik führen, die die Hegemonie in Deutſchland zur Folge haben müſſe; das geht aber nicht, und am Ende werden Alle ohne Unterſchied mit uns gehen, weil ſie nicht anders können; aber mit dem Anſcheine eines freiwilligen Entſchluſſes mit uns Hand in Hand zu gehen, eine Politik der Ueberzeugung darin zu ſehen und zu zeigen, das thun ſie um keinen Preis. Natürlich nimmt die Animoſität mit jedem mißlungenen Schritte zu, und der Antagonismus zerſtört oder erſchwert alle friedlichen Ausſichten, ſo wie es das Anſehen Deutſchlands gänzlich untergräbt. Natürlich hat man die Mittelſtaaten in dieſelbe Richtung gelockt, nur die deutſchen Kleinſtaaten gehen alle ohne Ausnahme mit Oeſterreich. Mir las geſtern jemand einen Brief von Sir Henry Seymour vor; er enthält nichts Neues, aber ſpricht die Behauptung wiederholt aus, daß Kaiſer Nicolaus durch falſche Informationen, und namentlich durch die griechiſch-ruſſiſchen Kirchenzeloten beſtimmt worden ſey; dieſe hätten ihn veranlaßt, den „ganz gefahrloſen Augenblick“ zu benutzen, um einen Schritt für die orientaliſche Kirche zu thun; daß aber, wenn Nicolaus geahnt hätte, daß ein Krieg, und gar ein Weltkrieg, die Folge dieſes Schrittes geweſen wäre, er ihn nie gethan haben würde; aber man habe ihn vollkommen irre geführt. Alſo doch die Altruſſen an der Spitze von alle dem! — Ob der Lloyd Hoffnung hat? Die Cabalen auf der Seite gegen ihn ſind groß, und der Muth für ihn auf der andern Seite iſt gering. So viel weiß ich, daß Warrens morgen eine Audienz beim Kaiſer hat, ob ſie aber von Erfolg ſeyn wird, iſt eine andere Frage. Wenn ich vom Kaiſer aufgefordert würde, meine Meinung abzugeben, dann gewiß, wer immer dagegen wäre, würde mich nichts abhalten, meine Pflicht zu thun und nach der Ueberzeugung meines Gewiſſens zu ſprechen; aber zuerſt muß man gefragt werden. Vielleicht iſt der Kaiſer ſchon von anderer Seite unterrichtet, und wenn Warrens ſeine Eingabe auf eine Reihe von Belegen und Aktenſtücken geſtützt hat, und ſeine Wirkſamkeit aus allen Zeiten, und nicht nur aus der jetzigen klar gemacht hat, ſo zweifle ich nicht, daß er unverwundet aus dieſer Bataille herauskommen wird. — Mein König Ludwig hat einen nicht unverfänglichen Rückfall und macht mir großen Kummer.

Den 29. December. Ich aß geſtern bei Mama Pereira, mit Rizzi, Couſin Grillparzers und Staatsanwalt, ein ganz ausgezeichneter Menſch, und mit dem Maler und Direktor der hieſigen Akademie, Ruben, eine für mich ganz neue und angenehme Bekanntſchaft. Ich bin überzeugt, daß er eine ſehr gute und zweckmäßige Wahl für dieſen Platz iſt. Da er neben mir bei Tiſch ſaß, ſo hatte ich Gelegenheit, recht viel mit ihm zu ſprechen, und gewann eine reiche Ausbeute neuer Beziehungspunkte. Zuerſt kamen wir auf den Käſermarkter Altar,* von dem er mit großer Begeiſterung ſprach. Er ſagte mir: „Ich bin zuerſt durch eine meiſterhafte Zeichnung darauf aufmerkſam gemacht worden, die wir davon haben.“ Ich hatte ihm früher ſchon von Karl geſprochen, doch war ihm deſſen Namen nicht bekannt; nun ſagte ich ihm: „Die iſt von dem jungen Manne, mit dem ich Sie bekannt machen will, wenn er zu mir kommt.“ Darüber nun war Ruben ſehr erfreut. Dann hatte ich ein Geſpräch mit ihm über die Kunſtleiſtungen im Allgemeinen und ihre Stellung zum Staate, in der ich über die Perſon des Kaiſers Aufſchlüſſe erhielt, die mich entzückt haben.

* Käſermarkt, in Oberöſterreich, beſaß ſeit Jahrhunderten ein Meiſterſtück der Holzſchneidekunſt in ſeinem Altar. Er war ganz unbeachtet, als Karl von Binzer einen Landbeſuch bei der Gräfin Thürheim benutzte, um denſelben zu zeichnen; die Wiener Akademie gelangte in den Beſitz dieſer Zeichnung, und der Statthalter, Freiherr von Bach, ſetzte es durch, daß der talentvolle Holzſchnitzer und Bildhauer Rint ihn reſtaurirte. Zur Stunde iſt es ein vollendet ſchönes, alles Beiwerks entkleidetes Kunſtwerk.

Digitized by Google

Zuerſt verſicherte mich Ruben, daß derſelbe nicht nur eine ſo richtige Einſicht in die Kunſt habe, wie man es bei Laien nur ſelten finde. Ruben iſt in der Lage, darüber urtheilen zu können. Als ich ihm dagegen die bildliche Ausſchmückung der Iſchler Villa als Einwurf bemerkte, ſagte er: „An dieſer hat er gar keinen Antheil;“ was aber ſein Urtheil über Kunſt anlangt, ſo hat er Ruben geſagt: „Sie müſſen Geduld haben; die Zeit der Kunſtperiode iſt für Oeſterreich noch nicht gekommen, aber ſie wird kommen. Noch ſind leider zu viel wichtigere Dinge durchzuführen, und zuerſt müſſen wir das Haus bauen, ehe wir es zieren; aber warten Sie nur, die Zeit wird kommen.“ — Für Muſik und Poeſie ſoll er ohne eigentliche Empfänglichkeit ſeyn. Thut nichts! Das ſind nur andere Strahlen. Die Kunſt iſt der Feuerkern, von dem ſie ausgehen. Ruben ſagte mir, einer ſeiner Kollegen in Prag habe ihm bezüglich des Kaiſers Lobhudelei vorgeworfen; da fügte es ſich, daß der Kaiſer nach Prag kam, als eben Ausſtellung war; da Ruben aber in Karlsbad die Kur brauchte, mußte ſein Kollege den Kaiſer auf ſeinen Kunſtgängen begleiten. Gleich am andern Tage bekam Ruben von ihm einen Brief, in dem er Alles zurücknahm, was er ihm früher geſagt: der Kaiſer ſey ganz ſo, wie er ihn ihm geſchildert habe. Sie können denken, wie mich das Alles erfreut, und wie ich eile, es Ihnen zu ſchreiben, da ich weiß, daß es Sie ebenſo freuen wird. Der Kaiſer iſt herrlich überall, wo er ſeiner eigenen klaren und edlen Natur überlaſſen bleibt, und wo die Leute, die ihm näher treten, ihm die volle Wahrheit nicht verſchleiern; das aber geſchieht allerdings nicht immer, und ich habe Gelegenheit, manchen Blick da hinein zu werfen, der mir oft traurige Eindrücke über den Mangel an Pflichtgefühl macht, das allein den moraliſchen Muth gibt, aufrichtig zu ſeyn. Der Kaiſer ſollte Alles wiſſen, und Alles wiſſen, wie es wirklich iſt — das Thun kann man ihm ruhig überlaſſen. Das müſſen aber nicht bloße Polizeirapporte oder Privatklatſchereien von unberufenen Intriganten ſeyn, die ihm zu Ohren kommen, ſondern die offene Meinung eines über allen Verdacht erhabenen Freundes, wenn der Kaiſer einen ſolchen haben könnte; auch dürfte es niemand ſeyn, der ſelbſt im Wuſt der Geſchäfte ſteckt. Man muß aber wiſſen, welche Intriguen gewonnen werden, um den Männern, die den Kaiſer umgeben, ſelbſt die Blicke zu umnebeln. — In der Politik walten Friedensgerüchte vor.

Den 30ſten. Geſtern war ich in der Oper Brahma von Auber, d. h. „der Gott und die Bajadere;“ ſehr mittelmäßig, aber gehoben durch das Ballet, in dem die Bochini als Bajadere ſehr ſchön tanzte und ſpielte. — Von den Conferenzen weiß ich nur, daß ſie ſtatt haben und daß Gortſchakoff ihnen beiwohnt. Der Friede ſcheint ein ſo allgemeiner Nothſchrei, daß ich mir nicht denken kann, daß er nicht zu Stande kommen ſollte. Wenn die Ruſſen dieſen Augenblick vorübergehen laſſen, ſo dürfte es ſie am Ende ſehr reuen; denn wahrhaftig, ſie kämen mit heilerer Haut davon, als ſie's hoffen durften. — Heute iſt großer Empfang bei der Oberhofmeiſterin, die die Neujahrsgratulationen für die Kaiſerin in Empfang nimmt. — Ich habe nichts von unſerem König Ludwig erwähnt, freue mich aber, daß Ihr übler Traum von ihm verfrüht war, gebe nun Gott für lange Zeit. — Ich habe gehört, daß Ammerling eine Venus gemalt hat, die an Carnation den beſten Tizians nicht nachſtehen ſoll, und zwar in ſehr kurzer Zeit, à la prima. — Bezüglich des Eiſenbahngeſchäfts mit den Franzoſen ſind, wie ich leider höre, die Verhandlungen zum Abſchluß gekommen. Von Warrens habe ich nichts mehr gehört. — Von meinem Waldfräulein hat ein junger Maler Swoboda Illuſtrationen gemacht, die Auer gekauft hat, um ſie im Fauſt erſcheinen zu laſſen. Franz Thun hat ſie mir gebracht, und ſie gefallen mir ſehr. — Dieſer Brief trifft Sie zum neuen Jahr; ich wünſche Gottes Segen über uns Alle herab, angefangen bei Franz Joſeph und herab bis zu unſern armen Leuten in Auſſee! — Den 31. December 1854.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Bremen, November.

Aeußerer und innerer Charakter der Stadt.

So oft vor meiner Niederlaſſung in Bremen der Name dieſer Stadt an meinem Ohre vorüberging, dachte ich mit darunter eine altertümliche Stadt mit engen, unfreundlichen Straßen und altmodiſchen Gebäuden, reich an mittelalterlichen Ueberbleibſeln und in keiner Beziehung dazu angethan, um zu einem längeren Aufenthalt in ſeinen düſteren Mauern einzuladen. Wie angenehm wurde ich überraſcht, als mir in Bremen eine der freundlichſten und gemüthlichſten Städte des nördlichen Deutſchlands entgegen trat! Bremen, von der Weſer durchſchnitten, die oberhalb der Stadt 600—700 Fuß breit iſt, und über welche eine ſtattliche, durch Gas erleuchtete Brücke führt, zählt 65,000 bis 70,000 Einwohner, denen man ſelbſt in ihren geringſten Repräſentanten ein gewiſſes republikaniſches Selbſtgefühl und das Bewußtſein anmerkt, daß ſie auf eigenen Füßen ſtehen und ihr Heil von niemanden als von ſich ſelber erwarten. Einzelne Theile der Stadt haben allerdings noch manches von dem, was ich früher ausſchließlich erwartete, allein um die alte hat ſich eine ganz neue Stadt entwickelt, mit eleganten, zum Theil ſehr geſchmackvollen Häuſern, denen man die Wohlhabenheit, ja den Reichthum ihrer Bewohner anſieht. Faſt ſämmtliche Wohnungen der neuen Stadttheile ſind, wie im Weſtende von London, mit einem Eiſengitter umgeben, und der Raum vor denſelben iſt mit kurzgehaltenen Akazien und Blumenanlagen geſchmückt und gewährt einen überaus freundlichen Anblick, man geht durch die Straßen wie durch einen nicht enden wollenden, immer Neues bietenden Garten. Die Häuſer der Reichen ſind vielfach mit koſtbaren, geräumigen Glasveranden umgeben, und die innere Einrichtung zeugt von engliſchem Comfort und Luxus. Der Bremer liebt es, wenn es irgend ſeyn kann, ſein Haus für ſich allein zu haben, und wer jährlich eine Miethe von 150—170 Thalern zahlen kann, bewohnt dafür ein neues, wirthſchaftlich ungemein bequemes und praktiſch eingerichtetes Haus von zwei Etagen, mit den Wirthſchaftsräumen im Souterrain und einem zierlichen Brunnen in der Küche. Dieſe Häuſer enthalten gewöhnlich ſechs herrſchaftliche heizbare Zimmer. Sie befinden ſich vorzugsweiſe in der Vorſtadt und haben als ganze Häuſerreihen unter Einem Dach etwas Caſernenmäßiges.

Dagegen vermißt man bei Bremen die ſchöne landſchaftliche Umgebung. Kein Wald, kein Hain in unmittelbarer Nähe der Stadt bietet dem Spaziergänger Gelegenheit, ihn zum Ziel ſeiner Wanderung zu wählen und unter ſeinen friſchen, duftenden Bäumen auszuruhen. Dafür müſſen die abgetragenen Wälle entſchädigen, und dieſe bilden in Wahrheit eine beneidenswerthe Zierde Bremens. In parkartige Anlagen verwandelt, vom Frühling bis zum Winter in einen beſtändig wechſelnden Blumenflor gekleidet, ſind ſie das Paradies der Bremer; hier wandelt Jung und Alt von Morgens früh bis ſpät in den Abend, und eine Legion von Ammen und Kindermädchen lagert dort mit dem hoffnungsvollen republikaniſchen Anwuchs beider Geſchlechter.

Nach dem Ruhm einer kriegführenden Macht ſcheint Bremen nicht zu trachten; aber ſein kleines Contingent hat eine vortreffliche Muſik, welche ſich ſchon Morgens während der Sommermonate auf den Wällen hören läßt. Die Wälle in Bremen berühren mit ihren beiden Endpunkten die Weſer und ſind durch die Neubauten faſt in dem Mittelpunkte der Stadt gelegen. Die Wallgräben werden aus der Weſer ſtets mit friſchem Waſſer verſehen und gewähren durch Schwäne und Seevögel mancher Art ein reges Leben, während ſich im Winter die Schlittſchuhläufer auf ihnen tummeln. Das Ufer der Weſer vom Oſtthore aus hat durch glänzende Häuſerbauten und Anlagen ſehr gewonnen und wird fleißig zu Gängen in's Freie benutzt.

Auffallend in Bremen iſt der Mangel an monumentalen Gebäuden; außer dem Dom, der 1050 von dem prachtliebenden, vielſeitig gebildeten Erzbiſchof Adalbert gegründet wurde, und dem unanſehnlichen, altertümlichen Rathhauſe mit ſeinem berühmten Rathskeller wird der antiquariſche Reiſende wenig zu verzeichnen finden. Als charakteriſtiſch wollen wir bemerken, daß die Gewölbe des altehrwürdigen Doms von dem ſpekulativen Geiſt der Behörden als Lagerplätze für Wein vermiethet ſind. Als neueſte Zierden der Stadt müſſen das Schauſpielhaus und die ihrer Vollendung nahe neue Börſe genannt werden. Bremen iſt keine Seeſtadt im eigentlichen Sinne des Worts, da nur Schiffe von geringem Tiefgange die Weſer heraufkommen; man gewahrt daher auch wenig oder gar nichts von jenem bunten, fremdartigen Leben und Treiben, von jenem geſchäftigen Rennen und Jagen, welches großen Handelsplätzen ein ſo eigenthümliches Anſehen verleiht, von dem unaufhörlichen Wagengeraſſel und dem tauſendfältigen Lärmen; Bremen iſt verhältnißmäßig eine ſtille und ruhige Stadt, nur die Straßen, welche vom Markte aus

Digitized by Google

nach der Weser führen, lassen den bedeutsamen Verkehr nach Außen hin ahnen. In Bremen hat Alles den Anstrich des bürgerlich Soliden; wer an das wechselvolle Leben einer größeren Residenzstadt gewöhnt ist, mit ihrer vielfältigen, ständisch zusammengesetzten Bevölkerung, den muß diese Stadt leer und kalt lassen.

Vergnügungssüchtig sind die Bremer nicht, und Bummler und vornehme Tagediebe sind hier nicht zu Hause. Dagegen rühmt man ihnen viele edle Eigenschaften nach; vor allen Dingen sind sie mild- und wohlthätig, und das in einem Grade und in einer Weise, wie es anderer Orten selten vorkommt. Nirgends hört man mehr von frommen Vermächtnissen, die heutzutage eben so selten werden wie die Frömmigkeit selber, als hier. Auch hält der Bremer nach altväterlicher Sitte strenge auf das, was er zugesagt und versprochen hat, und auf das „Ehrlich währt am längsten." Damit soll indeß keineswegs gesagt seyn, daß jemanden in Bremen nicht auch Unrecht geschehen könnte; aber die Ausnahme tritt seltener auf als die Regel. Häuslicher Sinn und behagliche Gemüthlichkeit haben hier ihren Sitz aufgeschlagen, um aber diese kennen zu lernen, muß man hier, wie überall, in den Familien heimisch seyn; wer fremd hier einwandert, kann möglicherweise lange allein stehen, besonders wenn er nichts mitbringt als Gaben des Geistes. Daß in Bremen in den Familien der Wohlhabenden und Reichen, die hier wesentlich den höheren Kaufmannsstande angehören, große Empfänglichkeit für Wissenschaft, Kunst und Literatur herrsche, haben wir allen Grund zu bezweifeln. Wir denken uns die schönen Künste gewöhnlich im Gefolge des Reichthums, an dem Bremen keinen Mangel hat; allein die Erziehung muß diesen Idealen Gestalten überall erst eine gastfreundliche Stätte vorweg bereitet haben; der Mann bedenklicher, weitgreifender Spekulationen ist selten ein Freund der Musen. Der Kunstsinn, wie der höhere Sinn für geistiges Leben in der Familie überhaupt, steigt und fällt mit dem allgemeinen Stande der Bildung des weiblichen Geschlechts, und unsere Bildungsanstalten für die weibliche Jugend haben selten Lehrkräfte aufzuweisen, die über etwas mehr als das Formelle hinausreichen, die für die Welt des Idealen das jugendliche Gemüth nachhaltig zu erwärmen und zu beleben verständen. Dazu müßten sie selber über einen reichhaltigen Schatz universeller Bildung zu verfügen haben. Zur Zeit der ästhetischen Thees lag die Sache anders als heute, wo die Außenwelt und der Materialismus alle Sinne in Anspruch nehmen. Das weibliche Geschlecht aber tritt in Bremen wenig öffentlich hervor und die einzige Zeit, wo man die Bremer Frauenwelt sich großstädtisch bewegen sieht, ist die Zeit des Freimarktes im Oktober. Dieß ist überhaupt die lustigste Zeit in Bremen, laut und lärmend und volksthümlich, mit Seiltänzern und Bärenführern, mit Carousiel, Menagerien und Kunstreitern und all dem Zubehör großer Volksmärkte, wobei für die Dauer von zehn Tagen Groß und Klein von nah und fern sich in Bewegung setzt, um das Unerhörteste zu hören, das nie Gesehene zu sehen, und vor allen Dingen, um zu genießen. Dann tritt Alles wieder in die stille Betriebsamkeit zurück.

Das Leben ist in Bremen ziemlich kostspielig, die Fleisch- und Gemüse- und Butterpreise stehen hoch, doch sind die Lebensmittel, namentlich das Rindfleisch, von ausgezeichneter Beschaffenheit. Weine, Rum und alle Colonialwaaren sind dagegen um Vieles billiger als in den Zollvereinsstaaten. Wer von Hannover kommt und dort die reiche Mannigfaltigkeit und den Wohlgeschmack der Bäckerwaaren kennen gelernt hat, der wird erstaunt seyn über die Genügsamkeit der Bremer, die einem nüchternen Zwieback mit Schwarzbrod belegt eine nationale Anhänglichkeit bewahren und für den täglichen Gebrauch sich auf diese einfachen Artikel beschränken. Ebenso vermißt man hier den saubern, gleichmäßigen und doch so vortheilhaften norddeutschen Heizapparat, die eleganten Porzellan- oder die minder kostbaren Kachelöfen mit luftdichten Thüren, die dem Zimmer eine anhaltende gleichmäßige Temperatur verleihen und nur ein-, höchstens zweimal des Tages mit Brennmaterial versehen zu werden brauchen. Statt dessen bedient man sich eiserner Oefen, die einer beständigen Wartung bedürfen und eine lästigfallende Hitze verbreiten. Man heizt entweder mit Torf, der nicht zu der schlechtesten Sorte gehört, oder mit Kohlen; Holz ist in Bremen sehr kostbar.

Für die Geselligkeit der Männerwelt ist mehrfach gesorgt, namentlich durch den Künstlerverein, der Alles, was man in dieser Beziehung nur wünschen kann, in reicher, fast luxuriöser Weise befriedigt. Die Lokalitäten des Vereins sind geräumig und reich möblirt, und für Speisen und Getränke werden die mäßigsten Preise bezahlt. Die Lesezimmer enthalten die bedeutendsten Zeitungen und Journale des In- und Auslandes. Während der Wintermonate finden regelmäßig wöchentlich einmal Vorträge statt, die von Männern der Wissenschaften und der Künste freiwillig gehalten und von der gebildeten männlichen Bevölkerung zahlreich besucht werden. Charakteristisch für die Bremer Verhältnisse ist wiederum, daß die Frauenwelt von diesen fast durchgängig populär gehaltenen Vorträgen ausgeschlossen ist; für sie werden einige Vorlesungen im Laufe des Winters besonders gehalten. Die Zahl der Mitglieder des Künstlervereins ist eine sehr bedeutende, wenn ich nicht irre, geht sie über 1400 hinaus, und der jährliche Beitrag ist nur 4 Thaler. Unter den übrigen Vereinen nenne ich noch die literarische Gesellschaft, die sich allabendlich zu einem heitern Beisammensein einfindet und in der neben wissenschaftlichen und belebenden Gesprächen Poesien und literarische Artikel im Manuscript vorgelesen, in ihren Wirkungen erprobt und kritisirt werden. In dieser Gesellschaft werden häufig Werke von vorübergehend in Bremen verweilenden Schriftstellern vorgetragen. Zu den Mitgliedern zählen die besten Namen, die Bremen aufzuweisen hat, wie der Dichter Friedrich

Digitized by Google

Ruperti, W. Kiefelbach, der Reifende Kohl, der Dichter Willatzen u. A.

Für ſeine Bildungsanſtalten zeigt das kleine Bremen einen anerkennungswerthen, rühmlichen Eifer, und bringt große Opfer an Geldmitteln, ohne zu rechnen und zu zählen, wenn es gilt, tüchtige Lehrkräfte heranzuziehen. Die Gehalte ſeiner Lehrer ſind vielleicht die höchſten in Deutſchland. Dabei ſuchen die Behörden gerne ſolche Männer zu gewinnen, die durch ihren Namen den Anſtalten und der Stadt ſelber einen gewiſſen Glanz verleihen. Mir iſt ein Fall genannt worden, wo ſie einem Lehrer der Art 900 Thlr. Ueberſiedlungskoſten neben einem Gehalte von 1400 Thlr. bewilligt haben.

Selten wird man in einer Stadt von ähnlichem Umfange, die kein Sitz der Wiſſenſchaften und Künſte par excellence iſt, ſo viele geachtete und geehrte Namen beiſammen finden. Obenan für alle Bremer ſteht der Dichter Friedrich Ruperti. Wer das Ideal eines Dichters kennen lernen will, der ſuche Ruperti auf, der mit ſeiner anakreontiſchen Lebensrichtung die gründlichſte ſprachliche und wiſſenſchaftliche Bildung verbindet und ſich wohl von allen Dichtern dadurch unterſcheidet, daß er die mädchenhafteſte Beſcheidenheit ſelber iſt. Nie und zu keiner Zeit wird Jemand Gelegenheit haben, Ruperti über ſich ſelber und ſeine Poeſien ſprechen zu hören. Selbſt den beſten Freunden gegenüber lehnt er jedes Lob, jede Anerkennung von ſich ab, und doch hätte er ein größeres Recht, überall gekannt und geliebt zu werden, als mancher lyriſche Trommler unſerer Tage. Ruperti iſt ein inniger, ſinniger Dichter, in der Form ſo ſauber, ſo correct, ſo klaſſiſch, daß der rigoroſeſte Kritiker an ihm nichts auszuſetzen finden wird. Obwohl mitunter von Fauſtiſchem Gepräge, iſt er doch in der Beurtheilung anderer, ihrer Schwächen und Gebrechen von der rührendſten Milde und Schonung beſeelt. Unter ſeinen Werken zeichnen ſich beſonders aus ſeine balladenartigen und erzählenden Gedichte in zweiter Auflage, ſeine Sonette unter dem Titel: „Dunkles Laub," ferner „die Nächte der Cleopatra," die erzählenden Gedichte „Johannes und Magdalene, der Flüchtling u. a. m." Allen dieſen Arbeiten ſieht man die ſeltene, tiefe und allſeitige Bildung ihres Verfaſſers an. Als Ueberſetzer aus dem Spaniſchen, Portugieſiſchen, Franzöſiſchen, Italieniſchen, Engliſchen u. ſ. w. wird Ruperti von Niemanden übertroffen. Um ſich davon zu überzeugen, vergleiche man ſeine „Fremde Dichtungen im deutſchen Gewande," Bremen 1862. Auch als zuvorkommender Gelegenheitsdichter iſt er vielfältig in Anſpruch genommen, und ſeine Gedichte „Aus dem Bremer Rathskeller" liefern dafür den Beweis. Friedrich Ruperti iſt ein geborener Hannoveraner und war als Cadett in Hannover eingeſchrieben; da aber ſein Vater nach Bremen berufen wurde, um dort eine höhere Militärcharge zu bekleiden, ſo hat er ſich frühzeitig daſelbſt acclimatiſirt. Er iſt ſeit länger als dreißig Jahren Lehrer der Geſchichte und der Literaturgeſchichte am Gymnaſium unter dem gegenwärtigen Direktor Profeſſor Gravenhorſt, von Allen geachtet, anerkannt und geliebt.

Eine glänzende Acquiſition hat Bremen gemacht an Profeſſor W. Hertzberg, den es als Direktor der Handelsſchule von Elbing berufen und der in der philologiſchen Welt durch ſeine Bearbeitung des Properzius ſeinen Namen zur Anerkennung gebracht hat. Er iſt ein Gelehrter vom reinſten Waſſer, ein nie ruhender Arbeiter, einer von denjenigen, die Gervinus als mit ehernen Eingeweiden verſehen bezeichnet, von einer allumfaſſenden Bildung. Als Direktor der Handelsſchule und daneben als lebensfroher, heiterer Geſellſchafter dürfte er unter den geiſtigen Koryphäen der kleinen Republik ſo ziemlich die einzige ſein, der in den Cirkeln der reichen Kaufmannswelt häufig geſehen wird. Hertzberg hat einen bedeutenden Ruf als Ueberſetzer des klaſſiſchen Alterthums; ſein Properz, Ovid, Plautus, Catull u. ſ. w. ſind mit ſeltener Gewandtheit übertragen, und ſeine Nachdichtung der antiken Versmaße genügt den ſtrengſten Anforderungen. Aber Hertzberg überſetzte nicht bloß die Alten, er iſt auch ein gewiegter Kenner der neueren Sprachen, namentlich der engliſchen, aus welcher er Alfred Tennyſons lyriſche Gedichte mit großer Virtuoſität übertragen hat; ja, er beherrſcht das Engliſche mit ſolcher Meiſterſchaft, daß es F. W. Rogges Weſtminſter-Abtei den Engländern mundgerecht machen konnte, und ſeine engliſchen Verſe ſollen nach dem Urtheile competenter Richter in keiner Weiſe hinter dem Originale zurückſtehen. W. Hertzberg iſt ein Mann von ſehr feinunblichem, zugänglichem Weſen, immer ſtrebſam und mit Neuem beſchäftigt, für die Jugend ſehr anregend; aber er würde mehr an einer großen Univerſität, als an der Handelsſchule in Bremen an ſeinem Platze ſeyn; indeß Bremen thut oft ſeine Augen da auf, wo die andern kurzſichtig oder blind ſind, und ſo beſitzt es den geiſtreichen und gelehrten Mann. Schade, daß er es ſeiner Stellung ſchuldig zu ſeyn glaubt, ſeine köſtliche Ueberſetzung von Geoffrey Chaucers berühmten Canterbury-Tales im Pulte zu verſchließen, eine Rückſicht, die auf dem Gebiete der Kunſt und der Literatur ſonſt nicht ſo weit getrieben zu werden pflegt.

Der Thürnachbar und College von Hertzberg iſt Profeſſor Carl Theodor Gravenhorſt, Direktor der Bremer gelehrten Schule. Er iſt ebenfalls ein angeſehener Mann unter den Philologen, war früher an der Ritterakademie in Lüneburg, deren Auflöſung er mitbewirkt hat, dann Direktor in Hildesheim, von wo aus er nach Bremen berufen wurde. In weiteren Kreiſen hat er ſich durch ſeine Bemühungen bekannt gemacht, die griechiſche Dichtkunſt im modernen Gewande auch dem nicht claſſiſch gebildeten Publikum angenehm, zugänglich und melodiſch genießbar zu machen. Seine griechiſchen Tragiker zeichnen ſich durch ihre geſchmackvolle Behandlung und ſprachliche Gewandtheit höchſt vortheilhaft aus, eben ſo ſeine Argonautenfahrt Pindars. In kurzem wird ſeine Bearbeitung der Odyſſee erſcheinen, deren ich ſpäter wieder gedenken werde. Nur ſo

Digitized by Google

viel ſey hier im voraus bemerkt, daß dieſe kunſt- und geſchmackvolle Umdichtung der Odyſſee ſich vielleicht vorzüglich zu einer Gabe für unſere gebildete weibliche Jugend eignet, beſonders wenn die Ausſtattung an Reiz und Schönheit mit dem Inhalte zu wetteifern ſucht. Als ſelbſtſtändiger Dichter iſt Gravenhorſt mit einer Tragödie „Klytämneſtra“ (Hildesheim 1836) hervorgetreten, wo ihm indeß Tempeley's Concurrenz machte, der vor ihm den Vorzug hatte, daß er ſeine Arbeit in Berlin gleich auf den großen Markt bringen konnte. Gravenhorſt iſt auch ein talentvoller Vorleſer und tritt als ſolcher häufig und mit großem Beifall in Bremen auf.

An der Handelsſchule ſteht auch der Literarhiſtoriker und Biograph Goethe's, Dr. Schäfer, ein gelehrter, kunſtſinniger und unermüdlich fleißiger Mann, der auch an den weiblichen Bildungsanſtalten ſich mit großer Hingebung betheiligt und in deſſen gaſtfreundlichem Hauſe man die angenehmſten und genußreichſten Abende verbringt.

Ein hervorragender Mann iſt ferner der Reiſeſchriftſteller Kohl, ein Bremer von Geburt, ein liebenswürdiger und dabei ſehr anſpruchsloſer und beſcheidener Mann, der mit ſeiner Reiſeluſt und ſeinem Forſchergeiſt eine tiefe Bildung vereinigt, wie ſie nicht Jeder bei ihm vorausſetzen dürfte. Das Erringen machen die Bremer ſich oft ſehr ſchwer, aber den Beſitz leicht. Als ich einmal den Bürgermeiſter Mohr auf ſeinen berühmten Landsmann aufmerkſam machte, und der Meinung war, einen ſolchen Mann müſſe die Stadt hoch halten und ehren, da erwiederte die ſtets freundliche und wohlwollende Magnificenz: „Sie haben Recht, aber unſer Budget hat keine Rubrik für Wiſſenſchaften und Künſte.“ Er bedaure dieß, könne es aber nicht ändern. Indeß will es mir ſcheinen, als wären die legislatoriſchen Gewalten in Bremen ein günſtigeres Terrain für meine Andeutungen, als in manchen monarchiſchen Staaten. Kohl hält während der Wintermonate häufig Vorleſungen, auch im Künſtlerverein, die ſtets zu den beſuchteſten und intereſſanteſten gehören.

Auch der Senator Gildemeiſter darf hier nicht übergangen werden, ein kleiner, genialer Mann, ausgezeichneter Ueberſetzer Lord Byrons und Literaturfreund, dabei ein diplomatiſcher Kopf und geiſtreicher Publiciſt, von dem die pikanten, witzigen und blitzenden Leitartikel der Weſerzeitung herrühren ſollen; nicht minder W. Kieſelbach, der als Hiſtoriker, Politiker und Nationalökonom und in der Handelswiſſenſchaft ſeinen Namen weithin verbreitet, und der ebenfalls bisher keine Verwendung gefunden hat, wie ſie ein ſo ausgezeichneter Mann verdiente. Unter den Talenten jugendlicheren Alters iſt der Herausgeber des Bremer Sonntagsblatts, Dr. Pletzer, zu nennen, und der Dichter Willathen, der ſeiner Zeit aus Schleswig-Holſtein flüchtend in Bremen gaſtliche Aufnahme fand, an den Inſtituten Unterricht ertheilt und als Ueberſetzer aus dem Däniſchen und Schwediſchen, ſo wie als ſelbſtſtändiger Lyriker ſich einen im Aufblühen begriffenen Namen erwirbt. Er iſt ein Schüler Rupertis, der ſich ſeiner ſtets liebevoll angenommen hat.

Es ließe ſich dieſer Bericht noch durch manchen Namen erweitern, aber man wird aus den vorgeführten ſich ſchon überzeugen können, welche Fülle von geiſtigen Kräften in dem kleinen Bremen ſich vereinigt findet. Das Schönſte aber iſt, daß dieſe Männer ſich nicht hochmüthig iſoliren, ſondern alle neidlos, freundſchaftlich und ſich gegenſeitig fördernd in und außer dem Hauſe mit einander verkehren.

Auch an wiſſenſchaftlichen Sammlungen iſt Bremen nicht arm. Durch ſeine Verbindungen mit allen Theilen der Welt hat es ein ausgezeichnetes Naturalienkabinet gewonnen, und beſitzt in dem Dr. Hartlaub einen der berühmteſten Ornithologen. Die Geiſtlichkeit hat in Bremen noch ihre altehrwürdige Stellung, die Prediger gehen als Freunde des Hauſes gern geſehen in den Familien aus und ein. Um auf dem religiöſen Gebiete überall Friede und Eintracht zu wahren, wird in den Schulen beider Geſichtsechter kein Religionsunterricht ertheilt, ſondern die Eltern ſchicken ihre Kinder von dem zwölften Lebensjahr an zu dem Prediger ihrer Wahl. Wer längere Zeit in der Weiſerſtadt verweilt, der wird bald finden, daß die Bremer ein thätiges, aufgeweckteſ, hellköpfiges Volk ſind, und obwohl vorzugsweiſe mit Handel und Wandel beſchäftigt, nirgends die gehäſſigen Seiten dieſes Berufes herauskehren. Gute Sitte und Lebensart iſt ihnen, ſo zu ſagen, angeboren. Die Bremer Jugend iſt keck, muthig und wagehalſig, und von einer Reiſe nach Amerika oder irgend einem andern Welttheile ſprechen ſie, wie von einer Spazierfahrt auf der Weſer. Bei dem Unterricht wird ein beſonderes Gewicht auf die engliſche Sprache gelegt, namentlich in der Bürger- und Handelsſchule. Das Deutſche ſprechen die Bremer ohne Dialekt, es klingt aber nicht ſo metallreich und melodiſch, als in Hannover, Celle und Lüneburg. Nach allem iſt und bleibt Bremen ſelbſt für einen Mann von Geiſt und Talent ein einladender, freundlicher Aufenthaltsort, abgeſehen von ſeinem berühmten Wein und ſeinen köſtlichen Cigarren.

Digitized by Google

Hamburg, November.

Das neue Irrenhaus. — Reformen. — Musik. — Theater.

Seit einigen Wochen ſind wir um eine ſtädtiſche Anſtalt, deren Nichtvorhandenſein oft recht ſchmerzlich vermißt ward, reicher geworden. Wir haben ein Irrenhaus erhalten, verſehen mit allen Einrichtungen, wie ſie der fortgeſchrittene Zeitgeiſt erheiſcht, der in Geiſteskranken nur Unglückliche, keine Sträflinge erblickt, denen man früher durch harte oder gar grauſame Behandlung die abhanden gekommene Vernunft wieder beizubringen vermeinte. Selbſt ein gewiſſer Comfort herrſcht in dem ſtattlichen Gebäude, das auf freiem Felde in geſundeſter Gegend gelegen, freilich aber über eine Stunde vom Mittelpunkte der Stadt entfernt iſt. Die Herſtellung des in jeder Beziehung ſehenswerthen Gebäudes hat wenige Jahre Zeit erfordert, da zu deſſen Erbauung von allen Seiten reiche Gaben zuſammenfloßen, ſobald das Publikum zu der Einſicht gelangt war, daß die ſogenannte Irrenſtation des allgemeinen Krankenhauſes zur Behandlung Irrſinniger weder in Bezug auf die vorhandenen Räumlichkeiten ausreiche, noch den Bedürfniſſen der Kranken entſprechend eingerichtet ſey. Anfangs dieſes Monats ſchon ſollte die Ueberſiedelung einer Anzahl Leidender in dieſes neue Aſyl für Geiſteskranke beginnen.

In Republiken wie in monarchiſchen Staaten kommt es vor, daß die beiden Faktoren, welche zuſammen die geſetzgebende Gewalt repräſentiren oder doch repräſentiren ſollen, nicht immer gleicher Meinung ſind. Unſere Bürgerſchaft, welche die Bürger des Freiſtaates als ſolche zu vertreten und das Wohl derſelben zu wahren hat, kann freilich nicht aufgelöst und brevi manu nach Hauſe geſchickt werden, was den Kammern in conſtitutionellen Monarchien bisweilen begegnet, ihren Willen aber ſetzt ſie gewöhnlich ebenſo wenig dem Senate gegenüber durch, wie die Kammern, wenn ſie anderer Meinung ſind, als die unnahbaren Miniſter monarchiſcher Staaten. Wir haben das ſchon einige male erlebt, in allerneueſter Zeit recht auffallend bei dem vom Senat vorgeſchlagenen Geſetz in Bezug auf Erwerbung des Bürgerrechts ꝛc. Der Senat legte vor längerer Zeit drei verſchiedene combinirte Geſetze der Bürgerſchaft zur Begutachtung, reſpektive zur Annahme vor, machte aber zur Bedingung, daß ſie nicht vereinzelt, ſondern alle zuſammen auf einmal angenommen werden müßten. Unter dieſen Geſetzen befanden ſich zwei von großer Wichtigkeit, nämlich das Gewerbe- und das ſogenannte Bürgerrechtsgeſetz. Jenes hebt die Realgerechtſame auf und führt Gewerbefreiheit ein, dieſes enthält in Bezug auf Gewinnung des Bürgerrechts Beſtimmungen, von denen bis jetzt unſer republikaniſches Gemeinweſen nichts wußte und die möglicherweiſe bedenkliche Folgen nach ſich ziehen können. Nach Aufhebung der Realgerechtſame, von denen man großentheils die hieſige Theurung gewiſſer Conſumtionsartikel herleiten will, lechzte die Mehrzahl der Bevölkerung ebenſoſehr wie nach Einführung der Gewerbefreiheit, während der Senat dieſer modernen Schwärmerei wenigſtens nicht direkt das Wort redete. Indeß zeigte er ſich fügſam, nur von dem §. 8 im Bürgerrechtsgeſetz, den gerade die Bürgerſchaft beanſtanden zu müſſen glaubte, wollte er nicht laſſen. Die Sache verzögerte ſich, es verging ein Monat nach dem andern, ohne daß auf den Bürgerbeſchluß eine Rückäußerung des Senates erfolgte, und endlich zeigte ſich im Publikum eine bedeutende Unruhe, da es ganz den Anſchein gewann, als werde noch ſehr lange Zeit vergehen, ehe von der ſehnlichſt erwarteten Einführung der Gewerbefreiheit ꝛc. wieder die Rede ſey. Da gelangt endlich die Rückantwort an die Bürgerſchaft, zuſtimmend in Allem, nur nicht in Bezug auf das, was dieſer gerade das Wichtigſte geweſen war. §. 8 in dem genannten Geſetz ſoll nach des Senates Forderung unangetaſtet bleiben, d. h. es ſoll fortan nur derjenige Staatsangehörige in unſerem Freiſtaate das Bürgerrecht erwerben müſſen, der mindeſtens bis zu einem Jahreseinkommen von 3000 Mark Courant beſteuert iſt. Wer nicht ſo viel im Jahre erwirbt und einnimmt, kann Bürger werden, iſt aber geſetzlich nicht dazu verpflichtet. Das iſt in kurzen Worten des Pudels — will ſagen des Paragraphen — Kern. Unſere Vertreter — vielleicht des langen Widerſtrebens, das zu keinem Ziele führen wollte, müde — haben Ja dazu geſagt, und wir haben nun abzuwarten, ob wir nicht früher oder ſpäter durch dieſes Nachgeben einigen Abbruch an unſerer Bürgerfreiheit erleiden. Die betreffenden drei Geſetze werden nun wohl bald nach Neujahr in Kraft treten, wenn nicht ſchon zum erſten Januar 1865, was von der Majorität der Bürgerſchaft vorgeſchlagen wurde.

Eine andere Frage von unberechenbarer Tragweite beſchäftigt ſich mit Zoll und Acciſe. Eine Partei ſucht Himmel und Erde in Bewegung zu ſetzen, um des hemmenden Zwanges ledig zu werden, eine andere vertheidigt die Beibehaltung. Unſer Staat beſteht im Grunde nur aus einer volkreichen, merkantiliſch äußerſt rührigen Stadt und einigen Zipfelchen Land, die wir „Gebiet“ tituliren. Das Leben aber iſt koſtſpielig und die Erhaltung des Staatsmechanismus wie des ganzen Staatshaushaltes nicht billig. Man muß alſo Geld, und zwar ziemlich viel Geld in den Staatsſäckel flecken, wenn er nicht zu ungelegener Stunde ſchwindſüchtig werden ſoll. Hört nun die Acciſe auf, ſo wird man die Bürger höher zu beſteuern haben, um den

Digitized by Google

sehr bedeutenden Ausfall in den Staatseinnahmen zu decken. Das aber ist eine reiflich zu überlegende Frage. Man hört schon jetzt vielfach über zu hohe Besteuerung, insbesondere des Mittelstandes, klagen und wünscht Ermäßigung der Brandsteuer. Sollte nun eine andere Steuer bei etwaigem Wegfall der Accise beliebt werden, so würde damit der Mehrzahl unserer Bürger schwerlich gedient seyn. Eine kürzlich dem Senat eingereichte Supplik, die geradezu um Beibehaltung der Accise petitionirt, findet zwar vielen Widerspruch, wird aber betreffenden Orts schwerlich ganz unbrachtet ad acta gelegt. Gerade in dieser unser ganzes Gemeinwesen so tief berührenden Angelegenheit dürfte man denen, die schließlich den Ausschlag zu geben haben, das Bibelwort zur Beherzigung empfehlen: „Prüfet Alles und das Beste behaltet!“

Noch immer streitet man sich, ob Reorganisation oder Aufhebung des Bürgermilitärs das Zweckmäßigere sey. Mich dünkt, es wäre vernünftiger, die Frage entweder ganz auf sich beruhen zu lassen, oder mit alt republikanischem Geist und Stolz der großen hanseatischen Vergangenheit zu gedenken. Hätten die alten Hansen, die doch wirklich etwas Tüchtiges in der Welt vorstellten und ein ganz stattliches Stück Geschichte mitmachen halfen, nicht größer gedacht von Bürgerkraft und Bürgerfreiheit, kann wäre Hamburg schon vor Jahrhunderten in einen der Nachbarstaaten, die zum Verdauen gesunde Magen haben, aufgegangen. Die Aufhebung des Bürgermilitärs wird die erste Unterbindung der Pulsadern unseres freistaatlichen Lebens seyn, mag die Maßregel von Kurz- oder Selbstsüchtigen auch noch so sehr empfohlen werden. Gegenwärtig hat Dr. Steintbal bereits den zweiten Antrag auf Reorganisation dieses seit 50 Jahren bestehenden Instituts bei der Bürgerschaft eingebracht, dem zugleich Abänderungsvorschläge in Bezug auf das Reglement des Bürgermilitärs beigegeben sind. Letzteres zu ändern oder zu verbessern dürfte aber doch wohl nicht Sache der Bürgerschaft als solcher, sondern einer aus Sachverständigen bestehenden Commission seyn; denn die Mehrzahl unserer Bürgerschaftsmitglieder wird von den hier in Frage kommenden Dingen wenig genug verstehen.

Nach wenigen Monaten schon wird die äußere Umgrenzung der eigentlichen innern Stadt sich dergestalt verändert haben, daß man sie kaum mehr zu erkennen im Stande seyn wird. Die Thore werden oder sind vielmehr mit Ausnahme weniger schon raffirt, und der ehemalige Wallgraben, welcher die anmuthigen Parkpartbien, die man auf den ausgedehnten Wällen angelegt, umspült, wird die und da überbrückt, wohl auch an der einen oder andern Stelle zugeschüttet werden. Namentlich geht die Nordostseite der Stadt großen Umwandlungen entgegen, da hier in unmittelbarer Nähe der abgebrochenen Thore die nach Altona laufende Verbindungsbahn erbaut wird. Seit Kurzem hat man die Erdarbeiten in Angriff genommen, die an einzelnen Punkten schon so weit fortgeschritten sind, daß man die Einbettung des Bahnkörpers deutlich erkennen kann. Dem Vernehmen nach soll die Bahn selbst Ende Sommers 1865 dem Verkehr übergeben werden. Dieß ist indeß wohl nur eine Wahrscheinlichkeitsberechnung, da die Fortsetzung der Arbeiten doch wesentlich von Witterungsverhältnissen abhängig ist und diese gerade in unserem Klima sich jeder Voraussberechnung so spät im Jahre entziehen. Augenblicklich wenigstens hat es nicht den Anschein, als sollten wir uns noch lange gelinden Herbstwetters erfreuen; es mehren sich eher von Tage zu Tage die Anzeichen, daß wir einem frühen und wahrscheinlich auch kalten Winter entgegen gehen.

Obgleich die eigentliche Saison der winterlichen Zerstreuungen und gesellschaftlichen Unterhaltungen noch nicht recht in Gang gekommen ist, hat man doch bereits einen Gutes versprechenden Anfang damit gemacht. Insbesondere haben wir den Gedanken, für das gebildete Publikum Concerte zu arrangiren, die sich's zur Aufgabe machen, klassische Musikstücke von namhaften Künstlern zur Aufführung zu bringen gegen Erlegung eines mäßig gestellten Eintrittspreises, als einen in jeder Hinsicht glücklichen zu bezeichnen. Es fehlt hier zwar nicht an vortrefflichen Concerten, diese musikalischen Genüsse werden aber eigentlich nur der hiesigen reichen Welt bereitet, tragen mithin entschieden einen exclusiven Charakter. Der Mittelstand, der, was gediegene Bildung anbelangt, großentheils hinter den mit irdischen Gütern reich Gesegneten nicht zurückbleibt, muß sich kostspielige Genüsse, wie es die „philharmonischen Concerte“ sind, versagen oder darf sie sich nur ausnahmsweise gestatten. Es wird also wirklich einem lang gefühlten Bedürfnisse abgeholfen, wenn die „Volkscoucerte,“ welche der rühmlichst bekannte hiesige Gesangskünstler Julius Stockhausen ins Leben gerufen hat, ebenso verdiente Anerkennung finden, wie sie beim Publikum Theilnahme gefunden haben.

In unserer theatralischen Welt herrscht gegenwärtig ziemliche Regsamkeit, Stadt- und Thaliatheater wetteifern, soweit zwischen beiden Bühnen Wetteifer überhaupt stattfinden kann, um dem Publikum zu bieten, was Anziehungskraft auf dasselbe ausübt. Im Stadttheater gastirt zur Zeit der Hofschauspieler Hendrichs aus Berlin, ein Mann, der von früher hier sehr beliebt ist und dessen zeitweiliges Auftreten auf einer Bühne, welcher derselbe schon wiederholt Triumphe zu verdanken hat, immer mit Spannung entgegen gesehen wird. Sein diesmaliges Gastspiel ist in sofern von Interesse für denjenigen Theil des Publikums, der sich noch einigen Sinn für die classische Schauspielkunst erhalten hat, als er unserem Publikum Dramen vorführt, die sonst hierorts nicht über die Bretter zu gehen pflegen. Unter diesen älteren Stücken befanden sich Michael Beers „Struensee“ und Müllners „Schuld.“ Für jüngere Theaterbesucher dürfte gerade letzteres Trauerspiel, dessen Erscheinen die bereits wieder glücklich überwundene Epoche der Schicksalstragödien eröffnet hat, von besonderer Anziehungskraft seyn, da es seit zwanzig Jahren, vielleicht noch länger hier nicht mehr gegeben worden ist. Von neueren Dramen

Digitized by Google

hat ſich Mosenthals „Pietro,“ obwohl die Kritik an dem Bau deſſelben mancherlei mit gutem Grunde ausſetzt, ſchnell die Gunſt des Publikums erworben, was doch ein Zeichen der Lebensfähigkeit iſt. Bei uns wenigſtens brechen ſich Dramen ernſten Stils nicht leicht Bahn, da die Mehrzahl der Theaterbeſucher eine heitere Unterhaltung auch im Tempel Melpomenes dem Ernſte, mag er ſich auch in das anſprechendſte poetiſche Gewand hüllen, in der Regel doch vorzieht. Mosenthals Drama hat in der kurzen Zeit von zwei Wochen ſieben Aufführungen erlebt. So raſche Carrière machen ſonſt bei uns nur Opern.

Aus Spanien, November.

(S. Nr. 41.)

Das neue Spanien. — Das Königsſchloß in Madrid.

„Madrid erinnert an Neapel; nur weniger originell, kleiner, aber eleganter, nobler; die Hitze eben ſo drückend, das Meer noch abgerechnet mit ſeinem erfriſchenden Athem.“ So äußerte ich gegen jemand, der mit mir von der Puerta del Sol die Calle mayor entlang ging. Links öffnet ſich der Platz, auf welchem das Rathhaus, die „casa del ayuntamiento“ ſteht, gegenüber „la casa de Lujanes,“ deren Thurm zum Kerker von Franz I. diente. Man zeigte mir das jetzt zugemauerte Pförtchen mit noch erkennlicher Wölbung, durch welches er ging, weil er nicht erfüllte, was er verſprochen hatte, und darüber alles verlor — auch die Ehre. So ſagte der Spanier, der mich begleitete. Ein Leichenzug kam uns entgegen, der Todtenwagen mit Gypsfiguren geziert, wie ich es ſo oft am Fuße des Veſuvs geſehen; eine Reihe von Kutſchen folgte, lauter Miethwagen, Einſpänner. Es müſſe ein Armer ſeyn, meinte der erwähnte Caballero.

Zur Rechten lag auf unſerem Wege Santa Maria de la Almudena. Man ſieht der Kirche, die ein wunderthätiges Madonnenbild beſitzt, noch aus mauriſcher Zeit, wohl den Urſprung an, ſchon an den Façaden des Deckengewölbes, wenn wir ſie auch jetzt übertüncht finden. Alphons VI. ließ die Moſchee reinigen und der Jungfrau weihen. Um die Ecke biegend, gelangt man bald auf die Plaza del Oriente, wo ſich das Theater, und neben der Caſa de los Miniſterios, im Styl des Herrera, die Caſa de los Conſejos erhebt und zu ihrer Seite die impoſante Schloßfaçade; vor ihr ein Gartenrund, mit Marmorbaſſin, Springbrunnen und der Reiterſtatue Philipps IV., des Königsdichters, „un ingenio de esta corte,“ das Pferd kühn in der Luft, wild ſprengend, recht als Genie in's Blaue hinein. Und in welchen Azurhimmel! Das Bild iſt umkränzt von Oleanderſträuchen, in einer Ueppigkeit, wie ich es nie geſehen, gleich lauter Roſen, Kelch an Kelch. Auch dieſe Oleanderbüſche mahnen an Neapel. Aber ich möchte ſagen, ich habe Neapel, und mehr noch Palermo, noch ſpaniſcher gefunden als Spanien. Die Statue auf dem Schlachtenroſſe, das ſich ſchier in einen Pegaſus verwandeln möchte, ſtand früher im Buen-Retiro. Um das Gitter der Rotunde halten affektirte Coloſſalfiguren der ſpaniſchen Monarchen Schildwache.

Dem Palaſte, dem Sitz der Bourbonen, ſieht man es bei aller Pracht wohl an, daß die Größe Spaniens nicht in Madrid war, wie man es dieſer Stadt ſelbſt anſieht. Auf dem nämlichen Platze thronte einſt der maurische Alcazar, den Enrique IV. zu ſeinem Sitze wählte. Nach dem Brande an Weihnachten 1734 ließ Philipp V. die neue Königsburg bauen, ganz aus Sandſtein und Marmor, Sachetti's Werk, welches eine neue Epoche für die ſchönen Künſte auf der Halbinſel ſchuf, die zweite Reſtauration der griechiſch-römiſchen Architektur. Es iſt etwas einſam Stolzes in dem Bau. Auf den Balkon an der Front tritt man aus den Lieblingsgemächern der jetzigen Herrſcherin. Den urſprünglichen Plan in ſeiner Großartigkeit hat man noch nicht ganz ausführen können. Die Gartenterraſſen, die Seitenflügel bildenden Galerien ſind noch unvollendet; die eine wurde erſt in neuerer Zeit fertig, die andere noch gar nicht angefangen. Das Schloß zu Berlin ſcheint das der katholiſchen Könige nachahmen zu wollen.

Durch das Hauptportal tritt man in den koloſſalen, von Glasgängen umringten Patio, Hofraum, den zu der Zeit, wo Iſabella II., wie jetzt, in der Granja reſidirt, nur die Steinbilder der vier in Spanien geborenen Kaiſer Roms, Trajanus, Arcadius, Honorius, Theodoſius, belebten. Dafür ſteht Karl III. mit der Perrücke an der Galatreppe, auf welcher Napoleon zu ſeinem Bruder ſagte: „Vous serez mieux logé que moi!“ und indem er die Hand auf einen der Marmorlöwen legte: „Je la tiens enfin, cette Espagne si désirée!“ Ich hätte eben ſo ſagen

Digitized by Google

können. Spanien ſelbſt aber nahm in den neueſten Tagen noch ſich Genugthuung dadurch, daß eine Unterthanin der Pyrenäeninſel die Kaiſerkrone dieſer Napoleone empfing und zur Neugründung der Dynaſtie beitrug. Erlebte man es doch im Königreiche, daß Eugenie dieſen Triumph in Perſon hintrug, und ihr, nach alter Etiquette ritterlicher und prahlender Gaſtfreundſchaft, auf ſilberner Schale die Schlüſſel dieſes nämlichen Palaſtes von Madrid überreicht wurden. Sah die Königin ſauer dazu, oder machte ſie gute Miene zum böſen Spiele? Man erzählte, daß ſie die vor kurzem noch ſo ſchöne Frau nicht ausſtehen, ihr nicht vergeben könne, daß ſie jetzt ſogar mehr ſey als Iſabella ſelbſt, Kaiſerin ſey, und doch einſt ihre „domeſtica“ geweſen. Ein Beweis, daß der Scepter nicht vor weiblichen Schwächen ſchützt; leider nicht der einzige. Dieſes Geheimniß, welches längſt keines mehr iſt, fliegt über alle Zungen Spaniens. Die gleichen Zungen geben zu, daß die Souveränin gutmüthig iſt und offenen Herzens, eine offene Hand zum Schenken hat, wofern ſie ſelbſt etwas hat. Auffallend, wie bei einer Nation, in welcher die Idee des Monarchismus den ſtärkſten Ausdruck gefunden und theilweiſe noch findet, der Incarnation derſelben, der Perſönlichkeit, ſo wenig Achtung begegnet. Dürfen wir es eine umgekehrte Reaktion nennen? Wie in dem kräftigen Colorit auf ſpaniſchen Meiſterbildern die Gegenſätze ſcharf ausgeprägt ſind, Schatten und Licht, ſo findet man wohl in keinem andern Volkscharakter das Abſolute und das Demokratiſche ſo nahe und ſchroff neben einander. Wenn die Herrſcherin durch die Straßen von Madrid fährt in allem Pomp des großen Aufzugs, wie ſie täglich pflegt, ſchauen ihr wohl alle nach, mancher lächelnd, keiner aber rückt den Hut.

In dieſer möglicherweiſe, wir beklagen es ausſprechen zu müſſen, ſelbſtverſchuldeten Mißachtung mögen wir die Urſache erblicken, daß es neuerdings dem Fremden ſo äußerſt erſchwert, den Einheimiſchen nahezu unmöglich gemacht wird, in den Palacio real zu dringen. In der „sala de los Embajadores,“ dem Audienzſaale, namentlich mag Unfug vorgefallen ſeyn. Die Leute, ob aus Muthwillen, ob aus Bosheit, ſollen ſich unter den Thronhimmel geſetzt, Spott mit den Attributen der Königswürde getrieben haben. In dieſem Thronſaale halten die Regenten Spaniens bei großen Gelegenheiten feſtliche Cour, und hier ſtellt man ſie auch, die todten Könige, auf dem Paradebette aus. Mengs, den man überall wiederfindet, nicht bloß in Rom und Neapel, hat auch hier in den Staatsgemächern Plafonds al Fresco gemalt, wie Giaquinto das Deckengewölbe der Hofkapelle. Keine von den Glorien altſpaniſcher Kunſt begrüßt uns hier, deren Erblühen als eine der kräftigſten Lebensäußerungen des ſiebzehnten Jahrhunderts erſcheint.

Durch andere weitgedehnte Höfe, über deren einem das älteſte Haus von Madrid ſich giebelt, eilten wir nach dem terraſſenförmigen Garten auf der Palaſtſeite gegen den Manzanares, wo ſich die Höhe plötzlich ſteil hinabſenkt bis zum Rande des Fluſſes und man der Ausſicht genießt über ſeine umbüſchten Geſtade, die Anlagen, Campo del Moro genannt, die ferngeſtreckten Fluren Caſtiliens, bis zu dem Hintergrunde der Guadarama und Suma Sierra; ein Anblick voll Erhabenheit, ſtreng, abgeſchieden, wie alles in dem Lande. Man begreift die Einſamkeit der Monarchen Spaniens in dieſem Palaſte: nur ſie und ihre Erbe, und der Himmel, nur ihrer leigenen und der göttlichen Macht gegenüber! Indeſſen ſteigt jetzt, charakteriſtiſch genug für die Gegenwart, außer dem Bahnhofgebäude beim Thor San Vicente, auf dem Nachbarhügel rechts vom Schloſſe, der Montaña del Principe Pio, ein neues „cuartel“ empor, eine Monſtrecaſerne, Quartel de San Gil, für die Artillerie. Die vielen großen und zum Theil nageineuen Caſernen, die ſich über Madrid ausgeſtreut finden, ſind ſehr ſprechend. Ueber kurz oder lang, daran zweifelt niemand, darauf deuten alle Zeichen, nicht bloß die neueſten Wahlbewegungen, gibt es hier doch wieder Revolution, ſelbſt ohne die, wenn auch unſichtbaren, elektriſchen Fäden, welche von jeder dieſe Halbinſel und die welche an einander geknüpft haben.

Von Fürſtenſitzen kann ich die thronende Lage des hieſigen Schloſſes nur mit dem allerdings nahverwandten Vatican vergleichen. Tief unten weideten Rinderheerden zu Füßen der ſpaniſchen Königsburg, gleich den Schafen am Belvedere und der Engelsburg. In einem wahren Gottesfrieden lag das Gebirge da, faſt ſilbergrau.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 51. 16. December 1864.

Wie du zum erstenmale mir erschienen,
Erscheinst du bleibend mir, ein Gegenstand
Der Neigung, der Verehrung. Deinetwegen
Wünsch' ich zu leben, du gebietest mir,
Es soll von deinem Dienste mich fortan.
Wie du dich auch verhüllest, nichts zerstreuen

Goethe.

Passiflora.

(Fortsetzung.)

Die Vorhänge sind endlich zurückgezogen worden; eines der Fenster steht offen, und wenn ich aus meinem Zimmer nach der Seite des Gebirges blicke, gewahre ich einen großen Feldblumenstrauß, den der Graf selber heute früh für die Genesene gepflückt hat. Der Graf selber! Ich schäme mich des Unmuths, der neben so großem Grund zu lebendiger Freude und beruhigtem Aufathmen in meinem Herzen noch Raum findet. Denn nicht nur, daß ihr Lebenslicht von Neuem frisch empor blüht; auch der Nebel, der ihr inneres Bild bis heute verschleierte, ist ja nun zerronnen, und indem ich ihrer gedenke, schaue ich wie auf ein endlich völlig aufgedecktes Meisterwerk aus guter, alter, einfältiger Zeit, das unter der bunten Ueberpinselung der nachgeborenen Zeit des tiefen Verfalls seine ganze rührende Naivetät bewahrt hat.

Und dennoch wende ich mich traurig ab. Was mich, aus ihrem Munde, aus ihrer Feder kommend, mit wärmstem Dankgefühl gegen alle guten Geister, die Herz und Hand ihr rein erhalten, erfüllt hätte, das hat mich als Mittheilung eines Dritten fast verstimmt. So eng und ausschließlich in ihren Ansprüchen ist die Leidenschaft! Wie ich die scheinbar Schuldige vertheidigte, würde ich noch in diesem Augenblick für die erwiesen und geständig Schuldige mit Wonne eintreten. Um mich der Gerechtfertigten zu freuen, hätte ich nie die Seligkeit kosten dürfen, der Anwalt der Verlästerten zu seyn.

Die Baronin P. also wußte um Alles. Der Graf ist, auf das ausdrückliche Verlangen der Fürstin, bei dem ersten Wiedersehen Beider zugegen gewesen. Die Kranke hat jede mütterliche Umarmung abgelehnt und mit großer Festigkeit den Entschluß zu erkennen gegeben, nachdem sie sich an dem Fürsten durch ihr verstocktes Schweigen schwer vergangen habe, dasselbe keine Stunde länger fortdauern zu lassen. Sie hat die Baronin gebeten, durch Erzählung des wahren Sachverhalts ihr, der durch ein Gelübde Gebundenen, das Brechen desselben zu ersparen. — Die Baronin ist im ersten Augenblick außer Fassung gerathen, denn der Zweck ihres Kommens scheint das Wiedergeltenmachen ihres alten Einflusses gewesen zu seyn, und sie mochte gerade gefürchtet haben, durch ein Ausbleiben in so wichtiger Zeit jenen Einfluß völlig einzubüßen. Die unerwartete Eröffnung der Fürstin durchkreuzte diese Hoffnung nun auf's schonungsloseste.

Was eben verhindert werden sollte, ein neues Aufrühren des alten längst übergrünten Geheimnißsumpfes,

Digitized by Google

war durch jene Begrüßungsworte bereits geſchehen. Es blieb keine Wahl, als die, Alles zu bekennen, oder die Fürſtin für irrſinnig zu erklären. Der Graf verſichert, nie ſo viel Abſcheu und Mitleid, in einer und derſelben Regung verſchmolzen, empfunden zu haben, wie bei dem Vorgange, der nun folgt.

Die Baronin verſtummte einige Augenblicke; dann bekannte ſie Alles. Sie ſelbſt hatte das Gift in den Wein geſchüttet. Die Fürſtin war mit keinem Gedanken bei der That betheiligt geweſen; ſie hatte erſt nachträglich davon Kunde erhalten.

Aber wie kam die Baronin zu dem Gift? war das Ganze eine überlegte Handlung? — Hier, ſagt der Graf, miſchte ſich in meinen Widerwillen gegen das arge Weib jenes Koketten tiefſten Mitleids. Nein, überlegt war nichts. Durch ihre Sucht nach Glanz und irdiſchen Würden hatte die Baronin ihre Pflegetochter allmählig weit über ihren Stand hinaus und in diejenigen Kreiſe emporgebracht, in welchen mein unglücklicher Sohn das junge Mädchen kennen lernte. Aber die neuen Huldigungen, welche der kaum Vermählten nun dargebracht wurden, überſpannten den Geſichtskreis der Mutter nur noch mehr. Sie glaubte, ihr Kind ſey ſchon auf dem Wege zu den höchſten irdiſchen Ehren geweſen und betrachtete von da an ſeine Verbindung mit meinem Sohne als eine unverantwortliche Uebereilung. Sie dachte, für den Fall, daß die Geſinnungen des Thronfolgers ſich noch unverhohlener zu erkennen geben ſollten, an eine Trennung jener, wie ſie meinte, überſtürzt eingegangenen Ehe. Sie traf ſogar ſchon Vorbereitungen dazu.

Inmitten dieſer geheimen Thätigkeit wurde ſie von der Schreckensbotſchaft überraſcht, die Eiferſucht des Fürſten ſtehe plötzlich in hellen Flammen, nachdem ohnlängſt ein erſter Ausbruch derſelben bereits mit Mühe durch die davon Bedrohte allein erſtickt worden ſey. Ein ſolcher, von dem Fürſten ſelbſt ausgehender Bruch hätte den Ruf ſeiner Gattin rettungslos preisgegeben. Die Baronin verlor daher den Kopf, und bald war auch die Fürſtin ſelbſt ihres Weges kaum mehr kundig; ſtatt durch die Ruhe des reinen Bewußtſeyns den leidenſchaftlich Erregten zur Beſinnung zurückzuführen, verſcherzte ſie durch ihre wachſende Verwirrung ſeinen letzten Glauben an ihre Wahrhaftigkeit. Alles wogte von nun an in wilder Auflöſung durcheinander. Die Kriſis war in wenig Tagen auf ihrem Gipfel.

In dieſer Geiſtesverfaſſung kam dem mit ſo tiefer Entehrung bedrohten jungen Weibe ein furchtbarer, aber freilich nur zu nahe liegender Gedanke: ſie beſchloß ſich das Leben zu nehmen. In den mineralogiſchen und vegetabiliſchen Sammlungen des Grafen war Gift in Menge zur Hand. Wenige Schritte führten dahin. Sogar im Dunkeln ließ ſich mehr zuſammentragen, als von Nöthen geweſen wäre, um alle Theilnehmer eines jener glänzenden Jagdfeſte ſtumm zu machen, welche noch kurz zuvor die ganze begüterte Nachbarſchaft nach dem gaſtfreien Schloſſe gelockt hatten. Aber die Sammlungen waren nicht leicht zugänglich. Schlüſſel mußten geſucht, Riegel geöffnet werden. Die Baronin wurde aufmerkſam. In dem Augenblick, als die Lippen der Fürſtin ſchon den faden Geſchmack des Giftes koſteten, wurde ihr von der Mutter das Gefäß aus den Händen geriſſen.

Dieſe Wendung entſchied über das Leben des Fürſten. Die Tochter war das Idol der Baronin. Dieſes Idol ſah ſie nicht nur in ſeiner Ehre bedroht; auch das Leben deſſelben hatte nun auf dem Spiele geſtanden, war vielleicht morgen ſchon wieder der nämlichen Gefahr preisgegeben. In ihrer Angſt, in ihrer Wuth ſuchte ſie nach einem Mittel, den Verhaßten aus dem Wege zu räumen. Sie ſuchte nicht gar lange. Sie hielt das Mittel ja ſchon in der Hand. — So ging der Tod an derjenigen, die ihn gerufen hatte, vorüber und legte ſeine eiſigen Finger an die Eingeweide deſſen, der nichts von ihm ahnte.

Aber kaum war das Verbrechen begangen, als auch ſchon die Ernüchterung folgte. Die Baronin verrieth ſich der Tochter. Dieſe rief Hülfe herbei. Der Fürſt erhielt Gegengifte, und für den Augenblick war ſein Leben gerettet. — Im erſten Gewahrwerden ſeiner Lage hatte er die Fürſtin für ſeine Mörderin gehalten; dann war ein Moment gekommen, wo ſein Lebenslicht im Verlöſchen ſchien und wo der Sterbende Vergebung für alles ihm Angethane verhieß, wenn die vermeinte Schuldige ſich durch einen Eid wenigſtens von dem Verdachte der Untreue zu reinigen vermöchte. Dieß konnte ſie, und der Fürſt glaubte ihrem Schwur.

Damit war die wirklich Schuldige in eine Verſuchung geführt, die ſich bald nach dem Eintreten beruhigender Symptome als für ihre oberflächliche Natur zu ſchwer erwies. Der Fürſt ſchien auf dem Wege der Geneſung; das Vorgefallene war in die Grenzen eines häuslichen Zwiſtes zurückgedrängt; die Liebe des Fürſten zu ſeinem Weibe hatte ſich als zu wurzelfeſt bethätigt, als daß die vollſtändige Wiederausſöhnung lange auf ſich warten laſſen konnte; — genug, das heroiſche Opfer der Tochter — es wurde von der Mutter angenommen. Als nach einiger Zeit die Fürſtin von der Beſorgniß beſchlichen wurde, ſie werde die Mutter in einem unbewachten Augenblicke dennoch verrathen, band ſie ſich, zu noch größerer Unverbrüchlichkeit

Digitized by Google

des auf ſich genommenen Geheimniſſes, durch ein Gelübde.

Hier beginnen Hülfeleiſtungen, über deren eigentliche Bedeutung der Graf auch heute noch im Unklaren ſcheint. Er hält dafür, daß der jetzt ſcheinbar pſychologiſch erklärte Sachverlauf nur die Schatten eines Intriguenſpieles ſind, deſſen wirkliche Figuren nie an's Licht kommen dürften. Die Betheiligung der Kirche bei dem Ganzen hält er für zu unvorſichtig plump, als daß er ſie im bewußten Beſitz einer Hauptrolle glauben ſollte. Er weiß, ſo ſcheint mir's, um ein ſeingeſponnenes, unzerreißbares Netz, dem der Thronfolger bereits ebenſo rettungslos verfallen iſt, wie deſſen beiden Regierungsvorgänger dieſem Netze verfielen. Ob der Graf hiebei auf weit angelegte Plane der erbberechtigten Nebenlinien hindeuten wollte, vermochte ich nicht zu errathen. Unzweifelhaft däucht mir nur, daß von einer öffentlichen Sühne des begangenen Verbrechens vorwiegend aus Rückſichten politiſcher Art abgeſehen worden iſt, auch jetzt abgeſehen werden wird.

Ich habe die Fürſtin heute in den Wagen tragen ſehen; ſie iſt dann eine Stunde im Schatten der blühenden Lindenterraſſe umhergefahren worden und hat ſich darauf in den Gartenpavillon tragen laſſen. Der alte Graf hat ſeine Zimmer daſelbſt geräumt, ſo daß die Fürſtin und ihre Bedienung eben ausreichenden Platz haben werden. Er ſelbſt iſt nach der Bibliothek hinüber gezogen. Wenn auch ich meine Reſidenz aus dem Schloſſe nach meinem Studio im Park verlegen wollte, dürfte ich mich füglich als Dritter im Bunde betrachten. Der Graf ſcheint ſo etwas ſogar erwartet zu haben. Er meinte heute, ich würde ſchon nachkommen.

Aber ich denke, ich thu' es nicht. Wenn ich meine Stellung hier ſcharf in's Auge faſſe, ſo iſt mir deren Mißlichkeit nicht zweifelhaft. Geleiſtet habe ich bis jetzt faſt nichts. Der übermalte Muſikſaal konnte von jedem andern beſſer aufgeſtutzt werden. Das Bildniß des verſtorbenen Fürſten, intereſſant, wie es mir ſelber iſt, kann doch eine ſtrenge Kritik nicht wohl beſtehen. Von den zwölf Wandbildern für die beiden Leſezimmer der Bibliothek ſind erſt ſieben im Entwurf vollendet. Das iſt die Summe meiner hieſigen künſtleriſchen Thätigkeit; denn meine flüchtigen Skizzen nach der Natur kann ich kaum für etwas Verdienſtliches anrechnen, obſchon der Graf, um mich zu fleißigen Naturſtudien zu ermuntern, jedes ſolches Blatt mir ſofort entführt.

Aber ich will annehmen, daß dieſe Leiſtungen die Zahlungen, welche der Caſtellan mir in regelmäßigen Raten aufdrängt, wirklich aufwiegen; immer fehlen mir dann noch die Mittel, um das, was ich an Herzenswohlthaten von dem alten Schloßherrn empfange, einigermaßen wett zu machen. Er bricht vor mir ein Siegel nach dem andern; er würdigt mich des Einblicks in Verhältniſſe, von denen niemand ringsum eine Ahnung hat, und ich — ſtehe ihm ſtumm und zugeknöpft gegenüber. Schlimmer noch, ich führe Buch über mein Verhältniß zu ihm und zu derjenigen, die zu mir eigentlich in gar keinem Verhältniß ſteht, noch ſtehen darf. Dieſes unberufene Buchführen bringt ſie und mich, hinter des Grafen Rücken, einen Augenblick in die denkbar intimſte Berührung, wird zum Verräther an allem, was er gegen mich, gegen mich allein, äußerte, wagt Gefühle auszuſprechen, die in einem Trauerhauſe und vollends einer ſo Hochgeſtellten gegenüber für mehr als unziemlich gelten müſſen, und legt ihr wie mir durch eines und das andere ein Schweigen auf, wie es bei Perſonen, die ſich denn doch nichts ſeyn dürfen, auf die Dauer nicht wohl anders als peinlich wirken kann.

Dieß, denke ich, iſt meine Stellung hier. Ich nehme, aber ich gebe nicht wieder. Der Graf berät ſich vertrauensvoll mit mir, und ich finde das Mittel, — kann ich jenen der Fürſtin gewordenen Einblick denn anders nennen? — ſeine Vertrauensergüſſe vor die Augen derjenigen zu bringen, um welche ſich's handelt; noch mehr, ich ſehe das begangene Unrecht ein, und ich ſündige unverdroſſen fort. Jede Zeile, die ich niederſchreibe, iſt — trotz der Gewißheit, daß ſich jener Einblick nicht wiederholen wird — ein neuer Verrath an dem mir erwieſenen Vertrauen; ja, ein Verrath ohne allen Zweifel. Aber hätte die Fürſtin nicht unter der Wucht ihres Geheimniſſes erliegen müſſen, wenn dieſes verrätheriſche Tagebuch ihr nicht den Stachel ſo grauſam in die Seele drückte, daß ſie vor Schmerz aufſchreien mußte? Wird hier nicht Unrecht in Recht verkehrt? Es kann keinem Caſuiſten je eine ſchwierigere Gewiſſensfrage vorgetragen worden ſeyn. Dabei iſt mir dieſes Rechenſchaftsablegen ſchon ſo ſehr zum Bedürfniß geworden, daß mir's zum Ueberblicken meiner Lage faſt unentbehrlich iſt. Und wieder — ſoll ich denn etwa eine Thüre deßhalb verſchließen, weil ihr Offenſtehen mich einmal zum Glücklichſten aller Menſchen gemacht hat?

Als ich eben den Lauf des Baches verfolgte, der zwiſchen der Lindenterraſſe und meinem Studio ſich durch die Kleetriften dahin ſchlängelt, ſah ich eine Schnecke am Ufer entlang kriechen und jeden Augenblick mit den Fühlhörnern nach der andern Uferſeite hinüber langen, um dann ſtets von neuem ihren Silberſchleim

Digitized by Google

in der alten Richtung fortzuſchleifen. Während ich dem verdrießlichen Geſchäft zuſah, flog ein Fink wohlgemuth mir an der Naſe vorbei, und war ſchon drüben, als ich den reſoluten Burſchen noch kaum erkannt hatte. Ich glaube doch, ich werde es heute einmal mit dem Fliegen verſuchen.

Die Fürſtin iſt zum erſtenmal wieder ein halbes Stündchen zu Fuß gegangen; der alte Graf hat ſie geführt; ich bin, als ſie vorüber kamen, am Wege geſtanden und habe die ungeſchickteſte Verbeugung gemacht, die je einem Liebestrunkenen mißlungen iſt. Himmel, welch eine Anmuth! Und ich, der ich meinem Pinſel dazumal einreden wollte, ſo etwas laſſe ſich malen!

Ich gerathe immer mehr in die Irre. Die Fürſtin hat ſich heute den Inhalt der ſieben Entwürfe von mir erklären laſſen; ich bin eine Viertelſtunde ihrem Rollſtuhle gegenüber geſtanden, und als ich zu Ende war, hat weder ſie, noch ich mit dem leiſeſten Zeichen verrathen gehabt, daß ſich oben in einem Zimmer des Schloſſes eine benutzte Schieblade und in dieſer Schieblade ein geſchriebenes Zwiegeſpräch befindet, von welchem nur ſie und ich wiſſen. Aber weiß ſie denn wirklich davon? Seit heute iſt mir's, als hätte ich mich in einen ungeheuern Irrthum hinein geträumt. Ich bin in meiner Unruhe ſchon zum Peter hinüber gelaufen und habe mir Katis Schreibbücher zeigen laſſen wollen. Zum Glück iſt weder ſie, noch die Spinnmirzel des Schreibens kundig. Der Caſtellan hat eine unverſtellbare Kritzelſchrift; ich kenne ſie aus ſeinen Quittungen. Die Frau des Caſtellans verſichert mich, das Schreiben längſt wieder verlernt zu haben; ich hatte von ihr, um nicht mit der Thüre in's Haus zu fallen, den deutlich geſchriebenen Titel eines Traum- und Spukkalenders erbeten, den ſie mir neulich in einer mitleidigen Minute empfohlen hatte. Wer, als die Fürſtin ſelbſt, bleibt hienach noch der Urheberſchaft jener Zeilen verdächtig? Der kleine Baumeiſter? Das Geheimniß fängt an mir unerträglich zu werden. Vor welchen Augen, o Himmel! habe ich am Ende, ohne es zu ahnen, Comödie geſpielt.

Es hat den ganzen Tag geregnet, die Fürſtin hütet ihr Zimmer, und mein Plan iſt alſo für heute in's Waſſer gefallen. Aber bei der nächſt ſich darbietenden Gelegenheit ſoll er mir Gewißheit ſchaffen. In dieſen Zweifeln halte ich's keine Woche länger aus. Was mir geſtern ſpät Abends beim Wiederaufſuchen und lauten Leſen der verhängnißvollen Worte plötzlich jede Sorge verſcheuchen wollte — ich ſchreibe ja dieß alles in einer Sprache, die niemand außer der Fürſtin und dem Grafen hier verſteht, und auch jene Antwortzeilen ſind ja in der nämlichen Sprache geſchrieben, — wie konnte ich nur an Kati und Mirzel denken! — das iſt mir nun doch zu einer Quelle neuer Beunruhigung geworden. Die Bienenemſigkeit des kleinen Baumeiſters hat ſich, wie ich heute herausbrachte, ſchon ſeit er hier iſt, auf das Erlernen des Italieniſchen geworfen, und der Graf ſelbſt lieh ihm die nöthigen Bücher. Zum Glück — denn der bloße Gedanke an dieſen Zwerg empört mir ſchon das Blut — liegt ein ſo waghalſiger Streich, wie jene Einmiſchung in meine ſchriftlichen Selbſtgeſpräche einer geweſen wäre, nicht in ſeiner Natur. Meine Beſorgniſſe beginnen daher in der Richtung des Grafen zu ſchweifen, ſo wenig ich auch glauben kann, daß er in ſolchem Grade den Mann von ſeinen Sitten verleugnen ſollte.

Abermals ein Stein vom Herzen! Ich habe Windmühlen bekämpft! Der Himmel iſt wieder weit und blau, o wie weit, wie grenzenlos weit! Die Fürſtin hatte neulich von ehemaligen Zeichnenversuchen geſprochen. Der Graf war gleich mit Aufmunterungen bei der Hand geweſen, und ich ſollte entſcheiden, ob Talent vorhanden ſey. Natürlich mußte ich um Proben bitten. Der Graf meinte dergleichen irgendwo verwahrt zu haben, und verſprach das Verlangte hervor zu ſuchen.

Mittlerweile fiel mir eine Bemerkung von — wenn ich nicht irre — Leonardo ein. In ſeiner Schrift über die Malerei ſieht, glaube ich, zu leſen, er getraue ſich aus der Handſchrift eines Menſchen die maleriſche Befähigung deſſelben mit Sicherheit feſtzuſtellen. Heute hatte ich denn Dinte und Feder zur Hand, die nämliche Dinte, die nämliche Feder, mit welcher die geheimnißvollen Zeilen geſchrieben worden waren; auch das Papier war von derſelben groben Sorte, auf der ich allnächtlich dieſes Durcheinander von Bangen und Seligkeit nachklingen laſſe. Als ich von dem Grafen gerufen wurde, bewaffnete ich mich raſch mit meinem Forſchungsgeräth und folgte ihm zu der Fürſtin.

Sie ſtand ſinnend am Fenſter, vermied es, wie bisher noch allemal, mich beim Grüßen gerade anzuſehen, und verſetzte mir auch dießmal durch ihre bloße Nähe den Athem bis zur wirklichen Beklemmung. Zu meinem Glücke war der Graf ſo redſelig, daß ich nicht zu ſprechen brauchte. Er hatte etwa ein Dutzend Bunte-Stift-Zeichnungen zuſammen geſucht, welche die Fürſtin aber nicht als von ihr herrührend erkennen wollte. Dieſen Fall hatte ich nicht vorgeſehen. Er begünſtigte meinen Plan auf erwünſchteſte Weiſe, und ich brauchte

Digitized by Google

nun nicht erſt das Trügliche aller derartigen Copien weitläuftig aus einander zu ſetzen.

Sobald der Graf ſeine Blätter wieder zuſammenrollte, fragte ich ihn nach jener Stelle in der Schrift Leonardos. Sie war ihm nicht im Gedächtniß; als Freund von präciſen Citaten erklärte er ſich aber ſofort für eine gründliche Ermittlung dieſes ihm überhaupt wichtig ſcheinenden Ausſpruchs, und ehe ich mit meinem Schreibetui herausrücken konnte, war er auf und davon. Im offenen Nebenzimmer, mit dem Kopfe von uns abgewendet, ſaß die Kammerfrau der Fürſtin. Sonſt war niemand in der Nähe. Die Fürſtin und ich ſtanden ſich unbeobachtet gegenüber. Sie hatte die Hand auf die grüne Tiſchdecke geſtützt, blickte vor ſich hin und ſchien auf die Plötzlichkeit unſerer Lage eben ſo wenig vorbereitet geweſen zu ſeyn, wie ich. Mir war das Blut zum Kopfe geſchoſſen.

Es mag immer eine marternde Aufgabe ſeyn, ſich zu maßvoller Ruhe zwingen zu müſſen, und dabei vor wild aufſtürmender innerer Bewegung ſeiner Sinne kaum mächtig zu ſeyn; hier ſteigerte ſich meine Verwirrung noch unter dem Bewußtſeyn, daß ich mich einer kaum von ſchwerer Krankheit erſt Erſtandenen gegenüber befand. Ich bebte vor mir ſelber. Während mir ihre Hand die meine magnetiſch an ſich zu ziehen ſchien, krampften ſich meine Finger um das Etui in meiner Bruſttaſche zuſammen, kämpfte ich mit dem ganzen Reſt meiner traumartig umnebelten Willenskräfte gegen die faſt unwiderſtehlich lockende Reizung. Endlich gewann ich hinlängliche Faſſung, um wenigſtens reden zu können.

Ich deutete an, daß, wenn die Fürſtin ſich zum Niederſchreiben weniger Worte entſchließen könne, meinerſeits das dazu Erforderliche vorbereitet ſey. Sie ſchlug die Augen auf, und ich glaube, obſchon ich mir ſofort mit dem Schreibzeug zu ſchaffen machte, zu fühlen, daß ſie mich anſah. Es war eine Minute bänglichſter Spannung. Wenn ſie die Schreiberin jener Zeilen geweſen war, ſo wußte ſie, mit welchen Gefühlen ich ihr gegenüber ſtand. In ihrer Macht lag es in dieſem Augenblick, durch ein einziges Wort — und wäre es nur das Eine „hoffe!“ geweſen — mich von allem Kleinmuth zu befreien und mich grenzenlos zu beſeligen. Niemand als ich war ja Zeuge des Zeichens, das ſie mir geben würde. Sie konnte wiſſen, daß es auf dem Grunde meines Herzens unverbrüchlich verſiegelt bliebe, bis es ihr ſelbſt gefallen würde, dem Zeichen einen lebendigen Inhalt zu geben. War'ſie hingegen jenen Zeilen fremd geweſen, ſo mußte der nächſte Augenblick alle meine kühnen Träume in eitein Schaum auflöſen. Alles war dann vorüber. Dieſe ganze bewegte Zeit hatte nur den Werth einer bunten Luftſpiegelung gehabt.

(Schluß folgt.)

Shakeſpeareſtudien eines Realiſten.

(Fortſetzung.)

Wie deutlich ſind andererſeits die Anklänge jenes 66ſten Sonetts an die bekannten Monologen Hamlets.

Nach Grabesruhe ſehn' ich mich ermattet;
Denn das Verdienſt erblick' ich bettelarm,
Das leere Nichts mit Reichthum ausgeſtattet,
Die reinſte Treue in des Meineids Arm.

Als Beute der Gewalt die Huld des Weibes,
Der Schande Kleid mit Ehrengold verbrämt,
Des Geiſtes Würde wie die Kraft des Leibes
Durch Tyrannei verkrüppelt und gelähmt,

Die Kunſt im Zungenzaume der Beamten,
Die Weisheit in der Thoren Vormundſchaft,
Die Wahres ſtets als Unverſtand verdammten,
Und alles Gute in des Böſen Haft.

Deß bin ich ſatt und ſtürbe gern. Ach, bliebe
Da nur nicht völlig einſam meine Liebe!

Die Geſtalt Hamlets hebt ſich ſo ſichtbar von allen andern dramatiſchen Charakteren des Dichters ab; ſie erinnert ſo deutlich an das zartbeſaitete und zur Schwermuth geneigte Gemüth des Sonettendichters, daß

Digitized by Google

wohl kein aufmerkſamer Leſer über eine nähere Beziehung dieſes Charakterbildes zu ſeinem Schöpfer im Zweifel bleiben kann. Hamlet iſt entſchieden der geiſtvollſte und ſenſitivſte Menſch, den uns Shakeſpeare zeichnet. Ja der Dichter zeigt ſich nicht einmal bemüht, das Incognito ängſtlich zu verſtecken. Es iſt das einzige Stück, in welchem Shakeſpeare lokale Verhältniſſe, in die er perſönlich verflochten war, offen zur Sprache bringt, das Londoner Theaterweſen, die Stellung des Globus zu den Kindern der Königin, ſeine Fehden wie ſeine Freundſchaften mit beſtimmten Perſönlichkeiten, und wo er das was er längſt über die Schauſpielkunſt auf dem Herzen hatte, in jene bekannten goldenen Sprüche faßt.

Allein wenn wir es nun auch wohl begreiflich finden, daß bei einer dramatiſchen Behandlung der Hamletſage als die Hauptaufgabe erſchien, unter der Decke verſtellten Irrſinns Sprüche tiefſinniger Weisheit zu verbergen, daß der Dichter dieſen Anlaß benützte, unter fremder Geſtalt ſeinen damaligen Gemüthszuſtand, ſeine eigene Lebensanſchauung zum dichteriſchen Ausdruck zu bringen, wenn wir unbedingt zugeben, daß dieſe eigenſte Zuthat des Dichters ſeinen Hamlet zu dem intereſſanteſten, geiſtvollſten, tiefſinnigſten ſeiner dramatiſchen Werke erhebt, ſo dürfen wir doch ebenſo wenig verkennen, daß eben dieſe Zuthat in den dramatiſchen Stoff und in den Gang der Handlung als etwas Fremdartiges und vielfach Störendes eingreift, daß die Hamletlage, deren weſentlichſte Grundzüge das Stück doch im Uebrigen beibehält, an ſich wenig geeignet zur Einſchaltung eines ſo ſubjektiven Elementes war, daß es dem Dichter ſchwerlich auch nur darum zu thun war, jedenfalls aber nicht gelungen iſt, die Inconvenienzen, die ſich aus jener eigenthümlichen Beigabe mit Nothwendigkeit entwickelten, ganz zu beſeitigen, daß das Stück deßhalb hinſichtlich der Uebereinſtimmung der Charaktere und nach der pragmatiſchen Seite in Gang und Fügung der Handlung die größten Anſtöße gibt, ja daß es unter dieſem Geſichtspunkt geradezu den unvollkommenſten Werken des Dichters beizuzählen iſt.

Derſelbe Hamlet, dem Shakeſpeare die zarten Fühlhörner, die Melancholie, den vibrirenden Geiſt und Witz der eigenen Dichterſeele geliehen hatte, paßte nun einmal nicht mehr zum nordiſchen Helden, zum blutigen Rächer einer blutigen That, zum fünffachen Mörder oder Todtſchläger. Wollte der Dichter in die alte Sage die Elemente einer modernen Bildung und Gefühlswelt legen, ſo mußte er, wie Goethe in der Iphigenie that, den Stoff ſelbſt in's Humane und Symboliſche umbilden. Wenn Shakeſpeare aus der alten Sage die Tödtung des hinter der Tapete horchenden Hofmanns, den liſtigen Verrath an den Begleitern auf dem Zug nach England herübernimmt, wenn ſomit dieſelbe zartbeſaitete Natur, die für die ſittlichen Schwächen Anderer und für die Verderbtheit der Welt ſo empfindlich iſt, drei Unſchuldige nur ſo nebenher um's Leben bringt und dabei noch thut, wie wenn nichts geſchehen wäre, ſo macht uns dieß ungefähr den Eindruck, wie wenn Iphigenie bei Goethe einmal in einem Zwiſchenakt als Prieſterin ein paar Gefangene auf dem Altar der Diana ſchlachten würde.

Tritt man aber der Fügung des Stücks näher, ſo ſieht man recht, wie ungenirt der Dichter das als das Gegebene, Selbſtverſtändliche bei einer Behandlung der Hamletſage behandelt hat, in die Form irrſinnig ſcheinender Reden tiefere Lebensweisheit zu verſtecken. Er behandelt es faſt als eine ſelbſtſtändige Epiſode in der Handlung, ähnlich wie die Falſtaffiscenen im Heinrich IV.; er gibt ſich kaum die Mühe, dieſen Irrſinn auch nur nothdürftig zu motiviren, er wußte, daß das mit dem Sagenſtoff ſelbſt, der ſeinem Publikum durch andere Bearbeitungen bereits bekannt war, ſchon gegeben und erwartet war.

In der alten Sage hängt Alles wohl zuſammen. Hamlet ſtellt ſich dort nicht wahnſinnig, ſondern, wie Junius Brutus, tölpelhaft und ſchwachſinnig; er thut es, um dem König ungefährlich zu erſcheinen. Es iſt dort vorausgeſetzt, daß es ſich nicht einfach darum handelt, durch einen raſchen Dolchſtoß an dem König Blutrache zu üben, ſondern in den Augen des Heers und des Volks ſich zuvor als den zur Krone berufenen und befähigten Erben zu erweiſen. Dieß geſchieht durch die verſteckten Beweiſe ſeiner Liſt und ſeines Scharfſinns, wie durch ſeine Heldenthaten in dem Krieg in England. Bei Shakeſpeare iſt kein rechter Grund einzuſehen, warum ſich Hamlet irrſinnig ſtellt. Er iſt nicht bedroht; der König fürchtet ſich eher vor ihm; und Hamlets Verhalten im Wahnſinn iſt der Art, daß es weit mehr Verdacht erregen, als den König in Sicherheit wiegen muß. An die Wirkung auf Volk und Heer wird gar nicht gedacht, und wenn man ſich an die Stelle verſtändiger Bürger von Helſingör denkt, ſo mußten ſie wohl ſagen, es ſey immer noch ein Glück für Dänemark, daß die Krone des alten Hamlet an ſeinen Bruder Claudius und nicht an dieſen närriſchen, überhirniſchen Prinzen gefallen ſey, aus deſſen Betragen kein Menſch klug werden könne, der einen alten treuen Diener tödtet wie eine Ratte, mit deſſen Tochter eine Liebſchaft anfängt und ſie dann ohne allen ſichtbaren Grund wieder verläßt und zum Wahnſinn und Selbſtmord treibt. Hamlets Handlungsweiſe hat etwas

Digitized by Google

durchaus Irrationales und Niemand hat noch vermocht, einen verſtändigen Zuſammenhang von Zweck und Mitteln darin nachzuweiſen. Nur bei unſerer Auffaſſung wird die Sache zwar auch nicht objektiv verſtändlich, aber ſubjektiv begreiflich, indem der Dichter im Weſentlichen den Stoff ſeiner Sage beibehielt, aber ein fremdartiges aus ſeinem eigenen Seelenleben geſchöpftes Element epiſodiſch und ohne entſprechende Umarbeitung des Sagenſtoffs einfügte.

Schon oben wurde in anderem Zuſammenhang Hamlet unter denjenigen Dramen genannt, in welchen die Gewohnheit des Dichters, ſcenenweiſe zu arbeiten und die Wirkung der Einzelnheiten über die Harmonie des Ganzen zu ſtellen, am meiſten hervortritt. Man glaubt ſogar an dem Hamlet, wie er uns vorliegt, deutlich die Spuren wahrzunehmen, wie der Dichter jahrelang für verſchiedene Aufführungen Einzelnes geändert und eingeſchaltet, das Detail ausgeſchmückt, aber dabei, wie es leicht geſchieht, den Grundriß des erſten Wurfs hier und dort aus den Augen verloren hat. Kein dramatiſches Stück löſt ſich ſo leicht in ſceniſche Genrebilder auf, die für ſich verſtändlich wirkſam und kunſtvoll ausgefeilt ſind. Allein die Handlung und Charakteriſtik leidet vielfach darunter, auch in den Nebenfiguren.

Polonius iſt im Ganzen der ſchmiegſame, etwas geſchwätzige, oberflächliche Hofmann; in den Ermahnungen an Laertes und Ophelia, in den Aufträgen an Reinhold zeigt er die Klugheit des erfahrenen Weltmanns; dazu paßt es nun aber nicht, wenn er an einzelnen Stellen eine Art von Hanswurſt macht; ſo abgeſchmackt, wie in dem Geſpräch mit dem Königspaar im zweiten Akt kann ein ſonſt verſtändiger Menſch nicht reden. Der Dichter hat hier niedrig Komiſches eingelegt, ohne an die ſonſtige Haltung, die er der Rolle gab, zu denken; auch der Schauſpieler weiß in der Regel nicht, wie er dieſe beiden Elemente vereinigen ſoll, und ohne Künſtelei iſt keine Uebereinſtimmung hinein zu bringen. — Laertes iſt eine friſche, tapfere, ritterliche Geſtalt; wenn er ſich ſchließlich aber ohne alles Bedenken dazu verſteht, bei einer bloßen Rapparübung eine geſchärfte Waffe mit vergifteter Spitze zu gebrauchen, und ſo den argloſen Gegner zu tödten, ſo iſt dieß der gemeinſte Schurkenſtreich, der unritterlichſte Meuchelmord, den man vergeblich mit der vorausgehenden Charakteriſtik in Einklang zu bringen ſucht. Es ſpielt darin die altnordiſche Vorſtellung von der Pflicht einer rückſichtsloſen Blutrache als ein fremdartiges Element in die ſonſt auf dem Boden der Ritterſitte ſtehende Handlung herein.

Von Ophelia ſollte man meinen, der Dichter habe ihr Bild nicht klar genug gezeichnet, da ſo verſchiedenartige Auffaſſungen dieſes Charakters beſtehen. Goethe nennt ihr Weſen: ſüße Sinnlichkeit. Tieck und andere machen ſie zur Kokette, wo nicht zu etwas Schlimmerem. Wir können in ihr aber nichts anderes finden, als ein reizendes, liebenswürdiges Geſchöpf, ein unſer tiefſtes Mitleid in Anſpruch nehmendes Opfer des Verhängniſſes; ſie iſt nicht ſinnlicher, als wir bei einer jungen Hofdame verzeihlich finden. Daß ſie auf die wohlweiſen Abſchiedsermahnungen dem nach Paris reiſenden Bruder räth, vor der eigenen Thüre zu kehren, finden wir ganz in der Ordnung; daß ſie im Ausdruck dabei für unſer Gefühl etwas zu weit geht, iſt bei Shakeſpeare nicht allzu genau zu nehmen. Aber das finden wir allerdings, daß ihr Wahnſinn von dem Dichter nicht deutlich genug motivirt iſt. Der Tod ihres Vaters iſt an ſich kein Grund dazu; es iſt ja die Ordnung der Natur, daß die Eltern vor den Kindern ſterben. Ihre Hoffnung auf den Beſitz des Prinzen iſt allerdings dadurch unheilbar zerſtört, da ſie dem, wenn auch unabſichtlichen, Mörder des Vaters nicht angehören kann. Allein dieſen Geſichtspunkt macht wenigſtens der Dichter nicht geltend; und überhaupt ſcheint ihr ganzes Weſen zuvor nicht ſo tief und innig angelegt, ihre Liebe zu Hamlet nicht ſo heftig und unzerſtörbar, ihr Verhältniß zu ihrem Vater kein ſo zartes, daß eine völlige Zerrüttung ihres Gemüths uns verſtändlich würde. Jedenfalls haben dieſen Wahnſinn und Selbſtmord diejenigen am ſchwerſten zu erklären, die Ophelias Grundzug in die Sinnlichkeit ſetzen; denn gerade die Sinnlichkeit wird, wenn ihr Ein Liebhaber entgangen iſt, am wenigſten gleich an Grab und Verzweiflung denken. Man möchte glauben, daß der Dichter ſich ſelbſt hierüber nicht ganz klar war, daß er überhaupt gar nicht einen rein pſychiſchen Vorgang vorausſetzte, daß er auch das Hinzutreten unbekannter, zufälliger Urſachen nicht ausſchließen wollte und es ihm viel mehr um die Wirkung zu thun war, welche die Erſcheinung der verlaſſenen, irrſinnigen, mit Blumen geſchmückten, leichte Lieder ſingenden Ophelia ſchon für ſich ſelbſt auf jedes fühlende Herz hervorbringen muß.

Unter den Veränderungen, welche Shakeſpeare an dem vorgefundenen Stoff vornahm, betrifft die wichtigſte den Schluß. In der Sage beruft Hamlet nach der Ermordung des Königs das Volk zuſammen, erzählt und rechtfertigt das Geſchehene, wird darauf zum König ausgerufen und regiert lange und ruhmvoll. Dazu nun war freilich der Shakeſpeareſche Hamlet nicht berufen; er mußte tragiſch enden, wie alle die Geſtalten, in welche die Dichter einen Krankheitsſtoff des eigenen

Digitized by Google

Gemüthslebens ergossen haben, wie Werther, Clavigo, Faust, Eduard. Sie müssen gleichsam als stellvertretende Opfer sterben, während der Dichter andere Register seines Geistes und Gemüthes aufzieht und neue Melodien spielt. So war auch in Shakespeare die Hamletnatur nur ein Theil seines Gemüthslebens, wenn auch vielleicht der herrschende Grundton seiner individuellen Stimmung und seines Temperaments; aber es standen ihm noch reiche Accorde auf andern Saiten seiner Seele zu Gebot, und in denselben Jahren, in denen er den Hamlet schuf, fand er auch den Stoff zum Sommernachtstraum, zu Heinrich IV., zum Kaufmann von Venedig in sich vor.

VII.

Zu den englischen Historiendramen.

Die meisten Kritiker reden mit einer ganz besondern Bewunderung von Shakespeares historischen Dramen, und viele sind geneigt, darin geradezu den Höhepunkt seines Talents zu finden und ihm eine ganz eminente Fähigkeit zu Charakterisirung ganzer Zeitperioden und Völker zuzuschreiben. Wir vermögen dem nicht beizustimmen. Uns scheint Shakespeares Dichtergenius da viel heller zu strahlen, wo seine Phantasie ihre freiesten und kühnsten Flüge wagt und sich auch den Boden der Handlung selber schafft, als wo er alte Chroniken und Plutarchs Biographien scenisch bearbeitet; ja auch in diesen historischen Stücken selbst scheint uns wieder das, was der Dichter vom Eigenen frei hinzufügt (wie z. B. die Episoden von Falstaff, die Scene von Hubert und Arthur, die Brautwerbung in Heinrich V., die Traumerscheinungen in Richard III.), die eigentlich geschichtlichen Bestandtheile an poetischem Reiz weit zu überwiegen.

Um uns lebensvolle und wirksame Geschichtsbilder vor Augen zu stellen, bedarf der Dichter außer den allgemeinen dichterischen Eigenschaften noch dreierlei Dinge: einmal eine auf innerer Erfahrung und äußerer Beobachtung ruhende Menschenkenntniß, sodann eine auf breiter und vielseitiger Lebenserfahrung ruhende Einsicht in die causale Verkettung der menschlichen Handlungen und Schicksale, und drittens ein positives geschichtliches Wissen. Von diesen drei Erfordernissen besaß Shakespeare das erste in eminentem, das zweite und dritte nur in mittelmäßigem Grade. Den Abmangel an den beiden letzteren hatte er durch den Reichthum am ersten und durch den Ueberschuß an den allgemeinen Eigenschaften des Poeten zu ersetzen. Er zeichnet uns überall Menschen und gibt tieferen Gehalt, den Charakter von Völkern und Zeitperioden, aber trifft er nur so oben hin; an der objektiven Motivirung der Handlungen fehlt es, wie in den nichthistorischen Stücken, nach allen Seiten. Charaktere und Zufälligkeiten sind die beiden Agentien; es gibt nichts Mittleres. Man vermißt den Schein der Nothwendigkeit, den wir von der Entwicklung einer dramatischen Handlung verlangen. Wenn nun vollends der Faden einer einheitlichen Handlung gänzlich fehlt und das historische Drama sich in ein Schattenspiel lebender Bilder von losem Zusammenhang auflöst, wie in den meisten, namentlich englischen Geschichtsdramen Shakespeares, so geht, es mag auch noch so viel Detailschönheit übrig bleiben, der mächtigste Reiz aller dramatischen Kunst verloren.

Man kann es vollkommen zu schätzen wissen, welchen Werth es für das englische Volk hat, in dem Shakespeareschen Dramencyclus eine Art von nationaler Epopöe zu besitzen; man kann noch höher den unverwüstlichen und mächtigen Zauber schätzen, den Shakespeares wunderbare Dichtersprache über jeden Gegenstand zu verbreiten weiß; es kommt uns auch keineswegs in den Sinn, an diese englischen Historien den fertigen Maßstab eines bestimmten ästhetischen Begriffs von Drama anzulegen, da wir vielmehr ganz dem Satz huldigen: tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux; allein darum handelt es sich eben, ob diese Historien, wenn man von der glänzenden Ausnahme, die hierin Richard III. bildet, absieht, noch die Spannung und das Interesse in ihrem Hauptinhalt darbieten, ohne welche wir uns keine ästhetische Wirkung denken können. Man kann den König Johann, Richard II., die beiden Lancasterschen Trilogien wiederholt und oft gelesen haben, man wird eine Menge bedeutender Einzelerinnerungen bewahren, aber man findet es schwer anzugeben, was man eigentlich gelesen hat; man fühlt sich immer wieder versucht, sich aus Geschichtsbüchern noch besser zu orientiren und einigen Ueberblick zu gewinnen. Die sicherste praktische Probe für die Schönheit eines poetischen Werks, daß, wenn man damit zu Ende ist, man Lust hat, gleich wieder vorn anzufangen, bestehen gerade diese englischen Historien am wenigsten, und wenn Heinrich IV. eine Ausnahme macht, so verdankt er es gerade seinen nicht historischen Einlagen.

Je weniger aber eben diese historischen Dramen den unbefangenen Leser zu einem reinen Genuß kommen lassen, desto mehr sind die Kunstkritiker und Erklärer mit historisch-politischen, ästhetischen und philosophischen Betrachtungen darüber bei der Hand. Wir werden über das Wesen des mittelalterlichen, des englischen Feudalstaats, über die geschichtliche Bedeutung jener Kämpfe der beiden Rosen, über den tieferen

Digitized by Google

Zuſammenhang des geſammten Dramencyclus belehrt, und Alles, was ſich darüber Bedeutendes und Geiſtreiches ſagen läßt, ſollen wir dann auch in den Shakeſpeareſchen Stücken finden oder hinzudenken. Dieſe leidige Manier führt von der Region, in der das Schöne zu ſuchen iſt, ganz ab, und wir haben alle Reflexionen, die ſich nur an den geſchichtlichen Stoff halten und eben ſo gut zu Holinſhede Chronik oder einem beliebigen Geſchichtscompendium paſſen würden, ganz bei Seite zu laſſen. Es handelt ſich darum, was Shakeſpeare, der Dichter, uns vorführt, nicht was ſich noch Alles bei ſolchen Dingen denken läßt. Der Dichter aber ſcheint uns an das Weſen des engliſchen Feudalſtaats ſehr wenig gedacht zu haben und gibt uns jedenfalls nur ein höchſt mangelhaftes Bild davon.

Wir haben oben zu zeigen geſucht, daß Shakeſpeare in ſeinen dramatiſchen Werken die Wirkung auf einen ganz beſtimmten Hörerkreis, auf die männliche ariſtokratiſche Jugend im Auge gehabt habe; und dieſer Geſichtspunkt ſcheint uns auch auf die engliſchen Hiſtorien unſeres Dichters ein neues Licht zu werfen. Th. Nash erzählt ausdrücklich, Shakeſpeare ſey durch ſeinen Freund, den Grafen Southampton, zur dramatiſchen Behandlung der engliſchen Geſchichte beſtimmt worden, und wenn dieß auch nicht der Fall geweſen wäre, ſo entſprach es der Natur des ganzen Verhältniſſes, daß ihm der Kreis dieſer jungen vornehmen Freunde und Gönner dabei vor der Seele ſtand. Dieſe engliſchen Geſchichtsdramen erſcheinen uns im Großen als eine zuſammenhängende Bildergallerie aus dem Leben der Könige und großen Barone von England, vorgeführt einem gleichfalls zu hoher Stellung im Staat und in der Geſellſchaft berufenen Kreiſe edler und hochſtrebender Jünglinge. Dieſe Douglas, Mortimer, Bolingbroke, Buckingham, Warwick, Talbot, Salisbury waren nicht mehr und nicht weniger als die jungen Lords Pembroke, Southampton, Rutland u. ſ. w., ja von den Königen und Prinzen ſelbſt fühlten ſich dieſe nicht durch eine Kluft getrennt, wie der niedriger Geborene.

Die engliſche Geſchichte jenes Zeitalters von König Johann bis zu Heinrich VIII., die Shakeſpeare in ſeinen Dichtungen umfaßt, enthält noch eine große Menge wichtiger Dinge, die unſerem Dichter ganz fern lagen. Sie zeigt uns, wie die Normannen und Engländer, die unter König Johann noch zwei ganz getrennte und feindliche Völker waren, zu Einer Nation zuſammenwachſen, wie von der Magna Charta aus die Grundlagen der bürgerlichen Freiheit ſich ſtetig fortentwickeln, wie neben dem Adel ſich eine durch Gewerbe und Handel aufblühende Mittelklaſſe bildet und in einem ſelbſtſtändigen Gemeindeleben zur corporativen Freiheit und Macht im Staate gelangt, wie eben auf dieſes bürgerliche Element geſtützt die Tudors die Macht der Großen niederwerfen, wie in England zuerſt die militäriſche Bedeutung des Ritterthums durch disciplinirte Söldner vernichtet wird, wie die durch ſolche Söldner ausgefochtenen Kriege der beiden Roſen dem Aufkommen der Städte und des Bürgerthums ſogar günſtig wirken konnten, wie hier auch auf kirchlichem Boden die erſte und ſtetig fortwirkende Reaktion gegen die alten Formen Platz griff.

Alles das lag ganz außerhalb des Geſichtskreiſes unſeres Dichters. Jenes Bürgerthum, die ſtädtiſchen Corporationen, die Mittelklaſſen, deren allmähliges Emporkommen der Hauptgegenſtand des von ihm behandelten Zeitalters iſt, waren ja eben ſeine erbitterten Verfolger, die Verächter ſeiner Kunſt, die blinden Eiferer gegen alles das, was ihm erlaubt, menſchenwürdig und lebenſchmückend ſchien. Wo er einen Bürgermeiſter von London auftreten läßt, ſpielt derſelbe ſicher eine verächtliche Rolle. Seine ganze Stellung, die Macht der Verhältniſſe wies ihn auf eine ariſtokratiſche Geſchichtsanſchauung hin. Er führte ſeinen jungen vornehmen Freunden die Thaten und Schickſale der Großen ihres Volkes vor; er that es in der würdigſten Weiſe, mit einer ſittlich patriotiſchen Tendenz; er nannte das Gute und Schlechte bei ſeinem Namen; er wollte in ſeinen Hörern den Sinn für das Edle und Große, für männliches Weſen und Selbſtbeherrſchung, für das Gebot von Recht und Ehre wecken und pflegen; das Prinzip der Legitimität, ein für die ariſtokratiſche Anſchauung beſonders hervortretender Begriff, iſt der leitende Geſichtspunkt, der die Dramenreihe von Richard II. bis zu Richard III. zu einem Ganzen verknüpft; er zeigt das Walten einer höheren Gerechtigkeit in den Schickſalen der Großen, eine großartige Verkettung von Schuld und Strafe. Dabei tritt die pragmatiſch-verſtändige Seite in der Geſchichtsdarſtellung ſehr zurück. Die Charaktere und der Zufall machen die Ereigniſſe; die Macht der Verhältniſſe, der geſellſchaftlichen Zuſtände kommt nicht zur Geltung. Von der Kriegführung jener Zeiten hat der Dichter eine kindlich heroiſche Vorſtellung; die Douglas, Talbots, Cliffords, Suffolks ſpielen eine Rolle wie Achill, Hector, Ajax oder wie die Paladine Karls des Großen. Daß die Schlachten bei Poitiers, Agincourt, St. Albans, Bosworth durch die engliſchen Bogenſchützen und das Fußvolk entſchieden wurden, ſcheint der Dichter kaum zu wiſſen.

Wenn man ſich dieſen Hörerkreis vergegenwärtigt, ſo wird man auch um ſo lebhafter die Wirkung empfinden, die die Darſtellung von Heinrichs V. Jugend-

leben und die Falstaffiseen machen mußten. In solcher Gesellschaft mochten die jungen Freunde und der Dichter nur allzu gut bekannt seyn; wir vermuthen, daß der Dichter in dem Prinzen nicht, wie Gervinus meint, sich selbst — denn da liegen die Vergleichungspunkte doch zu fern — sondern eher den Grafen Southampton vor Augen hatte, der bei großen Anlagen und Lebensplanen ein zügelloses Leben in niederen Kreisen führte, und daß er diesem in der idealen Gestalt des zum König gewordenen Prinzen ein leuchtendes Vorbild für seine Zukunft zeichnen wollte. Ueberhaupt finden wir es sehr wahrscheinlich, daß viele der Shakespeareschen Dramen ganz voll sind von persönlichen Beziehungen und Anspielungen, die für uns verloren sind. Wenn die Freunde des Dichters, die hohen Beschützer seiner Bühne ihren Platz unmittelbar auf dem Bühnenraum hatten und man sich täglich fast körperlich berührte, wenn so der wichtigste Theil des Publikums eine unter sich zusammenhängende und dem Bühnenpersonal persönlich befreundete Coterie bildete, so war der Anlaß so nahe und die Ausführung so leicht, sich unter allen möglichen Gestalten, in Scherz und Ernst, dem größeren Publikum unbemerkt, zu unterhalten.

Auch der erste Akt in Richard II., dessen Beziehungen zum Folgenden so wenig klar hervortreten, wird verständlicher, wenn man sich vergegenwärtigt, welches Interesse schon an und für sich ein in Gegenwart des Königs ausgefochtender Ehrenhandel von zwei großen Baronen gerade für dieses Publikum haben mußte. Ueberhaupt wird unter diesem Gesichtspunkt die eigenthümliche, den dramatischen Forderungen in so Vielem nicht entsprechende Form dieser englischen Historien begreiflicher; es ist ein Cyclus historischer Charakterbilder in scenischer Form.

Wenn Richard III. trotz dieser Form zu einer wahren und machtvollen Tragödie heranwuchs, so half dazu schon der Stoff selbst; denn auch in der Geschichte bildet die kurze Regierung dieses Fürsten den Abschluß langer Kämpfe und Wirren und hat einen rapiden, an tragischem Stoff reichen Verlauf. Der Dichter hat der Einheit, welche der historische Stoff von selbst darbot, sogar geschadet, indem er ohne Noth den Beginn der Handlung an den Tod Heinrichs VI. anreiht, und Eduard IV., der von da an noch elf Jahre mächtig und glänzend regierte, als einen von Anfang an Hinsiechenden und für sich bedeutungslosen Herrscher darstellt. Auch sonst erregt die Handlung von der pragmatischen Seite manches Bedenken, und man wundert sich, daß er von der Geschichte auch in Dingen abweicht, die der dramatischen Behandlung ganz entgegenzukommen scheinen. So hatte Richard einen einzigen Sohn, den er mit der jungen Elisabeth vermählen wollte, und der bald darauf an einer Krankheit starb. Die Tödtung seiner Neffen hatte dadurch ein natürlicheres Motiv. Nach Shakespeare handelt er bei größtem Verstande doch wie ein Unsinniger; er rottet das ganze Yorksche Haus, für das er sein ganzes Leben lang gekämpft hat, aus, und macht seinen Gegner, den Erben der Lancasterschen Ansprüche, zum natürlichen Thronfolger. Wenigstens läßt Shakespeare diese naheliegende Seite der Sache ganz im Dunkeln. Man sieht auch nicht, auf wen oder was er denn seine Macht eigentlich stützen will, wenn er blind nach allen Seiten wüthet. Einen so mächtigen Anhänger, wie Buckingham, mußte Richard entweder schonend behandeln und beschwichtigen oder vernichten; er durfte ihn aber nicht, wie es geschieht, durch plumpe Beleidigung zum Abfall reizen. Der geschichtliche Thatbestand ist hier viel natürlicher. Das Auffallendste und Unbegreiflichste bleibt immer die doch mit sichtlicher Kunst und Sorgfalt ausgeführte Werbescene um Anna. Man sollte denken, es wäre schon stark genug, daß diese Prinzessin überhaupt dem Feind ihres Vaters, dem Mörder ihres Gatten und Schwiegervaters die Hand reicht, und es wäre fast schon zu viel, wenn dieser seinen Zweck bei ihr schon in einer einzigen Unterredung erreichte; daß nun aber hiezu der Moment gewählt wird, da der von ihm ermordete König zu Grab getragen wird, daß er mit gezogenem Schwert die Träger nöthigt, die Bahre niederzulegen, und nun auf der Straße unter Stiftung des Leichenzuges die Hand der leidtragenden Tochter erobert, erscheint uns als ein Uebermaß, das an's Unsinnige, ja Lächerliche grenzt. So schamlos konnte die öffentliche und kirchliche Sitte überhaupt nicht verletzt werden, und im Munde einer Frau können wir uns in dieser Lage nur die Eine Antwort auf alle seine Reden denken: hier sey weder der Ort noch die Zeit, mit ihr zu sprechen. Man möchte glauben, Shakespeare habe einen Vorgänger, der schon dasselbe Thema behandelt hatte, noch überbieten wollen, oder es habe eine Wette gegolten, ein unlösbares Problem zu lösen. Die Schwierigkeiten scheinen absichtlich in's Maßlose gesteigert, etwa wie Sigfrid beim Wettlauf mit andern noch einen schwerbewaffneten Mann auf die Schultern nimmt und dennoch siegt. Es gehört dieser Zug zu jenen grassen Uebertreibungen, die seine Werke dem maßvollen Geschmack der romanischen Völker fast unzugänglich machen, und die wir uns nur bei einem aus excentrischen Jünglingen und roher Masse zusammengesetzten Publikum einigermaßen erklären können. Wenn uns aber die Romantiker und Shakespearomanen solche Dinge als großartige Schönheiten vordemonstriren,

Digitized by Google

so leisten sie unserem Dichter den schlechtesten Dienst. Es ist nur die einzige Entschuldigung möglich, daß Richard III. noch zu den jugendlichen Produktionen des Dichters gehört.

VIII.

Zu den Dramen über Stoffe des classischen Alterthums.

Die Römerdramen unterscheiden sich von den englischen Historien und den meisten freien Tragödien sehr vortheilhaft durch die Verständlichkeit und den Zusammenhang der Handlung. Plutarch gehört zwar schon zu den trüberen und abgeleiteteren Quellen des Alterthums, aber er ist doch immer noch ein Classiker, ein Hellene. Gesunder Menschenverstand und ein natürlicher Pragmatismus des Erzählten verstand sich da von selbst, und der Dichter konnte an seiner Hand nicht, wie an der seiner mittelalterlichen Novellen und Chroniken, in's Romanhafte geführt werden. Da Shakespeare ohne classische Bildung war, so bleibt es immer bewundernswerth, mit wie viel Takt und Sicherheit er sich auf dem fremden Gebiet bewegt. Uebertrieben freilich finden wir's, wenn man die Schilderung des Römerthums eine vollendete nennt und in Julius Cäsar die römische Toga rauschen zu hören glaubt. Goethe meint dagegen, diese Römer erscheinen ihm wie eingefleischte Engländer, aber sie seyen freilich dabei ächte Menschen, denen am Ende auch die römische Toga zu Gesicht stehen müsse.

In dem letzteren liegt wohl der eigentliche Kern der Sache. Genauer angesehen haben die Helden der Shakespeareschen Geschichtsdramen weder ein historisches noch ein nationales Colorit. Die Engländer unter König Johann sind bei ihm die gleichen wie unter Richard III.; auf Verschiedenheit der Sitte, der gesellschaftlichen Zustände achtet er nicht. Nur Heinrich VIII., der, so sehr er die Zusammenhangslosigkeit der andern Geschichtsdramen theilt, ja überbietet, in Beziehung auf die Motivirung den durch Welterfahrung gereifteren Dichter des mittlern Mannesalters deutlich erkennen läßt, zeigt auch in diesen Dingen eine abweichende Färbung. Auch die römischen Helden denken und sprechen im Grunde ganz wie die englischen Fürsten und Barone. Shakespeare zeigt im einen wie im andern Fall den handelnden, durch die allen gemeinsamen Antriebe und Leidenschaften bewegten Menschen. Dagegen weiß der Dichter seinen Stücken und Personen eine sehr wirksame geographische Nuancirung zu geben; seine Phantasie nahm, wenn er sich in ein bestimmtes Land dachte, eine gewisse Tinktur an, die sich dann allem Einzelnen mittheilte. So fühlen wir in Macbeth, Hamlet, Lear durch das ganze Stück eine scharfe, nordische Luft streichen, während man im Romeo, im Kaufmann von Venedig gleich vornherein des Südens Wärme empfindet. Eine solche locale Färbung, einen etwas wärmeren Ton scheinen auch diese Römerdramen zu haben, sofern es dem Dichter anders zu Muth war, wenn er sich an die Ufer des Nil oder in das alte Rom hinbrachte, aber von antiker Sitte, Denkweise, Lebensanschauung ist nicht viel zu bemerken. Wir meinen damit keineswegs, daß in Julius Cäsar die Thurmuhr schlägt, in Coriolan die Trommel gerührt wird und derlei Dinge, sondern mehr mancherlei innere Widersprüche.

Coriolan ist eine auf dem Boden alter Republiken nicht denkbare Gestalt. So colossal hebt sich in einem städtischen Gemeinwesen überhaupt der Einzelne nicht aus der Menge heraus; seine Tapferkeit und Stärke gleicht der eines nordischen Recken, eines Sigfrid, Roland oder auch Simson, ist aber bei republikanischen Bürgerheeren von ziemlich gleicher Bewaffnung nicht begreiflich. Wenn er den in ihre Stadt zurückliebenden Volkern allein nachfolgt, die Stadtthore hinter ihm geschlossen werden und er nach längerer Zeit, zwar verwundet, aber nach Erlegung zahlreicher Feinde, sich durch das geschlossene Thor wieder den Weg bahnt, so fühlt man sich versucht, an die Erzählungen von Münchhausen zu denken. Wenn ferner, wie in dem Stück vorausgesetzt wird, die Plebs bereits das Recht errungen hat, jeden Patricier wegen Mißachtung ihrer Rechte vor ein Volksgericht zu stellen und um Gut und Leben zu strafen, so ist sie damit überhaupt schon zur Herrschaft gelangt, und ein so schroffes und rücksichtsloses Auftreten, wie das Coriolans, ist gar nicht mehr begreiflich. Wenn er den über die unerschwinglichen Kornpreise Klagenden den Rath gibt: „Hängt euch," so gehört das wieder zu den Maßlosigkeiten, die uns unerträglich scheinen, zumal auf dem Boden der antiken Welt.

Julius Cäsar ist das vollendetste unter den Römerdramen und steht überhaupt den höchsten Leistungen des Dichters nahe. Es ist nicht nur sehr reich an schönem Detail, sondern hat auch eine wohlgefügte, durchaus verständliche Handlung. Nur wenige Partien verrathen es, daß sich der Dichter doch mit einiger Unsicherheit auf dem antiken Boden bewegt. So wenn gleich in der ersten Scene ein Volkstribun römische Bürger nach Hause gehen heißt und sie fragt, ob sie nicht wissen daß es einem Handwerksmanne verboten sey, sich an einem Werktage ohne Zeichen seiner Handthierung auf der Straße sehen zu lassen. Ein solches

Digitized by Google

Polizeigesetz iſt natürlich undenkbar in Republiken des Alterthums; ebenſo daß Cicero in einer Volksverſammlung griechiſch geredet haben ſoll. Die Zeichnung von Cäſar ſelbſt kann zum Beweiſe dienen, daß es eine, wenn nicht unlösbare, doch ungelöſte Aufgabe iſt, welthiſtoriſche Perſönlichkeiten auf die Bühne zu bringen. Große geſchichtliche Thaten ſetzen voraus, daß man in ſchwierigen Lagen unter mancherlei möglichen und plauſiblen Entſchlüſſen, unbeirrt durch verworrene Rathſchläge, mit raſchem und ſicherem Takt denjenigen wählt und zur Ausführung bringt, der den Zwecken, die man verfolgt, am meiſten und ſicherſten dient. Das läßt ſich aber nicht wohl dramatiſch behandeln, ſchon weil es ein zu großes realiſtiſches Detail erfordert und der Dichter die Gattung von Verſtand, die dazu nöthig wäre, nicht leicht haben kann, da er ſonſt ſchwerlich ein Dichter geworden wäre. So werden denn die großen Männer im Drama gewöhnlich nur dadurch gezeichnet, daß ſie große Worte im Munde führen. Dieſe klingen dann aber leicht prahleriſch und thraſoniſch, und das trifft namentlich auch bei Shakeſpeares Cäſar zu.

Schon daß er von ſich ſelbſt ſo viel in der dritten Perſon redet: Cäſar geht heut nicht aus u. ſ. w., klingt uns widerlich; ebenſo wenn er meint, es wäre erniedrigend für ihn, dem Senat ſagen zu laſſen, Cäſar könne nicht kommen; Decius ſoll einfach melden: Cäſar wolle nicht. Einem römiſchen Senator, der ihn um Begnadigung ſeines Bruders bittet, konnte er nicht im Senat drohen, ihn „wie einen Hund wegzuſtoßen;“ als ein Anderer auf dieſe ſchon abgelehnte Bitte wieder zurückkam, konnte Cäſar nicht antworten: erzittert der Olymp? Hätte der Dichter auch nur Cäſars Commentarien gekannt, er würde ihm nicht ſo plumpe, großſprecheriſche Worte in den Mund gelegt haben.

Wir finden es begreiflich, daß zwei wirklich große Männer, Friedrich und Napoleon, Shakeſpeares hiſtoriſche Stücke nicht liebten; ſie wußten wohl zu gut, daß man große Siege nicht auf die Weiſe erficht, wie Heinrich V. den von Agincourt, und daß große Männer nicht ſo handeln und reden, wie Cäſar, Antonius, Coriolan. Ferner will es zu der Bildung und Sitte jenes Zeitalters nicht paſſen, wenn die feindlichen Feldherrn vor der Schlacht noch perſönlich zuſammentreffen, nur um ſich, den homeriſchen Helden gleich, noch vorher gegenſeitig zu bedrohen und auszuſchimpfen. In der berühmten Zankſcene endlich zwiſchen Brutus und Caſſius haben wir das Gefühl, daß die Vorwürfe zu weit gehen, um einer alsbaldigen Wiederverſöhnung Platz zu laſſen. Wenn ein Freund dem andern niedrige Geſinnungen, gemeine Handlungen vorgeworfen und ihn mit Züchtigung bedroht hat, ſo läßt ſich das nicht gleich wieder wie mit einem Schwamm auslöſchen und durch die Entſchuldigung gutmachen, man ſey wegen einer traurigen Familiennachricht in übler Stimmung geweſen. Auch hier reißt den Dichter, wenn er in's Detail verſenkt iſt, die dem augenblicklichen Zweck entſprechende Gefühlsſtrömung, das Beſtreben, jede Situation und jeden Theil derſelben zum vollſten Ausdruck zu bringen, über die richtige Linie hinaus.

Antonius und Cleopatra ſteht darin den engliſchen Stücken näher, daß es an einer einheitlichen, fortſchreitenden Handlung fehlt. Die Verhältniſſe des Helden zu Rom und Octavian ſchieben ſich in kleinen Stößen, von denen keiner zum vollen, unſer Intereſſe ſpannenden Ausdruck kommt, allmählig bis zur Kataſtrophe fort. Deßhalb gewinnt man auch hier ſchwer eine deutliche Erinnerung über den Gang der Handlung. Die Größe und Schwäche des Helden ſollten ſich mehr das Gleichgewicht halten; ſtatt deſſen iſt die Größe eigentlich mehr aus früherer Zeit vorausgeſetzt, als daß ſie wirklich im Stück zur Erſcheinung käme. Sein Verhalten in der Schlacht bei Actium iſt bei der kurzen unmotivirten Darſtellung des Dichters geradezu unbegreiflich. Daß er als ein in einer großen Schlacht Geſchlagener den Gegner zum Zweikampf herausfordert, erſcheint uns unrömiſch und ſchwer zu denken.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Briefe von Bedlitz an eine Freundin.

(Fortſetzung.)

Wien, den 1. Januar 1855. Alſo proſit Neujahr! möge es Ihnen gut gehen! das iſt ziemlich Alles, was ich bei ſeinem Erſcheinen gedacht habe. Ich habe eigene und fremde Rechnungen gemacht, eigenes und fremdes Geld ausgegeben, daß mir förmlich der Kopf brummt, und habe die Kunſt verſtanden, nachdem ich alle meine Rechnungen bezahlt habe, nicht mehr einen Pfennig zu beſitzen, und die nächſten drei Monate ganz auf meinen Gehalt angewieſen zu ſeyn. — Nachdem ich geſtern eben gegeſſen hatte, kam Baron Handl und brachte mir die Schachtel mit Bratwürſten von Ihnen; er iſt ein lieber und verſtändiger Menſch. Als er mich verlaſſen hatte, ſetzte ich mich in Uniform und ſah ganz impoſant aus, und fuhr zu Fürſt Karl Liechtenſtein, * wo Gratulationsgedränge war; dann zog ich mich um und fuhr zu Stockhauſen, wo mehrere Collegen hinkamen, und hörte ein herrliches Celleſtück von Gervais und eine Prachtſenate von Beethoven; Flemming, der preußiſche Legationsſekretär, ſpielte hinreißend. So verſchwanden die letzten Stunden des Jahres 1854 auf den Flügeln einer wahrhaft begeiſternden Muſik, die mir alle lieben Erinnerungen in's Gedächtniß rief. Um halb eilf Uhr war ich zu Hauſe, einſam und allein, aber viel zufriedener, als wären fremde Leute um mich geweſen — und ſelbſt nahe — wenn nicht die nächſten; dann ſchlief ich vom alten Jahr in's neue hinüber.

Den 3ten. Ich eile Ihnen zu melden, daß ich vom Erzherzog Max komme; er wird dießmal nur ein paar Tage bleiben und hofft Sie im Februar zu ſehen. Ich fürchte, daß ſeine Geſundheit einen ſtarken Stoß erlitten hat, er ſieht ſchlecht aus, iſt mager geworden, und eben als ich bei ihm war, haben Opolzer, Seeburger und ſein Leibarzt Concilium über ihn gehalten; es wäre ein unerſetzlicher Verluſt, wenn er nicht alt werden ſollte; er müßte aber alt werden, denn gerade Er iſt ein Mann der Zukunft. Sie will er durchaus perſönlich kennen lernen; er wollte nach Auſſee kommen, hatte aber dem portugieſiſchen Prinzen chaperoniren müſſen. — In unſern innern Angelegenheiten geht es nicht, wie ich es wünſche; es ſind maßloſe Intriguen im Gange. — Geſtern in der Burg war Clavigo; ich ſah zwei Akte, mag aber nicht gerührt werden, und ging dann, nachdem ich Gelegenheit gehabt hatte, die Seebach für eine bedeutende Schauſpielerin zu halten. — Die Bewußte, die ich vor einiger Zeit geſehen habe, iſt ungeheuer alt geworden, und iſt wahrſcheinlich geblieben, was ſie war, und ſchwerlich durch das Alter beſſer geworden. Sagen Sie es aber niemanden als der alten W., ſonſt wird ein ungeheurer Tratſch daraus — aber ſagen Sie es lieber niemanden, das iſt klüger, denn die Weiber, auch die beſten, können nichts bei ſich behalten und plaudern zur Unzeit.

Den 4. Januar. Wenn Sie bedenken, daß ich ohne meine Berufsarbeiten wenigſtens jeden Tag drei fremde Briefe abzufertigen habe, ſo werden Sie begreifen, daß, was ich Ihnen ſchreibe, Blut aus meinem Herzen iſt. Im übrigen iſt wenig Erfreuliches zu melden. Der Friede iſt freilich das Bedürfniß aller Mächte, und doch ſieht man keine Anſtalt dazu. Wir ſind durch Preußen in unſerer ganzen Aktion gehemmt, und wiewohl ich weiß, daß Sie es nicht leiden können, wenn man gegen die Deutſchen ſpricht, ſo bleibt es doch nicht minder wahr, daß ihr Betragen eine eigentliche Schmach iſt: ſo viel deutſche Regierungen, ſo viel deutſche Stimmen! Das iſt die deutſche Einheit! Vor Kurzem wollten ſie ſich alle an Oeſterreich ſchließen, weil ſie glaubten, Oeſterreich würde den Frieden ohne Feldzug erzwingen, und man würde ſie daher nicht brauchen. Nun dieſe Hoffnung nicht ſtich hält und man leider gezwungen werden könnte, einen ernſten Krieg zu führen, nun ziehen ſie Alle zurück und unterſtützen die preußiſchen Ausflüchte. Warum ſollte Rußland bei einem ſolchen Zuſtande der deutſchen Politik irgend eine Nothwendigkeit zum Frieden ſehen, da es vollkommen in der Ueberzeugung leben kann, daß die Deutſchen nicht handeln werden, und die Engländer und Franzoſen für ſich allein nicht handeln können? Aber im Innern ſind die Zuſtände nur wenig beſſer, wie nach Außen. Die Sciſſionen zwiſchen dem Militär und Civil, und zwiſchen den Civilautoritäten unter ſich, werden immer ärger und müſſen am Ende nothwendig zu Kataſtrophen führen. Dabei möchte man ſich doppelt die Haare ausreißen, da alle Möglichkeiten vorhanden ſind, Großes nach Außen und nach Innen zu leiſten. Daß das Erſte nicht geſchieht,

* Oberhofmeiſter des Kaiſers.

Digitized by Google

daran ſind die Verhältniſſe ſchuld, die ich oben auseinander ſetzte, und am zweiten wir ſelbſt, d. h. eine ſiegende Minorität unpatriotiſcher Stumpfſchädel in weißen und grünen Röcken. — Den 5ten. Mantenuffel iſt noch hier, hat häufig Audienzen beim Kaiſer, woraus man zum Beſſern augurirt. — Karl iſt angekommen.

Den 8. Januar. Geſtern früh ging ich mit Karl in die Kunſtausſtellung. Pilotys hiſtoriſches Bild * läßt in Bezug auf Compoſition manches, in Bezug auf Technik gar nichts zu wünſchen übrig; beſſer zu malen iſt kaum möglich. Ein ganz bezaubendes Bild iſt ein Hochzeitſchiff auf dem Chiemſee. Im Nachhauſegehen zeigte ich Karl noch Fernkorns Brunnen im Palaſt Montenuovo. Abends war ich bei Graf Buol, wo ich alle Diplomaten fand, nur nicht die drei Wiedertäufer aus dem Propheten: Lerchenfeld, Könneritz und Hügel, die ihren Unmuth, daß nicht das deutſche Oeſterreich gegen die ruſſiſche, und nicht Rußland gegen die öſterreichiſche Diplomatie einen Sieg errungen hat (?), nicht überwinden konnten, einen Sieg, zu deſſen Förderung ſie doch alles Mögliche beigetragen haben; auch von Preußen war niemand dort, ſonſt aber ganz Europa, Gortſchakoff ebenfalls. — Den 9ten. Geſtern hatte ich nicht weniger als ſechs Briefe zu ſchreiben, unter denen drei weitläufige Depeſchen über die Ereigniſſe waren. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie die Friedenshoffnungen mir wohl thun; kommt der wirkliche Friede und geht die Cholera, und ſind wir Alle noch auf den Füßen, ſo erleben wir hoffentlich dieſen Sommer in Auſſee baleoniſche Tage.

Den 12. Januar. Ich ſtecke in Arbeit bis über die Ohren. Was ſagen Sie zu der unglücklichen Kataſtrophe von Mailath — es iſt doch ſchauderhaft. ** Ich gehe heute aus Rückſicht für Sie in das Moſenthalſche Stück, doch wenn es mich ennuyirt, ſo renne ich augenblicklich fort. Wenn ich ſage ennuyirt, ſo meine ich rührt. Cz. iſt meines Wiſſens der Stiefſohn H's — der die Wittwe Cz. geheirathet hat. Als ſie an der Cholera ſtarb, kam H. zu mir und bat mich, eine Grabſchrift für ſie zu machen; ich that es — und dachte, als ich ſie ſchrieb: „Ich mache hier eine Grabſchrift für eines andern Frau, und weiß nicht, ob ich nicht bald eine für meine eigene machen muß" — und ſo war es. Sagen Sie Graf Barth: „Ich eſſe weder Pferdefleiſch noch trete ich in einen Thierquälerverein! Ich quäle weder Vieh noch Menſchen, was ſoll ich mithin beim Verein? — „Die geſelchte (geräucherte) Zunge wird gut weich gekotten in einer Braiſe, dann eine Halbe guter weißer Wein (nicht öſterreichiſcher) zu einem Seidl eingekocht, daran ſechs Loth Zucker gemiſcht, und ein nußgroßes Stück Fleiſchglace, ohne welche die Sauce unkräftig und öde ſchmeckt; Gewürz iſt überflüſſig." So Joſeph, der Koch, den ich künftig Monſieur Joſeph nennen werde.

Den 15. Januar. Geſtern war ich mit Karl im „Sonnenwendhof," das man am Ende doch ein geſchickt und gut gemachtes Stück nennen muß, das auf dem Theater große Wirkung macht, wenn man auch nicht ſelten von der Art und Weiſe verletzt wird, wie mit dem Chriſtenthum Firlefanz getrieben wird — Jeſus Maria Joſeph — Meſſe und ſonſtige Andacht zum Uebermaß, eine Unſchicklichkeit, die man nicht hätte vor das Publikum bringen ſollen. Talent aber iſt Moſenthal nicht abzuſprechen, der auch ſonſt wohl ein guter Mann iſt. — Sie fragen ſchon ein paarmal, wie der neue Schlafrock gemacht iſt: äußerſt einfach aber ſehr nobel, mit dunkelblauem Taffet — 2 fl. die Elle — gefüttert, und einer blauſeidenen Schnur — federleicht, eine Wonne, ihn zu tragen. — Es laufen Gerüchte herum, daß der Kaiſer der Bankdeputation Friedenshoffnungen ausgeſprochen habe, die Buol beſtätigt hat, daß Bruck Finanzminiſter wird und Profeſch nach Conſtantinopel kommt; beides iſt möglich. — Heute iſt endlich der Fechter von Ravenna an meinem Tage. Sie würden mich ſchön auszanken, wenn ich nicht hinginge — alſo ich gehe! — Den 17ten. Alſo im Fechter war ich; Parterre und Gallerie immens voll, mithin zieht das Stück noch immer wie im Anfange. Was das Stück anlangt, ſo gehört es allerdings zu den peinlichen Stücken, eben weil es durch und durch Tendenzſtück iſt und die Abſichtlichkeit nicht verborgen gehalten wird. Dieſes zugegeben, iſt es das Werk eines kräftigen und urſprünglichen Talents, das ſeiner Abſichten und ſeiner Mittel ſich bewußt iſt und nirgends dem Zufall Hand im Spiele läßt. Es iſt ſo feſt und conſequent gegliedert, die Handlung ſo bühnenkundig geführt, die Charaktere von ſo durchaus geübter Hand, die Sprache ſo inhaltreich und edel, daß von dem Erſtlingswerk eines Anfängers gar nicht die Rede ſeyn kann. Iſt das Stück in Wien gemacht, ſo halte ich es für Grillparzers Werk und keines Andern. Wäre nicht der Grillparzerſche Rhythmus gewöhnlich klangvoller und ſeine Verſe von ſchönerem Fluß, ſo würde ich gar keinen Zweifel haben. Es iſt eine durch und durch edel gehaltene Arbeit, und wer ſie immer gemacht hat, dem macht ſie Ehre, und daß die Berliner Kritiker ſie unanim herunter reißen, iſt erbärmlich,

* Wallenſtein?

** Er ertränkte ſich mit ſeiner Tochter im Starenberger See.

Digitized by Google

denn sie alle zusammen können keine halbe Scene, wie dort die schwächste ist, machen. Ich halte Grillparzer für den Autor; wo man ihn nicht erkennt, kann er sich mit Vorsatz maskirt haben, aber bei einer Menge Dingen habe ich mir immer gesagt: „Das kann nur Grillparzer machen.“ Glänzend wie Er sind Andere auch, aber keiner außer ihm ist so tiefsinnig, wie der Autor des Fechters. — Eben bekomme ich Ihren Brief; ich soll Politisches und Anekdoten schreiben; wo soll ich sie hernehmen? Seit gestern spricht man von Brucks Eintritt als Finanzminister; aber es ist noch sehr ungewiß, gewiß ist nur die Pensionirung Baumgartners. Sehr möglich ist es, daß sich die Stellung Eduard Bachs ändert, und daß man ihn anders wo nöthiger braucht als in Linz. Meine Hoffnungen neigen noch immer nach dem Frieden. — Tarok werden Sie noch viel weniger lernen als Whist, das ist noch viel schwerer gut zu spielen; indeß lernen Sie es nur, man kann Alles brauchen.

Den 26. Januar. Ich hoffe Sie sind glücklich, Karl gesund und schöpfungsfroh bei sich zu haben. — Sie und vielleicht noch Andere glauben immer, ich sey ungerecht gegen die preußische Politik; was sagen Sie zu folgendem Auszug einer Depesche, die gestern von Berlin, von keinem österreichischen Diplomaten, an einen hiesigen deutschen Gesandten geschickt worden ist.

„Herr von Bismarck ist hier noch anwesend, es ist indeß sehr die Frage, ob seine Anwesenheit von Nutzen oder von Schaden ist. Er ist ohne Vorwissen des Herrn von Manteuffel und in Folge eines ihm zugegangenen Befehls hieher gekommen und hat in Fragen der äußeren Politik wahrscheinlich mehr Einfluß als Herr von Manteuffel selbst. Er hatte eine Unterredung mit dem französischen Gesandten Du Moustier, über die Herr von Bismarck selbst sonderbare Worte fallen ließ, die zu den verschiedenartigsten Versionen Anlaß geben. Herr Du Moustier erzählte folgendes: durch Bismarck zu einer Conversation gedrängt, habe dieser ihm exponirt, daß die Isolirungspolitik für Preußen die vortheilhafteste sey, daß Preußen eine durchaus egoistische, auf Gewinn berechnete Politik treiben müsse, und daß die Isolirung am sichersten für Preußen Gewinn bringe. — Am wunderbarsten aber ist, daß Herr von Bismarck dem Marquis deducirt haben soll, Preußen müsse auf Oesterreich losschlagen und dasselbe bei dieser Gelegenheit vernichten; es sey ein alter Racenhaß seit der Zeit Karls des Großen; worauf Du Moustier hingeworfen habe, daß es zu jener Zeit noch gar kein Preußen gegeben. Bismarck fuhr fort: es herrsche eine tief eingewurzelte Rivalität zwischen beiden, und der Kampf müsse ausgefochten werden. Der Marquis drückte seine höchste Verwunderung aus, daß der preußische Gesandte am deutschen Bunde, der für Einigkeit zwischen Preußen und Oesterreich wirken solle, Krieg gegen Oesterreich predige, und daß er dieß vollends dem französischen Gesandten gegenüber in einer Zeit thue, wo Oesterreich und Frankreich sich eng verbunden hatten. — „Ich glaube,“ fährt die Depesche fort, „diese ganz confidentielle, aber ohne Zweifel völlig richtige Mittheilung nicht verschweigen zu dürfen, da es immerhin eine Erscheinung ungewöhnlicher Art ist, den Bundesgesandten einer deutschen Regierung so offen seine letzten Gedanken gegen den französischen Gesandten aussprechen zu hören.“

Ich erhielt außerdem noch einen Berliner Rapport, der meldet, wie die Journalistik in Preußen alle Correspondenten in fremden Blättern gewonnen und angewiesen hat, gegen Oesterreich zu polemisiren, und wie nur die Vossische und die Spenersche allein sich nicht haben corrumpiren lassen. Ich rage Sie, ob, wenn man das liest, es nicht Wahnsinn ist, etwas anders als die vorsätzliche Zersetzung Deutschlands als fertiges Programm anzunehmen? Regiert der Teufel die Welt, so zweifle ich nicht, daß die preußische Regierung ihr Ziel erreicht, hat aber der liebe Gott auch nur noch ein kleines Wort mit drein zu reden, so ist es nicht möglich, daß ein solches Verfahren nicht seinen Lohn empfängt. Der arme König, von dem der Fürst Metternich sagt, daß er mit einem Fuß in der Geschichte, mit dem andern aber in der Romantik stehe, ist die Dupe dieser Intriguen. Die Sache steht jedenfalls schlecht, und wenn selbst ein erträglicher Friede aus der allgemeinen Noth und dem Bedürfniß zu Stande kommt — gerade was Ihnen vor Allem am Herzen liegt, die Rolle, die Deutschland dabei spielt, ist jedenfalls erbärmlich, und konnte über alle Maßen glänzend seyn.

Den 27. Januar. Warum waren Sie nicht in Wien, um meine Lorbeeren zu theilen? Welche Freude hätten Sie gehabt! Nun, Sie werden ja bereits durch die Blätter gehört haben, daß der Stern von Sevilla feierlichen Fiasco gemacht hat; ich schrieb eben zufällig in einer Angelegenheit an Münch und sagte ihm, daß wenn Lopez de Vega sich seinen Theil gefallen lassen muß, ich kein Recht habe, mich über den meinigen aufzuhalten. Auch kann ich Ihnen mein Wort geben, daß ich mich über den ganzen Vorfall nicht geärgert habe und er mir den Humor nicht auf zehn Minuten verdorben hat. Aber merkwürdig ist es doch, daß im ganzen Stücke nicht Ein Schauspieler Applaus erhalten hat, und die Scenen, wie immer sie gespielt wurden,

Digitized by Google

nicht eine Hand bewegten. Ich war natürlich so klug, nicht hinein zu gehen, habe aber doch Alles erfahren. Es war ein furchtbares Gedränge, tiefe Stille, aber kein Applaus, wohl aber Gelächter am Ende des ersten Akts, wahrscheinlich verursacht durch den Schrei der Sklavin, der erfolgte, als der Vorhang schon gefallen war. Genug Fiasco! Und somit sey dieser Gegenstand den untern Göttern gewidmet! — Den 28sten. Gestern war der Stern von Sevilla zum zweiten male; Laube scheint sich nicht vom Geschmack des Publikums influenziren zu lassen, denn er steht für die nächste Woche zwei mal auf dem Repertoire; ich zweifle auch nicht, daß man das Stück am Ende durchbringen könnte, aber mir ist es gleichgültig, was es später macht, und ich darf es sagen, auch gleichgültig, was es gemacht hat, zumal da eine Menge Leute ganz aufgebracht darüber sind; so z. B. Graf Thun, der Gesandte in Berlin, der gestern bei mir war, um mich zu bitten, ihm das Buch zu leihen; er wolle es besonders seiner Frau vorlesen. Auch die liebe Herzogin J. war wüthend und ordentlich komisch in ihrem Zorn. — Ich brachte den gestrigen Abend mit N. und X. zu. Jeden Augenblick spricht sich bei ersterem der ingrimmigste magyarische Haß gegen Oesterreich in jeder Miene aus, und jeder Zug verräth die Wonne, das eigene Land gedemüthigt zu sehen. Auch der zweite ist von größter Leidenschaftlichkeit, findet, daß die vortheilhafte Lage, die Oesterreich in diesem Augenblicke einnimmt, und die auch nicht wegzuleugnen ist, ein reiner Zufall ist; Buol sammt der Regierung hat nicht das geringste dazu gethan — aber die Macht der Umstände, und die beispiellos großartige und hochherzige Gesinnung des Kaisers Nicolaus hat es möglich gemacht; und so werde, da unser Kaiser es auch wünscht, Frieden werden, aber dann werde gleich Frankreich wieder die rothe Mütze aufsetzen u. s. w.; kurz, der Abend war nicht angenehm. Aber bei X. sieht man deutlich, daß es ganz allein die seinem Ehrgeize geschlagene Wunde ist, die ihn in ununterbrochener Anfregung erhält, während bei N. kein solches Motiv vorwaltet, und nur der Geifer des Hasses und der Schadenfreude bricht überall durch, wo sich irgend ein übler Stand für Oesterreich verhoffen läßt. Die beiden sind Typen zweier Parteien, die in der ersten Gesellschaft unzähligen Schaden anrichten. Noch habe ich und halte meine Friedenshoffnungen aufrecht. Ohne Preußens Ränke wären sie viel gesteigerter, als sie sind. Wird der Friede aufgehalten, so wird er es nur einerseits, weil Rußland durch dieselben Deutschland und Oesterreich paralysirt glaubt, und weil andererseits Oesterreich nicht mehr die volle Gewalt hat, auch gegen die Westmächte mit entscheidendem Gewicht aufzutreten, wenn von dort aus überspannte Forderungen an Rußland gemacht würden. Kurz, Schmähung Oesterreichs ist die festgehaltene Absicht, und dazu sind alle Mittel recht — auch die Sprengung des deutschen Bundes, die nie so nahe stand, als eben jetzt — selbst nicht im Jahre 1849—50.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

London, November.

Rückblick auf Müllers Proceß. — Vorgänge zwischen seiner Verurtheilung und Hinrichtung. — Sein Geständniß. — Spätere Enthüllungen. — Die Abschaffung öffentlicher Hinrichtungen.

Seit ich in meinem letzten Briefe die Verurtheilung Franz Müllers meldete und meine Ansicht dahin aussprach, daß nach dem ganzen Verlaufe des Processes kein anderes Verdikt möglich war, hat die öffentliche Meinung über den Schlußakt dieser sonderbaren Criminalgeschichte so viele wechselnde Phasen durchlaufen und in Deutschland zu so leidenschaftlichen Ausbrüchen der Sympathie für den als schuldig erkannten Mann, zu so heftigen Angriffen gegen die vorgebliche Parteilichkeit des englischen Gerichtsverfahrens geführt, daß ich mich kaum werde zu entschuldigen brauchen, wenn ich noch einmal zu dem viel besprochenen Ereigniß zurückkehre, um dem Hergange der Sache jene ruhige und gerechte Betrachtung zu widmen, die er, wie mir scheint, bisher nicht gefunden hat, die ihm aber im

Digitized by Google

Interesse der Wahrheit und der internationalen Beziehungen Deutschlands und Englands dringend zu wünschen ist.

Ich bin dem Gange der Verhandlungen mit nicht weniger Aufmerksamkeit und Interesse gefolgt, als irgend einer unserer biesigen Landsleute; ich habe Alles, was über Müllers Fall gesagt und geschrieben ist, Briefe, Broschüren, Processakten, Protokolle durchgelesen, die Sache vielfach mit den verschiedensten Menschen durchgesprochen und kann nach allseitiger Erwägung der Thatsachen dem in Deutschland weit verbreiteten Eindruck, als sey Müller wegen seiner deutschen Herkunft mit nationaler Parteilichkeit behandelt, als stehe die Niederlage Englands in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit mit seiner Verurtheilung in einem geheimnißvollen Zusammenhang, so wenig beipflichten, als ich die erste Verbreiterin jenes Eindrucks, die „Kreuzzeitung," als Organ der öffentlichen Meinung Deutschlands anerkennen möchte. Wir haben ein unbezweifeltes Recht, wegen Englands politischer Haltung zu grollen; aber wir sollten uns hüten, diesen Groll ohne Grund auf andere Gebiete zu übertragen und die Beziehungen zu einem Volke, das trotz aller momentanen Verstimmungen unser natürlicher Bundesgenosse ist und seyn muß, nutzlos zu verbittern. Räthselhaft wird der Müllersche Proceß, trotz des dem Sterbenden zugeschriebenen letzten Bekenntnisses, vielleicht immer bleiben. Allein meiner Ansicht nach lag die Schuld des unbefriedigenden Ausgangs auf beiden Seiten, auf der der Vertheidigung, die ihren Fall unvollständig vor das Gericht brachte: auf der des englischen Gerichtsverfahrens, das eine wirksame Appellation gegen criminelle Urtheile unmöglich macht.

Und hier muß ich zunächst bemerken, daß Alles, was hinsichtlich einer vorläufigen Ueberzeugung des Müllerschen Processes seitens der englischen Regierung geschrieben ist, auf einer vollständigen Verdrehung oder Unkenntniß der Thatsachen beruht. Der Solicitor General erklärte sich ganz im Gegentheil zu einer mehrwöchentlichen Zögerung bereit, falls eine solche der Vertheidigung wünschenswerth erscheine, und erst nachdem die letztere dieses Anerbieten zurückgewiesen, nahmen die Verhandlungen ihren Anfang. Ueber die gerichtlichen Vorgänge selbst kann ich nur meine frühere Ansicht von der Stärke der Anklage und der erstaunlichen Schwäche der Vertheidigung wiederholen. Müller selbst fühlte dieß, indem er gestand, er könne über Richter und Geschworne nicht klagen, er habe ihr Verdikt erwartet, sey jedoch auf falsche Aussagen hin verurtheilt. Welche Aussagen er dabei im Sinne hatte, erwähnte er nicht. Vielleicht war es ein Fehler gewesen, daß der Angeklagte nicht von dem jedem Fremden zustehenden Recht, eine zur Hälfte aus Ausländern bestehende Jury zu fordern, Gebrauch gemacht hatte, vielleicht würde das Verdikt einer so gebildeten Jury anders ausgefallen seyn; allein diese Möglichkeit zugegeben, so lag das begangene Versehen nicht auf Seiten der Anklage, sondern der Vertheidigung. Der Hauptvertheidiger, Sergeant Parry, war instruirt worden durch den Solicitor des „deutschen Rechtsschutzvereins," Mr. Beard, der wiederum seinerseits das Material der Vertheidigung aus den Händen des Vereinscomités empfing. Von den vertheidigenden Advokaten anzunehmen, daß sie gefliſſentlich Beweise oder Thatsachen zurückhalten, welche für die Unschuld ihres Clienten sprachen oder zu sprechen schienen, anzunehmen also, daß sie in geheimem Bunde mit der Anklage standen, ist eine zu monströse Voraussetzung, um einer Widerlegung zu bedürfen. Man muß daher die von ihnen vorgebrachte Vertheidigung für die beste halten, die sie zu geben im Stande waren, und ich sehe nicht, wie nach dieser Vertheidigung die Jury in Müllers Fall zu einem andern Schlusse als dem verhängnißvollen Schuldig hätte gelangen sollen. Der Rechtsschutzverein erklärte sich freilich anderer Ansicht, allein gestand faktisch, durch die weiterhin von ihm ergriffenen Maßregeln für Müllers Rettung, die Schwäche der Vertheidigung zu.

Es bestanden diese Maßregeln vorzugsweise in der Abfassung und Veröffentlichung eines ausführlichen Berichts über die Thätigkeit des Vereins in der Müllerschen Sache, und eine Reihe von Thatsachen kam auf diese Weise zum Vorschein, die nach der Darstellung des Berichts von der größten Wichtigkeit für den Angeklagten und deren Nichterwähnung durch die Vertheidigung mithin ein schwer zu lösendes Räthsel war. Man erfuhr jetzt zuerst, daß Haustrer in der That an den Docks Uhren und Uhrketten verkauften, daß Müller dem Vereinscomité denjenigen, von dem er die Kette und Uhr des Mr. Briggs gekauft zu haben vorgab, so genau beschrieben, daß seine Identität dadurch von dritten Personen festgestellt werden konnte; daß ferner dieser selbe Haustrer bald nach dem Morde des Mr. Briggs aus den Docks verschwunden sey und sich seitdem nicht wieder habe sehen lassen. Man hörte außerdem, Müller sey von einem Dockbeamten an dem dem Morde folgenden Montag Morgen in den Docks gesehen worden; den angeblich dem Mr. Briggs gehörigen Hut aber habe er vor längerer Zeit bei Mr. Digance, dem Hutmacher des Gemordeten, gekauft und habe zum Beweise dieser Behauptung Mr. Digances Ladendiener so genau beschrieben, daß die Mitglieder des Vereinscomités denselben sofort erkannt, während Mr. Digance (hierauf wurde als Zeichen der Vereinsnommenheit dieses Zeugen Gewicht gelegt) jede Auskunft und die Einsicht in seine Bücher hartnäckig verweigert habe.

Diese Thatsachen mußten, der Darstellung des Comitésberichts zufolge, einen geradezu entscheidenden Einfluß auf den Gang des Processes ausüben; aber unbegreiflicherweise hatte der Vertheidiger keinen einzigen der so wichtigen Zeugen gerufen, um ihre Wahrheit zu erhärten. Die einzige Erklärung einer so seltsamen Versäumniß kann in dem Umstande gefunden werden, daß Comité und Vertheidiger über den Werth der angeführten Beweismittel verschiedener Ansicht waren, und daß diese Meinungsverschiedenheit nicht ohne Grund war, beweist schon die eine zweifellos constatirte Thatsache, daß

Digitized by Google

der Ladendiener, den das Comité nach Müllers Beſchreibung erkannt haben wollte, zu Müller in's Gefängniß geführt, allein von dieſem nicht erkannt wurde. Die ſo eben angeführten Punkte waren, wie geſagt, dem Comité ſchon vor dem Beginn des Proceſſes bekannt geweſen. Von andern wurde im Laufe des Berichts zugeſtanden, daß man ſie wegen der Kürze der Zeit nicht genügend habe erforſchen können (gewiß ein genügender Grund die von der Anklage zugeſtandene Hinausſchiebung des Proceſſes zu acceptiren); noch andere Zeugenausſagen endlich wurden erſt nach Müllers Verurtheilung geſammelt und dem Berichte beigefügt.

Nach dem Tone der Preſſe und der geſellſchaftlichen Unterhaltung zu ſchließen, brachte die Veröffentlichung dieſes Berichts keinen unbedeutenden Eindruck hervor. Ein Geiſt der Skepſis wurde laut, daß das Myſterium des Mordes noch einer weiteren Aufklärung bedürfe, und von verſchiedenen Seiten ließen ſich Stimmen vernehmen, welche Aufſchiebung der Hinrichtung Müllers forderten, um Zeit zu gewinnen für die Unterſuchung der von dem Rechtsſchutzverein vorgebrachten Zeugniſſe für ſeine Unſchuld. Ich muß hinzufügen, daß gleichzeitig den wahrhaft aufopfernden Bemühungen des Vereins zu Gunſten des angeklagten Landsmanns reichliche Anerkennung gezollt wurde, ja daß dieſe Anerkennung die Stimmen des Tadels über gewiſſe, von mehreren zu eifrigen Parteigängern begangene Indiskretionen und Mißgriffe entſchieden überwog. Die öffentliche Aufregung wuchs mit jedem Tage, und in gleichem Maße nahm die Hoffnung auf Gewährung des gewünſchten Aufſchubs zu. Aber gerade an dieſem entſcheidenden Punkte wurde ein verhängnißvoller Mangel, eine unausgefüllte Lücke in dem engliſchen Gerichtsverfahren lebhaft fühlbar. Das vernunftgemäße Tribunal, die neu vorgebrachten Thatſachen zu prüfen, würde ein Criminal-Appellationsgericht geweſen ſeyn; ein ſolches jedoch exiſtirt bis jetzt in England nicht. Wie die Dinge liegen, iſt der Miniſter des Innern in dieſen Criminalfällen die letzte und höchſte Inſtanz, und es beſteht dabei das abnorme Verhältniß, daß der Miniſter ſeine endgültige Entſcheidung auf die Anſicht derſelben Richter gründet, welche den Proceß urſprünglich geleitet. Das deutſche Comité hatte daher auch in Müllers Fall ſeine Petition an den Miniſter des Innern zu richten und nach einer Conſultation mit den Richtern erklärte der Miniſter, er ſehe keine Veranlaſſung, der ſofortigen Ausführung des gerichtlichen Erkenntniſſes in den Weg zu treten.

Dieß war in der Kürze der Hergang der die Zeit zwiſchen Müllers Verurtheilung und Hinrichtung ausfüllenden Ereigniſſe; und wir überlaſſen es dem ruhigen Urtheil der Leſer, zu entſcheiden, ob die gegen das engliſche Volk geſchleuderten leidenſchaftlichen Anklagen nationaler Parteilichkeit dadurch gerechtfertigt ſind. Man mag den erwähnten Mangel des engliſchen Gerichtsverfahrens beklagen, man mag die Gerechtigkeit der Entſcheidung des Miniſters des Innern in Frage ziehen; aber die durch den ſchleswig-holſteiniſchen Krieg gereizten internationalen Leidenſchaften ſchnurſtracks in die Anſichten über Führung eines Criminalproceſſes zu übertragen, ſchreint uns ein Exceß nationaler Empfindlichkeit, gegen den wir es im Namen des deutſchen Gerechtigkeitsſinnes für unſere Pflicht halten zu proteſtiren.

Wir dürfen bei dieſer Gelegenheit nicht vergeſſen zu erwähnen, daß der Eifer, den Angeklagten zu retten, bei dem Comité des Rechtsſchutzvereins ſelbſt ſchließlich in Fanatismus ausartete. Wie ein in dieſen Tagen veröffentlichter Brief einer der Söhne des Mr. Briggs mittheilte, erſchienen noch am Abend um zehn Uhr vor dem zur Hinrichtung feſtgeſetzten Morgen mehrere Mitglieder des Comités im Hauſe des Gemordeten, um — ſeine Söhne zu bewegen, mit ihnen zu dem Miniſter des Innern zu fahren und um Gnade für Müller zu bitten. Es kann nicht Wunder nehmen, daß nach einem ſolchen Akte unglaublicher Indiscretion (der obendrein verſchiedenen andern Indiscretionen folgte) an manchen Orten Stimmen gegen das Verfahren des Rechtsſchutzvereins laut wurden.

Müller, wie bekannt, behauptete noch auf dem Schaffotte, noch in den Händen des Henkers, ſeine Unſchuld, geſtand aber im letzten Momente dem ihn begleitenden deutſchen Geiſtlichen, Dr. Louis Capvel, ſeine Schuld. Ich meinerſeits gehörte zu denen, welche dieſes beinahe in dem Augenblick der Hinrichtung ſeinen Lippen entſchlüpfende Geſtändniß für ſehr unbefriedigend hielten. Die weiße Kappe war ſchon über ſeinen Kopf gezogen, der Geiſtliche hörte nur durch ihre Falten hindurch ſeine Worte; wie leicht konnte unter ſo entſetzlich erſchütternden, aufregenden Umſtänden ein Mißverſtändniß ſtattfinden! Außerdem fehlt zwiſchen den letzten und den unmittelbar ihnen vorhergehenden Worten jeder logiſche Zuſammenhang. Allein Alles, was ſeitdem an's Licht gekommen iſt, kann nur dazu dienen, den Eindruck von Müllers Schuld zu verſtärken. In einer von ihm ſelbſt nach ſeiner Verurtheilung abgefaßten Vertheidigungsſchrift geſteht er z. B., daß er den angeblich von Mr. Digance gekauften Hut eigenhändig kürzer gemacht und wieder zuſammengenäht habe (ein Punkt worauf die Anklage mit Recht großes Gewicht legte). Aus dem angeführten Briefe des Mr. Briggs junior aber erfahren wir die wunderbare Thatſache, daß Müller ſich gegen den Paſtor Waldbaum im Gefängniß beſchwerte über den unglücklichen Verſuch ſeines Vertheidigers, das vielbeſprochene Alibi zu beweiſen, da er am Abend des Mordes gar nicht an dem angeführten Orte geweſen ſey. Endlich bringt die letzte Nummer des „Hermann“ einen Artikel von Dr. Juch, dem thätigſten und aufopferndſten Mitglied des Rechtsſchutzvereins, woraus hervorgeht, daß er und ſeine Freunde gegenwärtig an die Wahrheit von Müllers Geſtändniß, alſo an ſeine Schuld glauben. Nach Allem dieſen bliebe denn weiter nichts mehr zu erklären, als das außerordentliche pſychologiſche Charakterphänomen des ſeltſamen Menſchen, der ſo plötzlich aus der Dunkelheit eines friedlichen Lebens, ohne den leiſeſten Schein

Digitized by Google

früherer Schuld, in die vorderste Reihe der modernen Verbrecherwelt hervorrat, alle Foltern einer langen Todesangst mit unglaublicher Ruhe und Kaltblütigkeit errtrug, die tiefdringendsten Blicke durch diesen Schein von Unschuld täuschte, und erst auf der letzten schauerlichen Grenze zwischen Seyn und Nichts zu dem Geständnisse seiner Schuld gedrängt wurde.

Aber Müllers Prozeß und Hinrichtung hat noch zu Discussionen anderer Art Veranlassung gegeben, auf die wir schließlich wenigstens hindeuten müssen, um diesen Rückblick zu vervollständigen. Die erste derselben bezieht sich auf die Abstellung des oben gerügten Mangels eines Criminalappellationsgerichts, ein Capitel der Gerichtsreform, dessen Berücksichtigung während der letzten Zeit ohne Frage manche neue Vertreter gewonnen hat. Ein anderer viel discutirter Gegenstand betrifft die Abschaffung öffentlicher Hinrichtungen. Selbst die Times gibt das Wünschenswerthe einer solchen Aenderung zu. Und in Wahrheit ist der ganze Train der Begebenheiten, die von einer öffentlichen Hinrichtung in England unzertrennlich scheinen, nichts als der krasseste Hohn gegen die sogenannte Abschreckungstheorie, die einzige, welche das System allenfalls rechtfertigen könnte. Erschreckt werden höchstens die Leser der journalistischen Berichte; für die Verbrecherwelt sind die Hinrichtungen nichts als barbarische Carnevals, bacchantische Orgien, in deren Verlauf die Hefe und der Abschaum der criminellen Bevölkerung um das Schaffot ihre wildesten Feste feiern. Es scheint, als habe dieser obscöne Taumel bei Müllers Hinrichtung seine höchste Höhe erreicht. Wenigstens hört man von allen Seiten nur Stimmen des Widerwillens und der Entrüstung über das durch Sitte und Gesetz sanktionirte Verfahren, und es steht zu hoffen, daß im Laufe der nächsten Parlamentssitzung die Nothwendigkeit der Substituirung einer weniger widerwärtigen Methode der Ausführung des Richtspruchs zu ernstlicher Erwägung kommt. Das höhere und wünschenswerthere Ziel der Abschaffung der Todesstrafe als solcher liegt, wie die Dinge hier einmal beschaffen sind, noch in weiterer Ferne. Aber auch ihm fehlen die Vertreter nicht, und eine für die Abolition of Capital Punishment gegründete Gesellschaft ist schon seit einer Reihe von Jahren in voller Thätigkeit.

Aus Spanien, November.

(Schluß.)

Die Armeria real. — Die Reales-Caballerizas.

Die nämliche Aussicht bieten die Fenster der Armeria real, der königlichen Rüstkammer, von Philipp II. angelegt; eine der prächtigsten Waffenhallen, an historischem Gewicht vielleicht die erste der Welt, von Gaspard de la Vega (1565) erbaut. Selbstverständlich umfaßt diese Galerie, welche, wie alle Baudenkmale, die der Sohn Karls V. hervorgerufen, ein gewisses grandioses Siegel trägt, auch viel kunstgeschichtlich Merkwürdiges. Alles ist auf das Beste dargestellt und geordnet. Zahlreiche Diener sind rastlos bemüht, mit dem Wedel die Nationalheiligthümer rein zu erhalten. Da steht man kein Stäubchen. Ich muß das ausdrücklich zur Ehre Spaniens erwähnen. Uns überrascht eine solche Sauberkeit, die man im Süden zu erwarten sich nicht berechtigt glaubt. Wie blinken diese Rüstungen im glühenden Strahle, und gleichsam auf dem Hintergrunde der Guadarama und der Sxma Sierra, uns erinnernd, daß wir uns in der Heimath des Cid befinden! Da wurde es mir doch etwas warm, so mitten im Herzen des altspanischen Ritterthums und Ruhms. Wenn auch nicht alle Bezeichnungen der Gegenstände richtig seyn mögen, und ich die Helme Hannibals und Cäsars noch weniger verbürgen wollte, als den Harnisch des Campeador, so trägt doch vieles den unzweifelhaften Stempel der Aechtheit. Man zeigt uns den „mantanto“ von Garcia de Paredes, die Degen Ferdinands und Isabellas, und des „Gran Capitan,“ die Hellebarde Don Pedros des Grausamen, die Rüstungen Guzmans el Bueno, des Columbus, weiß und schwarz, Ferdinand Cortes, des großen Cardinals Ximenez de Cisneros, Juans d'Austria bei Lepanto u. s. w., viele türkische Banner aus dieser Seeschlacht; und dort, wie rühren diese Fähnlein mit dem Bilde des Heilands und der Jungfrau, diese kleinen Fähnlein, welche schon vor Granada geweht haben! Daran reiht sich die Rüstung der katholischen Isabella, die sie mehrmals bei der Belagerung trug, und die Rüstung des letzten Maurenkönigs, des gleichsam durch die Geschichte seufzenden Boabdil. Unter den neunzehn Rüstungen Karls V. bemerken wir die zu Pferde von seinem Zuge gegen Tunis; jede zeigt das Bild der Madonna, der Schutzpatronin des Kaisers. Als Gegensatz darf die grobe schlichte Holzjänfte oder Trag-

Digitized by Google

bahre nicht fehlen, die er benützte, wenn er am Podagra litt. Da ſteht man auch die Staatskutſche der tollen Johanna, „La Loca,“ die erſte, deren man ſich in Spanien bediente, und zwar aus ſchwarzem Holze geſchnitzt, im Styl des Verruguete, was gleichbedeutend lautet mit Renaiſſance, ſo wie der ausgeartete ſchlechte in Italien der borromineſke, hier der churriqueresk heißt, beide nach ihren Trägern. Von ausgezeichneter Arbeit iſt jener Schild mit dem Medusenhaupte; auch ein anderer, mit Cameen geſchmückt, den ein Herzog von Savoyen König Philipp II. ſchenkte. Auf deſſen Rüſtung als Infant erkennt man das Wappen Englands. Das Schwert, welches Franz I. bei Pavia umgürtete, übergab der Marquis von Aborga an Murat. Mehr noch wie alles beanſprucht vielleicht ein Fund unſere Aufmerkſamkeit, der vor etwa drei Jahren bei Toledo gemacht worden iſt: die goldenen Kronen der gothiſchen Könige. Seltſamerweiſe ſind deren Namen ſehr originell mit Buchſtaben an dieſe maſſiven Kronen gehängt, als eine zu denſelben gehörende Verzierung; höchſt intereſſante Denkmale an ſich ſelbſt, und ſchon darum, weil ſie die einzigen ſind aus ihrer Periode. Wenn irgend einem alterthümlichen Zeughauſe, ſo gebührt dieſer Gallerie Philipps II. der Titel eines geſchichtlichen Muſeums. Welch ſtolze Vorzeit! Und jetzt? Schier keine Gegenwart! Vielleicht eine Zukunft, wenn die Schranken fallen vor der hereinbrechenden Lokomotive. Aber mit dem alten Spanien iſt es aus; es mag auch morſch genug ſeyn. Die Induſtrie iſt eben mit Gewalt daran, ein neues aufzubauen.

Ich lade die, welche nicht verſchmähen, mir zu folgen, ein, mit mir aus dem Reiche der Phantaſie in die Realität herunterzuſteigen, das heißt in die königlichen Marſtälle. Auf der Seite gegen die Höfe dieſer „Reales Caballerizas“ gerichtet die nordweſtliche Palaſtfaçade mit ihren verödeten Terraſſen, von denen man über die Gartenanlagen und die Geſtilde bis zu der Guabarama herabſchaut, ſelbſt einer Sierra, ſo hoch ragt das Schloß und ſo einſam iſt es auch. Kraft meiner von der Geſandtſchaft empfangenen Einlaßkarten, welche das Wappen Spaniens tragen, ausgefertigt durch den „Administrador general de la real casa y patrimonio,“ betrat ich zunächſt das Bereich der „coches,“ der Kutſchen, in welchem eine muſterhafte — beinahe hätte ich geſagt ideale — Ordnung und Reinlichkeit waltet. Hier wenigſtens bleibt nichts zu wünſchen übrig. Selbſt zu Windſor bei Ihrer britiſchen Majeſtät trifft man das Departement nicht blanker. In der Welt gibt es keine zweite Remiſe wie die im Palaſte von Madrid: eine mächtige Halle, und in der Mitte ſogar ein hübſcher Brunnen, äußerſt zweckmäßig und zugleich als Schmuck dienend; die Räume ſo weit, daß die Wagen bequem darin ſpazieren fahren können. Da gibt es nun Vehikel von aller Art, aller Größe. Voraus marſchirt in Reihe und Glied ſteht man die zierlichſten Kinderkutſchen von allen Sorten, faſt wie Puppenſpielzeug; unter andern eine fein gemalte Calèſche, in welcher die Königin ſaß, als ſie noch klein war; einen goldenen Krönungs- und Triumphwagen, prunkend, aber ſchwer, beinahe wie die der Cybele — das Volk hält dieſe heidniſche Göttin für Iſabella die Katholiſche — und des Neptuns an den Marmorbrunnen im Prado; endlich die Staatscarroſſen der Monarchin, lauter Gold und Purpurſammt.

Nicht minder ſchmuck zeigen ſich die ausgebreiteten Stallungen, glänzend von edlen Roſſen. Das iſt denn wahrhaft eine Pracht und Augenweide. Zuerſt die „caballos à monta,“ lauter feurige ſtolze Andaluſier, ſelbſt die Wagenpferde, und auch über jedem der letzteren in der unabſehbaren Reihe lieht man den vollſtändigen Namen. Hier muß einem Reiter das Herz lachen. Vorher führte man mich durch die Sattelkammer, wie wir ſagen würden. Die Leute waren von einer anſpruchsloſen Freundlichkeit und Gefälligkeit, die man allen Hofbedienſteten empfehlen dürfte. Reſpekt vor dem Haushalt der Königin beider Spanien! Auch in dieſen Abtheilungen iſt alles exemplariſch geordnet, ſogar geſchmackvoll, ja künſtlich in blinkenden Decorationen aufgehängt, Steigbügel, Zäume ꝛc.; hier zahlloſe Livreen, Anzüge der Poſtillione und Reitknechte; dort die farbigen ſeidenen Sättel der Toreros, wenn „funcion reale“ iſt, der Hof bei feſtlichen Anläſſen ſelbſt Stiergefechte hält, welche dann nicht in der gewöhnlichen Arena, „plaza de toros,“ ſtatt finden, ſondern auf der „plaza mayor,“ dem eigentlichen Marktplatze der Hauptſtadt, wo ehedem auch die Scheiterhaufen für Autos-da-fé flammten. Ferner ſehen wir Sättel des kleinen Infanten, darunter einen, den die Stadt Zaragoza dem Prinzen ſchenkte, die Sättel, die Säuften der Königin, eine derſelben gemalt; die Federbüſche der Pferde zur Gala, blendend weiß, roth, gelb, auch grün u. ſ. w. Dieſes Gepränge erinnert ebenfalls an Neapel.

Aber die Ausſicht von den Terraſſen auf die ausgebrannten Fluren, aus denen Garten und Park nur wie Oaſen in der Wüſte ſchimmern, auf das ſtrenge Gebirg, erinnert nicht an den ſüßen, lächelnden Golf mit ſeinem Schmelz von Zärtlichkeit. Dennoch wandelte ich, ſo oft mich in Madrid noch einem Naturreindrucke verlangte, nach dem Palacio real, weil unter den Wipfeln des Prado, des Paſeo (Promenade), im fruchtenden Gewimmel, man ſich eher in einem ungeheuern Redoutenſaal, als im Freien glaubt, wie auch das Centrum dieſes Spazierorts, welcher der Urahn iſt aller Prater, Linden, Promenaden, Champs elyſées, und wie ſie alle heißen, ſehr richtig „el salon“ genannt wird.

Einmal, der Abend hätte nicht ſchöner ſeyn können, ſteuerte ich, dießmal von der Calle del Arenal, auch eine der Straßen, die von Puerta del Sol ausläufen, geradezu auf das Schloß. Beim Reiterbilde des Dichterkönigs, um das Gitter des eirkelförmigen Gartens, in welchem ich heute unter andern Sübgeſträuchen auch eine junge Palme bemerkte, ſitzt gewöhnlich eine ſtillere feine Welt auf den zierlichen Drahtſtühlen, die wir von Paris kennen, auf dem Park von Monceaux und der Champs elyſées, wo ſie die früheren Strohſeſſel verdrängt haben. Hier, von

dem Palaſte von Madrid, ſehen wir, bezeichnend genug, ſolche Stühle immer paarweiſe geſtellt: unwiderruflich ein Fauteuil und daneben, als ſein Trabant, ein kleiner demüthiger Seſſel — für die Dame und den Cavalier. Man lieſt Zeitungen, Kinder, Orgeln ſpielen, nicht zu vergeſſen die Fächer. Da ſteht eine allerliebſte Equipage für die Kleinen, wie aus einem Feenmährchen: ein Küſchchen von rothem Sammt und Gold, mit zwei rabenſchwarzen Schafen beſpannt, und ein ſchwarzes und weißes Lamm laufen nebenher. Eben naht eine Bonne, um ihren Zögling ſpazieren fahren zu laſſen.

Noch einmal trat ich keck in den Patio mit der Glasgallerie und an die Staatstreppe, wo der marmorne Karl III. in der Perrücke Schildwache hält, und es doch nicht hindern konnte, daß Napoleon hinaufſtieg, auch nicht, daß ich hinaufſtieg und meine Hand, wie Napoleon, auf einen der weißen Löwen legte. Ich kehrte dann wieder um und trat auf die gegen Norden und Weſten gerichtete Terraſſe und um die Ecke auf die Hauptterraſſe, wo ich mich von der Schildwache nicht abweiſen ließ und allein, einſam ein ſtolzes, prachtvolles Schauſpiel genoß, als gehöre mir der Palaſt und Spanien ganz allein, als wäre ich Königin von Spanien, wenn auch die, in deren Reiche die Sonne untergeht. Und ich ſah ſie untergehen die Sonne über den Auen, ſah im Abendſchein roſig verklärt den Ernſt Caſtiliens, wie durch ein ſanftes ſtilles Lächeln. Ein unermeßlicher Horizont! Unter der Hauptterraſſe ſtiegen die Mauern immer noch tiefer hinab, grandios, bis zum Campo, dem reſervirten Park der Königin, der ſich gerade mir zu Füßen erſtreckte. Auf der letzten Stufe, ſenkrecht unter mir, ſprudelte ein phantaſtiſch ſchöner Springbrunnen, umſchlungen von blühendem Oleander, Myrthen- und Lorbeergebüſch. Von der Balaſtrade, welche das Dach des königlichen Schloſſes krönt, ſtürzten fortwährend Tauben und Schwalben in das Kuſtmeer und flogen ſelig umher, ſich im Aether badend. So machten ſie das großartige feierliche Bild bewegter. Reizend war es, wie ſie dann in Schaaren hinabflatterten und in der Fontaine tranken und ſich badeten; und dann wieder hinauf, hinein in den Aether, und wieder zurück in die Fluth. Ich mußte dabei der Tauben des Capitols gedenken, der vielbekannten Tauben des Soſos.

Indem die Sonne ſich mehr ſenkte, wurden die Nuancen immer durchſichtiger, vergeiſtigter, auch das Gebirge. Könnte ich nur erzählen, wie ſie gleichſam in ſich ſelbſt, in ihrem eigenen Golde ſich verzehrte und zerfloß. Ein ſolches Goldmeer des Himmels, einen ſolchen Goldnebel habe ich noch nirgends erblickt. Während ich ſo betrachtend daſtand, erſchien ein Schloßbeamter auf meiner Terraſſe, klatſchte laut in die Hände, und da flogen Hunderte von Vögeln auf vom Dache des Palaſtes in den von Sonnengold durchwebten Abendhimmel, wie wenn man Blätter oder Blumen ſtreut; und die Kinder, welche der Mann wohl wie zu einem Feſte mitgebracht hatte, jubelten, und ich hätte mitjubeln mögen über ſo viel Schönheit. Da erkennt man, woher Murillo das Gold hat auf ſeinen Conceptionen. Als die Sonne noch lange ſtrahlte, ſtand der Mond ſchon weiß, lilienbleich über dem Palaſte, ein Symbol des beſiegten Halbmonds und der ſpaniſchen Madonna; denn auch hier, wie auf deren Glorien, ſah man Sonne und Mond beiſammen. — Das Ende von der Herrlichkeit war, daß ein zweiter Beamter auftrat, der ſtatt der Tauben mich verjagte, indem er mir die Weiſung ertheilte, mich zu entfernen, da es auch während der Abweſenheit „de los reyes,“ der Könige — der Gatte der Herrſcherin iſt nicht „Prinz Gemahl,“ ſondern König — nicht geſtattet iſt, zu verweilen im Umkreiſe „de esta corte“ (der Hofhaltung). Dieß hätte eben ſo gut wie eine Verbannung von Madrid lauten können. Der Monarchismus wußte ſich der Sprache ſo ſehr aufzudrücken, daß althergebracht nicht nur das Reſidenzſchloß, ſondern die ganze Hauptſtadt ſelbſt „der Hof“ heißt.

E. M.

Von der Nahe, im Herbſt 1864.

Das Nahethal. — Oberſtein.

Das romantiſche Nahethal, in welchem vor wenigen Jahren noch eine poetiſche Stille herrſchte, iſt durch die Eiſenbahn, welche den Mittelrhein auf dem direkteſten Wege mit Paris verbindet, ſo recht in den Weltverkehr hineingezogen worden. Die rieſigen Bahnzüge brauſen jetzt vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend an den maleriſch gelegenen Städten, Burgen und Dörfern vorüber, und da, wo ſonſt nur die deutſche Zunge klang,

Digitized by Google

hört man jetzt alle Sprachen Europas in buntem Gemiſch. Eine Fahrt durch die ſchönſte Partie des Thales nimmt nur wenige Stunden in Anſpruch, aber während derſelben ſtellt ſich dem Auge eine ſolche Fülle anmuthiger und impoſanter Bilder dar, daß man in Ausſicht genommene weitere Wanderungen gern aufgibt, um an den Hauptpunkten ſo lange wie möglich zu verweilen. Dieß that ich wenigſtens, als ich mit einem Freunde vom Rhein aus einen Ausflug dorthin unternahm.

Die Landſchaft an der unteren Nahe von Bingen bis Kreuznach bietet wenig Bemerkenswerthes; bei letzterem Orte aber beginnt die Romantik. Wenn die Saiſon ihren Höhepunkt erreicht hat, herrſcht in dem hübſch gelegenen Badeorte, der wegen ſeiner brom- und jodhaltigen, ſo wie wegen ſeiner Salzquellen weit und breit berühmt iſt, ein reges Leben. Kreuznach kann ſich zwar in Betreff ſeiner Einrichtungen mit den Bädern erſten Ranges in keiner Weiſe vergleichen und wird ſich auch niemals über eine gewiſſe Stufe erheben; aber die Anlagen neben dem Kurhauſe, ſo wie alle übrigen für die Badegäſte und Fremden beſtimmten Einrichtungen auf der „Inſel“ haben etwas ungemein Anmuthiges und Freundliches, und für die Unterhaltung iſt auch in ſo weit Sorge getragen, daß anſpruchsloſe Kurgäſte, denen ihr körperlicher Zuſtand keine Schmerzen verurſacht, ſich dort einige Wochen hindurch gewiß recht behaglich fühlen können. Unmittelbar neben der Stadt, die enge und etwas düſtere Straßen hat, erhebt ſich der Kauzenberg, auf deſſen Gipfel die Trümmer eines im Jahr 1689 von den Franzoſen zerſtörten Schloſſes liegen; wer das Vergſtrigen nicht ſcheut, kann droben die anmuthige Landſchaft am beſten überſchauen. Zu den Sehenswürdigkeiten in der Nähe gehören auch die Ueberbleibſel eines römiſchen Caſtells.

Die kurze Strecke von Kreuznach bis Münſter am Stein legten wir auf den Rath eines freundlichen alten Kreuznachers, mit dem wir im Coupé ein Geſpräch angeknüpft hatten, zu Fuße zurück, und bereuten dieß auch nicht, da das Thal faſt bei jedem Schritte ſchöner wird und wir, langſam dahinwandernd, Muße hatten, die Felſenformationen deſſelben zu beſchauen. — Münſter am Stein iſt nur ein beſcheidenes Dorf, aber es gibt wohl keinen Alterthums-, Geſchichts- und Naturfreund, der bei einer Fahrt oder Wanderung durchs Nahethal nicht dort Halt gemacht hätte. Wer könnte auch gleichgültig an dem Wohnſitz des edeln Franz von Sickingen, der ſtolzen Ebernburg, und an dem wildromantiſchen Rheingrafenſtein vorüberziehen? Um nach dem erſteren zu gelangen, muß man in einer Fähre über die Nahe ſetzen. Mit einem Henwagen und einem „Rothroß,“ welches tiefſinnig den Kopf ſenkte, mit zwei jugendlichen Pfälzerinnen in hübſcher ländlicher Tracht — Burg und Dorf Ebernburg gehören nämlich zu Bayern — mit einer äußerſt corpulenten Bewohnerin Bingens, welche die Soolbäder in Münſter gebrauchte und den verwegenen Plan gefaßt hatte, das Schloß des mannhaften Ritters Franz zu erklimmen, und mit einigen Körben voll Pflaumen ſchifften wir uns unweit der Gradirwerke mit einem ziemlichen Aufwand von Zeit ein und gelangten nach einer ſehr gemüthlichen Fahrt endlich an das andere Ufer. Die wohlgenährte Tochter Bingens ruhte im Hinblick auf ihre „Kletterplane“ erſt nach ein Weilchen auf der Bank vor dem Hauſe des Fährmanns aus; wir aber wandten uns ſogleich dem Burgberge zu, auf den nach der Seite des Dorfes Ebernburg hin ein ſehr bequemer Weg führt.

Als wir ſo langſam emporſtiegen, traten die Bilder aller der Geſtalten, welche in der ſturmbewegten Zeit der Reformation droben in der Feſte gewandelt, hell vor meine Seele — vor allen die des ritterlichen, kühnen Sickingen und des begeiſterten Ulrich von Hutten, der bis zum letzten Augenblick ſeines Lebens mit bewundernswerther Selbſtverleugnung für die Wiedergeburt des deutſchen Volks gekämpft. Wäre der erſtere nicht in der Blüthe der Jahre auf dem Landſtuhl gefallen und der andere, ſeines beſten Freundes beraubt, nicht ſchon wenige Monden ſpäter als ein hülfloſer Flüchtling in's Grab geſunken, das dritte, vierte und fünfte Decennium des ſechzehnten Jahrhunderts würden ſich wahrſcheinlich ganz anders geſtaltet haben. An dem Hofe Sickingens hielten ſich längere Zeit unter andern hervorragenden Männern auch Reuchlin und Oekolampadius auf; den letzteren hatte Ritter Franz ausdrücklich deßhalb auf ſeine Burg berufen, um ſein Hofgeſinde und ſeine Hausgenoſſen, „ein allbereits in der chriſtlichen Lehre unterrichtetes Völklein auf der rechten grünen Aue göttlichen Wortes zu weiden.“ Auf der Ebernburg, der „Herberge der Gerechtigkeit,“ befand ſich daumal bekanntlich auch eine Druckerei, in der die freiheitfördernden Schriften der Freunde Sickingens gedruckt wurden.

Die Ebernburg iſt vor einigen Decennien reſtaurirt worden, und wenn ſich gegen die Art und Weiſe, wie Altes und Neues dabei verbunden ſind, vielleicht auch manches einwenden ließe, ſo macht das Ganze doch einen ungemein freundlichen Eindruck. Einen beſonders anmuthigen Anblick bietet der vormalige Burghof, in welchem unter und neben ſchattigen Gebüſchen oder in dichten Lauben, bald höher und bald tiefer, eine Anzahl Tiſche und Bänke ſtehen, die man an ſchönen Tagen faſt immer von Kurgäſten aus Kreuznach und Münſter oder von Fremden aus aller Herren Ländern beſetzt findet. Zu beiden Seiten des Burghofes ſteht man Thurm- und Mauerfragmente von der alten Feſte und inmitten deſſelben einen Ziehbrunnen, der eine außerordentliche Tiefe hat und deſſen Waſſer drunten kaum zu gewahren iſt. Intereſſant iſt auch eine Sammlung von alten Waffen und verſchiedenen andern Gegenſtänden, die unter den Trümmern der Ebernburg gefunden worden und an der rechten Seite des Burghofes aufgeſtellt ſind. Von allen Punkten des letzteren, ſo wie von den obern Gemächern des neuen Schloſſes aus hat man eine prächtige Ausſicht auf das Thal und die umliegenden Höhen. Gerade gegenüber erhebt ſich der ſteil zur Nahe abfallende impoſante Rheingrafenſtein; rechts von

Digitized by Google

dieſem ziehen ſich waldige Bergrücken hin, auf deren einem man in der Ferne die Altenbaumburg gewahrt; jenſeits des Fluſſes breitet ſich Münſter mit ſeinen braunrothen Gradirwerken aus; weiter zur Linken, ebenfalls jenſeits der Nahe, ſteigt der mächtige kahle Rothenfels empor, an deſſen Fuß die Eiſenbahn hinläuft, und zwiſchen ihm und dem Berge, der die Ebernburg trägt, liegt das kleine Dorf Ebernburg.

Es war ein ſtiller, mäßig warmer Nachmittag. Aus den leichten weißen Wolken brach dann und wann die Sonne hervor und beleuchtete bald dieſen und bald jenen Punkt der reizenden Landſchaft. Auf dem ſtumpfen Thurme links vom Burghof ſtehend, ſchauten wir lange mit wahrem Entzücken in das Thal hinab, in welchem tiefes Schweigen herrſchte, das nur hin und wieder durch den gellenden Ton der Lokomotiven und das dumpfe Rollen der langen Eiſenbahnzüge unterbrochen wurde, die am Rothenfels vorüberfuhren.

Drunten im Burghof aber begann es allgemach lebhaft zu werden. Ein Wandrertrupp nach dem andern kam vom Thal herauf, und bald waren alle Sitze unter den ſchattigen Bäumen und Geſträuchen von plaudernden und zechenden Gruppen eingenommen. Eine Harfenſtin und ein Flötiſt ſangen und ſpielten das unvermeidliche „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen,“ das mit lautem Applaus belohnt wurde; ein unendlich weiſer Schulmeiſter aus dem Preußenlande expliſirte einigen Mitteiſtaatlerinnen die Schönheiten des Nahethales, wobei er gelegentlich mehrere ſtatiſtiſche, hiſtoriſche und verſchiedene ſehr originelle ſtrategiſche Bemerkungen einſtreute; aus dem großen Saal des neuen Schloſſes klangen die Töne eines Pianoforte herüber, und dazwiſchen ſchallte fort und fort das Jauchzen ſpielender Kinder. Viertehalb Jahrhunderte vermögen gar gewaltige Veränderungen hervorzubringen.

Als wir die an hiſtoriſchen Erinnerungen ſo reiche Stätte endlich verließen, waren die Wolken verſchwunden und der hellſte Sonnenſchein lag auf den Bergen und den Thalgefilden. Wir befanden uns in einer ziemlich gehobenen Stimmung, mußten aber doch laut auflachen, als wir in einiger Entfernung unter uns ein in blaugeblümten Cattun gekleidetes, corpulentes menſchliches Weſen erblickten, welches ſich eifrigſt abarbeitete, um die einſtige „Herberge der Gerechtigkeit“ zu erreichen. Es war die in Münſter am Stein Soolbäder gebrauchende dicke Tochter Bingens, welche ſich erſt jetzt dem Ziel ihres Kletterns näherte. Ob ſie im wahren Sinn des Worts wie eine Schnecke emporgekrochen war und ſich alle fünf Minuten einmal auf dem Bergabhang ausgeruht hatte, oder ob ſie im Dorfe Ebernburg bei einer Freundin eingekehrt und dort übermäßig lange geblieben war, konnten wir nicht in Erfahrung bringen; wir dankten aber Gott im Stillen, daß wir minder gewichtige Perſonen waren als dieſe Binger Ebernburgerfeſtgenoſſin.

In der Ebene wieder angelangt, machten wir abermals einen Nahedurchgang auf der Fähre mit, der dießmal noch fünf Minuten länger dauerte als vorhin, da alle möglichen Lebensmittel für die Kurgäſte in Münſter an Bord genommen werden mußten, und wanderten dann nach dem Punkte des linken Flußufers, wo man ſich den beiden Felsriefen des Rheingrafenſteins gerade gegenüber befindet. Dort und neben dem Fuß des letzteren auf der andern Seite der Nahe, die wir hier in leichtem Kahn paſſirten, bieten die gewaltigen Maſſen den imponanteſten Anblick dar. Zwiſchen dem Rheingrafenſtein und dem nächſten ſtromaufwärts liegenden Berge zieht ſich eine anfangs ſanft emporſteigende Schlucht hin, deren Eingang in hübſche, terraſſenförmige, ſchattenreiche Anlagen verwandelt iſt, die an heißen Tagen einen wahrhaft erquickenden Aufenthalt gewähren. Etwas weiter oben befindet ſich eine Reſtauration, die ſicherlich gute Geſchäfte macht, da die Kurgäſte in Kreuznach und Münſter keinen ſchöneren Vergnügungsort auf bequemere Weiſe erreichen können.

Steigt man eine kurze Strecke in der Schlucht empor, ſo trifft man zur Rechten einen ſchmalen Pfad, der nach dem ſogenannten Hutten-Thale führt, einer engen, waldbewachſenen Kluft, in der man wie abgeſchieden von der Welt iſt. Ob Ulrich von Hutten bei ſeinem Aufenthalte auf der Ebernburg dort oft geweilt, oder ob das Thal nur ihm zu Ehren ſeinen Namen erhalten hat, iſt mir nicht bekannt geworden. Nach dem Hauptwege zurückkehrend, wanderten wir den Rheingrafenſtein hinan, deſſen Beſteigung wir und vorgenommen hatten, gaben dieſen Plan jedoch nach kurzer Zeit auf, weil wir oben keine bedeutend ſchönere Ausſicht als die von der Ebernburg erwarteten, und weil wir den nächſten von Münſter abgehenden Bahnzug benutzen wollten, um die Fahrt nach Oberſtein noch während des Tages machen zu können. Ein vierter Nahedurchgang brachte uns nach Münſter zurück, deſſen Salitre wir einen kurzen Beſuch abſtatteten, und eine halbe Stunde ſpäter ſauſten wir mit dem ſchnaubenden Dampfroß am ſchroffen Rothenfels dahin.

Die Strecke des Nahethals zwiſchen Münſter und Oberſtein iſt zwar reich an ſchönen Punkten, jedoch trägt ſie überwiegend einen mehr idylliſchen Charakter: freundliche Dörfer und Städtchen mit ihren Gärten und Fruchtfeldern wechſeln mit Wieſengründen und Waldungen auf den Abhängen mittelhoher Bergkuppen ab. Nur an einzelnen Stellen ragen ſteile, kahle Felſen zu beiden Seiten des Thales empor und verengen dieſes zu einem ſchmalen Paß, der ſich aber gleich darauf wieder zu einem umfangreichen Keſſel erweitert, den bewaldete Höhenzüge einſchließen. Die hervorſtechendſten Punkte zwiſchen Münſter und Oberſtein ſind: Thal-Böckelheim mit den Ruinen der gleichnamigen Burg, in welcher der deutſche Kaiſer Heinrich IV. im Jahre 1105 gefangen ſaß; der Diſibodenberg bei Odernheim, auf welchem Diſibod ein Kloſter ſtiftete; die Stadt Sobernheim mit ihren Weinbergen; die Ruine des Schloſſes Tann, des Stammſitzes der Familie des bekannten Feldmarſchalls, welche von einem ſteilen Baſaltfelſen aus einem Seitenthale finſter hervorſchaut; und die

Digitized by Google

Stadt Kirn, hinter welcher ſich die verfallene Kyrburg erhebt, nach der die Linie der Fürſten Salm-Kyrburg benannt iſt. Alle dieſe Bilder zogen wie eine wandelnde Decoration in wechſelnder Beleuchtung an uns vorüber; das impoſanteſte war unſtreitig die alte Feſte Daun mit dem Marktflecken gleiches Namens, deren Umriſſe ſcharf gegen den vom Abendroth erhellten Himmel abſtachen.

Als wir Kirn erreichten, breitete die Dämmerung ſchon ihre grauen Schleier über Berg und Thal, und bald war die ganze Landſchaft in tiefes Dunkel gehüllt. Anfangs bedauerten wir, ringsum nichts mehr von der letzteren erkennen zu können, wurden aber hernach für dieſe Entbehrung reichlich entſchädigt. Nachdem wir durch einen finſtern Tunnel gefahren waren, tauchten plötzlich zu unſerer Rechten in der Tiefe Lichter aus der Nacht auf; wir blickten hinab, aber kaum hatten wir ſie in's Auge gefaßt, als ſie auch ſchon wieder verſchwanden. Gleich neckiſchen Kobolden erſchienen und verſchwanden ſie noch zweimal, dann aber blitzten ſie uns plötzlich in zahlloſer Menge entgegen. Ein gellender Pfiff der Lokomotive, und der Zug hielt auf dem Bahnhof von Oberſtein. Drunten in der Tiefe lag die Perle der Nahe — wir vermochten kein Haus, keinen Thurm und keine der jenſeitigen Höhen zu erkennen — aber die Maſſe der röthlichen Lichter über und neben einander gewährte einen wahrhaft feenartigen Anblick, der uns einen lauten Ausruf der Ueberraſchung entlockte.

Und doch hätten wir Angeſichts aller dieſer Lichter den Hals brechen können, wenn uns nicht ein Talglümpchen in einer Stallaterne als Führer in der rabenſchwarzen Nacht gedient hätte. Als wir nämlich einige Söhne Oberſteins, die am Bahnhofe ſtanden, nach einem uns empfohlenen Wirthshauſe fragten, trat ein ſtämmiger Burſche mit einer großen Laterne vor, gab ſich als den Hausknecht dieſes Hotels zu erkennen und bat uns, ihm zu folgen. Wir nahmen das Anerbieten ſehr gern an und wurden bald inne, daß Führung und Laterne zwei durchaus nothwendige Erforderniſſe waren, um an unſer Ziel zu gelangen. Der Weg nach der Stadt ging ziemlich ſteil bergab und war ſo holperig und ſo dunkel, daß wir das brennende Talglümpchen und deſſen Träger in allen uns zu Gebote ſtehenden fremden Zungen prieſen und ſegneten. In der Stadt waren Beleuchtungsapparat und Führer faſt noch nothwendiger, denn an einigen Stellen ſchien das Pflaſter wenig mehr als ein Conglomerat von größeren und kleineren Steinen zu ſeyn, und von einer Straßenbeleuchtung war keine Spur zu entdecken. Zur Ehre Oberſteins will ich annehmen, daß unſer Laternenträger uns einen „Richtweg“ durch obſcure Gaſſen geführt hat, wo Pflaſter und Beleuchtung nicht „auf der Höhe der Zeit“ ſtehen. In der Nähe des von uns erwählten Hotels wurde die Wanderung leichter und angenehmer, und in dem letzteren erhielten wir ein recht hübſches Zimmer mit einem Balkon, von welchem man eine herrliche Ausſicht haben ſollte, wie der freundliche Wirth verſicherte.

Da wir von der romantiſchen Lage Oberſteins ſo viel gehört und drüben auf dem Bahnhof nur verworrene dunkle Maſſen geſehen hatten, ſo traten wir ſogleich auf den Balkon hinaus, um vor Schlafengehen wenigſtens noch eine kleine Idee von den Schönheiten zu bekommen, die wir folgenden Tags zu bewundern hofften. Aber auch hier vereitelte die ungewöhnliche Dunkelheit jeden Verſuch, ſich aus dem Gewirr von Lichtern, den eigenthümlich gruppirten Häuſern und den gegenüberliegenden Felſenhöhen ein nur einigermaßen deutliches Bild zuſammenzuſetzen. Das Geheimnißvolle dieſer nachtumhüllten Landſchaft hatte einen ganz eigenen Reiz, und es verging geraume Zeit, ehe wir uns von derſelben trennen konnten.

Ich habe manch vielgeprieſenen romantiſchen Fleck der Schöpfung geſehen; aber als ich am nächſten Morgen in aller Frühe wieder auf den Balkon hinaustrat, war ich von dem Anblick, der ſich mir darbot, ſo überraſcht, daß es einiger Minuten bedurfte, bevor ſich mir das, was ich ſah, zu einem einheitlichen Bilde geſtaltete. Gerade vor mir und in geringer Entfernung ſtarrte eine rieſige ſenkrechte Felswand zum Himmel empor, die halb von leichten Wolken und Nebelgebilden verhüllt war. Mitten zwiſchen ihrem Fuß und Scheitel ſchaute aus einer in den Stein gehauenen coloſſalen Niſche eine uralte Kirche hervor; über dieſer, hoch oben auf der Spitze der Felſenwand, ein grauer Thurm mit den halbzerfallenen Ueberreſten einer Burg, links daneben ein zweiter noch höherer Felſen mit einer andern Ruine; unter, an und neben den wilden, ſtarren Felsmaſſen zahlloſe Häuſer, Häuschen und Hütten, wie Schwalbenneſter an die Steinriefen angeklebt, auf einem Bergvorſprung liegend oder auf den grünen Bergeshängen zerſtreut, zwiſchen ihnen Blumengärtchen auf kleinen Terraſſen, in der Tiefe der leiſe rauſchende Fluß, daneben eine breitere Straße mit größeren Gebäuden: — wahrlich, das Auge war nicht im Stande, alle dieſe Gebilde der Natur und der Hände der Menſchen mit einem Blick zu umfaſſen und zu ordnen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 52. 23. December 1864.

— Ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendar maculis, quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cavit natura.

Horat.

Shakeſpeareſtudien eines Realiſten.

(Fortſetzung.)

Auch für die Römerdramen ſcheint uns die obige Vorausſetzung, daß Shakeſpeare in ſeinen hiſtoriſchen Stücken die Wirkung auf junge Männer, die ſich durch Geburt und Talent zu einer großen Stellung in der Welt berufen hielten, im Auge hatte, nicht unfruchtbar zu ſeyn. Was konnte ihm näher liegen, als ihnen neben den Bildern der eigenen Vorfahren die Geſtalten des alten Roms vorzuführen? Und ſelbſt die Wahl der Stoffe und deren Behandlung wird unter dieſem Geſichtspunkt verſtändlicher. Vom Grafen Southampton wiſſen wir aus den Sonetten (z. B. Sonett 96), daß man den Uebermuth der Jugend, ſein adeliq keckes Treiben an ihm tadelte; oft genug mahnt ihn der Dichter, ſich aus den Schlingen, in welchen ſchöne Frauen ihn gefangen hielten, loszumachen; durch ſeinen nahen Antheil an der Verſchwörung und dem Aufſtand des Grafen Eſſex kam er an die Schwelle des Schafots. Man könnte glauben, die drei Römerdramen ſeyen wie für ihn geſchrieben. Coriolan konnte ihn lehren, daß jene adelige Keckheit, jener trotzige Uebermuth bei aller ſonſtigen Auszeichnung zum Verderben führen; Antonius und Cleopatra, daß auch ein hochbegabter Mann, wenn er ſich den buhleriſchen Künſten verführeriſcher Frauen nicht zu entziehen vermag, dem weit geringeren Nebenbuhler erliegen muß; Julius Cäſar, daß ein ohne Erwägung der allgemeinen Zuſtände eines Staats, wenn auch aus edeln Motiven begonnenes Unternehmen gegen die beſtehenden Gewalten ſeinen Urhebern wie dem Gemeinweſen verderblich wird. Wir müſſen zwar eine ſo ſpecielle und perſönliche Beziehung dieſer Dramen aus dem Grunde ſelbſt bezweifeln, weil Southampton zu der Zeit, da ſie verfaßt wurden, ſchon längſt ins öffentliche Leben eingetreten war und ſeine Abende ſchwerlich mehr im Theater zubrachte. Allein gleichwohl konnten dieſe und ähnliche Wahrnehmungen in dem Kreiſe ſeiner ariſtokratiſchen Freunde für den Dichter der Anlaß geworden ſeyn, aus der Fülle von dramatiſchem Stoff, welche ihm Plutarchs Biographien bieten konnten, gerade dieſe herauszuwählen, und jene Verirrungen, die in den drei Dramen behandelt werden, ſind ihrer Natur nach unter vornehmen und hochſtrebenden Jünglingen natürlich und verbreitet genug, um die Warnung des Dichters auch noch für ein anderes Ohr, als das des nächſten Freundes, verſtändlich und wirkſam zu machen.

Wir würden es für ſehr verkehrt halten, wenn man in dieſer paränetiſchen Tendenz der hiſtoriſchen Stücke, in der Abſicht, jungen Männern, die an der Schwelle

Digitized by Google

einer öffentlichen Thätigkeit ſtehen, bedeutende Geſtalten aus dem Buch der Geſchichte als Vorbild und zur Warnung vorzuführen, eine Herabwürdigung ſeiner Kunſt ſehen wollte. Dieß fällt nicht unter den Begriff der Tendenzpoeſie; ein Lehrer im höheren Sinn des Worts zu ſeyn und „edeln Seelen vorzufühlen,“ iſt ja nur der ächte Beruf des Dichters. Was wir im Einzelnen daran ausgeſtellt haben, wird unter dieſem Geſichtspunkt zugleich verſtändlicher und bedeutungsloſer; es liegt großentheils abſeits von dem Hauptziele des Dichters und ſtörte das Publikum, dem der Dichter zunächſt ſchrieb, weit weniger, als den unterrichteten und denkenden Leſer künftiger Geſchlechter, der einen allgemeinen Maßſtab anlegt.

Zu den Römerdramen wäre eigentlich auch der Titus Andronicus zu rechnen, doch laſſen wir dieſes Stück, in welchem das Unnatürliche, Gräßliche und Unmotivirte der Handlung alles Maß überſchreitet, hier bei Seite, da es dem Dichter, als eine Jugendarbeit, in welcher er noch fremden Spuren nachging, nicht voll angerechnet werden darf. Um ſo intereſſanter iſt das Stück als Ausgangspunkt von Shakeſpeares dramatiſcher Thätigkeit. Er begann mit dem Entſetzlichen und Unglaublichen und verbannte dieſer Richtung ſeine erſten und größten Erfolge. Titus Andronicus blieb immer ein Lieblingsſtück des Publikums. Für die Ausbildung des pragmatiſchen Elements in der geſchichtlichen Handlung fehlten der Anreiz und die äußeren Vorbedingungen; ein Fortſchritt in dieſer Richtung kam nur aus der inneren Reife des Dichters, nicht aus den Forderungen ſeines Publikums; doch leiden einzelne Stücke aus Shakeſpeares reifſter Zeit, wie Timon, Cymbeline, und Maß für Maß hinſichtlich der äußeren Motivirung der Handlung faſt noch an den gleichen Mängeln wie die Dramen ſeiner Jugend.

Timon von Athen und Troilus und Creſſida gehören nicht zu den hiſtoriſchen Stücken und auch unter ſich nicht zuſammen; man kann aber von den Römerdramen aus auf ſie geführt werden, weil ſie, wie dieſe, die Handlung auf den Boden des claſſiſchen Alterthums verſetzen und der Stoff aus den alten Autoren genommen iſt; ſie haben unter ſich das Gemeinſame, daß ſie allein unter Shakeſpeares Werken (wenn man, wie billig, die Comödie der Irrungen und den Sommernachtstraum gar nicht unter dieſen Geſichtspunkt ſtellt) uns in die Welt des Hellenenthums führen, freilich nur um zum Beweis zu dienen, daß ihm dieſe etwas völlig und unbedingt Verſchloſſenes war.

Da im Timon Alcibiades auftritt, ſo fällt die Handlung in die Blüthezeit des atheniſchen Volkslebens, an die Grenze des Pericleiſchen Zeitalters; der Held des Stücks lebte mit Socrates, Ariſtophanes, Euripides in Einer Stadt zuſammen. Bei Shakeſpeare iſt gar kein Bewußtſeyn dieſes oder überhaupt irgend eines beſtimmten Zeitalters zu bemerken; die helleniſche und athenienſiſche Atmoſphäre fehlt dem Stück von Grund aus; der Name Athen iſt etwas rein Zufälliges. Der Dichter hätte aber dieſen vielſagenden Ort nicht wählen können, wenn er eine Ahnung davon gehabt hätte, welche Forderungen ſich an dieſes Eine Wort und an das Zeitalter, das er wählte, anknüpfen. In die römiſche Welt hat uns Shakeſpeare mit genialem Takt zu verſetzen gewußt; die griechiſche iſt ihm ſelbſt bis auf die Namen fremd, da er den meiſten Perſonen lateiniſche Namen leiht. Es iſt intereſſant, wie der Dichter hier nur beiläufig und unbewußt verräth, daß ihm das Schönſte und Höchſte, was vor ihm die Welt im Reich der Kunſt, des Wiſſens und des geſellſchaftlichen Lebens hervorgebracht hatte, ſein Leben hindurch fremd geblieben iſt; und man ſieht vergeblich ſinnend vor der Frage, was aus dieſem Genius geworden wäre, wenn ihn ſein Lebens- und Bildungsgang auch in die alte Hellenenwelt eingeführt, wenn er die alten Dichter, Redner, Geſchichtſchreiber kennen gelernt hätte, wenn Alles das, was wir an ihm noch vermiſſen, was die Ergänzung zu ſeiner Dichtweiſe bildet, in ſo vollendeter Geſtalt ihm vor Augen getreten wäre. Indem er im Timon ſo ahnungslos die Zeiten und Orte betritt, an welche ſich für alle Zukunft die höchſten Erinnerungen knüpfen, dabei ſo ganz fremdartige Wege geht, und zufällig und unbewußt das düſterſte Gemälde von Welt und Menſchenhaß auf den Schauplatz des bewegteſten und ſonnigſten Volkslebens verlegt, macht es uns den Eindruck, wie wenn wir einen Gothenkönig das Capitol, einen römiſchen Imperator den Tempel zu Jeruſalem betreten oder den Apoſtel Paulus in den Straßen von Athen und Corinth wandeln ſehen.

Timon von Athen hat mit dem König Lear gemein, daß ſich die tiefſten tragiſchen Wirkungen an eine Handlung anlehnen, wie wir ſie eigentlich nur in Mährchen und Fabeln für Kinder zu leſen gewöhnt ſind. Timon handelt wie ein Mann, der ſich unter ſein Fenſter ſtellt und all ſein Geld und Gut für die Vorübergehenden auf die Straße wirft, dann aber, wenn ſein Vorrath erſchöpft iſt und er ſelbſt Mangel leidet, von den Leuten auf der Straße Erſatz und Wiederherausgabe verlangt, und als nun dieſe Erwartung nicht eintrifft, darüber den Verſtand und alle Faſſung verliert. Timons Verſchwendung und Freigebigkeit geht bis ins rein Unſinnige, und da der Haushofmeiſter ihm den Stand ſeines Vermögens und die

Digitized by Google

Nothwendigkeit, einzuhalten, oft und klar auseinanderſetzt, ſo begreift man die Handlungsweiſe eines Mannes nicht, den man ſich dazu doch noch als einen um ſein Vaterland hochverdienten Bürger, als tüchtigen Feldherrn und Staatsmann denken ſoll. Man kann ſich für einen ſo koloſſos Handelnden nicht ſo weit intereſſiren, als es für die Empfindungen, welche die Tragödie fordert, unerläßlich iſt. Wir haben keine Furcht, das Gleiche zu erleiden, weil wir ſicher ſind, im gleichen Fall anders zu handeln, und bringen es aus demſelben Grund nicht zum Mitleid. Man muß faſt denken, jene Leute, die einem ſolchen Haushälter, nachdem er ſein Gut vergeudet hat, kein Geld leihen wollen, handeln ganz verſtändig. Die Art, wie ſie ſich dabei anſtellen, wie ſie doch nicht einfach ſagen mögen, ſie wollen ihr Geld nicht verlieren, und ſich dann mit allen möglichen Ausflüchten behelfen, hat eher eine komiſche Wirkung und ließe ſich mit leichten Aenderungen in ein Luſtſpiel übertragen. Dieß mochte wohl Goethe im Sinn gehabt haben, als er den Timon ein komiſches Sujet nannte.

Es iſt, wie oben bemerkt wurde, intereſſant, daß Timon zu Shakeſpeares ſpäteſten Stücken gehört; er zeigt ſich gegen die Fabel eines Stücks faſt noch gleichgültiger, als in ſeiner früheren Zeit; ſie diente ihm nur zur Folie, zum leichten, an ſich bedeutungsloſen Anlaß, um ſeinen Empfindungen freien Lauf zu ſchaffen. Daß Handlung und Charakteriſtik im innigſten Verband mit einander ſtehen, daß auf ihrer Uebereinſtimmung die tragiſche Wirkung weſentlich beruht, daß man nicht aus der nächſten beſten Anekdote, Chronik, Novelle ein Sujet herübernehmen kann, um Geiſt, Witz, tiefe Weisheit, glänzende Bilder und Gedanken, wie die Lichter am Weihnachtsbaum, äußerlich daran aufzuhängen, das iſt ihm nie recht deutlich geworden. Er traf dieſe Art, Dramen zu ſchreiben, als die herkömmliche an; daß die Sujets romanhaft, unglaublich, ohne wahre Motivirung ſeyen, das fand man in der Ordnung; dem Theaterpublikum, wie wir es kennen gelernt haben, war die abenteuerliche Handlung lieber, als die natürliche; man achtete nur darauf, was der Dichter aus den gegebenen Situationen noch weiter zu machen verſteht. Daß der Stoff ſelbſt zuvor in den Schmelztiegel der Phantaſie geworfen werden und geläutert und verjüngt daraus hervorgehen müſſe, das wußte man nicht, und darin hat ſich auch Shakeſpeare nicht über den Standpunkt ſeiner Zeit erhoben. Er glaubt, und dieß iſt die weſentlichſte Schranke ſeiner Kunſt, es laſſen ſich wahre Charaktere in unwahre Situationen verſetzen; ſeine Motivirung iſt ſoweit unübertrefflich, als es ſich darum handelt, dem gegebenen Charakter in der gegebenen Situation die entſprechenden Empfindungen und Worte zu leihen; daß aber die Situationen und Charaktere ſelbſt vom Dichter innerlich zu erzeugen und harmoniſch zu geſtalten ſeyen, dieſer Forderung hat er ſelten genügt und ſie ſich in der Regel nicht einmal geſtellt.

Es gibt kein deutlicheres Gegenbild hiezu als Goethe. Er trug die Stoffe, die in ihm einen Wiederklang gefunden hatten, Jahre und Jahrzehente in ſeinem Herzen; ſie reiften innerlich mit ihm heran und geſtalteten ſich zum vollen Ausdruck der Ideen, die ſich an ſie angeſchloſſen hatten; das Fremdartige fiel ab und es ſchoben ſich neue Zwiſchenglieder herein, die ſeinen Zwecken entſprachen. So lebten die Geſtalten von Fauſt, Prometheus, Iphigenie, Taſſo, Eugenie, Hermann, Meiſter in ihm fort, bis ſich die reife Frucht in guter Stunde von ſelbſt aus ſeinem Innern ablöste; ſelbſt in ſeiner Lyrik, in der indiſchen Legende, der Braut von Corinth, im Zauberlehrling ꝛc. ſieht man, wenn man die rohen Stoffe, die den erſten Anlaß geben, vergleicht, dieſen wunderbaren Verwandlungsproceß der Handlung. Die Einwendung: ein ſolcher Charakter, dieſe Situation, dieſe Handlung iſt unter den übrigen gegebenen Verhältniſſen nicht denkbar, läßt ſich bei Goethe niemals machen, weil alles Fremde und Widerſprechende des Stoffs vorher eliminirt iſt, weil der Stoff ſelbſt zu einem Werk des Dichters geworden iſt. Shakeſpeare dagegen, der für eine ſtets nach Neuem gierige Bühne arbeitete, nahm die Stoffe bald da, bald dort aus Büchern und goß dann die Fülle ſeines Genius über ſie hin; er änderte wohl dieß und jenes, nicht einmal immer mit Glück, oft bloß des Effekts wegen, aber es fehlte dem Stoff die zweite Geburt, die neue Taufe aus Waſſer und Geiſt. Was Shakeſpeare aus dem eigenſten Seelenleben in den Hamlet und Timon legte, hätte eigentlich die Folie eines durchaus andern, weit homogeneren und umgearbeiteteren Stoffes erfordert. Im Hamlet iſt aber die Handlung, in die ſich ſo tiefſinnige Stücke des Dichterlebens einflechten, wenigſtens ſelbſt groß und bedeutungsvoll; im Timon iſt ſie trivial und albern und kunſtlos gefügt. Die Weisheit des Dichters hängt über den Stoff her, wie ein Purpurmantel über den Buckligen.

Troilus und Creſſida hat den Reiz eines noch ungelöſten Räthſels. Das Einzelne iſt bald anmuthig, bald von tiefem Gehalt; aus dem Ganzen iſt ſchwer klug zu werden. Wir vermuthen, daß es mehr als irgend ein anderes Shakeſpeareſches Stück voll von Anſpielungen und perſönlichen Bezügen iſt, zu denen der Schlüſſel für uns nicht mehr aufzufinden ſeyn mag. Auch äußere Gründe ſprechen dafür, daß es für ein

Digitized by Google

Privat- oder Liebhabertheater geschrieben ist, wie schon Tieck vermuthet. Die Rollen der homerischen Helden mögen an einen Kreis näherer und fernerer Bekannten vertheilt worden seyn und die Charakteristik würde dann carrikirende Züge von den wirklichen oder fingirten Trägern der Rollen aufgenommen haben. Einige davon mochten Respektspersonen seyn, die man zu schonen hatte, oder Leute, die keinen Spaß verstanden. Achill, Ajax, Patroklus, Menelaus, Paris, Diomedes hatten die Kosten der Unterhaltung zu tragen. Hector, Agamemnon, Ulyß, Nestor sind etwas schonender und nur mit einem leichteren Anflug von Ironie behandelt, wiewohl es von dem Standpunkt des Thersites aus ein Leichtes war, sie gleich schlecht zu machen.

Die Züge der Charakteristik scheinen uns hier öfters individueller und willkürlicher zu seyn, als sonst des Dichters Weise ist. Wenn es z. B. von Diomed heißt, „Ich kenn' ihn an der Art des Gangs; er hebt sich auf den Zehn, hochathmend strebt sein Geist von dieser Erd' empor," so will uns dieß den Eindruck einer persönlichen Anspielung machen, sey es auf den Schauspieler, der die Rolle hatte oder auf einen Bekannten, der unter dieser Maske gemeint war. Es erinnert an die bekannte Stelle im Hamlet: „Er ist fett und kurz von Athem," die sich auf Shakespeares Freund Richard Burbadge, der die Rolle gab, bezog. Ebenso sagt Thersites von Diomed, daß er von der Seite schiele. Auch die Schilderung des Troilus durch Ulyß macht den Eindruck einer Lobrede mit persönlicher Anspielung. So wird die ganze Trojasage, mit parodistischer Spielerei, mit untermengten verständigen Discussionen und „trefflichen pragmatischen Maximen, wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen," mit eingeflochtener pikanter und leichtfertiger Liebesgeschichte durchgenommen. Man möchte glauben, das Ganze sey für eine geniale Coterie, in der der kecke und derbste Humor sein freies Spiel hatte, verfaßt worden. Als Theaterstück für die Menge mußte es eigentlich unverständlich seyn. Wir halten übrigens die Figur des Thersites für eine der geistvollsten Schöpfungen des Dichters und für noch pikanter als Falstaff.

IX.

Zu den Lustspielen.

Wir haben im Bisherigen an den ernsten und historischen Dramen Shakespeares nachzuweisen gesucht, daß die dramatische Wirkung sehr oft durch Unvollkommenheiten der Handlung beeinträchtigt wird, daß die Handlung häufig entweder eine unzusammenhängende und zersplitterte, oder eine an inneren oder äußeren Unwahrscheinlichkeiten leidende ist, und daß durch diesen Mangel auch die Glanzseite des Dichters, die Charakteristik, in Widersprüche verfällt. Wir haben keinen Grund, von demselben Gesichtspunkt aus auch die Lustspiele und sonstigen Theaterstücke des Dichters zu durchgehen. Hier gelten von selbst andere Gesetze; das Zufällige und Phantastische hat im Lustspiel seinen berechtigten Platz; wenn wir gerührt und erschüttert, von Furcht oder Mitleid bewegt werden sollen, so muß der Fall, den uns der Dichter vorführt, ein denkbarer seyn; die Einwendung unseres Intellekts: so kann die Sache unter den gegebenen Voraussetzungen nicht gewesen seyn, stört die Illusion, zumal in historischen Stücken, und paralysirt die vom Dichter beabsichtigte Wirkung. Wenn wir dagegen bloß lachen und in eine heitere Stimmung versetzt werden sollen, so kann uns das Abenteuerliche, Willkürliche, ja Unmögliche gerade willkommen seyn. Dieselben Eigenschaften des Dichters, die ihm im ernsten Drama Schwierigkeiten und Schranken entgegenstellen, können ihm im Lustspiel besonders zu Statten kommen. Und das ist bei Shakespeare in der That der Fall.

Es lassen sich vielleicht in Beziehung auf die realistische Wahrscheinlichkeit der Handlung die Lustspiele des Dichters in vier Klassen absteigen. In die erste fallen die Zauberdramen, wo uns der Dichter in eine reine Phantasie- und Feenwelt versetzt, wo übernatürliche Wesen mit höheren Naturkräften in die Menschenwelt hereinspielen. In diese gehören der Sommernachtstraum und der Sturm. Die zweite Klasse bilden die Dramen, in welchen zwar das eigentlich Wunderbare und Uebernatürliche wegfällt, wo die Handlung aber immer noch einen mährchenhaften und phantastischen Charakter hat, und wir von dem deutlichen Gefühl begleitet sind: der Dichter führt uns selbstgeschaffene Situationen vor, die in der realen Welt so nicht denkbar sind. Hieher sind zu rechnen: das Wintermährchen, der Kaufmann von Venedig, Was Ihr wollt, Wie es Euch gefällt, Verlorene Liebesmühe. Der dritten Klasse theilen wir die Stücke zu, in welchen die Handlung nicht mehr undenkbar, sondern nur noch romanhaft, vom Spiel des Zufalls influirt, mehr oder weniger abenteuerlich ist. Dahin fallen: Die beiden Veroneser, Ende gut Alles gut, Viel Lärmen um Nichts, Die Comödie der Irrungen. In der vierten endlich geht es natürlich zu; der Zufall ist ausgeschlossen; die Handlung bewegt sich rein auf dem Boden der Gesellschaft und wird durch die Absichten und Plane der Menschen bestimmt. Hieher gehören: Der Widerspenstigen Zähmung und Die lustigen Weiber von Windsor.

Digitized by Google

Nun will es uns ſcheinen, daß wenn man die genannten Stücke nach ihrem dichteriſchen Werth und ihrer dramatiſchen Wirkung zu ordnen hätte, im Ganzen und Großen ungefähr die gleiche Reihenfolge zum Vorſchein kommen müßte. Der Dichter erſcheint uns am größten, wo er ſeine wunderbare Phantaſie am freiſten walten läßt, wo er die Geſtalten aus dem luftigen Nichts ſchafft und ihnen feſten Wohnſitz gibt; ſeine Wirkung iſt am ſchwächſten, wo er ganz in das bürgerliche Leben hereintritt, in dem er immer ein Fremdling blieb.

Der Sommernachtstraum iſt zwar nicht das tiefſte und gehaltvollſte, aber das reizendſte und originellſte Werk unſeres Dichters. Er ſteht darin durchaus einzig und unerreicht da; es iſt auch keine Kleinigkeit da, durch die Genuß und Stimmung geſtört würde. Goethe hat zwar in ſeinen drei Mährchen gezeigt, daß ihm dieſe Art auch nicht fehlte, aber ein erzähltes Mährchen und ein dramatiſches ſind zwei ganz verſchiedene Dinge.

Der „Sturm“ hat zwar mehr Gehalt und Tiefe, macht aber doch keine ſo reine Wirkung; die Handlung iſt etwas verworrener und hat zu ernſte Partien für dieſes Genre, das doch vor Allem ein ſonniges und heiteres Element zu fordern ſcheint.

Im Wintermährchen muß man manchmal denken, der Dichter hätte den kleinen Schritt in eine Zauberwelt hinüber lieber vollends gemacht; denn wenn Jemand auf der Bühne von einem wilden Bären verfolgt wird, wenn von einer böhmiſchen Küſte, von dem Orakel auf der Inſel Delphi, von dem Maler Giulio Romano und einer ruſſiſchen Kaiſerstochter als gleichzeitigen Erſcheinungen die Rede iſt, ſo ſteht man ja doch ſchon ganz auf jenem Boden.

Der Kaufmann von Venedig hält ſich ſehr fein an der Grenze des Feenmährchens; die Geſchichte mit den drei Käſtchen ſpielt ſogar ein wenig hinüber. Es iſt die anmuthige Region, in der ſich zum Beiſpiel auch Gozzis Turandot hält. Keines von den Luſtſpielen iſt ſo reich an ſchönen Stellen und glänzenden Sentenzen. Hinſichtlich des Juden und ſeines Scheins ſind wir der Anſicht, daß die bei den Kritikern und auf den Bühnen herrſchende Auffaſſung, wornach hier in das heitere Luſtſpiel eine ernſte Epiſode, eine wirkliche Charakterrolle von tragiſcher Färbung eingeführt würde, dem Sinn des Dichters und ſeines Publikums nicht entſpricht. Das letztere rechnete ohne Zweifel die ganze Partie mit Shylok noch zu dem Komiſchen. Der Dichter führt hier in die ſonnenhelle Handlung ein auf den erſten Anſchein grauſiges Element herein, das aber nur dazu dienen ſoll, die Luſt und Freude zu ſteigern; ungefähr wie bei den Alten die Empuſe und jetzt der Knecht Ruprecht, Niclas oder Pelzmärte in die Kinderſtube tritt, um ſchließlich doch nur den Jubel zu erhöhen. Der Leſer iſt ja gleich von vornherein gewiß, daß der Jude der geprellte Theil ſeyn und ſeine Tochter und ſein Geld verlieren wird. Der Dichter hat ihm aus ſeinem reichen Schatz nur gleichſam en passant einige tiefere Motive zugeworfen, das iſt Alles. Aus dem Kreis der komiſchen Rolle tritt er aber deßhalb doch nicht ganz heraus. Sobald der Charakter mit ernſten Prätentionen vor uns auftreten will, ſteht ihm ein Heer realiſtiſcher Einwendungen entgegen; die ganze Sache iſt ja handgreiflich ins Mährchenhafte, wo nicht Poſſenhafte gezeichnet. Die Handlungsweiſe des Juden läßt ſich im Ernſt gar nicht ſo denken und iſt voll von Widerſprüchen. Der ganzen Epiſode liegt die Judenverachtung der älteren Zeit zu Grund. Wir zweifeln nicht daran, daß Shakeſpeares Freund Burbadge, der die Rolle gab, ihr einen komiſchen und carrikirten Anſtrich gab, und es will uns gar nicht in den Sinn, wenn die heutigen Kritiker und Mimen ſo unendlich viel Ernſt und tiefes Pathos in die Rolle legen und das Charakterbild neben die Zeichnung eines Macbeth, Richard, Othello u. ſ. w. ſtellen wollen.

Eine andere Sonderbarkeit iſt es, wenn die Ausleger aus der Gerichtsſcene im Kaufmann von Venedig den Schluß ziehen, Shakeſpeare müſſe wohl in ſeiner Jugend bei einem Advokaten gedient haben; ſonſt könnte er nicht ſo gründliche juriſtiſche Kenntniſſe haben, wie er ſie zeigt. Diejenigen, die ſo ſchließen, ſind wohl ſchwerlich ſelbſt Juriſten. Die Entſcheidungsgründe des unbärtigen Doktors ſind allerliebſt und dienen ganz ihrem Zweck; auch mögen die Alten unſerer Tribunale Manches bewahren, worin viel weniger Verſtand iſt; aber ſonſt iſt, wenn man einmal die Sache von dieſem ungehörigen, technischen Geſichtspunkt aus anſehen will, ſehr wenig juriſtiſche Logik darin, zu ſagen: der Vertrag ſey an ſich gültig und müſſe durchaus vom Juden zum Vollzug gebracht werden dürfen; allein das einzige, und ſchon in den Worten des Vertrags liegende Mittel zur Vollziehung ſey unanwendbar und der Jude habe durch die Abſicht, es in Anwendung zu bringen, Leben und Gut verwirkt. Ebenſo auffallend iſt, wenn der Jude ſchließlich zur Annahme des chriſtlichen Glaubens gezwungen wird. Die Sache wird nur dadurch erträglich, daß man ſich bewußt bleibt, auf dem Boden einer mährchenhaften Handlung zu ſtehen, bei der das Einzelne nicht ſo genau zu nehmen iſt. Diejenigen aber, die Shakeſpeare durchaus zu einem chriſtlichen Dichter ſtempeln wollen, ſollten ſich die Stelle doch ad notam nehmen; denn wem der Glaube ſeiner Kirche eine wirkliche Herzensſache iſt, dem wird ſo etwas auch nicht einmal beiläufig aus der Feder fließen.

Digitized by Google

„Was Ihr wollt“ gehört mit dem Sommernachtstraum und dem Kaufmann von Venedig zu den drei Perlen der Shakespeareschen Lustspiele. „Wie es Euch gefällt“ reiht sich nahe daran; es hat tiefer angelegte Charaktere, und hinter der Maske von Jaques scheint sich der Dichter zum Theil selbst versteckt zu haben; aber die Handlung ist nicht so einfach und spannend. Die „Verlorene Liebesmühe“ ist von den Romantikern, die sie an die Spitze aller Shakespeareschen Stücke stellten, überschätzt worden; diese Art von Witz können wir nicht in solcher Masse ertragen. Jedenfalls ist das Stück für den Deutschen nicht ganz zugänglich; denn es ist unübersetzbar. Dennoch gehört es mit zu jenen Erzeugnissen, in welchen die Erfindungskraft, die Grazie, der Geist und Witz in allem ihrem spielenden Reiz auf eine, wenn auch nicht immer für uns noch ansprechende, doch staunenswerthe Weise an's Licht treten.

Von weit schwächerer Wirkung sind die Stücke, die wir oben der dritten Klasse zutheilten: „Viel Lärmen um Nichts,“ „Ende gut Alles gut,“ „die beiden Veronesser.“ Da sie als sogenannte Degen- und Mantelstücke auf dem Boden der südeuropäischen Hof- und Rittersitte stehen, müssen wir hinsichtlich der Wahrscheinlichkeit der Handlung schon etwas größere Ansprüche machen, die doch nicht in Erfüllung gehen. Die drei Stücke scheinen etwas unreifer und leichter gearbeitet, als die zuvor genannten; die Handlung ist nicht sowohl, wie in jenen, dem allgemeinen Weltlauf widersprechend, als in wichtigen Partien peinlich und psychologisch anfechtbar.

Von den drei noch übrigen Stücken bildet jedes ein Genre für sich, in dem sich Shakespeare je nur einmal und dann nicht wieder versucht hat. Die „Comödie der Irrungen“ ist Nachbildung eines altclassischen Stücks, der Menächmen des Plautus. Der römische Dichter wird darin weniger übertroffen, als überboten, indem dem Einen Paar ununterscheidbarer Zwillingsbrüder noch ein zweites beigefügt und so allerdings ein noch tolleres Durcheinander erreicht wird. Dagegen ist die Handlung auch viel unwahrscheinlicher, da die Vermuthung, die gesuchten Brüder seyen gefunden, viel früher entstehen mußte.

Der „Widerspenstigen Zähmung“ ist das einzige eigentliche Charakterlustspiel in Molièrescher Art. Das Stück ist amusant genug, leidet aber von der psychologischen Seite an einem Grundmangel. Die Handlung widerspricht dem Erfahrungsgesetz, daß ein wirklicher Charakterzug eines Menschen etwas Unzerstörbares sey, nach dem alten Satz: naturam expellas furca, tamen usque recurret. Erschiene Käthchen anfänglich bloß als ungeberdig, launisch und verzogen, so ließe sich's denken, daß sie das unter der Zucht eines rücksichtslosen, ungestümen, überlegenen Männerwillens ganz ablegte. Sie wird aber anfänglich als wirklich boshaft, lieblos und neidisch geschildert, und das konnte sich nicht verlieren; diese Eigenschaften konnten durch eine solche Parforcekur nicht ausgerottet, sondern nur latent werden, sich in ein lauerndes, heuchlerisches und heimtückisches Wesen verwandeln. Shakespeare läßt einen völligen Hausteufel zu einem Engel von Milde und Sanftmuth werden, und das ist undenkbar.

„Die lustigen Weiber von Windsor“ sind ein modernes Intriguenlustspiel auf dem Boden der bürgerlichen, und zwar spießbürgerlichen Gesellschaft, den der Dichter sonst nirgends wieder betritt. Es mag ein sehr subjektives Urtheil seyn, wenn wir gestehen, diesem Stück am wenigsten Geschmack abgewinnen zu können, und ihm gerne den letzten Platz in der Reihe der Lustspiele anweisen möchten. Es hat uns schon immer einen widrigen Eindruck im Heinrich IV. gemacht, wenn der zum König gewordene Prinz, den uns der Dichter zu einer idealen Heldengestalt verklären will, den alten und vieljährigen Kameraden und Gesellschafter mit jenen eiskalten und harten Worten anläßt: „Ich kenn' dich, Alter, nicht; an dein Gebet!“ u. s. w., wenn er ihn auf zehn Meilen von seiner Person verbannt und ihm nur so viel Unterhalt zusichert, daß Dürftigkeit ihn nicht zum Bösen zwinge. Der König mußte ihn schonend bei Seite schieben und anständig für ihn sorgen. Der Dichter hat zwar nach unserem Gefühl die Grenzen, wie weit er Falstaff sittlich sinken lassen durfte, um ihn noch in des Prinzen Gesellschaft zu halten, an einigen Punkten nicht eingehalten; im Ganzen aber hat er dieser Gestalt doch so viel Witz, Humor und Originalität zugetheilt, daß wir eine glimpfliche Behandlung für ihn fordern zu können glauben. Der Dichter hätte ihm auch in seinen alten Tagen noch so viel Grütz im Kopf, Welterfahrung und Cavalierhaltung lassen sollen, um ihn nicht von Gevatter Schneidern und Handschuhmachern auf eine so plumpe Weise überlisten, prügeln, ins Wasser werfen und mißhandeln zu lassen. Die Intrigue des Stücks ist keineswegs besonders fein und scharfsinnig, die Handlung überladen mit Episoden; das Beste mag das gerad brechte Englisch seyn. Wenn es wahr ist, daß das Stück von dem Dichter verlangt und in vierzehn Tagen geliefert worden ist, so erklärt und entschuldigt dieß einigermaßen die Mängel und die Sorte von Impietät, die wir darin finden zu sollen glauben.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Digitized by Google

Paſſiflora.

(Schluß.)

Ich wagte nicht zu athmen. Das Papier lag vor ihr. Meine Hand hielt ihr die Feder entgegen geſtreckt. Mein Auge hatte ſich unwillkürlich der Richtung zugewendet, in welcher der alte Graf zurückkommen mußte. Nur mein Ohr ſagte mir, daß auch ihre Bruſt ſich wogender hob, und die zitternde Bewegung, mit der ſie die Feder ergriff, durchſchütterte mich im ſelben Augenblick, wie jene kaum wahrnehmbaren Schwingungen eines Erdſtoßes, von denen man ſagt, daß ihr bloßes Ahnen unſer Hirn zum Schwindeln bringe.

Ich Thor! Nach einem ſo furchtbaren Verhängniß ſollte ſie ſchon wieder mit dem Anſpruchsvollſten, was das Leben kennt, mit der Liebe anbinden? Kaum der Hoffnung auf das Athmendürfen zurückgegeben, ſchwach noch und mit allen Organen Geneſung und nur Geneſung in ſich ſchlürfen wollend, ſollte ihre Natur ſchon wieder nach der verzehrenden Tyrannei des Herzens verlangen? Und um welchen willen? Um einen ihr bis heute faſt Fremden? um einen vielleicht durch den Glanz ihrer Stellung bloß Beſtochenen? um einen etwa in trügeriſche Gefühle Eingewiegten, der ein lebhaft erregtes Mitgefühl für Liebe anſah und mit demſelben leichten Sinn, wie ſie ſelbſt vor Zeiten, ſich für's ganze Leben in Feſſeln ſchlagen möchte? So konnte, ſo mußte ſie denken, wenn ſie ihre und meine Lage nur einigermaßen überſah.

Ich Thor! Mit welchem Herzklopfen ich dennoch hoffte und das Unmögliche für möglich hielt! Und nun hörte ich die Feder auf dem Papiere — aber die Dinte verſagte — ich mußte, von neuem eintauchen laſſen und von neuem dann ſetzte ſie die Feder an.

„Pazienza!“ — ihre Lippen, denk' ich, haben das Wort verſtändlich vor ſich hingeſprochen, das beſte, das einzige wohl, auf das ich in dieſem Augenblick zu hoffen berechtigt war; aber nur die erſten Buchſtaben ſind bis auf's Papier gekommen. Während ſie zum Schreiben anſetzte, hatte ſich die Thüre geöffnet; mit dem Büchlein Leonardos in der Hand kam der alte Graf geſchäftig zurück. Die Schreibende blickte ſich nach ihm um; ein flüchtiges Roth ſchoß über ihre Wangen; dann beugte ſie ſich von neuem über's Papier, und wie in raſcher Geiſtesgegenwart das nur erſt angefangene Wort demjenigen Begriff anpaſſend, der ihrem Leidenszuſtande am beſten entſprach, ſchrieb ſie in feſten Zügen, ſtatt der von mir erwarteten Geduldmahnung, das Wort Paſſiflora nieder.

Draußen vor dem Fenſter nickte die prächtige Blume, deren dreifarbiger Fadenkranz an die Marterwerkzeuge der Paſſion erinnert. Die Fürſtin wendete ſich nach dem Fenſter zurück. Ich ſtand und ſtarrte auf das Blatt. — Paſſiflora! — Sie hatte meine Zweifel über die Schreiberin jener geheimnißvollen Zeilen zerſtört. Ja, das war dieſelbe Hand, die in mein Tagebuch geſchrieben hatte: „Es wird kein ſchlimmes Ende nehmen.“ Mit unausſprechlicher Bewegung blickte ich auf das Papier.

Der Graf lächelte. Er mochte in meiner Miene zu leſen glauben, daß dieſe Schülerhand den Lehrer zu ungewöhnlichen Erwartungen berechtige. „Nun?“ fragte er, „wie würde Leonardo urtheilen? was verſpricht dieſe Hand?“ — Ich zögerte. Was konnte ich auf eine ſolche Frage antworten? „Was verſpricht dieſe Hand?“ Sie konnte nur Eines verſprechen, was mir in dieſem Augenblick verſtändig geweſen wäre, — ſich ſelbſt! Was war mir Alles andere? Da ich mit der Prüfung noch immer nicht fertig ſchien, rief der Graf mit guter Laune: „Ich ſehe ſchon, Sie ſind in ſolchen Dingen noch ein Neuling. Nun, hier iſt das Buch Leonardos. Laſſen Sie ſich Zeit, Ihr Urtheil mit Ruhe feſtzuſtellen. Wir werden ein andermal wieder vorfragen.“ Und er reichte der Fürſtin den Arm, um ſie, wie gewöhnlich um dieſe Stunde, ins Freie hinaus zu führen. — „Paſſiflora!“ Wohl konnte kein Zuruf mir beſchwichtigender zum Herzen reden. Ja, hier ſey aller Unruhe, allem leidenſchaftlichen Drängen eine Schranke aufgerichtet! Geduld im Hoffen, das ſey mein Wahlſpruch. Erſt muß die Nacht vorüber ſeyn; aber dann ſoll's noch einmal — wolle es der Himmel! — voller goldener Sonnenſchein werden!

Das höchſte Glück iſt ſtumm. Zehn Jahre liegen zwiſchen dem heutigen Tage, wo mir ein Zufall dieſe Blätter wieder unter die Augen bringt, und jener letzten, halb vergilbten Zeile. Sie waren mir in demſelben Grade aus dem Gedächtniß gekommen, wie das Bedürfniß des vollen Ausſprechens deſſen, was mich bewegte, von Tag zu Tag natürlichere Befriedigung fand und wie die ſchönſte Wirklichkeit allmählig das bloß Geträumte und Erſehnte verdrängte.

Ohne Reue, wenn auch bei mancher Stelle nicht

Digitized by Google

ohne ein demüthigendes Bewußtwerden deſſen, was in meiner damaligen Haltung anders hätte ſeyn ſollen, habe ich die Blätter heute nach ſo viel Jahren durchleſen. Da ſie einen Blick in Verhältniſſe gewähren, die unter ähnlich trügeriſchem Scheine vielleicht öfter, als wir es ahnen, an unſerer Kurzſichtigkeit vorüber ziehen, ſo mögen wenige Zuſätze das Abgebrochene vollenden. Sind wir doch ſo ſelten in der Lage, eine Thatſache bis auf ihre erſten Urſachen zu verfolgen. Verurtheilen wir doch ſo oft mit Ungerechtigkeit, weil uns die bloße Wahrſcheinlichkeit zuletzt den Mangel jener Quellenkenntniß erſetzen muß. Kann unſer Glaube an die ewige Güte des menſchlichen Herzens doch nur dabei gewinnen, wenn wir uns derjenigen Fälle recht deutlich bewußt werden, in welchen dieſer Glaube ſich ſegensreich bethätigte.

Und das hat er ja hier im reichſten Maße gethan. Daß er ſchon im Wanken, ja im Zuſammenbrechen war, als — eben dadurch gedrängt — die Stimme der Natur endlich die Feſſeln eines frevelhaften Gelübdes ſprengte, vermindert nicht die Segenswirkung auch dieſes ſchon halb erſchüttert geweſenen Glaubens.

Wie die Nebel ſich dann nach und nach verzogen, wie die Wege klarer und überſichtlicher wurden, wie die trennenden Abgründe ſich überbrückten und die Gewährung ahnende Ungeduld, am Gängelbande der Zeit, ſich wirklich zügeln und fügen lernte, — wozu es hier der Erinnerung noch einmal abverlangen? — Viel falſcher und wohl auch mancher gerechtfertigte Stolz müßten dabei von Neuem das Wort erhalten. Viel jugendlicher Trotz gegen das, was das Leben wünſchenswerth ſchmückt, und vielleicht auch manche wohlbegründete Scheu vor den beſtrickenden Feſſeln des verdienſtlos übertommenen Glanzes und des mühlos erworbenen Reichthums, möchten dabei aus alten, abgethanen Fehden neue machen wollen. Viele Stunden, die beſſer vergeſſen ſind, würden damit herauf beſchworen werden, ohne dennoch einen andern Nachklang wecken zu können, als den ihnen ſchon genugſam gewordenen, — das willige Bekenntniß, daß ein Baum, deſſen Wurzeln im Sturme halten ſollen, nicht mit eitel Sonnenſchein und Maienfächeln groß gezogen ſeyn darf.

Genug, daß alſo dennoch Hütte und Schloß ſich endlich zu und in einander fanden und fügten, daß der guten, milden, heiterſtillen Tage mehr gefolgt ſind und hoffentlich noch in langer Reihe mehr folgen werden, als ſelbſt ein vermeſſener Glücksforderer vom Leben erhoffen mag, daß die Kraft des Künſtlers ſich nicht weicher gebettet hat, als ſeinem Strebe- und Ringebedürfniß, und nicht minder ſeinem Unabhängigkeitsſinne wohl entſprechend war, und daß die gefürſtete Leidensblume wieder zur ſchlichten Feldblume wurde, die trauernde Paſſiflora zur fröhlich lächelnden Flora.

Soll ich hier noch derjenigen Perſönlichkeiten gedenken, welche in loſeren Umriſſen aus den Blättern meines Tagebuchs hervorſehen, ſo verweiſe ich gern bei dem Bilde des liebenswürdigſten aller Greiſe, wäre ein noch mehr ins Einzelne gehendes Ausmalen dieſes Bildes nicht ein Verrath an ſeiner Neigung zum ſtillen, weltvergeſſenden Einſpinnen. Mit ſeinem Enkelchen auf dem Knie iſt er im goldenen Ausſtellungsrahmen ohnehin ſchon viel weiter umhergewandert, als er ſich's träumen läßt. Ich darf der Wegweiſer nicht noch mehr und nicht noch deutlicher beſchriebene aufrichten.

Der kleine Baumeiſter iſt in der Nachbarſchaft, wie er ſich ſelber ausdrückt, kleben geblieben; er hat Italien abgeſchworen und ſich dagegen mit Herz und Hand in die eheliche Hut einer wohl angeſeſſenen Lebkuchlerwittib begeben, deren architektoniſche Pfefferkuchen ſeitdem zu einem Mittel geworden ſind, das ungewöhnliche Talent des kleinen Baukünſtlers bis auf die Gallatafel der Landesmajeſtät zu bringen. Aller Wahrſcheinlichkeit nach wird er ſich dadurch früher oder ſpäter den Weg zu einer ſeit Kurzem vakanten ſtaatlichen Stellung von nicht gemeinem künſtleriſchen Range bahnen, zumal der Graf ihn mit warmen Empfehlungen unterſtützt.

Die Spinnmirzel hat nach manchem fehlgeſchlagenen Verſuche, ſich unter ihren Heimathgenoſſen wieder bleibend einzurichten, in dem Pfarrer des Nachbarthales einen nachſichtigen und rückſichtsvollen Dienſtherrn gefunden und ſcheint dadurch den Wechſelfällen ihres gutmüthigen Leichtſinns ſo ziemlich enthoben zu ſeyn. — Am freundlichſten hat ſich Katis Leben geſtaltet. Sie iſt zwar mehrere Jahre lang, um eines von ihr abgelehnten Heirathsantrages willen, mit ihren Eltern verfeindet geweſen und hat auch dem Abgewieſenen, einem wohlhabenden, ſtrebſamen und ernſttüchtigen Bauerſohn aus dem Nachbarthale, durch ihre Sprödigkeit gar ſchwere Stunden bereitet. Nun er aber dennoch endlich zum Ziele gelangt iſt, ſcheint auch ſie ihrem Looſe die beſte Seite abgewonnen zu haben, und ſo oft ich, um den heißen Monaten Italiens zu entfliehen, mit den Meinen in die heimathlichen Berge pilgere, erbaut uns Beide, ſie wie mich, denke ich, das Wiederſehen und der fröhliche Zuruf, daß Alles wohlauf ſey.

Digitized by Google

Briefe von Hedlitz an eine Freundin.

(Fortsetzung.)

Wien, den 3. Februar 1855. Die Dinge gehen ihren alten Weg fort, und nur die Kälte steigt von Tag zu Tag und ist heute 17 Grad in der Stadt. Dabei wird so viel getanzt und gejubelt, als unter Krieg, Hoftrauer und Geldnoth nur immer möglich ist. Das englische Ministerium ist noch in der Geburt. Derby hat fausse couche gemacht, was mir sehr recht ist; das wäre von Allem das schlechteste gewesen. Wir sind sehr gut mit Frankreich, und dieß zu bleiben ist meiner Meinung nach die Aufgabe der österreichischen Politik, die die Interessen des Staates für die allein geltende Richtschnur halten soll, was allerdings nicht aufhebt, daß sie nur mit ehrlichen Mitteln erstrebt werden dürfen. Im Innern wird an der Organisation des Beiraths der Kronländer gearbeitet. Bach ist thätig das Gebäude fertig zu machen, und zwar auf Fundamenten, die es zu tragen im Stande sind. Was aber wird das Resultat seyn? Unsere Aristokraten werden es despektirlich finden, mit andern Ständen Rath zu pflegen, aber nichts mehr über sie zu befehlen zu haben, werden den Beirath für eine Absurdität erklären und ihn lächerlich machen, und dann werden sie sich wundern, wenn Advokaten, Dorfrichter und Bürgermeister, Bauern, Postmeister und Gastwirthe das Heft in den Händen haben; dann werden sie auf die Regierung schimpfen und auf die Minister, und: der Hunds — und der Hallunke und der Lump so und so wird man alle Tage zu hören bekommen. Ich habe vorgestern wieder einmal Graf Hartig getroffen, der ein geistreicher Mann ist und die neue Zeit besser begreift als alle seine früheren Amtsgenossen; ich habe eben dieses Kapitel mit ihm besprochen, und er hat mir durchaus recht gegeben. Man predigt hier in der That tauben Ohren, und bei der Schnelligkeit, mit der sich das Verständniß in den mittleren Ständen verbreitet, ist zu fürchten, daß wenn das Ansehen der Aristokratie immer mehr abnimmt, ihr Hochmuth und ihr Gift sich immer mehr steigert. — Meine tägliche Bewegung von etwa 3000 Schritt im Zimmer dauert fort, aber in die Kälte geh' ich nicht und überlasse diese Bravour andern. — Vorgestern war ich in Martha, wo ich mich wahrhaft ergötzte; die Hauptpersonen, namentlich Ander, vortrefflich. — Eben kommt Ihr Brief; ich kann Ihnen nur sagen, daß ich die Kaiserin gestern im Prater spazieren fahren sah, also ist die Nachricht von den Wochen unserer netten kleinen Landesmutter, die eben in letzter Zeit ganz allerliebst aussieht, zu früh nach Linz gelangt. Die Kaiserin scheint mir, während sie in der Hoffnung ist, noch um ein gut Stück gewachsen, und sieht dabei ganz stattlich aus. — Reisen Sie ja nicht hieher, ehe die Kälte abgenommen hat. Ohne Paß können Sie nicht reisen, sonst werden Sie arretirt. — Den 4ten. Noch immer 17 Grad Kälte. Mir wäre es sehr lieb, wenn Sie schon um den 20sten herum kämen, und dann bis zu meinem Geburtstage blieben, immer vorausgesetzt, daß die große Kälte dann vorüber ist.

Den 7. Februar. Gestern war ich in einem allerliebsten Stück: Perin, im Burgtheater, in dem ein alter, schlichter, etwas einfältiger Pfarrer zur Zeit der Revolution von Fouché, seinem Jugendgespielen, in größter Dürftigkeit aufgefunden wird. Fouché gibt dem Polizeirath im Büreau den Auftrag, für den Mann zu sorgen, ohne in der Eile ihn weiter zu informiren, als daß Perin ein Mann seines vollkommenen Vertrauens sey. Der Büreauchef stellt den Mann als großartigen Spitzel an, gibt ihm täglich 20 Franken und trägt ihm auf, recht fleißig spazieren zu gehen und in allen vornehmen Restaurationen und Cafés zu essen und zu trinken. Der alte Pfarrer hat keine Ahnung, zu welchem Zwecke dieß geschehen soll, und ergießt sich in Dankbarkeit, wie sein alter Freund Joseph für den Comfort seiner alten Tage sorgt. Wie Perin in die allerwichtigsten Ereignisse ahnungslos verflochten wird, wie er einen Anschlag auf das Leben des ersten Consuls enthüllt, wie ihm ein Polizeirath auf einmal zuruft: er habe Frankreich gerettet, und im nächsten Augenblick wieder voll Verzweiflung: er habe Frankreich in den Abgrund gestürzt, je nachdem die Umstände der Verschwörung sich gestalten — das Alles ist im höchsten Grade ergötzlich und gemacht, wie solche Dinge nur Franzosen zu machen verstehen. Kaiser und Kaiserin waren in der Loge und sahen beide wohl aus. — Politisches ist nichts Neues; nur die Bemerkung, daß ohne die Politik Preußens es nie dahin gekommen wäre, daß man sich die offene linke Flanke durch Herbeiziehung französischer, statt preußischer Hülfstruppen hätte sichern müssen. Diese Maßregel ist die

Digitized by Google

Wiederholung des Heranziehens der ruſſiſchen Hülfstruppen 1849, als uns gleichfalls Preußen und Deutſchland im Stich ließen, nur daß es jetzt in einem viel weniger ſpeciellen Intereſſe Oeſterreichs, ſondern in Folge allgemeiner Kriegsoperationen geſchieht. Aber beſſer wäre es für die Ehre Deutſchlands geweſen, wenn ſtatt Franzoſen Preußen dort aufgeſtellt ſtünden. Uebrigens bin ich noch immer nicht davon durchdrungen, daß nicht noch Frieden wird. Alſo den 26ſten kommen Sie.

Den 9. Februar. Es iſt doch nett, daß unſere Gedanken nicht älter als 24 Stunden werden dürfen, um ſich zu erreichen. Mich freut, daß der Fechter, von wem er auch ſey, gleichen Eindruck auf Sie gemacht hat. Alles, was Sie darüber ſagen, finde ich vollkommen wahr und richtig. Daß man erzählt hat, ich habe behauptet, das Stück ſey von Grillparzer, iſt eine Unrichtigkeit, aber daß ich niemand kenne, dem es ſo ähnlich ſähe, wie ihm, behaupte ich fortwährend; ich höre, daß auch Kühne eine ähnliche Meinung ausgeſprochen hat. Von der Ausſtellung will ich Ihnen noch ſagen, daß dort ein Porträt von Winterhalter von ſolcher Schönheit, von ſo lebenſchwellendem Fleiſche iſt, daß ich 10 fl. darum gäbe, wenn es Karl ſehen könnte; es iſt das ſchönſte Porträt, das ich ſeit langer Zeit geſehen habe; das volle Leben pulſirt darin, namentlich ſind die Schultern von wunderbarer Schönheit; die ſitzende Figur tritt völlig aus dem Rahmen heraus, als ob es ein plaſtiſches Werk wäre; ich glaube das Original iſt Frau von Tedesco. — Eben ſchickt die Erzherzogin Sophie und läßt mich vor dem Schwarzenbergſchen Balle zum Thee einladen, was mich ſehr freut.

Den 10. Febr. Wieder neuer Winter und hoher Schnee, nachdem die Straßen ſchon alle rein waren. — Vorgeſtern Abend machte ich bei Bourquenay eine Viſite, wo der neue engliſche Militärbevollmächtigte, Obriſt Cr., war, von dem ich nur ſagen kann, daß er eine rothe Naſenſpitze hat, ſonſt aber ausſieht wie alle Engländer; doch ſpricht er ganz gut franzöſiſch, was die wenigſten ſonſt thun. — Hier wird es nachgerade ſehr faſchingshaft, zu meinem Leidweſen, man iſt in einem ewigen Trouble. Heute gehe ich in's Burgtheater in drei kleine Stücke, um zu lachen, was mich allein glücklich macht. Heute Viſite beim Nuntius, morgen bei Graf Haugwitz Diner, dann zu Fürſt Schwarzenberg auf den Ball, Montag Diner bei Lord Weſtmoreland, Dienſtag Ball bei Fürſt Liechtenſtein — das iſt, geſtehen Sie ſelbſt, zu viel, zu viel für einen alten Mann, der vom 1. März an 66 Jahre wird. — Warum ſoll ich groß Theil nehmen an Goethes Geſchichten aus der Vorzeit? Was gehen mich ſeine alten Liebſchaften an? Ich habe an meine eigenen genug zu denken; ſie ſind auch eben ſo intereſſant geweſen, als die von Goethe, und ich ſehe nicht, daß jetzt mehr ein Hahn darnach kräht, ſo viel Aerger mir ſeiner Zeit die Leute darüber gemacht haben. Goethe war eben ſo nichtsnutzig wie wir Alle, und deßhalb nehmen ſich alle Weiber von den Urmüttern bis zu den Urenkelinnen ſeiner an; von mir würden ſie höchſtens geſagt haben: „der dicke alte Kerl konnte auch Ruhe geben!“

Den 13. Februar. Wie nahe Luſt und Leid, Tod und Leben neben einander ſtehen, wie man jede Stunde zu erſterem bereit ſeyn muß, zeigt jeder Tag. Louis Brevillier iſt geſtern Abend um 8 Uhr geſtorben; nach dem Weſtmorelandſchen Diner fuhr ich wieder vor, um bei ihm zu fragen, da lebte er noch, eine Stunde darauf war er todt. Er läßt trotz ſeines verſchloſſenen Weſens eine Menge herzlich Betrübter zurück, und er wird von mehr Menſchen beweint, als man bei ſeiner iſolirten Lebensweiſe geglaubt hätte; er ſoll in aller Stille viel Gutes gethan haben. Natürlich iſt ſein Neffe ſein Univerſalerbe; aber, wie ich höre, hat er zu meiner unausſprechlichen Freude Kleins Kindern das Haus auf der Baſtei vermacht. Wenn ein Menſch auf Erden, ſo hat Klein einen ſolchen vermehrten Glücksſtand verdient für das zahl- und namenloſe Gute, was er ſein ganzes Leben hindurch den Menſchen gethan hat. Während dieſe traurige Kataſtrophe ſich vorbereitet hat, mußte ich mich viel in der Welt herumtreiben. Ich thue nur von meinem Abend bei der Erzherzogin Sophie Erwähnung, der ſehr nett war, obwohl oder weil nur Wenige dort waren. Das Geſpräch berührte allerlei, auch das Theater, wobei die Erzherzogin mich daran erinnerte, daß ich ihr einſt den Stern von Sevilla vorgeleſen hatte; erſt als ſie mir es ſagte, fiel es mir ein, daß ich ihn gleich bei ſeinem Erſcheinen bei der Prinzeſſin Waſa vorlas. — Den 14ten. In Rußland hat man einen Landſturmaufruf ergehen laſſen und das Kreuz aufgepflanzt und an die Pudelmütze des Volks geheftet. Die Maßregel iſt inſofern für uns nicht ohne Bedeutung, da ſie leicht eine religiöſe, fanatiſche Bewegung unter unſere eigenen und den benachbarten illyriſchen Stämmen, und dadurch einen Aufſtand in unſerer Flanke hervorrufen könnte.

Den 15. Februar. Der Ball bei Fürſt Liechtenſtein war brillant, und wer dieſe Appartements zum erſtenmal ſieht, wird ſtaunen über Pracht und guten Geſchmack, immer in Gedanken gehalten, daß er nicht in einem Königspalaſt iſt, zu deſſen Ausſchmückung andere Bedingungen beſtehen. Aber auch hier ſind die Räume mit ſehr ſchönen Staffeleibildern der neuen Aera

Digitized by Google

in mehreren Zimmern gejiert; der ornamentale Styl des Ganzen iſt ſchon ein Kunſtwerk eigener Art, wenn auch nicht im Styl italieniſcher Ballâſte, die übrigens doch ſelten irgend wohnlich und für die heutigen Bedürfniſſe verwendbar ſind. — Nun zu Ihrem Briefe. Daß Ihr Umgang in Linz ſich auf einen kleinen Kreis beſchränkt, iſt ſo ſehr nach meinem Sinn, daß ich ganz zufrieden wäre, wenn er ſich nicht erweiterte. Wenig Menſchen, aber zuverläſſige und probehaltige, das iſt, was ich wünſche und brauche, und gerade das Gegentheil iſt mir geworden, und ich muß geradezu flüchtig werden, um zu meinen Wünſchen zu gelangen. — Sonntag iſt großer Ball bei Ballavicini, ich freue mich aber viel mehr auf die deutſchen Kleinſtädter, die ſich der Kaiſer für Sonntag beſtellt hat, als auf den Ball. Kolb gibt regelmäßig nach jedem Artikel von v. d. Pfordten einen Artikel von mir, ſchneidet mir aber immer das Stärkſte weg, ſo daß ſie nach dieſer Procedur kaum der Abklatſch deſſen ſind, was ich ſagen will.

Den 20. Februar. Das Wetter iſt ſo rauh und die Kälte ſo ſtreng, daß in dieſem Augenblick zu reiſen Verwegenheit wäre; die Herzogin läßt Sie daher bitten, zu warten, bis es milder wird; ſo ſehr ich mich darüber gefreut hätte, Sie an meinem Geburtstage zu ſehen, ſo bitte auch ich Sie recht innig, ja nicht zu kommen, ſo lange dieſe Kälte fortdauert; mich greift ſie ſo an, daß ich mich heute, als ich nur von meiner Wohnung gegenüber in's Bureau zu Kempen und wieder zurück gehen mußte, von einer krampfhaften Empfindung ergriffen fühlte, die ich gar nicht beſchreiben kann. — Geſtern ſah ich Wallmoden; mit dem guten alten Herrn geht es ſehr bergab und ich zweifle, daß wir ihn noch einmal in Auſſee ſehen werden. Einer meiner Jugendfreunde, mit dem ich einen großen Abſchnitt meiner früheren Jahre durchlebt habe, Graf Joſeph Teleki, iſt vor wenig Tagen gleichfalls geſtorben, gerade ſo alt wie ich; er war auch im Jahre 1790 geboren, ſein noch lebender Stiefbruder iſt ein Hauptagitator der ungariſchen Revolution geweſen. Louis Brevillier hat der reformirten Kirche in Wien 30,000 fl. vermacht, aber auch außerdem für proteſtantiſche Intereſſen geſorgt und im Leben, wie man jetzt erfährt, viel Gutes gethan. — Erzherzog Max werden Sie in Wien treffen; ich zerbreche mir den Kopf, ob es für ihn ſchicklich iſt, Sie in der ungariſchen Krone aufzuſuchen. Wenn Sie nur nicht unterwegs viel Beſchwerden zu beſtehen haben; ſogar die meiſten Eiſenbahnrouten ſind durch die Windwehen gehemmt. Sagen Sie meinem alten A., politiſche Geheimniſſe würden nicht auf die Trommel geſchlagen für ſolche Leute wie Er. Ich wüßte allerdings alles, aber ich ſagte nichts. Leider iſt, was ich wirklich weiß, gerade nicht ſehr erfriſchend; die Gegenſätze werden immer ſchroffer, die Confuſionen nehmen zu und die Löſung wird ſchwerer. Man wartet jetzt ab, ob es Lord John Ruſſell in Berlin gelingen wird, eine beſſere Chance zu gewinnen und den Preußen begreiflich zu machen, daß man nicht mitſpielen kann, wenn man nicht Luſt hat, den Einſatz daran zu wagen; das aber iſt es, woran die Sache hängt. Uebrigens geht es auch im Innern nicht, wie ich wünſche. Die Militärpartei macht immer größere Fortſchritte, und die Staatsgewalten ſind gänzlich dislocirt; man entſcheidet in allen Branchen nur durch Verordnungen im Namen des Kaiſers; bei wem ſoll man denn Recurs ſuchen? Von Bruck erzählt man, und wenn es wahr iſt, beweiſt es für ſeine Fähigkeit, daß er ſich zur Bedingung gemacht habe, es müſſe ungeſäumt und mit ihm zugleich ein Kriegsminiſter ernannt werden, mit dem er im Voraus das Armeebudget beſtimmen könne; denn es ſey unmöglich für irgend einen Finanzminiſter, täglich Anweiſungen von Millionen an die Armee zu verabfolgen, die nicht vorherzuſehen waren. Es muß dafür geſorgt werden, daß bei dieſen militäriſchen Einflüſſen ein Gegengewicht die Dinge in der Schwebe hält. Gewiß iſt es, daß die rein militäriſche Umgebung dem Kaiſer nicht gut thut und ihn verhindert, den wahren Zuſtand der Dinge wahrzunehmen. Wenn nur Adjutanten ihn von den Begebniſſen in Kenntniß ſetzen, kann er am Ende nur durch ein gefärbtes Glas ſehen. Eine Civilabtheilung neben der Militärabtheilung wäre eine Nothwendigkeit bei Hofe. — Lord John Ruſſell wird wohl demnächſt kommen; Gott gebe, daß die Dinge ſich zum Frieden neigen mögen, und daß man nicht jeden Tag zwiſchen Hoffen und peinlichem Zweifel zubringen muß. Im Conſtitutionnel ſoll ein ſanglanter Artikel über die politiſchen Anſichten der Caſinogeſellſchaft ſtehen, noch hab' ich ihn nicht geleſen. Ich wollte, die Allgemeine Zeitung gäbe ihn, damit alle Welt ihn hier leſen könnte und der Kaiſer ihn zu Geſicht bekäme; die wirklichen Ruſſen ſind hier bei Weitem nicht die ärgſten. — Schreiben Sie noch Näheres, ob Sie abgehen. Die Allgemeine iſt heute nicht gekommen, das läßt mich auf ſchlechten Weg und Wetter in der Donaurichtung ſchließen, und ich denke immer noch, Sie haben ſich beſonnen.

Den 23. Februar. Das Wetter iſt noch immer zum Verzweifeln, und die Straßen ſo mit Schnee bedeckt, daß die Eiſenbahnzüge entweder gar nicht oder verſpätet ankommen, wie vorgeſtern Fürſt Karl Liechtenſtein, der an den Kaiſer Ferdinand des Brandes wegen geſchickt worden war; auf einer andern Bahn

Digitized by Google

mußten ſämmtliche Paſſagiere ausſteigen und im Schnee zur Station waten. In den Vorſtädten ſtehen die Schneehaufen wie Feſtungswälle von beiden Seiten und ſelbſt in der Stadt wird man mit dem Ausfahren nicht fertig, obwohl ohne Unterlaß gearbeitet wird. — Vorgeſtern hatte ich einen ſeltenen Beſuch; ich ſaß wie gewöhnlich Abends allein in meinem Zimmer, da trat ein Beſuch vom „blauen Nil“ bei mir ein, Jentſchik. Er hat ſich drei Jahre in jenen Gegenden herumgetrieben und nicht ohne ſie als genauer Beobachter zu unterſuchen; er ſieht trotz ſeinen ausgeſtandenen Strapazen vortrefflich aus. Er brachte mir einen Brief von Swinburn an Sie mit, den er in Cairo getroffen hat.* Ich glaube nicht, daß unſer Landsmann viel abyſſiniſchen Goldſtaub mitgebracht hat; aber auf jeden Fall hat er den Vortheil dreijähriger, ganz neuer Wahrnehmungen und Erlebniſſe, und überreiche Erinnerungen, die eine Quelle von Genuß für ſein ganzes Leben bleiben werden, denn nicht Jeder wird wie Er den Bewohnern des blauen Nils die Blattern eingeimpft und mit ihnen in der größten Vertraulichkeit gelebt haben. Dabei hatte er eine Maſſe von Vorkenntniſſen und Hülfswiſſenſchaften zur Verfügung, die ihn mehr als die meiſten zum Reiſen qualificirten. Ich beneide ihn dabei um ſeine robuſte Kraft, die freilich auch wohl geübt ſeyn will, aber doch auch angeboren ſeyn muß; ich z. B. würde ſie nie in einem hohen Grade erreicht haben, wenn auch meine etwas ſardanapaliſchen Gewohnheiten gar nicht vorhanden wären; dazu eignen ſich nur trockene, nicht vollſaftige phyſiſche Conſtitutionen. Nachdem ich ein paar Stunden mich ſehr gut mit Jentſchik unterhalten hatte, fuhr ich zu Fürſt Metternich, dem ich von ihm erzählte, und der mir auftrug, ich möge ihm ſagen, er ſolle ihn beſuchen. Man muß es bewundern, mit welcher Friſche der alte Fürſt alle Ergebniſſe des Tages im Leben und in der Wiſſenſchaft erfaßt. — Geſtern aß ich bei Mutter Pereira mit Grillparzer. Es waren ein paar äußerſt angenehme Stunden, die wir zuſammen zubrachten; ich nehme aber meine Behauptung, der Fechter von Ravenna ſey von ihm, zurück; die Art, wie er über das Stück ſprach und wie er den Plan in ſeinem Sinne emendirte, ließen mich nicht mehr zweifeln, daß er keinen Antheil am Stücke habe. Nebſtdem wird überall öffentlich Halm als Verfaſſer aufgeführt und gedruckt, ohne daß er je mit einer Sylbe dagegen proteſtirt hätte. Grillparzer ſprach außerordentlich geiſtreich über das Stück. Er fand, wie ich, daß es voll Mark und Kraft ſey, und ſieht es als einen Fortſchritt in der Halmſchen Poeſie an. Wenn er aber das Stück zu machen gehabt hätte, ſo würde er die Kataſtrophe dahin abgeändert haben, daß die Mutter nach vergeblichem letzten Verſuche ſich ſelbſt umgebracht hätte und nicht den Sohn. Hätte ſich dann der Sohn, von dem Schauder des Augenblicks ergriffen, ihr nach entleibt, ſo wäre auch dieſer zweite Selbſtmord vollkommen begründet geweſen, und die Kataſtrophe wäre milder geworden, ohne an Wirkſamkeit zu verlieren. Ich glaube, daß Grillparzer recht hat; aber auch, wie es da geht und ſteht, iſt das Stück vortrefflich, und wenn Münch es gemacht hat, ſo freut es mich. Grillparzer hat ſeine Auffaſſung der Kataſtrophe ſo lebendig und dramatiſch dargeſtellt, daß man fühlen mußte, er ſey nicht der Autor des vorhandenen Stückes. Mir geht daraus hervor, daß auch das allerenergiſchſte Talent wohl *thut*, mit einem Competenten, der außer der Sache ſteht, zu Rathe zu gehen. Es braucht oft nur einen Strahl, aber man findet ihn eben nicht ſelbſt; iſt man nicht von der fremden Anſicht überzeugt worden, ſo braucht man ſie eben nicht anzunehmen. — Abends war ich bei der Fürſtin S., die einzige unter den hieſigen Damen, die die Würde ihrer Stellung kennt. Gortſchakoff war bei ihr und ſagte ihr ſcherzend: „J'entends que Vous êtes du parti ministériel, donc contre nous pauvres Russes.“ Sie erwiederte: „Je n'aurai jamais une autre politique que celle de l'Empereur, s'il convient aux femmes de faire de la politique.“ — „Mais vous pourriez pourtant avoir quelques sympathies avec nous,“ ſagte Gortſchakoff. — „J'ai peur,“ erwiederte ſie, „que dans ce cas mes sympathies pourraient se heurter avec mes devoirs.“ So ſoll eine öſterreichiſche Frau ſprechen. Aber wie ſoll man den Frauen übel nehmen, was die Männer zehnmal ärger thun! — Alſo dieß iſt mein letzter Brief; auf der Poſt wird die Herzogin Sie erwarten laſſen.

* Beide ſind geſtorben. Herr von Jentſchik hat werthvolle Sammlungen aus Afrika mitgebracht, die ſich meiſt im Stift Kremsmünſter befinden. Swinburn war der Sproſſe eines alten engliſchen Geſchlechts, Neffe des öſterreichiſchen Feldmarſchallieutenants, Eiſenbahningenieur und Schüler Stevenſons; er ſtarb jung an der Cholera in Cairo.

Digitized by Google

Aphorismen.

(s. Nr. 51. 1863.)

Partielles Glück.

Wenn ein Apfel einen faulen Fleck hat, so ist nicht immer gleich die ganze Frucht davon angegriffen. Vielmehr kann trotz der einen verdorbenen Stelle der Rest der Frucht noch recht gesund und genießbar seyn.

Mit den Gebrechen der menschlichen Seele verhält sich dieß gewöhnlich anders. Unser Herz kann nicht einzelne faule Stellen haben und im Uebrigen gesund seyn. Bist du z. B. trügerisch und lügenhaft, so ist dein ganzes Wesen durch Lüge getrübt, so ist deine Natur in demselben Grade durch und durch verderbt und faul, in welchem die Lüge in dir stark geworden. Auch ein eitler, eingebildeter und hochfahrender Mensch ist nicht etwa nur in Bezug auf einen Theil seines Wesens verwerflich. Er mag zwar neben der ihn auszeichnenden Eitelkeit noch andere edlere, selbst hohe Eigenschaften besitzen; allein auch diese sind von jener häßlichen Eitelkeit inficirt und werden durch sie in ihrem Werthe herabgestellt.

Unsere ganze Natur, Seele wie Leib, ist ein so harmonischer Bau, daß darin gleichsam jeder Theil durch jeden andern gestützt und gehoben wird, so daß eine morsche oder weggeschlagene Stütze das ganze Gebäude schwächt. Wem es auch nur im Nerven eines Zahnes brennt, der ist durchweg leidend und schwach, und der Umstand, daß er neben dem einen kranken noch zwei Dutzend gesunde Zähne besitzt, tröstet ihn ebensowenig, wie den Zuhörer ein Orchester befriedigt, in welchem zwanzig Instrumente schön und richtig spielen, während eines taktlose und falsche Töne von sich gibt. Das eine falsche Instrument verdirbt das ganze Concert.

Dieß Alles sind Dinge, an denen wir wenig ändern können, weil sie unserer Natur eingeboren sind. Es ist fast unmöglich, daß der Kranke sein Bewußtseyn, mit dem er sich gleichsam ganz in das Glied, das ihn nun eben schmerzt, verkrochen hat, aus diesem herausreiße, mit ihm sich in die gesunden und frischen Partien seines Organismus rette, und sich so zum größeren Theile gesund und stark und nur im ganz kleinen Theile leidend und krank fühle.

Es ist aber höchst verkehrt von uns, daß wir auch bei unsern übrigen Glücksumständen, da, wo es doch möglich wäre, die Kunst, von partiellem Unglück zu abstrahiren und den gesunden Rest des Glücks zu genießen, so wenig üben. Meistens verlangen wir auch von unserem Glücke, wie von der Schönheit oder wie von der körperlichen Gesundheit, daß es wie diese in sich harmonisch, rund und vollkommen sey. Trifft uns ein Verlust, bewegt uns eine Sorge um einen Theil unseres Besitzthums, so beschäftigen wir uns sogleich ganz mit dieser Sorge und jenem Verluste, und unser *ganzes* Wesen ist von Mißstimmung ergriffen. Der Freude, daß uns noch so Vieles geblieben, wollen wir es in unserem Eigensinn nicht gestatten, daß sie den Kummer über den einen Schaden auswiege.

Uebergänge und Abschnitte im Menschenleben und in der Natur.

Ueberall in der Welt, im Menschenleben, wie in der Natur, gibt es leise, allmählige, kaum bemerkbare Uebergänge und dann dazwischen wieder ganz auffallende und scharfe Abschnitte und Sprünge.

In der Natur kann man dieß z. B. bei dem Wechsel der Jahreszeiten beobachten. Wochen lang steht im Herbst zuweilen die Vegetation noch sommerlich frisch, grün und kräftig da. Es wird nur ganz allmählig kühler. Die warmen Tage kehren noch häufig ganz unverhofft wieder. Dann aber kommt auf einmal ein Sturm, der einen dicken Querstrich macht. Die vergilbten Herbstblätter poltern haufenweise auf den Boden. Besinnt man sich nach ein paar Tagen, so stehen schon viele Bäume halb entlaubt da. Die schöne Jahreszeit ist zu Ende, und man sieht sich ziemlich plötzlich für den Winter eingeschneit.

So trotzt wohl auch ein Mann viele Jahre hindurch muthvoll den Stürmen des Lebens und blüht fort in der Fülle seiner Kraft. Lange läßt es sich kaum wahrnehmen, wie die Zeit ihn schon in der Stille unterminirt und ausgehöhlt hat. Plötzlich kommt dann aber ein Ruck. Es ergreift ihn ein Fieber, das ihn erschüttert und seinen Lebensherbst ankündigt. Er

Digitized by Google

erhebt ſich von ſeinem Krankenlager als Greis mit ergrauten Haaren und mit geſchwächter Kraft.

Auch in den andern Lebensepochen kann man auf ähnliche Weiſe trotz aller allmähligen Stufen doch auch wieder zuweilen die plötzlichen Uebergänge, die Durchbrüche und Knotenpunkte genau bezeichnen. Man kann oft den Tag — wohl die Stunde und Veranlaſſung — angeben, wo Jemand ſeiner Kindheit entſagte, wo er als Jüngling oder als Mann auftrat und daſtand.

Ganz derſelben Erſcheinung begegnen wir wieder in der Entwicklung der Völker und Staaten. Auch in der politiſchen Geſchichte zeigen ſich uns oft lange Perioden ſcheinbaren Stillſtandes, in denen die Umwandlungen ſich nur ganz allgemach und kaum merkbar vollziehen. Dann aber zeigen ſich deutliche Symptome der Bewegung, und plötzlich und gewaltſam erfolgt nun der Ausbruch einer Umwälzung, die alles Frühere umſtürzt und die es jetzt erſt recht offenbar macht, wie morſch ganz allgemach die alten Stützen des Gebäudes geworden waren.

Sichtung der Millionen.

Wenn in den Schriften unſerer Statiſtiker oder in den Tageblättern die Großmächte mit ihren dreißig oder vierzig Millionen Seelen gegen einander aufſtehen, ſo klingt das gewaltig impoſant, und das unkritiſche Publikum bekommt dabei einen recht großartigen Begriff von der Blüthe und der Macht unſerer Staaten.

Ja, wenn alle dieſe Millionen je nach ihrem Alter und Geſchlecht und jedes nach ſeiner Weiſe lauter tüchtige und ſolide Individuen und wohlgeſinnte Bürger und Patrioten wären, dann möchte es ſo ſeyn. Aber wie erſchrickt man, wenn man ſich daran macht, dieſe „Staatsbürger“ zu muſtern, und wenn wir ihnen einzeln näher in's Auge blicken, indem wir dabei verſuchen, aus jenen Millionen die Spreu und den Staub vom Weizen zu ſondern. Da finden wir denn des erſten ſo viel, daß wir kaum begreifen, wie man noch ein geſundes Brod damit backen will, und wie man aus ſo unvollkommenen Materialien ein großes und feſtes Staatsgebäude hat bauen können.

So und ſo viele tauſend Blödſinnige, oder Krüppel, oder Siechende ſind vorweg aus jenen Millionen als Nullen, als hohle Nüſſe, oder mehr noch als eben ſo viele Hemmniſſe, die den übrigen zur Laſt fallen, abzuziehen. Von den übrigen an Geiſt und Körper Geſunden hat auch faſt immer ein Viertel aus irgend einer Urſache Stubenarreſt und beklagt ſich bald über dieſe, bald über jene Schwäche. Ja dieſe ſogenannten Geſunden — wie wenige finden ſich unter ihnen, die ganz und in jeder Beziehung kräftig und feſt im Sattel ſind! Selbſt unter der Jugend, unter der „Blüthe der Nation,“ wie viele bleiche, leidende, oder entſtellte und garſtige Geſichter, wie ſelten ein Mann von Stahl und Eiſen und von der ſchönen regelmäßigen und idealen Bildung eines Adamsſohnes! Wie fleißig und ſorgfältig muß der Staat da noch abrahmen und ſchäumen, um aus einem ganzen Haufen von Leuten, die mit allerlei körperlichen Mängeln, Uebeln und Gebrechen behaftet ſind, das bißchen Kraft zuſammen zu bringen, das er zur Rekrutirung der Regimenter ſeiner Vaterlandsvertheidiger nöthig hat!

Nicht glorreicher, als um ihre phyſiſche Beſchaffenheit, ſteht es um die moraliſche Vollkommenheit der „Millionen.“ Sind ſie auch nicht alle blöd- oder irrſinnig, ſo iſt doch jeder in irgend einer Beziehung ein Narr oder ein Sünder. Jeder hat ſeine Thorheit, ſeine Leidenſchaft, ſeine ganz ſchwache Seite, und alle dieſe Millionen Thorheiten und Schwächen ſind lauter Bleigewichte für die Kraft des Staats, die man in ſeinen Millionen repräſentirt glaubt. Wie ſelten ſind — einer unter Tauſenden — die ganz ehrenfeſten, völlig verſtändigen, nüchternen, regſamen und überlegſamen Staatsbürger!

Und unter dieſen ſelbſt, wie mannigfaltig ſind wieder die verſchiedenen Intereſſen, die ſie verfolgen, und die widerſprechenden Anſichten, denen ſie huldigen! Der eine gehört dieſer, der andere jener Partei und Farbe an, dieſer verneint, was jener bejaht, und faſt keiner harmonirt in ſeinen An- und Abſichten völlig mit dem andern. Sie ziehen alle an tauſend verſchiedenen Strängen in eben ſo verſchiedenen Richtungen hinaus. Wie bringt man es zu Stande, ſie alle zu einem Ganzen zuſammen zu faſſen?

Bei weitem die überwiegende Mehrzahl iſt durchaus gleichgültig geſtimmt. Ja manche ſympathiſiren geradezu mit dem Auslande. Die, welche ein ganz untadelhafter und glühender Patriotismus beſeelt, ſind ſo ſelten, daß man ſie in den Büchern der Geſchichte namhaft verzeichnet und die Dichter ſie geprieſen haben.

Wie erbärmlich ſteht es aber erſt mit der „Steuerkraft“ der Einzelnen! Die Hälfte ſind entweder geradezu bemitleidenswerthe Bettler oder arme Tagelöhner, Heuerlinge und Arbeiter, bei denen der Staat allerlei Kniffe und Zwangsmittel anwenden muß, um das Taxmäßige und ihm Unentbehrliche von ihnen einzubringen. Viele der andern ſchwanken am Abgrunde des Bankerotts herum. Faſt keiner hat etwas, das der Rede werth iſt, übrig. Wenn Einer ſo knapp „auskommt,“ dankt er Gott. Wie wenige ſind in

Digitized by Google

ihren Angelegenheiten völlig geordnete und freudige Zahler! Und deren, welche die Engländer „substantial men“ nennen, Leute von Capitalkraft, auf die man was bauen kann, zählt man im Staate nicht mehr als im Walde der Bäume, aus denen ſich ein Hauptmaſt ſchneiden läßt. — Da muß man denn wieder ſchäumen und buttern, und Alles zu Rathe halten, und es wie die Vögel in ſpärlichen Portionen zuſammen tragen, allerlei Härten üben, wohl gar dem armen Steuerpflichtigen die Kiſſen aus dem Bette verkaufen, um die Staatsſpeicher zu füllen, damit die große Maſchine nicht ins Stocken gerathe.

Da möchten Einem endlich geradezu die Haare zu Berge ſtehen, wenn man nun ſo eine aus lauter Strohhalmen aufgebaute Maſchinerie, ſo ein unbehülfliches, ſchon mitten im Frieden aus tauſend Wunden blutendes, an hundert Schwächen und Uebeln leidendes Ungethüm von Staat oder Volk ſich nun gar in Bewegung ſetzen, ſich zürnend aufbäumen und in den Krieg ziehen ſieht, um erbittert über einen Nachbar herzufallen, mit Geldkaſſen, die nur durch mühſelige Bienenarbeit gefüllt worden, und mit Heeren, die nur dadurch zuſammen gekommen, daß man jeder Mutter ihren beſten Sohn geraubt, die dann aber als Kanonenfutter wie Gras dahingemäht werden.

Das Ende krönt das Werk.

Daß, wie man ſo oft behauptet, das Ende das Werk krönt, iſt bei Kunſtwerken, ſtreng genommen, nicht ganz wahr. Das Ende iſt nichts als der Knopf auf dem Thurm. Dieſer kleine Knopf, ſo ſchön man ihn auch vergolde, vermag im Grunde gar nichts zu krönen, wenn nicht auch die geſammten andern Figuren und Linien ſchon von der Mitte des Stücks an ſich zum Ende abzurunden angefangen haben. Ein plumpes, mißrathenes Mittelſtück kann durchaus nicht durch ein ſchönes Ende gekrönt werden. Die Umriſſe müſſen, faſt ſchon von Anfang herein, auf das Ende hingezielt haben, und in dieſem in harmoniſcher Weiſe zuſammengelaufen ſeyn. Der Bau des Werkes, ſeine Anlage und ſein Fortgang müſſen daher das Ganze eben ſo gut krönen, wie das Ende ſelbſt, welches bloß das Tüpfelchen auf dem J vorſtellt.

Ein böſer Chriſt.

Der gute liebe geduldige Chriſt, der, wenn man ihm auf den linken Backen ſchlägt, auch noch den rechten bietet, hat es wirklich nicht nur für ſich ſelbſt ſauer, ſondern er macht mit ſeinen ſo ſchwer in die Praxis einzuführenden Grundſätzen auch Andern, ſo wie die Menſchen einmal ſind, das Leben nicht leicht, und er verbeſſert damit ſogar die böſe Welt ſelbſt nicht. Denn dieſe, wenn ihr Langmuth und Geduld entgegengeſetzt wird, freigert nur noch ihren Uebermuth und ſchlägt um ſo lieber darauf los. Oft iſt es viel zweckmäßiger nicht nur, ſondern auch geradezu für das Ganze viel heilſamer, wenn man, ſtatt den Backen hinzureichen, es noch tüchtiger, als man's empfangen hat, zurück gibt.

Wir hatten hier an unſerem kleinen Badeorte kürzlich einen recht handgreiflichen Beleg dazu. Ein paar junge brauſeköpfige Leute hatten Vorübergehende ſchon mehrmals mit Waſſer beſpritzt, mit Beeren oder Steinchen geworfen und auf mancherlei Weiſe geneckt und geärgert. Einige hatten es aus Höflichkeit geduldet; Andere hatten mit aller Artigkeit einige freundliche Vorſtellungen gemacht; es hatte aber nichts geholfen. Die jungen Leute blieben bei ihrem übermüthigen und verletzenden Betragen und gaben Jedem Urſache zu Aergerniß.

Endlich trafen ſie einmal auf einen verkehrten Chriſten; es war ein etwas empfindlicher Militär. Als ſie auch bei ihm ihre Neckereien verſuchten, erhob dieſer die Reitpeitſche, ließ ſie ein paarmal ihnen zu Häupten kreiſen, packte ſie beim Kragen, redete ſie fluchend und donnernd an und ſagte, er wolle ſie diesmal noch laufen laſſen, thäten ſie es aber wieder, ſo ſollte die Peitſche ihnen kreuz und quer auf die Backen fliegen, ſo wahr er ſo und ſo heiße.

Dieß war vielleicht gar nicht chriſtlich, aber es wirkte wundervoll. Die Geſellſchaft hatte hinfüro Ruhe. Der Friede wurde hergeſtellt, der Skandal und Aerger hörte auf. Und auch für die jungen Leute ſelbſt war es viel beſſer, denn ſie bekamen einen ſehr heilſamen Schreck, bekehrten ſich, benahmen ſich hinterdrein ganz ſtill und wurden beſcheiden.

Der Stachelpanzer des Griesgrams.

Der griesgrämige und menſchenfeindliche Egoiſt verſieht ſich wie der Igel gegen alle Welt mit Stacheln und aufgepflanzten Spießen, um innerhalb dieſes Zaunes recht ungeſtört zu exiſtiren. Aber ich denke mir, daß auch für den Igel ſelbſt ſein Stachelpanzer viel Unbequemes haben muß. Er bewegt ſich mit ihm nur höchſt langſam und bleibt damit auf ſeinem Wege ſtecken, indem es dabei zu allerlei Colliſionen und Verhäkelungen kommt, die ohne die Stacheln ganz ausgeblieben wären. Da auch die harten Stacheln mit

Digitized by Google

dem andern Ende doch wieder in dem weichen Fleiſche ſtecken, ſo muß jeder Stich nach außen zugleich einen ſchmerzhaften Rückſtoß nach innen bewirken. Und ſo unterwirft der feindſelige Griesgram bei ſeinem Verfahren nicht nur ſeine Umgebung, ſondern auch ſich ſelber vielen Leiden und Schmerzen. Da wäre es denn doch viel politiſcher, ſtatt dem Igel lieber der Schlange nachzuahmen und, wie ſie, ſich eine glatte Haut anzuſchaffen. Man berührte dann nicht nur die Andern ſanft und leiſe, ſondern empfände auch ſelbſt dieſe Berührungen wie Sammt.

Correſpondenz-Nachrichten.

Aus Mittelfranken, November.

Ein Spaziergang in Ansbach.

Noch vor zehn Jahren war die ehemalige markgräfliche Reſidenz Ansbach trotz ihrer 12,000 Einwohner eine iſolirt liegende Landſtadt. Heute iſt eine Maſche des deutſchen Eiſenbahnnetzes auch um dieſe Stadt geſchlungen und der Verkehr daher reger geworden. Hält der Reiſende nach langer ſchneller Fahrt einen Tag lang in Ansbach Rube, ſo wird ihm dort, außer der Wohlfeilheit in den von der neueſten Kultur noch unbeleckten Gaſthäuſern, auch der Schloßgarten gefallen. Nicht daß derſelbe nach einem beſonders kunſtreichen Plane angelegt, oder voll ſeltener Bäume und anderer Gewächſe wäre, allein er hat tief ſchattige Lindenalleen, heimliche Ruhebänke und einige Monumente, die poeſie- und erinnerungsreich genannt werden dürfen.

Als dieſe Linden gepflanzt wurden, mag hier die liebenswürdige Markgräfin Caroline gewandelt und vielleicht über die ausgeſchlagene Kaiſerkrone, die ihr Haupt hätte ſchmücken können, nachgedacht haben. Kaiſer Karl VI. hatte ſich um die Hand Carolinens von Ansbach, Tochter des Markgrafen Johann Friedrich, unter der Bedingung beworben, daß ſie als ſeine Gemahlin zum Katholicismus übertrete. Carolinen von Ansbach ſchien dieſer Preis ſelbſt für eine Kaiſerkrone zu hoch und ſie weigerte ſich ihn zu geben. Eliſabeth von Braunſchweig hat dieſen Preis hierauf bezahlt, jedoch nicht ohne manche innere Beängſtigung, und ihrem genialen Enkelſohn Joſeph II. ſcheint noch ein gut Stück Proteſtantismus von dieſer proteſtantiſch erzogenen Großmutter in Kopf und Herzen ſtecken geblieben zu ſeyn. Wird Caroline von Ansbach nun einſam ihr Leben im Ansbacher Schloſſe und Schloßgarten hinbringen? — Warum nicht? Eine Jungfrau, die eines Gewiſſensſcrupels wegen eine Kaiſerkrone ausſchlägt, wird in ſich ſelbſt feſt gegründet, ruhigen Schrittes und zufriedenen Gemüthes wohl auch einſam ihre Lebensbahn zurücklegen können. Doch Carolinen ward ein wohlverdienter Erſatz. Der Kronprinz von England erkor ſie ſich nachmals zur Gemahlin, und Caroline von Ansbach hat zehn Jahre lang von 1727 bis 1737 den königlichen Thron von Großbritannien, Irland und Hannover mit Georg II., dem edelſten Mann in England, wie ihn die Engländer nannten, getheilt.

Dieſe Caroline von Ansbach iſt indeß die einzige poetiſche und anziehende Perſönlichkeit des markgräflich ansbachiſchen Hauſes. Wohl hat unter dieſen Bäumen auch der letzte Markgraf von Ansbach, Carl Alexander mit der excentriſchen und geiſtreichen Tochter des engliſchen gräflichen Hauſes Berkeley geluſtwandelt, allein dieſes Verhältniß des Markgrafen mit der geſchiedenen Lady Eliſabeth Craven hatte wenig Poetiſches. Ihretwegen hat dieſer Markgraf im Jahre 1791 ſein Land an ſeinen Lehenserben, König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, abgetreten und iſt der Lady nach England gefolgt. Auf Schloß Brandenburg bei Hammerſmith in England ſtarb dieſer letzte Hohenzollern fränkiſchen Stammes. Sein Andenken iſt im Ansbacher Land kein geſegnetes geblieben. „Er war ein barbariſcher Herr,“ heißt es noch, „er ließ Jagdfrevler auf Hirſche binden und in den dickſten Wald mit Hunden jagen; er hat die jungen Burſche über's Meer verkauft, keiner iſt mehr wiedergekommen.“ Von dieſem Sündengelde für verkaufte Unterthanen lebte der Markgraf herrlich und in Freuden. Er hatte ſein Verſailles, ein Jagdſchloß in Debendorf, vier Stunden nördlich von Ansbach;

Digitized by Google

dort wurden große wüſte Gelage gehalten, dort gab es eine Eremitage, dort wurde in einem eigens dazu angelegten Theaterraum im Freien Comödie gespielt. Ich habe noch von alten Leuten von den dortigen prächtigen Aufzügen des Markgrafen erzählen hören. Er kam ſechsſpännig mit Läufern und Heiduken und mit großem Gefolge an. In der Hofküche, einem eigenen Hauſe, wimmelte es von Köchen und Bedienten. Dieſe Köche warfen manchmal den bettelnden Dorfleuten ein Stück rohes Fleiſch auf die Gaſſe hinaus, zwei Pfund ſchwer. Ich ſelbſt erinnere mich noch das Portrait des Markgrafen im Debrendorfer Schloſſe geſehen zu haben: ein ſchöner junger Mann im Jagdanzuge, den Plan des Schloſſes in der Hand haltend. Stirne, Augen und Naſe trugen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Geſichtszügen ſeines Oheims Friedrichs des Großen. Die Geſtalt und Haltung waren edel und elegant, der Ausdruck des Geſichts offen, freundlich. Ein liebverſprechender junger Prinz ganz augenſcheinlich, wie es manchmal junge Prinzen ſind, allein ſein ſpäteres Leben hat dieſes Verſprechen Lügen geſtraft. Nach ſeiner Uebergabe des Fürſtenthums an Preußen ward der Freiherr von Hardenberg, nachmaliger Staatskanzler, dirigirender Miniſter in Ansbach und nahm dort die Huldigung im Namen des Königs an. Die Verletzung des Ansbacher Gebiets durch franzöſiſche Truppen gab Preußen im Jahre 1806 die Veranlaſſung zu einer Kriegserklärung gegen Napoleon. Im ſelben Jahre wurde das Fürſtenthum Ansbach gegen Berg an Bayern abgetreten, und ſeit jener Zeit leben die Ansbacher geruhig, wenn auch nicht unter ihrem Weinſtock und Feigenbaum, ſo doch unter ihrem Hopfenſtock und Apfelbaum. Auch unter Hardenberg wurden noch wilde Orgien im Ansbacher und beſonders im Debrendorfer Schloſſe gefeiert. „Der Hardenberg," heißt es noch, „gab es ganz ſo großartig, wie der Markgraf." Jahre lang war hierauf das Debrendorfer Schloß um einen Spottpreis käuflich; Niemand wollte es. Gegenwärtig hat es der Metzger und Wirth eines benachbarten Dorfes auf Spekulation gekauft, läßt es abbrechen und aus den ſchön behauenen Quaderſteinen werden jetzt Tagelöhnerwohnungen und Viehſtälle gebaut. Ein Fluch ruht auf manchen Schlöſſern. Als Curioſum kann noch angeführt werden, daß jetzt in der Kirche des nahen alten Kadolzburg als Schmuck des Gotteshauſes zwei Kronleuchter aus dem Debrendorfer Schloſſe hängen, die wohl einſt ganz andere Scenen als eine andächtige Kirchengemeinde und deren Prediger beleuchtet haben mögen.

Doch weg von dieſen Bildern! hin zu dem Denkmal eines poetiſchen Stilllebens im Ansbacher Schloßgarten! Von Fliederbüſchen und Akazien umgeben ſteht hier das Bruſtbild des Dichters Johann Peter Uz, welcher 1720 in Ansbach geboren wurde und auch daſelbſt im 76ſten Lebensjahre ſtarb. Die Inſchrift auf dem Denkmale ſagt: „Dem Weiſen, dem Dichter, dem edlen Menſchenfreunde gewidmet." Die weichen freundlichen Geſichtszüge des Dichters zeigen, daß ihm „die Kunſt immer fröhlich zu ſeyn," welche er beſang, auch wohl ſelbſt eigen war. Uz hat den Anakreon und den Horaz mit ſeinen Freunden Götz, Jungheim und Hirſch überſetzt und herausgegeben, und ſeine lyriſchen Gedichte, beſonders ſeine Theodicee, nach den Grundſätzen der Leibnitz-Wolfiſchen Philoſophie verfaßt, zeichnen ſich durch Correctheit, Schwung und Gehalt aus und werden immer ihren Werth behalten. Uz gab auch die hinterlaſſenen Werke eines jüngeren Freundes und eines gleichfalls in Ansbach geborenen und geſtorbenen Dichters heraus. Johann Friedrich Freiherr von Cronegk ſtarb im 27ſten Lebensjahre 1758 in Ansbach; ein hochfliegendes edles Jünglings- und Dichtergemüth. Dem Trauerſpiele Codrus von Cronegk wurde der von Nicolai in Berlin für die beſte Tragödie ausgeſetzte Preis zuerkannt, aber die Nachricht von dem errungenen Siege erreichte den jungen Dichter nicht mehr; ſie traf erſt nach Cronegks raſchem Tode an den Blattern in Ansbach ein. Das iſt deutſches Dichterloos!

Das war auch dein Loos, Platen, dritter und größter der Ansbacher Dichter! Am Eingange in den Schloßgarten von der Stadtſeite her, vor dem markgräflichen Schloſſe ſteht Graf Auguſt von Platens ebenes Standbild, großartig künſtleriſch aufgefaßt: Platens Grab im fernen Syrakus verfällt indeß, wie uns jüngſt die Zeitungen meldeten. Platen ward 1796 in Ansbach geboren. Wir kennen ſeine Lebensgeſchichte, ſie hat etwas Tragiſches; wir kennen auch, wenn wir ihn lieben, ſeine Geſichtszüge. Sie haben etwas Ernſtes, Abgeſchloſſenes, beinahe etwas Hartes. Wie ganz anders ſind doch die Züge ſeines Landsmanns, ſeines Zeitgenoſſen und großen Geiſtesverwandten, Friedrich Rückert! Da ſagen uns gleich der tiefe ſchwärmeriſche Blick, das lockenbaar, die Stirn — ein Dichter! Das Unglück oder die Tragik des Lebens lag bei Platen zunächſt darin, in einer „böſen Zeit," wie er ſelbſt klagt, geboren zu ſeyn, und in dem dumpfen, ſchwülen, matten zweiten und dritten Jahrzehnt unſers Jahrhunderts mit ſeiner Kunſtbegeiſterung allein geſtanden zu haben. Wie glücklich würde ſich Platen entfalten haben, wäre ſeine Jugend mit der Schillers, Goethes und Jean Pauls zuſammen gefallen! Doch ihm hat man, wie er ſchmerzlich ſingt, höhnend „in's Geſicht gepredigt, deutſche Kunſt ſey längſt verſunken und umſonſt in ſeinem Buſen brenne dieſer heiße Funken." Bemerkenswerth iſt die Anerkennung und Bewunderung der Dichter der neuen und neueſten Zeit für Platen. Er wird von ihnen mit einer Schwärmerei und Begeiſterung beſungen, als wäre er nicht ein Mann, ein Graf und ein Dichter, ſondern ein ſchönes, ſeltenes, unglückliches Weib. — Aber das ſind alles nur Kränze auf ſein Grab; während ſeines Lebens wurde ihm ſelten einer gereicht.

Die erſte Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hat uns drei Dichter aus gräflichem Geſchlechte gegeben, die Grafen Platen, Auersperg und Strachwitz. Unter dieſen drei Edelſteinen hat Platen die ſchönſte antike Faſſung. Glücklicherweiſe ſtört uns bei Keinem derſelben „der Graf."

Digitized by Google

wie Strachwitz zwar einmal fürchtet, indem er ſagt, bei ſeinen Gedichten werde wohl manchem der „Graf“ zu ſchwer verdaulich ſeyn.

Nach dem Vorſtehenden ſcheint es mir faſt, als ſey die Ansbacher Gegend ein beſonders für Dichter fruchtbarer Boden. „Man weiſe mir eine zweite deutſche Stadt von 12,000 Einwohnern nach,“ rief ich einſt in mittelfränkiſchem Stolze, „in welcher im Laufe von kaum achtzig Jahren drei Sterne, darunter einer erſter und zwei zweiter Größe, am Himmel der Poeſie aufs Licht getreten ſind! — Zu den Ansbacher Dichtern mag man überdieß in dieſem Jahrhundert noch den Dichter hübſcher Kinderlieder, Friedrich Güll, zählen, der 1812 dort geboren iſt, ferner Oskar von Redwitz, der nur eines guten Spaziergangs Länge davon entfernt, im Flecken Lichtenau auf die Welt kam.

Mit ſolch ſtolzen Gedanken kann man im Ansbacher Schloßgarten umherwandeln. Doch hier, ziemlich verſteckt, iſt ja wieder ein Denkmal, ein einfaches Sandſteinmonument. Wieder ein Dichter? Nein, nur ein Stoff für einen Dichter. Hier hat der letzte Akt einer Lebenstragödie geſpielt. „Hic occultus ab occulto occisus est,“ ſteht auf dem Stein. An dieſer Stelle wurde Caspar Hauſer am 10. December 1833 ermordet gefunden. Der Anblick dieſes Steins beklemmt uns ſchmerzlich die Bruſt. Wir möchten dieſen Fleck Erde um ſein Geheimniß befragen, allein das Schilf des Onolzbaches flüſtert es uns nicht zu, und das Rauſchen der Baumwipfel verſtehen wir nicht mehr. Im Glauben des Volkes hängt die Ermordung des berühmten Rechtsgelehrten Feuerbach aus Ansbach, die auf einer Reiſe deſſelben nach Frankfurt ſtattfand, mit Caspar Hauſer zuſammen. Man ſagt, der große Juriſt ſey den Familienverhältniſſen Caspar Hauſers auf der Spur geweſen, und habe deßhalb auch auf ewig ſtumm gemacht werden müſſen. — Wir verlaſſen den Schloßgarten, in dem wir uns nun plötzlich wie beengt fühlen, und gelangen alsbald an deſſen nördlichen Ausgang. Am Ende der Schloßvorſtadt, links an der Nürnberger Straße, liegt ein Schlößchen, von ſchönen Anlagen umgeben, auf einer Anhöhe. Auch dieſer Landſitz erinnert an einen geiſtreichen Mann, der die längſte Zeit ſeines Lebens in Ansbach zugebracht hat. Es iſt dieß der Hitter von Lang, der Verfaſſer der Hammelburger Reiſen und der verdienſtvolle bayeriſche Geſchichtsforſcher. Dieſer originell ſchreitende Mann führte auch ein originelles Leben und der Anekdoten über ihn ſind noch viele in der heutigen Generation der Ansbacher im Umlauf. So kleidete er ſich z. B., wie die Leute hier ſagen, nicht „ſtandesgemäß,“ ſondern gleich ſeiner äußern Erſcheinung nach eher einem Handwerksburſchen, als einem Geheimenrathe. Mit dem Ränzel auf dem Rücken machte er ſeine Reiſen nach Nürnberg, Erlangen ꝛc. zu Fuß und ſetzte ſich bei der Einkehr in den Wirthshäuſern an der Landſtraße nie in die ſogenannte „Herrnſtube,“ ſondern zu den Fuhrleuten, Bauern und Handwerksburſchen in der Wirthsſtube. Dank ſeiner Kunſt, den ächten mittelfränkiſchen Dialekt in höchſter Vollendung zu ſprechen und bis in ſeine geheimſten Nüancen zu verſtehen, konnte er ſich unerkannt in die Geſpräche der Landleute miſchen. Da mag er denn manches Stück wahrer Volksweisheit, ſchlagenden Mutterwitzes und geſunden Menſchenverſtandes erlauſcht haben, das ſonſt Geheimeräthen und Rittern ſelten zu Gehöre ſteht, und das in ſeinen Schriften ſo ergötzlich überraſcht. Der Ritter Lang hatte ein Verſtändniß und Herz für das Volk. In den zwanziger Jahren dieſes Jahrhunderts, als alle Bodenerzeugniſſe ſo niedrig im Preiſe ſtanden, und ſich die Landleute trotz allen Fleißes kaum auf ihren mit Steuern und Schulden belaſteten Anweſen fort zu bringen wußten, kam einſt auf dem Heimwege von Nürnberg nach Ansbach dem Herrn von Lang der Gedanke, eine öde Anhöhe vor den Thoren Ansbachs anpflanzen und ſich darauf ein Haus bauen zu laſſen, nur um den vielen arbeitſuchenden Händen einen Verdienſt zu verſchaffen. Lang ſteckte ſein ganzes Vermögen und Einkommen in dieſe menſchenfreundliche Unternehmung, und ſein Schlößchen heißt noch heute „der Heimweg,“ eben weil ihm auf dem Heimwege von Nürnberg einſt der Gedanke es zu bauen in den Sinn gekommen war. Hier ſtarb Lang im Jahr 1835, nur von ſeinem Diener und deſſen Familie bedient und gepflegt; denn der witzige Verfaſſer der „Hammelburger Reiſen“ iſt eben ſo wie die andern berühmten Ansbacher alle, von denen bisher die Rede war, als Junggeſelle geſtorben.

Die Ansbacher Gegend iſt wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt. In Ansbach iſt gegenwärtig der Sitz der Regierung für Mittelfranken, es hat ein proteſtantiſches Conſiſtorium, eine Garniſon von Chevauxlegers, ein Gymnaſium. Ich mag den Umweg nehmen ſo groß ich will, ich muß doch von den Ansbacher Dichtern noch auf die Ansbacher Ochſen in Kürze zu ſprechen kommen; denn berühmter und bekannter als ſeine Regierung, ſeine Garniſon und ſein Gymnaſium machen Ansbach ſeine Viehmärkte und Roßmeſſen. Nicht daß ich mich vermäße, dieſelben würdig zu ſchildern; dazu gehört der Griffel eines Hogarth und die Feder eines Lichtenberg, und es wundert mich, daß Genremaler und Literaten dieſe reiche Fundgrube von Motiven noch nicht ausgebeutet haben. Ich glaube Ehre einzulegen und Dank zu ernten, wenn ich Künſtlern den Beſuch der Ansbacher Roßmeſſe empfehle; die erſte findet am Montag in der letzten Woche des Januars ſtatt. Im vergangenen Jahre kaufte einer meiner Verwandten dort zwei junge Pferde. Er, ſo wie ſein Schmuſer (Unterhändler), denn dieſer iſt nothwendiger bei ſolchem Kauf, als das Pferd ſelbſt, waren noch drei Wochen darnach heiſer vom Bieten und Schreien, theils in der Schneeluft auf offener Straße, theils in den heißen Wirthsſtuben. Doch „ſchön war's“ trotz Hitze und Kälte! Die Ansbacher Ochſen genießen ſeit lange eines vorzüglichen Rufes, der ſich Dank dem neuen franzöſiſchen Zollvertrag und der Eiſenbahn noch immer weiter

Digitized by Google

ausbreiten wird. Die meiſten dieſer deutſchen Ochſen machen kurz vor ihrem Tode noch eine Reiſe über den Rhein, werden in Frankreich todtgeſchlagen und größtentheils in Paris an hohen Tafeln verſpeist. Ihr Fleiſch ſchmeckt weit beſſer als das der ungariſchen Ochſen.

Liebliches, fruchtbares Ansbacher Land, fleißige, anmuthige Ansbacher Landleute, euch betrachtend und beobachtend wünſcht man ſegnend, indem uns das Dampfroß wieder euern Fluren entführt:

Der Himmel erhalte dich, wackres Volk!
Er ſegne deine Saaten!
Bewahre dich vor Krieg und Ruhm,
Vor Helden und Heldenthaten!

Newyork, November.

Die Präſidentenwahl.

Einer der inhaltſchwerſten, verhängnißvollſten Tage, die in dem Leben einer Nation vorkommen können, iſt vorüber, der Tag der Präſidentenwahl, von deren Ausgang es dießmal abhing, ob dieſe große Republik in Zukunft wirklich noch dieſen Namen verdienen, ob der Geiſt des Fortſchritts, der Freiheit und Menſchlichkeit, oder der unerträglichſte Despotismus, ein Despotismus, der ſelbſt in den abſolutеſten Monarchien der alten Welt nicht ſeines Gleichen findet, der der Sklavenhalter, und mit ihm Barbarei, Unwiſſenheit und Rückſchritt das Land beherrſchen ſollten. Auf der einen Seite war Lincoln, auf der andern M'Clellan das Loſungswort, beide Candidaten Männer von mittelmäßigen Gaben, von denen keiner jemals durch ſeine eigenen Talente eine weltgeſchichtliche Bedeutung erlangt hätte, und die nur durch den Lauf der Ereigniſſe zu Trägern der Prinzipien erhoben wurden, zwiſchen denen das Volk zu wählen hatte. Und das Volk hat gewählt und hat durch ſeine Wahl erklärt, daß es von einem Frieden, der nur durch Zugeſtändniſſe, Zerſtückelung der Union und Uebergabe der Macht in die Hände der Sklavenhalter und ihrer Verbündeten zu erreichen wäre, nichts wiſſen will, und daß es bereit iſt, den Krieg für die ganze Union mit Aufgebot aller ſeiner Kräfte, ſeines Blutes und ſeiner Schätze bis zur gänzlichen Unterdrückung der Rebellion fortzuſetzen. Seit Monroe, der alle Stimmen der Wähler mit Ausnahme einer einzigen für ſich hatte, iſt kein Präſident mit ſolcher Stimmenmehrheit gewählt worden als Lincoln, und ſomit hat auch ſeitdem kein Candidat eine ſo ſchimpfliche Niederlage erlitten als M'Clellan. Von ſieben und zwanzig Staaten hat er nur die Stimmen von dreien, zwei Sklavenſtaaten, Kentucki und Delaware, und einem einzigen freien Staat, New-Jerſey, erhalten. — Durch dieſen großen Sieg iſt auch die gänzliche Abſchaffung der Sklaverei faſt zur Gewißheit geworden, da durch das Ergebniß der Congreßwahlen, welche an demſelben Tage ſtattfanden, auch die zu einem ſolchen Beſchluß erforderliche Mehrzahl von zwei Dritttheilen geſichert iſt. Man erſtaunt in Wahrheit, wenn man einen Rückblick auf die letzten Jahre wirft, über die rieſigen Fortſchritte, den Umſchwung, welchen die Revolution im Denken und Fühlen des Volkes bewirkt hat. Vor vier Jahren noch wäre eine Partei, welche gewagt hätte, in ihrem Programm die Abſchaffung der Sklaverei zum Loſungswort zu machen, von derſelben Mehrheit, welche jetzt ihr überwältigendes Votum für dieſe Maßregel abgegeben hat, als halbwahnſinnige Phantaſten, Fanatiker und Demagogen verlacht worden; noch vor zwei Jahren ſchrieen die Maſſen Zeter und bekreuzten ſich, als die radikalen Fortſchrittsmänner und Gegner der Sklaverei auf die Bewaffnung der Neger drangen, und gegenwärtig haben wir über 200,000 farbige Soldaten im Felde.

Die Aufregung und Spannung vor der Wahl war beiſpiellos. Die öffentlichen Verſammlungen, die Thätigkeit der politiſchen Vereine und der Tagespreſſe, die Fackelzüge und die zahlloſen Flugſchriften, welche in Hunderttauſenden von Exemplaren unter dem Volke vertheilt wurden, begleiten freilich jede Präſidentenwahl; allein dießmal äußerte ſich in allen ſolchen Demonſtrationen ein Ernſt, eine Intenſität wie nie zuvor. Jeder fühlte, daß es ſich nicht nur um Parteiintereſſen, einträgliche Aemter und die Befriedigung perſönlichen Ehrgeizes handelte, daß das Leben und die Einheit der Nation auf dem Spiele ſtanden. Der größte Sieg, welchen das Heer hätte erringen können, ja die Einnahme von Richmond ſelbſt, würde in dieſem inhaltſchweren Augenblick nur als das Gewicht betrachtet worden ſeyn, um in der Wage den entſcheidenden Ausſchlag zu geben.

In demſelben Maße, wie auf der einen Seite die

Digitized by Google

Zuversicht auf den Sieg der Sache des Volkes wuchs, und alle Anzeichen einen günstigen Ausgang verhießen, steigerte sich auch die Wuth, die Bitterkeit und Bosheit der Friedensdemokraten, das heißt aller Rebellenfreunde, Negerhasser und Anhänger des Sklavereisystems. Sie wußten, daß die Erwählung M'Clellans die Karte war, auf die die Rebellen ihre letzte Hoffnung gesetzt, und daß durch deren Fehlschlagen auch für sie der letzte Schatten von Aussicht schwand, jemals wieder im Verein mit ihren südlichen Freunden zur Macht zu gelangen, und das Volk zur Genehmigung von Gesetzen zur Aufrechthaltung und Verstärkung der Sklavereimacht, zu verleiten. Wenn indessen je, so bestätigte sich dießmal der alte Spruch: „wen die Götter verderben wollen, den machen sie erst toll!“ Nicht zufrieden, eine Sache zu verfechten, welche mit dem Geist der Gerechtigkeit, Freiheit und Civilisation im grellsten Widerspruch steht und allen gebildeten Nationen ein Gräuel ist, schritten sie zu Mitteln, die selbst einer bessern Sache den Todesstoß versetzen müßten. Je mehr der Strom der öffentlichen Meinung gegen sie anwuchs, je mehr tobten und schrien sie, daß sie allein die Vertreter der Nation und ihrer Sache seyen, daß nur Betrug bei der Wahl ihnen den Sieg entreißen könne, daß sie in solchem Falle sich nicht unterwerfen, sondern für ihre Rechte kämpfen und die großen Städte im Norden in Brand stecken würden. Man kann sich denken, welche Empörung solche Drohungen bei einem Volke hervorrufen mußten, dessen ganzes Staatsleben auf dem Princip der Herrschaft der Mehrzahl beruht, welcher die Minderzahl sich unterwerfen muß. Die Folge war, daß Viele, die ihr ganzes Leben lang der demokratischen Partei angehangen hatten, sich losſagten und ihre Stimmen für Lincoln abgaben.

Drohungen waren übrigens noch der unschuldigste Theil der Nichtswürdigkeiten, deren diese sogenannte Demokratie sich schuldig gemacht hat. Eines schönen Tages, kurz vor der Wahl, kam der riesenhafteste Betrug an's Tageslicht, durch den man jemals den Sieg einer schlechten Sache zu erringen versucht hat. Bekanntlich ist jeder Bürger der Vereinigten Staaten constitutionsmäßig stimmfähig und kann sein Wahlrecht in jedem Staat üben, in dem er ein Jahr lang seinen Wohnort gehabt hat. Zeitweilige Abwesenheiten beeinträchtigen dieses Recht nicht, doch ist es nöthig, daß er persönlich am Stimmkasten erscheine, um sein Votum abzugeben. In Friedenszeiten war diese Einrichtung vollkommen zweckmäßig und billig, allein seit dem Ausbruch des Krieges erwies sie sich nicht mehr ausreichend, weil dadurch allen stimmfähigen Bürgern, die sich jetzt im Felde befinden, die Möglichkeit abgeschnitten war, ihr Wahlrecht zu üben. Man fand es ungerecht, daß zwischen denjenigen, welche vor allen andern ihre besten Kräfte dem Dienst des Landes weihen und gerade durch diesen Dienst verhindert sind, selbst am Stimmkasten zu erscheinen, und denen, welche etwa wegen Privatangelegenheiten, aus Trägheit oder des Wetters wegen wegbleiben, kein Unterschied gemacht werden sollte. In den meisten Staaten hat man deßhalb neuerdings eine Verfügung getroffen, durch die es den Soldaten gestattet ist, ihr Wahlrecht im Felde auszuüben. Die Behörden des Staates, sowie viele der politischen Verbindungen schicken ihre Agenten an die Plätze, wo sich die ihnen angehörigen Regimenter befinden und empfangen die Stimmen der Soldaten, welche dann mit denen aller übrigen Bürger zählen. Um jedem Betrug vorzubeugen, sind jedoch gewisse Förmlichkeiten vorgeschrieben. Eine beglaubigte, vor Zeugen ausgestellte Vollmacht ist erforderlich, welche noch dazu von dem commandirenden Offizier unterschrieben seyn muß. Plötzlich verbreitete sich nun die fast unglaubliche Kunde, daß die Agenten des Staates Newyork, die von Horatio Seymour, dem Gouverneur, abgeschickt waren, um die Stimmen der Newyorker Bürger in der Potomac-Armee in Empfang zu nehmen, in Baltimore und Washington wegen ungeheurer Fälschungen verhaftet worden seyen. Die Unionisten waren bestürzt, die Demokraten wollten nicht glauben und erklärten den ganzen Handel für einen Kunstgriff der Administration, um politisches Kapital damit zu machen; allein Enthüllung folgte auf Enthüllung und die Agenten wurden vor ein Kriegsgericht gestellt; mehrere von ihnen legten sogleich ein volles Bekenntniß ab und die schamloseste Fälschung, im ungeheuersten Maßstab verübt, kam an's Tageslicht. In den meisten Fällen war die Vollmacht im Namen eines Soldaten ausgestellt, der längst in der Schlacht gefallen oder im Hospital gestorben war, und mit den Namen von Offizieren und Zeugen unterschrieben, die gar nicht existirten: in andern, wo die Soldaten wirklich ihr Votum abgegeben hatten, waren die Stimmzettel aus dem Couvert genommen und andere dafür hineingelegt worden. Nach dem eigenen Geständniß der Agenten waren diese falschen Documente listenweise angefertigt worden, und wie sich von selbst verſteht, waren alle zu Gunsten der demokratischen Partei verfälscht. Noch andere erbauliche Kunststücke kamen bei dieser Gelegenheit an's Licht, die schon bei früheren Wahlen angewendet worden waren. Eines davon hieß in der Kunstsprache: the marrow-fat ticket. Mehrere Wahlzettel wurden nämlich mit einer fettigen Substanz aneinander geklebt, so daß sie wie ein einziger aussahen, sich aber im Augenblick, wo sie durch die enge Oeffnung des Stimmkastens geschoben wurden, von einander lösten, und so die demokratischen Stimmen in's Unberechenbare vermehrten halfen.

Es ist klar, da man wußte, daß der Staat Newyork nicht rechtmäßig für M'Clellan stimmen würde, so sollte er durch Betrug gewonnen werden. Unter den Agenten befanden sich mehrere ehemalige Advokaten, Leute, die folglich mit voller Kenntniß des Verbrechens und der Folgen handelten, denen sie sich im Fall der Entdeckung aussetzten. Es springt in die Augen, daß sie nur die Werkzeuge höherer, einflußreicher Anstifter sind; denn es ist ja doch unglaublich, daß erfahrene, zurechnungsfähige Männer sich auf eigene Gefahr, und ohne irgend eine Aussicht auf Gewinn oder Belohnung, selbst falls der Betrug gelungen wäre,

Digitized by Google

bloß aus Parteisucht eines so schweren Verbrechens schuldig machen sollten. Um indessen jeden Zweifel zu beseitigen, fand man bei den Verbrechern Briefe von einflußreichen, hochgestellten demokratischen Parteihäuptern, oder an diese gerichtet, welche ihre Mitschuld unwiderleglich beweisen. Indessen zweifelt wohl kein Mensch aufrichtig, daß der eigentliche Hauptanstifter kein anderer war als Horatio Seymour, der Gouverneur von Newyork, der auch den schrecklichen Aufstand im Juli vorigen Jahres ansachte, von Anfang an ein eifriger Freund der Rebellen und folglich auch M'Clellan war, und obendrein ebenfalls darauf hinarbeitete, seine Wiedererwählung zum Gouverneur zu sichern. Ob es gelingen wird, seine Schuld zu beweisen, muß sich im Verlauf der Untersuchung zeigen. Einstweilen hat er Commissäre nach Washington geschickt, die die verzweifeltsten Anstrengungen machten, die Freilassung des einen der Angeklagten, eines Obersten North zu bewirken, und als dieß fehlschlug, es wenigstens dahin zu bringen wußten, daß die Untersuchung bis nach der Wahl verschoben wurde. Die beiden zuerst verhafteten Agenten, deren Schuld klar und erwiesen ist, sind von dem Kriegsgericht zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt worden, eine Strafe, die, so schwer sie auch ist, doch nicht unverdient genannt werden kann, und man muß nur bedauern, daß dieselbe wahrscheinlich bloß die Werkzeuge treffen wird, die eigentlichen Hauptverbrecher jedoch schwerlich zu erreichen seyn werden.

Gleichzeitig mit dieser Entdeckung wurden andere hinsichtlich der Verschwörung in Indiana gemacht, deren ich schon in meinem letzten Briefe erwähnte. Einer der verhafteten Verschwörer wurde auf einmal Staatszeuge, und gab die erstaunlichsten Aufschlüsse, durch welche die ganze Größe und Verzweigung des demokratischen Complots zum Umsturz der bestehenden Regierung ans Tageslicht kam. Man hatte in Wahrheit Thatsachen genug, um über die Absichten der demokratischen Partei im Klaren zu seyn, allein zu dem, was man schon wußte, gesellten sich noch Befürchtungen wegen dessen, was man nicht wußte. Jene Drohungen wurden mit dunkeln Gerüchten eines Einfalls der Rebellen von Canada aus in Verbindung gebracht, welche um so wahrscheinlicher waren, als dergleichen schon mehrmals versucht worden ist.

Es war daher nicht zu verwundern, daß außer der von der Wahl unzertrennlichen Aufregung eine bange Schwüle herrschte und viele sich den ernstlichsten Besorgnissen hingaben. Manche prophezeiten eine Wiederkehr der blutigen Scenen vom Juli vorigen Jahres, und nur wenige in Newyork sahen dem Wahltag ganz ruhig entgegen. Man kann auch nicht wissen, was sich vielleicht ereignet haben möchte, hätte die Regierung nicht dem General Butler das Commando über alle in der Stadt stationirten Truppen übertragen. Das war der rechte Mann am rechten Platze. Obgleich früher selbst ein eifriger, eingefleischter Demokrat, ist er seit dem Ausbruch des Krieges einer der thätigsten und kräftigsten Anhänger und eine wahre Stütze der Regierung, der größte Schrecken der Rebellen, denen er sich besonders durch seine Verwaltung als Militärgouverneur von Louisiana furchtbar und verhaßt gemacht hat, während er sich zu gleicher Zeit die Anerkennung aller loyalen Bürger erwarb. Seine Anwesenheit gab auf einmal den Aengstlichsten die Zuversicht wieder. Es war als hätte man einen zuverlässigen, wachsamen Bulldog im Hause, der ordentlichen Leuten ein Freund und Schützer, das Entsetzen und der unverschönliche Feind der Diebe und Einbrecher ist.

An keinem Tag im ganzen Jahre war Newyork so ruhig und sicher gewesen als am Wahltag. Es war ein trüber, regneriger und nebliger Tag, an dem niemand sich ohne Noth im Freien aufhält; die Straßen waren ungewöhnlich still und menschenleer, und nur die langen Reihen von Leuten, welche die Polls umgaben, die kleinen, daneben errichteten Buden, in welchen die Wahlzettel ausgegeben wurden, verriethen die Bedeutung des Tages. Aber auch hier herrschte die tiefste Ruhe. Mann an Mann standen die Wähler hinter einander, viele mit Zeitungen in der Hand, und warteten geduldig im Regen, bis die Reihe an sie kam.* Am Abend drannen ein paar leere Fässer, welche regelmäßig von der Straßenjugend zur Feier des Tages angesteckt wurden, doch selbst um diese herum hörte man nicht die sonst bei solcher Gelegenheit üblichen geräuschvollen Ausbrüche der Freude. Einen ganz andern Anblick gewährten freilich die Versammlungsorte der politischen Vereine, wo natürlich die größte Aufregung herrschte. Hier befanden sich die Anführer der Parteien, die Mitglieder der Vereine, umgeben von einer dichten Masse ihrer Anhänger, und empfingen die Berichte, welche aus den verschiedenen Bezirken der Stadt und aus dem Staat einliefen, und je nachdem sie den Wünschen der Versammlung entsprachen, oder zuwiderliefen, entweder mit stürmischem Jubel oder mit Zischen und Scharren begrüßt wurden. In der Stadt Newyork, wo die schlimmsten Elemente aller Nationen sich zusammenfinden, hatte diesmal, wie noch bei jeder Wahl, die Demokratie das Uebergewicht, so daß sie eine Mehrheit von 36,000 Stimmen beanspruchen kann, von denen jedoch ein großer Theil nur durch Betrug erlangt worden ist, dem bei der Unmöglichkeit einer strengen Beaufsichtigung ein unermeßliches Feld geöffnet ist. Indessen wurde diese Mehrzahl durch die glänzenden Siege, welche die Unionspartei in den übrigen Theilen des Staates errungen hat, bald in eine Minderzahl verwandelt. Lincoln wäre zwar wiedererwählt worden, selbst wenn der Staat Newyork gegen ihn gestimmt hätte, aber durch den republikanischen Sieg sind auch Horatio Seymour und alle

* In Springfield, in Massachusetts, kam sogar ein alter Mann von 106 Jahren, von seinem achtzigjährigen Sohn begleitet, an den Stimmkasten, um sein Votum für Lincoln abzugeben. Er ist einer der wenigen Lebenden, die noch Washington erwählen halfen, und hatte seitdem bei jeder Präsidentenwahl mitgestimmt.

Digitized by Google

seine Spießgesellen gestürzt, die in den letzten Jahren so viel Unheil veranlaßt haben.

Jetzt, da das Volk sich trotz aller Drohungen und Einschüchterungsversuche so kräftig ausgesprochen hat, sind die Demokraten auf einmal auffallend ruhig geworden, als fingen sie endlich an zu begreifen, daß der Strom der Ereignisse und der Geist des Jahrhunderts sich nicht durch Verschwörungen oder Intriguen und Fälschungen zurückdämmen lassen. Eines der giftigsten demokratischen Blätter, das Journal of Commerce, hat seinen Lesern angekündigt, daß es sich nach diesem Ausgang nicht mehr mit Politik befassen, sondern seine Spalten ausschließlich den Interessen des Handels, der Besprechung der Literatur und Kunst und anderer harmloser Gegenstände widmen werde. Das sieht fast einem verzweifelten Aufgeben der Sache ähnlich; wer aber die Zähigkeit, Beharrlichkeit und Frechheit des amerikanischen Politikers aus Erfahrung kennt, kann sich nicht so leicht überzeugen, daß diese Resignation aufrichtig sey und die anscheinend todte Kupferschlange nicht noch einmal ihr Gift in einem letzten Biß ausgießen werde.

Man ist neugierig, welche Stellung M'Clellan nach seiner Niederlage einnehmen wird. Sobald Fremont in Cleveland zum Candidaten ernannt war, gab er seine Stelle in der Armee auf, weil er es unter seiner Würde hielt, länger im Dienst einer Regierung zu stehen, die er vielfach anzugreifen veranlaßt war, und die ihn gestissentlich in Unthätigkeit gehalten hatte. M'Clellan, ebenfalls schon zwei Jahre außer Thätigkeit, zog während der ganzen Zeit, selbst nachdem er zum Candidaten ernannt war, seinen vollen Gehalt von 6000 Dollars jährlich, und hat erst vor wenig Tagen seinen Abschied genommen.

Das höchste Lob gebührt den Deutschen wegen ihres Verhaltens während des Wahlkampfes. Ihnen hat man zum großen Theil die glänzenden, überwältigenden Mehrheiten in Ohio, Missouri und Wisconsin zu verdanken. Im Ganzen waren die radikalen gebildeten Deutschen der Wiedererwählung Lincolns abgeneigt, und so lang noch Hoffnung war, daß etwa Fremont oder irgend ein anderer fähiger radikaler Mann in Chicago zum Candidaten ernannt werden könnte, wollten sie sich nicht an dem Wahlkampf betheiligen; aber sobald es entschieden war, daß man nur zwischen Lincoln und M'Clellan zu wählen hatte, arbeiteten sie mit aller Kraft und Einmüthigkeit. Viele politischen Vereine hatten sich unter ihnen gebildet, welche Versammlungen veranstalteten, in denen manche der besten Reden des Wahlkampfes gehalten wurden. Vor allen andern zeichnete sich wieder Carl Schurz aus, welchem nach dem eigenen Geständniß der Amerikaner kein anderer Redner im ganzen Lande in der hinreißenden Gewalt seines Vortrags, an Tiefe der Gedanken und klarer philosophischer Auffassung der Zustände gleich kommt. Die Reden, welche er während der letzten Wochen an verschiedenen Orten hielt, haben einen bleibenden Werth und eröffnen dem Zuhörer oder Leser einen so tiefen Einblick in das Wesen und Treiben der sogenannten Friedensdemokraten, sprengen ihre falschen Argumente und Versprechungen so wirksam in die Luft, und sind zu gleicher Zeit so vollendet in Form und Ausdruck im Englischen wie im Deutschen, daß sie mit den Werken der ersten amerikanischen Staatsmänner aufbewahrt zu werden verdienen. Wenige Tage vor der Wahl sprach Schurz vor einer deutschen Massenversammlung. Der große Saal des Cooper Institute war überfüllt, selbst die Vorhallen waren gedrängt voll, und der glänzend erleuchtete Raum bot wirklich einen überraschend schönen Anblick. An allen Pfeilern, wie über der Rednerbühne prangte die dreifarbige Nationalfahne, und statt des sonst üblichen Pultes waren Kanonenkugeln aufgehäuft, die ebenfalls mit der Fahne bedeckt waren. Schurz sprach glänzend schön und wurde von dem Publikum, das großentheils dem Arbeiterstande anzugehören schien, mit einer Aufmerksamkeit und einer Begeisterung angehört, die einen erfreulichen Beweis für die rege Theilnahme liefert, welche der Deutsche den Zuständen seiner neuen Heimath widmet. Es ist nicht zu leugnen, daß es besonders in den größeren Städten auch Deutsche genug gibt, welche aus Dummheit, Unwissenheit oder unwohnender Gemeinheit der demokratischen Partei anhängen; manche der reichen Kaufleute gehören in diese Kategorie, aber mit Befriedigung kann man es aussprechen, daß nicht ein einziger Deutscher, der sich entweder hier oder daheim jemals durch Geist, Talent und Wissen hervorgethan hat, sich unter sie verirrt hat, und daß alle irgend hervorragenden Männer, die wahren Repräsentanten deutschen Geistes, deutscher Bildung in Amerika ohne Ausnahme thätigen Antheil an dem Kampfe für die Sache der Freiheit, der Menschlichkeit, der Civilisation und des Fortschritts nehmen.

Digitized by Google

Von der Nahe, im Herbst 1864.

(Schluß.)

Das Nahethal. — Oberstein.

Gar wunderbar war es zu sehen, wie die wogenden Nebelschichten und grauen Wolkenschleier sachte an dem dunkeln Steinkolosse hinaufwebten und ihn dann und wann in halber Höhe theilten, so daß es schien, als ruhe da oben auf den Wolken ein gewaltiger Fels, auf welchem Bewohner höherer Regionen eine unnahbare Feste gegründet. Wenn dann aber der frische Morgenhauch das imaginäre Fundament der Wolkenburg verwehte, und ein Sonnenstrahl die ganze Felswand vom Fuß bis zum Scheitel beleuchtete, da erschien diese doppelt imposant und majestätisch, und das Unternehmen der Menschen, die auf ihr eine Burg errichtet, doppelt kühn und staunenswerth.

Sehr bald hatte die Sonne über die Morgennebel gesiegt und wir verließen unser Belvedere, um die Stadt zu durchstreifen, die Felsenkirche zu betrachten, die Ruinen zu besteigen und eine der Achatschleifereien zu besuchen, an denen Oberstein und mehr noch das benachbarte Städtchen Idar reich sind. Mit Ausnahme der ziemlich breiten Hauptstraße an der Nahe, laufen alle Gassen und Gäßchen bergan oder auf den Abhängen der Höhen hin. Der ganze Ort steigt zu beiden Seiten des Flusses amphitheatralisch empor, doch herrscht dabei mitunter eine Regellosigkeit, welche einzelnen Theilen der Stadt einen höchst eigenthümlichen Charakter verleiht. Hier ist ein Haus hart an der Felswand erbaut, und dort steht ein anderes auf einem jähen Vorsprunge des Berges, zu welchem man nur auf zehn bis zwölf in den Reinigen Boden gebauenen Stufen gelangen kann; hier liegen zwei bis drei kleinere Häuschen nebeneinander auf dem Abhange, deren Gärten man ebenfalls förmlich erklettern muß, und dort scheint ein Hüttchen fast auf den Dächern zweier größeren Gebäude zu stehen, so tief sind diese in eine Art von Felsenmühle hineingerückt. Die Obersteinerinnen müssen wohl eine besondere Liebhaberei für Blumen hegen, denn selbst bei dem kleinsten Hüttchen blühten auf einer oft nur wenige Fuß breiten Terrasse ein paar Sträucher oder Blumen, und wo auch dieser winzige Gartenraum fehlte, da waren die Fensterbänke mit Blumentöpfen besetzt.

Am eigenthümlichsten sind die Häuser neben dem zur Felsenkirche führenden Wege gruppirt. Auf einer Treppe von fünfzig Stufen und auf einem mitunter sehr steilen Pfade, der an der Felswand hinläuft, steigt man zu dem altersgrauen Gotteshause empor, vor welchem sich eine kleine Terrasse mit einem Blumengärtchen und einer Linde befindet, welches jedoch selber so tief in der durch Menschenhand ausgehöhlten Nische steht, daß dessen vordere Seite fast eine Linie mit der Felswand bildet. Ueber die Erbauung dieser Kirche, in deren Mitte merkwürdiger Weise eine klare Quelle hervorsprudelt, berichtet die Sage in der Kürze Folgendes. Auf der Burg Oberstein, die jetzt als Ruine auf dem Gipfel des schroffen Gesteins liegt, wohnten im elften Jahrhundert zwei Brüder, Wyrich und Emich geheißen, die beide heimlich Bertha von Lichtenberg, die Tochter eines benachbarten Burgherrn, liebten. Diese bevorzugte den jüngeren Bruder und verlobte sich mit ihm. Als der ältere Kunde davon erhielt, gerieth er in eine wilde Wuth, packte den Bruder und stieß ihn von der Burg in die Tiefe hinab. Kaum aber hatte er die grausige That vollbracht, als ihn die schrecklichste Verzweiflung ergriff. Er irrte lange ruhelos in den Wäldern umher und ging endlich in ein Kloster bei Mainz. Als er aber vernahm, daß Bertha vor Gram gestorben sey, zog er mit Gottfried von Bouillon nach Palästina und half Jerusalem erobern. Doch auch dort folterten ihn unablässig die furchtbarsten Gewissensqualen, und des Kampfes müde, kehrte er in die Heimath zurück. Der Abt des Klosters auf dem Disibodenberg legte ihm hier als Buße auf, eine Höhlung in die Felsenwand zu bauen und darin eine Kirche erbauen zu lassen, die des erschlagenen Bruders Gebeine aufnehme, dann werde seine Seele Frieden finden. Drei Jahre arbeitete der Brudermörder mit übermenschlicher Anstrengung, und im vierten Jahre ward der Bau des Gotteshauses begonnen und vollendet. Am Tage der Einweihung wurde die Asche Emichs in ein weites Grab inmitten der Kirche gesenkt; und als der Erzbischof von Trier dem Brudermörder ankündigte, daß ihm nunmehr vergeben sey, sank er mit freudig verklärtem Angesicht entseelt nieder. An Emichs Seite fand er den lange vergeblich gesuchten Frieden.

Die Aussicht von der Terrasse vor der Kirche ist nicht so imposant, da die gegenüberliegenden Berge auf dem rechten Naheufer bei weitem weniger wild und schroff sind, als die auf dem linken; dagegen wird der Blick unwillkürlich durch ein herrliches Bauwerk gefesselt, das sehr vortheilhaft gegen die dasselbe umgebenden Häuser absticht: es ist die neue Kirche mit ihrem in gothischem Styl

Digitized by Google

ausgeführten Thurme. Weiter nach rechts, auf dem Abhang des Berges, liegt der Bahnhof, und auf beiden Seiten des Flusses ziehen sich blühende Gärten und Fruchtfelder hin. Eine ähnliche, aber natürlicher Weise bedeutend umfassendere Aussicht bieten die beiden Ruinen auf dem Gipfel der beiden Felsen.

Im Hinabsteigen schlugen wir einen andern Weg ein, in der Hoffnung, auf diesem neue Fernsichten zu finden; allein derselbe war stellenweise so beschwerlich, daß wir mitunter einen salto mortale machen und hin und wieder über Gartenmauern und Zäune setzen mußten, um weiter zu kommen, und an eine Umschau nicht denken konnten. Diese Thalfahrt mit Hindernissen hatte jedoch das Gute, daß sie uns schließlich an einen Punkt brachte, von welchem unser nächstes Ziel, die Achatschleiferei, nur wenige Schritte entfernt war.

Da unter hundert Lesern dieser Blätter kaum einer die Einrichtung einer Achatschleiferei und die Bearbeitung des rohen Achats gesehen haben dürfte, so will ich eine kurze Schilderung einer solchen Werkstätte hier beifügen. Die Schleiferei, welche wir besuchten, war ein kleines, unansehnliches, niedriges Haus an einem Bach oder an einem Arm der Nahe, der ein mächtiges Schaufelrad trieb, dessen Welle vier an Größe verschiedene Schleifsteine im Innern des Gebäudes in Bewegung setzte. Die letzteren waren von rothem Sandstein; die zum Schleifen bestimmte Fläche bildete jedoch nicht eine gerade Linie, sondern war auf mannigfache Weise ausgekehlt, um den zu schleifenden Stücken alle möglichen Formen geben zu können. Alle Schleifsteine liefen in einer Art von hölzernem Rahmen, der auf dem Boden ruhte und sich etwa neun bis zwölf Zoll über diesen erhob. Vor jedem Stein stand ein eigenthümliches stuhlähnliches, niedriges hölzernes Gestell mit vier Beinen, von denen die vorderen etwas länger waren als die hinteren, und auf denen ein am vordern Ende stark ausgeschweiftes dickes Brett befestigt war, worauf des Schleifers Brust und Leib ruhten; die ausgeschweiften Stellen des Brettes gestatteten eine völlig freie Bewegung der Arme. Beim Schleifen drückte der Arbeiter das zu schleifende Stück Achat mit einem Finger jeder Hand fest gegen ein mit einer Kerbe versehenes Stück Holz, so daß das erstere in der Kerbe ruhte und auf dem schnell und kräftig rotirenden Schleifstein weder nach rechts noch nach links ausgleiten konnte.

Der Meister oder erste Arbeiter in der Schleiferei, ein sehr freundlicher, gefälliger Mann, zeigte und erklärte uns Alles auf das bereitwilligste und ließ die Uebrigen mehrere theils ganz rohe, theils schon halb bearbeitete Stücke Achat schleifen, um uns einen deutlichen Begriff von den verschiedenen Manipulationen zu geben. Es war ungemein interessant, zu sehen, mit welcher überraschenden Schnelligkeit sich ein völlig formloses Fragment in eine vollkommen symmetrische Figur verwandelte, und welch vortreffliches Augenmaß der Schleifer dabei an den Tag legte. In Folge der starken Friktion sprühten, trotzdem, daß der Schleifstein fortwährend von Wasser troff, unaufgesetzt Funken aus dem Achatstück; bei dem weißgrauen Achat hatten dieselben eine bläuliche, bei dem rothen eine prächtig dunkelrothe Farbe. Als wir das Verfahren beim Schleifen genau kennen gelernt hatten, zeigte uns der erste Arbeiter eine ziemlich große Sammlung von Gegenständen, welche in jüngster Zeit fabricirt worden und zum Verkauf bestimmt waren. Als Andenken nahmen wir einige Brochen von Moosachat mit, einer Gattung, deren moosartige Zeichnung von besonderer Schönheit ist.

Außer den Achatschleifereien gibt es in Oberstein wie in dem eine Stunde entfernten Städtchen Idar am Idarbache, der durch ein reizendes kleines Thal strömt und sich bei Oberstein in die Nahe ergießt, auch noch zahlreiche Edelstein- und Halbedelsteinschleifereien, deren Fabrikate weit und breit versandt werden. Man rechnet, daß dieser Industriezweig Oberstein jährlich 130 bis 150,000 Gulden einträgt. Der Achatwarenhandel gibt es denn auch eine ziemliche Zahl; in der Nähe des Stationsgebäudes steht eine große Bude, in welcher die geschmacklosten Sachen zum Verkauf ausgesetzt sind.

An andern Orten muß man die schönen Aussichten oft mühsam aufsuchen, in Oberstein braucht man nur ein Fleckchen Erde und ein Stückchen Himmel zu sehen, und man hat stets eine schöne Aussicht, denn der Thalkessel, in welchem das romantische Städtchen liegt, ist überreich an malerischen Standpunkten. Wir erfreuten uns an den Reizen dieses kleinen Paradieses denn auch bis zum letzten Augenblick, welchen wir darin verweilten, und obgleich wir auf der Rückfahrt noch mehrere, zuvor nur von fern gesehene Punkte besuchten, so wollte uns doch keiner so gefallen wie die „Perle des Nahethals.“

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckereien der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils_per jahrg.58,July-Dec

Morgenblatt f ur gebildete leser

3 1951 001 899 617 H